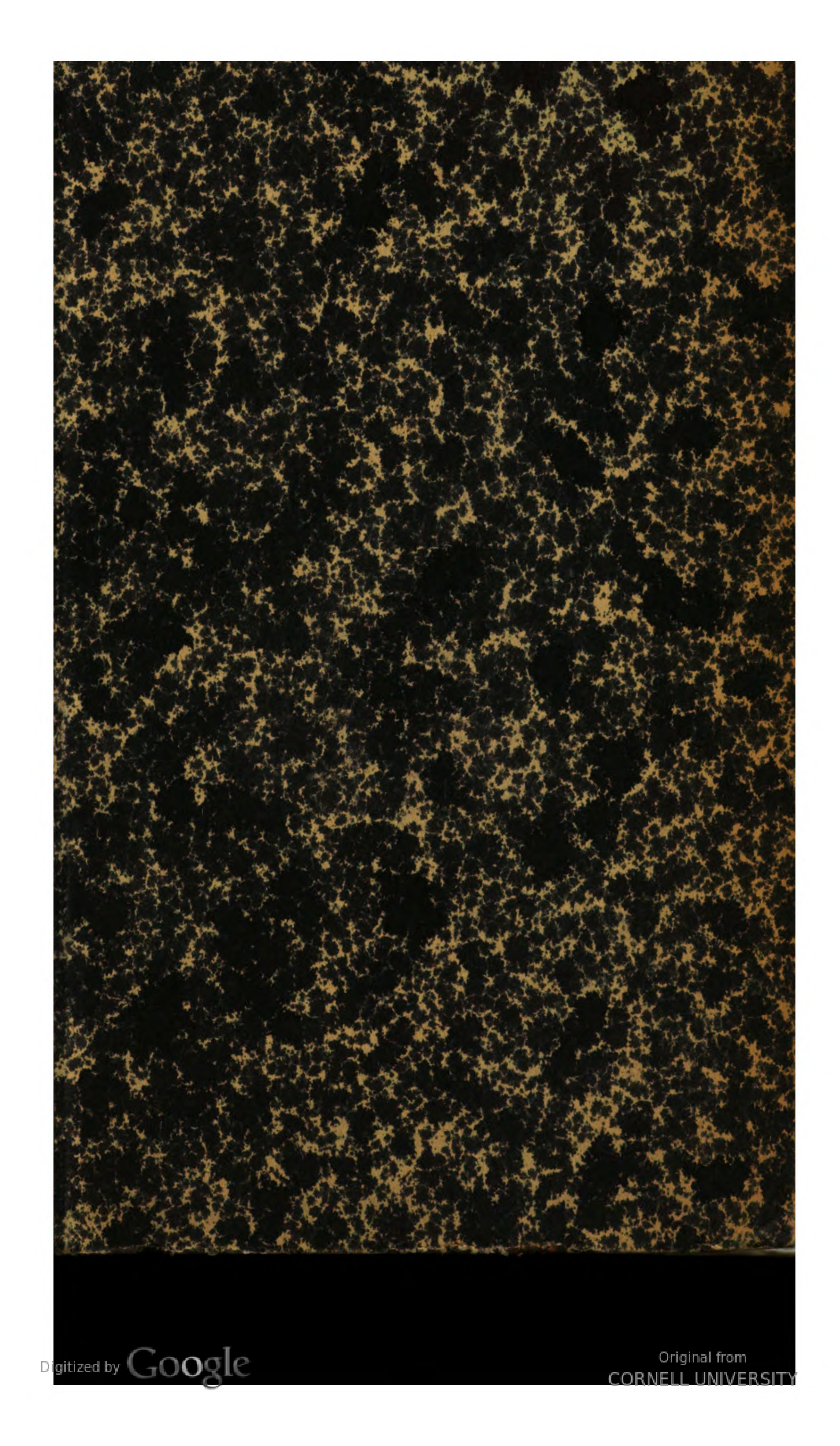
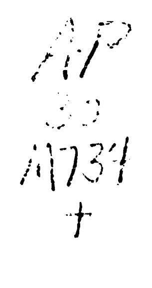
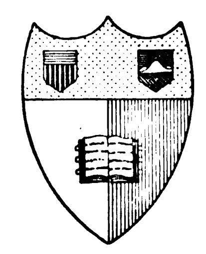






HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

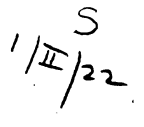
Westermanns Monatshefte

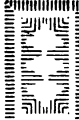


64. Jahrgang. 127. Band. 1. Teil

September 1919 bis November 1919

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig



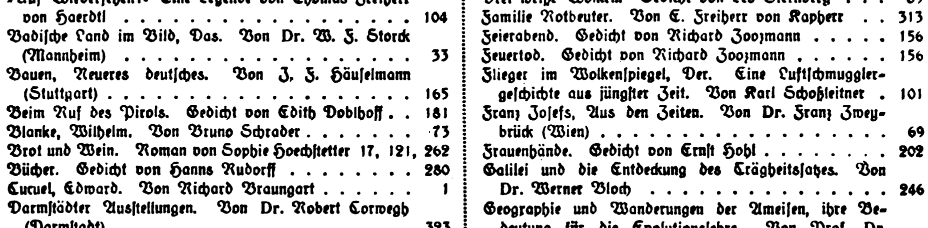

Inhalt des hundertsiebenundzwanzigsten Bandes

1. Teil. September 1919 bis November 1919

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Beiträge nach dem Abc





Literarische Rundschau

Das Reich der Frau. LII und LIII

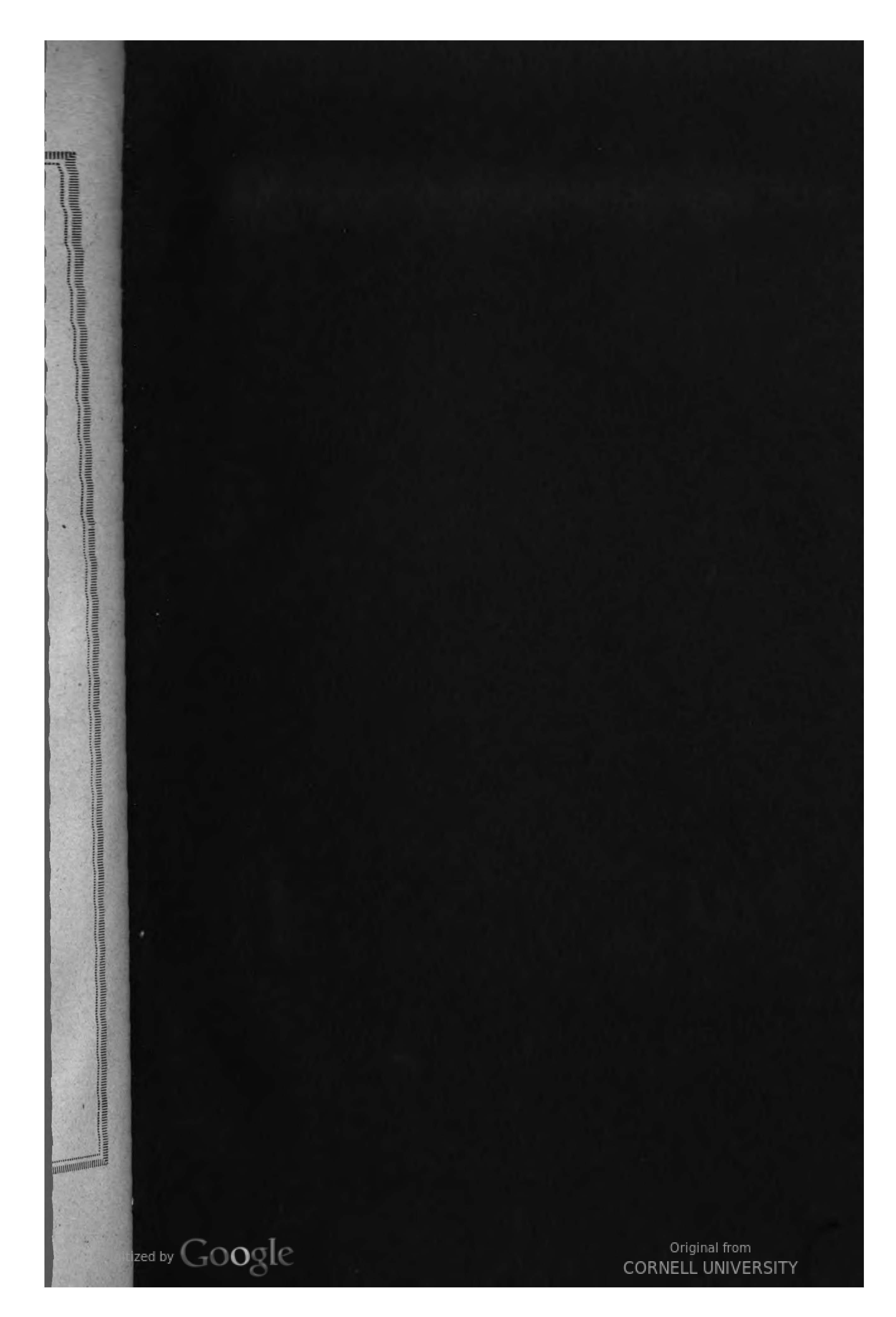
Kunstblätter und Einschaltbilder

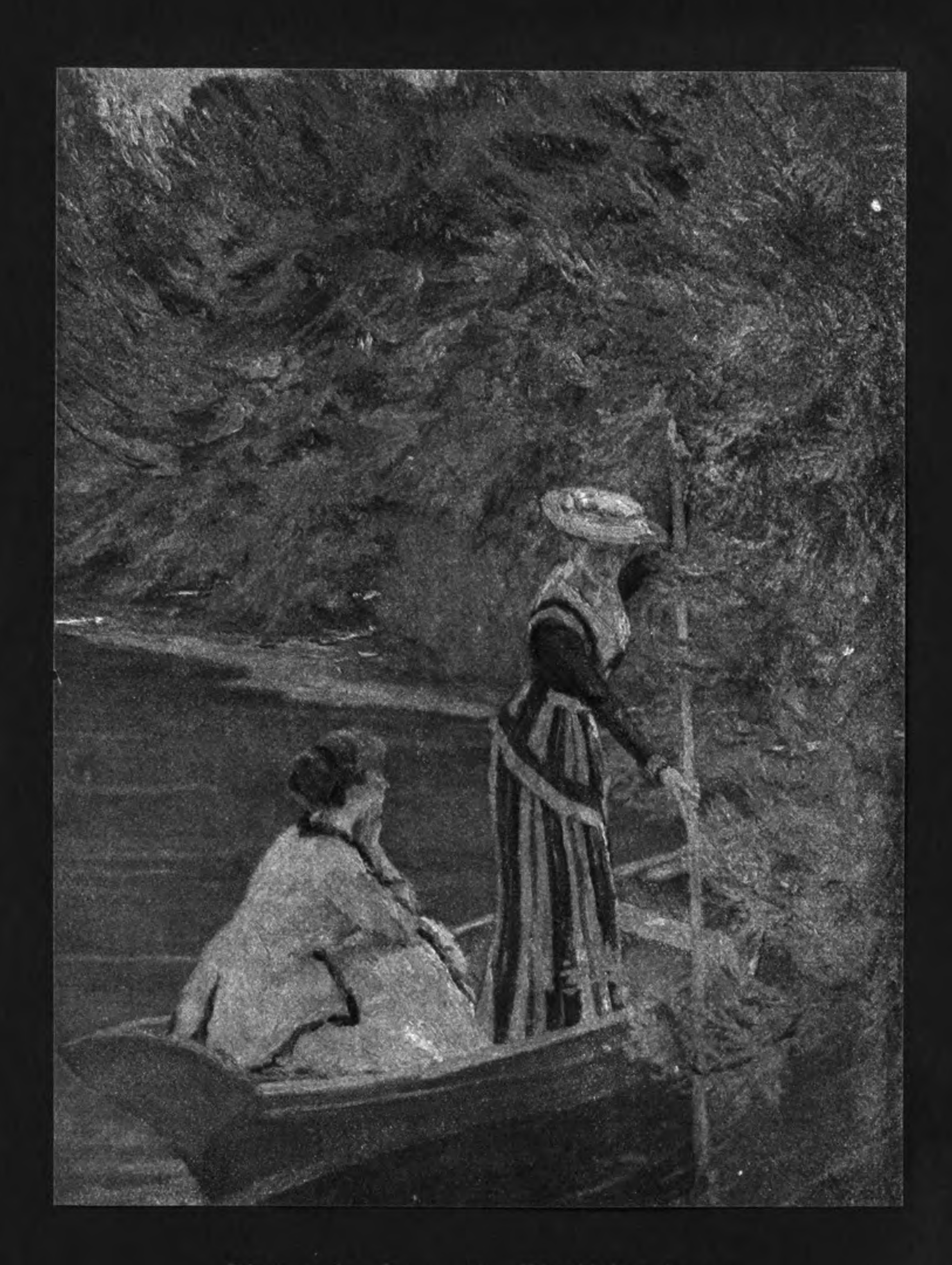
September:

Oktober:

November:

Verzeichnis der Mitarbeiter





Edward Cucuel: Waldlandung

Zu dem Aufsatz „Edward Cucuel“ von Richard Braungart



Edward Cucuel

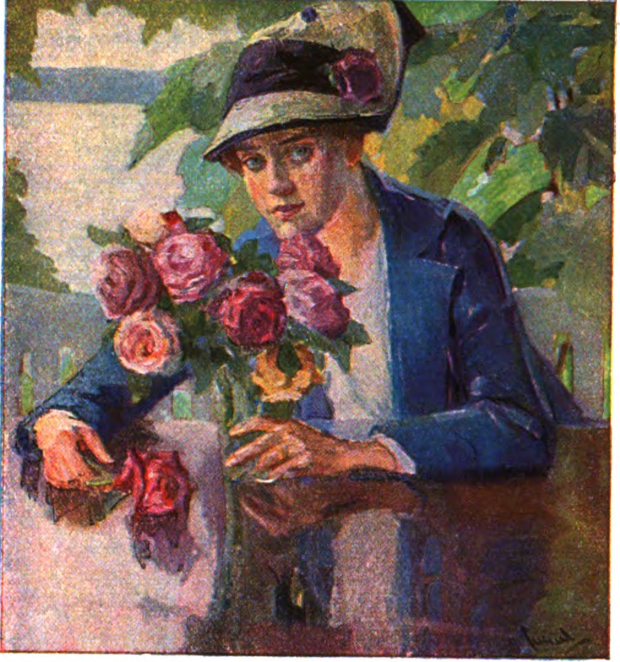
Von Richard Braungart

Der erste Frühzug — der einzige zumeist, der in diesen materialarmen Zeiten vormittags zu verkehren pflegt — hat uns aus dem Staub und Dunst, aus der Unrast und Fieberatmosphäre der Großstadt entführt. An leise wogenden Feldern vorbei, die auch der sonst so romantische Städter mit nüchternen, fachmännischen Augen zu betrachten sich gewöhnt hat, und durch herrliche Hochwälder, die ihren Harzduft bis in das verqualmte, schlechtgelüftete Abteil senden, strebt der Zug dem Ziele von Zehntausenden an schönen Sonntagen oder in den Ferienmonaten, dem nächsten größeren See, zu. An einer Kurve, wo die Strecke sich zu senken beginnt, wird der Wasserspiegel zum erstenmal sichtbar. Hellblau, vom Sonnenglast übergoldet und in den Glanz der Ferne sich verlierend, wo Wasser und Berge ineinanderfließen, liegt der See da und träumt. Und so mächtig ist sein Locken, daß sogar der Zug — so scheint es uns wenigstens — sich hingezogen fühlt und in beschleunigtem Lauf der Station zueilt, auf der wir aufatmend den Holzkäfigen der Wagen entrinnen.

Und nun beginnt sofort die Wanderung an dem See entlang. Zuerst verhindern allerdings Villengärten, die wie verzaubert hinter hohen Gittern schlummern, daß wir uns dem Ufer selbst nähern oder es auch nur zu sehen bekommen. Aber nach etwa einer halben Stunde bleiben die Häuser zurück. Die Straße drängt, die letzten Privatgärten immer kräftiger beschneidend, mit Ungestüm zum Ufer. Und mit einmal öffnet sich das grüne Dunkel. Wie eine Glasscheibe, die zuweilen der Hauch von unsichtbaren Lippen streift, liegt der See unmittelbar vor uns. Von drüben blinzeln Häuschen, die im Gartengrün eingebettet



Edward Cucuel

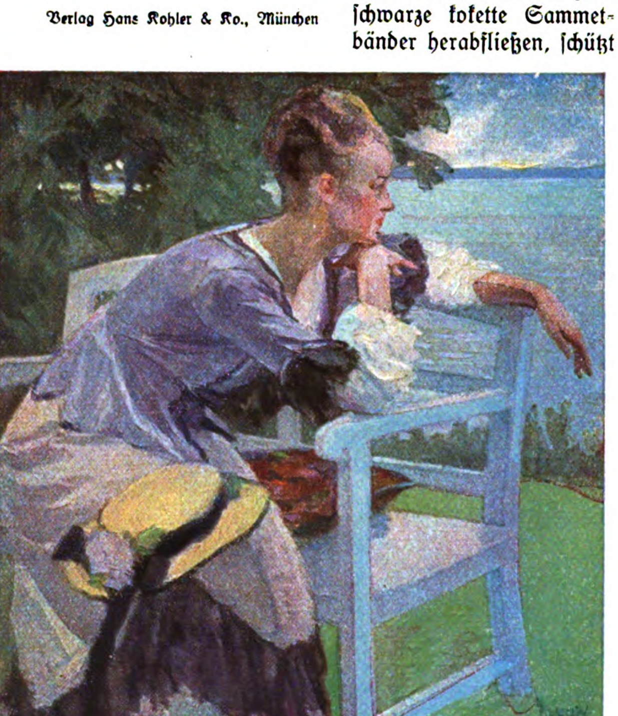


Dame in blauer Jacke — Verlag Hans Kohler & Ko., München

Nadel- und Laubbäumen gemischt ist und sich bis zum Ufer hinzieht, und wollen uns, fast betäubt von Licht, Sonne, Duft und sommerlichem Waldweben, ein wenig ins Moos niederlassen. Oder vielmehr: wir tun es eben. Da blendet etwas Weißes — oder ist es etwas Farbiges? — unsern Blick. Dort, wo eine große Buche ihre Äste und Zweige bis weit über das Wasser hinausstreckt, ist es. Wir reiben uns die Augen ein wenig, die fast der Schlaf bezwungen hätte, und sehen nun, daß ein Boot am Ufer angelegt hat. In diesem Boot aber liegt eine junge Dame in leichtesten hellen Sommerkleidern; ein Florentiner, von dem zwei schwarze kokette Sammetbänder herabfließen, schützt

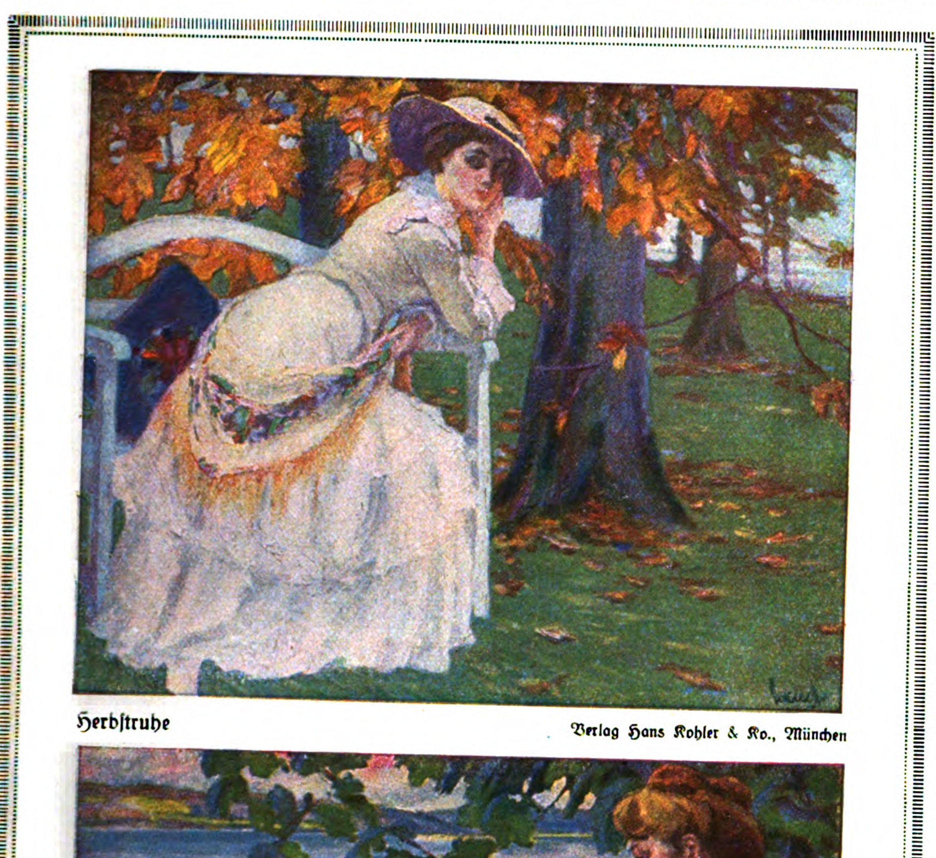
sind wie Edelsteine in einem Sammetkissen, vertraulich zu uns herüber. Ein Dampfschiff löst sich vom jenseitigen Ufer. Man hört den Einschlag der Schaufelräder und sieht den weißen Gischt aufschäumen. Das Schiff dreht langsam zu uns her. Es ist auf der Fahrt südwärts, den Bergen zu, die nun schon etwas deutlicher mit ihren Firnkränzen aus dem Mittagsdunst hervortreten. Ein paar unbewegliche Wolkenballen über den höchsten Gipfeln versprechen vielleicht ein Gewitter für den Spätnachmittag. Aber vorläufig ist noch Feiertagsstille und himmlischer Friede in der Natur.

Wir schreiten langsam weiter, betreten abermals ein Wäldchen, das aus



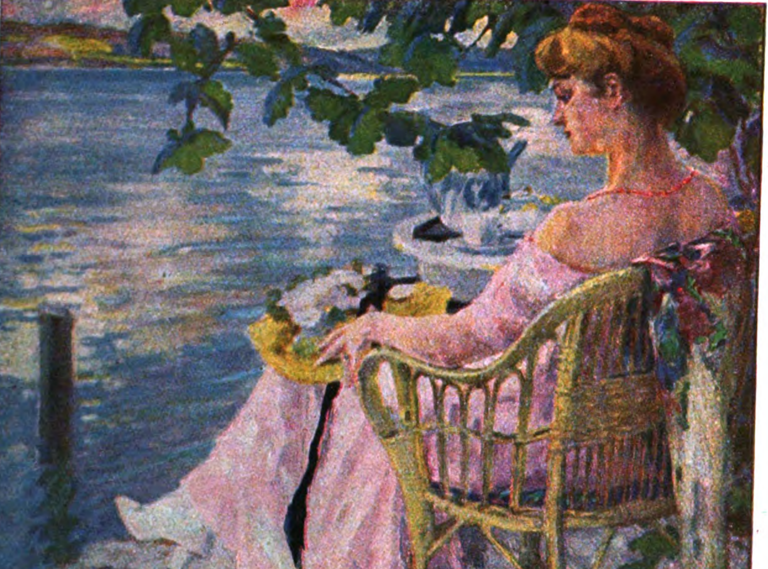
In Gedanken — Verlag Hans Kohler & Ko., München





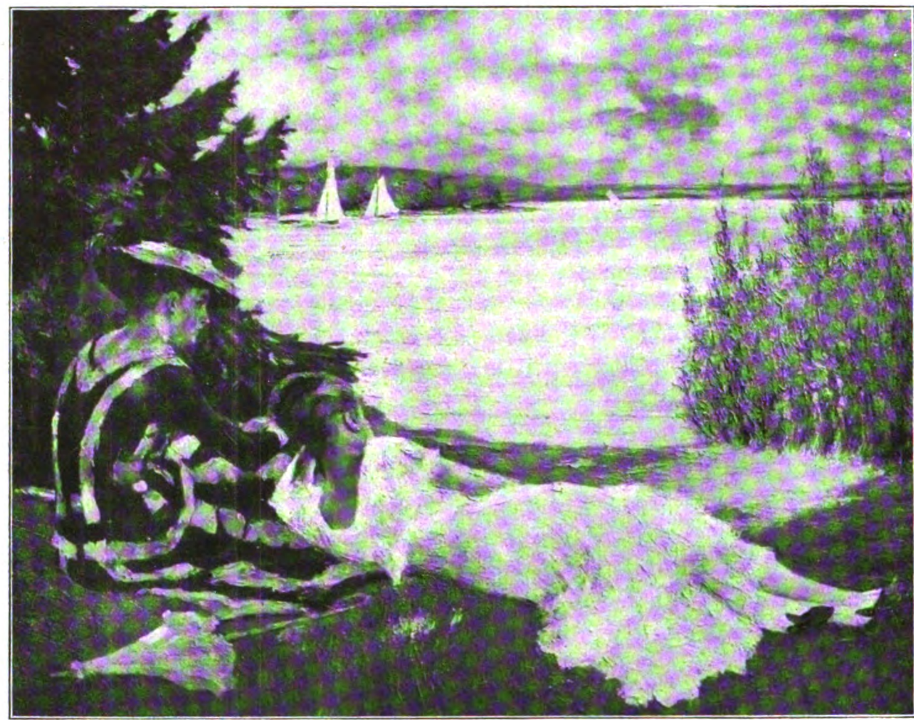
Herbstruhe

Verlag Hans Kohler & Ko., München



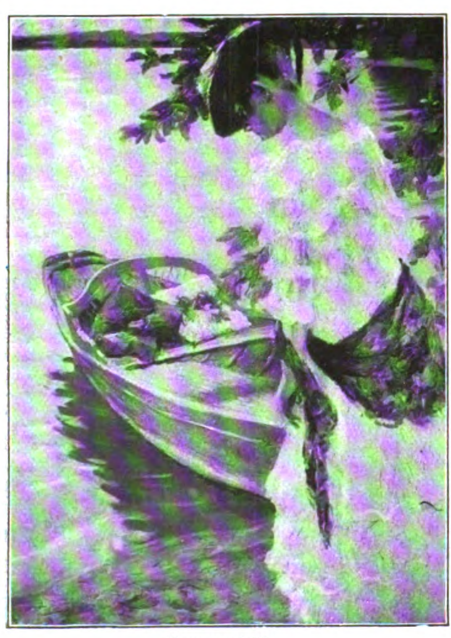
Sommerabend

Verlag Hermann Wolff, Berlin

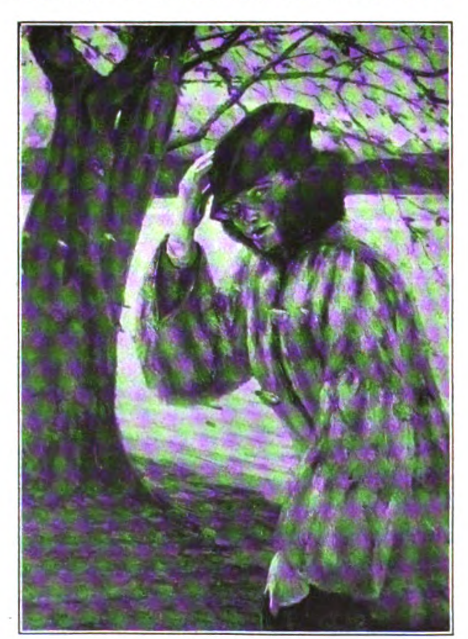


Auf dem Rasen

das Gesicht, über das sich noch ein duftiger weißer Sonnenschirm spannt. Das lachende Gesicht aber ist regungslos dem Ufer zugewendet, als sei es in einem Moment der Fröhlich-



Sommerstille



Herbstwinde



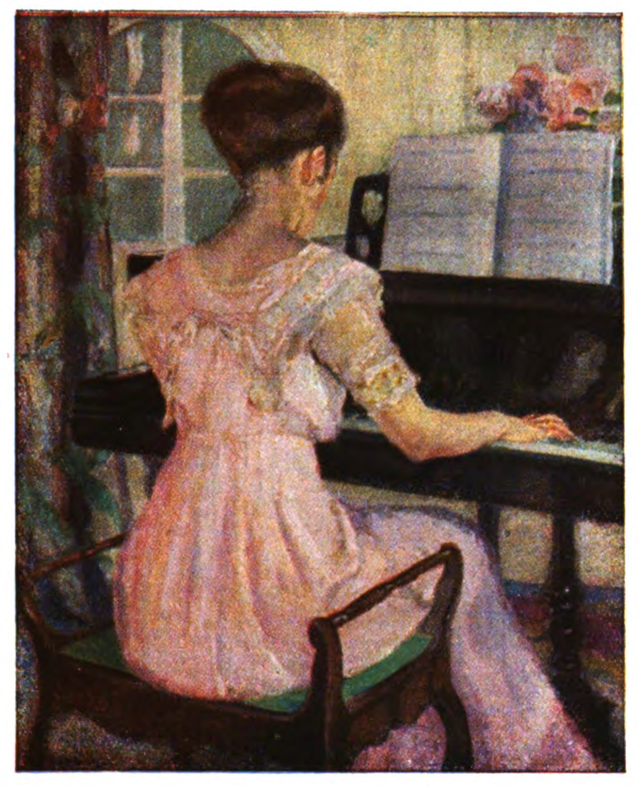
Auf dem Schloßteich

keit plötzlich erstarrt. Keine Bewegung zuckt durch den Körper oder durch die linke Hand, die auf die Bootkante gelegt ist. Ein seltsamer Anblick, unerklärlich im ersten Augenblick, ja fast ein bißchen gespensterhaft.

Wir kommen leise und unbemerkt, wie wir hoffen, ein wenig näher heran, und nun entdecken wir noch etwas andres, das rasch und sehr einfach das Rätsel löst. Am Ufer sitzt vor seiner Staffelei ein Maler, und wir sehen deutlich, trotz der nicht geringen Entfernung, wie das Bild, das offenbar eben erst angelegt worden ist, rasche Fortschritte macht, wie die Leinwand sich mit Farbflecken füllt und die liebliche Wirklichkeit da im Wasser im Begriffe ist, in ein nicht minder wirkliches, nicht minder liebenswürdiges Kunstwerk umgewandelt zu werden. Wir rühren



In der Seelaube



Die Sonate Verlag Albrecht & Meister A.-G., Berlin-Reinickendorf

zunächst liegt. Und nun haben wir fast täglich Gelegenheit, den Maler bei der Arbeit zu belauschen. Es scheint nicht immer das gleiche Modell zu sein, das ihm mit allerdings stets gleicher Geduld sitzt, steht oder liegt, mit allen möglichen Zwischenstufen zwischen diesen drei Grundbegriffen. Auch die Kleidung wechselt. Aber stets fällt der feine Geschmack auf, mit dem die Farben der Kleider zusammengestimmt und sozusagen in die Umgebung hineinkomponiert sind. Einige Male sehen wir das Modell auf einem Korbstuhl oder auf einer weißen Gartenbank in irgendeiner wie zufällig eingenommenen Stellung sitzen; oder es liegt allein, zuweilen auch zusammen mit einer ebenso schicken Kollegin auf dem Rasen und schaut den Segeln zu, die sich wie Schmetterlinge auf die

uns nicht von der Stelle und sehen eine Weile zu. Der Maler wendet uns den Rücken und kann uns also nicht sehen. Und das Modell? Hat es uns schon entdeckt? Es ist kaum anders möglich. Seine Stellung zwar verändert es so wenig wie seine lächelnde Miene. Aber seine Augen sind, am Maler vorbei, geradezu auf uns gerichtet. Und nun hören wir ein paar Worte, die aus dem Kahn herüberklingen. Der Maler dreht den Kopf ein wenig zur Seite und guckt uns an, als wollte er sagen: Was seid ihr für Leute? Störenfriede oder vernünftige, rücksichtsvolle Menschen? Schon nach ganz kurzer Prüfung scheint er sich für die »vernünftigen, rücksichtsvollen Menschen« entschieden zu haben. Er wendet sich wieder von uns ab, guckt auf sein Modell, das ebenfalls tut, als ob wir nicht da seien, und malt weiter. Auch zu unsrer Genugtuung. Wir sehen noch eine kleine Weile zu, dann wandern wir weiter, der Sonne und tausend Herrlichkeiten entgegen.

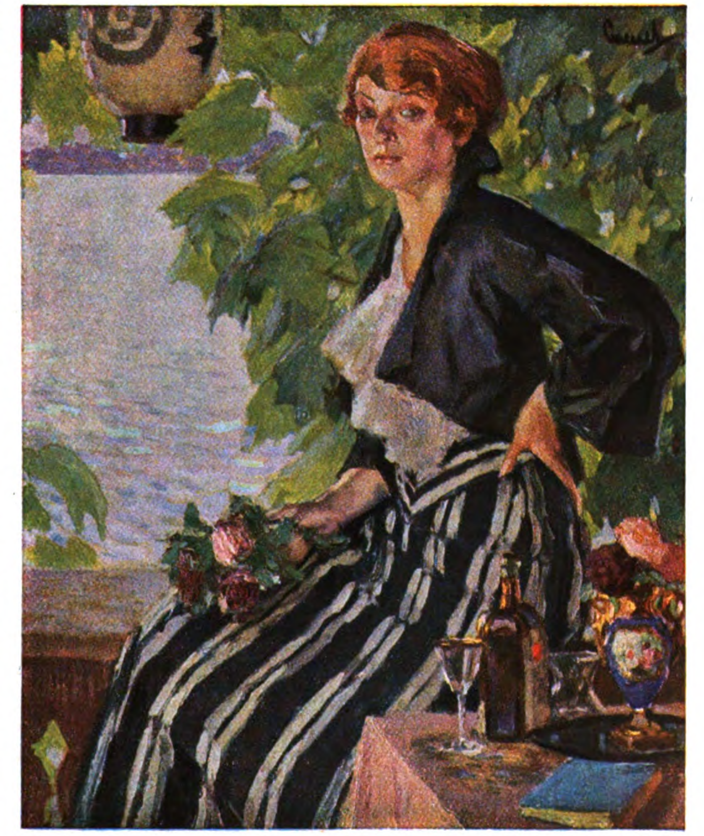
Ein paar Tage später nehmen wir längeren Aufenthalt in dem Ort, der jener Uferstelle

Oberfläche des Sees niedergelassen haben. Besonders häufig aber spielt ein Kahn eine Rolle in dem Idyll, das der Maler mit raschen Pinselstrichen festhält. Heute ist das Modell eben im Begriff, einzusteigen; der eine Fuß ist schon im Boot, und die Ruder liegen bereit; gestern stand es auf dem Anlegesteg, mit hochgerafftem Kleid, unschlüssig, ob es einsteigen solle oder nicht; dann wieder wartet eine Dame am Ufer, bis ihre Freundin den Kahn, in dem sie bereits sitzt, dicht genug ans Ufer herangeführt hat; oder zwei Freundinnen lassen das Boot in einer welligen Bucht am Ufer auflaufen — und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Wir sind nicht weniger ausdauernd wie der Maler und seine Modelle, und so kommt es, daß wir alle diese mannigfaltigen Szenen im Verlaufe mehrerer Wochen von unserm verschwiegenen Winkel aus zu beobachten Gelegenheit haben.

Aber damit ist es noch nicht genug. Einige Male finden wir den Künstler auch bei gutem Malwetter nicht am Strand. Ein Zufall aber fügt es, daß wir ihn dann in einem der vor-

nehmen Villengärten entdecken, wo er seine lieblichen Modelle, diese künstlichen Blumen im Reiche der Natur, um einen verlockend gedeckten Teetisch gruppiert hat. Aus dem Hause aber tritt eben das Dienstmädchen mit dem Teebrett in den Händen. Auch diese Gruppe wäre uns, da man sie ja an schönen Sommernachmittagen in jedem zweiten Villengarten so oder ähnlich beobachten kann, nicht aufgefallen, wenn sie nicht infolge der Unbeweglichkeit der »Figuren« seltsam starr gewirkt hätte. Die Damen allerdings kamen uns sofort sehr bekannt vor. Natürlich — es sind ja die Modelle, die wir schon öfter bei der »Arbeit« gesehen haben. Und richtig: dort steht auch der Maler, emsig bemüht, das kalte, nüchterne Weiß der Leinwand mit seinen schönen Farben zu bannen. Ein andermal aber sehen wir denselben ungemein fleißigen Maler ebenfalls in einem wohlgepflegten Garten einen für Kaffee oder Tee gedeckten Tisch allein malen. Dieses Motiv schien ihm bunt und anregend genug, so daß er auch einmal auf die Mitwirkung der Damen verzichten konnte. Aber das geschieht doch eben nur ausnahmsweise. Denn der schmückende Wert der lebenden Modelle ist durch kein Ding der toten Natur, und wäre es das allerfarbenfroheste, vollständig und gleichwertig zu ersetzen. Ob die Mädchen das wohl wissen? Nun, es ist ihnen schon zuzutrauen, daß sie es wenigstens ahnen, wenn sie auch von Malerei — was die Regel sein wird — nicht mehr als jeder beliebige Laie verstehen. Und zuweilen scheint es, als lasse das Wissen von diesen Dingen die Wangen der Modelle noch frischer erblühen, als leuchteten ihre Augen heller als sonst, und als entfalteten sich alle Reize üppiger, etwa wie die Rose unter dem Kuß der Sonne sich weiter öffnet und berauschenden Duft nach allen Seiten ausströmt. Ja, wie gesagt: so etwas wäre ihnen schon zuzutrauen, diesen eleganten, lieblichen Luxusgeschöpfen, denen nicht nur der Spiegel Freundliches sagt, sondern auch das fertige Werk des Malers gar zu gern ein bißchen schmeicheln möchte.

Es war nicht zu umgehen — und wir drängten sogar darauf —, den Maler, den wir von seinen Arbeiten, wenn auch aus der Entfernung, längst zu schätzen begonnen hatten, persönlich kennenzulernen. Wir sahen uns einem freundlich blickenden Manne mittleren Alters gegenüber, dem es nicht viel genützt hätte, wenn er seine amerikanische Herkunft hätte verleugnen wollen; denn seine Abstammung steht ihm, für jeden Menschenkenner mühelos erkennbar, im Gesicht geschrieben. Wir erfuhren dann, daß er Edward Cucuel heiße, daß die Familie — der Name



Auf der Veranda — Verlag Hermann Wolff, Berlin



Träumerei

der Augenblick erschuf, und fast immer waren es Szenen aus der eleganten Gesellschaft, die er bevorzugte und als deren Spezialist er galt. Das Leben in den vornehmen Hotels, in feudalen Kreisen, im Salon oder Theater bot ihm Stoff, der nie ein Ende nahm. Und es war besonders kennzeichnend für die damalige Art Cucuels, daß er die Einzelheiten der Damenkostüme — Spitzen z. B. — mit größter Sorgfalt ausführte, so daß manche seiner Arbeiten ohne weiteres auch in Modezeitungen hätte veröffentlicht werden können. Wer sich noch der älteren Jahrgänge der »Fliegenden Blätter« erinnert, dem braucht man nur Namen wie René Reinicke, Marold u. a. m. zu nennen, und er weiß ungefähr, wie Cucuel gezeichnet hat; wobei natürlich die amerikanische oder



Sehnsucht

läßt es erraten — ursprünglich französischer Herkunft, er selbst aber 1875 als Amerikaner in St. Franzisko geboren sei. Er hat in der Folge ein tüchtiges Stück unsrer Erde kennengelernt. Zuerst war er in Paris, wo er bei Gerome und Constant studierte. Dann ging es hinaus in die Welt, nach Indien, Japan, China und auch nach Afrika. Daß er die wichtigsten europäischen Länder ebenfalls besuchte, ist eigentlich selbstverständlich. Aber er tat es durchaus nicht nur als Globetrotter und zu seinem Vergnügen. Im Gegenteil: er war sehr fleißig. Jedoch nicht Maler ist er damals gewesen — das kam erst später —, sondern Illustrator. Er arbeitete in Paris, London und Berlin für alle möglichen illustrierten Blätter oder für Zwecke, die



Nach dem Diner

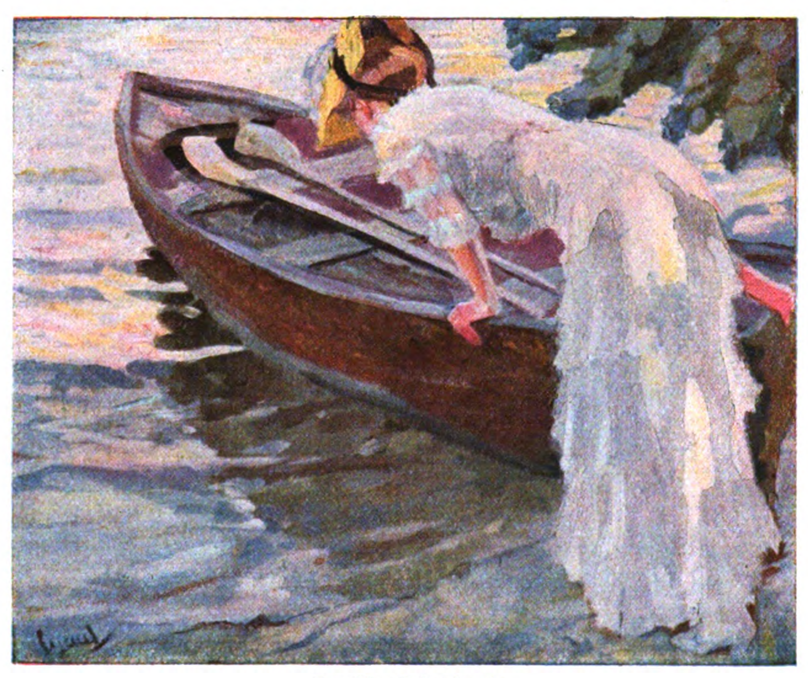
richtiger: die internationale »Orientierung« seiner Kunst mit in Rechnung zu setzen wäre.

Vielleicht wäre Cucuel, der seit 1893 in Europa und seit einer längeren Reihe von Jahren in München lebt, heute noch, was er damals in Berlin und anderwärts gewesen ist: ein Illustrator, wie es deren viele gibt, und von denen die Welt kaum jemals länger als für Augenblicke Notiz genommen hätte. Da führte ihn vor sieben Jahren — oder sind es schon neun? — der Zufall eines Tags auf einem Schloß mit dem Münchener Impressionisten Leo Putz zusammen, der ein Meister des um hübsche, wenig bekleidete oder nackte Weiblein herum gruppierten Stillebens ist. Vor allem die Freilichtakte von Putz sind jahrelang Hauptschlager der Münchener Künstlergruppe »Die Scholle« gewesen, der u.a. auch Fritz Erler, Reinhold M. Eichler, Adolf Münzer und Walther Georgi angehört haben, und die sich leider vor einigen Jahren aufgelöst hat. Besagter Putz nun



Dame des Sees

fand, daß es eine Sünde und ein schwerer Verlust wäre, wenn Cucuel, der zum Maler vorbestimmt sei, nicht den Stift mit dem Pinsel vertauschte. Cucuel glaubte ihm — glücklicherweise — und begann zu malen. Und siehe da, es ging vortrefflich. Daß Cucuel viel von der Technik seines Anregers übernommen hat, ist begreiflich, auch daß er ihm in der Motivwahl wie in manchen Einzelheiten gefolgt ist. Aber ebenso wahr ist, daß Cucuels Malweise sich allmählich ziemlich weit von der Putzens entfernt hat, so daß Jahren für Putz hauptsächlich bezeichnend gewesen ist, als sein Wesentliches erkannt, und sein ganzes malerisches Streben geht nun dahin, Bilder zu malen, in denen dieser Grundzug zur bestimmenden, laut ausklingenden Melodie wird. Mit andern Worten oder mit einem Wort: Cucuel will ein Maler der Freude sein. Und er will es nicht etwa aus gewinnsüchtigen Gründen, sondern weil sein Naturell ihn dazu treibt, weil er nicht anders kann. Wer nur ein einziges Mal mit ihm gesprochen hat, weiß, daß das keine Pose,

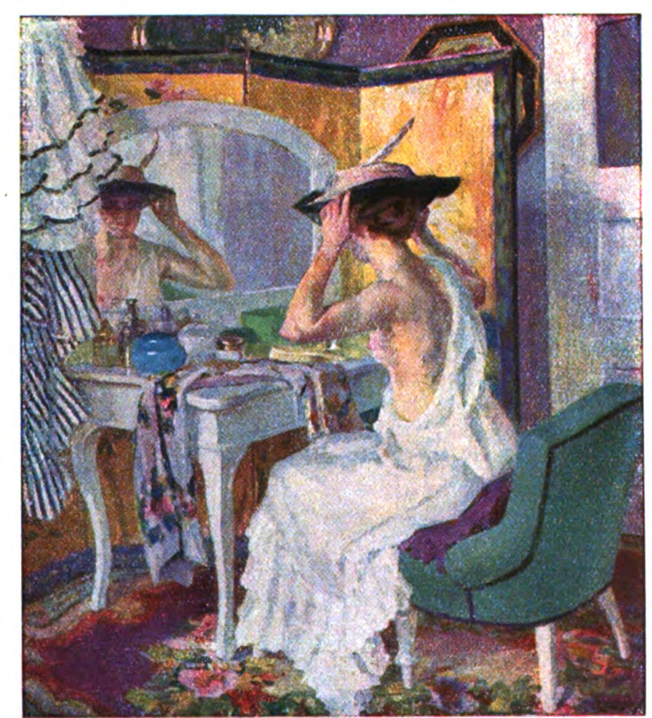


Zur Bootfahrt bereit

man heute ein Bild Cucuels von einer neuen Arbeit seines Kollegen schon am Pinselstrich unterscheiden könnte, wenn nicht auch sonst noch allerlei Besonderheiten wären, die eine Verwechslung zur Unmöglichkeit machen. Das wichtigste aber ist vielleicht, daß Putz besonders früher gern Motive von großer Buntheit und von einer gewissen angenehmen Unbesorgtheit und Unbeschwertheit gewählt hat, heute aber längst — sofern der sehr still Gewordene überhaupt noch etwas schafft — auf ernsteren Bahnen sich weiterentwickelt und sich auch an tragischen Motiven großen Wurfs und Stils versucht hat. Cucuel dagegen hat gerade das Fröhlich-Bunte, das vor sondern Wahrheit und daß sein Trieb zur Freude, zu allem Lichten, Bunten, Freundlichen nicht Geziertheit, Künstelei oder sonst etwas Zweifelhaftes, sondern Natur und Notwendigkeit ist. Cucuel kann gar nicht anders als Bilder malen, deren Anblick Freude macht und angenehme Empfindungen weckt. Und ich meine, man müßte es diesen Bildern ansehen, daß der Künstler selbst mit Lust und Liebe bei der Sache war und daß es ihm nicht etwa nur darum zu tun gewesen ist, zu zeigen, daß er zu malen verstehe, sondern daß er in der Vermittlung freudiger, lebenbejahender Gefühle den wichtigsten Zweck seines Schaffens sieht. Es sei zugegeben, daß eine solche Ab-



Am Ufer Verlag Neue Pho'ogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz



Bei der Toilette Verlag Hans Kohler & Ko., München

sicht in unsrer Zeit fast etwas Unwahrscheinliches hat, gar nicht zu reden davon, daß sie in den Augen der Modernsten, die jeden »Eudämonismus« in der Kunst schroff ablehnen, geradezu etwas Verbrecherisches haben muß. Aber sie besteht tatsächlich; und wer eine größere Anzahl Bilder Cucuels, wie sie z. B. hier geboten wird, daraufhin ansieht, der wird gewiß finden, daß sie nicht nur Freude vermitteln wollen, sondern daß ihnen dies auch wirklich gelingt. Während andre den Grunddreiklang der irdischen Glückseligkeit in den Worten »Wein, Weib, Gesang« anzuschlagen versuchen, läßt sich die Cucuelsche Formel vielleicht mit »Weib, Natur, stilles Behagen« wiedergeben. Auch diese drei Faktoren ergeben, besonders wenn noch der Zauber der Farbe daruntergemischt wird, in ihrer Vereinigung die Gesamtsumme »Freude«. Und das ist es ja eben, was Cucuel will. Im übrigen kann jeder in jedem Augenblick die Probe an sich selbst machen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn das Ergebnis nicht mit dem übereinstimmte, was Cucuels Endabsicht bei allen seinen Bildern ist.

Fast möchte man also den Maler beneiden, der sich eine so schöne Lebensaufgabe erwählt hat und sich rühmen darf, daß sein Schaffen schon von zahlreichen



Dame mit Muff

Berufenen in Deutschland und im Ausland anerkannt worden ist. Aber es wird auch diesem Kranz von Rosen nicht an Dornen fehlen. Und vielleicht gewährt es einen bescheidenen Einblick in die Hemmungen, die auch ein Maler der Freude zu überwinden hat, wenn man hört, daß Modelle gegenwärtig so gut wie gar nicht zu bekommen sind. Auch sie seien, heißt es, vom allgemeinen Streikfieber ergriffen und hätten keine Lust mehr, stundenlang ruhig zu sitzen oder zu stehen. Ja, ja, so ist nun einmal das Leben! Was jedem Freude macht — dem Maler, der das Original selbst genießt, und dem Betrachter, der aus dem Abbild der Natur noch Honig saugt —: eins hat doch zum mindesten kein sonderliches Vergnügen daran, und das ist das Modell. Sie glauben es nicht, verehrte Leserin? Sie seien selbst schon gemalt worden und hätten das sogar amüsant gefunden? Nun, dann sind Sie eben eine besonders geduldig veranlagte Natur, oder der Herr Maler — er war gewiß sehr interessant? — wußte anregend und unterhaltend über alles mögliche zu plaudern. Und am Ende, wenn die Sitzungen vorüber waren, gehörte das Bild Ihnen. Aber bedenken Sie: diese hübschen Dinger, diese Modelle, verkaufen ihre Schönheit und Grazie, wenn auch nur im Bilde, irgendeinem beliebigen Fremden. Und dann sei noch etwas verraten, ein Geheimnis vielleicht, aber jedenfalls keins, das unbedingt gewahrt werden müßte: die Kleider und Hüte und Schirme sind nämlich so wenig Eigentum ihrer Trägerinnen wie die Stühle, auf denen sie sitzen, oder die Gärten und Villen, die sie durch ihre Anwesenheit verschönern. Sie gehören — mit Ausnahme der Gärten und Villen natürlich — dem Künstler, der ein ganzes Arsenal von solchem Rüstzeug der Schönheit in seinen Schränken bewahrt, oder vielmehr bewahrt hat; denn das meiste ist während des Krieges bis zur Unbrauchbarkeit abgenutzt worden, und Neuanschaffungen sind jetzt aus bekannten Gründen fast unmöglich. Zur »Ehrenrettung« der Modelle sei freilich sofort bemerkt, daß Cucuel die Mädchen selbstverständlich nicht deshalb selbst kleidet, weil sie »nichts anzuziehen« hätten. Wer würde so etwas auch nur zu denken wagen! O nein: man weiß, wie schick und nach der neuesten Mode, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, Modelle — und vor allem solche, wie Cucuel sie braucht — gekleidet zu sein pflegen. Aber gerade das ist es ja, was Cucuel nicht will. Er will keine Modebilder malen; denn das wären sie bis zu einem gewissen Grade doch, wenn er die Mädchen malte, wie sie gegangen kommen. Zwar: das moderne Damenkleid, sein Zuschnitt, Ausputz und das übrige Drum und Dran von den Hüten bis zu den Schuhen, reizt auch Cucuels Malerphantasie mächtig. Aber er



Dame mit Sonnenschirm

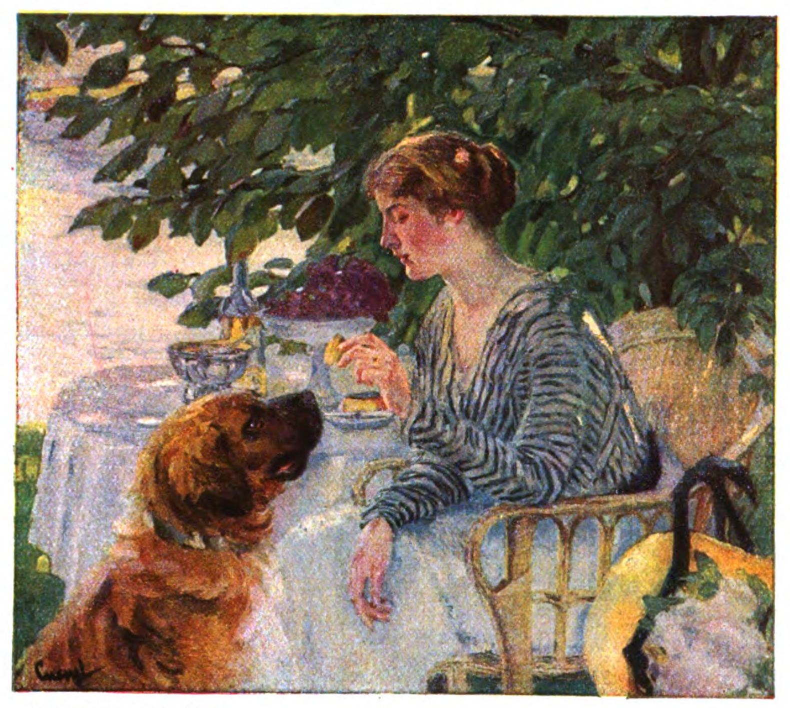

Vor gedecktem Tisch

els eigen ist, auf diesen Umstand zurückgeführt werden kann oder muß.

Mancher, der an den Bildern Cucuels Gefallen gefunden hat und ihrem Reiz erlegen ist, erführe nun gewiß gar zu gern noch, in welcher Gegend wohl der Wanderer, wenn ihm das Glück günstig sei, den Maler und seine Modelle belauschen könne, wie einst Aktäon die mit ihren Nymphen badende Diana — doch ohne dessen trauriges Schicksal, natürlich. So ohne weiteres ist das nun freilich aus den Bildern nicht zu ersehen; denn hügelige, bewaldete Seeufer gibt es überall, im Süden wie im Norden Deutschlands, und die Gegend aus der Form der Segel und Ruder oder aus sonstigen Ei-

sagt sich nicht mit Unrecht, daß das rein Modische ein Augenblicksprodukt sei, das mit dem Augenblick auch wieder vergehe und schon nach kurzer Zeit schal wie ein Bonmot von gestern wirken müsse. Und deshalb kleidet er seine Modelle zwar in den Grundlinien modern, in allen Einzelheiten aber nach einem gewissen Durchschnitts- und Dauertypus, der mehr den Eindruck des Eleganten, Schicken und Malerischen im allgemeinen als den des »à-la-mode - Gekleidetseins« macht. Es ist zweifellos, daß ein nicht unwesentlicher Teil der fast dichterischen Stimmung, die so vielen Bildern Cucu-


Im Boot



Verlag Herm. Wolff, Berlin
Ein Leckerbissen

nicht verraten werden — ganz plötzlich in reizender Weise für seine Mühe belohnt sehen. Meinen Glückwunsch im voraus dazu!

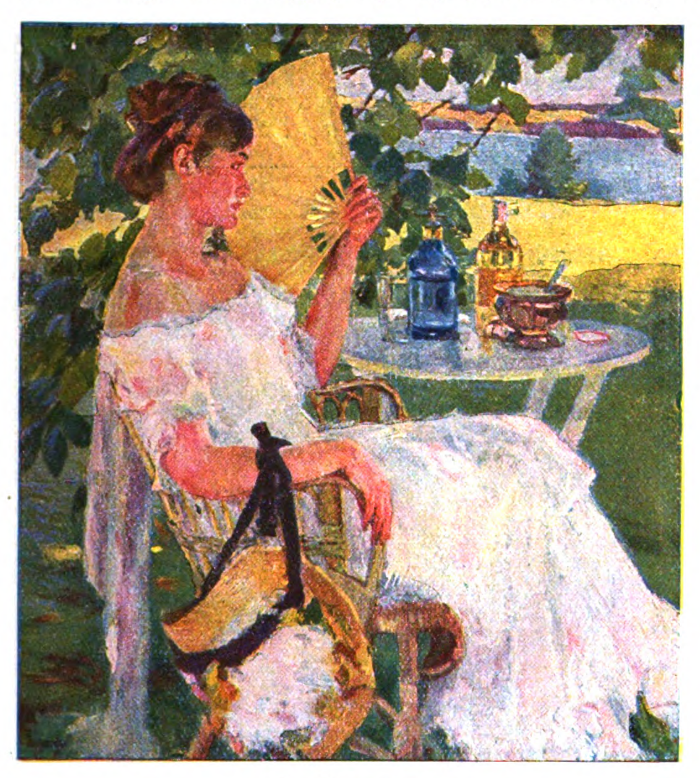
Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen, die selbstverständlich auch auf so manchen andern Künstler passen würden, für Cucuels Bilder aber in ganz besonders hohem Grade zutreffend sind.

gentümlichkeiten zu erraten, ist auch nicht jedermanns Sache. Fraglich übrigens, ob es überhaupt möglich wäre. Man muß es also schon sagen, daß zumeist der Starnberger und der Ammersee die Staffage für die eleganten und pikanten Szenen der Cucuelbilder liefern. Genaueres mitzuteilen, geht jedoch nicht an; und wer auf Aktäons Spuren wandeln will, muß schon ein klein bißchen Ausdauer und Pfadfinderbegabung haben. Dann wird er sich eines Tags frühmorgens vielleicht oder am späten Nachmittag oder zu irgendeiner andern Stunde — auch über die Mal-Zeiten kann Genaueres



Herbsterinnerung — Verlag Hermann Wolff, Berlin

Gewiß gibt es unter den Kunstbeurteilern von heute diesen oder jenen, der den Bildern Cucuels deshalb keinen höheren Wert zuerkennen möchte, weil sie nichts wesentlich Neues bringen, vielmehr den Impressionismus, der doch bereits tot sei, noch einmal zum Leben zu erwecken sich bemühlten. Diesen wunderlichen Narren, die der lebendigen Kunst immer die dürre, unfruchtbare Theorie entgegenhalten und die allgemeine Gleichheit, unbefangenen Laien ist in solchen Fällen häufig viel zutreffender und maßgebender als das allzukluger, in Theorien befangener Leute, die sich Kenner nennen, weil sie nur ihren Geschmack gelten lassen wollen. Mögen diese Unfrohen immerhin schelten! Bei allen Empfänglichen und Vorurteilsfreien wird Cucuel um so sicherer erreichen, was er gewollt hat: sie zu erfreuen. Künstler aber, die das fertig bringen, haben wir nicht so viele, daß wir

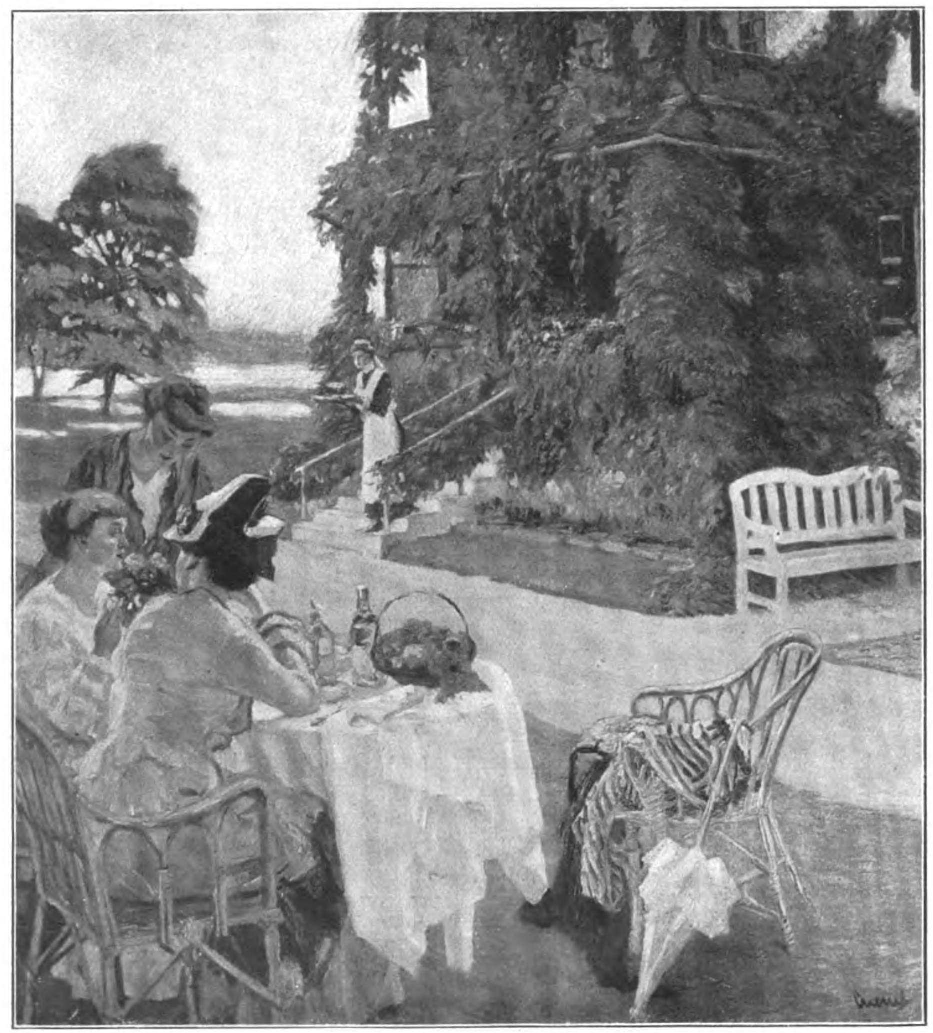


Ein Sommertag

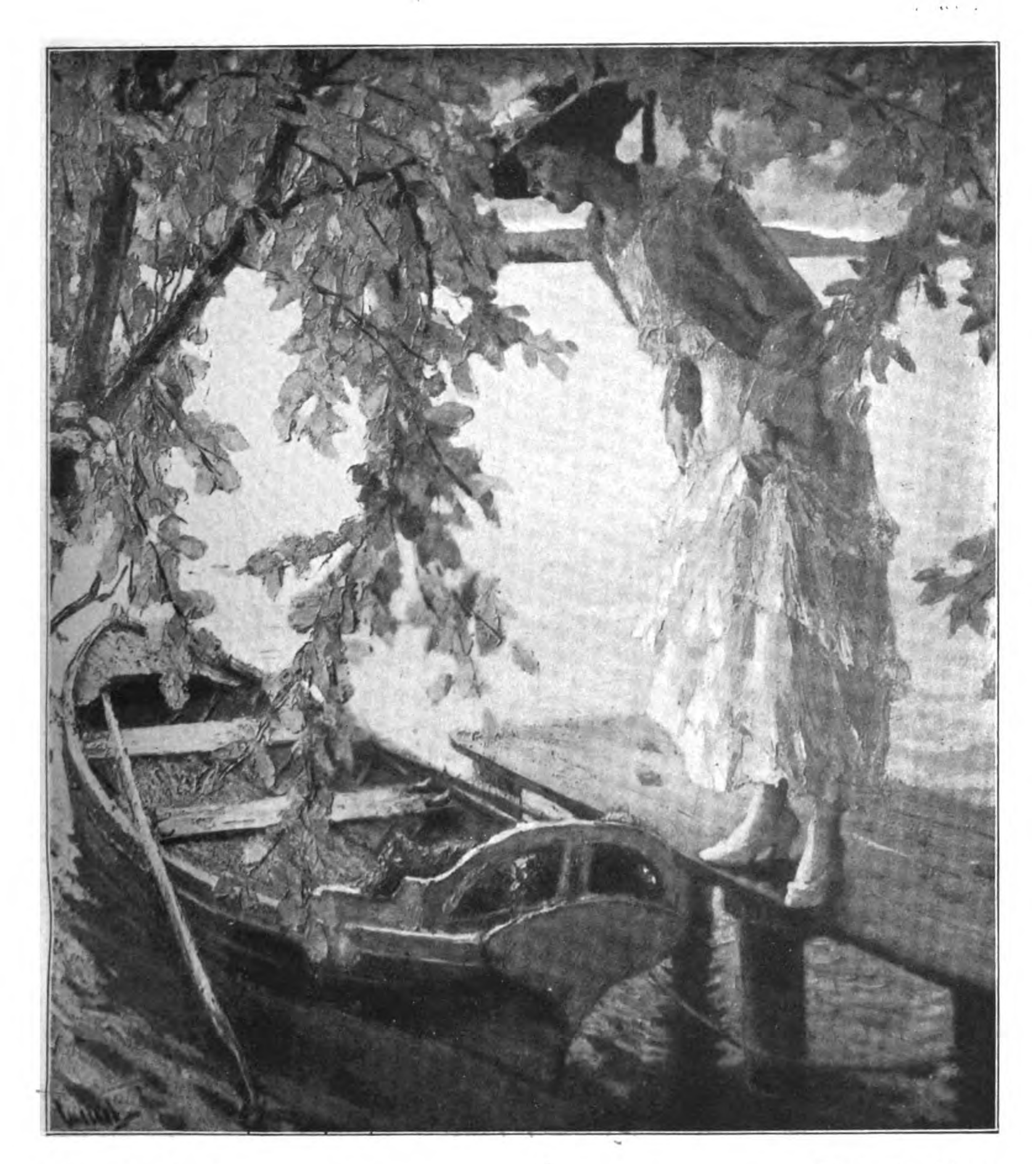
von der heute so viel die Rede ist, am liebsten auch in der Kunst siegen sähen, kann man nur erwidern, daß der Impressionismus überhaupt niemals sterben kann, da er letzten Endes eine Weltanschauung ist, und daß die Kunst im allgemeinen nicht nach dem einzuschätzen ist, was sie Neues bringt — wieviel bliebe da noch bestehen? —, sondern nur nach dem reinen Wert der Leistung. Legen wir aber diesen Maßstab an, dann kann das Urteil über die Kunst Cucuels nur Anerkennung und Zustimmung sein; denn von dem großen Können dieses geborenen Malers vermag auch der Neid nichts abzuzwacken. Und das Urteil des nicht die Pflicht hätten, jeden einzelnen nach Gebühr zu respektieren. Edward Cucuel darf also sicher sein, daß ihm sein rechtmäßiger Anteil an unsrer Sympathie — und vielleicht noch ein wenig mehr — jederzeit gewiß sein wird.

Noch ein Wort über den internationalen Charakter der Cucuelschen Kunst. Von Putz kann man sagen, daß er ein typischer Vertreter einer besonders für München bezeichnenden Art des Sehens, Empfindens und Erlebens ist. Und es hat nicht an Leuten gefehlt, die der Münchner Kunst aus ihrer manchmal etwas spielerischen Eigenart einen Vorwurf gemacht haben. Dieses eingeboren Münch-

nerische nun, das eine Folge des Gewachsenseins im Münchner Boden ist, fehlt den Bildern Cucuels, obwohl ihre Herkunft nicht einen Augenblick zweifelhaft sein kann. Die Welt, die er schildert, scheint die gleiche wie die seines Lehrers und ist es doch nicht. Sie ist viel weniger als diese durch einen Städtenamen umschrieben und begrenzt. Mädchen, wie Cucuel sie malt, die Situationen, in denen er sie darstellt, und mehr noch die ganze Art seines Vortrags werden überall ohne weiteres ansprechen. Sollte es nun wirklich Leute geben, die auch daran Anstoß nehmen? Wir wollen es nicht hoffen; denn es kann doch für die deutsche Kunst nur schmeichelhaft sein, wenn ihr Besonderes gelegentlich auch in eine Sprache der Formen und Farben übersetzt wird, die in der ganzen Kulturwelt verstanden wird, die keiner erst mit vieler Mühe gelernt zu haben braucht. Es kommt bei all diesen Dingen einzig und allein darauf an, daß sie mit Geschmack und Diskretion gemacht werden. Nun, ich glaube nicht, daß es jemanden gibt, der dem einstigen Weltenfahrer Cucuel diese Eigenschaft im Ernste abstreiten möchte. Wenn irgendeiner, dann war er berufen und befähigt, diese Übersetzungsarbeit zu leisten. Davon aber, wie er sie durchgeführt hat, überzeugt der Augenschein mehr, als es die beredtesten Worte könnten.



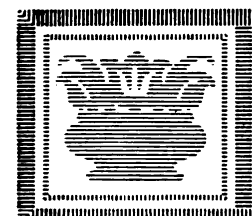
Fünfuhrtee



Edward Cucuel: Stiller Herbsttag

Zu dem Aufsatz »Edward Cucuel« von Richard Braungart






Brot und Wein

Roman von Sophie Hoechstetter

I

Der Historiker an der Universität Erlangen, Alexander Degen, dem die Jahre den Titel Geheimrat und viel Weiß in sein volles, einst so strahlend blondes Haar gegeben, saß an seinem Schreibtisch. Er sprach. Er machte unwillkürlich jene edlen und würdevollen Gebärden, mit denen er seinen Hörern von der Schönheit der Geschichte der Hohenzollern zu sprechen liebte. Ina kannte die festlichen Handbewegungen des Vaters von zahlreichen öffentlichen Feierlichkeiten her, sie wandte den Blick und ließ ihn über die vielen Bücherrücken gleiten, die hinter den Verglasungen der Schränke schimmerten. In jedem dieser Werke pochte einst ein Herz. Man kann es auferwecken und hören, wenn man zu lesen beginnt. Und doch — sehnt man sich dann hin zu dem, der große oder holde Werte und Dinge gewußt hat, so ist er vielleicht lange tot oder weit fort in einer andern Welt, einer andern Stadt, bei einem andern Menschen.

»Ich verstand dich schon, Papa,« sagte Ina und wandte den schmalen Kopf, die schmale Stirn mit dem reingezeichneten Haaransatz dem Schreibtisch zu. »Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Deberndorff ist eine gute Partie, und ganz Erlangen wartet doch darauf, daß ich einmal heirate.« Ihre Stimme war sehr lässig, wie die eines Menschen, der sich mühen muß, eine lange Geduldsprobe zu meistern. Der Geheimrat, in dessen Herz und Hirn sämtliche Allianzen und Mesallianzen der Weltgeschichte mit unvergeßlicher Deutlichkeit eingebrannt waren, fand, es sei schwer, ein junges Mädchen und ihre Gefühle zu ergründen. Er suchte die Augen seiner Tochter, und dieser Blick, der einen Wunsch nur wenig verschleierte, ja fast zur Bitte formte, rührte Ina. Früher wäre man so glücklich darum gewesen, wenn der Vater nicht nur Befehle, sondern auch Wünsche oder gar Bitten zu vergeben gehabt hätte. Er beachtete diese Zeit nicht. Nun ging die Sehnsucht des Kindes nicht mehr nach einer Zärtlichkeit des Vaters. Sie hatte andre Ziele.

Ina kam näher.

Die lang Mutterlose war gütig zu ihrem Vater. Sie strich über seine Hand, bog sich ein wenig herunter, um ihren roten, weichen Mund lag ein Lächeln. Sie schob ein paar Photographien auf dem Schreibtisch näher.

»Ach, sieh doch deine Bilder an, Papa. Was die Männer betrifft, meine ich. Mommsen, Carlyle, Treitschke, Lamprecht und« — ihr Lächeln vertiefte sich — »Prinz August Wilhelm. Und deine Söhne. Sieh mal, paßt dazu Herr von Deberndorff? Ich fürchte, nein.«

Der Geheimrat antwortete dozierend: »Liebe Ina, als Hohenzoller muß man allerdings geboren sein, ein Carlyle oder Mommsen könnte man werden.«

Über Ina kam ein leises Erschrecken. O Gott, doch keine Tragödie um Herrn von Deberndorff? Wünschte des Vaters unbeschreibliche Liebe zum fränkischen Land sie vielleicht mittels Deberndorffs in den Adel der Provinz?

»Deberndorff will sich in Berlin habilitieren. Er hat Chance, Kind. Er erbt später Besitzungen in unserm markgräflichen Lande, über denen unzerstörbar die Schönheit der Geschichte liegt.«

Ina lachte, zwanglos, aber nicht unhöflich. »Ja, Papa. Ich liebe auch unser Land. Aber über Eberhardt Deberndorff liegt keine Schönheit. Weißt du, als dein Mitarbeiter ist er gut. Seine Exaktheit, seine Sprachgewandtheit. Ich weiß das wohl. Du siehst nur dies. Du weißt nicht, wie lächerlich er ist in seiner Flachheit. Er kennt nichts als die Öde des Alltags. Und die ewigen Wahrheiten der Gemeinplätze.«

Die Tochter fühlte, daß sie vielleicht den Vater mit diesem schroffen Urteil verletzte. Aber das verging vor seiner Antwort, die eine zu heftige wurde und darum ihre Wirkung verfehlte. Der Professor mäßigte sich. »Er ist ein Mann, Ina. Den Mann macht immer erst die Frau zum Menschen. Deine Mutter —«

Ina lächelte. »Meine Mutter? Warst du ein Knabe für sie? Wie schön muß das gewesen sein — —«



Spielend und liebenswürdig brach sie ab. »Ich werde über Deberndorff nachdenken, Papa. Doch bitte, bitte, fordre ihn nicht auf, uns heute zu begleiten. Es sind schon genug Gäste für unsre Cadolzburger. Wenn es dir recht ist, lasse ich jetzt anrichten, wir müssen früher essen.«

Der Professor sah seiner Tochter nach. Sie war schmalgliedrig und von feinem Wuchs, wie einst ihre Mutter. Es ist Pflicht, daß man einer Tochter zur Ehe zuredet, dachte er. Die eignen Wünsche nach häuslichem Behagen müssen da schweigen. Wenn er Ina nur kennte! Ihre Freundinnen würden mehr von ihr wissen als er. Doch das ist Elternschicksal. Ein Vertrautestes und Fremdestes wächst neben uns her, dachte er besorgt. —

Im Eßzimmer des Hauses standen zwei junge Männer in bewußter Eleganz hinter ihren Stühlen. Die Brüder, Friedrich, der Artillerieleutnant, und Albrecht, der Jurist, glichen einander sehr stark. Ina stand im Alter zwischen ihnen. Sie war nicht ohne Wohlgefallen an der Korrektheit ihrer Brüder, die das festgefügte Gesicht des Vaters, die blauen Augen, die starke, gerade Nase, den klugen Mund besaßen. Ihre schwarzen Haare waren auf das sorgsamste gescheitelt, die kleinen Lippenbärtchen nur Andeutungen eines Bürstchens. Was Albrecht und Friedrich je sagten oder taten, atmete den Geist des Regiments und des Korps und ein kühles Selbstbewußtsein. Sie verbeugten sich artig vor ihrem Vater, fragten nach seinem Befinden und hatten schon ein unpersönliches Lächeln bereit, falls er einen Scherz machen würde. Noch ein Jahr oder so, dachte Ina, dann werden sie höflich und bestimmt fortgehen, in ein eleganteres Regiment, in eine elegantere Stadt. Joachim, der mittlere der Brüder, kam mit seinen etwas lässigen Schritten aus einer Fensternische. Er war schmal und blond wie die Schwester, er hatte gleich ihr ein Gesicht, dem Augenblick unterworfen. Seine grauen Augen, denen Inas gleich, bekamen durch eine seltsame Stellung des Lides den Ausdruck von Müdigkeit. Der Mund war rot und hilflos. Joachim Degen wurde jetzt nicht mehr gescholten, weil er die Schultern etwas nach vorn fallen ließ, doch er erinnerte sich manchmal dessen, wenn er des Vaters wuchtige und herrische Gestalt sah.

Der Geheimrat verkündigte, daß in einer Stunde ein Mietauto käme, sie nach Cadolzburg zu bringen. Das erregte den Beifall der Söhne. Joachim lachte mit.

Es war dem Vater ein Weihegang, dieser Weg nach der Cadolzburg. Da er seine Kinder nach bestimmten Hohenzollern genannt, und weil er jede Stunde, die ihm seine Kollegien über französische und englische Geschichte übrigließen, auf die Historie der Heimat und der von ihm angebeteten Dynastie verwandte, darum kam er nach der Cadolzburg sozusagen »heim«. Sein jüngerer Bruder saß dort als Oberamtsrichter, die Schwester als Frau des Pfarrers. Sie dankten das dem mächtigen Willen des Professors, der nicht Ruhe gelassen, bis sie sich in diese Einöde begaben.

»Ist Kirchweih in Cadolzburg?« fragte der Leutnant.

»Nee, das nicht,« antwortete Albrecht. »Der Onkel hat doch Geburtstag. Vielleicht gibt es auch im Pfarrhaus eine Verlobung. Jedenfalls ist Tanz im Ort. Jubiläum von einem Gesangverein oder so. Du siehst, Joachim spart sich schon den Appetit auf Küchlein, Bratwürste und schöne Mädchen. Bringst du wieder deinen verrückten Freund mit, Joachim?«

Der Professor sagte streng: »Wenn Joachim diesen Herrn Goth seinen Freund nennt, wird er nicht verrückt sein.«

»Verzeihung,« sagte der Leutnant. »Aber es ist doch besser, ich gehe in Zivil, wenn draußen so ein Radau ist.«

Ina hob den Tisch auf.

Das Auto mit der Familie, die in Stadt und Landschaft jenes Maß von Geltung hatte, das sowohl Herandränger als Neider und auch ein wenig Feinde schafft, schlängelte sich über Wiesenwege und finstere Fichtenstreifen zu dem Felsen mit der Hohenzollernburg.

Das Schloß, welches Friedrich der Siebente, mit der Mark belehnt, verlassen und zum Sterben wieder aufgesucht hatte, lag grau, verschlossen, eher einer Abtei ähnlich und starrte auf die Einsamkeit eines grünen Weihers in der Senkung und über die Stille von Wiesen, Wäldern, Wiesen. Dieses schöne Bild der großen Ruhe veränderte sich. Man umbog den Felsen, kam eine Dorfstraße herauf, fuhr durch einen sonntäglich betriebsamen Ort, durch Stadttor und Burgtor und endete im äußeren, weiten Vorraum des Schlosses.

Degens kamen ein wenig spät. Die andern Gäste wandelten schon mit den Gastgebern unter den Nußbäumen und Linden.



In Inas graue, hochmütige Augen kam der Perlmuttglanz der Erregung. Sie begrüßte, wohlerzogen und sicher, genau in der Rangordnung die Verwandten — den Onkel, das Pfarrersehepaar, den Legationsrat. Alexander Degen überragte seine Geschwister und den Schwager. Er schien der Burgherr zu sein. Die Pfarrerssöhne umdrängten ihn lärmend. Sie lachten rauh, mit großen Munden, weißen Zähnen, erdfeste Gestalten, ein wenig derb, gesund, heiter.

»Habt ihr eure Predigten fertig?« hörte Ina den Vater fragen.

Und die Vettern schrien: »Jawohl, Onkel, die Hochzeit zu Kana wäre gefeiert, der Korintherbrief wieder mal ausgelegt. Wir brauchen es nur noch aufzusagen, bis der Herr Konsistorialrat gnädig winkt: es ist genug. Aber wir werden Stimmen haben wie die Posaunen und alle Konsistorialräte der Welt wankend machen.«

Burschenschaftliche Witze waren nicht der Geschmack des Geheimrats. Er wandte sich zu seinem Schwager, dem Legationsrat von Chalois, der ihm nicht nur ein lieber Freund war, sondern auch zur markanten Landesgeschichte gehörte, denn seine Vorfahren waren als Refugiés ins Erlanger Land gekommen.

Inas Augen suchten, suchten.

Sie begrüßte die ein wenig untersetzten Pfarrhauskusinen, denen weiße Kleider nicht eben vorteilhaft standen, sie plauderte mit ihrer Base Armgard von Chalois und deren Freundin, Marianne Ludwig.

Man saß um den weitläufigen Kaffeetisch — unter dem schweren Blätterdach des Nußbaums, vor einer Überfülle von Kuchen, der sich zu Bergen, Pyramiden türmte oder in der runden Gestalt des fränkischen Gogelhopfes prangte. Ina hatte Herrn von Giech zur Seite, Joachims alten Freund. Der war beurlaubt von seinen leichten Reitern zu Baireuth und studierte bei Papa Geschichte.

Giech plauderte leise mit Ina unter dem lauten Stimmengewirr des ländlichen Tisches. Er war ein wenig befangen und ein wenig hochmütig und fand nicht den rechten Ton zu den munteren Töchtern des Pfarrhofes, die an seiner andern Seite lachten. Er fand auch keine Stellung zu den Söhnen, die lärmend sehr alltägliche und witzlose Anekdoten in großer, behaglicher Fröhlichkeit erzählten. Giech war achtundzwanzig Jahre, schmalhüftig mit breiten Schultern, einem kleinen, sehr gut geformten Schädel und einem edlen Profil: eine Rasseerscheinung.

Wie gut würde er zu Marianne Ludwig passen und auch zu Armgard Chalois! dachte Ina, nickte den beiden, die am andern Ende des Tisches saßen, zu — und dachte den Gedanken, womit ganz weibliche Frauen ihre Gefühle für Freundinnen ausdrücken: Wenn ich ein Mann wäre, würde ich sie heiraten.

Die Erstürmung der Kuchenfestungen war schon weit fortgeschritten, da kam über den Schloßhof ein schwarzhaariger, mittelgroßer Mensch, dessen Gestalt in einem bäuerlich geschneiderten Anzug steckte. Sein Gang hatte etwas Taumelndes, Unwirkliches, sein Lächeln, mit dem er sich der Gesellschaft näherte, war halb verlegen, halb kindlich.

Er machte ein paar linkische Verbeugungen, schien nicht zu wissen, daß man erst die Gastgeber begrüßt, sondern ging reihum den Tisch.

Die Tante und der Pfarrer waren freundlich ohne Enthusiasmus. Ein katholischer Student aus dem Volksschullehrerstand dünkte sie kein so ganz passender Umgang für ihre Töchter. Ina sah, wie ihm die Brüder Albrecht und Friedrich gönnerhaft zunickten, ohne die Hand von den Zigaretten zu befreien, und errötete. Die jungen Damen sahen flüchtig auf — Papa sagte gewollt liebenswürdig: »Na, guten Tag, Herr Goth«, nur Joachim sprang auf und schüttelte ihm die Hand. Dasselbe tat Herr von Giech. »Auf meiner Bank ist noch Platz,« sagte er, »kommen Sie hierher.«

»Guten Tag, Fräulein Degen, ich habe Sie noch nie auf einem Fest gesehen.«

Die Stimme ließ Ina erröten. Sie war sich dessen peinvoll bewußt und fürchtete, man könnte es sehen.

Walter von Giech fragte höflich den Studenten: »Ist Erlangen Ihre erste Universität? Und was studieren Sie?«

Und Goth sagte, während er ein sehr großes Stück Kuchen rasch verschluckte: »Ich bin in einem Waisenhaus erzogen, Herr Baron. Und dann im Lehrerseminar. Ich danke es nur Doktor Degen, daß ich in Erlangen studieren kann. So das allgemeine Wissen, zu einem Examen fehlen mir die Vorbedingungen.«

Giech lächelte liebenswürdig; »Nun, also Sie sind kein Examenskandidat, und ich bin nicht Baron. Wir sind gewissermaßen Kollegen. Ich werde auch kein Examen machen.«



Die Jugend zerstreute sich über den Schloßhof, in die Gärten, und Ina wurde von Joachim und Giech aufgefordert, die alten Räume der Burg anzusehen. Herr von Giech kannte sie noch nicht.

»Kommen Sie mit, Herr Goth,« sagte sie so mühsam, als müsse sie ein Liebesgeständnis aussprechen. Sie wurde von ihren Freundinnen aufgehalten, während die drei jungen Männer vorausschritten.

Marianne Ludwig, die schöne, große Brünette, hatte einen Auftrag ihres Bruders an Ina. Während die plauderte und liebenswürdig antwortete, hörte sie die Stimmen der Pfarrerssöhne.

»Also der Herr Goth.«

»Ja, was so ein Goth ist.«

»Gotisch wird ein neuer Begriff.«

»Na, die alten Goten haben auch gesippelt.«

»Der Busento, in dem man sein Grab gräbt, muß aus Rotwein sein.«

Ina wußte diese Aphorismen wohl zu deuten. Sie waren Witze, wenigstens in der Überzeugung der Hervorbringer.

»Euer Busento heißt das Niklasbräu,« sagte sie munter und erregte Heiterkeit.

»Es heißt auch manchmal das Hufeisla, liebe Base.« —

Ina fand die drei jungen Leute im inneren Schloßhof wartend. Man mußte Herrn von Giech den riesenhaften Kamin zeigen, die alte Ochsenbraterei. Er hatte den Zeiten getrotzt und sah aus wie aus einem englischen Normannenschloß. Dann kamen sie an der Folterkammer vorbei.

Ina wollte nicht hinein. »Aber es ist doch so lang vorbei,« sagte Goth und schlüpfte durch die Tür.

Giech stand steil und schön da. »Daß man das Mitleid auch rückwärts mit der Menschheit fühlt, ist vielleicht doch nur eine Nervensache.«

Goth kam wieder: »Es ist eine freundliche Folterkammer. Die Werkzeuge wurden nach Nürnberg gebracht. Man kann sich nicht mehr entsetzen. Das greift Sie an, Fräulein Ina?«

Sie stand allein mit ihm auf der Treppe. Die Schritte der andern hallten schon über ihnen.

»Wissen Sie, in meinem Waisenhaus hat es auch eine Folterkammer gegeben. Das heißt, ich war in einer Fürsorgeanstalt. Weil ich immer davonlief und mich in den Wäldern herumtrieb. Wenn so ein Fürsorgehausvater einen Burschen, der nie satt wird, weil er wie ein Goliath essen kann, mit dem Gummiknüttel traktiert, so ist das auch recht mittelalterlich. Nun, es hat mir weiter nichts geschadet. Der Schiller ist auch geprügelt worden.«

Im Hause des Geheimrats Degen führte man nie solche allzu menschlichen Gespräche. Vielleicht entflammte Inas Mitleid deshalb stärker. »Sie hatten eine schwere Kindheit?« fragte sie.

»Ja, ja,« antwortete er fröhlich. »Ich war eben in einer Fürsorgeanstalt. Ich sagte zu dem Herrn Baron: in einem Waisenhaus. Vor fremden Leuten sage ich das. Aber Sie möchte ich nicht anlügen. Ich habe mich auch dann gebessert. Sonst wäre es ja unmöglich gewesen, aufs Seminar zu dürfen.«

Ina stieg die alten Treppen hinauf. Die ächzten unter jedem Schritt. O lieber Gott, lieber Gott, dachte sie, warum muß ich denn so unruhig sein um diesen Menschen?

Sie trafen in einer weiten Halle die Vorangegangenen. Joachim rief seiner Schwester zu: »Na, Ina, womit wirst du es halten? Walter hat mir eben seine Gedanken über Brot und Wein entwickelt. Er sagt, das seien die beiden Gaben, die uns das Schicksal anbietet. Das Brot des Lebens: das Nützliche, Rechte, der feste Beruf, Haus, Weib, Kind, die Familie. Es hat seine ewige Erneuerung in sich selbst. Wer aber den Wein des Lebens trinken will, wird unstet und flüchtig sein, der Idee unterworfen, um das ewig unerreichte Ideal leidend. Er wird das heftigere Glück, die großen Leidenschaften, die großen Schmerzen tragen.«

»Man kann nicht gut sagen, daß man die großen Affekte tragen will,« meinte Ina. »Man muß sie erwarten. Wenigstens die Frau.«

Clemens Goth lächelte. Das weiche, schwarze Haar fiel ihm schön in die Stirn, sein Mund mit den heftig roten Lippen kräuselte sich sehnsüchtig. Goth wirkte so farbig neben den andern. Die waren die schmalen vornehmen Erscheinungen aus gepflegter Rasse, aus langer Kultur. Goth stand da wie der erste Mensch, Gebundenheit noch in den Augen, nicht eingewöhnt, ein Fremdling. Und Ina dachte: Wenn mein Vater es wüßte, daß ich um einen Fürsorgezögling ein unruhiges Herz habe!



»O ja,« sagte Goth, »sie können die Welt katholisch teilen, wie beim Sakrament. Der Priester allein empfängt den Kelch. Das heilige Blut. Ja doch. Aber die andern, die Nützlichen, Braven, zeugen Kinder und Generationen. Den andern gelingt das nicht. Kant, Goethe, Novalis, Nietzsche, Kleist — ihre Werke sind da, nicht ihre Kinder.«

Ina wollte Goth ein wenig für sich haben. Sie schlug vor, ihm die Kapelle zu zeigen. Aus der Halle führte eine niedrige Tür in den Raum.

»Wissen Sie,« sagte sie als echte Tochter ihres Vaters, »daß von hier aus die Hohenzollern in die Mark gingen? Die schöne Else war die Frau Friedrichs des Siebenten. Sehen Sie, dieses Fensterbild hat der Kaiser gestiftet für die Ahnfrau der märkischen Hohenzollern.«

Sie waren in dem engen, mit leichten Blumengewinden heiter bemalten Raum vor das Fenster getreten. Die schöne Else schwebte anmutvoll über grüne Wiesen.

»Sie sind so gebildet,« sagte Goth. »Ich hätte gedacht, die weiße Frau wäre die Ahnfrau der Hohenzollern.«

Da mußte Ina lachen und meinte: »Sagen Sie das nur meinem Vater nicht! Aber ich bin nicht so fürchterlich gebildet. Ich liebe nur meine Heimat. Und von dem, was man liebt, will man doch alles wissen.«

Sie wußte in diesem Augenblick nicht, daß es ein rührender Drang aller Liebenden ist, mit dem Geliebten einmal eine Kirche aufzusuchen. Selbst Jugend, die zum millionstenmal Gott jede Existenzmöglichkeit im Gefüge des Alls abgesprochen hat, wird bewegt von den alten heiligen Formen, der Stille und dem Geist des Ortes. Die Flucht vor der Welt, wie sie die Kirche und gleichnishaft auch der schlichteste Bau andeutet, ist immer noch Liebenden einer der ersten Wünsche. So hielt Ina den Mann, zu dem sie eine rätselhafte Zuneigung zog, halb Bewunderung, halb Mitleid, mit der Gabe des Gesprächs, die sie ihm überlegen machte, in dem alten Raum.

Sie hatte sich in einen Kirchenstuhl gesetzt, er ihr gegenüber auf die steinernen Stufen zum Chor. Sie dachte in Liebe und Rührung, daß er arm und wohl auch verlassen sei. Denn über seinem römisch geformten Gesicht, in dessen nicht sehr hohe Stirn die Haare so weich fielen, lag eine Sehnsucht und etwas Kindliches. Sie fragte ihn nach einer literarischen Arbeit, von der ihr Joachim erzählt hatte.

»Oh, dafür interessieren Sie sich?« sagte Goth, und es lief ein Erröten über den gesunden, gebräunten Ton seines schönen Gesichts, das er ganz bartlos hielt.

Sie antwortete lebhaft: »Es interessiert mich sehr. Sie haben hoch gegriffen mit Ihrer Aufgabe, denn Joachim sagt mir, Ihr Werk soll ‚Der Weg der Menschheit' heißen.« Und sie, die unterrichtete, auch welterfahrene Tochter des Geheimrats Degen, zweifelte nicht, daß der kindliche, feurige Mensch, der da lässig auf den Kirchenstufen kauerte, die Schwungkraft, Tiefe und Einsicht besitzen könne, den Weg der Menschheit in eine dichterische Form zu bringen.

Er wurde beredt, sprang auf, stellte sich neben das Kirchengestühl und bog sich ein wenig zu Ina herüber. Sie empfand in dieser vertraulichen Stellung eine Zartheit: man konnte doch in der alten Kapelle nicht so laut sprechen. Die angenehme Atmosphäre eines wohlgewaschenen Körpers und der Frische ging von ihm aus.

»Ich komme aus der Tiefe,« sagte er. »Sie nennen sie vielleicht das Volk oder auch die Krapüle. Nein, warum denn nicht? Das ist so bei Ihnen. Sie müssen die Welt anders sehen. Aber, glauben Sie mir, aus der Tiefe klingt der letzte Ruf. De profundis. Ich kann mit einer jungen Dame nicht so davon sprechen. Mein Geschriebenes könnten Sie besser aufnehmen. Es ist nicht nur Hunger und Machtwille. Es ist dies, daß die Gerechtigkeit ihre Verheißung in einem Jenseits besitzt — aber die große Sünde das dämonische Locken der Gefahr und der Erkenntnis überträgt.«

So sprach selbst Joachim, ihr vertrauter Bruder, nie mit ihr. Ein Liebesbeweis ging für Ina von Goths Worten aus. Denn wie sie selbst nur einem Vertrautesten ihre Gedanken hätte eröffnen können, so dachte sie es auch von ihm.

»Darf ich etwas von Ihnen lesen?« fragte sie scheu, von ihm wegsehend zu dem holden Bild der schönen Else, die, von Sommersonne durchleuchtet, in ihren Glasfarben aufglühte.

»Oh, das wollten Sie?« antwortete er.

Und sie wußte es nicht und konnte es nicht hindern, daß sie hold und rührend aussah.



»Über der Kapelle sind die alten Rittersäle. Wir können hinaufgehen. Man sieht weit über das Land.«

»Ja, gehen wir,« sagte Goth. Und als wolle er ihr beim Aufstehen helfen, nahm er ihre Hand und küßte sie dann. Sie wurde verwirrt. Seine Schritte polterten ein wenig auf der steilen Treppe zur Empore. Da war eine Tür, man mußte sich bücken, sie zu durchschreiten. Ein Demutsweg.

Oben, in einem ganz verödeten Geschoß, dehnten sich viele Säle. Eine Sammlung abgebrochener Öfen war da — und irgendwo baumelten auf einer Leine die Hemden des Onkels Oberamtsrichter. Denn all die Gelasse gehörten zu seiner Dienstwohnung und wären ein herrlicher Spielplatz für Kinder gewesen.

Sehenswertes boten die Räume nicht. Aber Goth freute sich ihrer Ausdehnung, er, der wohl immer in kleinen Kammern gewohnt hatte, stolzierte breitbeinig einher, maß kindlich ihre Länge und Breite mittels Schritten aus und plauderte dabei.

Ina war an eins der Fenster getreten. Im Sommerlicht dehnte sich das einförmige Land — Felder, Halden, unterbrochen von Waldstreifen und Dörfern. In weiter Ferne, ein wenig von Dunst umhüllt, sah man die Höhenzüge des Forchheimer Gebirges.

Sommer, wußte sie, ein Glücksgefühl im Herzen, Sommer und Ernte. Und sie dachte flüchtig, was ihr strenger und stolzer Vater sagen würde, sähe er sie hier stehen mit dem ärmsten Studenten, dem verrückten Kerl, wie ihn die Brüder nannten.

Er sagte plötzlich mit einer warmen, fast zarten Stimme: »In Ihre lieben Hände möchte ich wohl vieles geben, wenn Sie es mir erlauben wollten.« Und als sie nicht antwortete, kam er noch näher an sie heran und meinte: »Nun, wenn die alten Zeiten wären, die Sie so lieben, und Sie säßen hier als Herrin auf der Cadolzburg, würden Sie es schlimm meinen mit einem, wie ich bin?«

Sie lächelte, überspielt von einem zärtlichen Glück. »Ich liebe meine Zeit,« sagte sie. »Ich bin gern jetzt jung.« Und sie mußte, wenn sie in das helle Land draußen sehen wollte, über Clemens Goths junges Gesicht blicken, denn er hatte sich in den Fensterrahmen gelehnt und lächelte auf Ina.

»Ihre lieben Hände sind so schön,« wiederholte er, »darf ich sie noch einmal küssen? Ich habe noch nie so schöne Hände gesehen.« Und kindlich spielerisch führte er sie an seinen roten Mund. »Sie werden anfassen, was ich geschrieben habe — und Ihre Gedanken werden ein wenig dabeisein — und einmal nachher, ach bitte, ist dies nicht möglich?, gehen Sie ein wenig mit mir spazieren und sagen mir, ob Sie es mögen, was ich geschrieben habe.«

»Liegt Ihnen denn daran?« fragte sie ganz glücklich.

Und plötzlich wurde sein Gesicht heftig, verlor den spielerischen Zug: »Ich möchte Ihnen so vieles sagen. Ich denke zu viel an Sie, Ina. Sie sollen es mir verbieten oder erlauben. Doch erst müßten Sie wissen, wie ich bin und was ich kann. Und dann muß ich Ihnen aus meinem Leben erzählen —«

»Ja,« nickte sie still. Sie hätte sagen mögen, du könntest das schrecklichste Leben hinter dir haben und ich würde doch glauben, daß du gut bist.

Aber die Kinder des Geheimrats Degen waren streng gehalten, Romantik und Überschwang allein in der Vergangenheit zu lieben.

»Ja, Sie schicken mir Ihre Arbeit, und dann erzählen Sie mir von sich,« antwortete sie. »Und ich freue mich darauf.« Doch hinter ihren Worten klang ihre Bewegtheit, ihr Herz, ihr Hoffen. »Haben Sie denn«, sagte sie stockend, »in der Stadt jemand, der ein wenig für Sie sorgt? Ich meine, ist Ihre Wohnung hübsch? Wissen Sie, es gibt in der Altstadt so viele Häuser, in denen man nicht mehr wohnen sollte, und vielleicht unterlagen Sie dem ersten Angebot.«

Er lächelte. »Man merkt, Sie sind eine kleine Hausfrau. Ihr Herr Bruder sagte mir, daß Sie fast noch ein Kind waren, als Sie zu Hause für alle sorgen mußten.«

Ihr fiel voll Schrecken ein, sie müsse zu den andern zurück. »Habe ich Ihnen die Burg auch richtig gezeigt?« fragte sie.

»Ich bestehe jedes Examen, sogar vor Ihrem Herrn Vater,« sagte er lachend.

Ihr wurde so leicht ums Herz. Sie atmete die Luft, in der die schöne Erwartung bebt. Sie wußte noch nicht, daß die Fremde suchen heißt, sich ewigem Heimweh verbinden. Dieser Mensch, hinter dem vielleicht das mühseligste Leben lag, Dinge, die nicht einmal ihr Ahnen gestreift, hatte sie ganz betört.

Sie schritten die Treppen wieder hinab,



und als sie im Schloßhof Joachim und Giech wartend sahen, wiederholte Goth noch einmal: »Ich denke zu viel an Sie, Ina.«

Es war schon abendlich. Die Pfarrerin rief ins Haus zum ländlichen Essen. Goth fehlte unter den Gästen. Er ist zu feinfühlig, eine Einladung anzunehmen, die er nicht erwidern kann, dachte Ina. Die Pfarrerssöhne führten das große Wort. Sie waren so gesund, fröhlich, harmlos. Sie unterhandelten mit dem Vater, den Onkeln, mit Inas korrekten Brüdern. Es sei Tanz im »Grünen Baum«, Landmädchen aus der Gegend. Sie wollten hingehen. Und im »Löwen« sei Theater. Ein Original von einem wandernden Schauspieldirektor. Kurzum, sie wollten dabeisein. Der Pfarrer zögerte. »Vom Bauerntanz ins theologische Examen, aber ich bitte euch!«

Die Lebenslust blitzte aus den kräftigen Gesichtern der Studenten, sie stießen mit ihrem »alten Herrn« an und stellten ihm vor, es wäre der letzte Sonntag ihrer Studentenzeit. Nochmal tanzen. Nochmal lustig sein. Mit dem Amt käme auch die Würde.

Lärmend verließen sie den Tisch. Sie holten ihre roten Burschenschaftermützen. »Na, Ina — na, Armgard — wie ist's, Fräulein Ludwig?«

Die Pfarrerstöchter lächelten begütigend: »Sie müssen sich nochmal austoben. Aber wir werden zusehen, damit sie unter Aufsicht sind.« Da erhoben sich Inas korrekte Brüder, die Kusinen zu begleiten.

Der ältere Teil der Gesellschaft wurde ein wenig elegisch, sie rückten zusammen und besprachen die Zukunft ihrer Kinder. Der gute Pfarrer sagte, er hoffe, daß seine Söhne recht bald tüchtige Frauen fänden. »Es wird ihnen nicht fehlen,« meinte trocken und etwas ironisch Geheimrat Degen. Er hob das Gespräch zur allgemeinen Abhandlung. Eltern hätten die Pflicht, ihre Kinder auch bei der Wahl der Lebensgefährten zu beeinflussen. Wie man von seinen Söhnen ein standesgemäßes Berufsziel fordre, so müsse man auch verlangen, daß die Gründung der Familie der Tradition entspräche.

Und er dozierte ein wenig, und Ina fühlte, es war eine Mahnung an sie. Armer Papa, dachte sie und ging hinaus in den dunkelnden Garten. Die andern folgten ihr. Man bat Marianne Ludwig, etwas zu singen.

Das schöne Mädchen weigerte sich nicht. Ihre bühnenhafte Stimme wählte gern das Heroische.

Ina war froh. Vor dem Gesang schwiegen die alltäglichen Reden. Die Stille breitete sich aus. Und in die Stille stieg rein und groß das Lied von der Burg im fernen Land. Als die Sängerin geendet hatte, bat man auch Giech um einen Vortrag. »Ach, ich singe nur so altmodische Liedchen,« meinte er, »aber wenn es Sie nicht langweilt, gern.«

Er klimperte ein wenig auf der Gitarre, stellte sich an einen Baum und sang mit einem weichen Bariton:

»An Alexis send' ich dich,
Er wird, Rose, dich nun pflegen,
Lächle freundlich ihm entgegen,
Daß ihm sei, als säh' er mich.

Frisch, wie du dem Kelch entquollst,
Send' ich dich, er wird dich küssen,
Dann jedoch wird er schon wissen,
Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leise, wie ein Kuß
Mit halb aufgeschloßnem Munde,
Wo mich um die heiße Stunde
Sein Gedanke suchen muß —«

Die Tränen kamen Ina plötzlich. Das alte kleine Lied riß den letzten Schleier von ihren Augen. Sie wußte, daß sie Clemens Goth verfallen war. Worte klangen um sie: »Das nenne ich die Rollen gewechselt,« meinte die Pfarrerin. »Fräulein Ludwig als Lohengrin und Herr von Giech als ein Fräulein. Aber schön war's.«

Durch den Pfarrgarten lärmten die Studenten. Glühend vom Tanz, von harmloser Lust, kamen sie heim.

Sie schrien: »Herr von Giech, klimpern Sie einen Tanz. Wir sind noch nicht satt, wir wollen unter den Sternen tanzen.« Man mußte über sie lachen.

Und Ina ließ sich nicht lange bitten. Einmal tanze ich mit ihm, dachte sie. Es war ihr gleichgültig, wer sie hielt. Die Vettern oder Giech. Sie fühlte es als Lust, sich rhythmisch bewegen zu können, sie fühlte den Duft dunkelnder Rosen der Sommernacht, und ihr Herz sprach den Namen des Geliebten vor sich hin, als sei er schon zu den Erlauchten erhoben.

Am Fuß der Cadolzburg ist ein grüner Weiher, und ihm folgt ein Kieferngehölz, das weiterhin in die Felder übergeht. Im Weiher schrien eintönig und melancholisch die



Frösche. Clemens Goth hatte eine Weile an dem düsteren Wasser gewartet. Dann ging er wieder die Anhöhe hinauf und trat in den nach rückwärts gelegenen Hof des Gasthauses zum Löwen.

Da standen allerlei landwirtschaftliche Geräte, Eggen, Pflüge, Wagen. Man stolperte in der Dunkelheit. Aus dem Saal, dessen Fenster nach dem Hof lagen, drangen noch Stimmen. Ein larmoyanter Männerdiskant sagte: »Ich weiß nicht, ob in meinem Hause noch ein Stuhl für Sie da ist, Herr Regierungsrat, aber Sie werden müde sein von dem weiten Weg.«

Der Student kannte diese herrliche Phrase. Gott sei Dank, das mußte der letzte Akt sein von Sudermanns »Heimat«. Er sah bitter vor sich hin. Marie mußte die Magda spielen, die gefeierte Künstlerin, die dann an einem Regierungsrat zerschellte. O Gott, o Gott!

Man würde vielleicht selbst in Cadolzburg lachen über ihre zusammengestoppelten Kleider. Und hinterher grämte sich der alte Vater, wenn die Einnahme wieder so gering war. Clemens zog sich eine Zigarette heraus, setzte sich auf einen alten Wagen und dachte zum tausendstenmal, wie er Marie Geld verschaffen könnte.

Seine Armut überfiel ihn wie eine Bitternis. Er kam sich schlecht vor, daß er unter den wohlgekleideten, wohlgestellten Menschen gewesen. Freilich: Ina. Ina war anders. Vielleicht konnte er ihr Maries Schicksal erzählen. Ina war eine edle Natur und darum des Leidens und des Mitleidens fähig. Ich denke viel zu viel an sie, dachte er dann wieder, ich müßte mich beherrschen und ihr mein Gedicht nicht geben. Denn Bestätigung braucht nur der Schwache.

Im Saal hatten die Bühnenvorgänge geendet. Nun mußte Marie noch ein wenig mit dem Vater plaudern, dann erst konnte sie in ihre Kammer. Es gab im »Löwen« nur ein Zimmer für den Vater, sie wohnte bei einem alten Weib in einem windschiefen Haus gegen das Tal zu.

Goth stand geduldig da. Als der Lärm im Wirtshaus schon verklang, öffnete sich eine Tür nach dem Hofe, und die Schauspielerin kam heraus. Ihr Gesicht leuchtete weiß durch die Abenddämmerung. Die großen, etwas umschatteten dunklen Augen hatten einen fieberischen Glanz.

»Guten Abend, Clemens,« sagte sie mit einer leidenschaftlichen, halb zerbrochenen Stimme, die nicht aufhörte, ihn zu rühren, seitdem er sie zum erstenmal auf einer schlechten Wanderbühne irgendwo in seiner niederbayrischen Heimat gehört hatte.

»Bist müde, Marie?« fragte er besorgt. »Und hast du auch gegessen?«

»Mich hungert bloß nach Wald und Luft,« antwortete das schmächtige Mädchen. Sie war erst neunzehn Jahre alt, mager und schmalhüftig.

Er zog ihren Arm in den seinen und führte sie den heckenumbuschten Bergweg hinab.

»Wartet die Hauswirtin nicht auf dich?«

»Nein, nie. Sie schläft. Sie ist ja taub. Sie hört mich nicht heimkommen, und ich gehe sie auch nichts an.«

»Bist du warm genug?« fragte er, denn durch die Sommernacht wehte ein kühler Wind.

»Ja, warm. Und morgen früh ziehen wir weiter. Nach Streitberg in die Fränkische Schweiz. Der Wagen ist schon gepackt. Meine Kleider von heut abend sind dabei. Der Vater fährt früh um vier Uhr fort, damit man sich einrichten kann. Morgen abend ist schon die erste Vorstellung. Ach Gott!«

Er begriff dieses »Ach Gott«. Der Trennungsschmerz lag darin — und auch die Resignation vor dem Kommenden.

»Ich fahre einmal hinüber nach Streitberg,« sagte er tröstend. »Und bald kommen die Universitätsferien. Ich suche mir einen Winkel in deiner Nähe. Ihr bleibt doch dort länger.«

»So lange Kasse ist, Clemens. Zum Winter haben wir ein Engagement. Alle beide. Vielleicht wird es da ein wenig besser.«

Sie mußte husten. Das stoßweise Quälen durchzitterte ihren jungen Körper. »Du bist so erkältet, wir müssen umkehren,« meinte Clemens.

Aber sie sagte: »Verzeih nur, es klingt so häßlich. Ich nehme mich schon zusammen.«

Sie hatten den Wald erreicht. Da schlang Clemens die Arme um das Mädchen und küßte sie.

Sie erschauerte. Er sah ihr weißes Gesicht leuchten und ihre Augen.

»Du bist so gut zu mir, und ich bin doch nicht dein Schatz,« sagte sie. »Ich weiß, daß du an eine andre denkst. Die ist klüger als ich und vornehm.«



Er zog sie zu sich auf den Waldgrund. »Eine andre bist nicht du,« antwortete er still. »Kann ich für dich sorgen? Kann ich dich heiraten? Könnte ein Kind von uns glücklich werden? Bist doch selber noch so jung. Ach, Marie, die Armut ist unsre Mutter — das Ungewisse unsre Zukunft.«

Das Mädchen schmiegte sich fester in seinen Arm.

»Und der Augenblick, Liebster, ist er nichts?«

Über dem armen Studenten und der armen Schauspielerin standen die Sterne der Sommernacht. Der Mann aus der Tiefe hielt das fahrende Mädchen umschlungen. Er preßte ihren schmalen Körper an den seinen und war zärtlich mit ihr, die noch nicht viel Liebes erfahren hatte.

»Schau,« sagte er, »die Welt ist so weit und irr. Überall soll man sich einfügen. Tausende wissen viel mehr als wir. Und wir wissen doch das Letzte. Denn nur wer nichts zu verlieren hat, der ist ganz frei und schaut Gott ins Angesicht.«

Das Mädchen streichelte seine Wangen. Die Hand war ein wenig rauh. Und er dachte gerührt, die Hand muß sich quälen und arbeiten.

»Und wenn es einem zuviel wird, Lieber, dann darf man gehen. Sich das Leben zu nehmen ist eine Sünde nur für die reichen Leute.« Er legte ihren Kopf sehr sanft an sein Herz. Er dachte, vielleicht kann ich dich nur diese einzige Nacht behüten, wer weiß! »Wenn es keine Sünde an der Zukunft ist, darf man wohl sterben,« sagte er leise. »Doch wissen wir es so ganz genau? Vielleicht werde ich berühmt. Dann spielst du nicht mehr Theater. Dann wohnst du nicht mehr in elenden Kammern. Vielleicht gelingt mir etwas. Hab' Geduld und Vertrauen. Geht es nicht noch ein bißlein? Schieben wir unsern Karren nicht durchs Leben, solange wir auf unsern Beinen stehen können? Wir haben geheult, wenn man uns geschlagen hat — und Gott mag wissen, die sind vielleicht schon lange tot, die's taten. Und wir haben geweint, wenn wir hungerten. Und doch sind die Tränen vergessen. Ich hab' ein Goldstück, das mußt du nehmen. Nein, entschuldige, es sind drei. Schau, ich küsse sie zuerst, dann sagst du nicht nein. Denn was ich geküßt habe, das wirst wohl mögen.« Und er lachte ein wenig, griff in sein Hemd, holte das Geld hervor und schob es ihr in die Hand.

»Es ist noch warm von deiner Haut.«

»Ja, ich trage es schon drei Tage für dich.«

»Aber das ist nicht recht.«

»Wenn ich dein Mann sein könnte, tätest du es fordern.«

»Ach, nie!«

»Sei kein Närrlein. Was ich habe, gehört dir.« Der Grund wurde ein wenig kühl. Da standen sie auf. Er legte den Arm um ihre Schultern. »Wir gehen unter den Sternen. Da hinaus. Nach Mitternacht kennen die Menschen das Freie nicht. Schau, wir sind Besitzer, es gehört uns alles allein.«

Das Mädchen folgte dem Rhythmus seines Schrittes. Und ihre Schatten im schwachen Mondlicht waren wie einer. Das hat der Mann doch, auch der Ärmste, sein Mädchen. Eine, die an ihn glaubt. Die ihm all ihre Türen öffnet. Die keinen Geiz und keinen Rückhalt kennt. Und hat er die fürchterlichste Not und zerquält er sein Hirn in Anklage gegen all das Furchtbare dieser Welt: sein Mädchen hat er, eine, die ihn nicht verläßt. Und seine Mutter hat er gehabt, auch wenn sie ihn auf dem Stroh gebar, und wenn der Tod sie zerriß, ehe sie dem Sohn noch eine einzige Wohltat tun konnte.

Wolken zogen über den Nachthimmel. Das Mondlicht schuf, daß sie waren wie weiße Schwäne. Und nehme ich ihr nicht ihr Schwanenkleid, dachte Clemens, so tut's einmal ein andrer. Für arme Leute gibt es keine ewigen Schwüre. Ihr Geschenk ist der Augenblick. Er fühlte sich Mann — er fühlte die weiße, stille Nacht, die tödliche Einsamkeit des stillen, schlafenden Landes.

Und er wußte, die an seiner Seite wartete. Er schlang den Arm fester um sie, mehr von Mitleid als von Liebe bewegt. Sie gingen weiter. Zu einer Hütte vielleicht. Aber sie waren im Kreise gelaufen, und plötzlich lag vor ihnen der alte Weiher. Bleifarbig und dunkel im Sternenlicht.

Da kam ihm ein Grauen. Nein, ins Wasser wollten sie nicht zusammen. Es rüttelte an seiner Seele, daß sie auf ihrem taumelnden Weg zu dem Wasserbecken gekommen waren. Und sie sah es schaudernd, als wäre es das Bild der Gefahr.

»Wir armen Leute,« sagte er gütig, bog ihren Kopf zu sich und küßte sie.

Und sie stammelte verwirrt: »Aber dein Mädchen bin ich doch, Clemens —«

»Ja, mein liebes Mädchen.« — —



Es graute kaum der Tag, da schwankte der Wagen des Schauspielers zum Hof hinaus. Der alte Komödiant ging gerne mit dem ersten Hahnschrei fort und kam im Sternenlicht an. Denn sein Wagen hatte nicht das, was man ein elegantes Auftreten nennt. Es war eine alte Milchkutsche mit überdachtem Sitz. Der Schauspieler lenkte selbst die Rosse, und neben ihm war Platz für die Tochter. Hintenauf wurden die Requisiten gepackt. Die übrigen Bühnenmitglieder reisten mit der Bahn zu den neuen Bestimmungsplätzen.

Clemens Goth blickte dem Gefährt nach. Ein halber Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. Es war doch gut, daß er sich in der Nacht zusammengerissen hatte. Man weiß nie die Zukunft. Er winkte Marie noch nach. In zwei, drei Wochen sah er sie ja wieder. Als der Wagen um die Ecke gebogen war, ging Clemens Goth ins Wirtshaus und verschlief ein paar Stunden.

Des Morgens lockte ihn der Teich. Er ging und badete. Dann mußte er nochmals in den Ort. Sein Bartwuchs war heftig, da mußte der Dorfbarbier helfen. Es sei eben ein Auto mit einer Dame nach der Burg gefahren, berichtete das Männchen. Gewiß wäre es wieder das Fräulein aus Erlangen. Und Goth dachte belebt: Sollte Ina wiedergekommen sein? Er sann nicht nach Gründen, sondern machte sich auf den Weg.

Im Burghof, wo gestern das fröhliche Leben geherrscht hatte, stand, die Enttäuschung deutlich ausgeprägt in einem hochmütigen Gesicht, eine Dame von vielleicht dreißig Jahren. Sie hob eine Stielbrille an goldener Kette, sah Clemens aus müden Augen an und fragte: »Bitte, gibt es hier wirklich nichts mehr zu sehen als eine Kapelle und eine Folterkammer?«

»Nein, gnädige Frau, die Räume sind Amtswohnungen.«

»Mein Gott, und dafür fuhr ich in dieser Morgenstunde heraus.«

Es klang so trostlos. Eine Falte grub sich zwischen hochgestellten Brauen. Goth mußte lächeln. Ein Duft, der die Dame umgab, schmeichelte seinen Sinnen.

»Wenn Sie keine Sehenswürdigkeiten fanden, gnädige Frau, so bieten *Sie* doch diesem kleinen Ort eine. Es kommen selten Menschen aus der weiten Welt hierher.«

Vielleicht schwang ein Ton der Sehnsucht durch das Wort von der weiten Welt. Sehnsucht, wie sie die Jugend hat nach fremden Ländern und Völkern.

»Hier haben Sie die Vergangenheit, das ist auch eine weite Welt,« antwortete die Dame und fuhr in einem höflichen, aber sehr bestimmten Ton fort, ob ihr Herr — wie hieße er doch? —, also Herr Goth, sagen könne, welche merkwürdigen Orte auf dem Weg von hier nach Würzburg lägen. Denn dorthin wolle sie. Und dann den Rhein hinauf — nach Ostende. Jetzt käme sie aus Abbazia, aber dort sei es zu heiß geworden.

Vor dem armen Studenten gaukelte das Bild schöner und eleganter Orte auf. Und er hatte noch nie eine Dame gesehen, die so im eignen Auto reiste. Etwas wie Verlangen kam über ihn. Er sah aufmerksam in das blonde, blühende, schmale Gesicht. Es war schön. Und der Mund stand darin wie eine Mohnblume, die Blüte der Leidenschaft und der Sünde. Und die Dame hatte sehr kostbare Kleider an. Das fühlte man. Sie raschelten so leise. Sie hatten einen aufregenden Schnitt.

Die fremde Frau stand ein wenig unschlüssig.

Dann lachte sie Goth sonderbar an: »Wollen Sie mit nach Würzburg fahren?«

Er war noch niemals in einem Auto gereist. Er dachte nicht einmal, ob er Geld genug für die Heimkehr habe.

»Schön, also kommen Sie mit. Wissen Sie, wer ich bin?«

Wie drollig sie frug! Er antwortete mit einer sonderbar tändelnden Stimme, als sei er ganz überlegen: »Mary Stuart oder die Sonja des Raskolnikow.« Sie sah ihn mit einem bösen, heftigen, schönen Lächeln an. »Kommen Sie mit.«

Er dachte im Anfang der Fahrt, nun wird Marie von der alten Milchkutsche hin und her gestoßen. Und Ina geht vielleicht durch die kleinen Gassen von Erlangen, und ich könnte ihr begegnen. Aber dann verwischte sich das. Ich sehe eine schöne Stadt, in der ich noch nie war. Ich werde mit einer Dame gehen, die sonst andre Begleiter hat. Herren mit Zylindern und Einsatzstiefeln, die schon in Abbazia und vielleicht in Venedig, Florenz und Rom waren. Es fuhr sich so gut in dem flinken Wagen. Vorn waren Koffer. So seltsame Koffer. Was mochte darin sein? Oh, er wollte in Würzburg für Marie etwas kaufen. Vielleicht hübsche Strümpfe. Und Blu-



men für Ina. Die kamen dann aus einer fremden Stadt, sie wußte nicht, von wem, wenn das Fräulein im Geschäft die Adresse schrieb. Er hatte gewiß noch Geld, gewiß noch.

Sie kamen am frühen Nachmittag an und fuhren durch die Gassen mit den vielen Barockhäusern und Kirchen, Kirchen, Kirchen. Dann kam der Mainkai, und da war ein Gasthof, der hieß der »Weiße Schwan«. Da stürzten Kellner herbei, und der Wirt oder der Direktor verbeugte sich tief — und eine würdevolle Person näherte sich, als die Dame gefragt hatte, ob ihre Kammerfrau schon da sei.

Das kam Goth alles recht bestürzend vor. Aber er durfte es sich doch nicht merken lassen. Um keinen Preis. Nur essen wollte er nicht hier, denn es war gewiß furchtbar teuer, und ihm ahnte nun ganz deutlich, daß er nur noch vier Mark hatte.

Dann saß er doch an einem Tisch. Allein in einem Wohnraum mit der Fremden. Sie hatte die Achseln gezuckt und gesagt: »Warum in aller Welt wollen Sie denn nicht mein Gast sein?«

Er saß — und sah in kühle, sonderbare Augen. In ihnen lag es wie die ferne, weite Welt. Goth trank ein wenig Wein. Weißen Burgunder. Er hatte noch nie weißen Burgunder getrunken. Er hatte noch nie allein mit einer Dame in einem ganz teuren Hotelzimmer gegessen. Die Dame sagte: »Wissen Sie, daß Sie dem Manne mit dem Handschuh gleichen? Es ist für mich der beste Tizian.«

Clemens Goth hatte keine Ahnung. Er fühlte nur, daß er mit einem Handschuh in keiner Weise aufwarten konnte.

»Muß man Bildern gleichen?«

»Oh, es ist nur für Maria Stuart,« antwortete die Fremde, lächelte und lächelte so sonderbar hart und überlegen, daß er errötete wie ein Knabe —

Er wollte nun eigentlich gehen. Doch schien es ihm unschicklich, sofort nach dem Essen aufzubrechen. Die fremde Dame zog ein goldenes Zigarettenetui heraus und bot ihm an. Er sah eine Krone auf dem Ding und erschrak sehr. Er hatte es sonst überaus lächerlich gefunden, daß es Baronessen, Komtessen, Prinzessen und Duchessen noch immer auf dieser vorurteilsvollen Welt gab.

Nun fühlte er etwas, das ihn fremd, kühl und lockend anwehte.

»Ich kenne Ihre Welt gar nicht,« sagte die Dame. »Sie können unmöglich in das fürchterliche Dorf gehören, wo ich Sie traf. Erzählen Sie mir aus Ihrer Welt.«

»Kennen Sie den Weg zur Macht? Noch nicht? Dann warten Sie, bis heute abend über Würzburg das Angelus geläutet hat, und ich werde Ihnen davon erzählen.« Aber seine Stirn flog eine jähe Flamme hin. Er blieb. Er dachte: Ich bin ein armer Mensch. Und wie wunderlich sind doch die Frauen!

Der Nachmittag war so schwül. Papa zog einen bastseidenen Anzug ins Kolleg an. Albrecht lag in Tenniskleidern im Garten. Ina seufzte leicht. Denn vor ihr stand die alte Wirtschafterin, sie hatte Anliegen. Ob heute das Silber geputzt werden müsse? Wieviel von den Aprikosen eingemacht werden sollten? Und ob es nicht besser sei, zum Abendbrot das statt jenem zu geben. Ina hatte keine Freudigkeit zu diesen Dingen. Sie erfüllte sonst gewissenhaft ihre häuslichen Pflichten. Heute quälte es sie, die Umständlichkeit über Eierkuchen oder Nicht-Eierkuchen, Champignons oder Blumenkohl anzuhören.

Der Leutnant kam über den Hof. Er war behaglich ausgeruht nach dem Dienst, blank, frisch, in hellem Zivil. Er schwenkte einen flachen, breitrandigen Strohhut, schob seinen Arm unter den von Ina und ging mit ihr in den Garten hinein.

»Blödsinnige Hitze,« sagte er, »aber ich muß nach Nürnberg fahren. Wenn doch der cher père für ständig ein Auto hielte. Man bestaubt sich so.«

»Was hast du denn in Nürnberg vor?« fragte Ina gedankenlos.

Er lächelte. »Was werde ich vorhaben? Sei versichert, immer etwas ganz Korrektes, wenn ich es so annonciere. Irgendwo macht man Musik. So im Hause, das ist ganz hübsch. Es ist immer nett, wenn die Zukünftige gesellige Talente hat. Natürlich nicht egal »Allmächtige Jungfrau, hör' mein Flehen!« oder gleich Mondscheinsonaten. Aber manchmal so ein hübsches Lied, weißt du, das hab' ich gern.«

»Voriges Jahr sollte sie Tango tanzen können,« meinte Ina.

»Ja, man muß alles prüfen. Also kurz, liebste Ina, ich bin mal wieder verliebt — aber nur bis zum Manöver.«

»Dies ist sehr nett,« sagte Ina. »Alle Herzen fliegen dir zu, du brauchst nur zu wählen.«



Der Leutnant wurde ernster. Er bog den dunklen Kopf ein wenig zu Ina herunter, drückte ihren Arm und sagte fast zärtlich: »Inakind, ich fühle, du magst Papas Günstling, den Deberndorff, nicht. Ich möchte ihn auch nicht. Aber sieh mal, ich kann ja offen sein, wir verstehen uns, Papa ist doch schon ein wenig — so ein ganz klein wenig im Abstieg. Die Grundzüge seines großen Werkes sind noch ein starker Wurf. Aber im einzelnen arbeitet er jetzt manchmal wie der alternde Bismarck in der inneren Politik. Da ist Debernbdorff gut. Er darf nicht abspringen. Kein andrer würde es für Papa tun, ohne daß sein Name als Mitherausgeber genannt wird. Also höre: Nimm dem Debernbdorff nicht alle Hoffnungen. Du hast Takt und Haltung, du kannst diese Klippe aufrecht durchfahren.«

Sie standen im Garten. Ein Levkoienbeet sandte seinen Geruch wie ein müdes Welken in die heiße Luft. Der Sand auf den mit Buchsbaum gefaßten Wegen war so glühend, daß es Ina durch die leichten Sohlen ihrer weißen Schuhe spürte.

»Papa sollte lieber etwas ausspannen.«

»Nein, Ina, das kann er nicht. Dann kommt das Alter. Er ist erst sechzig, aber er hat heftig gelebt.«

Sie dachte: Warum sollen nicht Menschen einmal aufhören zu arbeiten — und das Geistige wieder genießen? Wer es schafft, ist doch nur gequält davon. Und sie fühlte dabei ein Unterschwingen von Wunsch und Sehnsucht: wie gut mußte es sein, nichts mehr von all dem Auf und Ab geschäftigen Lebens zu wissen!

Der Ton des Bruders wurde wieder herzlich, spielerisch: »Und dann, sieh mal, Inakind, verzeih. Nicht zwei Stunden mit einem Herrn Goth plaudern. Wenn Joachim sich mal solche Freunde anbändigt — mit Joachim ist nicht zu reden, und ein Mann kann sich rasch zu seinem Milieu zurückfinden.«

Sie sah über die flimmernde Helle des Gartens hin. Sie dachte: Ich möchte mit ihm Hand in Hand durch einen blühenden Garten gehen, ach, und nichts sonst wissen, als daß ich mich einem Menschen gab, weil ich ihn fühlte. Lässig antwortete sie, den Bruder mit einem kleinen Hochziehen der Brauen betrachtend: »Ich werde erzogen?«

Der Leutnant tastete nach seinem Schnurrbart, der fast nur wie ein kurzer Pinselstrich über den vollen roten Lippen saß. Einen Augenblick schien er verlegen. Dann antwortete er: »Du hast recht, Ina. Nicht in jeder Familie kann es, wie bei uns, die Erinnerung geben, daß der Vorfahr ein Gründungsprofessor der Universität war und der Urgroßvater mit Rückert und Platen und Schelling befreundet gewesen ist. Die Armut jener Zeit wird uns mit der Glorie des Ruhms vergoldet. Na also, es muß immer mal heraufkommende Leute geben. Aber erst, wenn sie etwas geschliffen sind, geht es an, sich mit ihnen zu befassen. Indessen, vielleicht hat auch Goethe erst bei Frau von Stein Erziehung in Welt genossen, ehe er zu Philine in den grünen Wagen stieg. Doch dergleichen erleben junge Damen besser in der Literaturgeschichte.«

Ina sah unbeirrt über den flimmernden Garten. Ihr Herz tat ein paar fliehende Schläge. Ihr Mund sagte ruhig: »Du bist so beredt, Friedrich. Du machst so gebildete Vergleiche. Redet ihr nie mit jungen Damen, wenn ihr gerade irgendwo ein wenig spielt?«

Da lachte der Leutnant. »Na, schön. Ich wollte es dir nur sagen, Herr Goth ist ein kleiner Herumtreiber. Ich gönn's ihm von Herzen. Aber du kannst ihn doch nicht auszeichnen.«

Sie blieb in Unruhe zurück. Sie hatte kein Wort der Abwehr gefunden. Das kränkte sie. Sie hätte dem nachlässigen Ton des Bruders entgegentreten müssen.

Aber dann — sie war ins Haus zurückgegangen und erledigte ein paar Dinge der Wirtschaft — fing die Unruhe an, in ihr zu brennen. Sie hatten gestern in Cadolzburg von einem Theater erzählt. Und Clemens war fortgegangen. Zu einer Philine, sagte der Bruder. Er war noch taktvoll. Er suchte ein klassisches Wort. Sie anerkannte, daß dies ein besonderer Aufwand des Bruders war.

Aber es traf sie ins Herz.

Sie wußte es tausendmal, die Studenten liebten die Töchter der Wirtinnen oder eine Kellnerin, oder sie gingen auf einen Kirchweihtanz oder dergleichen, nur um formlos, derb, fröhlich sein zu können. Es war alles ein wenig eng und bürgerlich in der Stadt, und man sah weder die Leidenschaft noch die Sünde durch die Gassen schreiten, sondern nur so kleine schwache, kränkliche oder derbe Abbilder davon. Was die Brüder taten?



In der Sekundaner- und Primanerzeit hatte es mit jedem eine Katastrophe gegeben. Aufgeregtes Wesen, flackernde Augen, häusliche Revolutionen. Dann irgendeine Entdeckung, die unbesprochen, nur als Schwüle durch das Haus ging. Und tagelang die zornige Gewalt des Vaters.

»Ich denke zu viel an Sie, Ina,« hatte Clemens Goth gesagt. Und nun nannte ihn der Bruder einen Herumtreiber. Sie wußte kaum, was sie tat, sie nahm den Panamahut und Handschuhe, ging durch die elegante Straße, in der sie wohnten, nach der inneren Stadt. Ging ziellos suchen durch die Gassen. Es begegneten ihr Bekannte. Frau von Colmar, die Ärztin, mit ihren kleinen Mädchen. Sie sagte, Ina sähe ein wenig schlecht aus. Nun, sie würden wohl bald aufs Land reisen. Ja, von Erlangen aus, dem Dorfe, wie die Brüder es nannten, fuhr man noch aufs Land. Sie ging weiter. Es fiel ihr ein, daß sie nicht einmal wußte, wo Clemens Goth wohnte und welchen Weg er vom Kolleg nach Hause ging. Ach, gewiß hatte er eine sehr arme Stube und mochte es nicht sagen. So irgendwo in einem der Häuser, die so niedrig waren, daß die Studenten sagten, man lege den Hausschlüssel in die Dachrinne. Und sie wurde gerührt in dem Gedanken an eine Kammer mit gräßlichen Möbeln, furchtbaren Bildern und gehäkelten Deckchen.

Am Markt fühlte sie sich beobachtet und trat in eine Drogenhandlung. Salmiak gegen Mückenstiche. Es war doch ein Vorwand für den Ausgang. Als sie das Geschäft wieder verließ, sah sie Giech stehen, das Haus betrachtend. Seine schlanke Gestalt warf einen langen, gereckten Schatten. Er grüßte und sprach sie an.

»Da oben in dem Hofmannschen Haus hat Platen gewohnt,« sagte er. »Ich muß daran denken, so oft ich vorübergehe. Er bedeutet neben Heinrich von Kleist wohl das fürchterlichste Schicksal, das je in Deutschland gelebt wurde.«

Platen? Kleist? Sie dachte an Clemens Goth. Würde sein Name einst unter den Erlauchten stehen, von denen man dann, wie jetzt Herr von Giech, mit einer sonderbar erregten Stimme sprach?

Giech fragte, ob er sie nach Hause begleiten dürfe. Joachim habe ihn zu Tisch geladen. Sie wollte nicht heim. Sie sehnte sich, noch durch die Straßen zu gehen. Die Straßen waren tausend Möglichkeiten. Die Straßen waren Verheißer. Aber Herr von Giech stand so höflich, so unendlich wohlerzogen vor ihr. Sein schmaler, edler Kopf mit dem etwas leidenden Gesicht bog sich noch herunter, Antwort erwartend.

»Ich bitte,« sagte sie und begrub Wünsche.

Zu Hause wurde ein Telephonruf von Papa gemeldet, daß er mit einem Kollegen den Abend über auf den Ratsberg ginge. Und von Albrecht zeigte sich keine Spur. »Der junge Herr ist wohl in der Baireuther Straße, da kommt er so bald nicht heim, wir brauchen mit dem Essen nicht zu warten,« sagte die alte Köchin vertraulich. Und Ina nickte, als wäre auch ihr die Baireuther Straße ein Begriff. Sie dachte unruhig: Alle haben ihre Geheimnisse.

Joachim lachte, als er im Garten die drei Gedecke sah. Seine Haltung wurde freier. Es war ihm höchst behaglich, so zu dritt. Ina wurde ein wenig müde und gab sich nach, als man das Abendbrot beendigt hatte. Sie vermochte nicht recht dem Gespräch der beiden Freunde mehr zu folgen. Joachim war eifrig, saß zurückgelehnt in einem Gartenstuhl und entwickelte seine Lieblingsideen.

Plötzlich horchte sie auf. Die beiden redeten von Clemens Goth. Es war ein Ton des Mitleids und der Bewunderung in den Stimmen.

»Wie hast du ihn eigentlich entdeckt?« fragte Herr von Giech. Und Ina erfuhr erst durch die Frage, daß ihr Bruder den heimlich Geliebten in die Stadt und an die Universität gebracht hatte. O ja, in diesem Hause lernte man zu schweigen, von Kindheit an.

»Das möchte ich fast lieber nicht erzählen,« antwortete Joachim, und eine Geste Herrn von Giechs bat um Entschuldigung. »Aber nun möchte es scheinen, als wäre da etwas zu verbergen. Nein, das nicht. Ich war an der Donau, da in der Nähe von Regensburg, einer römischen Ausgrabung wegen. Und kam des Nachmittags in ein winziges Dorf. Alle Häuser verschlossen, die Leute draußen bei der Ernte. Ich bin todmüde gewesen und wollte in irgendeinem Zimmer, in irgendeinem Schatten ausruhen. Denn die Sonne hatte mich halb versengt. Da kam ich an das Schulhaus. Direkt von der Dorfstraße in die Stube hinein. Kinder waren nicht da. Von einer Wandtafel starrte es mich



an: ‚Der Star ist ein Zugvogel.' Die Bänke waren so eng, daß ich nicht sitzen konnte. Ich ging bis zu einem Tisch. Da lag ein dunkelhaariger Mensch in einem blauen, luftigen Leinenkittel. Das Gesicht hatte er in den Händen. Die Schultern zuckten auf und nieder. Der Mensch lag auf der Diele und weinte. Ich war nicht so taktvoll, zu gehen. Ich blieb. Nun, dieser Schullehrer war Goth. Er weinte, weil sein Trauerspiel nicht so geworden, wie er gewollt. Wir redeten, bis die Nacht kam. Goth war um eine einzige Szene so verzweifelt. Alles andre ist herrlich.«

Es entstand ein Schweigen. Der Sternenschein fiel über den Garten. Die Zigaretten der beiden Freunde glühten auf und beleuchteten für einen Sekundenteil ihre Gesichter.

»Uns hat man gesagt, daß es ohne Haltung wäre, seinen Kummer zu zeigen,« sagte Joachim leise, spöttisch. »Die Menschen könnten einander viel mehr helfen, wenn sie nicht eine so große, falsche Wohlerzogenheit hätten.«

Über Ina kam plötzlich eine stille Fassung. Dieses Trauerspiel, um das er weinend auf der Erde gelegen, wollte er ihr zeigen. Es wurde demütig in ihrem Herzen. Und sie hatte an ihm gezweifelt, weil er vielleicht freundlich war zu einem armen Mädchen, das in Dörfern schauspielern mußte und vielleicht so in Not lebte wie einst er — —

Sie dachte an ihn mit der ganzen Kraft ihres Herzens. So sehr, daß sie glaubte, ihre Wünsche müßten ihn körperlich herbeizwingen.

Goth aber ging mit der fremden Dame durch Würzburg.

Sie kamen über einen hochgelegten, ummauerten Gartenweg, von dem aus man auf das Glacis der Stadt hinabblickte. Da unten liefen geschäftige Menschen. Sie kamen Goth plötzlich so armselig vor in ihrer Behendigkeit, ihrem Laufen, Hasten zu etwelchen Dingen, die Hunderttausende taten.

Die fremde Frau blieb an der Mauer stehen. Sie sah die Leute unten nicht. Sie sah nur hinüber auf die Schleier des Abends, die auf die Berge fielen.

Da dachte er, daß er die Fremde heute morgen ein wenig verachtet hatte. Das stieg ihm ins Gesicht, und er errötete.

Im Dom schwelte der Geruch von Weihrauch. Die alten steinernen Bischöfe waren lange tot und doch noch so furchtbar hier im Dämmern. Die Madonna lächelte süß und entrückt aus Rosen. Die Glocken klangen zum Angelus.

Von einer dem Auge nicht mehr ermeßlichen Höhe der Kuppel herunter flimmerte die ewige Lampe. Goth, der so lange Ministrant gewesen, machte die Kniebeuge an den Altarstufen. Es beschämte ihn dann. Doch der Blick der fremden Frau, der ihn traf, war ernst, suchend, fast zustimmend.

Sie griff am Portal in das Weihwasserbecken. Aber sie tat es ungewohnt. Er half ihr. Das heißt, er tauchte seine Finger in die Kühle, hob die Hand, führte sie wagerecht durch die Luft, und Worte kamen ihm, die er noch liebte: »Asperges me, Domine ...«

»Was heißt das?« fragte die klirrende Stimme.

»Besprenge mich, Herr, mit Ysop, und ich werde rein und weißer als der Schnee.«

»Sie haben schon die ersten Weihen?« fragte die Stimme vertiefter, dunkelnd.

Die ersten Weihen? Die ersten Weihen des Lebens? Wie schön war das! Er lächelte und schwieg.

Die Gassen dunkelten. Barockgiebel reckten sich in den Abendhimmel. Ein paar Studenten sangen, ein wenig rauh, derb, wie Landsknechte. Aber sie sangen: »Noch sind die Tage der Rosen.« Irgendwo mußten Linden blühen. Ihr Duft kam plötzlich als süße Welle. Das holprige Pflaster senkte sich. Die Häuser wurden kleiner. Goth erkannte, es war der Weg von heute mittag. Man roch schon den Fluß.

Und dann standen sie bei den Heiligen auf der Mainbrücke. Vom jenseitigen Hügel blinkten die Lichter der Marienburg. Das Wasser rauschte silbern dahin. Es war jung, ewig jung, dieses Wasser. Und einstmals ist es wie ein Strömen, das uns von der Jugend scheidet.

»Kommen Sie,« sagte die fremde Frau.

Er folgte ihr, beklommen und erregt, in das Hotelzimmer. Aber nun standen viele Rosen da. Ganz tiefe, dunkelrote Rosen. Und die Fenster waren weit offen. Man hörte wieder den Main rauschen. Das klang, lockte, lockte wie ein Fortdrängen ins Unbekannte. Sich dem anheimgeben, was man nicht kennt!

Die Person mit der demütigen Miene, die man Kammerfrau nannte, kam herein und stellte Teegeschirr auf und dergleichen. Aber die fremde Dame winkte ihr, zu gehen.



Die fremde Dame trat an eins der breiten Fenster und setzte sich auf den Sims. Sie war so groß, daß dies schön aussah. Goth stand ihr gegenüber — am Fensterrahmen.

»Dieses Wasser,« sagte er verwirrt, »es tönt sonderbarer als je durch eine Nacht.«

Von der Marienburg herüber kamen melancholische Trompetenstöße: Heimkehr der Soldaten.

Clemens Goth sah die fremde Frau auf einem Diwan sitzen, nahe dem Fenster. Ihre Haltung war müde und gebeugt. Er ging hin und küßte ihre Hände. Frauen, dachte er verwirrt, Frauen —

Sie berührte mit sehr weißen Händen sein welliges Haar. Da beugte er sich tiefer, damit sie es besser könne — kam auf einen weichen Teppich und dachte, es ist gut, da zu sitzen.

Er spürte den sonderbaren Duft ihrer Hände, seinem Gesicht nahe. Es machte ihn ein wenig schwach und schwindlig. Im Zimmer brannte ein sehr mattes Licht.

Er merkte erst jetzt, die Fremde hatte ein andres Kleid an. Es war ganz weiche Seide. Die Stimme der fremden Frau hatte das Klirrende verloren. Die fremde Frau erzählte etwas. Von Lupinenfeldern handelte es. Die standen um ein altes Herrenhaus mit einem See davor. In dem Herrenhaus waren viele, viele Zimmer, und die Möbel hatten bunte Kattunbezüge. In die waren Blumen eingewebt. Blumen, wie es keine gab. Ziegelrote Rosen mit blauen Blättern. Und Narzissen in der Farbe der Veilchen. Das Haus hatte grüne Läden, die wurden abends geschlossen. Aber man machte sie wieder auf, wenn man nicht Ruhe fand. Man mußte immer über die Lupinenfelder sehen. In der Sonne waren sie ein gelbes Meer. Und im Mondlicht schienen sie wie ein weißer Atem, den die Erde ausströmte, oder sie waren dem Tale gleich, wo Asphodelos blüht.

Er wiederholte langsam: »Sie waren dem Tale gleich, wo Asphodelos blüht.«

Er mußte sich das vorstellen. Kinderhaft drückte er die Fäuste vor die Augen, um das Zimmer nicht mehr zu erblicken: »Ich sehe es. Das alte Haus und die goldenen Wiesen. Es ist die Ebene dort, nicht wahr?«

»Die Ebene, die nur der Himmel umgrenzt. Man sah so lange hinaus nach diesem eintönigen Horizont, bis die Augen fast verhungerten. Und als es das ewig gleiche Bild blieb, da ging man einmal — und verließ. Und dann« — die Stimme wurde ganz leise —, »dann kam man nicht mehr zurück. Verstehen Sie dieses, man kann nicht mehr zurück. Denn alle Last und alles Herzeleid jener bangen und stummen Erwartung waren holder als Sturm und Rausch —«

Er wußte es nicht, daß die fremde Frau, die ihn heute zum erstenmal gesehen, ihm ihre Jugend schenkte und ihre stillsten Geheimnisse. Er fühlte nur einen sonderbaren Rhythmus aus den Worten, wie ein Kinderlied, das ihm nie die Mutter gesungen. Er wußte plötzlich, daß er doch glücklich gewesen war in den Knabentagen. Denn er hatte ja auch seine Träume gehabt.

Sie stiegen ihm auf. Er dachte an ein kleines hölzernes Pferd, ach, keine Hand groß, das er sehr geliebt. Und an eine Quelle, in der die kleinen Fische glitzerten. Und an Wege durch dunkelnde Wälder, wo hinter den Bäumen das Unsichtbare, Fremde, Gewaltige wartete —

Da wurde ihm so wunderlich und selig müde. Die letzte Nacht hatte jemand an seinem Herzen geweint — und er war wach gewesen und hatte gewußt, alle Tränen versiegen einmal. Und nun mußte er so tief zurückdenken. Da war eine Kammer, und er hatte einen kleinen Strohsack auf der Erde — aber durch das kleine Fenster sah man ein Stück des Nachthimmels.

»Sie haben noch so wenig von der Welt gesehen, kleiner Abbate,« sagte die fremde Frau. »Kommen Sie mit mir. Ich will Ihnen die Welt zeigen.«

Und sie beugte sich herunter zu dem dunklen Kopf. Da sah sie, daß der kleine Abbate zu ihren Füßen schlief ...

Mary Stuart stand sehr leise auf. Sie ging in ein andres Zimmer und holte eine Decke für den Schlafenden.

Der wachte erst auf, als früh am Morgen ein Auto aus dem Hofe des »Weißen Schwans« davonfuhr. Aber er hatte noch Geld genug in den Taschen klimpern, um auf hölzernen Bänken die Stadt Erlangen zu erreichen.

Dort setzte er sich hin und schrieb für Ina Degen seine Tragödie ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Psalm vom gewaltigen Glück

Du Gott, den ich meine, kommst nicht nur im Leid,
Du kommst über manche geleuchtet in weißbreiter Heiterkeit.
Du Gott, Gott Glück, schwemmst manchmal in Menschen ein,
Die du jahrelang mit Schmerzen aufgebrochen,
Da dehnt sich das Mark im Gerüste der Knochen,
Und weit fließt ihr Blut wie ein seligströmender Rhein,
Sie spüren tief unten in sich die untersten Wurzeln pochen,
Und sie prangen gleich einem lachenden Gebirg voll Wein.

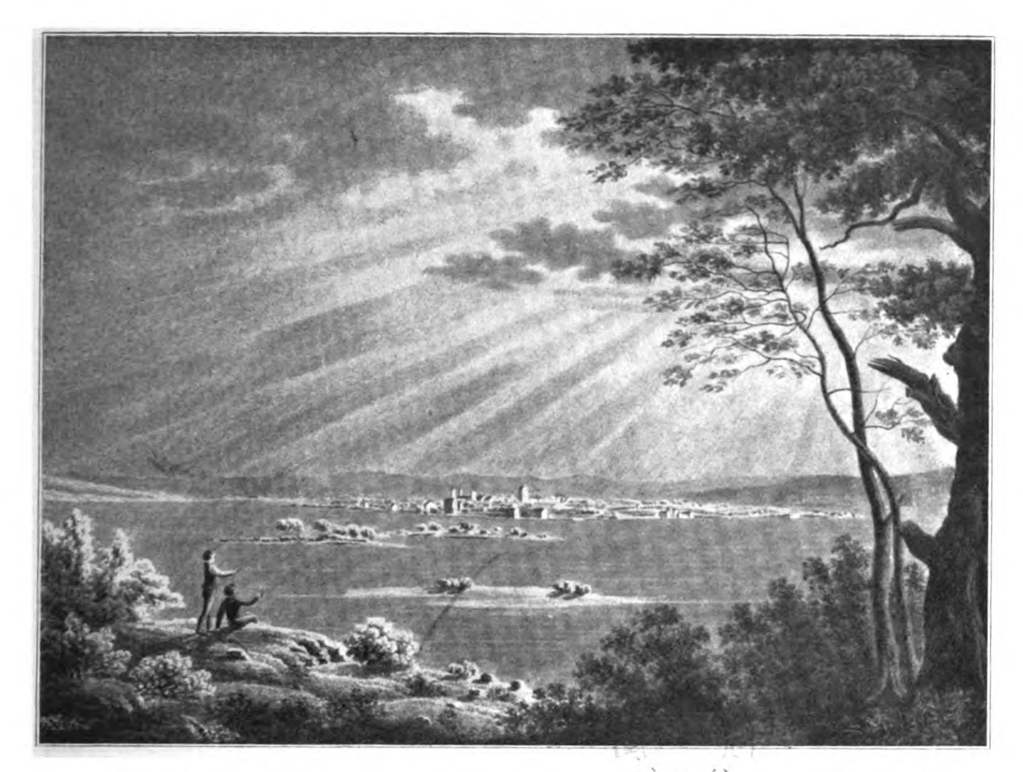
Aber sie dürfen nicht wie Eschen und Flieder im Seewind sich wohlen,
Sie sind erweckt von den leisesten Haaren hinab zu den Falten der Sohlen.
Und du Gott, Gott Glück, kommst nicht, sie wie schwangere Frauen zu pflegen,
Du kommst in Gewalt, aus ihnen zu brennen den Segen.
Und immer innerster packst du sie an den Eingeweiden,
Denn sie spüren dich nicht, wenn sie dich, Glück, nicht erleiden,
Und immer heißer blutest du ihnen um in den Geweben,
Denn sie spüren dich nicht, wenn sie von dir, Glück, nicht beben.

Ernst Lissauer

Werbung

„Jüngferlein, so zart und zier:
Jüngferlein, o tanz mit mir!" —
Spricht das feine Jüngferlein:
„Hab's nicht eilig mit dem Frei'n!
Will mich wer zur Hochzeit tragen,
Wag's ich nur im goldenen Wagen,
Mit vier Schimmeln langgespannt,
Fahnenbunt weithin das Land.
Will mich, oh, ein Büblein küssen:
Sieben Ellen Spitzen müssen
Über bunte Marmeltreppen
Meinem Seidenkleid nachschleppen.
Muß ich Koch und Köchin haben
Und drei weiße Edelknaben,
Müssen lächeln sieben Frätzchen
Sieben leckerer Kammerkätzchen
Und ein Äffchen hinterdrein!"
Spricht das feine Jüngferlein. —
„Jüngferlein, wie bin ich froh!
Hab' ein Bettlein voll von Stroh;
Auch zwei Nägel in der Wand
Und ein Laken vorgespannt
Und dahinter Vaters Stock,
Biberhut und Bratenrock.
In der Lade Bild und Bibel,
Weiße Tauben hoch im Giebel,
Äpfel, Kraut und Most im Keller
Und ein Fläschlein Muskateller.
Einen Kübel fett von Schmalz
Und ein Säulein sanft im Salz,
Für den Ofen Holz und Harz,
Auch ein Kätzlein sammetschwarz,
Sieben Hennen, einen Hahn,
All mit Bärtlein angetan,
Wackelenten zwei und beide
Bunte blaue Augenweide,
Eine Ziege noch, die hupft
Und vom Dach die Gräslein rupft.
Eigne Herdstatt, eignen Rauch
Und im Hof ein Hündlein auch,
Das drei Purzelbäume schlägt
Und im Maul das Körblein trägt,
Mit dem Schwanz die Stiege wischt,
Aus der Milch ein Bröcklein fischt
Und das vor sich legt und lacht
Und dann Bitte, bitte! macht." —
„Morgen muß die Hochzeit sein!"
Spricht das feine Jüngferlein.

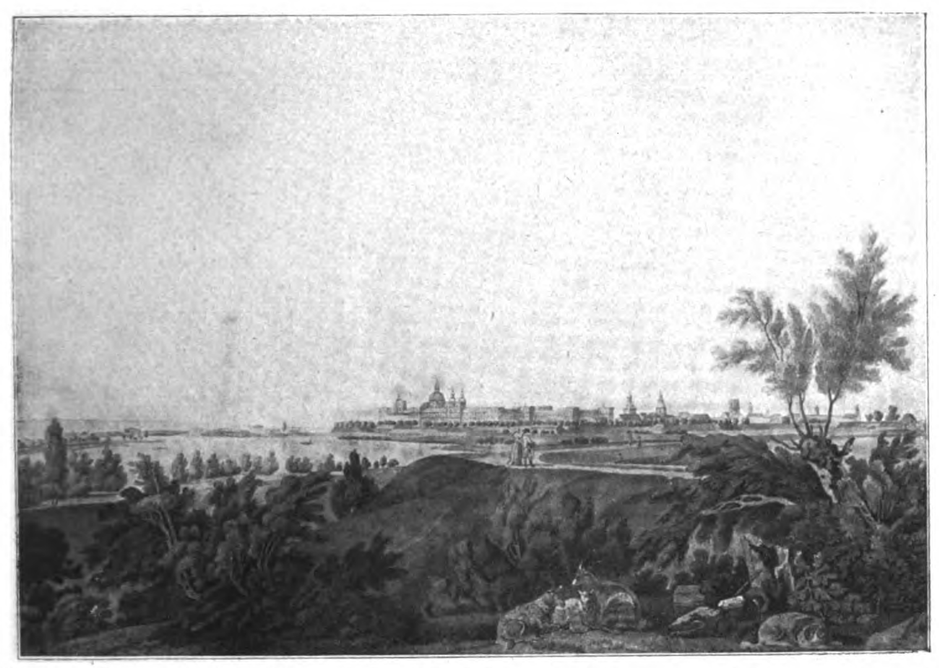
Victor Hardung



J. J. Sperli: Insel Reichenau

Zu dem Aufsatz »Das badische Land im Bilde«





Abbild. 1. Laurenz Janscha: Mannheim von der Rheinpromenade aus — Gestochen von J. Ziegler 1798

Das badische Land im Bild

Von Dr. W. F. Storck (Mannheim)



Die Kunstgeschichte der deutschen Landschaftsmalerei bleibt eine der Hauptaufgaben der Darstellung neuerer Kunstentwicklung, deren Lösung immer dringlicher wird. Sie wird einen wesentlichen Beitrag zur Erhellung der Gesamtsituation darstellen, da die Landschaftsmalerei nicht nur thematisch, sondern auch qualitativ den breitesten Raum im Strome der Gesamtentwicklung einnimmt. Mit dem endenden 18. Jahrhundert wuchs ein neues Naturgefühl heran, das seinen unmittelbarsten Ausdruck zunächst in der Dichtung fand, das aber auch — was man gemeiniglich übersieht — der Malerei neuen Nährstoff zuführte. Am offensichtlichsten wird das in der Romantik, wo die Fäden von Natur zur Dichtung und von dieser zur Malerei klar zutage treten. Was man aber weiter wird beachten müssen, das ist der bestimmt vorliegende, wenn auch in Worten schwer faßbare Einfluß der Landschaftsgestaltung auf die Kunstform selbst. Ein allgemein bekannter, wenn auch nicht gerade verheißungsvoller Name, der heute viel von seinem guten Klang eingebüßt hat, mag das immerhin bezeichnen: Worpswede; da ist der formbestimmende Einfluß der Landschaft auf die Kunst deutlich und wird bis in eine unfruchtbare Manie verfolgbar. Man wird solche Wechselwirkungen von Scholle und Form in nahezu allen Gegenden aufspüren und am Werke einzelner Künstler nachweisen können. Für das badische Land wird das klar und bestimmt für zwei Gegenden: für die Neckarlandschaft bei Heidelberg, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts, für den engeren Schwarzwald — die Gegend bei Bernau —, der nach der Mitte des 19. Jahrhunderts einen solchen sichtbaren und meßbaren Einfluß genommen hat. In Heidelberg war es die Kunst der Romantiker Fohr und Fries, denen sogar in gewissem Sinne der berühmte Rottmann beizuzählen ist, die aus den Elementen der Heidelberger Landschaft Antrieb an Farbe und Form gewannen; in Bernau war es Hans Thoma, der aus seinem Heimatboden wesentliche Elemente einer neuen Landschaftskunst unbewußt sog. Das ist der eine Gesichtspunkt, unter dem eine Betrachtung der Landschaftsdarstellungen einer Gegend fruchtbar einsetzen kann, wenn sie nicht in einer geo-

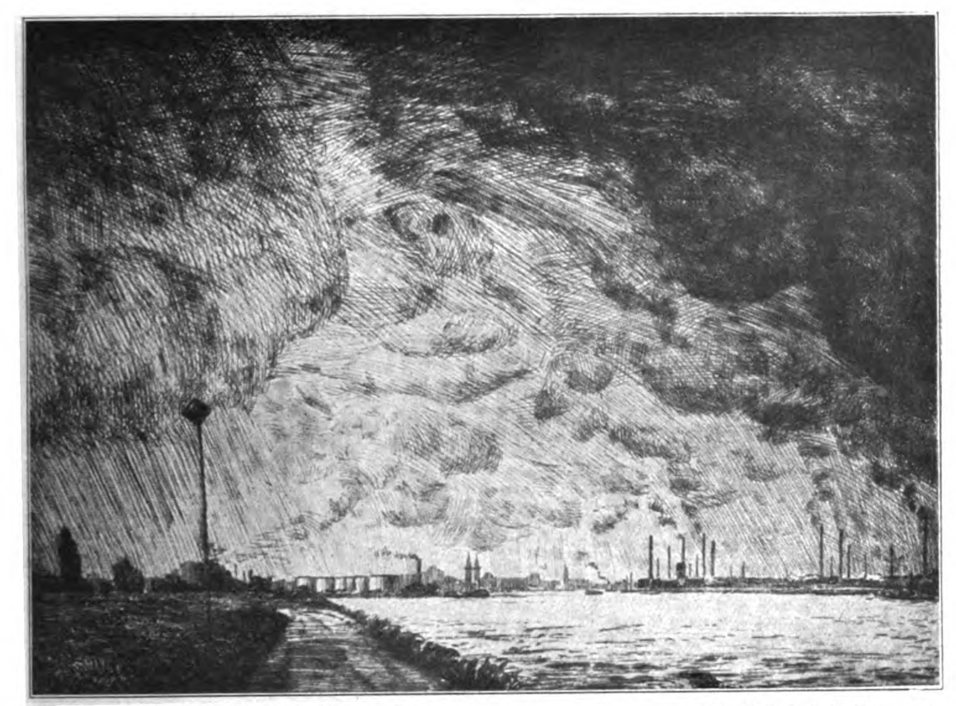


Abbild. 2. Carl Kuntz (1770—1830): Apollotempel im Park von Schwetzingen

graphisch gegenständlichen Wertung beengt steckenbleiben will. Ein andrer ist die Feststellung der Überlegenheit künstlerischer Darstellung über die mehr mechanischen Mittel der Photographie. Das ist in unsrer heutigen Zeit angesichts der außerordentlichen Ver-



Abbild. 3. Lambert von Babo (1790—1862): Burg Windeck bei Weinheim a. d. B.



Abbild. 4. Richard Waldschütz (Mannheim): Am Rhein bei Mannheim

vollkommnung der Photographie und ihrer zweifelsfreien Unentbehrlichkeit eine durchaus wesentliche Beobachtung. Allein es bleibt Tatsache, daß sogar ein weniger empfind-



Abbild. 5. Karl Weyßer (1833—1904): Ansicht von Heidelberg (1882)



Abbild. 6. Carl Graf von Graimberg (1774—1865): Das Heidelberger Schloß Gestochen von C. Haldenwang

sames Auge bei der Wiedergabe eines beliebigen Gegenstandes durch künstlerische Hand immer wieder selbst von ein paar anspruchslosen, aber charakteristischen Strichen besonders nahe (und immer neu) berührt wird, während es der photographischen Wiedergabe gegenüber auf die Dauer gleichgültig bleibt, ja stumpf wird. Das liegt eben an dem lebendigen Fluidum, das auch der bescheidensten Kunstäußerung entströmt, sie uns menschlich näherbringt und uns eine gewissermaßen produktive Anteilnahme ermöglicht. Die praktische Folgerung solcher Feststellung aber ist diese: der Landschaftsdarstellung eine höhere Aufmerksamkeit und Beachtung unter diesem Gesichtspunkt zu schenken, darüber hinaus aber im Einzelfall den heutigen Künstler zu seiner Festlegung und Gestaltung (z. B. auch im verkehrspolitischen Interesse) heranzuziehen.

Die zwei Dutzend hier wiedergegebener Bilder aus dem Verlauf des 19. Jahrhunderts sollen das an einem Beispiel andeuten, was in einer umfangreichen Ausstellung der städtischen Kunsthalle zu Mannheim an einem nach Tausenden zählenden Material durch die Jahrhunderte hindurch auf breiter Basis erwiesen wurde.

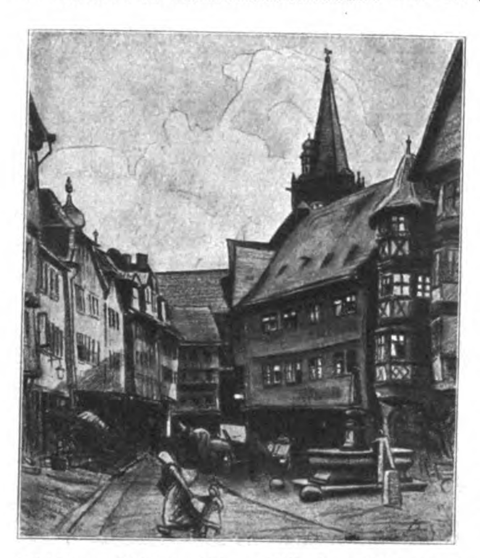
Das badische Land bietet in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung wechselvollste Unterlagen künstlerischer Darstellung. Und doch wird man überrascht sein, wenn man die Produktion der Jahrhunderte überblickt, daß einzelne Gegenden noch bis auf den heutigen Tag sozusagen brachliegen, andre wieder Perioden fruchtbarer Gestaltung hinter sich haben. Die Romantik liebte und pflegte die sanften Höhenzüge und malerischen Ruinen der Heidelberger Landschaft, die den Künstler unsrer Tage weniger zu locken vermag, der vielmehr angezogen wird von dem sichtbaren Zeichen der Betriebsamkeit in Handel und Industrie, wie sie sich in den Großstädten darbieten. Auffallend bleibt weiterhin etwa, daß der Rhein, der das badische Land doch in seiner südlichen und westlichen Ausdehnung völlig umgrenzt, nur strichweise künstlerische Produktion angefacht hat; vor allem tat das die an malerischen Reizen allerdings besonders reiche Gegend der »vier Waldstädte« am Oberrhein (Waldshut, Rhein-

selben, Laufenburg und Säckingen), wo beispielsweise Hans Thoma eine Reihe ganz bedeutender Werke schuf und wo deutsche und schweizerische Nachfahren (z. B. Adolf Hildenbrand, Abbild. 24, und Maria La Roche, Abbild. 23) neuerdings fruchtbare Motive suchten und fanden. Die Gegend hingegen, die sich etwa von Freiburg aus zum Rhein ausbreitet und durch den Kaiserstuhl ihr charakteristisches Gepräge erhält, hat erst merkwürdig wenig Darstellungen gezeitigt; nur Lugo hat gelegentlich den Eindruck der niederen Rheinwaldungen festgehalten, während andre neuere Künstler sich darauf beschränkten, die mächtig aufragenden Formen des Breisacher Münsters graphisch zu erfassen. Auch in der Gegend von Karlsruhe haben dann malerische Partien des Altrheins jüngere Schüler der Akademie angezogen, während in Mannheim die fabrik- und verkehrsreichen Gestade mit den weitausgreifenden Kranen und Fabrikschloten den Eindruck bestimmen und zum Festhalten reizen (Abbild. 4). Ein Jahrhundert liegt zwischen der die landschaftliche und architektonische Schönheit der Stadt an sich heraushebenden Arbeit L. Janschas (Abbild. 1) und derjenigen des Künstlers unsrer Tage. Kein Wunder, daß Interesse und Gestaltungsweise der Künstler ewigem Wechsel der Zeiten unterliegen.

In Mannheim, wo der Neckar in den Rhein mündet, bleibt dieser und seine weit ausgebauten Hafenanlagen für den heutigen Eindruck durchaus bestimmend; der Neckar hat vor seiner Mündung seinen eigentlichen Charakter sozusagen eingebüßt: jenen von sanften, bewaldeten Höhenzügen eingezäunten Lauf. Diese seine Wesensart aber hat er gewissermaßen zu einer letzten Steigerung zusammengefaßt in Heidelberg, wo die mächtig aufgeschichteten und auseinandergebreiteten Bauten des Schlosses und die massige Wölbung der Brücke dazu beitragen, ein Gesamtbild von strahlender Schönheit zu schaffen, wo die Jahrhunderte die breitgelagerten Ruinen mit der umgebenden Natur zu einer neuen Einheit verbunden haben, deren harmonischer Doppelklang vom Rot der Steinmassen und dem Grün der Waldungen das empfindsame Auge reizen mußte, um so mehr und mannigfaltiger, als die Stimmungen nicht nur der Jahreszeiten, sondern selbst eines Tages eine breite Skala malerischer Werte mit sich bringen. Alle Schönheitswerte von Heidelberg — »der Vaterlandsstädte ländlich schönsten«, wie Hölderlin sie



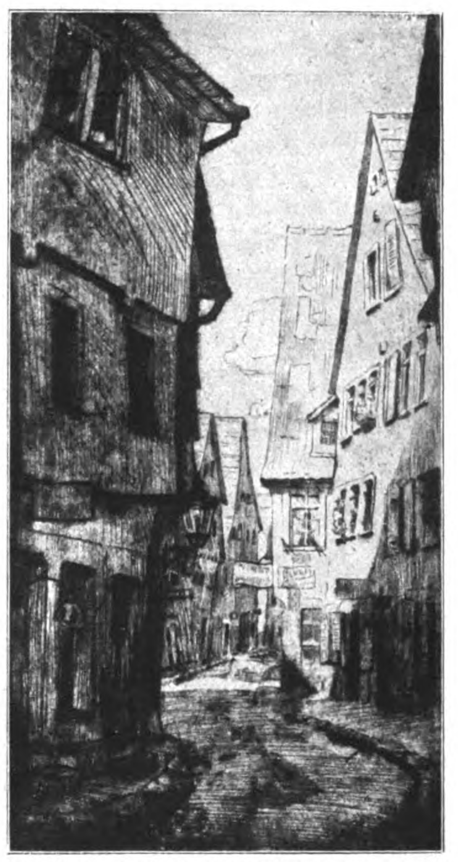
Abbild. 7. Gustav Osterroth († Karlsruhe): Die Molkenkur bei Heidelberg (1858



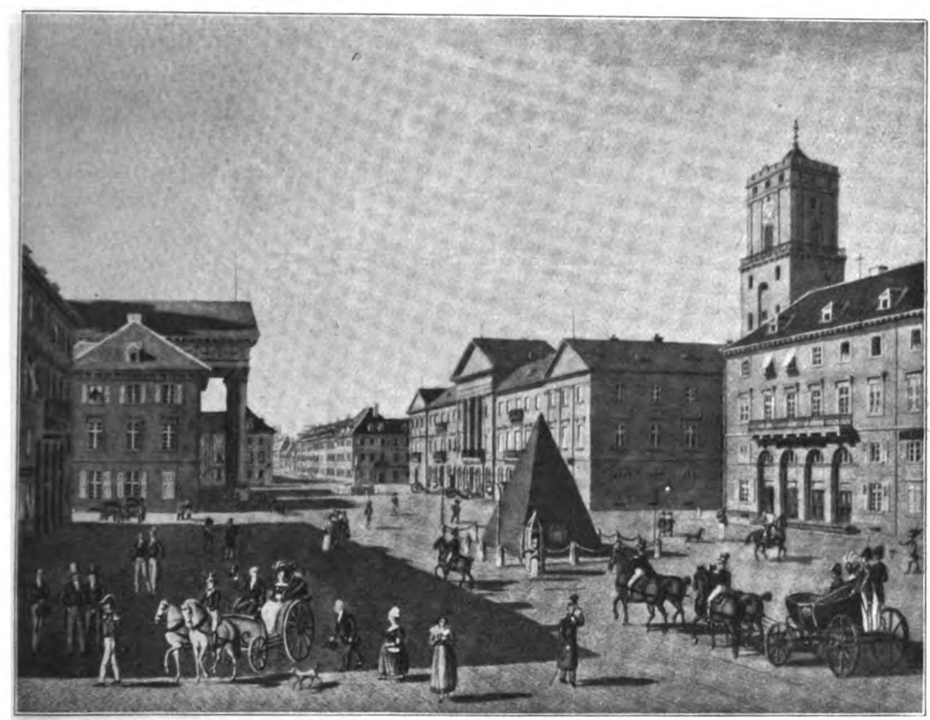
Abbild. 8. Wilhelm Schulz (München): Marktplatz in Wertheim

nennt — sind von den Dichtern der Romantik erkannt und besungen worden. Eichendorff, Brentano, Hölderlin und viele andre wetteifern im Preis der Landschaft, deren Reizen sich auch Goethe nicht entziehen konnte. Kein Wunder, daß die Landschaftsmalerei hier ebenfalls wesentlichen Antrieb zur Zeit der Romantik empfing. Die Namen mancher zu Unrecht in Vergessenheit geratener Künstler verdienen in diesem Zusammenhang ans Licht gerückt zu werden: J. J. Strüdt, der mit einem Fuß noch in der Vedutenmalerei des 18. Jahrhunderts steckte, C. Ph. Fohr, der allzu früh verstorbene Romantiker, Ernst Fries und nicht zuletzt der bekannte Carl Rottmann, der, aus der Gegend gebürtig, mit den Genannten in der Schule seines Vaters aufwuchs. In den Werken dieser Künstler wurde — bestimmter und entscheidender noch als im Werke der Mannheimer Kobell — der Weg der formelhaft gewordenen Veduten- und Prospektmalerei verlassen und eine neue, empfindsame Gestaltung der Natur angebahnt und erreicht; eine erstarrte akademische Form wird von einer Art beseeltem Realismus abgelöst. Ein neuer Klang der Farben zieht durch die Bilder, den die Augen dieser Künstler aus dem farbigen Reichtum der Landschaft herausholten und empfindsam zu steigern wußten. Hier war es, wo die Individualität eines Baumes, der Edelkastanie, in den Bildern von Fries entdeckt wurde; hier war es auch, wo Rottmann die Lichtphänomene aufgriff, die noch den Charakter seiner späten Werke bestimmten; es gibt Blätter dieser Zeit, die wie die bildhafte Ausdeutung der Verse wirken, die in der Hölderlinschen Lobpreisung stehen und lauten: »Doch die ewige Sonne goß ihr verjüngendes Licht über das alternde Riesenbild.«

Dem offenbar sehr ausgedehnten Bedürfnis nach künstlerischen Ansichten der vielbesuchten Stadt und Landschaft kam der kunstfördernde und kunstbegabte Graf Carl Graimberg entgegen, der zahlreiche Ansichten in allen Formaten schuf (Abbild. 6). In ihrer technischen Ausführung unterstützten ihn französische und Schweizer Künstler, die große Erfahrung von der neu erweckten, auch an andern Orten in die badische Landschaftsdarstellung hinüberspielenden alpinen Landschafts-



Abbild. 9. Hermann Armbruster († Mannheim): Enge Gasse in Pforzheim



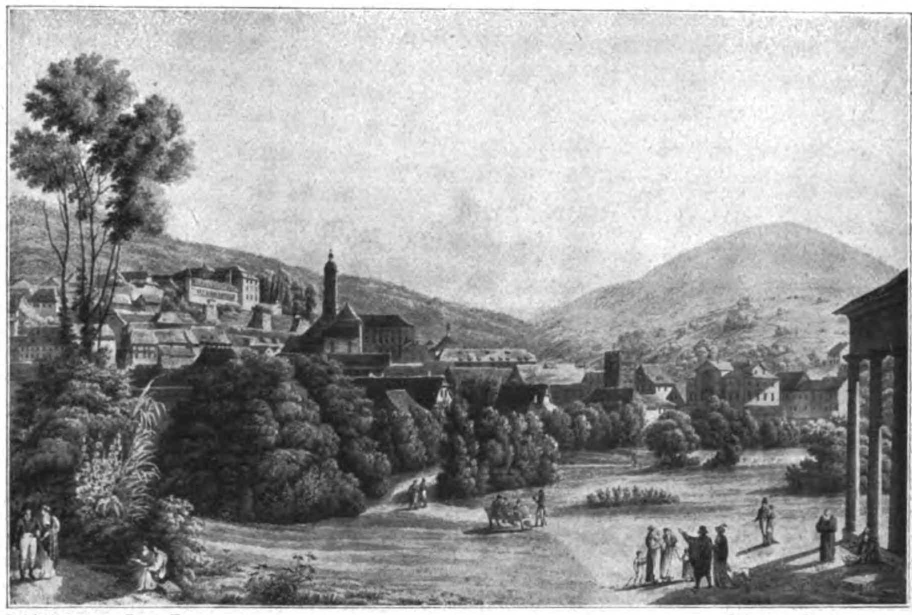
Abbild. 10. Franz Schmidt: Marktplatz in Karlsruhe (um 1820)

malerei mitbrachten. Ihre letzte Ausprägung fand die romantische Landschaftsdarstellung in der verstiegen-pathetischen Kunst Turners, die zweifelsohne manchem ernsten Betrachter den Genuß der wirklichen Landschaftsschönheit verbaute. Eine sachlich mehr naturalistisch gerichtete Darstellungsweise, der Schirmer und zuhöchst Trübner dienten, mußte erst diese künstlerischen Schutthaufen hinwegräumen, um eine freiere und unvoreingenommene Wertschätzung wieder möglich zu machen.

Die Darstellung beschränkte sich nicht auf Stadt und Umgebung von Heidelberg selbst, sondern griff gierig alle die malerischen Winkel des Neckartals mit seinen zahlreichen Burgen auf, die Künstleraugen immer wieder auf sich zogen. Auch die anheimelnde Bauweise der Dörfer und Städtchen des Neckartals und des sich nördlich ausbreitenden Odenwalds fanden vielfache Darstellung bis auf die heutigen Tage. Hier haben sich in malerisch bewegten Gegenden des Odenwalds und der Bergstraße häufig Maler angesiedelt, die ihre künstlerische Disziplin von Trübner empfingen, der nicht nur in Heidelberg selbst, sondern auch in dem an der Bergstraße gelegenen Schloß Hemsbach tätig war, und in dessen malerischem Werk die heimatliche Eigenart formal vielleicht am stärksten nachwirkt, sei es in dem bestimmten Aufbau der Farbtöne, sei es in dem räumlichen Rhythmus weiter Fernen.

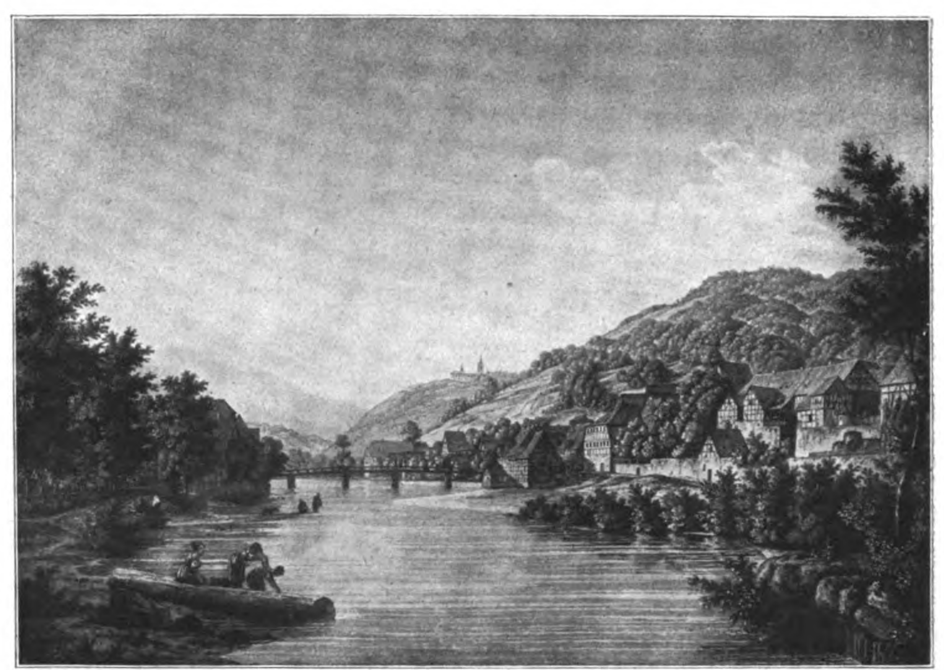
Im Süden von Heidelberg und Mannheim bietet sich als wertvoll belebtes Material der Schwetzinger Schloßgarten dar, dessen künstlerische Anlagen und Einzelbauten schon die in Mannheim und Heidelberg ansässigen Künstler zur Zeit Carl Theodors (z. B. C. Kuntz und F. Rottmann) beschäftigten (Abbild. 2) und die noch heute in der leider etwas verwahrlosten, aber im Baumwuchs üppigen und grandiosen Vegetation Stoff zu künstlerischer Arbeit bieten.

Verhältnismäßig wenig bekannt und ausgewertet sind die nordöstlichen Ausläufer des badischen Landes, die fruchtbaren Gegenden des Tauber- und Maintales, die von den Hauptstädten und Hauptverkehrslinien weiter abliegen. Nur die Reinheit des altertümlichen Charakters des Städtchens Wertheim hat höhere Beachtung erfahren, die in unsern

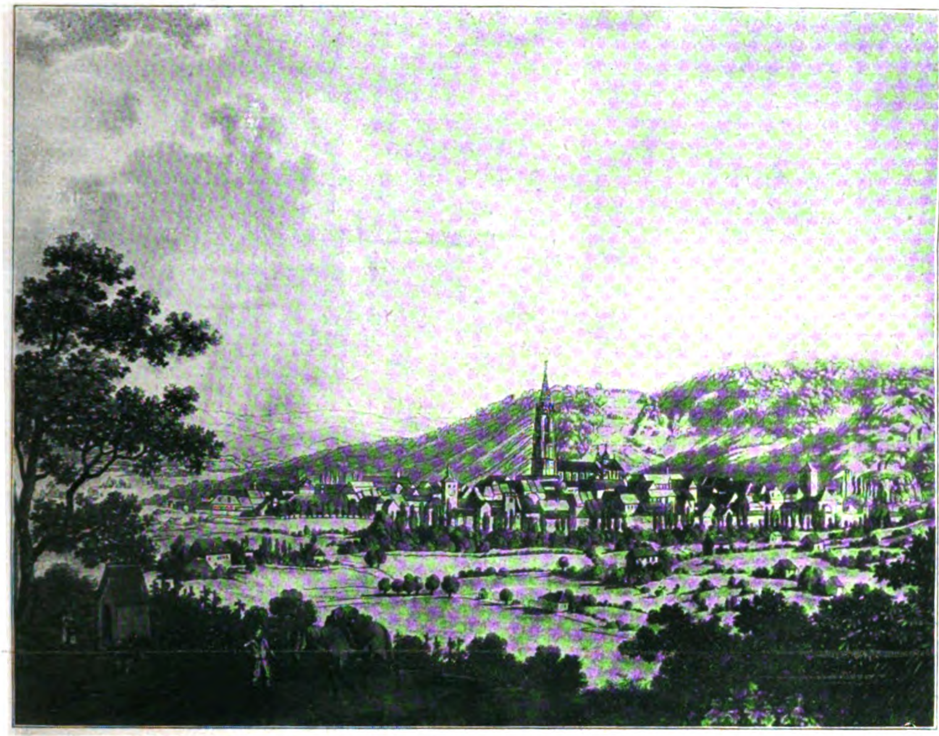


Abbild. 11. Carl Frommel: Baden-Baden (1810)

Tagen, wie das leider oft der Fall ist, von unzulänglicher Sentimentalität mehr geschädigt als gefördert zu werden droht. Und doch bleiben die winkligen Gassen und malerischen Dächer fruchtbare Anziehungspunkte der Gestaltung (Abbild. 8). Alte Stiche halten oft die landschaftliche Situation in topographischer Absicht aus historischen Anlässen

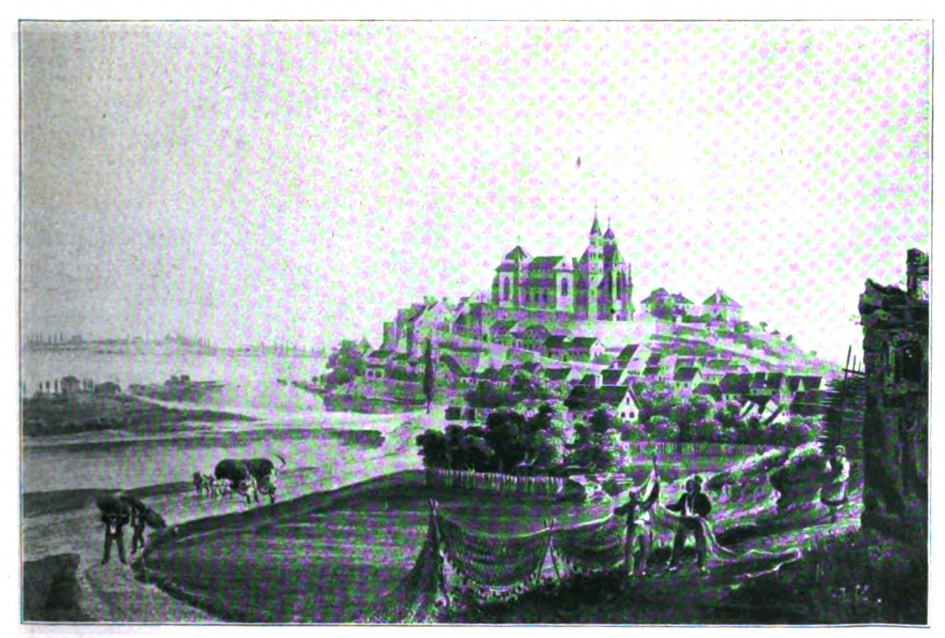


Abbild. 12. Carl Kuntz (1770—1830): Gernsbach im Murgtal



Abbild. 13. Rudolf Follenweider: Freiburg (um 1820) Gestochen von W. J. E. Nilson

fest; solche Bilder gibt es aus der Gegend von Wertheim und Sinsheim nicht selten; sie dürfen aber nur bedingt im Rahmen künstlerischer Betrachtung genannt werden.



Abbild. 14. Egidius Federle: Alt-Breisach (um 1820) Gestochen von F. Salathé



Die an den nördlichen Teil Badens anstoßende Flachlandschaft mit nur geringen Erhebungen, die dem Schwarzwald vorgelagert ist, und die durch die Städte Karlsruhe, Bruchsal und Pforzheim gekennzeichnet wird, hat besonders in der Landeshauptstadt weniger durch ihre landschaftlichen Reize als durch ihre spezifischen städtebaulichen Besonderheiten die Künstler angezogen. In Karlsruhe reizte selbst der Grundriß zu einer kalligraphischen Darstellung, die vielfältig mit reicher ornamentaler Umkleidung geübt wurde; dann waren es vor allem die Plätze und Bauten Weinbrenners, die nicht nur eine topographische, sondern auch eine freie künstlerische Fixierung erheischten (Abbildung 10). Doch bleibt beachtenswert, daß die Mehrzahl dieser Ansichten das architektonische Gerüst und Gefüge betonten und erst in neuerer Zeit eine mehr malerische Auflockerung Platz griff, die von den Akademiejüngern geübt werden konnte. In den dreißiger Jahren war, durch geschäftstüchtige Verlage angespornt, eine reichere Darstellung herangediehen, die vor allem sich der neu errungenen Lithographie bediente und von reizvollen Kleinmeistern gepflegt wurde (noch heute bestehende Druckereien und Verlage [P. Wagner und C. F. Müller] haben einen Hauptanteil an dieser handwerklichen tüchtigen Produktion). Das Auge der jüngeren Künstlerschaft wendet sich neuerdings der Darstellung des belebten Straßenbildes, der betriebsamen Bahn- und Hafenanlagen sowie der landschaftlichen Umgebung zu (statt vieler Namen möge hier der Name einer jungen, starken Begabung genannt sein: H. Goebel).



Abbild. 15. Rudolf Zollenweider: Holzflößer in Wolfach (um 1820)

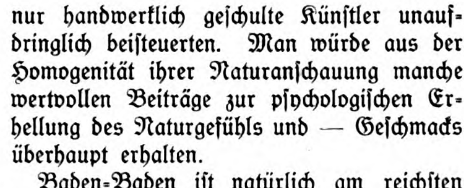
Südlich der genannten Städte- und Landschaftsgruppe schließt sich die weit durch das Land ausgedehnte Gegend des Schwarzwaldes an, der gemeinhin den Eindruck Badens zu bestimmen pflegt. Zwei Fünftel des gesamten Flächenraums der heutigen Republik Baden werden vom Schwarzwald eingenommen, und es ist kein Wunder, daß in dem unerschöpflichen Reichtum dieser köstlichen Natur die Künstler aller Zeiten reiche Nahrung für ihr Schaffen fanden.

»Seltsam schöne Hügelfluchten,
Dunkle Berge, helle Matten,
Rote Felsen, braune Schluchten,
Überflort von Tannenschatten!«





Abbild. 16. Emil Lugo (1840—1902): Schluchsee



So schildert ein Dichter unsrer Tage, Hermann Hesse, die Schönheit der »tannenforstbekränzten Berge«; und die bildenden Künstler stehen ihm nicht nach in der Hervorhebung eben dieser sichtbaren Eindrücke. Schon in alten Zinsbüchern und Handschriften des 15. Jahrhunderts finden wir eindrucksvolle Versuche der Landschaftsdarstellung der düsteren Wälder. Später haben dann vor allem die zahlreichen Badeorte Beachtung seitens der Künstler gefunden, die durch die geschäftstüchtigen Gastwirte sicher nicht gering gefördert wurde. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal jene früheren Fremdenführer einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, nicht nur im Hinblick auf die jeweilige Eigenart ihrer Naturanschauung, sondern gerade im Hinblick auf die oft reizenden schmückenden Darstellungen, die gar nur handwerklich geschulte Künstler unaufdringlich beisteuerten. Man würde aus der Homogenität ihrer Naturanschauung manche wertvollen Beiträge zur psychologischen Erhellung des Naturgefühls und — Geschmacks überhaupt erhalten.

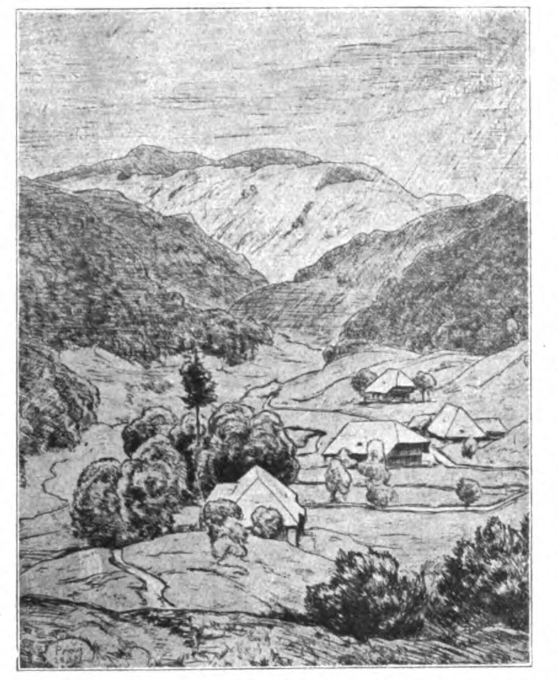
Baden-Baden ist natürlich am reichsten mit Darstellungen bedacht worden, die sich nicht nur auf die Landschaft selbst beschränken, sondern das buntbewegte Treiben der Badegäste in immer neuen kostümlich fesselnden Variationen wiedergeben. Die unmittelbare landschaftliche Umgebung, hauptsächlich das Murgtal, wurde in den Kreis dieser künstlerischen Darstellung mit einbezogen, und vor allem der Mannheimer Maler der Biedermeierzeit Carl Kuntz ist nicht müde geworden, die landschaftlichen Reize der Gegend in immer neuen Blättern gra-



Abbild. 17. F. Dyckerhoff († Mannheim): Triberger Wasserfall (um 1870)

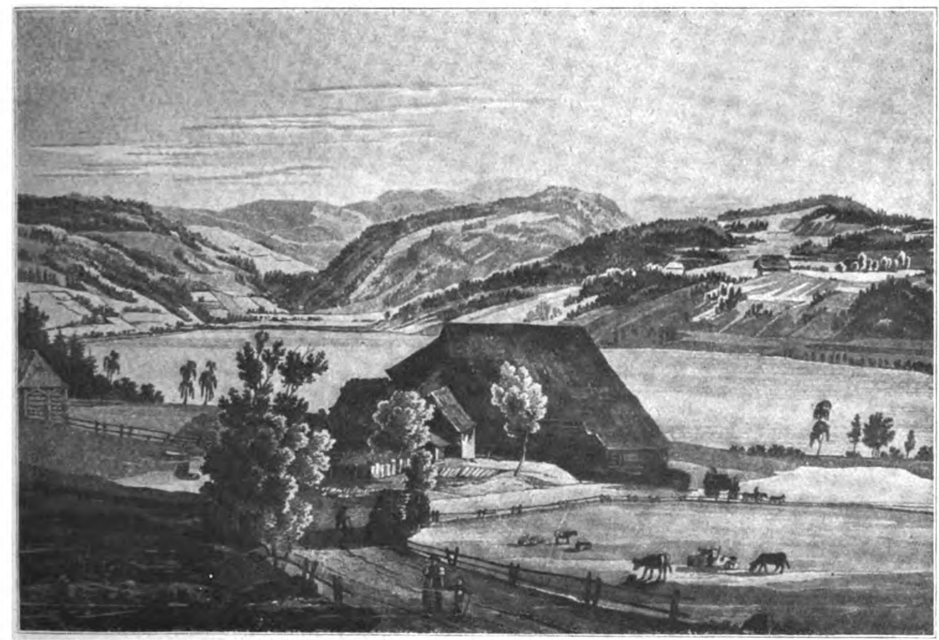
phisch interessant zu schildern (Abbild. 12). Neben seinen Werken sind noch die schönen Blätter von C. Frommel (Abbild. 11) zu nennen, die in ihrem fein abgestimmten Kolorit und der graziösen Linienführung den Charakter der abgeschiedenen und doch so heiteren Bäderstadt wirkungsvoll festlegen. Auch französische und englische Künstler haben für ihre Landsleute zahlreiche Proben der beliebten und vom internationalen Publikum sehr gern und außerordentlich viel besuchten Landschaft in graphischer Form gegeben.

Die andern Bäder des östlichen und südlichen Schwarzwaldes, etwa Rippoldsau, Allerheiligen, Badenweiler, sind in ähnlicher Weise von Künstlern berücksichtigt worden. Im allgemeinen kann man sagen, daß das künstlerische Interesse von den drei Elementen des Schwarzwaldes gefesselt wird: den Bergen (z. B. Hornisgrinde, Kniebis, Feldberg, Belchen, Blauen), den Flüssen (z. B. Kinzig, Rench, Glotter, Dreisam und vor allem den zahllosen Schwarzwaldbächen und Wasserfällen) und schließlich von den Städten. Als Besonderheit mögen noch die Seen genannt sein, die den Charakter der Landschaft an vielen Orten entscheidend mitbestimmen, wie im Norden etwa der Mummelsee und der Hohlohsee, im Süden der Titisee und der Schluchsee, um nur einige Beispiele zu nennen.



Abbild. 18. Hans Thoma (Karlsruhe): Präg (Schwarzwald)

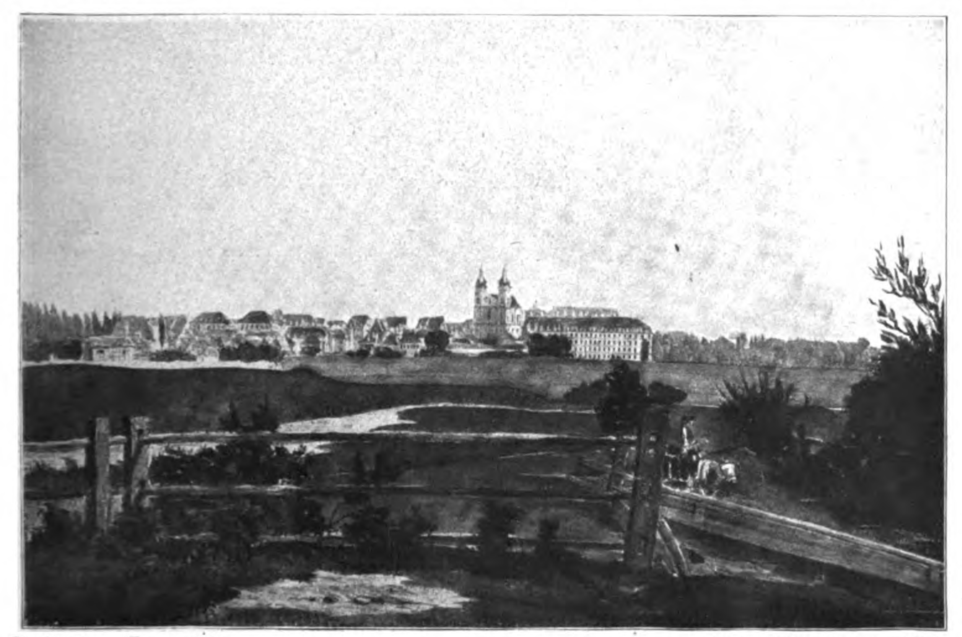
Um die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts hat der Freiburger Verleger Herder durch zwei Künstler, R. Follenweider, den Zeichner, und J. Nilson, den Stecher, zahlreiche Blätter unter diesen Gesichtspunkten herausgegeben (unter Berücksichtigung auch der Landestrachten und Volksbräuche), die gewissermaßen eine vornehme künstlerische Verkehrspropaganda bildeten und die bildhafte Vorstellung für eine Zeitlang festlegten. Auch andre lokale Künstler haben unter denselben Voraussetzungen Darstellungen berühmter Orte und Gegenden geschaffen, denen man noch heute in den Höfen des Schwarzwaldes und den Sammlungen der Städte begegnet. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dann die Erneuerung der Landschaftsdarstellung ein, die von dem Schwarzwaldsohn Hans Thoma entscheidend und verheißungsvoll geführt und auf Jahrzehnte hinaus befruchtet wurde. In den weiträumigen Tälern von Bernau, seinem Heimatsort, wuchs sein starkes, sicheres Raumgefühl heran; aber sein Auge entdeckte jedwede Schönheit, die so lange verborgen war. Zahllos sind die Studien, nach Hunderten zählen die Bilder, die Thoma hier und in der näheren oder weiteren Umgebung geschaffen hat. Um die Wende der sechziger Jahre war es, da Karlsruher Studienfreunde, wie Lugo, Stäbli, Bracht und Röth, ihm in die Berge folgten und mit ihm um die Wette arbeiteten. Neben Thoma ist vor allem Emil Lugo die persönliche und ausdrucksstarke Gestaltung der Schwarzwaldlandschaft (Abbild. 16) gelungen, deren Motive er zuletzt vornehmlich in der unmittelbaren Umgebung Freiburgs und des Dreisamtals suchte. Auch Eugen Bracht ist später noch einmal zum Schwarzwald zurückgekehrt und hat in den achtziger Jahren am Hohlohsee die pathetischen Moorlandschaften im Bilde festgehalten. Thomas starke Kunst bestimmte aber für die Folgezeit die Darstellung des Schwarzwaldes; sie befruch-



Abbild. 19. Egidius Federle: Titisee (1825) Geätzt von Bebi

tete, nicht immer zum Heil, zahlreiche Jünger, aus denen sich jedoch manche starke und selbständige Persönlichkeit entwickelte: um nur zwei Namen zu nennen, Albert Haueisen und Adolf Hildenbrand.

Eins bleibt hier noch in Kürze zu sagen: die klimatischen Verhältnisse, d. h. vor allem der Wechsel und Gegensatz der Jahreszeiten ist vielleicht nirgend so stark wie in den Schwarzwaldbergen. Man kann feststellen,



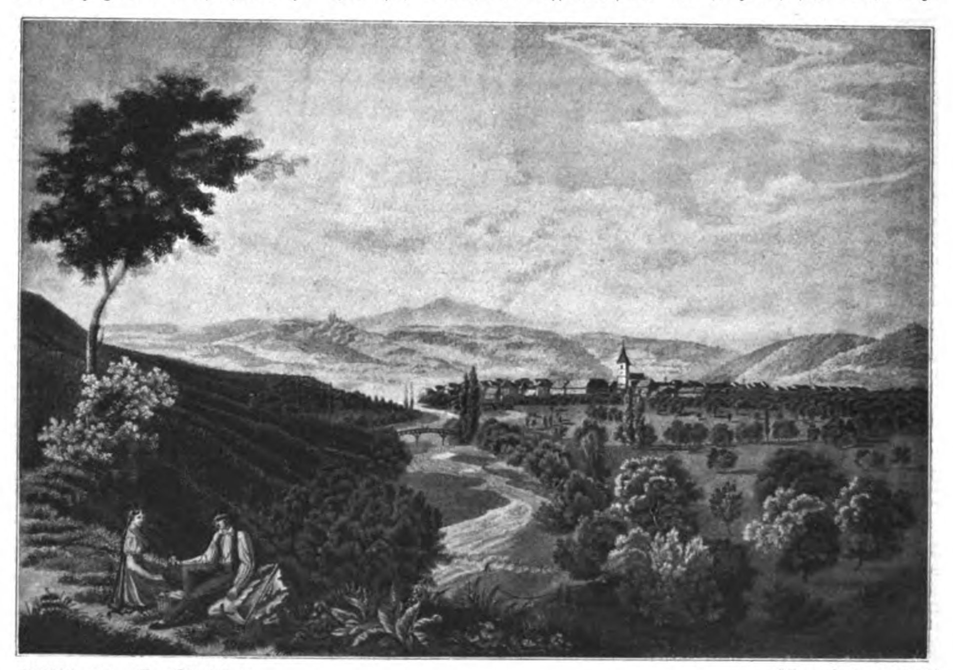
Abbild. 20. Jakob Alt: Donaueschingen (um 1820)





Abbild. 21. Rudolf Follenweider: Villingen (um 1820)

daß gerade die großen Künstler das lockende Problem der Winterlandschaft nur selten wiederzugeben versuchten, ja ihm fast mit einer gewissen Ängstlichkeit aus dem Wege zu gehen scheinen. Was sich so gemeinhin in der Öffentlichkeit als spezialistische Schwarz=



Abbild. 22. Ch. Meichelt: Lörrach (um 1820)

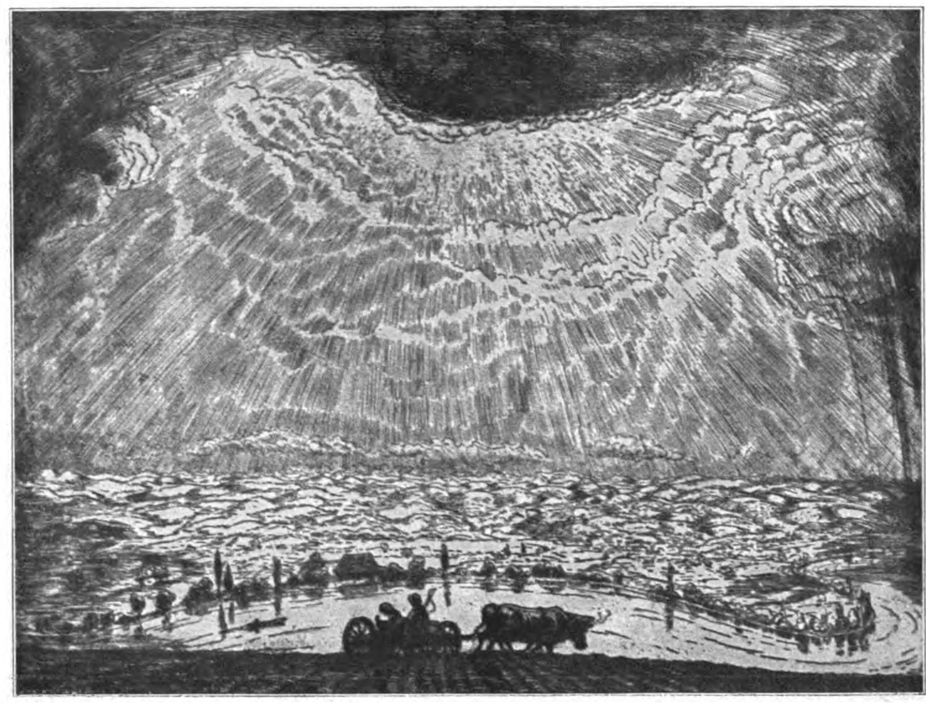
wald- und Winterlandschaft gibt, rechnet oft weit mehr mit einer rein gegenständlichen Wirkung auf die Fremden als mit einer ernsten Bewältigung malerischer Probleme. Wo es beispielsweise in graphischen Äußerungen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts versucht wird, geschieht es stets mit Bedacht und Takt.

Das Übergewicht der Persönlichkeit Thomas bestimmte wohl auch in gewissem Sinne die Auswahl der in der Landschaftsdarstellung bevorzugten Orte; es war vornehmlich die Gegend von Bernau und St. Blasien. Erst neuerdings gelangen andre Gegenden auch zu größerer Geltung, darunter die südöstlichen Ausläufer des Schwarzwaldes mit ihren breiten Höhenzügen und die Baar, jene weite Berglandschaft, die um die Orte Donaueschingen und Villingen sich ausbreitet. Und auch die südlichen Ausläufer, die bis zum Rhein hinuntergehen, die Gegend des Hauensteiner Landes und Hotzenwaldes, der Hermann Essigs »Held vom Wald« entstammt, haben bei jüngeren Künstlern neuerdings Beachtung gefunden. Das »schöne einzige Tal der Wiese« hat seine Berühmtheit zunächst zwar noch der Natur- und Landschaftsdichtung J. P. Hebels zu verdanken. Doch überragen anderseits die malerischen Leistungen eines Thoma und Hildenbrand aus der Säckinger und Waldshuter Gegend bei weitem die sentimentalen Schilderungen J. V. von Scheffels.

Die sogenannten »Schwarzwaldmaler«, d. h. Spezialmaler, die sich einzelner Gegenden annahmen, taten das nicht immer zum Segen der Kunst. Das stoffliche, vielleicht auch das geschäftliche Interesse überwucherte das künstlerische Formgefühl. Dies aber ist die Forderung, die nicht energisch genug erhoben werden kann: daß nicht eine nur durch gemütvolles Wollen bestimmte Heimatkunst den breiten und fruchtbaren Strom der Entwicklung lahmlege. Der »heimatliche« Charakter als Wert wird nicht durch die gegenständliche Bildunterschrift bestimmt; er ist etwas Höheres, das in Wesen und Veranlagung liegt und darum in der Form seinen Ausdruck finden muß. Auch in der heimatinnigsten Darstellung darf nur die Stärke dieser künstlerischen Form, die doch gleich-



Abbild. 23. Maria La Roche (Basel): Laufenburg a. Rh.



Abbild. 24. Adolf Hildenbrand (Pforzheim): Oberrheinlandschaft

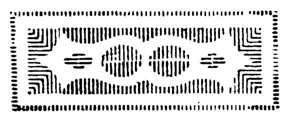
zeitig der Gradmesser für die Echtheit und Größe der Gesinnung ist, entscheiden. Alle größte Kunst muß Weltweite haben!

Als letztes Stück des badischen Landes bleibt uns schließlich der Bodensee mit seinem Hinterland, dem Linzgau (der Gegend von Meßkirch, Salem und Heiligenberg) und der Hegau, der aus Scheffels Ekkehard geläufig ist. Merkwürdig ist nun, daß die in der Form so klar bestimmten, schroff aufragenden Kegelberge des Hegau verhältnismäßig wenig bildhafte Ausprägung erfahren haben; nur gelegentlich haben neuere Künstler der reichen Schönheit dieses Landstriches nachhaltiger ihr Augenmerk zugewandt.

Daß der Reichtum an landschaftlicher Schönheit, die den Bodensee auszeichnet, die Künstler aller Zeiten angeregt und zu Werken angespornt hat, ist kein Wunder. Zahllose Dichter haben seit Jahrhunderten den See besungen. Und wie die Dichter, so sind auch die Künstler der vergangenen Jahrhunderte und der heutigen Tage nicht müde geworden, Pinsel und Feder zum Preise dieses herrlichen Stückes deutschen Bodens zu führen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren es vielfach Schweizer Künstler, die aus den in Blüte stehenden Malschulen in Basel, Zürich und Feuerthalen stammten und zahlreiche Motive ihrer künstlerischen Darstellung am See suchten, die sie meist in einer besonders vollendeten Aquatintatechnik zur Weiterverbreitung brachten. Auch J. J. Sperli, dessen miniaturhaft feine Ansicht der Reichenau wir in einem Einschaltbilde wiedergeben, gehört dieser Gruppe zu, die in emsiger Tätigkeit die Schilderung der Berge ihrer eignen Heimat wie der hervorragendsten des nahen Badens im Auge hatte. In unsern Tagen sind dann die Künstler in immer neuen Scharen zu den Gestaden des Bodensees gepilgert. Die verschiedensten Temperamente haben reiche künstlerische Erträgnisse nach Hause gebracht; es gibt köstliche Blätter von Thoma aus der badischen Gegend des Sees, und wir sehen, wie neben der kraftstrotzenden Vitalität eines Trübner der lyrische und religiöse Sinn eines Steinhausen zu gleichberechtigtem Ausdruck kommt. Auch heute sind wieder Schweizer Künstler an solchen Werken in hohem Maße mitbeteiligt und schlagen Brücken auf dem weiten Gebiet der völkerverbindenden Kunst.

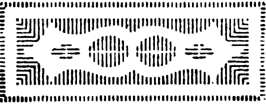
Constantin Starck: Das Erwachen

Aus der Frühjahrsausstellung 1919 der Akademie der Künste zu Berlin



Der Meister

Novelle von Josef Ponten



I

Der Dombaumeister hatte plötzlich seine stattliche Wohnung auf der Nordseite des Münsterplatzes geräumt und mit einer engen auf der Südseite vertauscht. Der Schwamm sei im Gebälk gewesen, hatte er ausgestreut. Aus dem Schwamm, der das Holz durchfault, machten die Leute, mehr in Küchendingen als im Bauwesen erfahren, Schwaben und, einmal in der Tierschöpfung begriffen, Wanzen. Das alte Dombaumeisterhaus am Münsterplatz sei unrettbar verwanzt gewesen — das erschien in der Stadt, wo über jedes Tun und Lassen die öffentliche Meinung Recht spricht, als annehmbarer Grund für den Wohnungswechsel.

Der Dombaumeister hätte mit dem Erfolg seiner Ausstreuung zufrieden sein können, wenn nicht seine Frau ungläubig geblieben wäre. Und wie sollte sie gläubig werden? Von dem Schwamm hatte sie nichts bemerkt, und das Gerücht von den Schwaben und gar das von den Wanzen kränkte die Hausfrau. Und plötzlich, ganz plötzlich — ja, überkommt uns nicht bisweilen, wie eine Krankheit einen wohl anfällt, Mißtrauen gegen einen Menschen, dessen Lauterkeit uns bisher eine Sonne war? Und ob wir mit ihm die Schulbank, den Tisch oder gar das Bett geteilt haben! »Er hat gelogen!« sprach sie, bei einem ersten Rundgang durch das fertig eingerichtete, aber noch so fremde Haus allein im Wohnzimmer stehend, und das Haus schien ihr leise zu beben. Das Bild des Hausherrn, an einem frisch eingeschlagenen Nagel aufgehängt, fiel von der Wand. Die Frau zuckte zusammen.

Im Dome begannen die Sonntagsglocken zu läuten, und wenn's vorher Einbildung gewesen war, jetzt bebte das Haus wirklich und teilte sein Beben ihrem Körper mit. Und wieder bebte es, denn das Hundekärrchen eines Milchbauern fuhr draußen vorüber. Und wieder, denn jemand kam die Treppe herauf — ach, es war ja nur ein armseliges altes Holzhaus! Das verlassene, das aus alten Jahrhunderten, als die Steinhäuser noch selten waren, den ehrwürdigen Namen »der Stein« bewahrte, hatte nicht vom Geläute der Glocken und der Fahrt eines Hundekärrchens gebebt. Wie ein Schiff ist dieser schaukelnde Kasten, dachte die Frau grimmig; wer weiß, wohin wir darin steuern?

Der Dombaumeister trat ein und legte lächelnd einen Arm voll Blumen vor die jetzt am Tische sitzende Frau, Narzissen, Feuerlilien, Orchideen. »Zur Feier des Einzugs,« sagte er leise und wies mit seiner weißen Künstlerhand auf den Blumenberg.

»Ich bin die Aufmerksamkeiten nicht mehr gewohnt,« sagte sie kalt.

»Mein Gott,« meinte er ernst, »wenn man bald silberne Hochzeit feiert ...«

Sie stand auf. »Sag's geradeheraus, Mann. Was bedeutet das heute?«

Die jähe Frage verwirrte ihn, er stand betreten und wußte nichts zu sagen. »Kannst du dich nicht an das neue Haus gewöhnen, Frau?« frug er nach einer Weile leise.

»Du hast gelogen!«

»Gelogen ... ich ...?« Er verfärbte sich. »Woher ...«

»Woher? Wenn ich selbst wüßte, woher!« lachte sie scharf. »Die Gedanken kommen einem plötzlich, die guten wie die bösen. Sie fallen einem ein, wie der Blitz in ein Haus fällt.«

»Dann werden sie auch danach sein!« brachte er höhnisch hervor. »Nur das Wohlüberlegte und Erdachte hat Wert,« fuhr er fort, durch ihr Schweigen mutig gemacht. »Gib dich nicht an törichte Einfälle. Die sind für nichts zu achten. Denken,« lehrte er, »Denken, Überlegung, Ernst, Fleiß ...«

»Fleiß! Fleiß! Rede nicht immer vom Fleiß. Wenn nur der Fleiß allein es könnte!«

»Du hast mir nie Vorwürfe gemacht, Frau, daß ich's nicht weitergebracht habe.«

»Nein, man kann von einem Menschen nicht mehr verlangen als Fleiß. Fleiß ist das Menschenmögliche. Aber was darüber hinausgeht, das läßt sich durch kein Denken und Ergrübeln zwingen. Das ist Geschenk. Das fällt einem ein ...«

»Kindern fällt etwas ein!« höhnte er leise.

»Oh ...!« rief sie in Ohnmacht und verhaltener Wut und preßte ihre Finger zu Fäusten zusammen, daß sie weiß wurden.

»Weib,« sagte er fest und ergriff ihre Hand, »was, zum Teufel, ist in dich gefahren? Gerade heute?«

Sie bewegte die freie Hand durch die Luft, als wehrte sie etwas ab, und setzte sich nieder. Auch er setzte sich an den Tisch und trommelte in seiner Unruhe mit harten Fingern auf der Platte.



»Bitte, laß das Trommeln,« sagte sie, ohne aufzusehen. »Du täuschest mich doch nicht. Du möchtest sicher scheinen, aber nur ich bin sicher. Mir ist ja etwas — eingefallen,« lächelte sie höhnisch. »Du sollst mir jetzt sagen, ob mir das Richtige einfiel. Wir wollen nicht Verstecken spielen.«

»Du wirst heute deinen Weibertag haben,« sagte er voll Schonung, »da muß man geduldig sein.«

»Nein! Keinen Weibertag! Danke für die Rücksicht. Ich brauche sie nicht.«

»Willst du eine Auseinandersetzung?« frug er leise, aber scharf, und verschluckte sich doch dabei.

»Ja!«

»Warum gerade heute?« wich er aus. »Wenn man böse ist, soll man nicht über wichtige Dinge sprechen. Und du bist heute durch und durch böse. Eine Auseinandersetzung scheinen ja die Frauen alle in einem gewissen Alter haben zu wollen.«

»Ich bin aufgewühlt, aber ich bin nicht böse. Ich bin zornig, aber du verhöhnst mich.«

»Gut. Lassen wir beides. Ich will dich verlassen und zu meiner Tochter gehen. Die wird mit ihrem Vater den Einzug feiern. Du gestattest, daß ich Gisela die Blumen bringe, die du verschmäht hast.«

Ihre beiden Hände sprangen wie Tiere nach seiner Hand und faßten sie. »Du bleibst! Gesteh ein: hast du gelogen?«

Er sah sie trotzig an, aber allmählich knickte sein Blick gleichsam ein, er ballte die Fäuste, stemmte die Arme auf die Tischplatte und drückte die Fäuste in die Augen. Sie stand auf, trat neben ihn und legte ihre Hand auf seine Schulter.

»Gottschalk,« sagte sie sanft, »warum versteckst du dich vor mir? Verzeih mir, ich war wirklich ein böses Weib. Laß mich wie früher zu dir sprechen. Wir haben uns eben beide geirrt, als wir glaubten, daß du ein Künstler seiest. Damals, in jungen Jahren, als wir heiß miteinander durch den Dom gingen und du sagtest, du würdest das auch bauen können. Ich weiß schon lange, daß du es nicht kannst. Es war mir hart, es einzusehen. Ich habe es dir angemerkt, als auch dir der Zweifel kam, so vor ein, zwei Jahren, ganz allmählich. Und deine ewigen Mißerfolge bei den Preisausschreiben in den Städten des Reiches — ich weiß, daß du heimlich für die Wettbewerbe gearbeitet hast. Warum hältst du mich für dumm? Es muß doch einen Sinn haben, daß du zu gewissen Zeiten die halben Nächte zeichnest? Und wenn du fertig bist, dann bist du drei Monate lang froh, solange das Preisgericht die eingegangenen Entwürfe prüft. Aber eines Tags bringt die Post eine dicke Rolle mit dem Siegel einer Akademie — deinen zurückgewiesenen Entwurf. Dann bist du lange niedergeschlagen. Sieh, das weiß ich doch schon seit Jahr und Tag. Ich habe mich darein ergeben und alle großen Träume begraben. Warum durfte ich von deinen immer wiederholten Anläufen und Mißerfolgen nichts erfahren? Ich will dir sagen, warum. Mir hättest du sie schon eingestanden, aber du kannst sie dir selbst nicht eingestehen. Du träumst noch immer. Aber laß ihn fahren, den Traum. Alle können nicht Schöpfer sein, es muß auch Erhalter geben. Ich will ganz offen zu dir sein und dir sagen, was ich weiß und was ich nicht weiß. Ich weiß, daß du gelogen hast, aber ich weiß nicht, warum du gelogen hast. Es wird nur eine Notlüge gewesen sein, aber ich weiß nicht, warum sie nötig war. Wenn sie nötig war, laß auch mich es wissen, und ich will mit dir lügen, so schwer es mir werden mag. Hörst du mich, Gottschalk?« Sie schüttelte leicht seine Schulter. »Sitz' nicht so starr da! Sprich! Rede! Hier ist Berta. Hier ist deine Frau. Deine Freundin seit dreiundzwanzig Jahren. Die törichte Genossin deiner törichten Träume. Die ihre Torheit mit dir in Selbstbescheidung büßen wird. Hörst du mich, Gottschalk? Hast du mich auch angehört —? Soll ich dir wiederholen, was ich sagte? Ich sagte: Nicht alle können Schöpfer sein. Es muß auch Erhalter geben. Das sagte ich, und ich sagte, daß unser plötzlicher Umzug damit etwas zu tun haben müsse. Ach, du sitzest starr wie eine Leiche da. Rühr' dich doch! ... Begnüge dich, Erhalter eines großen und stolzen Bauwerkes zu sein ...«

»Wenn es aber auch dazu nicht langt?« rief plötzlich der Mann, schlug seine Faust auf den Tisch und schaute wild, fast irr um sich.

»Was? Was ist das?« rief die Frau und sah erschrocken auf. Dann lief sie zum Fenster und schloß es, als bestände Gefahr, daß die Stadt hereinhorchte. Sie kam zurück, stellte sich neben ihren Mann, legte den Arm um seinen Hals und suchte ihm von der Seite ins Gesicht zu sehen. »Was sagst du, Gottschalk?« flüsterte sie.



Er starrte wie ein Irrer mit aufgerissenen Augen vor sich ins Leere und sagte: »Das Domchor stürzt ein!«

Ganz still war es im Zimmer. Man hörte die Schritte und das Lachen von Leuten, die auf der Straße vorübergingen.

»Was? Was sagtest du?« frug Frau Berta, sich an ihn drängend.

»Das Domchor stürzt ein!« schrie er. »Das Domchor stürzt ein, heute, morgen, beim nächsten Sturme! Fünfhundert Jahre hat das Chor dagestanden, fest gestanden. Ein bißchen gegangen ist es, geworfen hat es sich, gesetzt hat es sich, wie alle Bauwerke tun. Das kann man an den berühmtesten Mustern beobachten. Vom 14. Jahrhundert, wo der Meister es gebaut hat, bis gegen Ende des 18. hat es fest dagestanden wie ein Block. Aber seit gut hundert Jahren bewegt es sich! Rührt es sich! Gar nicht mehr so, wie man es sonst auch beobachten kann. Ganz anders! Es rührt sich! Es reißt! In den Gewölbekappen sind Risse. Die ältesten sind schon hundert Jahre alt. Meine Vorgänger als Domerhalter haben sie zuschmieren lassen; aber die Risse haben sich immer wieder geöffnet. Immer weiter. Immer breiter. Erst konnte ein Kind seinen Finger hineinstecken, dann schon ein Mann. Jetzt kann man bereits einen Arm hindurchführen, und keinen schmalen. Und immer neue Risse entstehen. Neben den alten und quer darüber. Kein Mensch weiß, woran es liegt. Meine drei oder vier Vorgänger haben zugeschmiert und zugeschmiert. Auch sie haben nichts gewußt. Auch sie haben gesucht wie ich. Man sieht noch die Spuren, wo ihr Tasthammer das Gewölbe abgeklopft hat. Und dann hat sie die Angst vor den Leuten befallen, die rufen würden, daß die Dombaumeister nichts verstehen, und sie haben die Kappen grell bemalen lassen. In dem Geschnörkel fallen die Risse nicht auf. Der erste ist nur ängstlich, der zweite leichtsinnig, der dritte schon fahrlässig gewesen, und ich, der vierte in den hundert Unglücksjahren, ich soll der Unglücksmensch sein, der alles ausbaden muß. Denn das Gewölbe reißt weiter. An einer Stelle in einer zum Glück versteckten Kappe kann schon eine Katze durchkriechen. In der Fastenzeit, als das vierzigstündige Gebet im Münster gehalten wurde und die Kanoniker viel Weihrauch verbrauchten, da habe ich zufällig auf dem Söller unsers Hauses drüben gestanden und auf das Chor geschaut. Und was glaubst du, was ich gesehen habe? He? Haha! Ich sah es rauchen! Rauchen sah ich es! Durch die Dachschiefer ringelte und kringelte der Rauch wie aus einem zugedeckten Kohlenmeiler. Es war der Weihrauch und der Rauch der tausend Kerzen. Durch das Gewölbe und den Dachstuhl drang er durch. Wenn die Bürger und die Chorherren bei der Messe den Rauch durch die Risse wie durch einen Rauchfang abziehen sehen, dann werfen sie Steine auf mich! Dann werde ich abgesetzt mit Schimpf und Schande! Haha, das geschieht schon nicht, denn nun halten sie im Chore keinen Gottesdienst mehr. Ich habe dem Kapitel klargemacht, daß es besser sei, während der Wiederherstellungsarbeiten unter den Gerüsten keine Messen zu lesen. Ich habe gesagt, es könnte ein Steinchen auf die Hostie fallen und sie beschädigen. Es könnte Verputz in das Blut Christi im Kelche niederblättern. Ich habe den Altar unter die Vierung in die Hochkirche stellen und diese gegen das Chor durch eine Bretterwand verschalen lassen. Nun wird man wenigstens keinen Rauch abziehen sehen.«

»So etwas habe ich mir gedacht, Gottschalk. Aber hast du denn nur an dich und deinen Ruf und nicht an die Chorherren gedacht, über die eines Tags das Chor hätte einstürzen können?«

»Nein,« sagte er starr, »an die Chorherren habe ich nicht gedacht.«

»Schrecklich! Du hast es nur deinetwegen getan? Schrecklich, Gottschalk!«

»Oh, das Schreckliche kommt noch, das wirklich Schreckliche. Aber ich habe ihm einen Streich gespielt, dem wirklich Schrecklichen. Ich habe ihm einen Streich gespielt, daß es mir keinen spielt!« Triumphierend sah er ins Weite.

»Wo steckt das Übel denn? Du bist der Arzt des Domes, der Dom ist krank, er ist fünfhundert Jahre gesund gewesen, nun ist er krank. Wo ist er krank? Untersuche doch den Dom wie einen Kranken. Stelle das Übel fest und bekämpfe es!«

»Ich habe das Chor untersucht wie einen Kranken. Ich habe ihm den Puls gefühlt und habe es beklopft — ich fand nicht, wo das Übel liegt. In den Fundamenten nicht, die sind gesund und stehen auf gewachsenem Felsen. Ich bin im fliegenden Stuhle draußen und drinnen am Gemäuer entlanggefahren —



ich sehe nur das Was, nicht das Warum des Übels. Und ich habe Schreckliches gesehen. Denn daß die Kappen reißen, das ist noch gar nicht so schlimm. Sie hangen ja zwischen den Rippen. Aber die Rippen, Berta, die Rippen! Sie sind durch die Gewichtsverschiebung hier und da überbelastet. Sie reißen, Berta, sie zermorschen in sich. Wenn man bei Sturm das Ohr an das Gewölbe legt, hört man's drinnen leise mahlen. Mach' dir klar, was das heißt! Jeden Augenblick, jeden Augenblick können die Rippen bersten. Still ... hörtest du nichts? Krachte es da nicht? — Könnte ich nur das Läuten verbieten, das den ganzen Dom erschüttert! Jeden Augenblick kann es niederkrachen, das Chor. Denn auch die Widerlagpfeiler draußen geben durch den Überdruck nach, sie hangen schon nach außen aus dem Lote. Oh, ganz bedenklich aus dem Lote! Seit einem halben Jahre fahre ich wie ein Toller um das Bauwerk herum und suche und suche und finde nicht, wo das Übel steckt. Ich könnte einen Eisenring um das ganze Chor herumschmieden lassen, daß es ein Block wird. Aber dann würden die Bürger lachen und würden sagen: Das Chor hat fünfhundert Jahre ohne diesen scheußlichen Eisenring dagestanden, wie kommt es, daß es plötzlich einen Eisenring braucht? Wie haben die Alten das denn gemacht, Herr Dombaumeister? He, versteht Ihr Eure Sache denn auch, Herr Dombaumeister, oder nicht? Wenn nicht, dann schreibt Euch gefällig Euren Paß aus. Wir bestellen uns einen andern Baumeister. Wie haben die Alten es nur gemacht, daß das Gebäude fünfhundert Jahre, ohne sich zu rühren, gestanden hat? Sie müssen irgendeinen Kunstgriff angewandt haben. Aber ich finde ihn nicht! Ich finde ihn nicht! Was hilft es mir, mich zu trösten, daß meine drei Vorgänger im Amt den Kniff auch nicht gefunden haben? Die zwei letzten haben gewußt, daß das Chor einstürzen wird über kurz oder lang, denn sie haben in ihrem letzten Willen verfügt, daß sie nicht wie die früheren Dombaumeister neben den Kanonikern im Chor, sondern im Langschiff begraben würden. Sie wollten in ihrem Grabe nicht davon aufgeweckt werden, wenn das Gewölbe herabkracht. ... Ich wünschte, ich wäre auch tot und läge im Langschiff bei ihnen begraben.« Er senkte den Kopf in die Grube zwischen die auf dem Tische ausgestreckten Arme.

»Schrecklich,« sagte Frau Berta, »schrecklich! Was mußt du gelitten haben! Aber was ist nun zu tun?«

»Nichts ist zu tun,« sagte er dumpf, »als warten, bis der erste Herbststurm alles in Trümmer wirft.«

»Du mußt sofort hinausgehen, die Straße durch einen Zaun sperren lassen und warnen, daß man nahe am Chor vorübergeht.«

»Ich soll die Leute aufmerksam machen —? Daß sie mit Fingern auf mich weisen, Weib?«

»Denk' an die Menschenleben, die zugrunde gehen, wenn das Unglück geschehen sollte!«

»Aber denk' an mich, der lächerlich wird, wenn ich sie warne!«

»Aber die Menschen! Die Menschen, Gottschalk!«

»Aber ich! Aber ich, Berta!«

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise: »Ich weiß nicht, was es da zu fragen und zu zaudern gibt.«

»Ich habe ja schon etwas getan. Ich habe ja schon gewarnt,« lachte er grimmig und bedeutungsvoll.

»Du hast schon gewarnt? Oh, sei gesegnet, Gottschalk!«

»Vorläufig nur dich und Gisela.«

»Wieso? Ich versteh' dich nicht.«

»Nun kommt nämlich das Merkwürdigste. Die Risse und die Versetzungen des Mauerwerks zeigen sich alle auf der Nordostseite. Auf der Südseite ist nichts zu sehen. Also drüben auf der andern Seite, wo unser altes Haus steht. Dort hinüber wird das Chor stürzen. Auf die Häuser drüben fallen.«

»Daher —?!« rief sie. »Daher dieser Umzug?! Daher sind wir von der Nordseite, wo die Mittagssonne uns warm in die Fenster schien, auf diese kalte, sonnenlose Schattenseite gezogen? Daher ... o Gottschalk!«

»Siehst du nun, daß dieser Umzug, dieser sinnlose Umzug, wie du in deinem kurzen Weiberverstande dich auszudrücken beliebtest, doch einen Sinn gehabt hat? Und keinen dummen!« triumphierte er.

»Unser altes Haus ...«

»... wird begraben, wenn das Chor einstürzt. Gott sei Dank ist ja niemand von uns mehr darin.«

»Aber die Häuser daneben? Rechts das Küsterhaus und das des alten Schweizers, und links die Prälatur ...«

»Jeder ist sich selbst der Nächste,« sagte der Baumeister und stand entschlossen auf.



Wilhelm Wilcke: Potsdam

»Entsetzlich, Gottschalk! Bist du ein Unmensch?«

In diesem Augenblick öffnete sich eine Tür, und ein blondes Mädchen trat herein. »Riefst du mich, Mutter? Mir war, du riefst mich.«

»Du kommst gerade recht, mein Kind,« sagte der Vater. Er nahm das schlanke Mädchen zärtlich in die Arme. »Du sollst mir beistehen, denn deine Mutter ist böse gegen deinen Vater.«

Gisela machte sich erschrocken aus den Armen des Vaters los und trat zurück. »Was habt ihr miteinander —?«

Sie war ein zartgliedriges Mädchen mit weißer Haut und hellblauen Augen. Ihre Beine über den Schuhen waren so dünn wie die eines Vogels. Fast zerbrechlich waren sie; man mochte sich wundern, daß der Mensch darauf gehen konnte. Der dünne Hals trug nicht schwer an dem kleinen Kopfe, schien aber die Last eines blonden, aus dicken Flechten gebildeten Haarhelmes kaum meistern zu können. Wenn sie die Nadeln aus der Haarkrone gezogen und die Flechten gelöst hätte, so hätte sie nackt auf dem Markte erscheinen dürfen — ihr Haar wäre ihr Kleid gewesen.

»Hältst du mit deinem Vater oder deiner Mutter, Gisela?« frug Meister Gottschalk.

»Warum muß ich mit einem von euch beiden halten? Warum kann ich nicht mit euch zwei beiden halten?« sagte sie ängstlich.

»Wenn es einmal darauf ankäme, Gisela ... es könnte vielleicht einmal darauf ankommen ...«

»Was bedeutet das? Du machst mir Angst, Vater.«

»Wie kannst du dem Kinde solche Fragen stellen, Mann! Hör' nicht auf ihn, Gisela.«

Gisela sah Vater und Mutter nacheinander an. Dann ging sie langsam zum Fenster, und bald erschütterte sie ein heftiges Weinen. Nach einer Weile brachte sie zwischen ihrem Schluchzen heraus: »Ich hatte gedacht, nur die Leute auf der Straße zanken sich. Nur die Eltern bei Krämer und Schneider zanken sich. Nun zanken meine Eltern sich auch.«

»Wir zanken uns nicht, Gisela,« sagte der Meister betreten. »Aber sieh, wenn die Leute sich einmal von deinem Vater abwendeten, wenn auch die Mutter ihn verließe, würdest du ... würdest du ihn dann auch verlassen? Wenn du die letzte bei ihm wärst ... würdest du ihn dann allein in der Welt lassen?«

Gisela wandte sich heftig um und warf ihre Arme dem Vater um den Hals. »Ich verlasse dich nicht!«

Der Meister streichelte behutsam die üppigen Haare und schien befriedigt. Da riß Gisela sich los, eilte zur Mutter, umfaßte sie und rief: »Verlaß den Vater nicht, Mutter! Verlaß uns nicht!«

»Gisela ...!« sagte die Frau, die Tochter kurz und heftig umarmend. Dann kam auch sie das Weinen an, das sie aber kräftig bekämpfte. Sie machte Gisela von sich los, richtete sie auf und hielt sie so lange mit den Händen an den Schultern fest, bis sie auf ihren Beinen sicher stand, wie man eine Puppe stehen macht. Darauf wandte sie sich kurz und heftig ab und unterdrückte sichtlich vieles, was sie auf der Zunge hatte.

»Ihr macht mich unglücklich,« sagte die Tochter leise und ging langsam auf die Tür zu, durch die sie gekommen war. »Und heute war ein so schöner Sonntag.«

»Es soll weiter ein schöner Sonntag sein,« sagte der Vater, ihr folgend und sie bei der Hand fassend. »Wir bekommen Besuch heute nachmittag.«

»Wer kommt denn zu Besuch?« frug Gisela unbeteiligt.

»Ein Gehilfe aus der Bauhütte.«

»Ei!« rief Frau Berta erstaunt.

»Ein Gehilfe aus der Bauhütte,« sagte der Baumeister schnell und fast in Giselas Ohr hinein.

»Du pflegst doch sonst deine Gesellen nicht zu dir einzuladen?« bemerkte Frau Berta voll Mißtrauen.

»Ein Gehilfe aus der Bauhütte,« begann der Meister wieder auf Gisela einzureden. »Aber er ist kein gewöhnlicher Gehilfe. Keiner von denen, die grobe Reden führen und schlechte Wäsche tragen. Ihr kennt ihn noch nicht, er ist erst vierzehn Tage da. Ein ganz besonderer Gehilfe, er wird dir gefallen ...«

»Wie du willst, Vater,« sagte Gisela gelassen, »du kannst ja einladen, wen du willst,« und ging still zur Tür hinaus.

Der Meister wollte ihr folgen, aber Frau Berta vertrat ihm den Weg. »Was bedeutet nun das wieder?« frug sie scharf.

»Kurz und gut, sind wir Freunde oder Feinde?« frug der Meister zurück, sie kalt ansehend.

Sie verharrte eine Weile mit zusammengekniffenen Lippen. Dann sagte sie: »Wir sind Freunde. Um Giselas willen.«

»Aha!« triumphierte er leise. »Aber Gisela hält zu mir!«

»Weil ich sie nicht zwischen uns hergezerrt sehen will wie einen Lappen, um den sich zwei Bettler reißen. Vor Gisela sind wir Freunde, aber untereinander sind wir Feinde. Bis ich weiß, was du im Schilde führst. Die Augen gehen mir plötzlich auf. Aber wenn wir Feinde sind, wollen wir es mit offenem Visier sein.«

»Gut!« sagte er nach einer kurzen Weile trotzig. »Gut! Ganz gut! Wir wollen Feinde sein und mit offenem Visier! Wie du es wünschest! Ausgezeichnet!«

»Was hast du mit Gisela vor?« flüsterte sie heftig, nahe an ihn herantretend.

»Ich will sie verheiraten.«

»Du willst ...«

»... sie verheiraten.«

»Hm ... ja ... ha!« lachte sie kurz und bitter. »Gewiß, du bist der Vater. Aber du scheinst zu vergessen, daß auch Gisela in dieser Sache zu befragen ist, sollte man meinen ...«

»Gisela wird ihrem Vater folgen.«

»Und dann scheinst du zu vergessen, daß sie noch eine Mutter hat.«

»Aber die Mutter hat erklärt, sie gehöre zu Giselas Feinden!«

»Zu Giselas ...?« rief sie.

»Weil sie zu meinen Feinden gehört. Meine Feinde sind Giselas Feinde. Ich ...«

»Meine ... meine ... und ich ... ich! Du brauchst die Wörter zu häufig! Ich! Ich! Und immer ich!«

»Ich kämpfe um mein Leben und Dasein, Berta!« sagte er in heiliger Entschlossenheit. »Es geht um mich.«

»Laß uns daran denken, daß es immer um die Gerechtigkeit geht, Gottschalk. Wir werden dabei am besten fahren.«

Er sah sie betroffen an.

Sie setzte sich an den Tisch zurück und lud ihn durch eine Handbewegung ein, auch zu sitzen. Er gehorchte langsam. Sie veränderte ihren Ton. »So kommen wir nicht weiter, Gottschalk. Laß hören, was du planst. Vielleicht bin ich gar nicht dawider. Vielleicht ist auch Gisela nicht dawider. Warum soll sie nicht heiraten? Sie ist ja schon über zwanzig. Wer ist der, den du für sie ausgesucht hast?«

Er hielt noch in knabenhaftem Trotz die Stirn gerunzelt. Schließlich sagte er ruhig: »Ich sprach schon von ihm.«

»Aber erzähle etwas mehr von ihm. Wer ist er? Woher kommt er? Wer sind seine Eltern? Was stellt er dar?«

»Er ist vor vierzehn Tagen in die Hütte eingetreten,« sagte er, die Tischplatte ansehend. »Nach seinen Eltern habe ich noch nicht gefragt. Er ist erst vierzehn Tage da, aber so viel habe ich bemerkt, daß er mehr kann und weiß als die ganze Hütte, den Polier einbegriffen.«

»Und den Dombaumeister, willst du sagen,« lächelte sie schmerzlich.

»Das habe ich nicht gesagt!« rief er heftig und doch betroffen.

»Nein, aber du dachtest es. Du dachtest es unbewußt. Das sind die echtesten Gedanken, die heimlichen. Die wachsen uns in der Seele. Die lauten sind nur die angeflogenen. Laß mich für dich reden. Du hast in deiner Hütte einen Mann, der etwas kann. Der Gedanken hat. Er gefällt dir. Bewunderung und Neid fesseln dich an ihn. Du möchtest auch die Gedanken haben. Aber eben er hat sie. Was tut man dann? Nun, man nimmt sie einfach. Man stiehlt sie ...«

»Berta!«

»Ach, verzeih! Aber ich kann mir nichts vormachen. Mir nicht und andern nicht. Mir kommen von selbst die scharfen Worte auf die Zunge, wenn es um die Wahrheit und die Gerechtigkeit geht. Sie sind scharf, wie das Messer des Arztes sein muß, wenn er das Kranke schneiden will. Mit einem stumpfen richtet er nur Schaden an. Ertrage mich, wie ich bin. Du möchtest dir den andern verbinden. Du willst von seinem Eingebrachten mitzehren. Du bringst ja auch etwas ein: deine Tochter. Du willst ihn sogar zu deinem Nachfolger machen. Seine Verdienste sollen die deinen mittragen. Du willst ihn sogar bald zu deinem Nachfolger machen. So bald, wie es eben schicklich ist. Ein bißchen Vetternwirtschaft ist in den Augen der Leute noch anständig. Diese Hintergedanken hast du mit dem Schwiegersohn. Oh, ich durchschaue dich ja so. Deine Frau ist klüger als du, das muß ich leider sagen. Ach, sie würde so gern zu dir als dem Klügeren wie zu einem Turme aufschauen, daß ihr der Nacken weh tut, und sie hat es lange getan. Sie kann's nicht mehr, sie kann's nicht mehr, nimm's nicht übel. Aber da die Dinge nun mal so liegen, so sollst du nicht gegen deine Frau spielen wollen. Spiel' lieber mit ihr, sie versteht es besser als du. Suche mich nicht auszuschalten. Also,

Gisela soll heiraten. Natürlich soll sie das. Der Vater hat einen Mann für sie gefunden. Warum soll er ihn nicht ebensowohl zufällig finden, wie die Tochter ihn finden kann? Vielleicht sogar die Mutter? Er stellt ihn der Tochter vor und wartet ab, was sie dazu sagt, vielleicht sogar fragt er die Mutter um ihre Meinung, und es werden alle zufrieden sein, wenn die Kinder sich finden und die Tochter will.«

»Sie wird wollen!«

»Das kann man nie so sicher sagen. Das ist verwegen. Damit kann man sich arg verrechnen. Du wirst dich erinnern, daß auch mein Vater sich verrechnet hat, als er mir einen Reeder vom Rhein ausgesucht hatte, ich aber einen Künstler haben wollte. Wenn die Tochter etwas vom Eigensinn der Mutter hat, so kann's Kämpfe geben. Wir wollen doch nicht wie die Eltern sein, die fast alle vergessen, daß sie auch jung gewesen sind, und die ihren Kindern das verweigern, was sie selbst von ihren Eltern ertrotzt haben.«

»Gisela wird wollen, wie ich will!« bemerkte er finster. »Es kann nicht anders sein.«

»Ja, es kann gar nicht sein,« sagte sie schmerzlich, »daß du einmal aus dir herausdenkst. Das weiß ich schon lange. Aber nicht die Hoffnung verlieren. Vielleicht kämpfen wir mit einem eingebildeten Feinde, und das Kind wird keinen sehnlicheren Wunsch haben, als den die Eltern haben — indem ich auch von meinem Wunsche zu reden mir gestatte. Nur sonderbar, daß es meistens in den Familien anders ist.«

»In andern Familien, ja! Hier nicht! Bei meiner Tochter nicht!«

»Das sagen wohl alle Väter: Bei meiner Tochter nicht.«

»Für dich gibt es wohl kein viertes Gebot mehr?«

»Für dich gab es das auch einmal nicht. Hat uns mein Vater nicht genau dasselbe gefragt? Aber man erinnert sich der Gebote immer erst, wenn man auf der befehlenden Seite steht.«

»Die Eltern haben Anspruch auf die Liebe der Kinder.«

»Nein, die Kinder haben Anspruch auf die Liebe der Eltern. Die Kinder sind nicht der Eltern wegen da. Das ist ganz falsch. Die Eltern sind der Kinder wegen da. Die Eltern haben ihre Entlohnung und ihren Dank vorausbekommen, damals, als sie selbst noch Kinder waren. Sei nicht töricht, Gottschalk. Wir wollen uns vertragen und gemeinsam tun, was zu tun ist. Gib mir deine Hand.« Sie ergriff die Hand des Mannes.

Gisela hatte unbemerkt die Tür geöffnet und eine Weile darin gestanden. Jetzt stürzte sie näher, umarmte Vater und Mutter zugleich und rief: »Ihr seid ja wieder gut zueinander. Oh, ihr habt mich so unglücklich gemacht!«

Am Nachmittag kam der Vielbesprochene. Er war ein frischer, blonder Junge mit einem Haarschopf, der wie eine Fahne vom Kopfe wehte, und frühlingsblauen Augen. Als der Baumeister ihn vorstellen wollte, schnitt der junge Mensch ihm keck die Rede ab und stellte sich selbst den Frauen vor: »Ich heiße Gottfried. Vierundzwanzig Jahre bin ich alt, also noch ziemlich grünes Holz, das die Frau Meisterin bittet, es an den Pfahl zu binden, wenn es zu krumm wachsen will. Ich habe nämlich keine Eltern gehabt. Sie hatten sehr früh genug von diesem Treiben, empfahlen sich und sagten: ‚Nun, Kleiner, sieh zu, ob du allein fertig wirst.' Das ist so leidlich gegangen. Aber ich hätte doch gern eine Mutter gehabt, und wenn die Frau Meisterin sich meiner etwas annehmen will — Strümpfe stopfen tu ich übrigens selbst —, so werde ich nicht undankbar sein.«

Frau Berta sah leicht verblüfft den jungen Mann an. Dann reichte sie ihm, plötzlich mit sich im reinen über ihn, kurz entschlossen die Hand. »Willkommen, Gottfried, bei uns. Übrigens, ein bißchen altklug bist du. Altklug muß früh sterben. Weißt du, wenn ein junger Mann von seiner Grünheit spricht, dann hat er das grüne Holz längst ausgewachsen.«

»Und möchte es dabei gar nicht mal,« lachte Gottfried. »Ach, es ist ja so hübsch, jung und selig zu sein.«

»Woher hast du nur diese unkindlichen Gedanken, Gottfried?«

»Ich bin vielleicht zu viel und zu lange unter Alten gewesen. Mein Leben brachte das mit sich. Es ist nicht gut, wenn man die Dinge aus zu großer Nähe ansieht. Ich habe den Respekt vor den Alten schon mit den Kinderschuhen ausgezogen. Aber vor der Frau Meisterin habe ich schon im Augenblick einen ganz beträchtlichen. Ich staune so gern zu den hohen Türmen auf, daß mir der Nacken weh tut. Wenn sie nur wirklich hoch sind! Und

ich fresse aus der Hand, wenn man es richtig anlegt.«

So schwatzte Gottfried, und Meister und Meisterin sahen sich halb erstaunt an. »Das ist unsre Tochter Gisela,« sagte Frau Berta schließlich.

»Wenn sie meine Schwester sein wollte, wäre ich sehr froh,« sagte Gottfried und gab Gisela, die mit leicht zurückgeneigtem Kopfe bald ihn, bald den Vater angeschaut hatte, geradeaus die Hand. »Ich habe auch keine Schwester gehabt.«

»Du fährst wacker los, Gottfried,« sagte Meister Gottschalk, und es war unklar, ob das ein Lob oder ein Tadel sein sollte.

»Nicht böse sein, nicht böse sein allerseits,« sagte Gottfried. »Wie ich rede, so meine ich's. Ich habe immer kämpfen müssen, in Findel- und Waisenhäusern und später in den Werkstätten und Hütten. Der Vogel hat den Schnabel nicht nur zum Fressen, sondern auch zum Hacken.«

»Hm!« brummte der Baumeister.

»Warum soll ich es nicht geradeheraus sagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, daß der Herr Baumeister mich in sein Haus geladen hat? Die ganze Hütte ist neidisch. Die Gesellen sagen, das sei noch niemandem geschehen. Man ist sehr stolz, wenn man sich von Vorgesetzten geehrt sieht. So bin ich auch dem Herrn Baumeister von Herzen dankbar.«

»Wollen wir uns setzen?« sagte Frau Berta.

Sie setzten sich an den Tisch. Es wurde Gebäck gebracht. Meister Gottschalk und Frau Berta saßen sich an den Langseiten, Gisela und Gottfried an den Schmalseiten des Tisches gegenüber.

»Wo kommst du jetzt her, Gottfried?« frug Frau Berta.

»Das will ich gleich erzählen, Frau Meisterin. Aber erst laßt mich erzählen, wie ich überhaupt zu dem Hüttenwesen kam, denn das ist lustig. Als ich aus dem Waisenhause entlassen war und bei meinem Onkel, einem Landpfarrer, lebte, da schickte mich dieser eines Tags mit einem wichtigen Briefe an das Domkapitel meiner Heimatstadt. Ich lieferte den Brief ab und sah mir dann den Dom von innen und außen so gründlich an, wie das ein Krugpfropfen — so sagen die Leute daheim zu einem Bürschchen — eben kann. Ich war vielleicht zehn Jahre alt. Ich hatte ein paar Groschen als Botenlohn von den Kapitelherren erhalten und wollte, da ich ein frommer Junge war, einen davon opfern. Da sah ich auf dem Opferstocke geschrieben: ‚Gaben für die Restauration des Münsters.' Das kam mir nun doch spanisch vor, daß der Dom, der vielleicht nebenher eine Schenkwirtschaft betreiben mochte, was mir schon anstößig genug erschien, auch noch unter Mißbrauch des heiligen Ortes Geld dafür sammelte. Empört, wie ich bin, reiße ich noch einmal an der Klingel und verlange vom Pförtner Auskunft über das Ärgernis. Der glaubt zuerst, ich will ihn foppen, und schlägt mich hinter die Ohren. Ich beiße ihn dafür in die Hand. Er sieht mich erstaunt an, dann faßt er mich beim Wickel, und nun geht es gerade vors Gericht, denke ich, wie er mich durch lange Gänge und dunkle Hallen führt. Aber die Gewölbe lichten sich, und wir stehen bald im Kreuzgang des Domes, dessen Hof von tausend Schlägen der Hämmer widerhallt. ‚Da ist die Restauration!' sagt der Pförtner. Es war der Werkplatz für die Wiederherstellung. Der Werkmeister kommt heran und läßt sich meinen schnurrigen Einfall erzählen. Bald stehen alle Gesellen um uns herum und lachen, daß sie sich ausschütten wollen. Einer sagt: ‚Der junge Herr kann ja trotzdem für einen Branntwein geben.' Ich, halb in Angst vor den großen Männern, die mir kleinem Burschen den halben Himmel verdecken, auch stolz, ein paar Groschen zu haben, und glücklich, damit den Herrn spielen zu können, gebe meine Groschen hin. Aber der Werkmeister verweist dem Gesellen die Rede, nimmt mich in die Bauhütte mit, teilt mit mir sein Vesperbrot und läßt sich das Woher und Wieso erzählen. Kurz, nach einer halben Stunde sagt er: ‚Wenn du willst, Junge, kannst du gleich hier in der Restauration bleiben und, zwar kein Schankkellner, aber ein Baumeister werden. Zunächst werden wir dich als Boten und Essenholer verwenden, dann kommst du in die Zeichenbude, und wenn deine Kräfte gewachsen sind, auf den Werkplatz. Willst du?' Ob ich das wollte! Der große Dom hatte mir schon mächtig gefallen. Aber ich kam mir daneben so klein vor. Wie groß mußte der Dom mir erscheinen, wenn mich Buben erwachsene Menschen schon Riesen dünkten! Das Werk schien mir nicht von Menschenhänden gemacht, es schien mir von außen aus dem Unendlichen in diese Welt hereingesetzt. Ich blieb gleich da. Mein Onkel, ein griesgrämiger, gichtischer



Arthur Kampf: Walzwerk

Aus der Frühjahrsausstellung 1919 der Akademie der Künste zu Berlin

Alter, war froh, mich auf schickliche Weise los zu sein, er schickte mir durch einen Bauern mein Bündel Kleider, und mein Leben begann. Ist das nicht lustig?«

»Ungewöhnlich und ungeregelt,« sagte der Baumeister. »So hast du denn auch keinen richtigen Lehrgang durchgemacht?«

»Wie meint Ihr das, Meister?«

»Keine ordentliche Schule besucht, wie?«

»Nein.«

»Keine gründliche allgemeine Bildung erworben?«

»Nein.«

»Gottes Wege sind wunderbar,« sagte nachdenklich Frau Berta.

»Ein Einfall, ein Scherz, der reine Zufall war's, der mich in die Hütte führte.«

»Nein, nicht der Zufall, Gottfried,« bestritt Frau Berta. »Als du dich über den vermeintlichen Mißbrauch ärgertest und beschlossest, hinter den Sinn des dummen Fremdwortes zu kommen, und als du dich nicht fürchtetest, dir Klarheit zu holen, da warst du ganz du selbst. Deine Persönlichkeit hatte ihr Schicksal ergriffen.«

»Das sagt Ihr schön, Frau Meisterin. Nun sieht die Sache allerdings weniger lustig aus. Es ist wahr, der Zufall ist dumm.«

»Und jetzt, du wolltest ja erzählen, woher du jetzt kommst,« sagte nach einem kurzen Hüsteln der Dombaumeister. »Der Polier hat dich eingestellt, ich habe noch keine Zeit gehabt, nach deinen Papieren zu fragen.«

»Jetzt komme ich von Straßburg,« sagte Gottfried. »Und vorher war ich in Frankreich.«

»Ach, du hast auch die Franzosenlauferei mitgemacht?« brummte der Meister.

»Waret Ihr denn nicht in Frankreich, Meister, wenn ich fragen darf?«

»Nein. Ich bin ein Deutscher. Ich brauche die Franzosen nicht.«

»Habt Ihr wahrhaftig die französischen Dome nicht gesehen?«

»Nein! Du hörst es doch!«

»Sonderbar. Das verstehe ich nicht.«

»Ich bin ein Deutscher, sagte ich schon.«

»Ja, aber trotzdem! Was haben denn die französischen Dome mit deutsch und französisch zu tun? Die Franzosen von heute haben sie ja nicht gebaut. Und die schönsten Dome sind nun mal in Frankreich. Zu denen muß auch der deutscheste Patriot pilgern, wenn er hohe Baukunst sehen will. Ebenso wie der wildeste französische Deutschfresser sich an Deutschland wenden muß, wenn er das Letzte und Höchste in der Musik kennenlernen will. Wenn man diese höchsten Blüten der Künste aus patriotischen Gründen verschmäht, davon haben die Erbfeinde, wie man sie heißt, keinen Schaden, nur wir selbst, meine ich.«

»Das meine ich auch,« stimmte die Frau bei.

»Das meine ich nicht!« bekundete heftig Meister Gottschalk.

Gottfrieds blaues Auge blitzte schnell und fröhlich die Frau an. Dann sagte er: »Nun, jeder nach seiner Art. Meister Gottschalk hat's ja auch zum Dombaumeister gebracht, ohne die Dome Frankreichs gesehen zu haben.«

Der Meister benutzte schnell die Brücke, die Gottschalk ihm baute, denn er merkte, daß er sich durch Rechthaberei von seinem Ziele hatte abdrängen lassen, und sagte freundlich: »Was sind nun deine Pläne, Gottfried?«

»Pläne? Pläne mache ich gar keine. Ich warte darauf, daß wieder solch ein Zufall — oder solch ein Wink Gottes«, warf er mit einem leichten Hinneigen zu Frau Berta ein, »wie der mit der mißverstandenen Restauration mich leitet.«

»Ein junger Mann muß streben!« belehrte kräftig Meister Gottschalk und kam sich dabei sehr bedeutend vor.

»Ach Gott, Streben, Meister! Ich halte nicht viel davon. Gewiß, man soll fleißig sein, die Augen offenhalten und die Hände rühren, gewiß. Aber das Beste kommt einem doch im Schlafe. Ich erwarte nicht viel vom Fleiße. Mit dem Fleiße allein hat noch kein Musiker drei Noten geschrieben, die einem an die Nieren greifen, und noch kein Baukünstler einen Fensterbogen gezeichnet, dessen feine und kühne Linie einem das Herz hüpfen macht. Alles Gute sind Einfälle. Der Fleiß, der gehört dem Menschen, aber der Einfall, der ist von Gott. Wenn uns etwas einfällt, hat Gottes Finger in uns hineingegriffen.«

Wieder Stille. Gottfried knabberte an einer Brezel.

»Der Fleiß ist das Sittliche in der Welt, und kluge Männer haben gesagt, daß Genie der Fleiß sei,« sagte der Meister. »Die jungen Männer von heute aber verherrlichen aus durchsichtigen Gründen das wilde Genie, das den Fleiß verachtet.«

»Ich habe nichts Persönliches gesagt,« bemerkte leicht Gottfried.

Meister Gottschalk biß sich auf die Lippen.



Wohin hatte er sich wieder verirrt? War es ihm denn nicht möglich, drei Sätze lang seinem Ziele geradeaus entgegenzugehen? Aber da baute ihm Gottfried schon wieder eine Brücke: »Im übrigen mögt Ihr recht haben, Herr Baumeister. In der Tat, die jungen Leute nehmen's zu leicht. Aber mich trifft der Vorwurf nicht, das kann ich Euch beweisen. Ich lasse mich treiben, ich arbeite hier und da, und ich begehre noch gar nicht, selbst etwas zu machen. Denn ich halte nicht viel von den Werken allzu junger Menschen. Kein Künstler sollte vor dem dreißigsten Jahre ein Werk an die Öffentlichkeit bringen dürfen. Vieles Grüne bliebe in der Verborgenheit, die es verdient. Von allen Früchten dauern nur die aus, die reif geworden sind, und vor dem Sommer gibt es keine gesunde Reife.«

»Das ist die Weisheit von der sauren Traube, mein Sohn,« lachte höhnisch der Baumeister auf. Doch schnell schwieg er und wartete sehnlichst darauf, daß Gottfried ihm wieder eine Brücke bauen möchte. Aber dieser war nun gekränkt, und er dachte in seinem Inneren: Dieser Mensch ist eigentlich ... ein Schaf, ein eigensinniges, rechthaberisches ... Doch schnell schlug er sich den Gedanken der Empörung gegen seinen Meister aus dem Sinne und wandte sich an Frau Berta. Der Meister aber glaubte, den rechten Weg wiedergefunden zu haben, und ehe Gottfried etwas sagen konnte, hörte er die freundliche Frage des Meisters: »Willst du denn nicht Baumeister werden, Gottfried?«

Auf das Wort »Baumeister« hin entzündeten sich in Gottfried alle Feuer der Hoffnung, und er rief: »Ja, gewiß! Freilich! Aber ich denke fürs erste so wenig daran, wie ich daran denke, daß ich einmal in den Himmel kommen soll.«

»Ich habe daran schon als Krugpfropfen gedacht,« verkündete stolz der Meister.

»Ich fürchte mich vor solchen Träumen«, sagte leise Gottfried, »und schlage sie mir aus dem Sinne wie Gedankensünden. Das Träumen macht so atemlos und müde.«

Wieder fühlte sich der Meister geschlagen und sich diesmal sogar in die tiefste Seele gegriffen. Frau Berta aber sah Gottfried mit unverhohlener Freude an.

»Ja, ja, die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben,« orakelte jetzt der Dombaumeister und glaubte damit etwas fast Neues zu sagen.

Gottfried konnte sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, er sah auf den Tisch nieder, um es zu verbergen, und als er aufblickte, schaute er gerade in Giselas Gesicht, das hochrot vor Zorn war und ihn kalt ansah. »Übrigens,« sagte er in schöner Selbsterkenntnis, zu Frau Berta sich wendend, »ich habe etwas viel gesprochen. Verzeiht, Frau Meisterin.«

»Nichts davon,« sagte Frau Berta, »wir haben es herausgefordert, und es hatte alles Hand und Fuß.«

»Ihr seid sehr gütig!« sagte Gottfried leise.

»Nun, junger Sausewind,« knüpfte der Baumeister an sein Orakel an, »du gibst zu, daß es in den Künsten neben den berühmten Einfällen auch auf sehr viel Wissen ankommt, besonders in der Baukunst. Da sind zum Beispiel die Drucklinien eines Gewölbes, das Umsturzmoment der Widerlagpfeiler! Davon fällt einem nichts ein, das muß man lernen und verrechnen.«

»Ich möchte nicht schon wieder widersprechen,« sagte Gottfried, »aber richtig scheint mir das nicht zu sein. Ich kann mir denken ...«

»Na, junger Mann, du forderst heraus! Laß dich mal auf deine famosen Einfälle hin prüfen, wenn etwas daran ist!«

»O weh,« sagte Gottfried, scherzhaft erschrocken.

»Da ist zum Beispiel«, fuhr der Meister selbstzufrieden fort, »die sonderbare Tatsache, daß die Risse im Chore sich nur auf der Nordostseite finden. Nirgendwo sonst. Niemand weiß, warum. Die Kommission nicht. Die Sachverständigen nicht. Ich nicht.«

»Niemand weiß, warum?« frug Gottfried. »Das ist aber sonderbar. Nichts einfacher als das. Die Risse entstehen durch den Wind.«

Der Baumeister stutzte. »Durch den Wind? Ei, was du nicht sagst, junger Bramante! Wirklich durch den Wind? Der die Pflaumen von den Bäumen schüttelt?« höhnte er.

»Ich wüßte keine andre Erklärung, als daß der Wind daran schuld ist.«

»Das klingt schon bescheidener,« stellte der Meister fest. »Du meinst also: es erscheint dir so. Nun, ihr genialen jungen Windsbräute mögt ja mit dem Winde verwandt sein. Man tut etwas für seine Familie, wenn man für den Wind eintritt.«

»Nun denn: der Wind ist die Ursache!«

»Beweis!«

»Ihr wißt es selbst. Ihr wollt mich nur prüfen und stellt Euch unwissend.«



»Nicht drumherum reden! Hier kommst du nicht vorbei. Nimm das Hindernis, wenn du springen kannst! War—um — sind — die — Ris—se — nur — im — Nord— osten?« hackte und hämmerte er.

»Ich werde es!« sagte Gottfried fest, denn er fühlte sich herausgefordert. »Die Risse sind deswegen alle im Nordosten, weil der vorherrschende Wind der Südwest ist. Zwischen Süd und West spielen die Winde und schieben, dem Parallelogramm der Kräfte entsprechend, die ganze Baumasse des Chores nach Nordosten hinüber. Das ist alles. Nichts einfacher als das.«

»Woher ... weißt du ... das ... Gottfried?«

»Nun, ich habe mir das Chor doch angesehen, an dem ich arbeiten soll, und da fiel es mir eben ein, das mit dem Winde,« sagte Gottfried einfach.

»Dann ... dann ... dann ... weißt du vielleicht auch ... weißt du vielleicht auch ... ist dir vielleicht auch eingefallen ... wieso dem Chore zu helfen ist —?«

»Ja, das weiß ich auch. Ich bin im Gerüste herumgestiegen, und Ihr selbst habt mich ja geheißen, die Außenwände des Flickens wegen im fliegenden Stuhl zu befahren. Da habe ich die eigentlichen Schäden entdeckt. Ich gestehe, ich war stolz darauf, denn die liegen nicht gerade auf der Hand. Ich habe darüber eine Denkschrift abgefaßt, zu meinem Vergnügen, nach Feierabend, mit Text und Zeichnungen, über meine Beobachtungen und Meinungen. Ich habe sie bei mir.« Er zog ein Heft aus der Tasche.

»Gib her, die Denkschrift!« rief der Meister.

Schon wollte Gottfried ihm das Heft hinreichen, da zögerte er und zog die Hand zurück. »Jetzt wollt Ihr mich aber wirklich prüfen, Meister. Und fast fange ich an zu fürchten, ich könnte mich doch geirrt haben. Aber nein, ich habe ja mit eignen Augen ...«

»Was hast du gesehen?«

»Nun ... nun ... sonderbar, soll ich es wirklich sagen?«

»Gib her die Schrift!«

Der dem Meister wider Willen überlaut geratene Ton machte Gottfried stutzen, sein heiteres Gesicht wurde tief ernst — und plötzlich erfüllte ihn Mißtrauen.

»Ich möchte sie doch lieber für mich behalten,« sagte er halblaut und steckte das Heft in die Brusttasche.

»Hast du hinter meinen Anordnungen und Absichten herumspioniert?« frug der Meister barsch und böse.

»Ich wüßte nicht, was es da zu spionieren gäbe. Die eigentlichen Sicherungsarbeiten haben ja noch nicht begonnen. Vielleicht ist es richtig, sie bis zuletzt aufzusparen. Ihr laßt zuerst das Nebensächliche machen, die Risse flicken, die Fugen schmieren, das, was die Bürger am meisten erschreckt. Ich kann mir denken, daß Ihr die zuerst beruhigen wollt. Es hat ja mit den Sicherungen auch noch etwas Zeit, die schweren Stürme sind erst im Herbst zu erwarten. Dann freilich ist es die höchste Zeit.«

»Gib her das Heft!« brüllte der Meister.

Gottfried stand auf. »Ich sehe, ich habe Euch erzürnt, Meister. Ich weiß nicht, wodurch. Es ist vielleicht das beste, wenn ich jetzt gehe. Ich bitte um Verzeihung, Frau Meisterin, wenn ich etwas gesagt haben sollte, was den Meister ... ich weiß nicht ...«

Frau Berta nickte ihm kurz zu, und Gottfried ging leise hinaus.

Der Baumeister saß, die geballten Fäuste auf dem Tische, stumm da. Ein eigentümliches Lächeln der Befriedigung zeigte sich auf Frau Bertas Gesicht. Gisela blickte voll Schreck und Sorge den Vater an.

»Nun, wie gefällt dir Gottfried, Gisela?« frug Frau Berta.

»Er gefällt mir gar nicht,« stieß Gisela hervor. »Er ist mir ... ganz und gar ... zuwider ist er mir. Er hält sich für klüger als den Vater.«

Der Baumeister stand auf, indem er den Atem durch die Nase stieß, und schritt schwer ans Fenster. Gisela fühlte eine Spannung zwischen den Eltern und ging schnell hinaus.

Frau Berta blieb am Tische sitzen, die Arme verschränkt und in den Stuhl zurückgelehnt. Jetzt sagte sie: »Er gefällt mir ganz gut, der Gottfried.«

Langsam drehte sich Meister Gottschalk am Fenster herum.

»Du bist doch ein Esel, Mann,« sagte Frau Berta hart. »Bevor Gottfried kam, hast du mir einen unbekannten Schwiegersohn mit Gott weiß welchen Vorzügen aufreden wollen. Und nun er da ist und seine Vorzüge sichtbar werden, hast du nichts andres zu tun, als ihn zu ducken und herauszufordern. Er mochte sagen, was er wollte, du fühltest dich gekränkt, mißkannt und zurückgesetzt. Das kommt, weil



du niemals von dir absehen kannst, auch nicht für eine halbe Stunde. Auch nicht, wenn du etwas von jemand willst. Ein Diplomat bist du wahrhaftig zu allerletzt. Du wolltest ihn als Mann für Gisela haben und erreichst, daß das Kind ihn beim ersten Sehen hassen lernt, und daß er dir davonläuft. Und daß deine Frau, die sich gegen ihn gesperrt hat, ihn als Schwiegersohn haben will. Du hast allerlei bewirkt — nur nicht das, was du wolltest. Und du hättest die Denkschrift haben können, wenn du dich nur ein bißchen in der Gewalt gehabt hättest.«

»Glaubst du, daß etwas in der Denkschrift drin steht, Berta?« frug der Baumeister.

»Das glaube ich!«

»Daß er das Geheimnis des Chores kennt? Glaubst du das?«

»Fest glaube ich das!«

»Glaubst du, daß er gehen wird —?« frug der Mann plötzlich ängstlich.

Sie zuckte stumm die Schultern und kniff die Lippen zusammen.

Da sank der Meister auf seinen Stuhl nieder und stützte den Kopf in die Hände.

Frau Berta wollte sagen, daß sie sich verbürgen wolle, die Denkschrift in einer Viertelstunde in die Hand zu bekommen. Als sie ihn aber so kläglich dasitzen sah, kam ein hochmütiger Schein in ihr Gesicht. Sie unterdrückte den Trost, überließ den Mann sich selbst und ging hinaus, Gisela nach, um den Mund ein Lächeln, in dem böse Geister waren.

Wie ein Verrückter fährt der Alte heute morgen am Chor herum und fühlt alle Fugen ab, als hätte er ein Goldstück drin verloren,« sagte einer der Gesellen, als er beim Mittagsläuten in die Bretterhütte des Bauhofes trat. Kinder aus der Stadt, der Steinmetzen Brüderchen, Schwesterchen oder die Kinder ihrer Kostgeber hatten das Essen in filzüberzogenen Töpfen gebracht.

Die meisten waren zu müde von der Arbeit oder zu gierig auf's Essen, um auf die Rede einzugehen. Sie steckten Mund und Nase in den Topf und schaufelten und kauten. Als sie fertig waren, breiteten sie sich sofort auf einem Brette aus, um bis zum Schlage eins zu schlafen.

»Wie ein Verrückter fährt der Alte ...!«

»Halt's Maul, Gottlieb!« schrie einer der Gesellen den Sprecher an. »Laß ihn den Hals brechen. Wir wollen schlafen.«

Gottlieb zündete eine Pfeife an und starrte vor sich hin. Als die Pfeife kalt geworden war, begann er zur Begleitmusik der Schnarcher zu summen:

Ohne Steinmetz wo wär' die Kirche?
Ohne Kirche der Herregott?
Drum liebes Mädchen sei nicht so traurig,
Am Samstagabend ist Wochenschicht.
Und ist der Steinmetz erst Steinmetzmeister,
Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

Ein paarmal summte Gottlieb das Lied und ließ, während er an der Pfeife sog, bald den, bald jenen Vers aus. Allmählich erwachten die Schläfer und zündeten ihre Pfeifen an — es war noch zehn Minuten bis eins. Sie fielen einer nach dem andern in den Gesang ein, und der Chor ihrer Stimmen machte die Bude dumpf tönen von dem trübsinnig gesungenen Verse:

Und ist der Steinmetz erst Steinmetzmeister,
Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

»Der Gottfried hat sein Bündel geschnürt,« sagte einer.

»Hat's wieder ausgepackt,« sagte Gottlieb.

»Wieso, Gottlieb?«

»Der Alte hat seine Alte zu ihm geschickt, die hat schön gebeten, daß er bleiben soll. Ich hab' sie auf dem Münsterplatz miteinander sprechen sehen. Merkt euch das, Burschen,« hetzte Gottlieb, indem er die Pfeife in die hohle Hand ausklopfte, »wie man den Alten behandeln muß! Der Gottfried versteht's. Da geht er schon ins Münster. Auf, Burschen, es ist eins!«

Die Domuhr schlug eins, und die Gesellen befuhren eiligst ihre Werkplätze, denn der Dombaumeister pflegte mit Spätlingen nicht zu spaßen.

Gottfried, ich habe dich heute vormittag gebeten, nicht fortzugehen. Jetzt ... geradeheraus und ohne Winkelzüge: ich möchte, daß du nie fortgingst. Daß du immer bei uns bleibst. Daß — du mein Schwiegersohn würdest.«

»Frau —!«

»Überleg's dir, Gottfried. Ich möchte, daß dir meine Tochter Gisela gefällt. Daß du ihr gefällst, darum mußt du dich bemühen. Auf euch beide kommt es an. Aber ich kann dir sagen, daß wir einverstanden sind, ich — und mein Mann, der Baumeister.«

»Der Baumeister ist einverstanden?« staunte Gottfried.

»Du mußt ihn nicht mißverstehen, Gottfried. Er kann keinen Widerspruch vertragen. Er läßt sich durch Widerspruch dazu treiben, das Gegenteil von dem zu sagen, was er eigentlich meint. Man muß ihn kennen.«

Sie schritten den Laufsteg auf und ab, der über dem Seitenschiffe des Münsters zwischen den Schildkrötendächern der Joche des Seitenschiffes und den Fenstern des Hochschiffes lief. Über ihnen verbauten Schwibbogen, Verstrebungen und die Fialen mit ihren Steinleibern und Helmen fast die Sicht auf den Himmel. Beim Schein der Abendsonne glitzerten auf dieser Südseite die Quarze im roten körnigen Sandstein des Gebäudes, und die Schlagschatten der Strebebogen sprangen über die Fenster des Hochschiffes, den Steg und die kurzen quergestellten Jochdächer, von allen Profilierungen, Viertel- und Halbstäben, Kehlen und jedem getroffenen Architekturteil kurz und herrisch gebrochen. Die beiden fühlten die rhythmische Folge dieser Schatten als regelmäßigen Wechsel zwischen kühl und warm; während sie bedächtig und Fuß vor Fuß setzend den Steinpfad des Laufsteges auf und nieder gingen.

»Ich möchte nicht heiraten,« sagte Gottfried.

»Ja, dann ...«

»Seht, Frau Meisterin,« sagte Gottfried lebhaft, im lichten Raume zwischen zwei Fialenschatten stehenbleibend, »was ich brauchte, das wäre viel eher eine Mutter als eine Frau. Ich sage es ganz offen: ein Weib, das nichts von mir will, das nur für mich da ist. Eine Frau will etwas von mir. Eine Mutter, die nur daran denkt, wie ich am besten versorgt bin, die mir über die lästigen Bedürfnisse des täglichen Lebens hinweghilft und sich mit meiner Dankbarkeit zufrieden gibt. Eine Frau ist damit nicht zufrieden. Nicht wahr, ich denke sehr selbstisch. Ich denke nur an mich. Aber habe ich nicht das Recht dazu? Wenn man so viel vorhat, wie ich, dann hat man gar keine Zeit, an andre zu denken. Ich brauche keine Frau. Freilich ... ja, hin und wieder brauche ich eine. Aber das geht vorüber. Ich kann nicht herumfackeln. Darum laßt es mich sagen« — er faßte leicht ihre herabhängende Hand —, »mir ist die Frau des Meisters auch lieber als seine Tochter.«

Ihr Gesicht bepurpurte sich. Sie entzog ihm die Hand und sagte schnell: »Hast du dir unsern Dom angesehen? Willst du mir etwas von deinen Eindrücken sagen?«

»Gern! Wie gern!« rief er. »Das ist ja ein herrliches Bauwerk! — Aber, wie hat die Frau Meisterin mich hier gefunden?«

»Ich wußte, daß du nach Feierabend auf den Dom gehst. Der Schweizer sagte es mir.« Sie stand halb abgewandt und zerstörte ein Spinnennetz zwischen zwei Steinkrabben.

Er lächelte zufrieden und sagte: »Dann kommt, Frau Meisterin.« Er nahm wieder ihre Hand, und sie ließ sie ihm.

Die Dohlen krächzten aus ihren Nestern und Schlupfwinkeln in den tausend Nischen, Höhlen und Klüften des Gebäudes. In kühnen Flügen und Stürzen umsegelten sie den Steinwald, der in den Fialen, in tausend Krabben und Knöpfen ins Luftreich entknospte. Die Flugschatten glitten phantastisch über die Steinwelt, sich vergrößernd, verkleinernd, brechend. Eine graue Schlange entringelte auf dem Plattenpfade. Sie war aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen, ihr kaltes Blut in der späten Sonne zu erwärmen. Gott mochte wissen, wie sie auf diese Höhe heraufgekommen war! Der weitgespannte Schatten eines unsichtbaren Raubvogels lag unbeweglich auf der Breite einer Verstrebung. Plötzlich ein schriller Schrei — der Sperber stieß herab, man hörte die Schnabelspitze auf dem Steine klirren, und er entflog, die wirbelnde Schlange im Schnabel. Die alten Schiffsfenster, von hier draußen angesehen schwarz, hingen wie blöde Augen, vom Winddruck nach innen gebeult, in den Bleifassungen. Ehrwürdiger grauer Dreck vieler Vogelgeschlechter überkletterte das rote künstliche Steingebirge. Es hatte am Nachmittag kurz und scharf geregnet, die Steine waren im Schatten noch naß und dampften leicht, und das Gebäude war gleich einem tropischen Regenwalde in warme Dunstschleier gehüllt. In den bleiernen Abfallröhren rauschte dumpf das letzte von den Dächern des Hauptschiffes sich noch sammelnde Wasser abwärts; in den offenen Steinrillen auf den Schrägen der Schwibbogen rieselte es klingend hinab, und sie sahen es: die phantastischen Wasserspeier ließen es in der Abendsonne aus den Teufels- oder Tiermäulern oder auch in kecker, unanständiger Weise aus nackten Hinterteilen als funkelnde Diamanten fallen. Ohne aufzuhören schwatzten die Dohlen.

»Hat Euch der Baumeister nicht hier heraufgeführt und Euch das alles erklärt, Frau? Er muß doch mehr davon verstehen als ich.«



»Warum sprichst du vom Baumeister, Gottfried? Laß ihn doch in Ruh.«

»Ich bin ihm noch böse,« sagte Gottfried mit gerunzelter Stirn.

Der Pfad brach um den südlichen Querschiffarm in rechten Winkeln herum und lief sich gegen das Chor tot. Das Chor hatte unten keinen Umgang und keinen Kapellenkranz und daher oben kein Schwibbogenwerk; einfache abgetreppte Strebepfeiler führten den Gewölbeschub in die Erde hinab.

Dort am toten Ende des Pfades standen sie. Frau Berta berührte Gottfrieds Schulter. »Nicht grollen.«

»Nein,« sagte er fröhlich und schüttelte seinen blonden Schopf. Er lehnte sich wider die Maßwerkbrüstung, den linken Fuß in einen Vierpaß hineinstellend, und rief: »Wie einfach und edel ist das Chor! Und seine Fenster sind die größten und schönsten in ganz Europa. Vierzig Meter sind sie hoch, ein Dorfkirchturm könnte hindurchgeschoben werden, ohne daß der Hahn anstieße, und seht, die langen Maßwerkstäbe sind doch nur durch wenige Eisenstangen in der Quere versteift. Der frühe Meister des Chores war ein kühner Kopf. Wenn der Südwest auf die riesigen Glasflächen fällt, hat das Chor einen gewaltigen Druck auszuhalten.«

»Laß das Chor!« sagte sie unruhig.

Sie schritten zurück und auf und ab durch den künstlichen Wald. Gottfried sagte: »Heute morgen zwischen drei und vier, als es unbedingt still in der Stadt war und ich schlaflos lag — ein wenig schwermütig; ich gesteh's, weil ich Euch verlassen sollte —, machte ich eine wunderbare Entdeckung. In der stillen Morgenstunde zwischen drei und vier mag der Geist manches Wichtige gefunden haben. Die Einheit müssen wir fassen, von der aus wir die Vielheit begreifen, die Einheit, die in allem enthalten ist, und die alles hält. Ich habe mir schon lange den Kopf zerbrochen nach dem inneren Grunde, von dem aus wir den Raum und die Zeit messen. Der Mensch mißt alle Dinge von sich aus, er ist das beleuchtete Mittelstück einer dunklen, unendlichen Linie, auf der es nach der einen Seite ins unendlich Große, auf der andern ins unendlich Kleine geht. Wie weit, vermag kein Mensch zu sagen. Wir übersehen eben nur eine gewisse Strecke dieser unendlichen Linie, auf beiden Seiten verliert sie sich in Nacht. Als jederzeit nachmeßbarer Teil eines Erdkreises soll unser Meter ein natürliches Einheitsmaß sein. Aber der Mensch ist das Einheitsmaß. Was größer ist als er, das ist groß, was kleiner als er, klein. Man sollte eine durchschnittliche Menschenhöhe als Einheitsmeter annehmen. Ebenso ist es mit der Stunde. Der Tag ist willkürlich in soundso viele Stunden, Minuten und Sekunden geteilt. In dieser Nacht hörte ich mein Herz gleichmäßig und ruhig klopfen; da durchfuhr es mich: der Herzschlag ist die Zeiteinheit! Die natürliche Sekunde! ‚Schnell' ist die Bewegung, die schneller, ‚langsam', die langsamer als die unsers Herzens ist. Ist das nicht richtig, Frau?«

»Ganz sonderbar ist es.«

»Und doch wie natürlich, sollte man meinen! Denn wir f ü h l e n ja die Zeit in uns. Wir haben ja eine Uhr in uns. Warum machen wir uns eine mit künstlichem Zeitmaß? Nach der natürlichen Uhr unsers Pulses müßte die künstliche in unsrer Tasche gehen; die Sekunde würde etwas kürzer sein als die jetzt übliche. In der Musik, wo der Mensch wie nirgendwo sonst sein innerstes Wesen ausdrückt, da gibt ja auch die innere Uhr, dem Hörer vielleicht unbewußt, die Zeit, den Takt an. Der Dom ist gebaut wie ein Musikstück. Seine Einheit ist eine innere. Die Baumeister haben nicht gemessen nach einem künstlichen Meter. Kommt, wir gehen hinein, drinnen werden wir das noch besser erleben.«

Durch eine Tür im Winkel traten sie auf einen inneren, dem äußeren gleichlaufenden Umgang an der inneren Seite der großen Fenster. Als sie dort in der Triforiengalerie standen, wies Gottfried in die Steinwelt des Domes hinab. »Seht Euch den Abstand der vier Hauptpfeiler in der Vierung an, dort, wo sich Langschiff und Querschiff schneiden. Dieses gewisse Maß des Abstandes, vom Gefühle, von einer inneren geheimnisvollen Stimme dem Entwerfer eingeflüstert, das ist die Einheit, das Meter. Aus diesem Maße entwickeln sich alle andern, die Ihr sehen mögt, im großen und im kleinen. Die Breite des Schiffes kehrt dreimal in der Höhe wieder und die Höhe dreimal in der Länge. Ist das nicht wunderbar? Diesen Takt spielt das Gefühl unbewußt ins Große, ins Unendliche fort. In den Kleinteilen der Architektur teilt sich dieselbe Einheit bis ins kleinste. Man sieht diese Maße nicht, aber sie schwingen im Betrachter, sich immer verkleinernd, mit den Grundzahlen 2 und 3. O wunderbare Ord-



nung! Diese künstliche Welt ist der natürlichen so sehr überlegen. In der natürlichen Welt denkt man oft: dieses müßte größer oder jenes kleiner sein. Hier ist jedes so groß und so klein, wie es sein muß. Schade, daß Euer Mann die Durchsicht nach dem Chore hat verschalen lassen, sonst würdet Ihr vielleicht eine noch schönere, reichere Zahlenharmonie sehen. In der Elisabethkirche in Marburg zum Beispiel gibt eine der Seitenflächen des Chores, das dreiseitig aus dem Achteck schließt, das Grundmaß her. Ein Gebäude ist soundso viel Meter lang — wie blöde! Es muß soundso viel seiner eignen Einheiten lang sein! Alles muß sein Gesetz in sich haben. Und wenn Ihr euch das Gebäude nur aus seinen Standlinien errichtet denkt, ohne Steine, und denkt Euch, es würde niedergedrückt, so würdet Ihr auf dem Boden eine ganz klare, reiche und übersichtliche Zeichnung finden. Vierecke, Dreiecke und Kreise, Achtecke, aus dem Viereck, Sechsecke und Fünfecke, aus dem Kreise leicht gewonnen. Alles ist mit allen Linien und Formen in den Grundfiguren gefangen. Die Kunst ist das Mittel des Menschen, Gott die Welt nachzuschaffen, und der Mensch ist Gott in der sinnvollen Anordnung überlegen. Nun aber kommt das Größte, das Schönste, Frau! Denn dieses Eine, die Einheit, die wir gefunden und sinnvoll abgewandelt haben, das eben ist die Kraft, das unerforschliche Etwas, der Anfang und das Ende aller Zahlen und Harmonien, das alle andern Zahlen einschließt und doch selbst keine Zahl ist. Die 2 und die 3 und mit ihnen alle andern Zahlen haben, meistern wir, aber die 1 ist das Geheimnis. Sie ist die Zahl. Sie ist weder gerade noch ungerade, sie faßt beides zusammen, macht beides aus, entspringt aus keiner andern Zahl, sie ist da, sie ist alles, sie ist — Gott! Denn Gott ist Eins, Eins ist ohne Anfang und ohne Ende. Wie können wir uns das versinnbildlichen? Kann ein Steinmetz uns das darstellen? Er stellt es jeden Augenblick dar. Er braucht das Hilfsmittel dazu jeden Augenblick — es ist der Zirkel. Mit dem Zirkel stellt er den Kreis dar. Im Kreise ist die Kraft, die Festigkeit, das beharrliche Streben, stets wieder in sich selbst zurückzukehren und an allen Punkten seines Wesens zugleich zu sein. Der Kreis, das Zeichen für das zugleich Eine und Unendliche, ist das Sinnbild für Gott. Sinnbild für den Menschen ist eine begrenzte Figur, ein Dreieck, ein Viereck, ein Vieleck. Ich habe mir als Handwerkszeichen das gleichseitige Dreieck mit umschriebenem Kreise gewählt. Es heißt, daß ich im Endlichen mich gleichmäßig ausbilden will bis an meine Grenzen und mit den Ecken meines Wesens ruhen will im Unendlichen, auf Gott und in Gott. Das ist mein Glaube! Suchen nach jener wunderbaren Einheit, die Gott ist. Die der Baumeister in diesem steinernen Hause so herrlich dargestellt hat. Die Menschen nennen die Kirche ein Gotteshaus, und sie wissen gar nicht, wie richtig das ist, was sie sagen, die Dummen. Denn Gott wohnt nicht darin in irgendeiner körperlichen Weise, es ist der Körper Gottes, es ist Gott selbst. Wie alles Gott ist, was der Mensch sinnvoll und mit reinem Herzen macht.«

Er schwieg. Frau Berta sah in sein begeistertes Gesicht. »Ganz heiß hat er sich geredet, der arme Junge,« sagte sie und fuhr ihm mit der Hand über die feuchte Stirn. Dann schaute sie in die Dämmerung der Kirche, die schon in Nacht überging, und die enthüllten Rätsel, die entsiegelten Wunder sprachen und sangen um sie, und die vielen tausend Blöcke schienen ihr zu schweben und zu kreisen und in einer ungeheuren Kaskade von Steinen als eine harmonische Tonflut zusammenzustürzen, als ein himmlisches Konzert sie wunderbar zu baden. »Genug!« rief sie plötzlich und eilte von der Galerie die Spindeltreppe hinab aus dem Dome.

Als Frau Berta mit der steigenden Nacht unter dem Wunder des funkelnden Abendsterns nach Hause kam, stand der Baumeister in der Tür. »Hast du die Denkschrift?« fragte er heiß.

»Nein,« sagte sie betroffen, »ich habe an die Denkschrift nicht gedacht.«

»Wo warst du denn?«

»Auf dem Dome. Gottfried war auch da.«

»Ich weiß es.«

»Nun also?«

»Was hattest du denn andres mit ihm zu reden als von der Schrift?« forschte er.

»Er hat vom Dome gesprochen.«

»Hatte es denn Hand und Fuß? Konnte es stehen? Oder fuhr es auf den Wolken?«

»Von dir habe ich nie dergleichen gehört. Wenn du es wissen solltest, hast du dir jedenfalls nie die Mühe gegeben, es deine Frau mitwissen zu lassen.«

»Schaff' die Denkschrift!« brach er den Zank kurz ab. Sie waren im Sprechen ins Zimmer getreten. »Alles übrige ist mir gleichgültig. Aber schaff' sie bald. Nur du kannst sie schaffen. Geh morgen wieder zu ihm. Scheinst ihm ja zu gefallen,« lachte er. »Warum solltest du ihm auch nicht gefallen? Bist ja noch eine stattliche Frau ...«

Die Röte flammte auf ihrem Gesichte auf. Der Zorn schöpfte ihr das Herz aus. Es war ihr, als schlüge ein greller Blitz durch das Dunkel des Zimmers und risse einen tiefen Abgrund zwischen ihr und dem Manne auf. »Gut,« sagte sie, »du sollst die Denkschrift haben.« Und es blieb unklar, ob das nur ein Versprechen oder auch eine Drohung war.

Niemand von der Familie kam zum Abendbrot. Der Baumeister ging mit einer Laterne in den Dom, Gisela ließ sich nicht sehen. Klara, die alte Magd, räumte gegen Mitternacht den unberührten Tisch ab, indem sie den Kopf schüttelte und ein Kreuzzeichen übers andre schlug. »Was ist das nur mit der Herrschaft?« flüsterte sie. »Und gerade heute, wo doch die kalte Ente gegessen werden muß! Sie verdirbt bei dem warmen Wetter. Das hab' ich doch der Frau gesagt. Und da zanken sie sich! Jesus mein, die kalte Ente!« Wieder schlug sie ein Kreuz.

Als sie in ihre Bodenkammer stieg, fand sie die Frau im Finstern auf dem Speicher stehen. »Jesus Maria, Ihr verschreckt mich, Frau! Was ist Euch? Und die Ente wird auch verderben ...!«

»Geh schlafen, Klara!«

Klara gehorchte ohne Widerrede. In ihrer Kammer aber betete sie auf bloßen Knien zur heiligen Mutter Anna den Rosenkranz ab um den Frieden des Hauses.

Frau Berta war es, als müßte sie sich ins tiefste Dunkel verkriechen.

Nach Mitternacht stieg sie hinab und ging in Giselas Zimmer. Der Baumeister war noch nicht zurückgekommen, aber sie wollte nicht in das eheliche Schlafzimmer gehen. Der Mond schien, und Gisela stöhnte schwer im Traume. Sie hatte ihre Haarkrone auseinandergenommen, aber die Flechten nicht gelöst. Sie liefen neben ihren Wangen in die Schulterhöhlen hinab und lagen dick und schwer wie zwei Kinder in ihren Armen. Hinter den Fenstern des Chores sah die Frau die Laterne des Baumeisters auf und nieder laufen, auf und nieder, hin und wider. Als suche er etwas Verlorenes. Der Mond jagte zwischen weißen und blauen Wolkenballen hin und her, als suche er etwas, das ihm im Weltall abhanden gekommen wäre. Giselas Hände irrten auf der Bettdecke umher, als suchten auch sie etwas. Auch in Frau Bertas Seele hatte sich eine Kraft aufgemacht, die suchte, suchte. Was suchte sie? Suchte sie nur Ruhe, Frieden, den auch Klaras Gebet zur heiligen Mutter Anna suchte, oder suchte die Kraft mehr? Suchte die Kraft etwas, das es bald zu finden galt, sollte es nicht für ihr Leben zu spät sein? Eine geheime Kammer in ihrem Wesen, in die sie selbst noch nie getreten war, und die, das fühlte sie, strahlte von tausend Kostbarkeiten? Die ein Schloß verriegelt, das mit keiner Gewalt zu öffnen ist, zu dem nur ein Mann gemeinhin auf der Weiberwelt den Schlüssel hat? Irgendein Mann. Denn Mann und Weib sind wie Schlüssel und Schloß. Die Natur schafft den Schlüssel und schafft das Schloß; dann wirft sie beide in die Welt hinaus und überläßt es dem Zufall oder einer geheimen Gesetzlichkeit, ob sich Schloß und Schlüssel zusammenfinden. Denn man kann das Gegenstück nicht finden w o l l e n, und wer sucht, der wird noch lange nicht finden. Aber der Baumeister dachte: Wer sucht, der findet. Und wenn ich die ganze Nacht über suche, vielleicht finde ich doch das Rätsel. Vielleicht geht es mir plötzlich auf. Die Nacht, wenn es ganz still ist, mag zum Finden günstiger sein als der laute Tag Vielleicht bekomme ich das Geheimnis billiger als auf dem andern Wege. — Er rang wie Jakob mit dem Engel und sagte: »Ich lasse dich nicht.« Aber der Engel läßt sich nichts abtrotzen, ihn überwindet nur der, von dem er sich überwinden lassen will, und wenn er segnet, so ist es niemals ein Sieg des Ringers, sondern eine Gnade des Engels

Gisela stöhnte im Schlafe laut auf. Sie streckte die Arme von sich und schien sich zu wehren. Sie schlug mit den dicken Flechten wie mit Ketten nach einem unsichtbaren Feinde. Die Mutter beschloß, sie von ihrem Traume zu erlösen, und weckte sie.

»Ach, du bist's,« sagte Gisela, sich an die Mutter klammernd, die sich auf den Bettrand gesetzt hatte.

»Wovon träumst du, Gisela?«

»Von Gottfried.«

»Sieh da, von Gottfried! Was träumtest du von Gottfried?«



»Ach, Mutter!« rief Gisela und klammerte sich an Frau Bertas Brust.

»Was ist dir Gottfried?« frug die Mutter.

»Ich fürchte ihn,« sagte Gisela.

Die Mutter streichelte ihr das blonde Haar und frug: »Was träumtest du von Gottfried?«

Gisela setzte sich im Bette aufrecht und erzählte: »Ich träumte, er war wie ein riesiger Elefant. Er stand mit Beinen, dicker als die Säulen, im Dome über dem ganzen Münster, quer über dem Münster. Mit seinen langen Elfenbeinzähnen stocherte er in unser Haus und holte zuerst dich heraus. Er tat dir aber nichts Böses, sondern legte dich mit dem Rüssel quer über die Zähne, daß du wie auf zwei weißen Armen lagst. Dann stieß er mit einer Ferse ein Chorfenster ein und steckte den Rüssel in das Chor, der leise blasend und schnüffelnd die Gerüste absuchte. Was sucht er nur im Chore? dachte ich. Was sucht er? Da zog der Elefant den Rüssel hervor, und der Vater hing in der Schlinge. Das Untier hob ihn hoch über den Kopf hinaus und warf ihn in die Luft. Er flog höher als die Helmspitzen der Türme. Immer wieder warf er ihn. Und fing ihn immer sicher wieder auf. Als der Elefant des gräßlichen Spieles müde war, spießte er den Vater auf eine Fiale. Der Vater aber nahm seinen Hut ab und schrie Hurra, während er sich da oben wie eine Windfahne lustig um die Fialenspitze drehte. Der Elefant schaute ihm zu und sah gar nicht böse aus. Er hatte Gottfrieds blaue Augen und statt der großen Ohren Gottfrieds blonden Haarschopf. Und ich stand hier am Fenster, und als der Elefant mich sah, faßte er mich mit dem Rüssel und steckte mich geradeswegs in sein Maul. Da wecktest du mich.«

»Sonderbar,« sagte die Mutter. »Sonderbar. Zum Lachen ist es.«

»Schaurig ist es,« sagte Gisela fröstelnd und barg sich unter die Decke.

Die Haustür ging, und man hörte an dem schleppenden Schritt, mit dem der Baumeister ins Schlafzimmer ging, daß er nichts gefunden hatte.

»Laß mich bei dir schlafen, Gisela.«

»Ja, komm, Mutter.«

Gisela rückte zur Seite. Sie schlief gleich ein. Frau Berta, halb angekleidet auf dem Bette liegend, konnte über Gisela weg zum Fenster hinaus auf den Dom sehen, dessen rotes Gestein jetzt die volle Breitseite Mondlicht erhielt. Die Fenster aber waren mit riesigen spiegelnden Silberplatten geschlossen, neben denen die Schlagschatten der Bekrönungen, Streben und Fialen blauglasierten Flächen gleich erschienen. Ein morgenländisches phantastisches Aussehen nahm der Dom in ihrem müden Geiste an, die dunkle Gasse zwischen ihrem Hause und dem Dom kam ihr wie ein Fluß vor, in dem sich schwarze Fluten dahinwälzten. Sie selbst stand am diesseitigen Ufer dieses nächtlichen Euphrat, und drüben baute sich das ungeheure babylonische Schloß des Königs Nebukadnezar auf, leuchtend in seinen Silberplatten und den Fassadenfüllungen aus blauem Email. Auf der großen Terrasse des ersten Stockes lehnte der babylonische König weit über die Brüstung herüber, den linken Fuß in einen Vierpaß des Maßwerks gestellt. Er lüftete lustig seine Krone und rief: »Das ist aber schön, daß Frau Berta mich besucht! Komm doch herüber, Frau Berta!« Als sie noch am Ufer zögerte, da legte vor ihr die perlmuttene Muschel der Venus an, mit rotem Sammet ausgeschlagen; sie stieg in den göttlichen Kahn, und Tauben zogen an silbernen Mondlichtfäden die Muschel sanft über den finsteren Strom. Drüben baute sich eine gewaltige Treppe mit zahllosen Stufen hinauf, und als sie aus dem Muschelschiffe steigen und auf die erste Stufe treten wollte, rollte ihr entgegen ein riesiger persischer Teppich herab, der gerade vor ihren Füßen zu Ende war. Gotische Steinengel auf dem Geländer wurden lebendig, flatterten die Treppe hinauf und hinab und machten mit ihren Flügeln so viel angenehmen Luftzug, daß Berta beim Steigen gar nicht warm wurde, obwohl sie wohl eine halbe Stunde stieg. Auf der obersten Stufe vor einem herrlichen lichterfüllten grenzenlosen Saale mit goldenen geöffneten Toren stand der König Nebukadnezar. Er hatte die Züge Gottfrieds. Er küßte ihr beide Hände und sagte: »Willkommen, willkommen Frau Meisterin!« Dann drückte er mit der Rechten einem Wasserspeier auf den Kopf, der sagte »Papp!« und ließ aus seinem Hinterteile einen Diamanten, groß wie ein Gänseei, in die Linke des Königs fallen. Der König überreichte ihr den Diamanten, der in allen Farben leuchtete und aus tausend Schliffflächen die herrlichsten Lichter verstreute, als Gastgeschenk. Ein Engelchen schmiedete auf einem silbernen Amboß im Nu eine goldene Kette, befestigte den Diamanten daran, und der König hängte

ihr die Kette um den Hals. Sie schämte sich, kein Gegengeschenk zu haben; da kam ihr der Gedanke, den Oberrock zu schürzen, und siehe da, das Rosenwunder ging vor sich. Der Schoß war voller Rosen. Darüber war der König sehr glücklich, er befahl den Engeln, die Rosen anzunehmen, sie in Wasser zu setzen und auf die Tafel zu bringen. Denn Gottfried und sie waren nun in den unendlichen Saal getreten, den das unübersehbare Heer der Sterne und die silberne Schale des Mondes herrlich erleuchteten. Zuerst hieß der König Gottfried sie essen. »Es gibt heute zwar nur kalte Ente,« sagte er, »die muß aufgegessen werden; aber wir werden einen guten Nachtisch haben.« Und dann kam der Nachtisch: eine goldene Schüssel voll braungebackener Brezeln, die Zahlen darstellten. Der König blinzelte lustig und knabberte selbst mit gesundem Hunger an den Zahlenbrezeln. Und vor ihr häufte er immer wieder Brezeln auf, bis sie kaum noch essen konnte, lauter Zweien und Dreien. Dann klatschte er in die Hände, und herein flog der Baumeister, der aber nur ein krummer Zwerg war und in einer riesigen Perlenmuschel lauter Einsen brachte. Da war ihr auf einmal der König weder Nebukadnezar noch Gottfried, sondern der liebe Gott. Er sagte: »Die Eins, das bin ich, Gott selbst.« Und sie nahm eine Eins so andächtig und mit der Haltung, wie sie in der Messe den Leib des Herrn kommunizierte. Da sagte der liebe Gott: »Wenn ich nun die Eins bin, was ist dann die Null?« Er griff unter den Tisch, der Boden tat sich auf, es rauchte, und Gott holte eine schöngebackene, aber angebrannte Null herauf. »Überlege gut, Berta. Will sehen, ob du gescheit bist.« Und Berta überlegte; dann sagte sie: »Wenn du, lieber Gott, die Eins bist, dann ist die Null der Teufel.« Über die Antwort war der liebe Gott so zufrieden, daß er laut lachend mit der einen Hand auf sein Knie, mit der andern aber breit auf den Tisch schlug. Da bebte die ganze himmlische Burg, die Sterne fielen klirrend von der Decke, und der Mond zerbrach.

Frau Berta erwachte und sah in einen neuen heraufgrauenden Tag.

In dem Augenblicke, wo Frau Berta das himmlische Beben träumte, hatte Klara hinter dem Bäckerjungen, der in aller Herrgottsfrühe um fünf Uhr die Franzbrötchen brachte, die Tür geschlossen, etwas unwirsch, da sie von dem späten Schlafengehen und dem langen Beten doch übernächtig war.

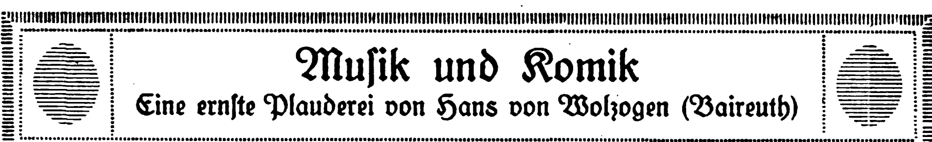
Auch der Baumeister war, von der nächtlichen Kletterei im Chore übermüde, sogleich eingeschlafen. Er träumte, er ringe mit dem Engel Jakobs. Der aber hatte die Züge Gottfrieds und sah sehr freundlich und gütig aus. Sein blonder Haarschopf aber endete in Giselas langen Zöpfen. Mit diesen Zöpfen band er den Baumeister wie ein Wickelkind, und unter rauschenden Flügelschlägen trug er ihn an den Pfeilern des Chores hinauf und hinab. »Nicht wahr, du zeigst mir das Geheimnis?« bat der Baumeister, worauf der Engel »Gewiß!« sagte. Da glühte des Baumeisters Kopf wie eine Laterne, und alle Fugen und Ritzen traten in deren Lichte deutlich aus der Nacht heraus. Die Streben hingen wohl einen ganzen Fuß schon aus dem Lote, und wenn dem Baumeister darüber der Angstschweiß auf die Stirn trat, wusch der Engel Gottfried sie mit Kölnischem Wasser und sagte: »Hab' keine Furcht, ich werde dir das Geheimnis sagen.« Und nun sagte er es: »Die mangelnde Standfestigkeit des Chores rührt von seiner Neigung her, umzufallen.« Das schien dem Baumeister sehr einleuchtend, und er war überglücklich. Die Freude machte ihn halb aufwachen, und er dachte: Soll ich mir nicht aufschreiben, was der Engel gesagt hat? Aber es wird nicht nötig sein, ich behalte es, es leuchtet ja so ein. Herrgott, ich danke dir, daß nun der Dom und sein Baumeister gerettet sind.

Als er aber am Morgen von dem Türschlagen erwachte, merkte er, daß die Frucht des Traumes eine taube Nuß war.

Und Gottfried? Was träumte Gottfried in dieser Nacht der verrückten Träume? Er träumte, er schliefe bei der Königin Luise. Nicht als ihr Mann, als ihr Sohn schlief er bei ihr, als ihr ganz kleiner Sohn, der hungrig ihre Brust suchte. Und während er schnaufend ihre süße Milch trank, zeichnete er mit seinem dicken Stumpffingerchen den Grundriß der Elisabethkirche in Marburg auf die weiße Mutterbrust.

(Schluß folgt.)





Musik und Komik

Eine ernste Plauderei von Hans von Wolzogen (Baireuth)



Daß die Musik nicht lügen kann, ist allgemein anerkannt. Wenn sie diesen Eindruck macht, so liegt es nur daran, daß sie mit lügnerischen Worten verbunden wird. Ebenso verhält es sich mit der Komik in der Musik. Die Musik an sich ist niemals komisch. Sie wirkt komisch infolge unwillkürlicher oder beabsichtigter Verbindung mit komischen Vorstellungen oder Vorgängen. Musik ist immer nur heiter. Sie kann dies sein bis zur höchsten Ausgelassenheit und zum dionysischen Taumel. Man vergleiche in diesem Sinne die beiden Finales der achten und siebenten Beethovenschen Symphonie. Da Musik ursprünglicher Ausdruck des Lebensgefühls, der Lebenslust ist, so darf man wohl sagen, daß die heitere Musik vor der ernsten in der Geschichte des menschlichen Ausdruckes aufgetreten sei. Auch wenn zum frühesten Tanz wilder Völker nur erst ein erregender Lärm roher Klangerzeugungsmittel erscholl, lag darin doch schon der Anfang der heiteren Musik. Dabei mochte der Tanz zur Groteske, zum ersten burlesken »Mimos« werden, der begleitende rhythmische Lärm blieb heiter, und nur der Charakter des instrumentalen Klanges konnte an sich komisch wirken.

Solche komischen Instrumentalwirkungen, die mit dem Wesen der Musik nichts zu tun haben, kennen wir noch heute. Das Fagott z. B. ist eine komische Individualität der orchestralen Familie; es regt komische Vorstellungen an. Das hat u. a. d'Albert für den »Schweinekanon« im »Flauto solo« wirksam verwendet. Auch in der achten Symphonie Beethovens finden sich solche komischen Fagottklänge. Selbst im »Parsifal« gibt es einmal eine humoristische Instrumentalwirkung, wo die »mit Dämpfung stark angeblasenen« Hörner das Parsifalmotiv zu Gurnemanz' Worten: »Suche dir Gänser die Gans« wie schnatternd ertönen lassen. Nicht die Musik ist komisch, sondern das Instrument wirkt so, in Verbindung mit der aus den Worten gewonnenen Vorstellung des Gänsers und seiner Gans. Ich entsinne mich eines komischen Liebesständchens auf der Baßtuba in Offenbachs verschollener Operette »Toto«. Hier wirkte der Gegensatz des Instrumentes zum Vorgange drastisch-erheiternd, während die Musik selber noch eine gewisse »klassische« Getragenheit hinzufügte, die an sich, losgelöst vom Vorgange, eine schöne, ernste Melodie darbot, durch den Gegensatz aber wiederum komisch wirkte. Die Komik liegt also immer in der Verbindung, und um so stärker, je mehr dabei das Gegensätzliche wirkt, worin man ja von jeher das Wesen des Komischen zu finden gemeint hat.

Da wir hier gerade bei Offenbach waren, sei es nicht verschwiegen, daß auch die sogenannte »frivole« Musik, die man gerade ihm nachsagt, als solche eigentlich gar nicht vorhanden ist, sondern eben erst infolge ihrer Verbindung mit Frivolitäten derart wirkt. Offenbachs Musik ist an sich heiter bis zur tollen Ausgelassenheit. Die Frivolität liegt in den Texten und in der leichtfertigen Verbindung, die der unbedenkliche Musiker aus eignem Wohlgefallen seine Musik damit eingehen ließ. Wenn die antiken Götter vom Olymp nach dem Hades ziehen unter Klängen eines höchst burlesk wirkenden Marschtanzes vom »Cancan«-Charakter, so ist der ganze Vorgang gewiß frivol zu nennen; die Musik an sich aber verläßt nicht die Ausdruckssphäre der Ausgelassenheit, und fast macht sie dadurch sogar jene Frivolität der Szene vergessen. Die Musik wirkt auch hier in ihrer Heiterkeit versöhnend.

Aber — wird man einwenden — es gibt doch in dieser Musik so üble Intervalle; sie schneidet gleichsam Grimassen in gewissen Quarten und Sekunden, die ein zweifelloser Ausdruck »frivoler« Musik sind! Nun, ich habe immer das Gefühl gehabt, daß diese Widerlichkeiten der heiteren Musik vom gewissenlosen Musiker »angetan« worden sind, der seine eigne Musik dadurch äußerlich verzerrte, um seinen Textverfertigern und seinem Publikum entgegenzukommen, die beide das Frivole von ihm forderten. So liegt darin wiederum die Frivolität nicht der Musik, sondern des Musikers. Wenn der Meister des »Ringes« für seine 1870er Satire der »Kapitulation« sich einen Offenbach als Vertoner wünschte, so hat er dabei sicherlich nicht an den frivolen, vielmehr an den ausgelassen witzigen Meister der Burleske gedacht. Witz ist von Komik zu unterscheiden. Der mit Witz begabte Musiker weiß seine an sich heitere Musik auf gespaßige Vorgänge und derbdrollige Äußerungen eben witzig anzuwenden. Dabei tritt besonders die Rhythmik in Wirkung, die ja eigentlich dem Tanze, dem Urverbundenen der Musik, zugehört. In solchen Fällen, kann man sagen, ist also der witzige Musiker mit seiner heiteren Musik rhythmisch »umgesprungen«!

Der Gegensatz von Heiterkeit und Gemeinheit, der an jenen Stellen der üblen Intervalle unangenehm verspürt wird, vermag eben deshalb schon nicht mehr als echte Komik zu wirken. Dagegen wird die Komik des Gegensatzes gern bei plötzlichen Übergängen vom Zarten, Leisen zum Derben, Lauten wirksam. Ganz naiv prallt so der berühmte Paukenschlag in das schlicht friedsame Thema der Haydnschen Symphonie hinein. Man denke auch an den jachen ff-Schlußakkord nach dem träumerischen Ausklingen der Nachtszene im zweiten Akt der »Meistersinger«. Das sind komische Wirkungen des Gegensatzes, ver-

stärkt durch die Überraschung. Kein Mensch wird hier etwa den Paukenschlag oder den Schlußakkord an sich für »komische Musik« erklären. Wenn die Musik in ihrer urwüchsigsten Form als Lärm dem Hörer einen Schreck einjagt, der sich alsbald in Wohlgefallen auflöst, weil es ja nur Musik ist, die lärmt, so ist das Komische dabei der Schreck, den der Musiker spaßhaft einjagen wollte; die Musik hat eben nur einen Augenblick gelärmt. Wenn sie heiter ist, dann ist ihr dies gern erlaubt; komisch wird sie dadurch nicht.

Eine andre Art komisch wirkenden Gegensatzes liegt im Moll und Dur oder in einer Moll-Vertonung auf Dur gestimmter heiterer Äußerungen, wofür das »Trallalera« der Osmin-Arie in Mozarts »Entführung«, »Wer ein Mädchen hat gefunden«, als Musterbeispiel gelten darf. Die Melodie des melancholischen Jauchzers ist durchaus nicht komisch. »Unser Denken macht es erst dazu«, d. h. die Verbindung mit den Worten, selbst wo dies nur ein trallernder Ausruf ist.

Wenn Hans Sachs in liebenswürdig scherzender Laune den innerlich ernsten Vorgang der Weihe von Walthers Meisterweise als das sinnige Spiel einer Taufhandlung auffaßt und dazu das religiöse Choralthema verwendet, so bleibt dieser Musik jede Komik fern, doch aber wirkt der Gegensatz von Ernst und Spiel, von Melodie und bildhafter Rede edel erheiternd, im Stile der künstlerisch hohen Komödie. Ganz im heitersten Stile dagegen ließ ich im obenerwähnten »Flauto solo« meine Peppina zugleich pathetische Primadonna und geborene Tirolerin sein, wodurch der rasch ineinander überschlagende Gegensatz zwischen mehr oder minder getragenem oder dramatischem Vortrag und ausgelassener Schnadahüpfelei eine — von d'Albert hernach musikalisch trefflich ausgenutzte — komische Wirkung ausüben sollte. Die Musik ist in den Tiroler G'stanzeln nichts als einfach heiter. Für die Komik — zeichnet der Dichter!

Dieselbe übermütige Peppina macht sich den Spaß, frei nach Spontinis »Olympia« (»Statira steht vor dir, wirf hin dich in den Staub!«), im Hochton opernhafter Pathetik ironisierend dem italienischen »Capello« entgegenzutreten — eine Übertreibung, die als solche komisch wirkt, während die Melodie in musikalischer Wahrhaftigkeit nur das erhobene Gefühl der klassischen Rolle ausdrückt. Die Übertreibung, eine Abart der Gegensätzlichkeit, ist wiederum Sache des dramatischen Vorgangs, der dichterischen Absicht. Man trifft sie im ironischen Sinne meist bei sentimentalen Melodien, doch auch wohl einmal bei einer »heroischen« wie der »Militärarie« des Figaro, die musikalisch nichts von der Komik in sich hat, die dem lustigen Marschieren Arm in Arm mit dem jungen Zukunftsfeldherrn Cherubin eignet.

Die, dramatisch genommen, ironisch übertreibende Sentimentalität in der Rheintochter Floßhilde Schmeichelgesange: »Wie deine Anmut mein Aug' erfreut!« ist rein musikalisch eine rechte süße Liebesmelodie; die Musik lügt nicht, nur die spottende Nixe, und diese Lüge ist Komödie, nicht die Melodie. Beides zusammen *wirkt* komisch. Wenn David in den »Meistersingern« seinen komischen Ausruf: »O Lene! Lene!« hochtrabend steigert zu: »O Magdalena!«, so ist eben, daß er es tut, das Komische, aber der klangvolle Heiligenname selbst dürfte als die gleiche musikalische Phrase in jeder großen Oper — etwa einem modern religiös gefärbten Sensationsstück »Maria Magdalena« — zur Anwendung kommen. Hübsch hat Hans Sommer in seinem feinkomischen Einakter (der Musiker wählte sich den ursprünglich französischen »feinkomischen« *Text*) »Saint Foix« der schlauen Zofe, die durch übertrieben sentimentale Naturschwärmerei den alten Marquis vom heimlichen Liebespaar ablenken will, eine elegische Melodie von süßem Reiz in den Mund gelegt, die eben dadurch, daß sie selber nicht komisch ist, aber mit starkem Ausdruck der komischen Absicht dient, im Augenblick erheiternd wirkt: »Leb' wohl! Leb' wohl, du grüne Flur! Du duftig träumende Natur! Entschlummert, Blümlein, lind und sacht, die mild das Aug' der Nacht bewacht!« Die Übertreibung liegt offenbar in den schwülstigen Worten; die Musik weiß nichts davon, sie fühlt sich nicht auf dem Spielplatz der Komik, sondern in der Stimmung des lauen Sommerabends.

Es ist die Abendstimmung der »Gartenarie« im »Figaro«. Auch in ihr hat man eine ironisierende Übertreibung finden wollen, die mit ihrer Sentimentalität in komischem Gegensatz stünde zur munteren Kammerkätzchen-Natur der Susanne. Nein, keine Komik; diese schöne, keusche Musik drückt durchaus die echte Empfindung des Mädchens aus. Sollte es der Text so gemeint haben, dann hat jedenfalls Mozart es anders gemeint. Er hat dem Mädchen ins Herz gesehen. So wie die Gesänge der Gräfin uns offenbaren, daß der ehedem so schalkhaft lustigen Rosine unter trüben Erfahrungen der tiefere Brunnen ihrer Seele aufgedeckt worden, so zeigt sich hier in überzeugenden Tönen, daß auch in Susannens Wesen zartere Gefühle, ernstere Regungen geborgen gewesen, die nun in dieser entscheidenden Nacht, unter »Hesperos« freundlichem Lächeln, zu innig melodischem Ausdruck gelangen. Mozart erhebt das Lustspiel zu ethischer Verklärung, einzig durch die seelenvolle Macht seiner Kunst. Aber — so wollen wir schließlich uns eingestehen —: *wäre* auch wirklich alles nur ironisch gemeint — Figaros rosengekränztes Haupt! —, die Musik dieser entzückenden Arie bliebe ganz dieselbe und hätte in sich nicht die kleinste Spur von Komik. Die Musik kann nicht lügen und kann nicht komisch sein.



Aus den Zeiten Franz Josefs

Von Dr. Franz Zweybrück (Wien)



Das langjährige Walten des alten Kaisers mit seinen Wandlungen, Schicksalsschlägen und wichtigen, wenn auch nur still zugestandenen Erfolgen verlangte nach seinem Tode und vollends nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie eine neue Einschätzung, an die sich diesmal auch die Veröffentlichung bisher nicht bekannt gewordener Tatsachen knüpfte. So hat man wohl Anlaß, in diesen stürmisch bewegten, tiefernsten Tagen von dem Abschluß eines Zeitalters österreichischer Geschichte zu reden.

Dieses lange Fürstenleben mit seinen vielen düsteren Kapiteln begann unter freundlichen Sternen. Obwohl Franz Josef nie den Titel eines Kronprinzen geführt hat, ist er doch schon seit frühester Kindheit als der zum künftigen Träger der Krone bestimmte Prinz betrachtet worden. Inmitten eines Hofes, der ausgesprochen müde, welke Züge zur Schau trug, fiel der kräftig emporwachsende Knabe mit dem ernsten Blick und der frischen Bestimmtheit seiner Haltung erfreulich auf. Zwei Frauen gaben in der höfischen Gesellschaft den Ton an: die Gemahlin des regierenden Kaisers Ferdinand, der zeitlebens ein stilles Dämmerleben geführt hat, Maria Anna, eine Dame, fromm, wie es nur eine vornehme Südländerin sein kann, ein verläßlicher Charakter, und neben ihr die aus dem bayrischen Königshause stammende Erzherzogin Sophie, die, dem jüngeren Bruder Ferdinands, dem gutmütigen Franz Karl, angetraut, als die Mutter des Thronerben den ersten Rang neben der Kaiserin innehatte. Sie war in ihrer Weise um eine gründlichere Erziehung Franz Josefs bemüht. Vielleicht sein einflußreichster Lehrer ist der spätere Kardinalerzbischof von Wien, der Mann des Konkordats, Rauscher gewesen, ein Mann von gediegenem Wissen, zäher Willensstärke und einem eifrigen Staatsgefühl, wie es in den hohen kirchlichen Kreisen Österreichs nicht allzu oft sich bekundete. Großen Wert legte die Erzherzogin auf den politischen Unterricht, den der greise Staatskanzler Metternich ihrem Sohne erteilte.

In seinem achtzehnten Lebensjahr sollte Franz Josef militärischen Dienst tun. Doch es war ihm Wichtigeres beschieden. Die Februarrevolution bewirkte Erhebungen in Italien, Karl Albert von Sardinien trat an die Spitze der italienischen Unabhängigkeitsbewegung und rückte gegen die Truppen des alten Radetzky heran. Franz Josef erschien im Felde, und der Feldmarschall wußte recht Gutes über die persönliche Tapferkeit des Prinzen zu melden. Dann aber wurde der Wiener Hof um dies kostbare Leben besorgt, denn Maria Anna sowohl wie Sophie erwogen den Plan eines notwendig gewordenen Thronwechsels. Ferdinand sollte abdanken, Franz Karl auf die Nachfolge verzichten, und als eine ganz neue, unverbrauchte Persönlichkeit sollte Franz Josef den Thron besteigen und die Revolution niederringen. Der erste Mitwisser wurde Feldmarschall Fürst Alfred Windischgrätz, der sich des unbedingten Vertrauens der Kaiserin erfreute. Er zog wieder als kommende Minister seinen Schwager Felix Schwarzenberg und den bedeutendsten Verwaltungsmann des damaligen Österreich, Stadion, ins Vertrauen. In Olmütz vollzog sich der Wechsel der Regierung. Seit ein paar Monaten besitzen wir einen genauen Bericht über die intimsten Vorgänge am Hofe. Wir ersehen daraus, wie der junge Kaiser gleich bei seinen ersten Schritten Gelegenheit erhielt, den ihn umgebenden leitenden Männern arge Schwächen anzumerken. Schwarzenberg und Stadion täuschen den vertrauensvollen, loyalen, aber beschränkten Windischgrätz und mit ihm die alte Kaiserin, die ihren Mann zum Rücktritt bewogen hat. Aber Schwarzenberg wiederum bereitet eine Durchkreuzung der Stadionschen Reformen vor. Da nun jedoch die Unaufrichtigkeit Schwarzenbergs klar geworden, anderseits aber Stadions Neuerungen beunruhigen, wird auf Maria Annas Betreiben ein neuer Mann, Kübeck, herangezogen. Man will der diplomatischen Kunst Schwarzenbergs und seiner kühnen Betonung des österreichischen Staatsgedankens nicht entbehren, aber für die innere Politik an der streng konservativen Gesinnung Kübecks einen Halt haben. Die erste Erfahrung, die über Franz Josef kam: die offenkundige Unmöglichkeit, sich unbedingt auf eine führende Persönlichkeit verlassen zu können. In späteren Jahren hat ein deutscher Fürst die verhängnisvolle Regentenweisheit gekennzeichnet, die damals dem Prinzen Franz Josef in die junge Seele gepflanzt worden: das Gebot, niemandem volles Vertrauen zu schenken!

Tatsächlich gelang es Schwarzenberg, für ein paar Jahre den herrschenden Einfluß auf die Regierung zu behaupten; Stadion starb, und Kübeck war mit seinen Maßnahmen, die sich gegen die Revolution richteten, im Grunde eines Sinnes. Die Verfassung wurde beseitigt, und ein strammer Absolutismus sollte Ordnung schaffen. Das siegreiche Schwert Radetzkys machte dem italienischen Kriege ein rasches Ende, und nach dem fast grotesken Abschluß der Frankfurter Nationalversammlung folgte der Tag von Olmütz,



eine deutliche, in der Wiener Hofburg willkommen geheißene Zurückstellung aller großdeutschen Ansprüche Preußens. So begann Franz Josefs Regierung scheinbar mit einer überreichen Verwirklichung der Hoffnungen, die Erzherzogin Sophie auf ihren Sohn gesetzt hatte. Auch die Erhebung Ungarns schien beendigt. Die russische Hilfe, die Kaiser Nikolaus bereitwilligst und mit gnädigem Wohlwollen dem »entschlossenen Bekämpfer der Revolution« bewilligt hatte, bewirkte zu Vilagos die Streckung der Waffen. Das politische System, für das der junge Herr erzogen worden war, hatte gesiegt, das alte Österreich, das noch vor kurzem in Trümmer zu gehen schien, stand fest und mächtig als erste Macht in Mitteleuropa da. Kein Wunder, daß der junge Kaiser mit seiner ganzen Persönlichkeit die Grundsätze weiterentwickeln wollte, die ihm so schnell zu überraschenden Machterfolgen verholfen hatten. Er hat niemals zu Neuerungen geneigt, er ist kein Mann der Initiative gewesen, aber in ihm lebte ein starkes Pflichtgefühl, das sich für die Erhaltung des Überkommenen und Ererbten einsetzte. Das mystische Gefühl, der von der Gottheit ausersehene Träger der höchsten Gewalt zu sein, verließ ihn nie; er glaubte an seine Krone und an Österreich. Früh ward schon seiner Seele diese Vorstellung eines hochthronenden Herrschers eingeprägt. Er hatte in seinen Knabenjahren sympathische Spielkameraden gehabt, denen er zeitlebens freundschaftliche Zuneigung bewahrte (z. B. den Grafen Taaffe); aber er ist eigentlich stets ein einsamer Mensch gewesen, ganz nahe ist ihm vielleicht niemand gekommen. Gern bezeigte er huldvolle Herablassung, mustergültige Höflichkeit. Er fand schlichte Worte im Verkehr mit der Armee, glückliche Wendungen bei allen Gelegenheiten des öffentlichen Erscheinens. Treu einer Überlieferung seines Hauses, bevorzugte er einfache Formen des alltäglichen Leben; er war mäßig in allen Tafelfreuden, gefiel sich in der soldatischen Abhärtung seines gesunden Körpers; wenn es ihm aber geboten erschien, mußte der Hof alle Pracht des ererbten Besitzes und den herrlichen Reichtum seiner Kunstschätze zur Schau bieten. Er wurde ein Meister in der Kunst der Repräsentation. Ähnlich wie einst bei dem jungen römischen König Josef I. rühmten die fremden Diplomaten die überaus korrekten, vornehmen, gastfreundlichen Formen des Verkehrs. Mit welch vollendetem Geschick er die Verhandlungen des Frankfurter Fürstentages geleitet, hat selbst Sybel zugeben müssen.

Aber trotzdem blieb er all seinen Offizieren und Beamten, ebenso wie den Herren des höchsten Adels, die am Hofe verkehrten, ein unnahbarer Mann. Schon in den ersten Regierungsjahren bildete sich eine bestimmte Grenze heraus, die nicht ohne Gefahr überschritten werden durfte. Man konnte Franz Josef die geheimsten Nöte, die peinlichsten Verlegenheiten anvertrauen und seiner Hilfe gewärtig sein; er selbst zog um sich herum einen unüberschreitbaren Bannkreis. Die leitenden Staatsmänner waren keinen Augenblick vor einer jähen Entziehung des Vertrauens sicher, und daran hatte der Kaiser nicht allein die Schuld, auch die einzigartige Stellung war es, die ein österreichischer Herrscher seit jeher einnehmen mußte. Kurz vor dem Dahinscheiden Franz Josefs hat ein verdienter Historiker, August Fournier, über diese Stellung des österreichischen Monarchen Bezeichnendes gesagt: »Es ist ihm nicht vergönnt, Amtsträgern allein, wären es die genialsten und verdientesten, das Regieren zu überlassen und sich lediglich ihren Vorschlägen anzuvertrauen. Das ganz eigenartige Staatswesen der Donaumonarchie, das die Staatsrechtslehrer vergeblich in eine endgültige Formel zu bringen bestrebt waren, erfordert das persönliche Eingreifen der Krone in fast jedem wichtigen öffentlichen Geschäft. Bei der Vielheit und Verschiedenheit der Völkerschaften und Länder und bei den oft unausgleichbar scheinenden Gegensätzen ist es nur der von allen anerkannten Autorität des Herrschers möglich, zu vermitteln.« Ein solch erhabenes Amt des Mittlers mochte damals dem jungen Kaiser vorschweben. Es entsprach der Geschichte seines Geschlechts und auch in einem gewissen modernen Sinne einem Monarchen, der die Revolution abgeschlossen hatte. Deswegen war er auserwählt, aus diesem Grunde hatte man ihn veranlaßt, als Wahlspruch den Völkern »Viribus unitis« zuzurufen. Die sollten sich nicht den Entscheidungen seiner Minister, sondern seinem kaiserlichen Willen als letzter, oberster Instanz fügen. Und in den Dienst dieser verklärten Idee des Absolutismus hat sich Franz Josef mit einem unendlichen Fleiß und einer beachtenswerten Gründlichkeit gestellt. Bis in die letzten Tage seines Lebens ist er von seinem strengen Amtsdienst niemals abgegangen. Ähnlich wie sein Großvater, Kaiser Franz, ist er ein Mann der Kanzlei gewesen. Aber weit gründlicher als Franz hat er die Staatsmaschinerie und die Heeresverwaltung überwacht. Er glaubte wenigstens zu überwachen, denn schließlich haftet der Prinzenerziehung unsrer Zeit der unselige Makel des Dilettantismus an. In knapp bemessenen Stunden erhalten sie ein Scheinwissen, das die besten unter den erlauchten Knaben vertrauensvoll für ein echtes halten, und verfallen so leicht den verhängnisvollsten Irrtümern. Gleich von seiner ersten Regierungszeit an ist Franz Josef ein unermüdlicher Aktenleser gewesen. Die Präsidenten der obersten Stellen mußten darauf gefaßt sein, die eingereichten Referate mit ausführlichen Randbemerkungen und Fragen zurückzuerhalten. Ebenso aufmerksam verfolgte er die Gesandtschaftsberichte. Die Minister überzeugten sich von seinem aufrichtigen Wunsch, ehrlich unter-



richtet zu sein, freilich auch von einem unerwarteten Wechsel der Auffassung.

Denn schon im siebenten Jahre seines Waltens erlebte Franz Josef eine schwere Erschütterung des Systems seiner auswärtigen Politik, auf dessen Dauer er so gern vertraut hätte. Im Krimkrieg brach die russische Weltmacht nieder, die Vorherrschaft des Zaren Nikolaus. Österreich und Preußen hatten wiederholt unter demütigenden Zumutungen des Petersburger Weltherrschers zu leiden gehabt. Allein es blieb schließlich doch die heilige Allianz, die Napoleon, den Erben der Revolution, besiegt und die Fürstenherrschaft von Gottes Gnaden wieder aufgerichtet hatte. Jetzt benutzten die beiden Westmächte den russisch-türkischen Konflikt, um die übermächtige Stellung des Zarenreiches niederzubrechen. Österreich sah sich vor eine schwere Entscheidung gestellt. Es mußte wissen, daß Kaiser Nikolaus nun die Rechnung für die gegen die aufständischen Ungarn geleistete Hilfe einfordern werde. Die Westmächte drapierten sich mit den Schlagworten eines kosmopolitischen Liberalismus. Um so dringender hielt man in Petersburg die Verpflichtung Österreichs, sich an die Seite des die Idee unumschränkten Herrschertums verteidigenden Rußlands zu stellen. Anderseits fühlte man in Österreich und am Wiener Hofe, daß der Krieg um eine Entscheidung in der Levante und am Balkan ausgebrochen sei, und daß hier die wichtigsten Interessen des Donaustaates auf dem Spiel stünden. Ein Sieg an der Seite der um Wien dringlich werbenden Westmächte verhieß Errungenschaften, wie sie nicht schöner für Österreich geträumt werden konnten. Franz Josef hat sich zu keinem scharf ausgeprägten Entschluß durchzuringen gewußt. Und in dem schweren Kampfe wurde das schwankende Österreich von den beiden Parteien, mit denen keiner es verderben wollte, mit den bösesten Vorwürfen wegen seiner Unverläßlichkeit, seines Undanks, seiner Schwäche-überschüttet und schließlich beinahe ebenso schlimm wie das besiegte Rußland behandelt. Jetzt ist ein Brief des jungen Nachfolgers des Kaisers Nikolaus an Franz Josef veröffentlicht worden, der die ganze Geringschätzung, den bösen Wunsch nach Vergeltung an Österreich offenbart. Viel bedrohlicher aber als das schwergekränkte Rußland trat bei den Pariser Beratungen der englische Whig-Premier Palmerstone gegen Österreich auf. Auf ihn und auf den ehemaligen Carbonaro Louis Napoleon durfte sich bei den Verhandlungen der geniale Piemontese Cavour stützen, als er gegen Österreichs Stellung in Italien die heftigsten Angriffe wagte. Der lächerliche Dünkel des damaligen Ministers des Äußern, des Grafen Buol-Schauenstein, ist sicherlich eine der Ursachen des unersetzbaren Schadens gewesen, den Österreich durch seine Haltung im Krimkriege erlitten. Die schwerere Verantwortung jedoch bleibt an dem Gedächtnis des Kaiserhaften, dem es in solch drangvoller Stunde an dem vollblütigen Mut eines festen Entschlusses gefehlt hat.

Vom Pariser Frieden 1856 beginnt die folgenschwere Isolierung Österreichs, die von den Westmächten in gewohnter stiller diplomatischer Kunst betrieben wird und an Cavour den entschlossensten Vorkämpfer, am ungarischen Adel ihren schadenfrohen Bewunderer findet. Der harte Druck der im Dienst der Kirche stehenden Polizeiwirtschaft läßt auch die stets zu seichtem Pessimismus neigenden Deutschösterreicher einen baldigen kriegerischen Mißerfolg wünschen, damit das herrschende System verschwinde. So kamen die zwei großen nationalen Einheitsaktionen, die ihre Waffen gegen Österreich richteten, heran. Die Feldzüge von 1859 und 1866 vernichteten die italienische Vormachtstellung des Herrscherhauses und entschieden über die Vorherrschaft in Deutschland. Franz Josef sah eine Voraussetzung seiner Machtstellung nach der andern fallen. Der fromme Habsburger mußte es erleben, daß der päpstliche Nuntius in Wien die öffentlichen Gebete für den siegreichen Ausgang des italienischen Krieges 1859 verhinderte. Der finanzielle Kredit sank tief herab, trotzdem die Industrie mächtig aufgeblüht war. Die Heeresverwaltung erwies argen Verfall, und trotz allen Verheimlichungskünsten wurde bekannt, daß ungarische Regimenter ihre Schuldigkeit nicht getan hatten. Der Doppelkrieg von 1866 zwang den Kaiser zu der traurigen Erkenntnis, daß in den hohen Kreisen, aus denen ihm bisher leitende Minister empfohlen worden, keine fähigen und sogar nur wenige unbedingt ergebene Persönlichkeiten gefunden werden konnten. In den Tagen, die auf Nikolsburg folgten, hat Franz Josefs Pflichtgefühl sich am schönsten bewährt. Da alles um ihn verzweifelte und den Glauben verloren hatte, hielt ihn die ernste Vorstellung von seiner Herrscheraufgabe aufrecht. Es mögen die furchtbarsten Stunden seines Regentenlebens gewesen sein, da er jetzt den völligen Bruch mit den Anschauungen, die ihn bisher beherrscht, vollziehen mußte. Er willigte in die Zweiteilung des Reiches, in die Anerkennung jener ungarischen Verfassung, deren letzte Erscheinungsform sich unzweideutig gegen sein Haus gerichtet hatte. Er berief den Mann zum Ministerpräsidenten, an dessen Namen sich noch vor fünfzehn Jahren ein Todesurteil geknüpft hatte, und in Österreich entnahm er den liberalen bürgerlichen Kreisen die neuen Minister.

Aber auch die Hoffnungen, die er an diese energische Umkehr geknüpft hatte, verwirklichten sich nur zum Teil. Der teuer bezahlte Bruch mit der Vergangenheit führte bald zu jenen endlosen politischen, nationalen und kirchlichen Wirren, die bis zu Franz Josefs Tode und darüber hinaus jede innere Festigung verhinderten. Weder



innerhalb der Regierungen noch innerhalb der Parteien kam eine großzügige leitende Persönlichkeit empor, sondern nur begabte politische Handwerker und geschickte Organisatoren einer örtlichen Demagogie. Inmitten all dieser Kleinkämpfe trat notwendigerweise eine Erhöhung des kaiserlichen Einflusses ein. Unversöhnlich standen sich Parteien, Fraktionen, Nationalitäten gegenüber. Es hat Zeiten gegeben, in denen Franz Josef sich als den einzigen Kundigen betrachten mußte, der über den drohenden Gärungen, über diesem Kampf aller gegen alle stand. Da mochte er nur zu oft zu der bitterernsten Erkenntnis gelangen, daß in solchem Widerstreit der Dinge von ihm allein die Entscheidung an sich selbst gewünscht wurde. Die Politiker, die Machthaber in den Teilgebieten konnten um so kampflustiger gegeneinander streiten, wenn sie die schließliche Verantwortung der Krone zuschoben. Am stärksten haben in dieser Richtung die ungarischen Politiker der Opposition gesündigt, indem sie mit ihren Forderungen weit über das Maß hinausstürmten, das ein Herrscher über beide Teile der Monarchie zugeben konnte. Franz Josef, der so viele Umgestaltungen schon zugegeben, scheute vor dem Wagnis eines kraftvollen Vorgehens gegen die ungarische Opposition zurück. Er war immer unterlegen und sah später nur eine Möglichkeit, über Schwierigkeiten hinwegzukommen: die kleinen Zugeständnisse. Immer wieder zeigte er sich entgegenkommend, zum Verhandeln bereit er warf die leitenden Männer weg, wenn er damit eine augenblickliche Verwicklung nur für eine kurze Zeit lösen konnte. Je bösartiger dadurch die Angriffe und Verleumdungen der Pester Radikalen sich gestalteten, desto eifriger warb der Kaiser-König um den Frieden. Aus den letzten Jahren stammt eine kennzeichnende Äußerung, die einer der treuesten Staatsmänner Ungarns, der Ministerpräsident Khuen-Hedervary, überliefert hat. Der Kaiser besprach während einer Audienz einen neuen Konflikt, der sich wieder einmal zu einem heftigen Ausfall gegen die Krone zugespitzt hatte, und traurig meinte er: »Wird man mir denn niemals verzeihen; ich war damals doch, zur Herrschaft berufen, noch ein Junge.« Immer ängstlicher vermied der Kaiser grundsätzliche Entscheidungen, helbische Entschlüsse in der auswärtigen Politik. Als Konrad von Hötzendorf in seiner Auffassung der Balkanverhältnisse gegen die letzten Anstrengungen Aehrenthals, sich mit den Serben friedlich auseinanderzusetzen, in unversöhnlichen Gegensatz geriet, und der Kaiser schließlich in den Rücktritt des trefflichen Generals willigen mußte, trat er, als Konrad zur dienstlichen Verabschiedung bei ihm erschienen war, aus der gewohnten förmlichen militärischen Haltung plötzlich heraus und legte ihm die Hand auf die Schulter. Es sei ihm sehr leid, meinte er, daß er so kommen gemußt. »Aber, Konrad,« so schloß er, »Sie wissen nicht, wie es tut, Sie haben noch keinen Krieg verloren!«

In diesem stets zu Vergleichen bereiten Herrscherdasein konnte es nur wenig Festes geben, woran unverrückbar festgehalten wurde. Einer Richtlinie jedoch ist Franz Josef vom Jahre 1879 bis zu seinem Tode unverbrüchlich treu geblieben: dem deutschen Bündnisgedanken. Wiederholt hat Bismarck bei allem herben Urteil über die österreichischen Dinge die persönliche Ehrenhaftigkeit und Verläßlichkeit Franz Josefs hervorgehoben. So lange er lebte, war für den deutschen Kanzler jeder Zweifel an der Loyalität Österreichs ausgeschlossen. Es wurden die weitgehendsten Anstrengungen gemacht, dies Verhältnis zu erschüttern, zu unterwühlen, aber kein Staatsmann, kein Ministerpräsident, kein noch so gefürchtetes Parteihaupt vermochte die Überzeugung Franz Josefs von dem unbedingten Zusammenstehen der beiden Mächte irgendwie zu erschüttern. Auch nicht der Besuch, den König Eduard seinem »alten Freunde« in Ischl gemacht und bei dem er versucht hatte, eine störende Note in den Einklang der den Mittelmächten gemeinsamen Politik zu bringen. Aber beharrlich hat dieser gekrönte Feind Deutschlands, haben die beiden französischen Diplomaten, die Brüder Cambon, weiter gearbeitet, und schließlich konnten sie gewahren, daß, etwa zur Zeit des Bukarester Friedens 1912, die Saat reifte.

Der greise Franz Josef hat die Dinge auf dem Balkan schon zur Zeit Gortschakows stets mit Sorge betrachtet. Eine Machtstellung auf dem westlichen Balkan war eine Lebensfrage Österreich-Ungarns. Aber der alternde Herrscher kannte die vielverschlungenen Wege und die bösen Fallen der Orientpolitik, die Unberechenbarkeit der türkischen Verhältnisse, die Losungsworte Rußlands und die nimmermüde Begehrlichkeit der kleinen Staaten. Selten gelang es irgendeinem diplomatischen Erfolg, seinen Pessimismus, seinen sorgenvollen Blick auf die Zukunft zu beschwichtigen. Und als die furchtbare Kunde von Sarajevo über ihn hereinbrach, da hat er gefühlt, daß sein Haus, sein Reich von einer unheimlichen Gefahr bedroht sei, die er wenig glücklich, aber stets mit redlichem Willen bemüht gewesen war, abzuwenden. So ist er in den Krieg eingetreten, in tiefernster Stimmung. Die Mühe seines ganzen langen Lebens inmitten von Fehlgriffen und Irrtümern — das ahnte er wohl — mochte wiederum in Frage gestellt sein.

Er hat die letzten Katastrophen nicht mehr erlebt, er durfte noch in der kaiserlichen Gruft zu den Ahnen gebettet werden, die wie er von dem Glauben an Österreich erfüllt gewesen waren.



Wilhelm Blanke: Blumenstrauß

Zu dem Aufsatz »Wilhelm Blanke« von Bruno Schrader



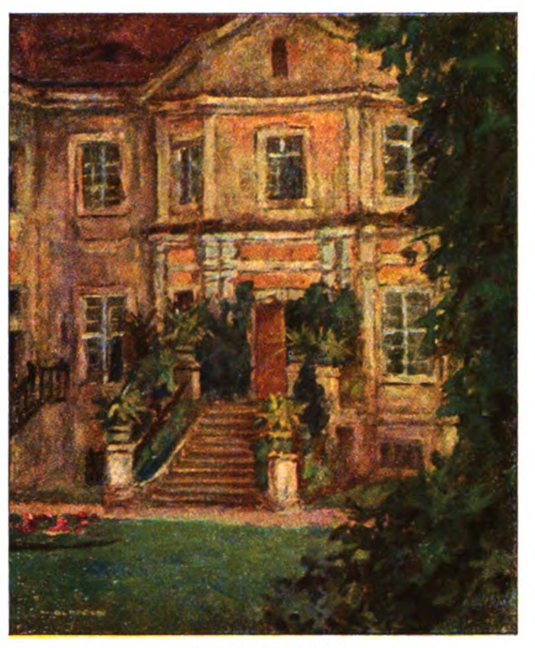
Prozession

Wilhelm Blanke

Von Bruno Schrader

Wenn man die Kunstgeschichte daraufhin durchblättert, wie die namhaften Maler ausgebildet wurden, so gewahrt man, daß die jungen Talente in früheren Jahrhunderten in die Werkstatt eines Meisters eintraten, dort das Handwerk erlernten und nachher als Gehilfen an den Werken der Meister mitarbeiteten, sie auch wohl nach den Entwürfen ganz ausführten. So war Leonardo da Vinci bei Andrea del Verrocchio in der Lehre, und Albrecht Dürer lernte bei Michael Wohlgemuth, um dann auf der nach Handwerksbrauch angetretenen Wanderschaft in Schongauers Werkstatt zu arbeiten; so ließ Raffael viele seiner Werke durch die Schüler ausführen, und das Werkstattbild, das keinem Meister persönlich, sondern nur seiner Schule zugewiesen werden kann, ist jedem Museumsbesucher ein geläufiger Begriff. In neuer Zeit aber trat für die Ausbildung die Kunstschule, die Akademie ein, wo es die Schüler bequemer haben, aber auch der Schablonisierung und Verkennung ausgesetzt sind, wie denn dort gar mancher als talentlos fortgeschickt wurde, den die Kunstgeschichte nachmals verherrlichte. So riet man in Düsseldorf dem jungen Cornelius, doch lieber ein Handwerk zu ergreifen, weil er für die Künstlerlaufbahn so gar keine Aussichten hätte. Endlich haben wir dann auch sozusagen selbstgewachsene Größen, die das unmittelbare Leben zum Lehrmeister hatten und in dessen harter Zucht am kräftigsten gediehen.

Zu ihnen gehört Wilhelm Blanke. Ja, er ist ein Beweis für den Erfahrungssatz, daß sich die Kraft einer Nation von unten herauf verjüngt. Sein Vater war ein kleiner Postbeamter in Unruhstadt (Posen). Dort wurde er am 11. März 1873 als neuntes Kind geboren; dort erhielt er auch jene gute deutsche Volksschulbildung, die ihn nicht mit dem Ballast beschwerte, der uns später so häufig den Blick für das reale Leben trübt und meist nur durch üble Erfahrungen überwunden wird. Der Hang zu Pinsel und Farbe muß in der Familie gesteckt haben, denn vor unserm Blanke wurden schon zwei Brüder Maler, deren ältester auch sein Lehrmeister war. Da erhielt der Junge eine solide handwerkliche Grundlage und jenen Zug zum Breiten und Großen, der der Dekorationsmalerei eigen ist. Eine



Schloß Karge in Posen

starke Kunstbegeisterung und rege Phantasie hoben ihn über die Prosa der Lehrzeit hinaus. Sie wurden durch die Umgebung genährt, wie ja das flache Land mit seinem Wechsel von Feld, Wald und Wasser, mit dem unendlichen Weitblick, mit seinen Sonnenuntergängen und Mondscheinflächen, mit dem ganzen Reichtum an intimen Stimmungen weit mehr malerische Anregung zu geben pflegt als das Gebirge. Diese Anregung beschränkte sich für den Lehrling aber nicht auf das Landschaftliche. Das Malgeschäft wickelte sich besonders in den alten Kirchen und Schlössern des Landes ab; da sah Blanke viel Schönes und schwärmte aus einer Begeisterung in die andre. Wie gesund und rechtgerichtet diese war, zeigte sich, als er nach Jahren ihre Gegenstände wiedersah: der erfahrene, reife Künstler fand da noch alles so schön und anregend wie ehedem; da war nichts, was etwa die schwärmerische Erinnerung durch eine nüchterne Realität enttäuscht hätte. In den Kirchen gab es viel Dekoratives zu malen, aber auch in den Schlössern manches alte Kunstwerk auszubessern. Da konnte der Junge bei seiner Begabung und seinem künstlerischen Scharfblick bald mittun, und nach zwei Jahren hatte er überhaupt ausgelernt. Früh genug — denn er war eben erst siebzehn Jahre alt geworden. Frohgemut und zuversichtlich zog Blanke nunmehr nach Berlin. Dort erwartete er in den Museen, Sammlungen und Ausstellungen, in dem ganzen großen Kunstleben, das sich in der rasch emporgeblühten Hauptstadt des neuen Reiches entwickelt hatte, Anregung und Förderung. Er nutzte denn auch jede Bildungsgelegenheit aus, verlor aber nie den goldenen Boden des Handwerks unter den Füßen. Wenn er auch eifrig für sich malte und studierte, so arbeitete er doch hauptsächlich dekorativ. Er sparte sich genug, um nach zwei Jahren, als seine Sehnsucht in die Ferne zu groß wurde, seine Reisepläne ausführen zu können. So kam der Neunzehnjährige nach München, dann weiter nach Innsbruck, wo er sich an den dekorativen Arbeiten für die Landesausstellung beteiligte, und endlich nach Zürich. Hier arbeitete er sich das Geld für Italien, sein künstlerisches Endziel, zusammen. Noch heute erzählt er mit Behagen, wie er sich gefreut habe, als endlich der große Kasten für die silbernen Fünffrankstücke voll war und nun die Reise losgehen konnte. Sie wurde ganz in alter Weise per pedes apostolorum gemacht und nur hie und da auf kurze Strecken durch die Postkutsche oder Eisenbahn erleichtert. Denn es gab unterwegs gar vieles, und zumal in kleinen Nestern, was dem Künstlerauge wertvoller erschien als dem andersgerichte-



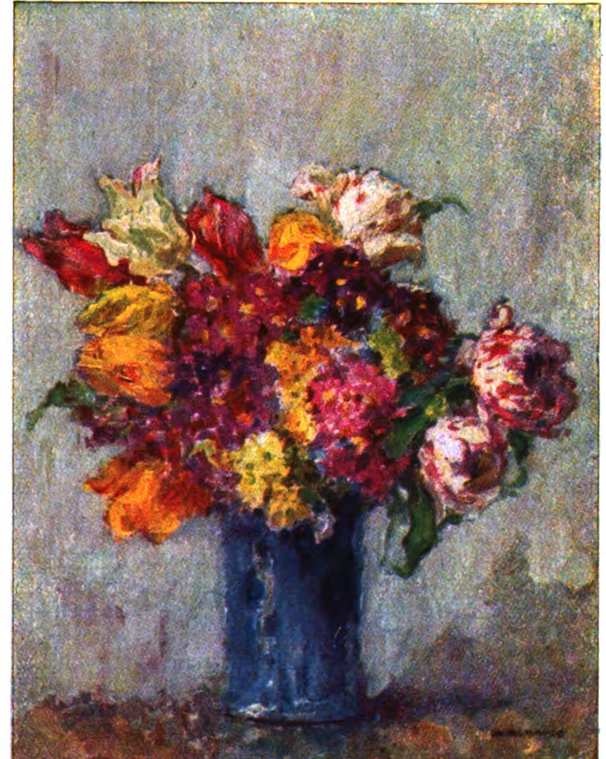
Zimmer im Schloß Karge



Fruchtschale

Kuppelbau Sant' Andrea. Der zwanzigjährige Jüngling hatte hier schon erkannt, was ihn nachmals als vierzigjährigen Meister auf die Höhe seines Ruhmes bringen sollte. Ebenso fand er auf der Rückwanderung in Venedig den Meister, der seine künstlerische Wesenheit am innigsten berührte: den großen Dekorationsmaler Tiepolo. Von diesem spricht er noch heute mit besonderer Wärme; Tiepolo ist ihm durch den Schwung, die große Bewegung seiner Werke der entscheidende Lehrmeister geworden. Er blieb aber nicht etwa einseitig im Dekorativen stecken, sondern landschaftete schon damals viel; und noch weniger war er in der Dekorationsmalerei selber einseitig, in der er alle Stilarten zu beherrschen suchte. So gab er sich nächst dem geliebten Barock vor allem mit der italienischen Renaissance ab, in der er alles fand, was er brauchte, und nach-

ten Blicke der Touristen. So ging die Reise auch nicht durch, sondern über den Gotthard, zunächst bis Como, dann nach Mailand, Genua und in dieser Richtung fort gen Süden. Wie der Dichter Seume, so machte auch Blanke seinen »Spaziergang nach Syrakus«, denn ohne Sizilien, ohne Goethes »Schlüssel zum Verständnisse Italiens«, tat auch er es nicht. Er war ein volles Jahr auf dieser hesperischen Wanderung, immer auf »Schusters Rappen«, und hat da viele Winkel und Nester durchgestöbert, die der Eisenbahnfahrer nicht einmal dem Namen nach kennenlernt. Im Berufe war er auch hier rastlos tätig; wo sich ihm angemessene Arbeit darbot, nahm er sie an. Daneben studierte er die Museen und Sammlungen, vor allem aber die Kirchen. Unter diesen fesselten ihn weniger die großen Kathedralen als die kleinen Barockkirchen, wie z. B. in Rom Borrominis San Carlino bei Quattro Fontane und Berninis nahegelegener



Blumenstrauß in blauer Vase

mals als Lieblingszweige seiner eignen Kunst ausbildete: Blumen, Arabesken, Kartuschen, Köpfe usw.

Von Venedig setzte der junge Maler nach Triest über und wanderte die dalmatische Küste bis Spalato ab. Seinem Talent und Fleiß fehlte es nie an lohnender Arbeit. So auch in Ofenpest nicht, über das ihn der Rückweg nach Wien und Prag führte. In Prag hatte er wieder den großen Eindruck, der durch sein ferneres Leben nachklang; dort fand seine Liebe zum Barock neue lebenspendende Nahrung. Eine Reise nach Prag gehörte auch später noch zu seinen liebsten Unternehmungen.

In Blankes Leben war diese große italienische Reise das, was in dem der Durchschnittsmenschen die Universitätszeit zu sein pflegt, und das nicht etwa nur in sachlicher, künstlerischer Beziehung. Er hat auch sonst da unten viel in sich aufgenommen und, was im Schuldrill nicht immer der Fall zu sein pflegt, innerlich verarbeitet, sich wirklich angeeignet. Man merkt das z. B., wenn man sich mit ihm über das südliche Volksleben unterhält. Die Gabe des Selbstdenkens und einer scharfen Beobachtung verband sich da mit einer künstlerischen Nachahmungsgabe und einem zuverlässigen Gedächtnis. Er kennt noch jeden Winkel in Italien und versteht die Kastagnetten und Pas eines südlichen Volkstanzes mit Elan vorzuführen; das Wesentliche eines dort gesehenen Kunstwerkes aber macht er einem mit wenigen Worten klarer als ein Kunstgeschichtsprofessor in einer langen Rede. So kehrte er als ein Durchgebildeter und in sich Gefestigter nach Berlin zurück, das nunmehr seine zweite Heimat wurde. Er ließ sich dort zunächst als dekorativer Kunstmaler nieder, trieb dabei aber unermüdlich Landschaftsstudien nach der Natur. Mit einem Landschaftsbilde erregte er 1900 auch zum erstenmal Aufmerksamkeit auf der Berliner Großen Kunstausstellung, wo seine Werke seitdem alljährlich zu finden sind. Er eroberte sich dort das Terrain mit dem ersten Schlage und brauchte nicht erst so und so viele Male »zurückgewiesen« zu werden, ehe er vor der Jury bestand: diese erkannte sofort, daß in dem Neuling eine starke Begabung mit reifer Kunst auf den Plan trat.

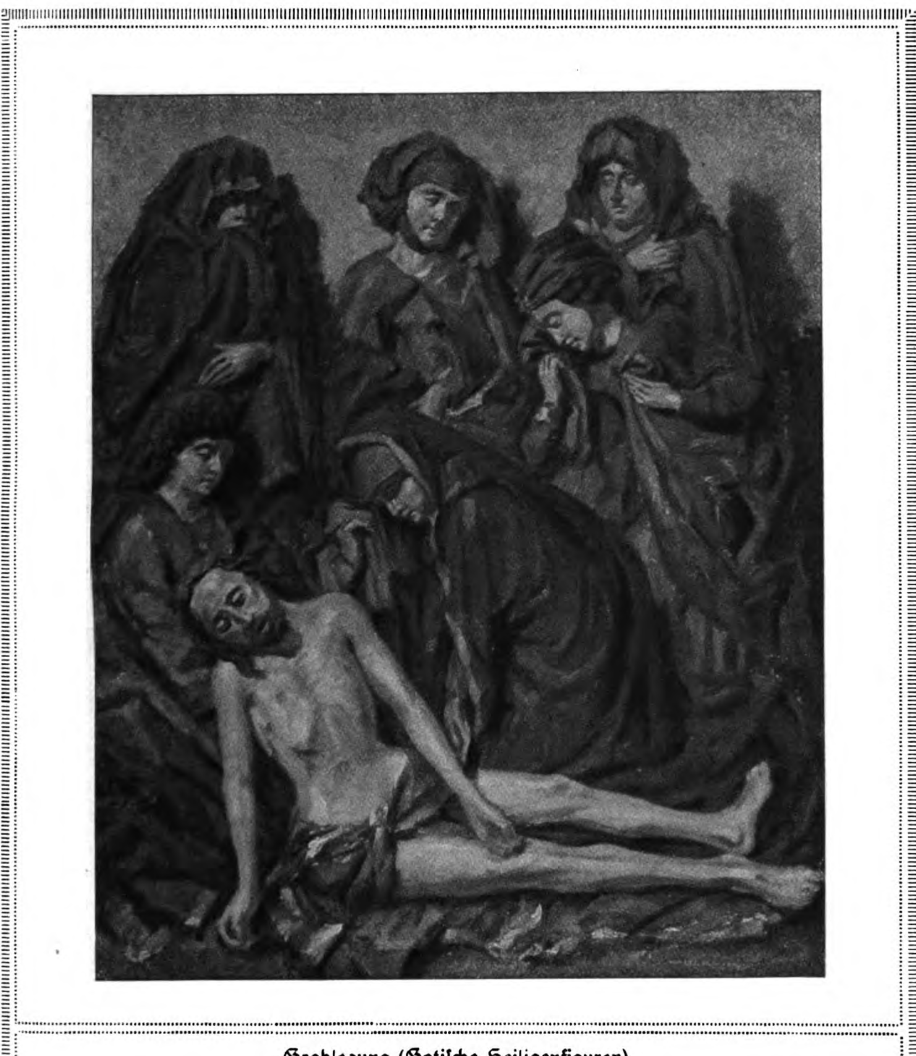
Ein Jahr später gründete Blanke seinen Hausstand. Er heiratete eine Tochter des Hofphotographen Graf. Das Grafsche Atelier aber war damals ein Sammelpunkt der Berliner vornehmen und künstlerischen Welt. Dort ließ sich das alte Kaiserpaar mit seiner Hofgesellschaft photographieren, und der Kronprinz Friedrich Wilhelm war ein zwangloser Gast; dort verkehrten die ersten zeitgenössischen Künstler: Werner, Meyerheim, Knaus, Menzel usw.



Christus und seine Jünger (Gotische Heiligenfiguren)

Die Dekorationsmalerei, die im wesentlichen Blankes früheste Schaffensperiode ausmacht, klingt in seinem ganzen Werke wie ein treibendes Leitmotiv durch. Sie verleiht selbst den Blumenstücken und Stilleben, die auf die Käufer eine besonders starke Anziehungskraft auszuüben pflegen, eine ausgesprochene Großzügigkeit; sie durchdringt die tiefe Stimmung der Landschaften ebenso wie die profanen und kirchlichen Innenbilder. Ihr entspricht das große Format, das der Künstler selbst für die Blumenstücke und Stilleben liebt. Durch diese Eigenschaft zeichnen sich auch die kleinen Bilder aus. Der schaffensfrohe und stets tätige Künstler vermeidet bewußt, sogenannte Bilderchen in die Welt zu schicken. Dieser dekorative Zug erstreckt sich sogar auf die Umrahmungen, die den Bildern mit kritischer Überlegung einer harmonischen Zusammenwirkung angepaßt und er-

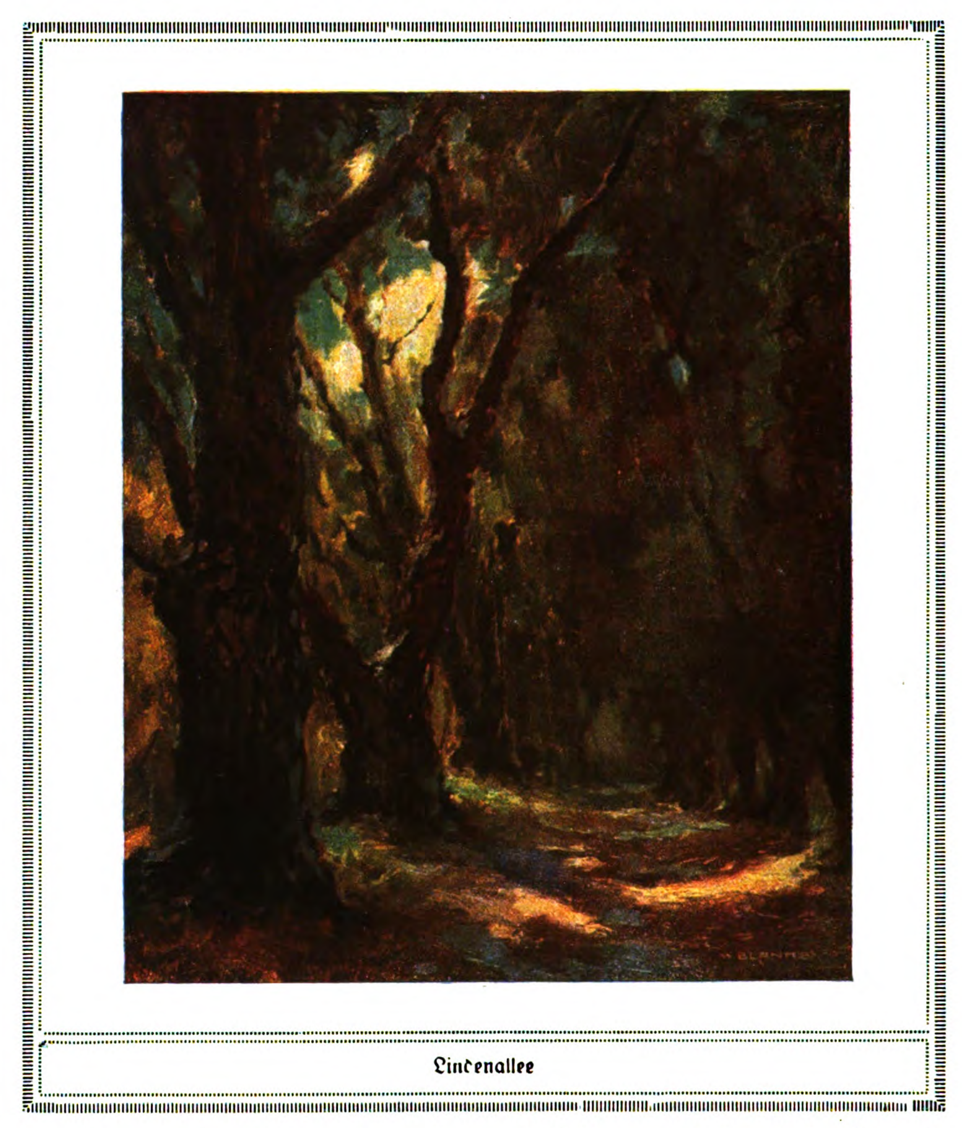
erforderlichenfalls sogar noch mit Farbe behandelt werden. Ein nicht unwesentliches Merkmal der Stilleben und Blumenstücke sind ferner die sorgsam erwogenen gobelinartigen Hintergründe, durch die sie volle Körperlichkeit zu gewinnen scheinen. Dazu tritt dann die großzügige Pinselung, der reiz- und stimmungsvoller Räume betrifft ja das Dekorative unmittelbar. Aber auch hier geht der Maler weniger auf das Objekt aus als auf die Stimmung, die es schafft. So erhält die Darstellung ihre künstlerischen Werte. Diese versteht Blanke überall zutage zu fördern, sei es nun, daß



Grablegung (Gotische Heiligenfiguren)

trotzdem nirgends Nachlässigkeiten unterlaufen. Von der in Fachkreisen so gefürchteten »Süßlichkeit« sind diese Bilder weit entfernt. Alles leuchtet und flammt, aber nichts ist grell und unharmonisch.

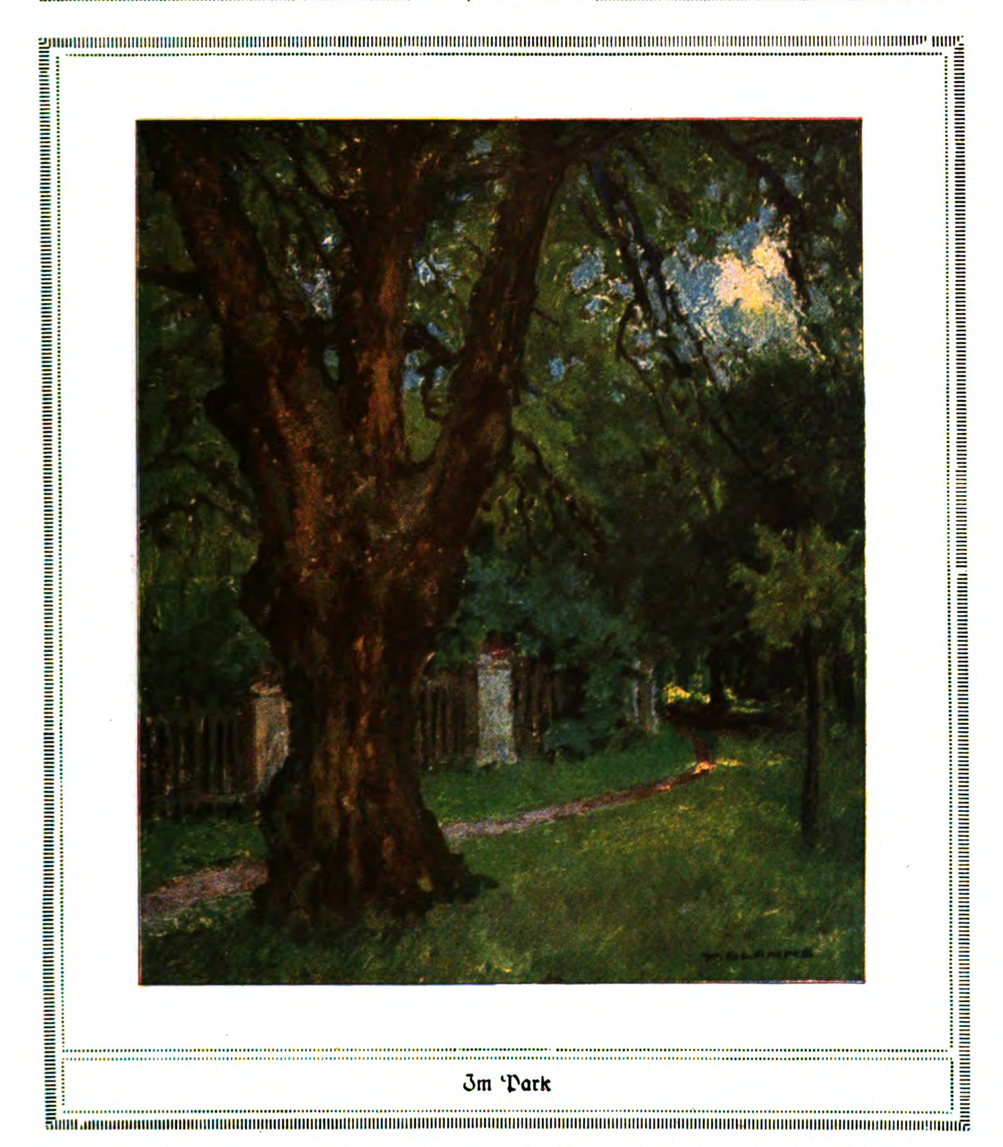
Das Blankesche Stilleben bringt häufig das bunteste Vielerlei zu einem wundervollen Einklang zusammen. Ab und zu greift es ins profane Innenbild über. Dieses bildet einen Lieblingszweig in seinem Schaffen. Die Darstellung er historische Schloßräume im perspektiv schwierigen Diagonalblick wiedergibt oder daß er in der eignen Wohnung eine Wand mit einer schönen alten Kommode zum Vorwurf nimmt. Das eigne Heim ist überhaupt ganz der Ausdruck seiner Kunst. Auch darin klingt die schöne Harmonie seines Lebens aus. Viel gab ihm das heimatliche Schloß Karge. In einer Sammelausstellung bei Schulte nahmen diese Motive einen breiten Raum



Lindenallee

ein, nicht nur auf Innenbildern, sondern auch in Parklandschaften. Dieselben Grundsätze findet man in Blankes berühmten Kircheninterieurs, die vielleicht den Kernpunkt seines Werkes bilden. Ob er große prächtige Pfarrkirchenräume oder heimliche, stille Dorfkirchen malt, immer malt er weniger den Raum als vielmehr die Stimmung, die ihn durchschauert. Die Kirche ist sein gegenwärtiges Kunstelement; nicht das starre Architekturstück, sondern der eigentümliche Duft und Nebel, das Glimmern und Flimmern, welches staubige Barockaltäre, hervorbrechendes Rot und Gold, weiße Wände, verstohlenes oder dämmeriges Licht, schwebende Kerzen und Weihrauchwolken zusammenbrauen. Dazu auch wohl amtierende Priester und andachtsversunkene Beter. In jüngster Zeit ist Blanke aber dabei vom bunten Barock zur ernsten Gotik hinübergepilgert.

In diesen Hauptteil seines Werkes gliederte er nun wieder das Stilleben ein. Der äußere Bestandteil dieses Kirchenstillebens sind Heiligenfiguren, Muttergottesstatuetten und verwandte Gegenstände. Manches wertvolle Modellstück birgt die Wohnung des Künstlers, viel gewährte ihm das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Typische Bilder dieser Art sind das nach Spanien gewanderte Prager Jesuskindel und die von der Stadt Berlin erworbene »Beweinung Christi«, nicht zu verwechseln mit der »Grablegung«, die im Vorsommer auf der Berliner Akademieausstel-



Im Park

lung erschien. Diese »Grablegung« zeigt den Künstler voll auf der Höhe seines Schaffens; sie erinnert an die großen altdeutschen Meister, übertrifft sie aber an Glut der Empfindung und Kraft der Farbe. Mit Recht werden auch Blankes Prozessionsbilder bewundert. Ihnen ist das Leben oder besser die Lebendigkeit eigentümlich: während sonst solche Züge im Bilde meist zu stehen scheinen, glaubt man hier ihr Weiterschreiten zu gewahren. Es liegt das nicht nur an der glücklichen Behandlung der Figuren, auf die sich der Künstler überhaupt gut versteht, was gelegentliche Bildnisse im Genre- und Interieurstil beweisen, sondern mehr in der des Milieus, das sie umgibt und den ganzen Dunst und Staub einer solchen Handlung mitzittern läßt. Auf einem »Wallfahrt« genannten Bilde sieht man den frommen Zug das grüne Bergland hinauf zur Kirche Vierzehnheiligen (beim wohlbekannten Staffelstein) ziehen. Das nimmt sich denn abermals wie eine Synthese aus, die der Künstler in der Verbindung seiner beiden Hauptschaffenslinien vollzog, denn die zunächst vornehmlich kultivierte Landschaft ließ er später keineswegs beiseite. So sah man z. B. auf einer der Ausstellungen im Berliner Künstlerhause ein figurenloses dunkles »Waldinnere«, das mit seinen urgewaltigen Baumstämmen und der hellen Lichtöffnung geradezu heroisch wirkte; man sah da, wie monumental der Maler seinen Vorwurf zu erfassen und zu objektivieren ver-



Blumenkorb

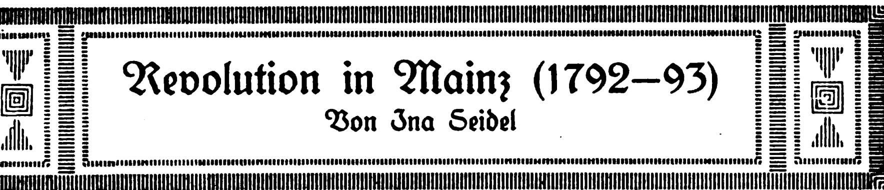
steht. Die Farbe dieser Landschaften erinnert an den vollen sonoren Ton eines Violoncells. So ähnlich wirken Corot, Daumier und die andern alten großen Pariser. Schon in den frühesten Landschaftsstudien findet man einen Leiblschen und Schuchschen Zug, obwohl der Künstler diese Meister damals noch nicht näher kannte. Er fand das eben alles aus sich selber heraus. Noch weniger gehört er einer bestimmten Schule, Richtung oder Clique an. Auch er ist — »Selberaner«.

Blanke malt übrigens nicht nur mit Ölfarben, sondern auch mit Tempera- und Leimfarben. Der wirkungsvolle Gebrauch der Leimfarbe ist sehr schwierig; Blanke hat sich darin eine eigne Technik geschaffen, die etwas pastellartig wirkt. Ihre Art bewährt sich besonders in der dekorativen Malerei, für die unser Meister immer noch ein warmes Herz hat. Unvergeßlich ist mir das Behagen, in dem ich ihn einst über der Ausführung einiger Friese und Supraporten traf. In solchen Sachen klingt auch sein geliebtes Italien nach, das rein stofflich für ihn wenig zu bedeuten hatte. Blanke ist völlig deutscher Heimatsmaler geblieben. Und das muß ihn uns besonders wert machen.

Damenbildnis



Richard Harlfinger: Innichen

Revolution in Mainz (1792–93)

Von Ina Seidel

Die Freiheit kam aus Penns gelobtem Lande,
Das alte Land der Franken zu bereisen ..
Pfeffel, Mainzer priv. Zeitung vom 22. 10. 1792

Ist die rote Flut der Revolution, die Deutschland heute bedeckt und aufwühlt, dieselbe, die vor fast anderthalb Jahrhunderten, von Westen kommend, über uns hinging, ihren Weg scheinbar schonsam über Deutschland wegzog und erst im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Rußland erreichte? Ist es dieselbe, die nun in gewaltigem Rückprall, von frischem Blut geschwellt, aus Osten wiederkehrend, uns umwogt und brüllend begehrt, auch ihr altes Becken in Frankreich wieder zu füllen? Mag man hierüber denken, wie man will, eine Erinnerung an das Jahr 1792, in dem Frankreich ein Heer aussandte, das unter der Parole »Vive la république!« kämpfend, das Evangelium »Liberté, égalité, fraternité!« ausbreiten sollte, sei es auch mit Feuer und Schwert, drängt sich uns auf, wenn wir heute von Osten die Bolschewistengefahr herandrohen sehen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß 1792 ein deutsch-österreichisches Koalitionsheer bereit stand, um gegen die französische Revolutionsarmee zu ziehen und den Absichten der Pariser Schreckensmänner auf eine Ausbreitung der Revolution über ganz Europa ein Ziel zu setzen. Im Anschluß an die Krönung Franz' II. fand mit ungeheurer Prunkentfaltung eine Fürstenzusammenkunft in Mainz statt, der Herzog von Braunschweig erließ ein hochtrabendes Manifest, in dem der Welt die Überwindung Frankreichs im voraus verkündigt wurde, und Ende Juli 1792 begann der Feldzug, der für Deutschland so unglücklich endete. Lag es an der mangelnden Einheitlichkeit in der Führung, um die französische Emigranten mit dem Herzog von Braunschweig stritten, oder hatte man die Bravour der Revolutionsarmee unterschätzt, der man von vornherein tiefste Verachtung entgegenbringen zu dürfen glaubte — kurzum, nach unsäglicher Mühsal auf den in einem dampfenden Regensommer aufgeweichten Heerstraßen der Champagne — worüber man bei Goethe nachlesen mag, der ja bei Valmy seine Lebenskenntnis um die Erfahrung des Kanonenfiebers erweiterte —, nach solcher Mühsal also und schweren Niederlagen zog sich das Koalitionsheer im Herbst 1792 auf die deutsche Grenze zurück, nicht nur, ohne seine Aufgabe, die Unterdrückung der Französischen Revolution, gelöst zu haben, sondern auch durch Krankheit, Hunger und innere Uneinigkeit zersetzt und aufgelöst. Gleich nach dem Bekanntwerden der Niederlage der Deutschen bei Valmy am 20. September war im Elsaß von der Festung Landau aus der französische General Custine auf eigne Faust gegen das deutsche Rheinland marschiert, Speyer und Worms wurden spielend genommen und unter einer Besatzung zurückgelassen, die für die Einführung einer freiheitlichen Regierung verantwortlich war. Custine aber, selbst nicht recht wissend, wie er zu dem Ruhm eines Eroberers kam, setzte seinen Spaziergang auf Mainz zu fort, und am 21. Oktober hielt er auch hier seinen Einzug, nachdem die stolze Festung, dies Torschloß in der westlichen Mauer des Deutschen Reiches, sich ihm nach schwacher Gegenwehr ergeben hatte — es ist wohl bis heute nicht aufgeklärt, ob aus Unfähigkeit der Besatzung oder durch einen Verrat, an dem auch der Kommandant Eikemeyer beteiligt gewesen sein sollte, von welchem ein wenig wohlwollender Chronist jener Tage bemerkt, daß »jeder, auch ohne Lavater gelesen zu haben, ihm an seiner Gesichtsfarbe und an seinem Gang etwas ansehen könne, das keine Ruhe in der Brust verratet«.

Um das damalige Mainz war es folgendermaßen bestellt.

Auf dem schweren Boden der mittelalterlichen reichen Handelsstadt hatte sich die erzbischöflich-kurfürstliche Residenz des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt wie eine üppige kostbare Blüte. Der Wind von Westen mochte den Samen französischer Lebenskunst hier ablagern, ehe er über den Rhein fuhr, und dieser Same ward begierig aufgenommen und fand kein Hindernis, Wurzel zu schlagen. Der reiche Hochadel schickte seine Söhne an den Hof nach Versailles, schickte sie auf die hohen Schulen nach Reims und Orleans, aber beileibe nicht in das wilde deutsche Reich hinein. Wenn einer preußische Dienste nahm, wie es wohl einmal vorkommen konnte, so ward er angestaunt und bedauert — gab's denn nicht auch in Mainz Militär, und lebte es sich hier nicht lieblicher als in dem klirrenden Preußen, wo es noch Wölfe gab, wenn nicht schon Eisbären!? Und einen König, der seine Offiziere nicht anders behandelte als die Räder einer großen Maschine — wehe, wenn je eins versagte! Dabei hatte man hier die gemütlichen Grenadiere, prächtig anzusehen, wenn sie bei festlichen Umzügen in ihren Galaröcken aus Scharlachtuch Spalier standen, so etwa bei der Fronleichnamsprozession, in der der Erzbischof, der Herr Kurfürst selber, wie ein barbarisch kunstvolles, von Gold und Farben strotzendes Götzenbild einherschritt, in den edelsteinstarrenden Händen die funkelnde Monstranz, rechts und links von schimmernd weißgekleideten Chorknaben be-



gleitet, die Weihrauchfässer schwangen und mächtige Pfauenwedel feierlich über ihm bewegten. War dann der ganze aufregende Zug im Dom verschwunden, die prächtigen violetten Dombechants, die unabsehbare niedere Geistlichkeit, Mönche und Nonnen der zahllosen Klöster, hoher Adel und Zünfte mit ihren Fahnen und Abzeichen, Wolken weißgekleideter Kinder, Kerzen in den Händen, Blumen im Haar, Gebete murmelnd, trunken vom Dufte des Weihrauchs — brauste dann aus dem offenen Portal hervor der Orgelsang des feierlichen Hochamtes, das des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Erzkanzler eigenhändig zelebrierte — dann lauschten die schönen Grenadiere draußen weniger auf die heiligen Klänge als darauf, ob es ihren Kameraden, die vor dem Fischtor am Rhein entlang Aufstellung genommen hatten, gelingen würde, die dreimalige Salve rechtzeitig abzufeuern — denn dieses Amt war eine der schwierigen und wichtigen Aufgaben der Mainzer Garnison, und ihre Durchführung kostete den Herren Offiziers manchen gotteslästerlichen Ausruf. Hinterher aber wurden die Kerls auf der Eisgrube bewirtet, daß es eine Art hatte, und sodann bis Wintersanfang zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen entlassen, die Herren Offiziere jedoch nach Verdienst dekoriert. War dieses Soldatenleben nicht gemütlicher als der Zopf- und Gamaschendienst in Preußen? Und wollte einer schon durchaus »ausländische« Dienste nehmen, gab's dann nicht einen Landgrafen von Hessen, und blieb man nicht gern in der Nähe einer so köstlichen Stadt, wo im Winter die Schmausereien, die Bälle und Konzerte, die Schlittenfahrten und Eisfeste nicht abrissen? Dieser Stadt, die immer schöner, immer heiterer wurde, wo immer neue Kirchen und Paläste entstanden mit jener sinnlichen Anmut der Linien, die den ganzen Geist dieses spielenden Zeitalters atmete, wie es sich hier in einem vom Himmel begünstigten Lande entfalten mußte, dessen beste Köpfe gleich weit von posierender französischer Eitelkeit wie von germanischer Bärenart entfernt waren? Freilich, seit der Baron Erthal den Kurhut trug, lag etwas in der Luft des Hofes, eine gewisse Strömung, die den alten Familien nicht zusagte; man witterte einen Zerstörungshauch in all diesem schöngeistig-politischen Treiben, man spöttelte über seine Eminenz, die so bemüht war, gleichmäßig der Aufklärung und den französischen Emigranten zu hofieren, nachdem das Volk im Anfang seiner Regierungszeit Grund gehabt hatte, ihn als das »fromme Herrchen« zu bezeichnen. Jetzt schmeichelte man diesem Kirchenfürsten, wenn man seine weiß Gott recht platonischen Beziehungen zu seiner Freundin Frau v. Coudenhoven ein wenig beargwöhnte, und nicht wie seinem Vorgänger, dem väterlichen Emerenz Josef, schien es ihm auf breitgegründete Volksbildung, um so mehr aber auf eine Verzierung seines Hofes mit den glänzendsten Namen anzukommen. Von unruhigem Ehrgeiz beseelt, wetteiferte er mit dem Herzog Karl August von Weimar, und es ließ sich nicht bestreiten, daß er mit manchem Griff Glück hatte, und daß Joh. v. Müller, der jüngere Forster, der Anatom Sömmerring und mancher andre einen vorzüglich gewählten Stab wissenschaftlicher Berater abgaben. Weniger gut gelang es ihm mit seinen Poeten. Da zog er zum Beispiel den Verfasser des »Ardinghello« an seinen Hof, einen Mann, der ihm gewaltigen Eindruck machte und recht sehr behagte. »Sie haben Sauereien geschrieben, Heinse,« bemerkte er händereibend zu diesem seinen Sekretär und Vorleser, »aber recht schön, recht artig!«

Dieser Art war der Landesvater gewesen, der beim Herannahen der Franzosen Mainz zu nächtlicher Stunde eiligst verlassen hatte, und zwar in einem Wagen, an dessen Türen die Wappenschilder abgekratzt waren. Seinem Beispiel folgten scharenweis Adel, höhere Geistlichkeit und die französischen Emigranten — die er so zuvorkommend in seiner Stadt aufgenommen hatte und die ihren »Cher père et protecteur« hinter seinem Rücken »L'abbé de Mayence« und »Le gentilhomme parvenu« nannten —, so daß die Schiffsbrücke über den Rhein hinüber dieser Völkerwanderung kaum gewachsen war. Zurück blieb, wer kein Geld zur Flucht hatte oder keine Furcht vor den Freiheitsaposteln fühlte, Bürgerschaft und niedere Geistlichkeit also, aber auch der größte Teil der Professoren der Universität und andre Gelehrte, wie Forster, der als Bibliothekar angestellt war, und Joh. v. Müller, der eine diplomatische Stellung bekleidete und der von einer amtlichen Reise nach Wien wenigstens vorübergehend in das besetzte Mainz zurückkehrte.

Wie verhielt sich nun die Mainzer Bevölkerung den Eroberern gegenüber, nachdem die erste Erregung der Angst und des Schreckens überwunden war, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die Franzosen nicht als Räuber und Mordbrenner, sondern wirklich zum großen Teil als ein Heer seltsamer Idealisten mit brüderlicher Gesinnung kamen, ernstlich erfüllt davon, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auszubreiten, und auf kein andres Blut erpicht als auf das der Tyrannen und Tyrannenknechte? Hatte das Volk von Mainz Grund, solchen Befreiern zuzujauchzen, klirrten Sklavenketten an seinen Gliedern, war es unterdrückt und ausgesogen? Mainz war schon deshalb ein besonders günstiger Ort zur Aufnahme der Bewegung, weil hier ein »Pfaffenregiment« geherrscht hatte, und nun war es ganz gleich, daß Bürger und niederes Volk unter ihren Kurfürsten keineswegs gedarbt, sondern im Gegenteil nach dem alten Sprichwort »Unter dem Krummstab ist gut wohnen« recht behaglich gelebt hatten, der Segnungen ihrer glücklichen Lage am Zusammenfluß zweier schiffbarer Ströme und inmitten eines

köstlich fruchtbaren Landstriches reichlich teilhaftig — Pfaff blieb Pfaff, und dieser Begriff war nun einmal ein rotes Tuch für jeden Freiheitsmann. Freilich war die Geistlichkeit hier reicher als irgendeine in Deutschland, das Domkapitel hatte seine 400 000 Gulden jährlich, von den Einkünften an Holz und Vieh, Getreide und Wein ganz zu schweigen — kam doch der edle Hochheimer, die »Blume des Hocks«, ganz allein den adligen Domherren, den Dombechants, zugute. Dies wäre allein schon Grund genug gewesen, um den Kurfürsten jetzt zum Tyrannen zu stempeln und zu jubeln:

Geflohen ist der geistliche Despot,
Der unsern Schweiß verpraßt ...

oder, wie es in dem bald entstandenen »Freiheitslied für die Mainzer« hieß:

Seht stolze Priester, reif zum Staub,
Seht ihre Sklaven fliehn!
Sie sind für Menschenrechte taub,
Auf, singt, und laßt sie fliehn! —

Den philosophischen Ideen der Revolution war in gewissen Kreisen, nämlich unter den Universitätsprofessoren, freisinnigen Geistlichen, Lehrern und Ärzten längst der Boden bereitet, und die Atmosphäre von Aufklärung und Freimaurertum bildete auch hier die Lebensbedingung einer Art von selbstgenügsamer Geistigkeit. Man hatte eine Lesegesellschaft, in der revolutionäre Propagandaschriften umgingen, diese Lesegesellschaft bildete bald den Kern des Mainzer Jakobinerklubs, und es ist kaum fraglich, daß eins ihrer Hauptmitglieder, der Chirurg und Professor Wedekind, es war, der stark dazu beitrug, Custine die Wege in die Stadt zu ebnen.

Dieser Klub der Patrioten, »Die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit«, hatte sich wenige Tage nach dem Einzug der Franzosen — oder, wie sie sich selbst genannt wissen wollten: der Franken, der freien Franken — in Anlehnung an den Pariser Jakobinerklub gebildet, und indem er sich der Pariser Regierung gegenüber als eine Vertretung des Mainzer Volkswillens aufspielte, setzte er sich zwar aus den allerverschiedensten, nur eben nicht aus volkstümlichen Elementen zusammen. Von oben angefangen, war das eine Vereinigung von kurfürstlichen Beamten, die sich zurückgesetzt fühlten, von Priestern und Mönchen, die des Zölibats müde waren, von Auswurf aller Art, der an seinen fortwährenden Mißerfolgen ewig nur den bestehenden Verhältnissen schuld gab, von Kaufhausknechten, verarmten Handwerkern, Juden — von ihnen erwies sich allerdings die Mehrzahl als kurfürstentreu, obgleich man sich ihrer annahm und öffentlich fragte, ob denn nur Getaufte, nicht auch Beschnittene Menschen wären? —, von Studenten, von weltfremden Gelehrten, von rohen Burschen, verrannten Schwärmern und heiligen Optimisten, von solchen, denen es noch nie geblüht hatte, ihre Eitelkeit in einer öffentlichen Rolle zu entfalten — kurz, es war eine Gelegenheit, menschlich zu sein, dieser Klub, und die ließ sich keiner entgehen, der bis dahin nur gierig und mürrisch von der Seite ins Leben gestiert hatte. Jetzt durfte man reden, man erleichterte sein Herz, las sich gedruckt und wurde noch dafür bezahlt. Unter zehn Reden im Monat tat es kein Klubbist, und man ergoß sich in Gedichten von bombastischer Gequollenheit. Dies alles war beim Buchbinder Zech zu kaufen, und Custine honorierte jeden produktiven Klubbisten monatlich mit 150 Gulden. Vierzehn Tage nach der französischen Besetzung hatte der Direktor Koch mit seiner Truppe, welcher der durch seine Denkwürdigkeiten bekannte Schauspieler Christ angehörte, Mainz verlassen, aber seit es die regelmäßigen Klubsitzungen gab, wurde das fehlende Theater von den Mainzern und Mainzerinnen wahrlich nicht mehr vermißt, so köstlich unterhielt man sich auf der Galerie des Akademiesaales im Schloß, wo man sich drängte wie kaum je in vergangenen Jahren bei den »Akademien«, den Dienstagskonzerten, die der Kurfürst veranstaltete. Ließ einer den Blick erinnerungsversunken von der mehr als bunten Versammlung dort unten über die prachtvolle Anmut des Raumes gleiten, von dessen Wandflächen der Geist des weiland Januarius Zick aus Koblenz in olympischen Allegorien bunt und eindringlich zu ihm redete, so mochte es ihm geschehen, als wollten Mozartsche Melodien sein Herz gespenstisch umschmeicheln, hier an diesem Ort, wo die Kultur eben zugunsten einer seichten Menschheitsbeglückungslehre totgeredet wurde. So mochte es etwa Karoline Böhmer gehen, der späteren Karoline Schlegel, die wohl manches Mal hier saß, mit ihrem fast allzu klugen Lächeln dem Schauspiel unten folgend, einen Schatten von Wehmut in den klaren Augen, wenn Forster sein schwärmendes Herz verschwendete — »ich habe nie jemand so geliebt, so bewundert und zugleich so gering geschätzt«, schrieb sie über ihn —, gelangweilte Verachtung in ihrer ganzen Haltung, sobald ihr Schwager Böhmer auftrat. »Mir sank das Herz, als ich den Menschen sah — o weh, wollt und könnt ihr d e n brauchen?« steht in einem andern Brief von ihr. Böhmer, der seine Professur in Worms verlassen hatte, war eine Art Sekretär Custines geworden, und mehr als das, denn der große Eroberer legte der beredten Gelehrsamkeit gegenüber eine fast kindliche Ehrfurcht an den Tag und war lenksam wie ein Lamm; wenn man nur seiner Soldatenehre Genüge tat, so merkte er es gar nicht, wie er um den Finger gewickelt wurde. Sah man also genauer zu, so war nicht er es, sondern Böhmer und der Kammersekretär Daniel Stamm, ein ehemaliger Weinküfer, der sich als Spion Verdienste um die Freiheit erworben und den Einzug Custines in Mainz »in einer sehr pathetischen Figur« zu Pferde begleitet hatte — diese beiden waren



es, die Mainz regierten. Es gelang ihnen ohne viel Mühe, Custine vor der Öffentlichkeit zum Popanz und Bauernschreck zu stempeln, in dessen Schutz ihre eignen Machtgelüste sich entfalten konnten. Böhmer wuchs sich in kürzester Frist zum politischen Hanswurst aus, ging in einem beständigen Machtrausch einher, diktierte dauernd im Namen der Frankenrepublik, riß die Zeitungen an sich, die natürlich längst nicht mehr mit »kurfürstlich gnädigstem Privileg«, sondern mit »provisorischer Genehmhaltung der fränkischen Nation« erschienen, umgab sich mit einem Schwarm kriechender Streber, die seine Gottähnlichkeit beteuerten, und vor allem warb er für den Klub! Dort trat er vollends als Vertreter des Generals auf, proklamierte die Menschenrechte, stieß Drohungen gegen Sklaven und Knechte aus, und eines Tags brachte er zwei Listen mit, zwei Bücher. »Das rote Buch des Lebens, Bürger und Bürgerinnen, ihr seht es!« — wie weiland Moses die Gesetzestafeln, so hob Böhmer abwechselnd ein rotes und ein schwarzes Buch über sich, und das schwarze war mit Ketten umwunden —, »das schwarze Buch, das da heißt Sklaverei, ihr seht es auch. Tragt euch ein, tragt euch ein in das rote Buch des Lebens, werdet freie, glückselige Bürger der Frankenrepublik, oder ...« — hier schien seine Stimme plötzlich aus einer Gruft zu kommen — »tragt euch ein in das Buch der Ketten, bekennt euch als Sklaven, als Tyrannenknechte, als erkaufte Hunde des Mietlings Erthal!«

Es ist klar, daß er wirkte. Mancher grinste, manchem blieb der Mund offenstehen vor Staunen über diese Sprache, aber mancher verfiel auch in schweres Nachgrübeln darüber, ob diese Bücher etwa Fallen wären, die der mächtige Böhmer auslegte, um das Volk zu prüfen. Besser, man war vorsichtig, besser vielleicht, man trug seinen Namen in das hübsche rote Buch ein, um Weib und Kind nicht zu gefährden. Sollte es denn wahr sein, daß die alten Zeiten nie wiederkehren würden? Daß ganz Deutschland Republik werden sollte, Preußen voran, wie es in dem Flugblatt hieß, das gestern über alle Straßen geflattert war: »Die Gemüter der Preußen sind aufs äußerste gespannt — ein Stoß, und Preußen ist Republik!«? Würde Custine weiter »die Despotenknechte wie Staub vor sich herjagen«? Ach nein, es schien nicht so. Zwar wurde die Frankfurter Niederlage von Klubbisten und Franzosen so dargestellt, als sei die Stadt nur durch Verrat wieder in deutsche Hände gefallen. Man fabelte blutrünstige Geschichten von den langen Messern der Bürgerschaft zusammen und sprach von einer zweiten Bartholomäusnacht. »Deutsche! Flucht euren Frankfurter Landsleuten!« hieß es im Mainzer »Bürgerfreund«, und Forster schrieb düster andeutend an seinen Freund Huber in Frankfurt: »Rache ist ein furchtbares Wort!« Indessen wurde nichts aus dieser Rache. Wohl ward der General Houchard, der »Despotenwürger«, brandschatzend auf Hessen losgelassen, doch kam er nicht weit, und bald hieß es, daß, »wenn die fetzen Kerle, die Hessen, alle beisammen gewesen wären, das französische Lumpengesindel schon zum Teufel gefahren sein würde«, denn die Hessen seien »keine Pfaffensoldaten wie die Mainzer!« Der alte Schultheiß von Marköbel sagte, sie sollten einmal zusehen, ob sie Marköbel so leicht kriegten wie Mainz, und verteidigte sein Städtchen so gut, daß die Franzosen abziehen mußten. Custine selbst machte vor Hanau kehrt. Um so heftiger ward nach diesen Mißerfolgen auf dem linken Rheinufer für die Revolution Stimmung gemacht, und die »Mainzer Patrioten« entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit, vor allem, weil nun Wahlen entscheiden sollten, welche Verfassungsform die herrschende werden, ob der Rheingau sich an Frankreich anschließen sollte. Innerhalb des Klubs selbst ging es am lebhaftesten zu, dort stritten sich um die Präsidentschaft der Professor Hofmann, jener »Poltron«, der »seiner Ungezogenheit im Schwärmen ohnerachtet«, während des alten Regiments einen Lehrstuhl für Naturrechte bekleidet hatte, mit dem als Agitator aus Straßburg herbeigezogenen Professor Dorsch, einem kleinen, eleganten Manne, dem der ehemalige Geistliche nicht mehr anzusehen war. Seine Politik war die der gemessenen Sprache, des feinen Lächelns, der Ironie — er spielte mit verdeckten Karten und nicht immer ganz ehrlich, während Hofmann, das Ideal der strengen römischen Republik hochhaltend, mit der Faust auf den Tisch schlug, wenn es galt, sich durchzusetzen, und das, was er für die Wahrheit hielt, der Welt nicht zu verbergen suchte. Ihm hingen die Studenten und reinen Freiheitsschwärmer an, wie der wackere Kostheimer Gutsbesitzer Lux; Dorsch dagegen hatte die Franzosenfreunde, die Mißvergnügten, die Hämischen und Unlauteren für sich und erfreute sich großen Einflusses auf Custine. So fühlte sich der General bewogen, am 11. Januar persönlich im Klub zu erscheinen und zu erklären, er sei befugt, den Bürger Hofmann wegen Beleidigung der fränkischen Nation aufzuhängen — denn Hofmann hatte am Tage vorher eine besonders ausfällige Rede gehalten, in der Dorsch, Forster, Wedekind und andre schlecht weggekommen waren. Nach Ausstoßung eines Löwengebrülls entfernte sich Custine wieder aus der Sitzung, und durch Forster ward die Sache beigelegt. Trotz seiner politischen Verblendung stand Forster doch wohl menschlich über den inneren Zänkereien des Klubs und war in tiefster Seele davon angewidert. Es ist viel nach den Gründen gefragt worden, die einen Mann wie ihn bewegen konnten, sich so restlos für die Sache der Revolution einzusetzen, und der Vorwurf des Verrats am Vaterlande ist ihm nicht erspart geblieben. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß Forster durch seine Abstammung und



sein ganzes Leben keinen Grund hatte, Deutschland als seine Heimat anzusehen, sei es nun gefühlsmäßig oder politisch. War er doch auf einem Boden geboren, der damals nur umstritten »deutsch« genannt werden konnte, nämlich in Polnisch-Preußen. Ein Vater, der sich der ursprünglich englischen Herkunft seiner Familie sehr stark bewußt war, hatte ihm von früh auf den Grundsatz vorgelebt »Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'«, und mancher Herren Brot hatte Forster schon gegessen, ehe er Bibliothekar in Mainz wurde, eine Stellung, die er, seiner unruhig immer neue Verbesserungen anstrebenden Natur gemäß, ebenfalls als Durchgangsstadium anzusehen sich gewöhnt hatte. Sein Geist hatte kein nationales Gepräge; in empfänglichen Jahren von freimaurerischen Ideen gespeist, hatte die Vorstellung von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, auch der Nationen, ihn mit leidenschaftlichem Glück erfüllt, das ihn jenes andre, das Glück der Verbundenheit in Genius und Schicksal mit einem bestimmten Volke, gern entbehren ließ. Er war nicht der einzige Vertreter deutschschreibenden Geistes gewesen, der von der aufflammenden Französischen Revolution als von einer tiefmenschlichen Angelegenheit innerlichst betroffen gewesen war; indessen mochten die zu zählen sein, die gleich ihm von jeher auf dem Boden dieser Ideen gestanden hatten. »Ich habe für meine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit — mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß.« So schreibt er an einen Freund. »Ich lasse aber ruhig über mich ergehen, was kommt, weil es als Folge einmal angenommener und noch bewährt gefundener Grundsätze unvermeidlich ist. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil ich allein es antasten könnte: mein Bewußtsein.«

Weltfremd trotz seinem an Wechselfällen so reichen Leben, das ihn mit den Vertretern aller Stände in Berührung gebracht hatte, eine unvermischte Gelehrtennatur, nahm er sich, als er nach langem Zögern in den Klub eingetreten war, seiner politischen Aufgaben mit ungeheurer Gründlichkeit an und betrieb sie, ungehemmt durch historische Erwägungen, mit fanatischem Eifer, die Augen wie zwischen Scheuklappen einzig auf Paris gerichtet. Es ist bekannt, daß er sich mit Lux und Patocki als Abgeordnete der neuen rheinisch-deutschen Republik nach Paris schicken ließ und dort Anfang 1794 starb, nicht älter als vierzig Jahre, seiner Ideale beraubt, ernüchtert von dem, was seine Augen hatten sehen müssen, körperlich und seelisch erledigt, nachdem der wackere Lux im Sommer sein unerschrockenes Eintreten für Charlotte Corday auf dem Blutgerüst hatte büßen müssen.

Die Mitglieder des Klubs, die »Freunde der Freiheit und Gleichheit«, trugen ein gelbes Medaillon mit den Buchstaben F. G. »Gott Israels, was bedaidt F. G.?« fragte Isaak Bär aus dem Dorfe Weisenau einen Mainzer Stadtjuden auf dem Markte. »Gerechtigkeit! Du weißt nicht?« fragte der zurück. »Heißt Frau Grausin!« Die Grausin aber war des Wasenmeisters Weib und erfreute sich nicht des besten Leumundes. So hatten die Freunde allerlei schlimme Verdächtigungen auszustehen, aber darüber war man erhaben — oder hatte es vielleicht gar einen heimlichen Reiz, im Rufe innerer Ungebundenheit zu stehen? Kokarden in den Farben der Trikolore trug in der ersten Zeit jeder, der auf der Straße zu tun hatte, man hatte diese sichtbaren Ausweise einer freiheitlichen Gesinnung schon Tage vor dem Einzug der Franzosen heimlich in der Schustergasse kaufen können, und wer sie nicht aus Gesinnung trug, legte sie als Talisman gegen den Argwohn weniger der französischen Soldaten als gegen den der eignen republikanisch gesinnten Mitbürger an. Kam es nicht vor, daß diese Kerle einen zu kurfürstenfreundlichen Äußerungen verleiteten und einen dann auf die Wache brachten, wo man unter Stockhieben zu büßen hatte? War denn noch irgendeinem alten Freunde zu trauen? Freilich war es einstweilen noch nicht der Handwerker, der hier mittat, es war auch nicht der Kaufmann, es war also nicht die eigentliche Bürgerschaft, nicht der Stamm der Bevölkerung, denn wenn schon Mainz nicht mehr das einstige »goldene« war, von seinen fürstlichen Kaufleuten beherrscht, so hatte sich doch der alte Patrizierstand, um den sich die Zünfte in natürlicher Abstufung scharten, als gesunder Kern erhalten. Hier behielt man Fassung, man bewahrte Haltung, man ließ sich nicht hinreißen. Männer wie Erasmus Lennig, der Vizedomamtsgefällverweser, nahmen sich dem aufgeregten Klub gegenüber der alten Verfassung in mutiger und beherrschter Weise an, und der Kaufmann Daniel Dumont setzte für die Zünfte und den Handelsstand, die Custine um ihre Stellung zu dem neuen Regiment befragt hatte, eine so kluge Antwort auf, daß der große Diktator einigermaßen beirrt der Sache ihren Lauf ließ. Dumont übrigens bewährte sich in allen Stücken als ein »aristokratisch gesinnter Staatsbürger« und verhandelte heimlich fortwährend mit der alten Regierung und dem preußischen Heer. Aus seinem Briefwechsel mit der kurfürstlichen Regierung, die sich in Eichsfeld niedergelassen hatte, sieht uns die Mainzer Bürgerschaft als »das nach Rache, freylich mit Übermaß, schnaubende Publikum« an, und wir erfahren auch von der Verstimmung des Kurfürsten, der sich von der preußischen Heeresleitung dauernd zurückgesetzt und nicht beachtet fühlte und über den »so schläfrigen Gang der Dinge« klagte. Wer etwas auf sich hielt, der blieb jetzt möglichst in seinen vier Wänden, begegnete der französischen Einquartierung mit vorsichtiger Höflichkeit und wartete die Dinge ab.



Nicht, daß man den Kurfürsten zurückersehnte; der hatte, ewig zum Reich gewandt, repräsentiert und vergessen, daß seine Stadt Mainz derweilen seine Rückseite kritisierte. Mit Rührung dachten sie an den alten Emerenz Joseph zurück — ja, »die Zustände in ihrer ursprünglichen Reinheit«, wo waren die hin? Anders mußte vieles werden, von Grund auf anders, aber eben deswegen doch noch nicht französisch, denn schließlich war's doch dasselbe Gesindel, das vor hundert Jahren die Pfalz an allen Ecken und Enden angesteckt hatte! Hatte man das ganz vergessen?

Diese Garde nationale übrigens, das waren wackere Leute, man hätte nicht glauben sollen, daß sie eines Stammes mit den verfluchten Emigranten waren, die sich bei der Bevölkerung nicht die geringste Beliebtheit erworben hatten, — sie waren bescheiden, höflich und lustig, und kamen Ausnahmen vor, so war der General ein gerechter Mann, und was von Lotterei und Frechheit an sein Ohr drang, das blieb nicht ungestraft. »Lüderlicher Bürger, ungezogener Soldat«, stand auf dem Zettel, den der Kerl dann am Pranger tragen mußte, besonders wenn er sich gegen Frauen vergangen hatte, und da gab es noch Steigerungen, Haar und Augenbrauen wurden ihm abgeschoren, aus dem Heere wurde er ausgestoßen. Ja, er war ein gestrenger Herr, dieser Bürgergeneral, und man grüßte ihn bis zur Erde, wenn er in der kurfürstlichen Karosse vorüberrasselte, scheinbar gleichgültig und gelangweilt über die gedunsenen Wangen hinwegblickend. Nahm man ihn auch ernst? Neulich hatte ihm die Bauernschaft von Laubenheim unter Musik einen bekränzten Hammel gebracht, den Kirchweihhammel, den man ihm zugespielt hatte; er hatte ihn — nach einigem Zögern — abgelehnt, die Bauern aber mit einem Geschenk entlassen. Über diesen Vorfall grübelte er manchmal nach — begann er populär zu werden, wollte man ihm schmeicheln, oder — lag hier Spott, verborgener Spott auf seine geheiligte Person vor? Es war doch wohl geraten, neben den Freiheitsbäumen auch Galgen zu pflanzen!

Der erste Freiheitsbaum, geschmückt mit Bändern in den Farben der Trikolore, hatte auf dem Markt seinen Platz gefunden und war schon am 3. November gepflanzt worden. Leider aber schien im Volke keine Ehrfurcht für dies den Klubbisten so heilige Symbol vorhanden zu sein, es wurde in der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember zerstört, und an den in verschiedenen Stadtteilen drohend aufgerichteten Galgen hingen des öfteren tote Katzen mit Kokarden geschmückt, und einmal sogar ein unverkennbarer Schattenriß Custines mit der Unterschrift:

> Custine, fort nach Landau!
> Sonst schickt man dich nach Spandau.

Am 13. Januar 1793, als schon die Abgeordneten des Pariser Nationalkonvents zur endgültigen Besitzergreifung des Rheinlandes sich in Mainz befanden, beschloß man nun, in ihrer Gegenwart mit größter Feierlichkeit den neuen Freiheitsbaum zu setzen, und ging dabei folgendermaßen zu Werke: Um 2 Uhr versammelten sich die Freunde der Freiheit und Gleichheit im Klubsaal, also im Theater, denn das Schloß, in dem man zuerst getagt hatte, war seit der Frankfurter Affäre zum Soldatenspital eingerichtet, und erwartete Custine und die Pariser Kommissäre, die von einer Abordnung eingeholt wurden. Der General sowohl als der Kommissär Merlin, der, zwar klein, pockennarbig und negerartig aussehend, doch über ein prachtvoll arbeitendes Mundwerk verfügte, und der arme, wohlmeinende Forster hielten schwungvolle Ansprachen, und unter dem Donner von fünfhundert Kanonen und dem — zufällig gleichzeitigen — Geläut einiger Kirchen setzte sich der Zug mit Janitscharenmusik und dem Rufe »Vive la république!« in Bewegung. Voran zwölf Trommler, dann ein Klubmitglied, Staudinger, mit dem Beinamen »der kleine Stadtkupido«, der auf der Brust das für den Baum bestimmte Schild trug, auf dem zu lesen stand: »Vorübergehende! Dies Land ist frei! Tod demjenigen, der es anzugreifen wagt!« Hierauf wieder Musik, und sodann Custine und die Pariser Gäste, begleitet von einer Ehrenwache zu Fuß und zu Pferde. Ihnen folgten fünf »Sklaven«, mit blechernen Ketten gefesselt und mit den »Insignien des Despotismus« beladen, nämlich mit Krone, Zepter und Reichsapfel, Kurhut und Adelsbrief, dies alles sauber in Papparbeit hergestellt und schön mit Goldpapier beklebt — Klubbisten stellten diese Sklaven dar, wurden von andern Klubbisten begleitet und umgeben und konnten ihre kindliche Maskerade nicht ernst genug nehmen. Nun kam der Freiheitsbaum, eine siebzig Fuß hohe Tanne, aus der Rinde geschält und aller Äste beraubt, mit den Nationalfarben bemalt und oben mit Bändern geschmückt, die jetzt nebenhergehende Klubbisten in Händen hielten, während Schiffsleute den Baum trugen. Administration, Munizipalität, Nationalgarde und Offiziere folgten, doch hatte sich nicht viel Volk eingefunden, obgleich die Bürgerschaft eingeladen worden und jedem an dem Zuge teilnehmenden Schulkinde ein Weck zu zwei Kreuzer versprochen worden war. Auf dem Markte ward der Baum mit der roten Jakobinermütze gekrönt und aufgerichtet. Ein ehemaliger Marienaltar diente dazu, der Freiheit darauf ein Feuer zu entzünden und darin die »scheußlichen Insignien« zu verbrennen, die »Sklaven« wurden hiermit feierlich freigegeben, und der Professor Hofmann hielt eine Rede über die Freiheit als Gabe Gottes. Man stimmte das Tedeum der Franken an, und Böhmer (von dem übrigens auch die Wendung stammte: »Unser Heiland, der Bürger Custine«) ließ seinen drei Tage alten Sohn Gracchus herbeitragen und forderte ihn auf,



»zu einem unversöhnlichen Feind der Aristokraten« heranzuwachsen. Selbiges Kind war am nächsten Morgen tot.

Als nun dieser gottesdienstliche Mummenschanz vorüber war und die Versammlung sich auflöste, um in den Klubsaal zurückzukehren und bei Musik und Tanz weiterzufeiern, trat der schon einmal erwähnte Isaak Bär unter den Freiheitsbaum und bemerkte schiefen Blicks: »Au way! Een Baam ohne Worzel, eene Kappe ohne Kopp!«, und der Chronist fügt ausdrücklich hinzu, daß diese Äußerung Forstern schmerzte.

Übrigens hing am nächsten Morgen wieder eine mit den Insignien der Freiheit geschmückte tote Katze am Freiheitsbaum. —

Wie nun der Karneval des Rokoko mit seinem geistlichen Glorienschein diesem hohlen Possenspiel Platz gemacht hatte, wie Einzelschicksale, gleich denen von Forster und Lux, aus dem Wirbel herausgeschleudert wurden und sich ihrer tragischen Bestimmung gemäß einsam vollendeten, so arteten die innerpolitischen Verhältnisse von Mainz immer mehr in einen Kampf zwischen Klub und Bürgerschaft aus, der von oben her mit allen Machtmitteln einer regierenden Minderheit, von unten mit passivem Widerstand, mit verstecktem Hohn, mit Schelmenstreichen, aber auch mit wachsender Erbitterung geführt wurde. Es hatte nichts geholfen, daß Custine tüchtige, des Deutschen mächtige Redner verschrieben hatte, »um die Mainzer zu elektrisieren«; weder Dorsch mit seinen eleganten Ausführungen, noch Cotta mit seinen aufmunternden Flugblättern »Wie gut es die Leute am Rhein und an der Mosel jetzt haben könnten«, noch Pape mit seinem hohlen Pathos in den Mainzer Blättern, mit dem er kurfürstentreue Geistliche bedrohte und sie »vor die Folge« als »wahrer Freund« warnte, oder mit seiner Adresse an den König von Preußen, in der es hieß: »Fliehe mit dem Rest deiner Sklaven nach Hause und erkläre deine sogenannten Untertanen selbst frei! Das ist: Werde Mensch und Bürger!« — nichts von alledem hatte Erfolg gehabt. Geistlichkeit, Beamtenschaft und Zünfte, diese noch einmal einzeln als Faßbinder, Bäcker, Leineweber, Müller, Schuhflicker, Perückenmacher usw. befragt, lehnten es standhaft ab, den verlangten Eid auf die fränkische Verfassung zu leisten, und erhoben einmütig Einspruch gegen den Wahlzwang, sogar die Knopfmacher gaben kund, »es stünde nicht in ihrer Macht, sich vom teutschen Reich abzureißen«. Das »souveräne Volk der Mainzer« hatte also offensichtlich die Absicht, in seinem Zustand zu verharren, und zur Rechtfertigung dieses bedauernswerten Stumpfsinnes wußte der verzweifelte Forster nur über die »Unwissenheit und Schwächung des Menschensinnes durch langen Druck, Mutlosigkeit, Furchtsamkeit und Entnervung der Städtebewohner unter einem sybaritischen Pfaffenregiment« nach Paris zu berichten, als von dorther die drohende Anfrage kam, »es würde hoffentlich nicht nötig sein, den Deutschen zur Heilung des Menschenverstandes mit der französischen Pike den Star zu stechen«. Was übrigens die Landbevölkerung anging, so stand es wenig besser um ihre revolutionäre Begeisterung als in Mainz selbst, jedoch machten sich gewisse Klubbisten ein besonderes Vergnügen daraus, die Wahlen in den Dörfern mit Gewalt durchzuführen. In Mainz sollten sie am 24. Februar stattfinden, am 21. schien es so, als sei noch ein Aufschub möglich, jedoch die Kommissäre Reubell und Merlin, von einer Reise nach Paris zurück, befahlen die Durchführung der Wahlen am 24. oder die Beschießung der Stadt am 25. Februar. Am 22. und 23. verwies man noch einen Teil der Geistlichkeit und den Wortführer der Bürgerschaft Daniel Dumont der Stadt und erließ einen Befehl, die Waffen abzuliefern und sich nach acht Uhr abends nicht ohne Laterne auf der Straße zu zeigen. Inmitten einer derartig terrorisierten Bürgerschaft kamen dann die Wahlen unter schwächster Beteiligung zustande. Von 5000 Wahlfähigen wählten 370, und diese waren fast alle Klubbisten, obgleich wiederum nicht sämtliche Klubbisten gewählt hatten. Waren früher schon Bürger, die sich rückständig gesinnt zeigten, als »faules Fleisch« ausgewiesen worden, so begannen jetzt die Verbannungen großen Stils, und Hofmann, nun glücklich Haupt der Administration, wütete und sandte alles, was nicht geschworen hatte, über den Rhein, zunächst 200 Judenfamilien, denen bald 600 Geistliche und Bürger und viele andre ins Elend folgten. Privateigentum wurde beschlagnahmt und versteigert, Lebensmittel wurden knapp und teuer, wenn schon am Gatter noch billiges Brot für Arme ausgeteilt wurde. Am 27. April aber entledigte man sich dieser Last und wies die Stadtarmen aus. Wer in der Lage gewesen war, früher zu fliehen, hatte es längst getan, und von Anfang Februar an häuften sich in den Zeitungen die Anzeigen von Leuten, die bekanntgaben, daß sie »gesonnen seien, auf eine kurze Zeit zu verreisen, größtenteils »kränkelnder Umstände wegen«. Im März hatte auch Karoline Böhmer, nachdem sie das seltsame Abenteuer der Revolution bis zur Neige ausgekostet hatte, mit ihrer kleinen Tochter und ihrer Hausgenossin, Frau Forkel, Mainz verlassen, war aber, der Teilnahme an den Umtrieben des Klubs verdächtig, in deutsche Gefangenschaft geraten und verlebte bange Monate auf der Festung Königstein, bis sie durch die Bemühungen einflußreicher Freunde befreit wurde. Frau Forster war klug genug gewesen, sich schon Anfang Dezember mit ihren Kindern in die Schweiz zu begeben; sie überließ ihren Mann seinem Schicksal und besiegelte dadurch gleichzeitig das Schicksal ihrer Ehe.

Am 18. März sprengte Merlin den Klub und eröffnete ihn bald darauf wieder in »gereinigter



Gestalt« als aus lauter »wahren Republikanern« bestehend; am selben Tage trat der rheinisch-deutsche Nationalkonvent der aus den Wahlen hervorgegangenen Volksvertreter zusammen, außer bekannten Franzosenfreunden bestand er hauptsächlich aus Bauern, die selbst nicht recht wußten, wie sie zu der Ehre gekommen waren. Nach drei Tagen Hinundherredens beschloß man den Anschluß an Frankreich, erklärte in einem Dekret die ehemaligen Fürsten ihrer Ansprüche für verlustig und entsandte die schon genannten drei Mitglieder zur Verbrüderung nach Paris. Im übrigen fuhr man fort, »de singer la convention«, wie ein französischer Beobachter geringschätzig bemerkt. Überhaupt fand das deutsche Entgegenkommen und die kosmopolitische Begeisterung der Mainzer führenden Republikaner wenig Gegenliebe bei den Franzosen, und der Kommissär Grégoire bedeutete ihnen sehr kühl: »Le cosmopolitisme de système et de fait n'est qu'un vagabondage physique ou morale. Nous devons un amour de préférence à la société politique dont nous sommes membres!«

So raste nun der gereinigte Klub oder die Administration, was dem Geiste nach dasselbe heißt, denn die führenden Stellen wurden nur mit Klubisten besetzt, unter dem nunmehr unumschränkten Diktator Hofmann in einem maßlosen Regierungstaumel. Dorsch hatte der Anziehung von Paris nicht länger widerstehen können, und Custine begab sich am 19. März zu den bei Kreuznach lagernden 15 000 Mann und wurde nicht wiedergesehen. Hatte er das Schicksal von Mainz vorausgeahnt? Jedenfalls mochte er im Feldlager inmitten seiner Truppen, mit der Möglichkeit freien Rückzuges, sich wohler fühlen als in der Festung, um die der Ring der deutschen Heere sich enger und enger zusammenzog. Philippe Adame de Custine war kein Held. Er hatte sich in den Dienst der neuen Zeit gestellt, als ihm wie seinen Standesgenossen nur die Wahl zwischen diesem Ausweg und der Guillotine blieb, und von seiner Armee mehr geschoben als sie führend war er billig zu dem Ruf des Freiheitsapostels gekommen, der ihm selbst, der daraus entspringenden Verpflichtungen halber, ein wenig unbequem sein mochte. Es hatte sich ja eine Weile als Nachfolger des Kurfürsten ganz prächtig leben lassen, er hatte erst im Schloß, dann in dem hübschen Gebäude der Dompropstei vortrefflich gewohnt, und es wurde ihm nicht unbegründet nachgesagt, daß er bei seinem Umzug aus dem Schloß allerlei allerliebste Dinge hatte mitgehen heißen, an die er sein großes Herz gehängt hatte. Da waren außerdem verschiedene Damen, die sich ein Anrecht auf kleine Geschenke von ihm erworben hatten; zu den Freundinnen, die er mitgebracht hatte, waren in Mainz noch die Tochter des Messerschmieds Zittrier und die Frau des Geburtshelfers Daniels gekommen. Und wozu kleine Geschenke kaufen, wenn sie in Gestalt von Vasen, Dosen, Porzellanfiguren und Gemälden überall herumstanden und -hingen? Solche Unbefangenheiten waren ihm jedoch von hämischen Beobachtern stark verdacht worden, Custine fühlte immer mehr, daß er im Volk keine Zuneigung besaß, und als gar jenes Flugblatt zu ihm drang, das die Überschrift trug: »Ode an ...« und die Strophe enthielt:

> Seine Streiter sieht man blutend fechten,
> Doch der Führer weilt in träger Rast.
> Wie, wenn sie gleich dir beim Becher zechten,
> Den du rechtlos dir gewonnen hast?!
> Schwelgst, mit eines andern Weib verbunden,
> Einer wollustvollen Buhlerin,
> Bringst dem Vaterland geweihte Stunden
> Unter niedrigen Genüssen hin ...,

da mochte er ernstlich den Entschluß gefaßt haben, diesen heißen Boden zu verlassen. Der Oberbefehl über die zurückbleibende Besatzung ward in die Hände des alten Generals d'Oyrés gelegt, dessen Neffe, der junge Dubois-Crancé, Karolinens Tänzer auf einem jener wilden Revolutionsbälle gewesen war, und nun begann man die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, was einer Zerstörung der außerhalb der Mauern liegenden Häuser, der als Wallfahrtsort berühmten Fünf-Wunden-Kapelle und des kurfürstlichen Lustschlößchens, der schönen »Favorite«, gleichkam. Außerdem wurden die hundertjährigen Linden und Kastanien der Rheinallee gefällt. An diesen Vernichtungsarbeiten beteiligten Klubbisten sich mit einem Eifer, der sie den um ihre Vaterstadt bekümmerten Einwohnern als von einem wahrhaft teuflischen Geist besessen erscheinen lassen mußte, wie denn der Klub und seine Machthaber sich je mehr zu einer Filiale der Hölle entwickelten, je näher die Preußen rückten, je zweifelloser das Ende der Franzosenherrschaft besiegelt war. Die belagernden Truppen schnitten einen Zufahrtsweg nach dem andern ab, demzufolge ging in der Stadt der Hunger in seiner ganzen grausen Nacktheit durch die vernachlässigten, verschmutzten Straßen, von seinem greulichen Hunde, dem Typhus, begleitet, und rief hervor, was an menschlicher Bosheit etwa noch schlummerte. Die Ausweisungen nahmen den Charakter von Austreibungen an. »Werft die Kinder in den Rhein!« schnaubte Hofmann. Daneben fuhr man ununterbrochen fort, Bälle zu geben, bis am 6. Juni die erste preußische Granate in die Stadt flog, von Tausenden vielleicht wie eine Friedenstaube begrüßt, obgleich der Stadt die schwersten Leidenswochen noch bevorstanden. Die Beschießung währte bis zum 17. Juli, dazwischen machten die Franzosen verzweifelte Ausfälle, jedenfalls setzten sie mehr Blut und Leben an den Besitz der Stadt, als es seinerzeit die Mainzer selbst getan hatten. Wir haben hier übrigens ein Beispiel dafür, daß auch einmal eine deutsche Stadt von Deutschen in Brand geschossen ist und dem



Erdboden gleich gemacht worden wäre, hätten die feindlichen Eroberer sich nicht rechtzeitig ergeben. Was damals in Mainz an kostbarer alter Architektur zugrunde ging, läßt sich gar nicht aufzählen, von den Behausungen friedlicher Bürger zu schweigen. Wenn man heute durch die krummen Gassen des alten Mainz geht und zu den geschweiften Giebeln der grauen und rötlichen Häuser emporsieht, über deren schöngeschnitzten, messingbeschlagenen Türen durchbohrte Herzen oder goldene Heilige von aufgeregter Inbrunst prangen, wenn man dann plötzlich auf einem stillen, lichten Platz steht, wo das Gras zwischen den Pflastersteinen sprießt und ein zierlicher Brunnen in der Mitte rauscht, während alte Familienhäuser, von grün überwachsenen Gartenmauern getrennt, ihn vornehm umschweigen, wenn man entzückt vor der köstlichen Fassade eines Barockpalastes verweilt oder in die weißgoldene Heiterkeit einer dieser Kirchen eintritt, oder wenn man sich die nicht weniger schönen feierlichen Zeugen des Mittelalters zusammensucht, so kann man nicht umhin, mit Wehmut des einstigen Bildes zu gedenken, dessen Vollkommenheit die kostbaren Reste wohl erraten lassen. Den Eindruck, den die Stadt unmittelbar nach der Übergabe bot, hat Goethe in seiner »Belagerung von Mainz« geschildert.

Nun wäre noch zu erzählen, wie die Stadt Mainz sich wieder zu Deutschland zurückfand, wie zunächst einmal ein Volksgericht über die Klubbisten hereinbrach, deren viele man gefangensetzte, um sie zu schützen. Es wäre zu erzählen wie man sich allgemein und öffentlich dagegen verwahrte, dem Klub jemals angehört zu haben, und hierauf bezügliche Erklärungen in dem nun wieder unter seinem alten Titel als »Privilegierte Mainzer Zeitung« erscheinenden Blatt abgab, die pathetisch anhuben: »Niemalen . . .«, alle, die daran zweifelten, als boshafte Lügner und verleumderische Schurken bezeichneten und sich in Beteuerungen von leicht hysterischer Tonart ergingen. Man hatte zum Beispiel »aus Neugierde« von einem herumziehenden Knaben das »so betitelte Büchlein«: »Das Mainzer Rote Buch oder Verzeichnis aller Mitglieder des Jakobiner-Klubs in Mainz« gekauft und darin mit »staunender Verwunderung« den eignen Namen gefunden. Welche Kabale! Leute, die kein gutes Gewissen hatten, nahmen andre Namen an, um die Änderung ihrer Gesinnung zu bekräftigen; so nannte der vielfach in klubbistische Treibereien verwickelte Gastwirt Riffel sich fortan nach seinem »rechtschaffenen Schwiegervater« Dunzer.

Am 29. Juli konnte man die trockene Feststellung lesen, daß der große Custine, »der vor kurzem noch alle Throne der Welt umzustürzen gedroht hätte, ebenfalls den Weg aller Jakobiner-Generale gewandert sei: nämlich die Guillotine habe ihn gefressen«. Endlich, am 10. September, zog der Kurfürst wieder ein, der Kanzler Albini hatte für einen angemessenen Empfang gesorgt, zwölf Metzger mußten Seiner Eminenz die Pferde ausspannen und seinen Wagen selbst in die Stadt ziehen, um unbezähmbaren Volksjubel darzustellen. Als der Zug am Gefängnis vorüberkam, schwebte dort aus der Hand eines gefangenen Klubbisten ein Blättchen herab, auf dem geschrieben stand:

> Jesus zog in Salem ein,
> Von einer Eselin getragen,
> Sein Knecht muß aber größer sein,
> Zwölf Ochsen ziehen seinen Wagen.

Und unter dieser letzten kränklichen Kundgebung des revolutionären Geistes ließ sich die alte Zeit noch einmal in Mainz nieder, bis sie vier Jahre später endgültig das Feld räumen mußte.

Drei weiße Wolken

Drei weiße Wolken flogen
Zusammen durch den Raum;
Die waren wie Maßliebchen
Mit blutigrotem Saum.

Sie flogen durch den Judasbaum —
Da schwammen sie wie rosa Schaum;
Sie flogen unterm Monde hin —
Da schimmerten sie pfauengrün . .

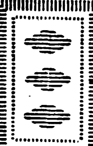
Denn in den Schmerz der Liebe
Waren sie eingetaucht,
Einst Seufzer, die drei arme
Mädchen hinaufgehaucht.

Sie schmolzen feuergolden
Im West und morgens früh . .
Und wer sie sah, der seufzte,
So lieblich waren sie.

Sie landeten im Himmel,
Gleich vor den Thron gestellt;
Denn was aus Schmerz geboren,
Verklärt die ganze Welt.

Leo Sternberg







Das Wesen des lyrischen Gedichts

Von Dr. Kurt Bock

Die Gesamtheit des Lebens, das wir das praktische zu nennen gewohnt sind, das sich in Berufstätigkeiten erschöpft und rein auf äußere Zwecke richtet, wäre jämmerlich einseitig, wenn es nicht durch das ästhetische Leben eine notwendige Ergänzung erführe. Beide vereinen sich wie Körper und Seele zur Ganzheit des Daseins. Keins ist ohne das andre denkbar. Wissenschaft und Kunst umkleiden die irdischen Erfordernisse des Menschen mit allem Zauber des Guten und Schönen, sie bringen die Freude hinzu, sie vertiefen die Arbeit mit dem Gedanken der Pflicht und krönen unser Gemeinschaftsleben mit dem Lohn der Liebe. Erst die Kunst bindet die wirren Töne zur Melodie und rundet die zusammenhanglosen Einzelerscheinungen der Welt zur Harmonie. Kunst ist zwecklos; ihr Gebiet ist in all ihren Formen die ganze Welt.

Das Mittel der Dichtkunst ist die Sprache. Das Wort wird zum Ausdruck der gestaltenden geistigen Kraft, es wird Träger des Gefühls und des Willens.

Der schlichteste Gegensatz zwischen der Lyrik und ihren Schwesterkünsten, dem Epos und Drama, spricht sich aus in der Unterscheidung: Objekt — Subjekt; wie A. W. Schlegel es bündig festlegte: »Die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu sein, sich selbst mit freigebiger Großmut an andre Personen zu verlieren, des lyrischen, mit liebevollem Egoismus alles zu sich herüberzuziehen.« Epik und Drama geben demnach vor allem die Welt, Lyrik hingegen den Dichter selbst. Wohl verwischen sich häufig die Grenzen, aber der Grundunterschied ist und bleibt unbedingt richtig.

Rein objektiv ist nur die Wissenschaft. Jede Poesie ist Äußerung einer Individualität. Nur verbirgt sich die eigne besondere Persönlichkeit des Dramatikers und Romandichters hinter der von ihm poetisch geschaffenen Welt, er redet also mittelbar zu uns — der Lyriker jedoch trägt sein Lebensgefühl unmittelbar zu uns. Jene Poeten flüchten sich in den bunten Lärm des Lebens, dieser aber birgt die Fülle der Welt in sein Herz. Jene wohnen in allem — in diesem lebt alles. Novalis deutet das Wesen des Lyrikers am treffendsten: »Nach innen geht der geheimnisvolle Weg!« So ist das Weltgefühl des lyrischen Dichters, das alle äußere Erscheinung, alles Nicht-Ich auf sich selbst bezieht, in allem sich selbst liebt und seine Vollendung sucht.

Dadurch wird Lyrik wie jede Kunst mehr als bloße Ergänzung des praktischen Lebens, nämlich Bereicherung und Vertiefung. Die Welt an sich ist Chaos; erst unter dem ästhetischen Blickwinkel bekommt sie ihre inneren Gesetze, ihr eigentliches Leben, ja eine Seele. Erst unser Geist bewirkt aus dem Chaos den Kosmos. In die Mitte der Welt aber stellt der Lyriker sein Ich, eine Sonne, um die alle Dinge gleich Sternen kreisen, eine Lichtquelle, die der toten Realität Farbe, Gestalt und Stimme verleiht. So wird der Lyriker jenem Wunderkinde des Märchens gleich, das die Sprache der Vögel, der Bäume und Steine verstand. Denn die Seele des Dichters haust in den Dingen. Es gibt für ihn keine andre Welt denn die seiner Schöpfung.

Der schlichte Mensch begreift seine Umwelt vermittels der Anschauung; er sieht und versteht, was er sieht; er hat für alles den Namen und weiß es einzuordnen in die Regeln des Geschehens und in die Klassen der Dinge. Dem Lyriker aber wird alles zum Erlebnis. Dieses heilige Vorrecht macht seine Berufung aus und erhebt ihn über den gleichförmigen Kreislauf des Alltags.

Er steht der Welt nicht fern, getrennt von ihr durch die Schranke der Anschauung, für ihn heißt es nicht »Hie Ich — hie Dinglichkeit«, nein, im Augenblick des Erlebnisses wird in ihm die Welt geboren, der Gegenstand atmet und spricht aus ihm. So ist auch das Wort nicht mehr ein leerer Begriff, wie ein Etikett der Sache aufgeheftet, sondern das Wort ist Sinn und Kern und Gesamtheit der Sache. Gegenstand, Wort und Dichter sind ein und dasselbe.

Das Wesen des Lyrischen offenbart sich als eine höhere, metaphysische Einheit des Seins, in der sich Schöpfer und Schöpfung unzertrennlich ausdrücken. Und der Moment des lyrischen Erlebnisses, die »Intuition«, gleicht einer Vision.

Demnach ist das Wesen des Lyrikers die Sehnsucht, die qualvolle, selige Sehnsucht nach immer neuem Erlebnis, nach jenen glückhaften Stunden, in denen er sich völlig hingibt und ahnend, nahezu unbewußt sein inneres Weltbild jäh aufströmen fühlt und in Worten zu verklären vermag. Lyrik ist göttliche Empfängnis.

Nur im Gedicht wird uns die Harmonie des Alls kund, der tiefe Rhythmus, der im Kosmos schwingt. Der klingende Wandel der Gestirne, das Rauschen des Waldes, der Wechsel von Ebbe und Flut, der Widerstreit von Tag und Nacht, die Gezeiten der Erde und der immergrüne Frühling des Herzens, Werden und Vergehen der Natur, dies alles ist Rhythmus der Welt und des poetischen Erlebnisses und der Lyrik. Und nur das Gedicht ist wertvolles Kunstwerk, in dem sich goldene Saiten vom Menschen in die unendlichen Sphären spannen — in dem der unfaßbare Rhythmus der Welt singt.

Das äußerlich Gegebene entzündet im Dichter das Erlebnis. Je nach der Kraft poetischer Fähigkeit wird der Rhythmus mehr oder minder offenbar. Unerschöpfliches Entstehen und die erhabenen Rätsel der göttlichen Macht in uns werden zu Wort und zu Vers. Die Wasser des Lebens erbrausen im Flusse des Gedichts. Die heilige Schönheit aller Wunder, der reiche Sinn der Welt erblüht in der dichterischen Empfängnis. Eine tiefere Bedeutung muß das Gedicht enthalten. Der Dichter frage sich stets, ob sein Gedicht ein wahrhaft Erlebtes enthalte und ob er selbst eine innere Bereicherung erfuhr.

Welcher Art das äußere Erleben war, ist gleichgültig, es muß nur Anlaß einer tiefen seelischen Durchdringung gewesen sein, sonst tönt jedes Wörtlein hohl und verlogen, eine klingende Schelle. Liebe ist der Sinn der Lyrik und die Grundbedingung der Intuition. Hebbel sagt: »Lieben heißt: im andern sich selbst erobern«; und das andre ist für den Lyriker die ganze Welt.

»Schauen ist die höchste Wonne!« ruft Lenau. Suche und erlebe.

Zarte Linie des Hügels schmiegt sich gegen den blauenden Horizont — weiche Süßigkeit eines Vogelliedes verfließt in den Lenzwind — hinreißender Schwung menschlicher Gebärde offenbart unendlichen Reichtum der Seele — zärtlicher Blütenduft erfüllt verwirrend sommerliche Dämmerung — Antlitz des Mondes bebt in der stillen Flut trägen Flusses — Liebe atmet stürmisches Gebet und sieghaftes Lied — ein inniger Vers, ein dunkles Wort öffnet jäh goldene Tore deines Herzens! —

Gehe hin, suche und erlebe! Erfasse das Wesen eines verwehten Blattes, fühle es, wie jeder Baum verwurzelt ist in Erde und Himmel und in dir! Trinke durch alle Poren die Köstlichkeit der Landschaft in dich ein, daß sie ein Thule deiner Träume werde! Umspanne jeden Menschen mit deiner Sehnsucht, lausche seiner Stimme in Liebe, ermiß die edle Kraft seines beschwingten Ganges mit Staunen. Seinen Blick und den festen Druck der Hand nimm als Geschenke, unvergeßlich gut!

Werde du — ganz du! Und wesentlich! Dann aber gib dich hin, ganz Freundschaft, ganz Liebe! Daß ein Hauch des Göttlichen die verwirrte Menschheit erwecke. Das allerkleinste Einzelne muß dir Erlebnis sein, dann erkennst du allüberall Teilchen des Ganzen, Funken der einen Sonne, Tropfen des einen Blutes, Töne der einen Hymne. Deine Liebe formt aus dumpfen Disharmonien eine beseligte Welt, die zauberhaft schön und gut sich dir darbietet, ein trunkener Kelch — die Welt mache untertan deinem Geiste, erfülle sie mit Vernunft, und durch die Macht deiner Phantasie wölbe dir über dem Lärm der Städte, dem Wälderrauschen, über Wogen und Wolken die himmelhohen Pfeiler eines kristallenen Domes, wo unendlich fern der dunkle Mund einer Glocke mit deiner Seele Zwiesprache hält zu geweihter Stunde.

Denn Vielheit der täglichen Gesichte ist in Wahrheit Fülle eines Erlebnisses: Zentrum, All-Einheit, Gott!

Aus den nächtigen Schatten, die den Beginn deiner Wanderung bedrohen, tritt zu dir der getreue Eckart und warnt:

Nie pflücke dir die blaue Blume des Erlebnisses zu flüchtiger Freude, lebe nicht dem enteilenden Genuß des treulosen Augenblickes — o du, erkenn' jede Sekunde als Atemzug der maßlosen Ewigkeit, liebe deinen Gott in jedem Zeichen der Güte und der Schönheit, das dir wird auf deinem Pfade. Denn nicht das herrliche Ich ist der Herrgott, sondern die Liebe, die Chaos gestaltet, und der Geist, der aus Schauen und Deuten Taten zeugt — Taten, die Hilfe bedeuten und dich und die Welt fördern gen Gott!

Denn mit dem Haschen und Auskosten, dem völligen Einswerden der Erlebnisse im rasenden Leben ist's nicht getan; wahrhaft gut und schön ist im tiefsten Wesen nur der geistige Wert deines Erlebens, das ist: der fruchtbare Kern der Anschauungen, der Same, aus dem Brot erwachsen kann für die ganze Welt. Das Erlebnis also ist einzig notwendig und berechtigt, das Keime zur tätigen Weltverbesserung, zur Verklärung des Endlichen birgt!

Wie im Kunstwerk der Tand äußerlicher Umwelt und der Verkettungen im alltäglichen Leben unwesentlich ist — die Idee muß wie Melodie aus ewigem Psalm erklingen, muß auf göttliche Firne verlocken und nutzbar werden zur Verwirklichung des Unendlichen auf Erden!

Chaos und Gottheit, vermählt zum All-Einen in geheimnisvoller Liebe — die beseelte, durch Fühlen, Erkennen, Sehnsucht und Phantasie in dir wiedergeborene Welt muß ein schöpferisches Selbsterlebnis sein, sonnenhaft dein ganzes Sein erleuchten, bis du dich hingibst dem tätigen Geiste und in jedem deinem Erlebnis Säemann wirst, der durch köstliche Morgenfrühe schreitet und schaffend kommender Zeit und Menschen gedenkt, in sorgender Liebe und hilfreichem Mitleid. —

So muß die Summe der Erlebnisse dir als tiefer Born sprudeln — oder jeder deiner Verse ist vergebens gewesen.

Denn so ist das Wesen des Gedichts — Hugo von Hofmannsthal gibt diese zarte Deutung —: »Ahnung und Gegenwart, Sehnsucht und Erfüllung zugleich. Ein Elfenleib ist es, durchsichtig wie die Luft, ein schlafloser Bote, den ein Zauberwort ganz erfüllt.«

Das Märlein von der Gottesgabe der Poesie, von verzückten Stunden, in denen eine ewige Stimme aus dem Dichter spricht, ist tot. Es lebt das Gedicht, die verkörperte Einheit eines ganzen Menschen und seines Weltgefühls.







Gez. von Walter Wellenstein

Sommernacht

Novelle von Victor Hardung

Es war ein schöner Abend geworden. Das Fräulein Minna auf Greifenstein war vom Wohnzimmer auf die Altane hinausgetreten und dann über die Freitreppe zum Garten niedergestiegen, wo sich eine Steinbank unter drei Platanen über einen Wiesenhang vorschob, den am Fuße ein Weglein querte. Unterhalb dieses Pfades senkte sich der Rebenhügel steil zum See nieder, und bisweilen dröhnte ein Schuß aus der Flinte des Wächters herauf, der die Trauben, wie sie anzusetzen begonnen hatten, vor der frühen Genäschigkeit lüsternen Gevögels bewahren sollte.

Über den mattgrünen See lagen Straßen von braunem Golde geschlagen, in Purpur schimmerte das jenseitige Ufer, Hügelzüge standen als schwarze Schatten auf dem flammenden Grunde, und einzelne Spitzen trugen ein Flöcklein von bläulichem Duft, indes das Abendfeuer sie rings umbrandete. Helle Städtlein stiegen an den Ufern auf, Dampfer lagen weiß auf der Flut und hatten eine silberne Schleppe hinter sich hergezogen, Segel standen fern gleich Möwenflügeln auf dem schimmernden Spiegel.

Da begab es sich, daß ein schlanker, würdig schwarzgekleideter Gesell über den Wiesenpfad kam, sich unterhalb der Bank in den Klee warf, des Fräuleins nicht achtete, das da über ihm thronte, und, mit dem Rücken wider einen Baum gelehnt, in die tiefe Ferne zu seinen Füßen träumte. Minna, die gewohnt war, für den Haushalt zu sorgen und ein Auge für jede Kleinigkeit zu haben, sah, daß der junge Mann sorglos auf den Schößen seines Feiertagsrockes saß und auch des Mooses an dem Baume nicht achtete, dem er seinen Rücken anvertraut hatte. Und so mahnte sie: »Junger Herr, bald fällt der Tau, und Sie verderben zum mindesten Ihre Kleider, wenn Sie da in der Wiese sitzenbleiben.«

Der Wanderbursch hatte sich aufgerichtet, schaute zu der schönen Mahnerin empor, zupfte die langen Schöße seines Rockes zurecht und lächelte ihr zu: »Ich danke Ihnen, Fräulein — im Namen meiner Mutter. Die trägt allemal Reu' und Leid, wenn ich mit meinem Sonntagsgewand über Land zieh' — ich bring's immer mit grünen Spuren heim und soll's doch schonen, da ich's noch zum Amt brauche.«

»Sie sind Pfarrer — Kandidat?« forschte das Fräulein.

»Nein — etwas viel Schöneres!« lachte der Gesell. »Sehen Sie mir's nicht an? Ich will einmal dem lieben Gott Musik machen. Dort drüben das Städtchen, das Sie jetzt gerade vor sich schauen, ist meine Heimat, und dort soll ich am übernächsten Sonntag als Organist zeigen, was ich an allen Enden der Welt zusammengelernt. Darf ich Sie dazu einladen?«

Das Fräulein hatte einen etwas hochmütigen Mund, als es mit einem kühlen Lächeln wehrte: »Ich mache mir meine Musik selber, zu Hause.«

Worauf der Bursche höflich seinen Hut zog, ebenso kühl meinte: »Wenn man das kann, ist's auch eine Gnade«, und sich zum Weitergehen anschickte.

»Herr ... Entschuldigen Sie, ich kenne Ihren Namen nicht ...« rief ihm da Minna nach. »Es müßte mir leid tun, sollte ich Sie von Ihrem Luginsland da verscheucht haben.«

»Sie haben sich liebenswürdig um meinen

äußeren Menschen gesorgt,« dankte der Gesell. »Was kann man mehr von jemand verlangen, den man zum erstenmal und vielleicht nie wieder sieht?«

Das Fräulein blinzelte, war aufgestanden und sah zu dem Gesicht unter ihr nieder, das aus einem grünen Schatten zu ihr heraufleuchtete. Und als Minna so in die Augen des Gesells schaute, schimmerte daraus eine verhaltene Schwermut, und ihr Herz ward unruhig. »Es könnte sein, daß wir uns nie wiedersehen. Und vielleicht sind Sie ein Künstler, dem einmal alle Welt nachläuft, um zu hören, was in ihm erklungen. Nein — nicht nur vielleicht. Sicher — ich weiß es. Kommen Sie — die Dampfer gehen heute bis Mitternacht. Ich habe da schöne Lieder, die Sie gewiß kennen, und sänge sie gern einmal, wenn mich ein andrer begleiten möchte, als ich selber.«

Minna hatte ihre Rechte ausgestreckt, und der Wanderbursch faßte danach und schwang sich an der kräftigen Hand des Mädchens den Hang hinan. So stiegen sie zur Terrasse empor, und im Wohnzimmer legte das Fräulein zwei Gedecke auf, ließ den elektrischen Funken unter einer Teemaschine spielen und rüstete den Tisch, nachdem es dem Gast einen Stoß Noten zugeschoben hatte, daß er daraus seine Lieblingslieder wähle.

Der setzte sich ans Klavier und prüfte eins um das andre, und Minna hatte lachende und wieder sehnsüchtige Augen und summte leise mit, als ihr etliche Takte besonders ans Herz gingen. Und dann vernahm sie ein Lied, das sie nicht kannte und das ihr doch nahe war. Der Gast sang es, und es verging über den Garten weg in der Ferne:

Wirst du kommen bald, o dunkler Bote,
Und den Widerhall von meinen Schritten
Von den Wegen scheuchen, die ich liebte?
Ach, ich warte schon und weiß, du nahst bald,
Und ich geh' die Wege, die geliebten,
Einmal noch die Pfade durch die maien-
Grünen Wiesen mit den weißen Sternen.
Und ich lausche meiner eignen Schritte
Leisem Widerhall und hör' ihn
Ferner schon und ferne. Ja, bald kommst du ...

»Das ist schön — ich muß es nachher noch einmal hören,« bat Minna. »Ich kenn' es nicht — von wem ist es?«

»Ein Freund hat's gedichtet, der früh gestorben ist,« belehrte sie der Musiker. »Und die Weise habe ich dazu gegeben.«

»Sie?« staunte das Fräulein.

»Ich, der ich wohl nicht danach ausschaue, als ob ich früh sterben wolle,« bejahte der Gast und lächelte. »Aber gerade in der Jugend, dünkt mich, mag man bisweilen gern an den Tod denken.«

»Weil man weiß, daß er noch fern ist,« vollendete Minna, »und so spielt man mit dem Ernste. Aber empfunden haben Sie ihn doch. So, wie nur ein Künstler Leid und Wehmut empfinden und deuten kann.«

Sie hatte dem Gast die Tasse gefüllt und bat ihn, ihrem Tischlein Ehre anzutun. Der ließ sich's schmecken und scheute auch nicht vor einem Fläschlein Weines zurück, das seine Wirtin ihm nach dem Tee aus den eignen Reben kredenzte. Dann sorgte Minna, daß immer noch ein Licht auf den Tasten war, und der Musiker spielte ein Lied nach dem andern. Irgendwo stand ein schönes Mädchen, das sie alle kannte und liebte, im Dämmer, hatte die Augen bei den Sternen, die draußen aufgeblüht waren, und sang in die Sommernacht hinaus, und seine Stimme hatte in der Tiefe einen Klang wie von dunklem Erz und konnte aufsteigen, als schwinge sich eine Lerche ins Himmelsblau.

»Den Tag werde ich nicht vergessen,« dankte der Musiker leise, als er das letzte Notenheft zur Seite legte. »Was können Menschen sich nicht alles geben, und wenn sie nur für eine Stunde beieinander sind! Eine Stunde, sage ich, aber gewiß sind es schon mehrere geworden, und ich muß scheiden.«

»Die Zeit reicht, daß Sie mir jenes Lied noch einmal spielen, das ich nicht kenne. Wie heißt es doch?« fragte Minna.

»Bald,« belehrte sie der Gast, und dann umspann er die Melodie mit einem blühenden Gerank, ließ sie durchschimmern, hervortreten, sang die dunkle Strophe, und wieder verging die Melodie, tauchte auf wie ein Traum, war tiefer versunken denn zuvor und endlich still dahingeblüht.

Das Licht war wieder über dem Tische aufgeflammt. Minna hatte zwei Gläser gefüllt und neigte sich mit dem ihren dem Gaste zu: »Auf daß Sie lange leben und Ihre geliebten Wege noch oft gehen mögen!«

Sie stießen miteinander an, und der Musiker sah dem Mädchen verträumt ins Gesicht und sann vor sich hin: »Einen Weg gibt's seit heute, der wird mir immer der liebste bleiben. Ob ich ihn noch einmal gehe?«

Das Mädchen hatte keine Antwort auf diese Frage, nur daß sein Mund sich schürzte. Und dann meinte es kühl: »Ich bringe Sie auf den Weg. Entschuldigen Sie mich für eine Minute.« Als es wieder ins Zimmer trat, hatte es einen Kapuzenmantel von rötlichem Rauchwerk umgeschlagen, den hielt über der Brust eine alte Goldschließe mit drei Herzen, und inmitten jedes Herzens stak ein rotfunkelnder Stein wie ein dicker Blutstropfen. In der Linken hielt es eine runde Laterne mit einer brennenden Kerze und in der Rechten eine Hellebarde — das Erbe eines Nachtwächters aus vergangener Zeit.

»So geh' ich bisweilen mit dem Tyras durch die Reben, wann die reifen Trauben locken,« belehrte das Mädchen lächelnd den verwunderten Gast. Und dann ging's ihm voran und leuchtete ihm auf einen schmalen Pfad, der durch die Reben niederstieg. In einen Weg mündete er, der an einem Bahneinschnitt vorbeilief und in einen Übergang einbog. Und obwohl es spät an der Stunde war, sahen sie das Gleis voll von Wagen, die hin und her geschoben wurden.

»Was gibt's denn heut am Sonntag und so spät noch?« fragte Minna den Wärter, der am Übergange stand und eine farbige Laterne schwenkte.

»Krieg für alle unsre Nachbarn und für uns Grenzwacht, Fräulein,« belehrte sie der Mann und eilte auf eine Weiche zu, um einen abgestoßenen, heranrollenden Wagen ins rechte Gleis zu bringen.

»Krieg ...« — das Mädchen hatte nur dieses Wort aufgefangen — wiederholte es und sank auf eine Bank, die unter einem Gewirr von buntblühenden Sommerblumen stand. »Krieg ... Und Sie? — Eilen Sie nicht, Ihr Dampfer braucht fast noch eine Viertelstunde, bevor er anlegt. Und Sie?«

»Ich bin Soldat gewesen und weiß, wie wir alle, daß es uns treffen kann, zu gebrauchen, was wir geübt haben,« belehrte sie der Jüngling, und ein stolzes Leuchten war in dem blassen Gesicht über ihr.

»Was Sie gesungen haben — von dem Widerhall ...« murmelte das Mädchen. »Sollte das wahr sein können?«

»Für viele wird es wahr werden, die noch jung genug sind, um die Welt von einem Ende zum andern durchmessen zu können. Gott allein weiß, warum. Leben Sie wohl — ich werde diese Nacht nicht vergessen.«

»Sie müssen gehen —« seufzte das Mädchen.

»Ich will.«

»Und Ihr Amt?«

»Wenn ich's nicht antreten kann, wird's der alte Inhaber noch eine Weile versehen und sich mit seinem Ruhestand gedulden müssen.«

»Werden Sie wiederkommen?«

»Wer weiß es —«

»Und wenn ich — ich es wünschte —«

»So würde mir das Leben noch teurer sein, wenn das möglich wäre. Ja, ich liebe es, und was ich hingeben soll, ist nichts, was ich wegwerfen möchte.«

Mit einem langen Blick sah ihn das Mädchen an, dann bot es ihm müde die Hand: »Leben Sie wohl —«

»Auf Wiedersehen!« verabschiedete sich der Gast, hatte die Hand leicht gedrückt und sich gewandt. Da fühlte er sich zurückgehalten.

»Auf Wiedersehen, sagen Sie —« flüsterte das Mädchen. »Das sagt man so, wie man's gewohnt ist, und doch merkt man in dieser Stunde erst, was das bedeutet. Können Sie sich denken, daß einer auf dieses Wiedersehen wirklich wartet, und der andre ist weit weg, zu weit, um kommen zu können — viel zu weit. Was dann?«

Die bunten Lichter eines Dampfers blühten in der Tiefe auf. Man hörte eine Glocke und das Rauschen des Wassers in heftig pflügenden Rädern.

Der Mann sah das Gesicht des Mädchens nahe, weiß in den Schatten, die Augen voll dunkler Frage, den stolzen Mund weich und sehnsüchtig. Der neigte sich ihm zu, er fühlte ihn zag und doch heiß auf seinen Lippen und war niedergestiegen in die Nacht.

»Minna, liebe Minna —« vernahm ihn das Mädchen, wie er noch einmal aus dem Dunkel her innig grüßte. Ein Schritt ging fern und ferner, eine Landungsbrücke ward ausgerollt und wieder eingezogen — Wasser rauschte auf, dann glitt der Dampfer davon, ward zu schwimmenden Lichtlein, und auch die versanken irgendwo in einer Bucht hinter dunklen Hügeln.

Das Fräulein auf Greifenstein spürte in diesen Tagen, wes Sprache es redete. Mit diesem Volke war sein Herz, und das mochte sich nicht verleugnen. Aber Nacht war das, was die Nachbarn schied, Wirklichkeit gewor-



den. Eine Grenze gab es, die sie bisher nie so empfunden. Hüben und drüben waren sie fröhliche Besucher gewesen, hatten einander manchen guten Sonntag geschenkt, ehrten sich um des guten Weines willen, den ein sonniger Hügel spendete, der Forellen wegen, die ein gesegnetes Bächlein reifen ließ, tranken den süßen Most in einer Landschaft, wo alte Erfahrung für die besten Birnen und Äpfel gesorgt hatte, und führten anderswo die Kinder in die Kirschen, wo sie sich ein schmutziges Mäulchen holen konnten. Da gab es ein Städtchen, wo sich zum Jahrmarkt alles Volk der Nachbarschaft mit einem neuen Gewand und frischem Schuhwerk versah, und die Jüngferlein gingen gar luftig über die Grenze und kamen, drei Jacken und Röcke übereinander, wie klaffende Dampfnudeln zurück, und die Zollwächter waren weltkundige, wohlwollende Mannen, klopften etwa einem gar zu stattlichen Fräulein auf die behäbige Rückseite und staunten über den Kirchweihspeck, der sich da im Laufe eines einzigen Tages angesetzt. Auch schauten sie wohl den Burschen, die gar schäbig gemustert gekommen waren und sonntäglich gekleidet heimkehrten, in den Rucksack, wo das alte Wams, ein fadenscheiniges Hemd und ein paar schwermütig vergangener Schönheit nachtrauernde Schuhe zusammengeknudelt lagen, und zupften mit zwei spitzen Fingern an einer Rolle stark duftenden Tabaks, von der ihr Eigner, nachdem er sich ein erstes Pfeiflein davon gestopft, verschwenderisch beteuerte, es sei nur Vorrat für die Reise. Wozu etwa ein kritisch veranlagter Zöllner meinte, ein Bauernmagen könne zwar etwas leiden, aber mit einem solchen Vorrat vermöge man die Lokomotive bis zur Endstation zu heizen. Worauf der Rucksack wieder sorglich verschnürt ward und sein Herr und Meister sich für etliche Monate an jeder Pfeife eines Tabaks noch deshalb besonders erlabte, weil er ihn ohne Abgabe über die Grenze gebracht hatte.

Heute aber gab es keine Straße, keine Brücke, wo nicht hüben und drüben Soldaten in Wehr und Waffe standen, und sich jeder, der einen Tritt vom einen zum andern Lande tun wollte, auf Herz und Nieren prüfen lassen mußte. Postschiffe gingen noch etliche. Die Segel- und Ruderboote, die Jachten und Schnellfahrer der Landhäuser an den Ufern indes lagen in den Häfen und Buchten; die Fischer mußten sich's gefallen lassen, daß auch durch den See eine Grenze ging, und keiner durfte darüber hinausirren, wollte er nicht von einer Wasserwehr aufgefangen und irgendwo zu einem hochnotpeinlichen Verhör eingeschleppt werden.

Minna sah das alles und vernahm davon, und ein Verlangen bedrängte sie, von Grenze und Sperre nichts zu wissen und zu spüren und hinauszusegeln wie in alten Tagen, wohin sie Wind und Welle führen mochten. Und dann wußte sie, an dem Sonntag, da der Freund in dem Kirchlein des weißen Städtleins drüben sein Amt antreten sollte, mußte sie dabeisein. Ach, es gab so viele junge Männer, die man noch zu Hause gelassen hatte, weil auch dort Hände nötig waren, mehr denn je. Und war es nicht auch eine schöne Notwendigkeit gerade in dieser schweren Zeit, eine Gemeinde durch eine Sprache, die zu allen Seelen redete, aufzurichten? Gewiß, so mußte man auch drüben denken. Und wann sie komme, so redete sich Minna zu, werde der Freund einen alten, müde gewordenen Meister ablösen, und unter seinen jungen Händen werde die Orgel jubeln und jauchzen und die Herzen mit himmlischer Stimme aufrichten aus der Not der Zeit, wie ein Gesang hinter den goldenen Toren der Ewigkeit her.

Der Sonntag war eitel Licht und Sonne, als sich das Fräulein, mit Brief und Siegel ausgerüstet, weiß gekleidet, einen leichten silberfarbenen Mantel auf dem Arm, einen breitrandigen Hut mit weißen niederfallenden Spitzen auf dem Goldhaar und ein altes zartes Gehänge mit Türkisen um den offenen Hals, nach Mittag auf den Weg machte, sich als einziger Reisender auf dem schönen Postdampfer einer Fürstin gleich dünken konnte und doch banger und banger ward, als das Städtlein näher und näher vor ihm aufstieg. Umkehren hätte es mögen, nur um in der Ungewißheit bleiben zu können. Aber der Dampfer furchte weiter die Flut. Ein Tau wurde ausgeworfen, eine Brücke ausgerollt, und Minna schritt hinüber, ließ ihren Passierschein prüfen und stieg ein Gäßlein hinan, wo sie einen Gasthof kannte, der hinter einer alten Römermauer ein üppiges Gärtlein hegte. Dort wartete sie auf die Stunde, da der Freund zum erstenmal sein Amt in dem Kirchlein üben sollte, und mochte nicht fragen, ob man heute den Einzug des neuen Organisten feiere.



Der Glockenklang stand plötzlich über dem Garten. Minna erschauerte vor dem Dröhnen des Erzes bis ins Herz und mußte doch dem Geläute nachgehen. Eine schöne aufrechte, weißhaarige Frau, schwarz gekleidet, stieg inmitten einer Schar weißer Mädchen, wovon eins einen Lorbeerkranz trug, die Kirchtreppe hinan. Sie lächelte Minna zu, als die leicht grüßte, und winkte ihr mit den Augen, daß sie sich neben sie setze. Dann sah das fremde Fräulein, wie das Mädchen mit dem Lorbeer auf eine Tafel zuschritt, die von einem Kranze von Kerzen beleuchtet war, und ihn an einem Engelchen aufhing, das darunter schwebte. Und Minna las:

> Den Heldentod für das Vaterland starb als erster unsrer Gemeinde Hans Ulrich, des Alters fünfundzwanzig Jahre. Gott wird ihn eingehen heißen in Seine ewige Seligkeit, und alle, die nach ihm ihr Leben für die Heimat lassen. Ehre ihrem Andenken. Friede den nachgeborenen Geschlechtern.

Das Fräulein las den Namen wieder und wieder, flüsterte vor sich hin: »Hans, Hans!«, schrie auf, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte herzbrechend. Und dann war ein Weinen in der Kirche, und nur die alte Frau neben Minna lächelte. »Sei getrost, Kind,« mahnte sie. »Ich bin seine Mutter, und mein Einziger war's. Aber wir brauchen viel Tränen, so lange wir leben, und müssen damit haushalten. Weine nicht, Mädchen.«

Die Orgel war erwacht, zag und zitternd stiegen einige Stimmen auf, wuchsen und schwebten hell über allem Leid. Und dann war ein einziger Triumphgesang des Lebens über den Tod in der Kirche, daß Gott alle Tränen trocke und wir in seinem Lichte in Ewigkeit wandeln. Und alle Not der Verlassenen ward zum inbrünstigen Gebet.

Da begann die Orgel droben ein neues Vorspiel, und die Mutter des Gefallenen schob Minna aus ihrem Gebetbuche ein Kärtlein aus dem Felde zu, und darauf standen Lied und Weise verzeichnet, die Minna von dem Geliebten zuerst vernommen. Und als die Orgel mit dieser Weise einsetzte, da wußte Minna um den Wunsch der Mutter. Während alles schwieg und lauschte, sang sie das Lied, und es war die süßeste Totenklage, die ein Mädchen je dem Geliebten hielt.

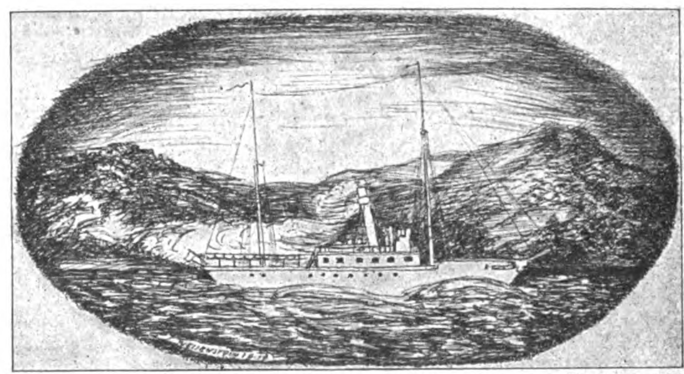
Sie stiegen im Dämmer ein Gäßlein hinunter, dem See zu, die Mutter und Minna. »Ich kenne dich, Mädchen — er hatte keine Geheimnisse vor mir,« erzählte die Frau lächelnd. »So stolz und schön hab' ich dich gedacht, und kein Töchterlein könnte mir lieber gewesen sein denn du!«

»Kommen Sie mit mir!« bat Minna, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. »Ich will Sie hegen und pflegen und Gott für jede Stunde danken, daß er mir eine Mutter gegeben. Kommen Sie — ich bin einsam.«

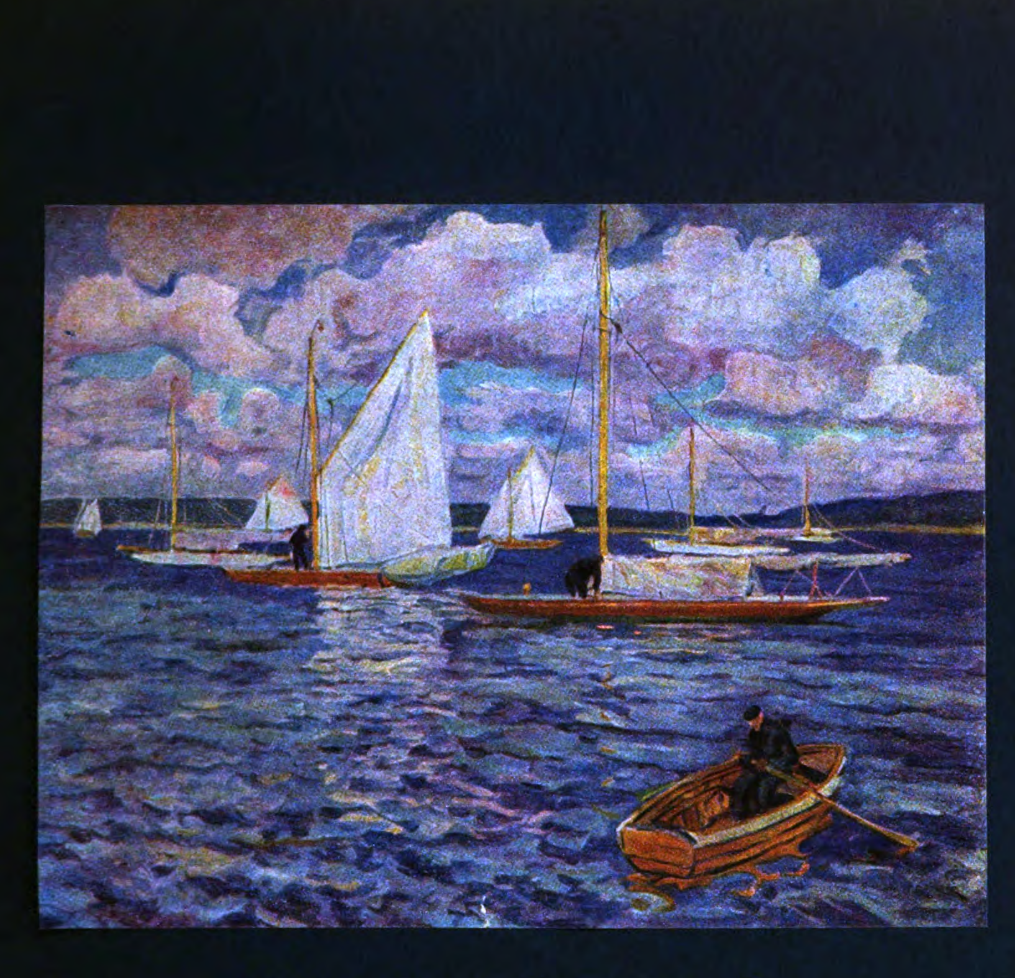
»So jung und schön, wie du bist!« lächelte die Mutter. »Deine Stunde wird kommen, und da wirst du lieben, was lebt und dich begehrt, und die Toten werden sein, was sie sind: ein Schatten auf den sonnigen Weg. Nein, du sollst leben, Mädchen!

Eine Glocke läutete vom See her. »Das Schiff, das dich in deine Heimat bringen will,« mahnte die Mutter. »Säume nicht, Kind — danke Gott, daß du weißt, wo du zu Hause bist. Lebe wohl, lebe wohl!«

Sie hatte Minna in die Arme geschlossen, geküßt und sah ihr nach, wie die weiße Gestalt unter den Lichtern des Dampfers hell aufblühte und leuchtend dahinschwand. »Gott segne dich, mein schönes, stolzes Mädchen, um deines Leides willen. Lebe wohl!«



Gez. von Walter Wellenstein



Philipp Frank: Stürmischer Tag

Das Reich der Frau

LII

Die Naturforscherin Amalie Dietrich

Von Marie von Bunsen

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begegnete man auf deutschen Landstraßen einer abgearbeiteten, dürftig angezogenen Frau aus dem Volke. Lederriemen um den frühzeitig gekrümmten Rücken, zog sie, zugleich mit dem Hunde, einen schwer bepackten Karren. Am Wegrand verzehrte sie ihr kärgliches Mahl, nachts schlief sie in irgendeiner Herberge, oft auf einer Schütte Stroh. Gleichgültig wäre man an ihr vorbeigegangen — wer hätte auch in ihr eine einziggeartete Persönlichkeit ahnen können? Es war die Naturforscherin Amalie Dietrich, eine Frau aus dem Volke mit weiblich-mütterlichen Instinkten, gleichzeitig aber auch eine Gelehrtenseele, vom Feuer der Wissenschaft angefacht, vom Forscherglück über die Alltagswelt emporgehoben. Sie steht allein für sich; weder bei uns noch in andern Ländern wüßte ich eine ähnliche Frau zu nennen.

Hart hatte das Leben sie angepackt. Obwohl sie erst in den Dreißigern stand, hätte ihr Gesicht keinen Blick auf sich gezogen; niemand hätte bei ihr schwierige Eheprobleme vermutet, und doch barg ihr Verhältnis zum Gatten seltsame Verwicklungen, die einen Ibsen hätten reizen können, denen aber Strindberg in seiner leidenschaftlichen Voreingenommenheit gegen das weibliche Geschlecht schwerlich mit der nötigen unbefangenen Feinfühligkeit hätte nachspüren können.

Amalie war die Tochter eines Beutlers, der, in einem sächsischen Landstädtchen wohnend, die Umgegend mit ledernen Börsen, Bällen und Taschen versorgte. Zärtlich wurde sie von der Mutter geliebt. Diese Empfindungswärme entwickelte ihr Gemütsleben, und der Konfirmationsunterricht gab ihr einen höheren Schwung. Im Walde sitzend, lernte sie lange Stellen von Zschokkes »Stunden der Andacht« auswendig, ihre gute Sprechweise fiel auf. Das anziehende junge Mädchen erhoffte sich mehr als das Werktagbehagen an der Seite eines ordentlichen Handwerkers; fände sie nicht einen Mann, zu dem sie als ihrem »Herrn« hinaufblicken könnne, wolle sie lieber gar nicht heiraten. Da erzählte man sich von einem »Hexenmeister«, der in der Oberstadt wohne, Molche, Kröten und Giftkräuter sammle, Zaubertränke aus ihnen koche. So schön könne er darüber reden, daß gelehrte Herren ihm zuhörten, und daß ein Knabe, seinen Beruf aufgebend, ganz betört ihm auf seinen Wanderreisen nachfolgen müsse. Bald darauf traf Amalie, Pilze sammelnd, im Wald diesen Zauberer, den Wilhelm Dietrich. Er weihte sie in die Naturwunder ein und fand den empfänglichsten Boden. Leicht erlag sie seinem Einfluß; nicht nur wirkten seine klugen blauen Augen, seine vornehmen Züge, er war überhaupt ein seltener Mensch, das Endglied einer ungewöhnlichen Ahnenreihe. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts hatte sich die botanische Leidenschaft bei den Dietrichs entwickelt, für die Universität Jena hatte der eine gesammelt, der andre gar für Goethe. Als Liebeswerbung schrieb Wilhelm Dietrich seiner Amalie nichts weiter als die Worte: »Dein Herz sei mein Herz.« Aufrichtig verkündete er seiner Braut, was er ihr zumute: Arbeit und Entbehrungen, unbedingte Hingabe an seinen Beruf. Traurig verlief die Ehe, doch beruhte sie ursprünglich auf echter Neigung. Seinen gelehrten Verwandten war die Handwerkertochter zu gering; ein so dürftig aussichtsloser Schwiegersohn erschien den ehrbaren Brauteltern unerwünscht, aber die beiden Menschenseelen hatten sich gefunden und ließen nun nicht mehr voneinander ab.

Rasch lernte Amalie sich ein, war ihrem Manne eine geschickte, gelehrige Helferin beim Sammeln und Trocknen, war überselig, als er ihr während einer Reise eine Giftpflanzen-Zusammenstellung selbständig übertrug. Doch war sie nicht die einzige, die seiner Rattenfänger-Anziehung verfiel. Als er sie betrog, machte die leidenschaftlich Empfindende sich auf, reiste mit ihrer kleinen Tochter Charitas unter allen erdenklichen Schwierigkeiten nach Bukarest zu ihrem Bruder und blieb dort ein ganzes Jahr. Hier wurde sie, die Gefühlvolle, zum innerlich selbständigen Menschen, befähigt, den Daseinskampf aufzunehmen.

Aber sie kehrte, alles vergebend, zum Gatten zurück. Seine Verhältnisse hatten sich nicht gebessert: mit selbstloser Begeisterung sammelte er wie zuvor und erwarb sich durch den Verkauf der Präparate ein kümmerliches Brot. Das Ehepaar wanderte zu Fuß umher, noch immer ordnete sie sich ihm demutsvoll unter; ihm, dem Gebildeten, konnte nicht zugemutet werden, sich mit dem Tragkorb zu schleppen, das tat *sie*. Vier Monate lang durchzogen sie so Mitteldeutschland. Wissenschaftler, Schulen, Apotheken wurden aufgesucht, Amalie lauschte stumm und beglückt den gelehrten Gesprächen; ungewöhnlich begabt, vom Lehrtrieb erfüllt, erwarb sie sich Kenntnisse und Bildung. Dome, Galerien und Museen wurden fleißig vom verstaubten Fußwandererpaar aufgesucht; solche geistigen Freuden und Naturschönheiten waren die einzigen Erholungen dieser Frau mit dem müden und wunden Rücken. Auf der nächsten Reise nach Böhmen und Galizien bedienten sie sich eines Hundekarrens, an dem Amalie mitzog; auch unternahm sie von nun an Reisen

allein (ein in Dietrich verhexter Jünger hatte sich wieder eingefunden und war glücklich, den Verehrten für sich zu haben). Aus diesem Wanderleben berichtet ein Brief vom Juli 1858, an Amaliens Bukarester Bruder gerichtet, der ihr Hilfe angeboten hatte.* »Ein Zurück gibt es nicht, auch nicht zu Dir, trotzdem ich bei Euch in bequemen und geschützten Verhältnissen lebe. Wir müssen reisen, das wußte ich, als ich zurückkam, auch, daß ich die Last durch die Länder schleppen muß. Ich habe mich selbst dazu erboten. Der Hundewagen bietet den Vorteil, daß wir viel mehr unterbringen können als im Korb, aber es ist ein schwerfälliges Vorwärtskommen, selbst wenn Wilhelm dann und wann schiebt. Du fragst erzürnt, weshalb denn nicht Wilhelm trägt? Habe ich Dir denn nicht oft genug erzählt, daß Wilhelm ein feiner, gebildeter Herr ist, der einen zarten Körper hat? Er kann es nicht, ich kann es; und da wir so arm sind, wüßte ich keinen andern Ausweg. Denke nicht, daß Du uns Geld schicken sollst, Wilhelm ist sehr stolz, er verhungerte lieber. Der äußere Mensch darbt, das gebe ich zu, nicht der inwendige. Lieber Karl, was erlebe ich alles! Bücher könnte ich damit füllen, wollte ich Dir die Eindrücke schildern oder die Gespräche wiederholen, die ich höre oder an denen ich teilnehmen darf. Das ist das Schöne an unserm Beruf: er führt uns immer mit gebildeten und gelehrten Leuten zusammen ... An meinem Hektor habe ich einen treuen Reisegefährten, durch die einsamen Wanderungen habe ich mir angewöhnt, mit Hektor zu sprechen, als wäre er ein Mensch. Wenn wir nun stundenlang, ohne uns Ruhe zu gönnen, ohne die mindeste Erquickung uns abgeplagt haben, steht er plötzlich still, sieht mich keuchend, vorwurfsvoll an. Er tut mir dann so bitter leid, und ich sage, während ich ihm das Fell streichle: Du weißt doch, wenn ich etwas habe, teile ich es, ich habe auch Hunger und Durst, ich bin auch müde, aber es nützt doch nichts. Komm, mein alter guter Kerl, zieh an! ... Es ist vorteilhafter, wenn ich allein reise, und Wilhelm arbeitet zu Hause, als gebildeter Herr kann er sich nicht so behelfen, wie ich das kann. Wenn nur Wilhelm so wäre wie in den ersten Jahren! Immerhin hat er wenigstens Anerkennung für meine Fortschritte ... Vorigen Sommer habe ich eine Fußwanderung in die Salzburger Alpen gemacht ... Da der Apollo, so heißt der Schmetterling, besonders auf dem Untersberg vorkommen soll, bin ich da hinaufgeklettert. Beschreiben kann ich Dir das nicht alles. Wenn aber die wunderbar schöne Welt zu meinen Füßen liegt, dann mache ich mir Vorwürfe über all die kleinlichen Sorgen.«

Von einer ihrer Reisen, die sie mit vielen Gelehrten zusammengeführt hatte, zurückgekehrt, fand sie ihren Mann entrüstet und erschüttert, als sie ihm klarlegte, seine wissenschaftlichen Ansichten gälten jetzt für veraltet, das Linnésche System wäre überwunden. Amalie war aneignungsfähiger als er; die beiden konnten sich weniger als je verstehen.

Während einer überaus mühseligen Hundekarren-Wanderung in Belgien und Holland erkrankte Amalie und lag in einem Hospital auf den Tod. Als sie endlich zurückkehrte, stand die kleine Wohnung leer, Mann und Kind waren davon. Dietrich hatte die Gattin für tot und verschollen erachtet, mit krasser Herzlosigkeit schickte er die kleine Tochter fort und wurde Hauslehrer bei einem Grafen auf dem Land. Mutlos gab er den Kampf um sein Lebenswerk auf, verlangte nur nach einem Ruhehafen. War die Dietrichsche Rasse durch diese vielen Generationen rastlos wirkender Natursammler erschöpft? Amalie mit ihrem unverbrauchten roten Blut machte entschlossen den Strich durch ihr Dasein, legte den Ehering auf den Tisch und verließ den Mann. Die Kleinstadtnachbarn rieten dringend, sie solle »der Landel-Rieke ihren Grünhandel« übernehmen. Amalie Dietrich aber blieb sich selbst treu, sorgte für ihr Kind und arbeitete weiter.

Nicht lange darauf, 1862, kam der Umschwung. In Hamburg gelangte Amalie an einen feingebildeten Kaufmann, Dr. H. A. Meyer. Er und seine Gattin erwärmten sich für diese merkwürdige, rührende Frau und empfahlen sie an den großen Godeffroy. Dieser »Fürst der Südsee« begeisterte sich für Naturwissenschaft, ließ in den Südseeländern für sein Museum sammeln — vielleicht würde er sie anstellen? Empfehlungen waren notwendig; sie erbat sich solche, und die in der Heimat von den erzbergischen Kleinbürgerinnen Verlachte und Verspottete las schluchzend vor Erregung den Brief, den ihr ein namhafter Gelehrter für den Großmächtigen schrieb: »Frau Dietrich ist mir als tüchtige Botanikerin bekannt. Sie hat für ihren Beruf eine ungewöhnliche Begabung, einen scharfen, gutgeschulten Blick für alles, was die Natur bietet, und eine große Sicherheit im Bestimmen des gesammelten Materials. Auf ihren weiten und meist sehr beschwerlichen Reisen hat sie stets große Ausdauer und Tapferkeit bewiesen. Ich kann ihr nur wünschen, sie möge eine Fähigkeit finden, wo ihre große Begabung die rechte Betätigung findet.« Hierauf wurde der Vertrag zwischen ihr und dem Senator Godeffroy abgeschlossen: unter den günstigsten Bedingungen sollte sie in Australien und Polynesien für ihn forschen und sammeln.

Liebevoll sorgten die Hamburger Freunde für die Tochter; bei guten Menschen fand diese ein Heim, sollte als Erzieherin ausgebildet werden. Auf das sachgemäßeste wurde die wissenschaftliche Ausrüstung besorgt. Amalie reiste zu ihrem Manne, erzählte von ihrem Glück, dankte ihm, dem Anreger und Lehrer. Er konnte und wollte

* »Amalie Dietrich« von Charitas Bischoff.



das Gehörte nicht glauben, Bitterkeit überkam ihn. Sie, die Frau, die Beutlerstochter, erhielt den glänzenden Auftrag! Was ihm, dem Manne, dem aus altem Botanikergeschlecht Entstammten, als das Begehrenswerteste der Welt erschienen wäre, fiel ihr, die ihm jahrelang den Hundekarren gezogen hatte, nun in den Schoß! Er war der Genialere der beiden, sie die Stärkere, die Reinere; zärtlich, mütterlich bewegt, nahm sie auf immer von ihm Abschied.

Unter den besonderen Schutz des Kapitäns gestellt, fuhr nun auf einem der Godeffroyschen Schiffe die ehemalige Landstraßenwanderin als Reisende erster Klasse nach dem fremden Erdteil. Von ihrem Wirken zeugen die jetzt der Stadt Hamburg gehörenden Sammlungen, von ihrem Leben und Arbeiten da draußen erzählen Briefe an ihre Tochter.

»Bis meine Sachen kamen,« heißt es in ihren Aufzeichnungen, »wohnte ich bei einer Squatterfamilie, dann richtete ich mich mit meinen Kisten und Decken und Tonnen ein ... Mit einem wahrhaft feierlichen Gefühl rüstete ich mich für meine erste Sammeltour im neuen Erdreich ... Ich mußte mich immer fragen: Bin denn ich das, die hier so allein im australischen Wald umherwandert? ... Neu ist ja alles, und eine Fülle von Material wächst einem hier entgegen ... Ich unternahm eine Fußwanderung von 25 Meilen. Das Land war gebirgig, ich hatte über totes, steiniges Geröll zu wandern, und nur selten wurde die Einöde durch ein Myrtenwäldchen oder durch einige Eukalypten belebt ... Rockhampton. Die Hitze ist hier unerträglich, dadurch aber eine Üppigkeit der Vegetation, daß mir buchstäblich alles über den Kopf wächst. Oh, du kannst dir keine Vorstellung machen, wie hier alles wächst und reift! Unter Riesenbäumen Farne, unter denen ich ganz verschwinde, und mir wird manchmal ganz angst, wenn ich mich zwischen üppigen Schlingpflanzen, Farnen und Gesträuch hindurcharbeiten muß. Große Orchideen hängen an fast unsichtbaren Fäden von den Bäumen herunter; sie sind so wunderbar geformt, sie haben so schöne Farben, und sie sehen mich so geheimnisvoll an, daß meine Hand sie nur mit einer gewissen Scheu pflückt ... Furcht habe ich nicht, Gott kann mich hier gerade so gut schützen wie zu Hause. Die Unbequemlichkeiten, die mir die Hitze und die Moskitos bereiten, vergesse ich leicht über das unendliche Glücksgefühl, das mich beseelt, wenn ich auf Schritt und Tritt Schätze heben kann, die vor mir keiner geholt hat. Kein König kann sich so frei und glücklich fühlen wie ich; mir ist zumute, als hätte mir Godeffroy den ganzen großen Erdteil zum Geschenk gemacht. Mir fehlen die Worte, dir den Reichtum zu schildern, der mir auf jedem Gebiet entgegentritt.«

Auf Ochsenkarren fährt sie dann wochen- und wochenlang in die Einöde, um ein Jahr lang in einer abgelegenen Ansiedlung inmitten von Wasservögeln und Papua-Eingeborenen zu verbringen. Sie legt Raupenzuchten an, um tadellose Exemplare zu erhalten; es gelingt ihr, Papua-Skelette ausfindig zu machen. »Ich kann mich so sehr freuen, wenn Godeffroy mir seine Zufriedenheit ausspricht, das ist mir jedesmal ein solcher Sporn, ich weiß dann gar nicht, was ich alles für ihn tun könnte.« Von den Inselfahrten schreibt sie begeistert: »Eine Märchenwelt, üppige Tangen, zarte, feingeformte Algen, schöne Korallen. Oh, die Fische solltest Du sehen!«

Herzlich auf alles eingehend, wirkt sie der Sehnsucht der Tochter entgegen, ermutigt sie, stellt ihr das endliche Vereinigungsglück vor Augen. Manchmal allerdings reden die beiden in einer verschiedenen Sprache; daß die Tochter so gar keine naturwissenschaftliche Neigungen hat, ist dieser gelehrten Mutter schier unbegreiflich. »Es wird Zeit,« schreibt sie einmal, »daß ich bald nach Hause komme und Dich einführe in die Wunderwelt, in der ich mich bewege. Du müßtest ja eine lebendige Leiche sein, wenn Dich nicht höchste Begeisterung ergriffe bei dem, was ich erlebe.«

Dann war der Tag gekommen. Nach zehn langen Jahren sahen sich Mutter und Tochter wieder in die Augen. Amalie sagte: »Endlich keine Trennung mehr, so lange ich lebe.« Aber die junge Tochter hatte sich verlobt, der Traum sollte also niemals verwirklicht werden.

Amalie Dietrich lebte im Hause Godeffroy, arbeitete im Museum und wurde dann von der Stadt Hamburg am Botanischen Museum angestellt. Als in Berlin der Anthropologen-Kongreß tagte, ließ es ihr keine Ruhe: sie reiste hin. Die schlichtgekleidete alte Frau bat bescheiden, von einem Winkel aus zuhören zu dürfen. Dies erfuhr der Vorsitzende, Professor Neumeyer, ging ihr entgegen, führte sie an den Vorstandstisch und gab ihr dort einen Ehrenplatz.

Ungewöhnlich, fremdartig, schwer war ihr Leben verlaufen, ein friedliches, schlicht-erfreuliches Ende wurde ihr zuteil: auf dem Pastorat ihres Schwiegersohnes zu Besuch, umgeben von der Tochter und den Enkeln, schloß sie die mutigen, schönheitsfrohen Augen.





Zwei Gedichte aus Deutsch-Österreich

Herzvöglein, flieg! ...

Herzvöglein, flieg! Trag mich in letzte Bläue.
Mein Blut will Himmel. Müde war mein Schritt.
Ich ging in Not. Doch Staub ward, was ich litt,
Und fiel von mir, der ich mich nun erneue.

Fiel ab mit manchem, das ich mir erstritt;
Auf daß ich nimmer falsches Gut betreue.
Ich wurde arm und war es ohne Reue,
Sah lächelnd, wie das Gestern mir entglitt.

Nun heb' ich mich in ahnungsvolle Helle.
Die Luft ist von Demant. Demant ward Welle.
Tief unter mir ist Nacht, der ich entstieg.

Ich höre nimmer ihres Wunsches Klagen
Und höre mich erlöste Worte sagen
In seligem Verzicht. — Herzvöglein, flieg!

Alfred Grünewald

Aberglaube

Erste Sonne. Vom Himmel
Ein kleines blaues Stück.
Ein Schornsteinfeger, ein Schimmel,
Glück, liebes Glück!

Pickende, schnäbelnde Tauben
Gurren von Heim und Nest.
Lieblichen Aberglauben
Halte ich fest.

Ob tausend Wünsche entglitten
Jäh meiner Hand,
Ich bin auf dem Schimmel geritten
Über Wolken und Land.

Hätte auch alles gelogen,
Trügender Schein,
Ich bin mit den Tauben geflogen
Einmal in den Himmel hinein.

Robert Hohlbaum







Perlen im Haar

Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. C. Kosel in Wien



Der Flieger im Wolkenspiegel

Eine Luftschmugglergeschichte aus jüngster Zeit

Von Karl Schoßleitner



Es war kein rechtes Flugwetter, dafür aber schien die Gelegenheit um so günstiger, möglichst rasch und unbemerkt in den trüben Himmel zu verschwinden, ohne daß jemand erkennen könnte, wohin.

Bela Szamos trug die Beute in einem schwarzledernen Beutel unter seiner Fliegerjacke, mit einer Schnur um den Hals gebunden. Die »kommissionelle« Öffnung der Schrankfächer hatte reichen Ertrag gezeitigt: Perlen, Edelsteine, Goldschmuck. Ihm allein waren Werte von zweieinhalb Millionen Kronen durch Enteignung zugefallen. Keine Kleinigkeit für einen, der sonst mit wenigen Hundert zu rechnen hatte.

Immer ferner, undeutlicher, schattenhafter wich das Flugfeld unter ihm in die Tiefe. Bald war es von Nebel und Wolken verschluckt. Er stieg höher empor durch graues dämmerndes Gewoge, geschieden von der Welt und Ofenpest durch dichte verhüllende Schleier, fühlte sich aber noch immer nicht geborgen und sicher.

Würde er rechtzeitig Wien erreichen? Vielleicht kreuzten schon fliegende Sperrpatrouillen an der ungarischen Grenze? Wer konnte es wissen! Er spähte ringsum: nichts zu sehen. Nur unheimliche Schatten der eignen Tragflächen geisterten über die Wolkenbänke. Das Flugzeug zeichnete sich in der Nähe überlebensgroß ab und völlig erkennbar. Aber das Himmelslicht fahlte so schwach und unwirklich gelbgrün, daß es den Flieger unmöglich bedünkte, Schatten zu werfen.

Der Pilot hielt das Höhensteuer eng an sich gezogen und stieg jäh empor, daß er fast rücklings über den »Schwanz« abgerutscht wäre. Trotzdem verblieb er in derselben Steigung, um nur endlich herauszukommen aus den feuchten wässerigen Schichten mit der unheimlichen Belebtheit.

Mählich wurde es heller. Er erreichte freundliche Höhen. Engelhaft schwebend und lieblich glitten duftige Wolkenflocken und zarte Schleier vorüber, weißgleißend durchleuchtet, und beflaggten so rührend ahnungslos mit Friedenswimpeln und Unschuldsfahnen sein lichtscheues Fliegen.

Er blinzelte mit zugekniffenen Augen, geblendet vom Sonnenglanz, und kam sich so bloßgestellt vor, daß er am liebsten wieder in die düsteren Niederungen hinabgetaucht wäre. Das anklagende Licht der Höhen erregte seine Unruhe noch mehr als die dämmernden Wolkengespenster der Tiefe. Es fehlte nicht viel, daß er die Herrschaft über seine Maschine verloren hätte.

Was war das auf einmal? Der brenzlige Geruch, die Hitze? Er wird es plötzlich gewahr: die Jacke ist angebrannt ... Flammen schlagen aus der Spritzwand. Eine Selbstzündung? ... Wird der Benzintank explodieren? Er fühlt sich blaß werden ... Keine Zeit, zu überlegen! Auf!

Der Flieger schnellt empor, so behend es seine Vermummung erlaubt, krabbelt vorwärts, turnt sich weiter bis zur Rumpfverschalung. Seine Hände haben den Benzinhahn abgesperrt und die Spule der elektrischen Vorzündung ausgeschaltet. Offenbar in Reflexbewegung. Ohne Bewußtsein der Tat. Er spürt nur, wie das Flugzeugende hochgeht und der Motorkopf sich senkt ... Macht es wirklich so viel aus, daß er nicht mehr rückwärts sitzt? Daß der Rumpf um sein Gewicht erleichtert wurde und der Mensch den Vogelkopf beschwert, auf dem er reitet, mit dem Rückenteil voran ...? Oder hat er beim Erklettern doch den Steuerknüppel mitgerissen und nach vorn gedrückt?

Er stürzt weiter ... immer steiler ... senkrecht in die Tiefe ... wirbelnd in Spiralen ...

Wie die Kälte brennt! Er müßte steif gefrieren, wenn sein Blut nicht siedend heiß Herz und Hirn durchglühte.

So beschleunigt saust er durch die Luft, daß sie förmlich aufklatscht. Mit vorgestreckter Nase müßte er ersticken durch den Luftstrom, doch er fängt mit seinem pelzwattierten Rücken allen Wind, rund gekrümmt, Mund und Nase im gedeckten Abfluß.

Das Bewußtsein mehrt sich wieder, klärt sich, fordert zur Entscheidung auf. Soll er seine Arme lösen und für sich allein, in die Erde eingebohrt, zerschmettern, oder, treu mit seinem Vogel bis zuletzt vereint, zerschellen? Will der Sturz kein Ende nehmen?

Krampfhaft krallt er seine Finger in die Drahtverspannung, drückt den Kopf hindurch und späht: immer flattern noch die Steuerflächen — weiße Wimpel über ihm ... mit Todeskreuzen — vom erhöhten Schwanz des Flugzeugrumpfes.

Feuerbrände? Flammenzungen? — Nichts zu sehen!

Langsam zwängt er seinen Körper durch die Baldachinverstrebung, überschaut den Polstersitz, den Benzintank, sieht die inneren Wände ... feucht und naß, von Benzin durchtränkt ... aber keine Flammen, nicht die Spur von einem Funken —: der zweitausend Meter tiefe Luftsturz hat das Feuer ausgeblasen. Durch ein Wunder.

Klug sein! Handeln! jauchzt sein Herz ... Nun bewähre deine Geistesgegenwart!

Mäßig und behutsam rührt er an das Steuer, zieht es von der Spritzwand ab, sieht zum stehenden Propeller, sieht zum Flugzeugende, das sich mählich senkt. Neue Hoffnung steigt zum Herzen.

Sachte und mit aller Vorsicht windet er sich





um den Knüppel, steht dahinter, sitzt schon in den Polstern, schnallt sich fest, nimmt das Steuer völlig auf ... Der Vogel gleitet wagerecht durch den Himmelsraum ...

Welches Glück! In letzter Stunde dem gewissen Tode des Verbrennens zu entrinnen. Wie beschützt von vielen guten Geistern. Eine fromme Regung mahnt zum Dankgebet für wunderbare Rettung. Irgendeine Stimme raunt von irgendwo: Verzichte auf den Raub, kehr' heim, versuche Gott kein zweites Mal! Bereite dich zur Landung, sei zufrieden, wenn sie noch gelingt, und hetze deine Nerven nicht zum Äußersten!

Stärker aber lockt die andre Stimme: Willst du nicht die nahe Grenze überspringen und die Beute sichern? Rette die Millionen!

Wie im Banne der geraubten Schätze stößt er jäh das Steuer weit von sich und drückt es vor, wagt es wirklich, stellt den Vogel nochmals auf den Kopf, gibt ihm Gas, so viel er kann, und schaltet ein, daß die Funken in das Explosionsgemenge springen.

Es gelingt auch dieses Wagestück: der Propeller ruckt ein paarmal, hilflos, zappelt stärker, dreht sich, wirbelt schon geschwinde Kreise ... und ist unsichtbar geworden, nur mehr eine glasig helle Scheibe, blaß erschimmernd, unwirklich und körperlos; doch geheimnisvoll begabt mit ungeheuren Kräften, reißt er die Maschine wieder auf, zieht nach vorne, steigt empor ...

Wird jetzt der Benzinbehälter wieder Feuer fangen und das Flugzeug brennen? Mag es enden, wie es will! Es gilt die Schätze retten oder selbst zugrunde gehen!

Alle Stimmen überdröhnt der Motor, knatternd angesprungen.

Oh, es wird noch alles glücken, hofft der Flieger, seine wunderbare Rettung peitscht ihn weiter.

Wieder flitzt er durch die Tücke der gespensterhaften Atmosphäre, der er früher höher steigend ausgewichen war. Aber jetzt muß er in ihr verbleiben: die Benzinuhr zeigt so tiefen Stand, er muß Betriebsstoff sparen, fliegt mit Halbgas, unverwandt nach Westen.

Noch vom Sturz in allen Nerven fiebernd, gibt er nur mehr auf den Motor acht, auf die Leitungsrohre, den Benzintank, wie besessen.

Spät erst merkt er, daß im Sturz die Knöpfe seiner Jacke abgerissen sind und der Beutel nun frei zutage hängt, allen Späherblicken preisgegeben. Ringsum fühlt er sich bedroht von vielen Neidern, die ihm folgen, die schon auf ihn lauern, die Kleinodien zu erjagen. Wenn auch jetzt im Augenblick noch unsichtbar, können sie im nächsten schon erscheinen.

Ihn befällt die zitternde Erregtheit feindlicher Begegnung. In die Ferne starrt er nach den beiden feinen Strichen mit dem dunklen Pünktchen in der Mitte, nach dem dicken Motorkopf mit den beiden Flügelpaaren, sieht ihn wachsen, mählich größer werden und dann wiederum verschwinden ... wie ein Spuk verschluckt.

»Komm nur,« schreit er in die Leere, »trau dich nur, zögere nicht länger!«

Gier und Hohn verzerren sein Gesicht. Er bedünkt sich wohlbewehrt und vorbereitet, weil er sein mechanisches Gewehr montiert weiß, weil er selbst Phosphorpatronen in die Gurten der Maschine gestopft hat.

Wie zur Probe schickt er eine kurze Serie in die Luft: stockungslos folgt Schuß auf Schuß.

Gegenüber taucht auch die Erscheinung wieder auf, plötzlich nah vor einer blanken, glatten Wolkenwand, nimmt geradeswegs den Kurs auf ihn, scheint auch Probeserien abzugeben mit derselben Mordmaschine — wie ein Spiegelbild.

Wechselnd überläuft es Bela Szamos heiß und kalt ... Es wird schwer sein, sich zu behaupten, dieser andre scheint ihm überlegen; jähe Furcht, zu unterliegen, würgt beklemmend ...

Gott sei Dank, der Gegner schwindet wieder in das Ungewisse ... Doch gleich ist er wieder da, schon viel näher, schießt nicht mehr, wirft sich mit der Luftmaschine in die Flugbahn — — es besteht kein Zweifel: er wird ihm entgegenprallen, rasend Flugzeug gegen Flugzeug rammen, wahnsinnstoll. Ist der andre verrückt geworden, oder sehen die eignen Augen nur gespenstische Phantome?

Kräftig tritt der Ungar in das Seitensteuer, winkelt die Verwindungsklappen steil und jäh, daß der Vogel seitwärts springt und sich wendet.

Darauf atmet er befreit, glaubt für Augenblicke freie Bahn, reißt die Ohrenklappen auf, sein Gehör zu prüfen, ob es auch den Lärm des zweiten Motors wahrnimmt; doch er kann nur das Geräusch des eignen hören.

Die Ohrenklappen seiner Mütze flattern zuckend, schlagen klatschend an die Schläfen oder steilen steif gebläht im Wind ... Wieder ist der andre da, äfft ihn täuschend nach, trägt jetzt plötzlich schwarze Hörner auf dem Kopfe, die schreckhaft drohen wie eine Teufelsfratze.

Der Gehetzte wirft sich nach der andern Seite. Doch der rächende Verfolger säumt nicht einen Bruchteil von Sekunden, bleibt ihm gegenüber ... Augenblicklich muß der krachende Zusammenprall erfolgen, eingehüllt in Rauch und Feuer.

Mit verruchter Grausamkeit, die Folterqualen klug berechnend hinzudehnen, hält der Teufel inne, lauert in den Wolken, schier bewegungslos, immer hart vor seinem Opfer.

Das versucht die letzte Rettung, den Verfolger loszuwerden, reißt die Schnur vom Hals und hält den Beutel weit hinaus zur Bordwand, wie ein Lösegeld, winkt hinunter, glaubt noch wahrzunehmen, wie der andre wieder winkt, und wirft den Schatz unter sich hinab, blickt ihm nach, wie er sinkt und tiefer stürzt.

Er getraut sich nicht mehr aufzuschauen, sucht blindlings in den bösen Feind hineinzustoßen ...



Es vergehen Sekunden qualenlanger Dauer.

Da erhebt er doch den Kopf — und erblickt weithin und ringsherum nur Leere.

Wo verblieb der andre? Fern entschwunden ...

Wütend stürzt sich der Geprellte auf den Schatten, der sich ihm höhnisch blasser werdend entzieht. Rache will er üben und ihn rammen, selber zum Verfolger umgewandelt, pfeilt er geraden Flugs drauflos, sieht auf einmal ein ganz deutliches Gebilde, braust hinein — und muß erkennen, wie das Luftgespenst trügerisch zerfließt ins Wesenlose. Nichts als feuchte Tropfen spürt er im Gesicht.

Und ist wiederum so bettelarm wie zuvor! Oh, es wäre so bequem, jetzt zu verzagen!

Doch er rafft sich noch ein letztes Mal zusammen: laß nicht locker, sei beharrlich, bleibe zäh! Vielleicht gelingt es noch, die Schätze zu erlangen und den Platz aufzufinden, wo sie auf die Erde niederfielen ... Säume keine Weile, steige tiefer ...

Diese Hoffnung überwindet sein Ermatten.

Eilig lenkt er erdenwärts und verläßt das Nebelmeer. Dämmernd schlägt gewelltes Wogen über seinem Kopf zusammen ... Gleich darunter grüßt ihn klare, helle, warmdurchsonnte Luft zu freundlichem Empfange. Wundervoll behaglich.

Neue Schrecken!?

Wieder grinst ein Spiegel, diesmal aus der Tiefe ... Ist die ganze Welt verhext? In allen Höhen und Gründen?

Gleißend malt sich jetzt das Abbild seiner Überlandmaschine in der glatten Fläche unbewegten Wassers. Säße er in einem Seeflugzeug, ihm wäre besser.

Wird das Ufer zu erreichen sein? Er hat längst das Fallbenzin eingeschaltet. Die Benzinuhr zeigt auf Null. Viel wird nicht vorhanden sein.

Unsichtbare Mächte wirken ihm entgegen. Deutlich spürt er, wie ihn etwas aufhält und nicht vorwärts läßt, daß er immer mehr an »Schuß« verliert und Geschwindigkeit verbraucht. So wird er genötigt, seine letzte Gasreserve zu verringern oder neuerdings das Steuer vorzudrücken.

Blieb er nur deshalb verschont vom Feuertode, um im Wasser zu ersaufen?

Der Höhenmesser zeigt 800, schielt zu ihm mit höhnischen Reflexen eines großen runden Auges, kühlen, mitleidslosen Glases.

In beständig abgekürzten Zeitenfolgen tippt sein Zeiger immerzu auf kleinere Zahlen: Sieben ... sechs ... und fünf ... Es ist zum Verzweifeln, denn die Rettungsufer liegen noch so weit.

Als das Land sich nähert, scheint es vollgespickt mit Häusern, überdacht von spitzen Giebeln. Aus den Zwischenräumen ragen Bäume, vielgezackt und stachlig oder scharfen Pfählen gleich, die sich ihm entgegenstoßen, um ihn aufzuspießen. Jämmerliches Ende!

Er möchte gern darüberspringen, opfert karge Spritzer Gas, wird um ein paar Meter in die Höhe gerissen, sinkt dann wieder unausweichlich, wenn er auch auf Vollgas stellt und den Hebel bis zum letzten Zahn hinausrückt. Kein Erfolg.

Der Motor rattert immer müder, außer Atem. Der Propeller überlegt sich fast schon seine Kreise, zappelt wie ein Mensch, der hilflos mit den Armen schlenkert oder seine Schultern hebt ... Dann steht er still, ruckweise ersterbend ...

Landen, landen ... mit verbrauchter Nerven- und verbrauchter Maschinenkraft!

Unbewußt gewohnheitsmäßig folgen Handbewegungen und Griffe, die Maschine steuert einer Wiese zu. Setzt sich nieder, sanfter als man glauben möchte, daß die Anlaufräder noch beginnen können, auszurollen, bis sie über eine kleine Bodenwelle stolpern: ein Maulwurfshügel bremst zu jäh den schweren Kopf; da lüftet sich der Schwanz, steilt empor und überschlägt sich, mit dem Rückenteil nach unten und den Räderfüßen in die Luft ...

Man hatte längst das Näherkommen und Niedergleiten des Fliegers wahrgenommen; von weit her waren die Leute herbeigelaufen, sie hatten den toten Vogel schon umgedreht und fanden das Opfer des unfreiwilligen Salto mortale noch immer an seiner Gurte hängend, die das Herausschleudern verhindert hatte. Vorsichtsvoll war der Körper in der Höhlung des Sitzes zusammengerollt, da konnte er vielleicht sogar ohne Gliederbrüche davongekommen sein. Man war eben daran, ihn genauer zu untersuchen und aus seiner Betäubung wachzurütteln.

Als er die Augen öffnete, sah er plötzlich einen Mann, der ohne viel Suchen vom Boden etwas aufgehoben hatte und den Fund hoch in die Höhe hielt: einen großen schwarzen Lederbeutel. Gierig griff der Gestürzte mit beiden Händen danach und wühlte seine Finger in die Lederhülle: sie war aber schon entleert bis auf wenige Goldmünzen. Da stürzten sich die Umstehenden über ihn, seine Taschen zu durchsuchen. Fanden aber keine Beute.

Man schleppte ihn zum Verhör.

Er führte wirre Reden von Millionen Gold und Edelsteinen, die er beutelweise aus der Luft herabgeworfen hätte ... für seine armen Landsleute zum Almosen ... aber der Teufel hätte alles an sich genommen, der ihn verfolgt habe ... er hätte ihn selbst nach der Landung noch einmal unter den Leuten auftauchen und die verstreuten Schätze zusammenlesen sehen.

Das wollte niemand glauben. Bis ein Eingeweihter, der noch einen leeren Beutel in Händen hielt, die Vermutung äußerte: Es wird einer von den Schmugglern sein, die das Volk berauben wollten, um für sich selber Beute zu machen. Als er aber keine Möglichkeit sah, über die Grenze zu kommen, hat er allen Raub über Bord geworfen.

Darauf erschlugen sie ihn. Liefen dann auseinander, zerstreuten sich über Fluren und Felder rings um die Landungsstelle, nach den Schätzen zu suchen ... viele Stunden ... tagelang ... in Scharen ... Vielleicht suchen sie noch heute ...





„Auf Wiedersehen!"

Eine Legende von Thomas Freiherr von Haerdtl

Mit zwei Zeichnungen von Karl Sterrer

Es hat ein Wort sich einst bei Gott beklagt,
Daß man so oft gedankenlos es sagt,
Und niemand weiß es recht mehr zu verstehen.
Die Menschen, wenn sie auseinandergehen,
Sie sagen sich's und denken nichts dabei.
Nur manchmal noch klingt's wie ein Schrei
Voll weher Angst, wie zager Hoffnungslaut.
Sein Klang war unserm Ohr zu sehr vertraut,
Wir sagten es beim Scheiden und beim Gehen,
Es klang alltäglich fast: „Auf Wiedersehen!"

So kam vor Gottes Richterstuhl dies Wort,
Und Gott, der Herr, er wies es düster fort:
Es würden Tage, würden Jahre kommen,
Die dieses Wort, das sorglos wir vernommen,
Zum reichsten Wort der ganzen Menschheit schüfen.
Und Sorge, Sehnsucht, Gram aus Herzenstiefen,
Sie würden es zu lautrem Gruße weihen,
Ihm seltnen Glanz und seltnen Ernst verleihen.
Und Gottes Stimme, die also entschied,
Klang tief und ernst und seltsam alt und müd'.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es kam der Krieg. Und jede graue Stunde
Erweckt dies Wort aus müdem Menschenmunde
Und macht es heilig, reich und inhaltschwer;
Nennt keiner mehr dies Wort gedankenleer.
Die Lippen, die den leeren Laut beleben,
Sie wurden schmal und bleich, sie lernten beben,
Und unser Denken füllt sein Sinn nun aus.
Schon mancher zog mit diesem Gruß hinaus,
Der folgte ihm getreu und allerwegen
Und sprach von Hoffnung, klang wie lautrer Segen
Aus frommen Herzen in die Seele nieder.
Und doch — — — er kam nicht wieder...
Drum wer dies Wort aus tiefstem Grund versteht,
Der spricht es leise, fromm wie ein Gebet.



Wilhelm Claudius: Lübecker Diele

Aus der Dezemberausstellung des Sächsischen Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse in Dresden



Abbild. 1. Amor und Psyche umtanzt von Nymphen. Tafelaufsatz zur Hochzeit der Königin Luise am 24. Dezember 1793. Von C. F. Riese nach dem Entwurf des Architekten Johann Christian Genelli
Großherzogliches Museum in Schwerin

Der Tanz in der Porzellanplastik der Berliner Manufaktur

Von Dr. Georg Lenz



ie jeder doch die Beine lupft! / Sich, wie er kann, herauszieht! / Der Krumme springt, der Plumpe hupft, / Und fragt nicht, wie es aussieht! Um so eifriger haben von jeher die bildenden Künstler sich darum gekümmert, »wie es aussieht«. Und mehr noch als die tollen Sprünge der Krummen und Plumpen, die der »Tanzmeister« in Goethes »Walpurgisnachtstraum« beobachtet, haben die urwüchsige Kraft der Bauerntänze, das graziöse Spiel der Gesellschaftstänze, der Pantomime und des Balletts, namentlich aber die freien Phantasien des Schautanzes gefeierter Tanzkünstlerinnen sie gefesselt und zur Darstellung verlockt. Welche unendliche Fülle von Bewegungsmotiven und Farbenimpressionen bieten sich dem Künstler, gleichviel, ob er dem schlichten Naturtanz folgt, der »in leichten Kreisen schreitend und auf Melodien gleitend« wohl der reinste Ausdruck menschlicher Daseinsfreude ist, oder der verführerischen Anmut des mit bewußter Koketterie ausgeführten geselligen Tanzes oder dem psychologisch vertieften Bühnentanz, der durch das rhythmische Spiel der Glieder innere Seelenregungen, Gedanken und Einfälle mannigfaltigster Art ausdeutet. Der Mensch, dies »allerbeweglichste und unerschöpflich biegsame Material«, wie ihn Oskar Bie, der Kunsthistoriker des Tanzes, genannt hat, entfaltet im Tanze wie in keinem andern Bewegungsspiel den ganzen Reichtum der künstlerischen Reize seines Körpers. Kein Wunder also, daß ein Streifzug durch die Geschichte der bildenden Künste von den »Tanzenden Mänaden« im römischen Konversatorenpalast bis zu den gemalten Balletteusen des Degas eine unübersehbare Reihe von meisterhaften Darstellungen des Tanzes vor Augen führt. In seiner plastischen Wiedergabe steht die deutsche Porzellanbildnerei des 18. Jahrhunderts an erster Stelle. Sie hat uns die puppenhafte Grazie des Rokokotanzes im gestickten Schoßrock und Krinoline, die Triumphe der Meister und Meisterinnen der »Pirouette«, des »Entrechat« und des »Jeté-battu« in bezaubernden Werken überliefert, die



Abbild. 2. Tanzende Türkin mit Schellentrommel. Berlin um 1767
Sammlung Bollert, Berlin

auf den Versteigerungen der letzten Jahre eine noch immer wachsende phantastische Bewertung erlebt haben. Das Porzellan mit seiner Bildsamkeit und Zerbrechlichkeit und seiner unverwüstlichen Farbenlust hat hier seine besondere Eignung für die künstlerische Darstellung der flüchtigen Bewegung und der schwebenden Leichtigkeit des Tanzes für alle Zeiten bewiesen. Und gerade in der Gegenwart fehlt es am wenigsten an mehr oder weniger gelungenen Versuchen, für das alte Thema neue Lösungen im Sinne der modernen Porzellankunst zu finden.

Auch im Formenschatz der Berliner Porzellanmanufaktur treffen wir viele Modelle, die dem Tanze in seinen mannigfachen Formen gelten und die neben dem oft nicht unerheblichen künstlerischen Wert zugleich ein kulturgeschichtliches Interesse haben, indem sie allerlei spaßige Erinnerungen aus den entschwundenen Zeiten, »als der Großvater die Großmutter nahm«, aufleben lassen. Ihren Reigen eröffnen die graziös tanzende »Türkin mit der Schellentrommel (Abbild. 2) und nächst ihr mit sieghaften Mienen in buntscheckiger Kleidung das vom Bildhauer Wilhelm Christian Meyer modellierte entzückende Pärchen »Hanswurst« und »Hanswurstin«, die den Lesern unsrer Zeitschrift bereits als »Berliner Typen« vorgestellt worden sind (Januarheft 1919, S. 491). Ihre kokette Pose läßt keinen Zweifel,

Abbild. 3. Tanzender Schäfer. Berlin um 1775
Keramische Sammlung der Berliner Porzellanmanufaktur

daß sie von ihrer Wichtigkeit selbst ganz überzeugt sind. Haben sie doch, aus der italienischen Stegreifkomödie übernommen, mit ihrem Witz und ihrem treffenden Spott sich auf der deutschen Bühne viele Jahrzehnte hindurch für die Volksbelustigung unentbehrlich zu machen verstanden. Und wenn Goethe sein Puppen- und Budenspiel »Hanswursts Hochzeit«, in dem, wie er in »Dichtung und Wahrheit« erzählt, »der gründliche Scherz bis zur Tollheit gesteigert ward«, zu Ende geführt hätte, wären beide gewiß unsterblich geworden. In Berlin waren es der Wiener Franz Schuch und seine Frau, die zuerst in einer Bude auf dem Gendarmenmarkt und später auf einem Hof in der Behrenstraße mit ihren Hanswurstiaden das Publikum begeisterten. »Wenn ich die Hanswurstjacke anzieh',« pflegte der sonst so hypochondrische Künstler zu sagen, »so ist's nicht anders, als ob der leibhaftige Satan in mich führe.«



Abbild. 4. Tanzende Schäferin mit Lämmchen. Berlin um 1775
Keramische Sammlung der Berliner Porzellanmanufaktur

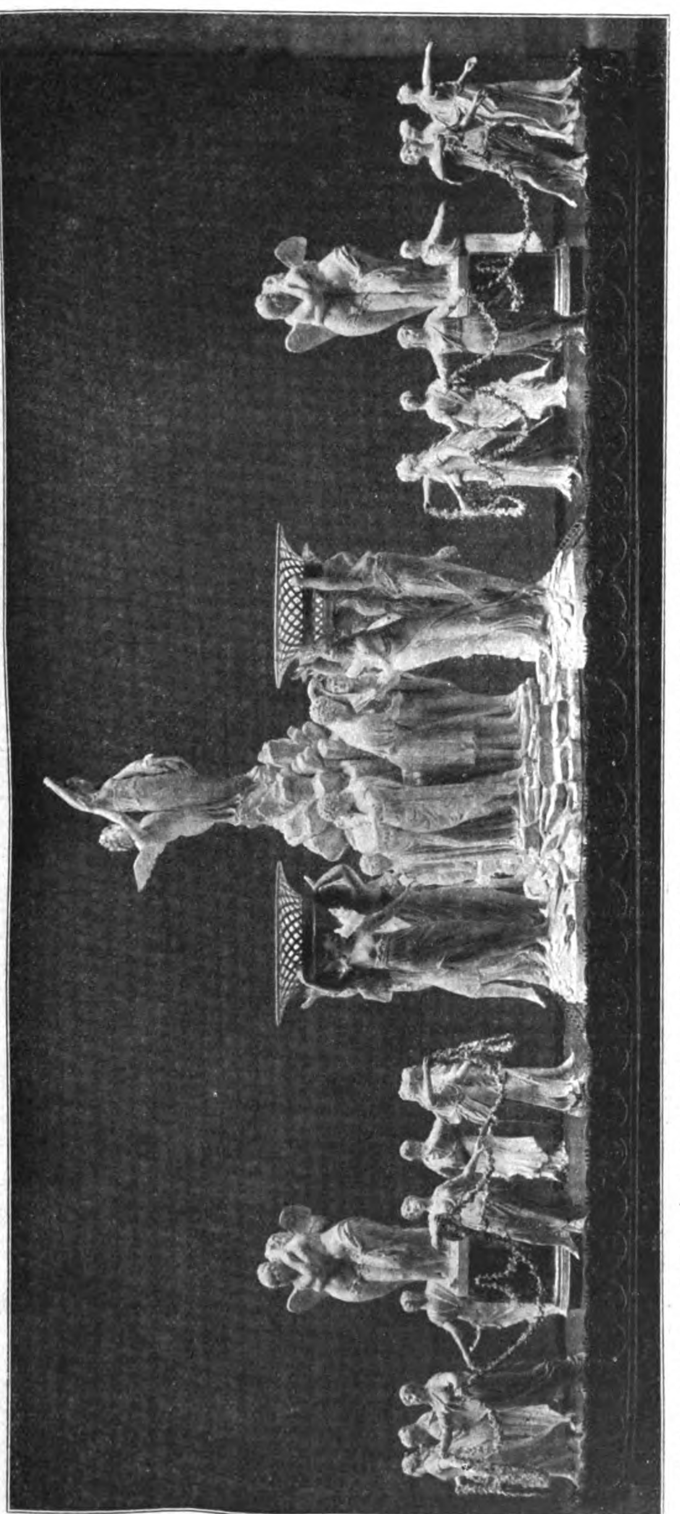
In der Rokokoplastik der Berliner Porzellanmanufaktur sind auch ihre italienischen Kollegen »Harlekin« und »Colombine«, die wiederum eine Welt von Heiterkeit und übermütiger Laune verkörpern, in originellen Tanzfigürchen mit der üblichen Kostümierung, Narrenkleid und Larve, vertreten. Sie sind die Hauptpersonen der **Commedia dell'arte**, deren Typen in keiner Porzellanfabrik jener Zeit fehlen durften und mit Vorliebe auch tanzend dargestellt wurden.

Den gesellschaftlichen Tanz der Rokokozeit vertritt in der Berliner Fabrik das ebenfalls von Wilhelm Christian Meyer modellierte elegante Paar »Kavalier und Dame«, das mit feinem Anstand und höfischer Grazie zum Menuett anzutreten scheint. Und neben diesen vornehmsten Typen aus dem Berliner Gesellschaftsleben finden wir tanzende Schäferpaare mit Hirtenstäben, Lämmchen (Abbild. 4) und Schäferhund, die uns

an die ländlichen Liebesfeste und Schäferspiele erinnern, in denen jene Zeit Erholung von dem Zeremoniell der städtischen Vergnügungen suchte und den Traum von der Insel Cythere verwirklichen wollte. Am flottesten ist unter ihnen der bekränzte Schäfer der Abbildung 3 aufgefaßt, der wie eine Illustration zu Goethes bekanntem Schäferlied aus dem Osterspaziergang im »Faust« erscheint:

Der Schäfer putzte sich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe! Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Abgelöst wurden diese Schäfertänze, die in den »Pastoralen« und »Divertissements« des Rokoko eine Hauptrolle spielen, durch das pantomimische Ballett des Klassizismus, das seine Stoffe gern der antiken Mythen- und Idyllenwelt entlehnt und strenge und zarte Bewegungen, schalkhafte Anmut, dezente Zurückhaltung an Stelle der pikanten Posen und des verführerischen Gehabens der älteren Schule forderte. Diese neue Richtung, für die das in der Zeit von 1790—1828 nicht weniger als 300 mal aufgeführte Ballett »Psyche« von Pierre Bardel besonders bezeichnend ist, wird in der Plastik der Berliner Manufaktur sehr glücklich durch einen Tafelaufsatz aus Biskuit-



Abbild. 5. Amor und Psyche. Hochzeitsgeschenk König Friedrich Wilhelms III. für die Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin 1801. Von C. F. Riese
Großherzogliches Museum in Schwerin



Abbild. 6. Die Tänzerin Vigano. Berlin 1797
Von C. F. Riese
Neuausformung

figuren veranschaulicht, der am 24. Dezember 1793 die Hochzeitstafel der Königin Luise und zwei Tage später die ihrer Schwester, der Prinzessin Friederike, schmückte (Abbild. 1). »An beiden Enden«, so lesen wir in einem zeitgenössischen Bericht, »stand diesmal aus Veranlassung der hohen Vermählung eine Gruppe, Amor und Psyche, die sich zärtlich küßten, auf einem Piedestal. Acht Nymphen tanzten in edler Stellung um sie her und trugen ein rosenrotes Bändchen, welches durch den ganzen Kreis flatterte und worauf folgende Verse standen:

Les Amans sont Epoux;
l'Amour rit, et la Paix
Va porter dans les cieux le serment qu'ils ont fait;
Remplissez notre espoir: fiers du titre d'amant
Ne vous croyez époux qu'au centième printemps.



Abbild. 7. Tänzerin. Gegenstück zur Vigano. Berlin 1806
Keramische Sammlung der Berliner Porzellanmanufaktur. Neuausformung

Auf dem Bändchen, das die tanzenden Nymphen am andern Ende trugen, stand:

L'Amour soumet la terre, assujetit les cieux,
Les Rois sont à ses pieds; il gouverne les Dieux,
Il est maître absolu; mais Louise aujourd'hui
L'emporte sur les Rois, sur le Dieu et sur lui.

Bei der zweiten Vermählung am 26. Dezember waren diese Verse mit folgenden vertauscht:

Vous croyez voir le groupe antique
De Psyche joint à l'enfant de Cypris —
Vous vous trompez: c'est là Louise
Avec l'aimable Frédérique.

Es fehlt leider jede Nachricht über den Urheber dieser überaus reizvollen Nymphen-Figuren, die mit ihren zierlichen Sprüchlein die der Antike nachgebildete Amor-und-Psyche-Gruppe umtanzen, und deren schlanke Formen den Geist des französischen Klassizismus atmen. Innerhalb der Kleinplastik jener Zeit ist jedenfalls schwerlich ein ähnlich graziöses Werk zu finden, das in so bezaubernder Weise ihre schlichte, vornehme



Abbild. 8. Bacchus mit Traube. Berlin 1794
Von C. F. Riese
Besitzerin Frau Elise Paulus in Berlin



Abbild. 9. Bacchantin mit Tamburin. Berlin 1794
Von C. F. Riese nach Rehbergs »Attitüden der Lady Hamilton«



Abbild. 10. Tanzendes Bauernpaar. Berlin 1909
Von H. Schwegerle. Berliner Porzellanmanufaktur

Kultur zum Ausdruck bringt. Und gerade als Huldigung für die engelschöne Fürstin, die an jenem Weihnachtsabend gesenkten Hauptes im Glanze



Abbild. 11. Tanzendes Bauernpaar. Berlin 1909
Von H. Schwegerle. Berliner Porzellanmanufaktur

ihrer Schönheit durch die gedrängten Säle schritt, will uns dieses Schmuckstück ihrer Hochzeitstafel ganz besonders glücklich gewählt erscheinen. Eine symbolische Bedeutung gewinnt es zugleich für uns, wenn wir uns der großen Tanzfreudigkeit der achtzehnjährigen Kronprinzessin erinnern, die in ihren ersten Ehejahren mit überquellender Lebensfreude sich den geselligen Vergnügungen des Berliner Hofes hingab und den Walzer dort einführte. Jedenfalls verdient dieser trotz der streng klassizistischen Auffassung so ungemein anmutige Nymphen-



Abbild. 12. Kölnischer Tanz. Von Prof. Grasegger, Köln. Berliner Porzellanmanufaktur

tanz unter den mancherlei Erinnerungsstücken von künstlerischer Bedeutung, die den Glanz ihres Namens tragen und die wir mit einer Art Ehrfurcht betrachten, nicht vergessen zu werden.

Die Originalausformung dieses Nymphenreigens ist leider verschollen. Unsre Abbildung zeigt eine Wiederholung aus dem Jahre 1801, die im Museum in Schwerin aufbewahrt wird. Sie stimmt ohne Zweifel mit der älteren Ausformung genau überein. Nur die rosenroten Spruch-Bändchen sind durch zierliche Rosengewinde aus Biskuit-



Abbild. 13. Die Tänzerin Ruth St. Denis. Von Hubatsch. Berlin 1909
Keramische Sammlung der Berliner Porzellanmanufaktur

porzellan ersetzt. Die Gruppe ist hier in doppelter Ausformung mit einer von dem Modellmeister der Manufaktur Carl Friedrich Riese modellierten Felsengruppe zu einem neuen großen Tafelaufsatz vereinigt, der, im Jahre 1795 in Arbeit genommen, die anmutige und rührsame Liebesgeschichte von Amor und Psyche ausführlicher behandelt und im Jahre 1801 als Hochzeitsgeschenk König Friedrich Wilhelms III. für die Erbprinzessin von Schwerin die großherzogliche Tafel schmückte (Abbildung 5). »Zephyr«, so wird im Katalog der Akademischen Kunstausstellung vom Jahre 1800 die Mittelgruppe beschrieben, »holt Psyche zu Amors Umarmungen ab. Nach dem Befehl des Orakels wurde Psyche von ihren Eltern, beiden Geschwistern und Freunden auf einen hohen Felsen geführt. Dort holt sie Zephyr ab. Sie ist hochzeitlich leicht gekleidet und wird eben durch Zephyr dem Anblick der Ihrigen entrückt. Auf einer Abstufung des Felsens sitzt der König, der Vater der Psyche, der seine Gattin über die Entfernung der geliebtesten Tochter tröstet. Hinter der Mutter beobachtet einer der Freunde des Hauses in ruhiger Stellung Psyches Abflug. Ihm zur Seite steht ihre älteste Schwester mit ihrem Gatten, der den Schleier, welchen sie sich über das Gesicht gezogen, wieder aufhebt. Neben ihm drückt der Gatte der mittleren Schwester sein Mitgefühl über den Schmerz aus, den sie über ihre Trennung von Psyche empfindet.«

In den Protokollen der Manufaktur von Juli bis Oktober 1795 finden sich interessante Einzelheiten aus der Vorgeschichte dieses Modells. Der erste Entwurf zu der Psychegruppe auf dem Gipfel des Felsens, den Riese dem Staatsminister v. Heinitz im Juli 1795 vorführte, scheint diesen wenig befriedigt zu haben. Für die Kunstauffassung des um das künstlerische und kunstgewerbliche Schaffen Berlins in jener Zeit so hochverdienten Ministers, der die Kunstwerkstätten der Manufaktur als deren oberster Chef allwöchentlich zu besuchen pflegte, ist es kennzeichnend, wie energisch er seinen oft geäußerten Wunsch, »daß der bildende Künstler vorzüglich bey neuen Mo-



Abbild. 14. Perserin. Von Adolf Amberg Berlin 1909

desen Wissenschaften und Gelehrte mehr zu Rate ziehen möchte«, in diesem besonderen Fall betätigte. In dem durch seine mannigfachen Kunstschätze berühmten Palais des Ministers wurde eine Sitzung anberaumt, zu der außer Riese der Manufaktur-Direktor Rosenstiel und der bekannte Archäologe Rambach zugezogen wurden. Bei der »gemeinschaftlichen Deliberation über die von dem Professor Rambach eingegebenen Ideen« fand schließlich Rosenstiels Vorschlag, »die Ramlerschen Gedanken in seiner Mythologie zu benutzen, der die Psyche nicht im Leichen-, sondern im Brautschmuck darstellet«, den Beifall des Ministers. Zudem ließ er dem Modellmeister für die Gestaltung des Felsens »zur Nachahmung und zu einigem Anhalten« aus seinem Mineralien-Kabinett kleine Drusen verabfolgen.

Ein Künstler von größerer Selbständigkeit hätte sich wohl gegen eine so ausgiebige ministerielle Bevormundung seiner Arbeiten gewehrt. Rieses Verlegenheit erhellt aus dem langsamen Tempo und auch aus der Art, wie er seine schwierige Aufgabe gelöst hat. Erst drei Jahre später ist das Werk vollendet worden, und wenn auch einzelne Figuren als vortreffliche Arbeiten anerkannt werden müssen, so fehlt doch gerade dieser Mittelgruppe die Geschlossenheit, Einheitlichkeit und der architektonische Aufbau.

Sehr viel besser sind dem Künstler die in schönem Rhythmus bewegten Grazien- und Horengruppen gelungen, die auf dem abgebildeten Schweriner Aufsatz in vier verschiedenen Ausformungen als Träger von Fruchtschalen um die Felsengruppen herum angeordnet sind. Von dem ganzen Aufsatz aber, der auf einem von dem Porzellanmaler Hubert Anton Forst »en terrasse« bemalten Plateau mit bronzener Einfassung aufgestellt ist, geht ein keuscher Zauber aus, der durch die Einfachheit des Biskuitporzellans wirksam betont wird.

Der hier dargestellte, jeden Aufputz von pikanter Anmut und Ziererei verschmähende zarte und graziöse Nymphentanz ist in Berlin nie so erfolgreich getanzt worden wie von der spanischen Tänzerin Madame Vigano, der Gattin des berühmten Tänzers und Choreographen der Mailänder Skala Salvatore Vigano, der in den Jahren 1796—99 in der Berliner »Italienischen Oper« auftrat, alle Herzen hinriß und einen empfindsamen Poeten zu den Versen begeisterte:

Sanft, als spielt' der West mit Myrtenblüte
Oder gaukelt um der Rose Saum,
Schwebt sie hin, ein Bild der Lieb und Güte,
Und ihr Fuß berührt die Erde kaum.
So, nur so entstieg einst Aphrodite
Wunderbar der blauen Fluten Schaum.

Leis, als hätte sie des Zephyrs Schwingen,
Hupft ihr Fuß voll Mutwill' hier und dort,
Und in tausend ungeseh'nen Schlingen
Trägt sie alle Männerherzen fort;
Herzen, die sich hier nicht gerne singen,
Sitzen wahrlich nicht am rechten Ort.

Still! Jetzt lauschet sie der Liebe Klagen,
Sanfte Schwermut trübt die Stirne schon,
Seht, voll Sehnsucht, aber doch mit Zagen,
Naht sie sich dem zauberischen Ton,
Jetzt auf Amors Flügeln fortgetragen,
Erntet sie der Liebe süßen Lohn.



Abbild. 15. Araber. Von Adolf Amberg
Berlin 1910

Auf dem Altar, der ihr Opfer brannte,
Will auch ich ihr meinen Weihrauch streu'n;
Was ich sonst nur schöne Fabel nannte,
Seh' ich jetzt als hohe Wahrheit ein;
Gab es jemals eine Atalante,
Muß sie ihr ganz gleich gewesen sein.

Die Berliner Manufaktur besitzt das Konterfei der graziösen Spanierin in dem wiederum von Riese nach einer Zeichnung des Kupferstechers

Wachsmann modellierten Figürchen der Abbild. 6. Die vom Künstler gewählte »Attitüde«, die gut zu der poetischen Beschreibung paßt, soll die Vorstellung des Entfliehens in den unendlichen Raum erzeugen: den Oberkörper nach vorn, die Arme schräg gen Himmel erhoben, während ein Bein nach hinten gestreckt ist, scheint die Tänzerin, von aller Erdenschwere befreit, leicht zu entschweben. Eine Pose, die übrigens in den Memoiren Fanny Elslers als Lieblingsstellung ihrer berühmten Rivalin Marie Taglioni bezeichnet wird. Ihr Gewand ist die berühmte »Chemise à la grecque«, die von ihr in Mode gebracht wurde. Ganz vermögen wir angesichts der Neuausformung des Modells — eine alte Ausformung ist uns leider bisher nicht begegnet — das Entzücken der Berliner nicht zu teilen, zumal da ihre Wirkung durch die Glasur und durch das Fehlen eines in der Vorlage angedeuteten Rosengewindes beeinträchtigt wird. Am besten scheint das ganz bildnismäßig anmutende Köpfchen gelungen zu sein. Zehn Jahre später erhielt das Figürchen infolge einer königlichen Bestellung ein Gegenstück, das uns noch reizvoller erscheint, über dessen Herkunft und Vorbild jedoch nichts bekannt ist (Abbild. 7).

Ein nicht geringeres kulturgeschichtliches Interesse dürfen innerhalb der Figurenplastik der Berliner Manufaktur die sogenannten »Attitüden« der Lady Hamilton beanspruchen, für deren Gestaltung in Biskuitporzellan Riese die bekannten, 1794 erschienenen Rehbergschen Radierungen benutzt hat. Sie geben einige charakteristische Posen aus diesen seltsamen pantomimischen Schaustellungen der berühmten Kurtisane wieder, die in den 1790er Jahren in der europäischen Welt ein beispielloses Aufsehen erregten, ein Aufsehen, das noch jahrzehntelang in den »Tableaux vivants« der privaten und öffentlichen Geselligkeit und zuletzt in den mimisch plastischen Darstellungen der Elisabeth Hendel-Schütz seinen Einfluß behauptete (Abbild. 8 u. 9).

Die große Tanzlust der Biedermeierzeit lebt nach in einer kleinen 2½zölligen Tanzgruppe »in modern Kostüm« von 1849, die uns etwa ins alte »Kolosseum« versetzt, wo die Berliner und Berlinerinnen jeden Donnerstag sich im Dienste Terpsichores zusammenfanden (Abbild. 16). Wie verwegen begleiten da die Schöße seines »Schwenkers« und die »Volangs« ihres Kleides den schneidigen Walzer!



Abbild. 16. Tanzgruppe. Berlin 1849
Neuausformung im Besitz der Berliner Porzellanmanufaktur

Lirum, der Boden ist spiegelglatt,
Hell und bevölkert der Saal,
Lirum, es walze, wer Atem hat
Und ein gesundes Pedal.

Jüngling schwebe im Takte hin,
Flieg den melodischen Flug,
Bis dir die glühende Tänzerin
Lispelt ein mattes »Genug«!

O der unnennbaren Seligkeit:
Unter dem Hörnergetön
Traulich in süßer Umschlungenheit
Sich wie die Sphären zu drehn!

Ganz andre Lieder und Melodien werden lebendig, wenn man die modernen Tanzdarstellungen der Berliner Manufaktur betrachtet. Den Tiroler »Schuhplattler« hat Schwegerle in zwei temperamentvollen Gruppen wiedergegeben, von denen eine uns das Drehen des Mädchens unter dem erhobenen Arm des Bauern (Abbild. 10), die andre den in diesen Alplertanz eingeflochtenen Walzer vor Augen führt (Abbild. 11). Einen frischen Ländler gibt auch Professor Grasegger-Köln in seinem sehr ansprechenden Modell »Kölnischer Tanz« (Abbild. 12). Der Bildhauer Hubatsch hat in seiner Figur der mit Arm- und Fußringen geschmückten berühmten Tänzerin Ruth St. Denis den Augenblick der höchsten Ekstase eines ihrer eigenartigen indischen Tänze festgehalten (Abbild. 13). Das für unser Thema bedeutsamste Werk der Berliner Fabrik aus neuerer Zeit ist indes der große Tafelaufsatz von Adolf Amberg, der den Hochzeitszug eines exotischen Fürsten zum Gegenstand hat. Mannigfache orientalische Typen, Araber und Perser, Neger und Negerin, Chinesin und Japanerin, geleiten in tanzender Bewegung, von einem leidenschaftlichen Rhythmus getragen, die beiden Vermählten. Wir zeigen die tamburinschlagende »Perserin« (Abbild. 14) und den dudelsackblasenden »Araber« (Abbild. 15), die durch sprühende Lebendigkeit ihrer Bewegungen entzücken.

Die Aufgaben, die der Tanz dem bildenden Künstler stellt, sind nicht zu unterschätzen. Es sollen gewissermaßen Augenblicksaufnahmen sein, die sich aber von der photographischen durchaus unterscheiden. Denn nicht ein zufälliger Moment soll gefaßt werden, sondern ein charakteristischer, der die Idee des Tanzes ebenso deutlich zur Anschauung bringt wie die individuelle Natur der Tanzenden.

Von Kunst und Künstlern

Philipp Franck: Stürmischer Tag — Wilhelm Wilcke: Aus Potsdam — J. J. Sperli: Insel Reichenau — Richard Harlfinger: Innichen — Wilhelm Claudius: Lübecker Diele — Edward Cucuel: Stiller Herbsttag und Waldlandung — Wilhelm Blanke: Blumenstrauß — Arthur Kampf: Walzwerk — Constantin Starck: Erwachen — Bildnisaufnahme »Perlen im Haar« von H. C. Kosel in Wien

Selten hat sich ein aus dem Süden oder Westen Deutschlands stammender Künstler so leicht und liebevoll in die norddeutsche Landschaft eingelebt wie Philipp Franck. Er stammt, wie unsre Leser aus den ersten Teilen seiner hier veröffentlichten Erinnerungen wissen, aus Frankfurt, dessen »heitere und sinnliche Lage« in der Mainebene Goethe nicht genug rühmen konnte, und zwischen den sonnigen Blütenhängen des Taunus bewegte sich seine Jugendzeit in den Jahren, da wir, besonders aber ein werdender Maler, am empfänglichsten und erinnerungswilligsten sind für landschaftliche Eindrücke. Über Düsseldorf, Würzburg und Halle kam er dann, schon ein reifer Mann, nach Berlin, und man hätte fürchten können, die märkische Landschaft mit ihrer herben Strenge würde ihm nicht mehr viel zu sagen haben. Statt dessen erlebte seine Kunst hier einen neuen Frühling. Zumal der Wannsee, in dessen Nähe er sich sein Altersheim gründete, schenkte ihm ganz neue Eindrücke und Ausdrucksformen, so wohltuend empfand er neben der lyrischen Weichheit des Taunus diese hellen, schmetternden Töne des Wassers und der Wolken. Der Fremde ist nur zu leicht geneigt, die träumerische Schwermut der Leistikowschen Grunewaldseen auch auf den benachbarten Wannsee zu übertragen. Aber das ist grundfalsch. Dieser größte und belebteste der Havelseen hat nicht bloß seine eigne Färbung und Leuchtkraft, sondern auch seine eigne, zuweilen fast ins Italienisch-Schweizerische spielende Stimmung, besonders gegen Abend, wenn die Sonne seine Bläue mit einem ihrer dramatischen Untergänge betont, oder wenn ein »Stürmischer Tag«, wie unser farbiges Einschaltbild ihn zeigt, das Wasser mit Schaumkronen silbert, die Wolken ballt und wieder zerreißt und die weißen Segel der Boote flacht und steilt, daß ihr Widerschein seine flackernden Lichter gleich Flammen über die Wellen jagt. Das ist Francks Tag und Stunde. Dann löst auch er sein Boot vom Ufer, und selten daß er ohne ein neues Bild oder doch die Eingebung dazu heimkehrt.

Nicht weit vom Wannsee ist Wilhelm Wilckes Bild »Aus Potsdam« daheim, das Werk eines noch in der Entwicklung stehenden Künstlers, der zwar mit der norddeutschen Wald- und Seenlandschaft aufgewachsen ist (geb. 1885 in Templin). Hans Licht wurde sein Lehrer, und von ihm sah er sich künstlerisch in der ihm angeborenen Liebe zur märkischen Landschaft bestärkt, wie auch in der Überzeugung, daß ein Bild, vor der Natur empfangen, auch möglichst vor der Natur vollendet werden müsse. Schon weil nur so die Frische des Augenblicks festzuhalten ist. Wo käme auch bei der sich oft schnell verändernden Licht- und Farbenstimmung die Zeit dazu her, etwas frisch und flott Hingesetztes zu bessern, ohne es zu »verquälen«. Vor einem freilich sollte sich dieser junge Künstler hüten: die Farben zu übersteigern. Das Gelb der Häuser und des Turmes — es ist die Heilige-Geist-Kirche —, das Rot der Dächer, vor allem aber das Blau des Wassers im Vordergrunde links — ist das nicht etwas zu sehr auf den Effekt angelegt? Jedenfalls sind die feineren Schönheiten des Bildes im oberen Teil, in den dunstigen Luft- und Wolkentönen und den weich aufgelösten Umrissen der Turmhaube zu suchen.

Über die beiden in Mattkunstdruck wiedergegebenen Landschaftsbilder genügen wenige Worte. J. J. Sperlis »Insel Reichenau« gehört zu dem Aufsatz »Badisches Land im Bilde«; Richard Harlfingers »Innichen« wird jedem, der einmal im Sextental zu Gast war, diesen lieblichen, wie ein Weißkehlchen im Adlerhorst gebetteten Ort zum Greifen anschaulich in Erinnerung rufen, so bildhaft sicher ist sein Eigentümliches und Kennzeichnendes erfaßt. Der Maler (1873 in Mailand geboren) hat an der Münchner Akademie unter Gysis und Marr studiert und gehört seit 1904 der Wiener Sezession an. In der Wiener Staatsgalerie hängt sein Gemälde des Hallstädter Sees.

Die Lübecker Diele von Wilhelm Claudius führt uns wieder zurück in den deutschen Norden, in die jüngste und kleinste, aber stilvollste und traditionsreichste unsrer drei Hansestädte, die sich, wie kaum eine zweite Stadt



Wilhelm Blanke

in Deutschland, auf die Kunst einer patrizierhaft behaglichen und doch geschmackvollen und vornehmen Pflege des Heims verstanden hat. Da ist nichts von der kleinbürgerlichen Enge und Kleinlichkeit, die sich »einzukuscheln« sucht, sondern alles strebt nach selbstbewußter reicher Behaglichkeit: breite, bequeme Treppen, hohe Zimmer mit Flügeltüren, große Fenster mit Tafelscheiben, kostbare Kronleuchter, riesenhafte Kamine, weite Dielen mit wenigen auserlesenen, altererbten Möbelstücken. Und das alles so gut in den Farben abgestimmt, daß die Lübecker Dielen und Wohnräume im Laufe der letzten Jahrzehnte für die deutschen Maler zu einer Lockung geworden sind, die bis nach Mittel- und Süddeutschland reicht. Den seit vierzig Jahren in Dresden schaffenden Claudius, einen Urgroßneffen des Wandsbecker Boten, verknüpfen freilich stammverwandte Nachbarbande mit der alten Hansestadt: er ist in Altona geboren (1854) und hat den Heimatboden von Zeit zu Zeit immer gern wieder aufgesucht, um aus Land und Leuten die Motive für seine freundlichen und heiteren Bilder zu gewinnen.

Edward Cucuels »Stiller Herbsttag« und »Waldlandung« sowie Wilhelm Blankes »Blumenstrauß« finden ihre Erläuterung in den dazugehörigen Beiträgen. Getrennt von dem Aufsatz über Blanke, mit dessen durchweg farbigen Wiedergaben künstlerischer Schöpfungen sich die schwarzweiße Abbildung einer Bildnisaufnahme schlecht vertragen hätte, zeigen wir hier (S. 113) das kunst- und lebensfrohe Antlitz des Malers und hoffen, daß die Leser mit uns zwischen Schöpfer und Schöpfungen die Übereinstimmung finden werden, die vielleicht erst das letzte Siegel unter den Charakterwert künstlerischer Erzeugnisse drückt.

Einer ganz andern Welt gehört Arthur Kampfs in Doppeltondruck wiedergegebenes Gemälde »Walzwerk« an. Da spüren wir den Atem unsrer eignen, schwer und heiß arbeitenden (oder bald wieder arbeitenden) Zeit, aber weit entfernt von jeder naturalistischen Nachahmung der Wirklichkeit strebt diese freskenhafte Art, das Leben und den Menschen der Gegenwart zu packen, ins Große und Dauernde, Sinnvolle und Bedeutende, mit einem Wort ins Monumentale.

Als einzige Plastik des Heftes bringen wir Constantin Starcks »Erwachen«, ein als Grabschmuck gedachtes Bildwerk, dem der Auferstehungsgedanke zugrunde liegt. Der Künstler (geb. 1866 in Riga, ausgebildet auf der Kunstschule in Stuttgart und auf der Akademie in Berlin), von dem das Abgeordneten- und das ehemalige Herrenhaus in Berlin die Monumentalfiguren Weisheit, Gerechtigkeit, Königstreue, Vaterlandsliebe und Beredsamkeit, die Nationalgalerie die »Quelle« (Marmor) und die »Träumerei« (Bronze) besitzen, hat in diesem seinem neuesten Werke mit Absicht das Verhaltene der Empfindung und Bewegung betont: zumal der untere Teil der Figur erscheint noch streng gebunden, während die eine Hand sich eben leise belebt und ein zages, aufdämmerndes Lächeln um den Mund zu spielen beginnt.

Die Bildnisaufnahme »Perlen im Haar«, aus dem Atelier H. C. Kosel in Wien, ist eine photographische Leistung, die sich nicht nur dank ihrem klassisch schönen Modell in die Gesellschaft von »Kunst und Künstlern« wagen darf. Wie hier der Raum gegliedert, die Verhältnisse ausgewogen, Licht und Schatten verteilt und die Töne aufeinander abgestimmt sind, das alles sichert diesem Lichtbilde eine Stelle zum mindesten im Vorhofe der schöpferischen Kunst, und man fragt sich wohl, ob angesichts dieses Bildnisses ein Schönheitsfreund und -kenner wie Paul Heyse noch versucht sein würde, seinen einmal über eine mäßige Photographie zu Storm getanen Ausspruch zu wiederholen, daß er »zu Freund Lenbach gehen wolle, der schon offenbaren werde, was die Sonne nicht an den Tag gebracht habe«. F. D.

Laßt mich …!

Laßt mich in meinem grünen Winkel bleiben,
Ich neide doch auch euch
Nicht Reisen oder Feste oder eure Stadt,
Nicht euer buntes Reich,
Das gar so viele Freuden hat –
Laßt mich in meinem stillen Winkel bleiben!

Und Nichtigkeiten treiben,
Die euch nichts gelten – nichts!
Mit schönen Worten wie mit Steinen spielen,
In ihrer Mosaik den Schmelz beschreiben
Des Asternangesichts
Und so der Blume Schönheit doppelt fühlen.

Beruhigen Blicks und ewig neu entzückt
In die Natur
Hineinschaun, tief hinein und ganz beglückt
In ihrer Stille nur
Mein stilles Wesen treiben –
Ach, laßt mich doch in meinem Winkel bleiben!

Börries, Freiherr von Münchhausen

Literarische Rundschau

Wilhelm Weigand: Die Löffelstelze — Hermann Hesse: Märchen — Das Märchenbuch, eine Folge von Märchenbüchern für Kinder und Erwachsene, herausgegeben von Bruno Cassirer — Houston Stewart Chamberlain: Lebenswege meines Denkens — Alfred Bock: Hessische Schwänke — Victor Hardung und Eugen Guglia † — Verschiedenes: »Modenspiegel« von Max von Boehn — Jubiläumsausgabe von Gottfried Kellers Gesammelten Werken — Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey — Dr. Theodor Klaiber: Gottfried Keller und die Schwaben

Die in den Text verstreuten Abbildungen stammen aus dem »Modespiegel« von Max von Boehn (Braunschweig, Georg Westermann)

Ein volles Menschenalter ist seit Wilhelm Weigands erstem Roman, den »Frankenthalern« (1889), verflossen, und jetzt erst hat er seinen zweiten geschrieben: »Die Löffelstelze« (München, Georg Müller), ein Stück Familien- und Herzensgeschichte aus dem altadligen fränkischen Geschlecht der Freiherren Krafft von Löffelstelz bis zu dem Augenblick, wo sich der Fluß ihrer Geschlechtsfolge den Mut faßt, ins Bürgerliche zu münden. Die äußere und innere Ähnlichkeit mit den »Frankenthalern« ist unverkennbar: nicht nur daß die Heimat der Löffelstelze der alten berühmten Reichsstadt Frankenthal eng benachbart ist, wie dort entspinnt sich auch hier nicht der Faden einer geradlinigen, bewußt und folgerichtig zum Ziel geführten Handlung, sondern vor unsern Augen setzt sich aus Erlebnissen, Gegenwartsbildern und Vergangenheitserinnerungen eine lose gefügte Kette zusammen, deren einzelne Glieder bald mit behaglicher Kunst fein ausgestaltet, bald eilig und fast etwas roh zusammengeschweißt sind, das Ganze mehr ein süddeutsches Lebens- und Kulturbild von der Wende des letzten Jahrhunderts als ein persönlicher Schicksals- und Charakterroman. Wieder erfreuen wir uns an dieser ruhigen Gelassenheit des Erzählens, die ihrer selbst so sicher ist, wieder bewundern wir die weltmännische Klugheit und Lebensreife, die so viel Form mit so viel Behagen, so viel Ernst und geistiges Gewicht mit so viel Humor und Leichtigkeit verbindet und der Wirklichkeit so nahe bleibt, ohne sich irgendwie zu ihrem Knecht zu machen. Ach nein, das Leben abzuschreiben ist auch heute noch ganz und gar nicht der Ehrgeiz dieses Dichters; so liebevoll seine Erzählerkunst manchmal, darin der des Meisterplauderers Fontane ähnlich, ins Kleine und Einzelne geht, ein wenig spielt seine Phantasie doch immer mit den Dingen, und nie läßt er die typische Bedeutung ganz aus dem Auge, die auch dem Flüchtigen und scheinbar Zufälligen innewohnt. Ich kann mir denken, daß manch einem diese 470 Seiten in ihrem Stoff und Stil etwas altmodisch erscheinen. Denen aber müßte man sagen, daß es nur Modenarrheiten, Entartungen und Ausschweifungen des alten Romanstils waren, wenn er sein bestes Erbteil, seine epische Ruhe und Breite, aufgab zugunsten einer kurzatmigen Hast oder bohrenden Psychologie. Hier vollends gehört die Gelassenheit des Vortrags zur innersten Stilform.

Denn worum handelt es sich? Um die Erziehung eines jungen, etwas leichtlebigen Edelmanns, der in sich selber nicht recht den Kompaß seiner Persönlichkeit zu finden weiß, zur Selbstbestimmung und Lebensreife. Der diese Erziehung zum guten Ende führt, ist der alte, vielerfahrene Freiherr Clemens, Anshelms Großoheim, der scheinbar ganz absichtslos und rein seiner selbst willen sein Leben, zumal seine Erlebnisse im deutschen Rom der fünfziger Jahre erzählt und durch dieses Spiegelbild doch bewirkt, daß der Neffe den Mut zu sich selber gewinnt. Im Eiltempo vollzieht sich das freilich nicht. Die ersten 100 Seiten gehören der Vorgeschichte, den Ahnen und Eltern; sobald wir aber erst Anshelms fünfzehnten Geburtstag gefeiert haben und in seiner knabenhaften Liebeständelei mit der Zimmerer-Loni den »ersten Schlangenblick und seine Folgen« gewahr geworden sind, setzt sich in seiner inneren Entwicklung Zelle an Zelle, von seiner Münchner Gymnasiasten- und Studentenzeit an, da zur heimlichen Genugtuung seines Oheims die Löffelstelzische Phantasie und Schönheitsfreude still, scheinbar launisch spielend an ihm bildet, über die ersten wirren Liebesnöte und -verirrungen, über soziale Beobachtungen und gefährliche Abenteuer hinweg bis zu dem Genesungsfrieden des Rosenhofs, wo ihm aus ein paar tiefen, ernsten Mädchenaugen das Unaussprechliche entgegenkommt, das Seelen aneinander bindet und Schicksale webt. Von hier zum beglückenden Ende, Anshelms und Simbertas liebevoller Vereinigung, wäre es nur ein kurzer Schritt, wenn Weigand nicht jetzt erst den alten Freiherrn recht auf den Plan treten und seine ganze bunte und krause, ach so lehrreiche Lebensgeschichte vor uns ausbreiten ließe. Aber der Umweg reut uns nicht. Denn dieser überlegene Weltmann und Diplomat ist ein geistvoller und unterhaltender Plauderer, dessen humorgewürzte Menschenkenntnis und Lebensweisheit uns viel zu sagen hat, auch dann noch, wenn sie sich in das lockere Schalksgewand der Schnurren und Späße kleidet, vor allem aber, wenn er von dem Geschick seiner Vorfahren, seiner ersten knabenhaften Jugend- und unglücklichen Mannesliebe oder gar von der Lebenskomödie seines römischen Freundes, des »gottvollen Michels« Ludwig Schwiemel, erzählt, hinter dessen Donquichotterien und Münchhauseniaden sich so viel feine Menschlichkeit, so viel Tiefsinn und Tragödie verbirgt. Es ist ein artiges und bedeutsames Zusammentreffen,

daß dieser goldene Sonderling sich schließlich als Simbertas Großoheim entpuppt. Dem Freiherrn Clemens wird die Brautwerbung für seinen Großneffen bei ihr dadurch nur noch willkommener gemacht. Freilich gelingt sie ihm erst, nachdem auch Simberta dem Geliebten und uns ihre abenteuerliche, hart am Abgrund vorüberschreitende Lebensgeschichte erzählt hat.

Erzählen ... erzählen: nicht von ungefähr kommt das Wort in dieser Besprechung so häufig vor. Im Erzählen, im guten, geist- und gehaltvollen Erzählen besteht der Wert, besteht die wohltuende, herzgewinnende Wirkung des Buches.



Bürgerliche Braut in Frankfurt a. M.
Nach Jost Amman. 1586

Ich glaube, es war Herder, der gesagt hat, keine andre Dichtungsart vermöge dem menschlichen Herzen so feine Dinge zu sagen wie das Märchen. Unbegreiflich deshalb, wie ein Religionsstifter, sei er selbst so nüchtern und praktisch wie Mohammed, die Märchen verwerfen konnte! Gewiß, er mochte fühlen, daß sie jede moralische Absicht und jeden sittlichen Zweck verschmähen, daß sie den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins »unbedingte Freie« führen, aber ihre gerade durch die Unabsichtlichkeit um so stärkere Kraft, unser Herz zu bilden und unsre Seele zu pflegen, hätte er doch nicht verkennen dürfen. Denn Unerhörtes, Niedagewesenes, Niemögliches zu erfinden und darzustellen, ist gar nicht mal ihr Hauptkennzeichen, weit bedeutsamer erscheint mir ihr Bemühen, die Naivität, die ursprüngliche Einfachheit und unverderbte Natürlichkeit der Welt wieder herzustellen, sie von der Kruste zu befreien, die Bildung und Gesittung um sie gelegt haben. Kunstmärchen gehen freilich schon gesonderte Wege. Auch sie verbinden noch gern das Unmögliche mit dem Gemeinen, das Unerhörte mit dem Gewöhnlichen und scheinen zuerst nichts als ein Spiel der Einbildungskraft, oft aber gewahren wir — man denke an Goethes Märchen —, daß sie ganz durchdrungen sind von einer tiefen Bedeutung, die man freilich nicht mit plumpen Fingern greifen, sondern nur ahnen und spüren kann. Und dann spielen die dichterische Form, der Vortrag und die Ausschmückung hier eine wichtigere Rolle als bei den Volksmärchen.

Solche und ähnliche Gedanken werden angeregt durch die Märchen, die uns Hermann Hesse, gleichsam als ein zartes Geschenk des Friedens, auf den kargen Tisch unsrer Gegenwartsfreuden legt (Berlin, S. Fischer). Ja, man darf hier, ohne sich an dem Gedächtnis des Genius zu versündigen, getrost einmal an Goethe erinnern. Da haben wir dieselbe süße, zierliche und wehmütige Grazie, dieselben fließenden und schwebenden Übergänge zwischen Deutbarkeit und Undeutbarkeit, dieselben zärtlichen Berührungen mit den Motiven und Eigenheiten der Novelle. Namentlich die erste Geschichte (»Augustus«) von dem Jüngling, an dem sich seiner Mutter Segenswunsch, daß alle Menschen ihn liebhaben müssen, zum Fluche wandelt, der dann aber an dem eignen Wunsch, umgekehrt alle Menschen liebhaben zu können, zur Tätigkeit und Tüchtigkeit genest und die süße, selige Musik seiner Kindheit wiederfindet, sie ist mehr Novelle als Märchen. Andre gehorchen williger dem in sich selber seligen Spieltrieb des Fabulierens und bewegen sich in einer Welt der Wunder, die mit dieser Erde nichts mehr gemein hat, auch wenn sie von der Ethik des Krieges handeln und nicht ohne Beziehung auf unsre jüngsten Erlebnisse bleiben. Die schönsten, innigsten und reifsten Stücke sind die beiden letzten: das Märchen von Faldum, das zuerst veröffentlicht zu haben die »Monatshefte« heute noch stolz sein dürfen (Märzheft 1916), und »Iris«, die unsäglich gütige und rührende Geschichte von der Heimkehr eines in die Welt Verirrten zu seinem unverfälschten reinen Selbst, zu dem heiligen Kindesglück seiner Seele. Alle diese Märchen aber haben eine bestrickende Melodie nicht nur der Sprache, nein, auch der Empfindung. Es ist ein Zauber der Hessischen Prosa, gerade das Leise, Unscheinbare, Verschwebende, das Unwägbare und Unfaßbare auszudrücken. Darin gleicht er dem chinesischen Dichter Han Fok, dem Helden seines zweiten Märchens, der kein höheres Glück kennt, als daß es ihm gelänge, die Welt so vollkommen in Gedichten zu spiegeln, daß er in diesen Spie-

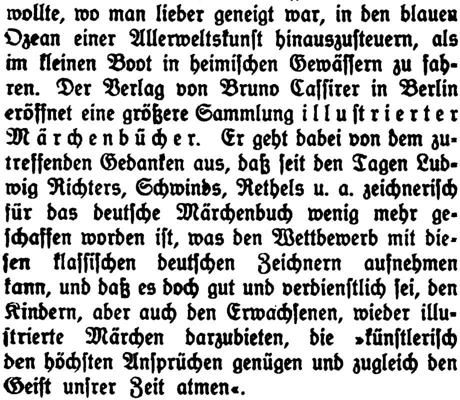


Geschlechterbraut in Köln a. Rh.
Nach Jost Amman. 1586

gelbildern die Welt selbst geläutert besäße oder sich wiedergewinne.


Frau Vigano. Nach Schadow

Lange Zeit sind wir wie der Adler mit breit ausgespannten Schwingen dahingeflogen: kein Berg war uns zu hoch, kein Tal zu weit — jetzt werden wir eine Weile wie die Grasmücke leben und uns das Nest von innen besehen müssen. Auch das ist eine Kunst, und viel läßt sich dabei lernen. Die Welt unsrer Märchen z. B., unsrer Volks-, Kinder- und Hausmärchen, kennen wir sie denn nach Gebühr, haben wir sie ausgeschöpft nach ihrem Gefühls-, Anschauungs- und Gemütsreichtum? Man fängt jetzt an, sich ihrer zu erinnern auch da, wo man sonst von derlei Heimatskleinkram nicht viel wissen wollte, wo man lieber geneigt war, in den blauen Ozean einer Allerweltskunst hinauszusteuern, als im kleinen Boot in heimischen Gewässern zu fahren. Der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin eröffnet eine größere Sammlung illustrierter Märchenbücher. Er geht dabei von dem zutreffenden Gedanken aus, daß seit den Tagen Ludwig Richters, Schwinds, Rethels u. a. zeichnerisch für das deutsche Märchenbuch wenig mehr geschaffen worden ist, was den Wettbewerb mit diesen klassischen deutschen Zeichnern aufnehmen kann, und daß es doch gut und verdienstlich sei, den Kindern, aber auch den Erwachsenen, wieder illustrierte Märchen darzubieten, die »künstlerisch den höchsten Ansprüchen genügen und zugleich den Geist unsrer Zeit atmen«.



Ja, wenn das so leicht wäre! Gute Märchenbilder gehören zu dem Schwersten, was es an Aufgaben für den Künstler geben kann, und nun gar die Kunst von heute hat sich den Weg dorthin durch mancherlei Hindernisse selbst verbaut, durch ihre Künstlichkeit, ihre Gesuchtheiten, ihren Mangel an Natürlichkeit und Schlichtheit. Das sind denn auch die Hauptgebrechen, an denen die ersten sieben Bändchen des Märchenbuches leiden, die von einer offenbar groß angelegten Sammlung zunächst erschienen sind (Berlin, Bruno Cassirer; je 4 bis 6 M). Unter den Zeichnern finden sich schon jetzt die besten Namen, die unsre zeitgenössische Graphik aufzuweisen hat: Leopold von Kalckreuth, Max Slevogt, Karl Strathmann, Karl Walser, Walther Klemm, und wertet man ihre Zeichnungen einzeln für sich, sozusagen als Kunstblätter, so sind gewiß viele darunter, die eine Zierde jeder modernen Kunstausstellung abgeben würden. Aber es sind oder sollen sein: Illustrationen, und die lassen sich nicht anders als im Zusammenhang mit dem Text würdigen.


Herr Vigano. Nach Schadow

Da sind zwei Bändchen Grimmscher Märchen, beide vortrefflich ausgewählt, das eine von Slevogt, das andre von Kalckreuth illustriert: von jenem, dem Illustrator der Ilias, des Lederstrumpf und des Goethischen Benvenuto Cellini, keck, verwegen manchmal, voller Geist, Phantasie und Temperament, aber meistens auch eigenwillig, nur selten getreu in Landschafts- und Gemütsstimmung, oft mehr fremdländisch als heimatlich deutsch; von diesem, dem Meister naturalistisch erfaßter ländlicher Arbeits- und Mühsalszenen, in einer bis zur Steifheit getriebenen sparsamen Naivität, die an die Jahrmarktsblätter altdeutscher Holzschnittkunst erinnert. In beiden Bändchen ist einzelnes vortrefflich gelungen — wenn man aber auf das Ganze sieht, so wünscht man sich eine Verbindung und Verschmelzung dieser grundverschiedenen Betrachtungs- und Darstellungsarten: Phantasie mit Schlichtheit, handfeste Deutschheit mit Traumduft und Wunderglauben vermählt, und diese Vereinigung findet man weder dort noch hier. Weit besser liegen Slevogt die Rübezahl-Legenden, wie Musäus sie erzählt. Denn hier, wo sich schon der Text allerlei krause Schnörkel erlaubt und eigensinnige Seitensprünge macht, darf auch die Feder des Zeichners über die Stränge schlagen, ja, eine gewisse spielerische Selbstherrlichkeit dem oft barocken Text gegenüber scheint hier durchaus am Platze zu sein, wie denn überhaupt die ironisierende Form dieser »Legenden« mehr für Erwachsene als für Kinder berechnet ist. Man muß die


Das Tänzerpaar Vigano
Nach Schadow

Slevogtschen Zeichnungen mit den allzu zahmen Ludwig Richters vergleichen, um ihren ganzen Übermut, ihren saftigen Humor und ihre souveräne Laune zu würdigen. Erschreckt haben mich zunächst die skizzenhaften Zeichnungen **Walther Klemms** zur **Genovefa** und zum **Armen Heinrich**; dann aber stellt sich heraus, daß sich diese andeutende Art gut mit der Verhaltenheit des deutschen Volksbuches verträgt und daß die Phantasie des Lesers dadurch zu willkommener Mittätigkeit angeregt wird. Auch mit **Karl Walsers** farbig getönten Zeichnungen zu Wilhelm Hauffs Märchen »**Zwerg Nase**« und »Das kalte Herz« befreundet man sich bald, weil auch diese kapriziöse und ein wenig kokette Kunst gut mit dem romantisch angehauchten Text zusammenklingt. Für **Alladin oder Die Wunderlampe** (aus Tausendundeiner Nacht) hat der Verlag **Carl Strathmann** als Illustrator gewählt, offenbar gelockt durch dessen orientalische, in reichem Kostüm- und Edelschmuck prangende Bilder. Aber diese Wahl erweist sich als Fehlgriff: Strathmanns Bilder bleiben an der Oberfläche haften, und die Üppigkeit des Morgenlandes erfährt bei ihm eine Dämpfung, die manchmal geradezu ernüchternd wirkt. Druck und Ausstattung sind freilich, wie bei allen Bänden, auch hier glänzend, und das Verdienstliche des ganzen Unternehmens kann durch solche Ausstellungen im einzelnen nicht herabgesetzt werden.



Frau Hendel-Schütz als Ariadne

Houston Stewart Chamberlain, wohl eine der am heftigsten umstrittenen und am widersprechendsten bewerteten geistigen Erscheinungen der Gegenwart, beginnt, nun er sich allmählich den Siebzigern nähert, nachdenklich und selbstkritisch in den Schacht seines eignen Lebens hinabzusteigen. Was er zunächst vor sich und uns aufdeckt, sind die **Lebenswege seines Denkens** (München, Bruckmann; geb. 18 *M*). Gehen wir mit ihm diesen Weg, so erfahren wir, wie der aus einer bemerkenswerten, aber nicht ungefährlichen Mischung von normännischem und angelsächsischem mit keltischem und skandinavischem Blut hervorgegangene Engländer einen wichtigen Teil seiner Erziehung (1856—1868) in Frankreich genoß, wie er aber schon als Jüngling in den Anziehungsbereich deutschen Wesens geriet und schließlich aus innerem Gebot zum Deutschen wurde. Goethe, Kant, Schopenhauer, vor allem aber Wagner waren ihm dabei Führer und Wegweiser oder mehr noch: Goethe wurde ihm die natürliche Lebensatmosphäre, in der er atmete, Kant der eigentliche Meister seines Denkens, Wagner der Brennpunkt aller seiner geistigen Erlebnisse, die Sonne seines Lebens. Er war es, der seinen Augen das gestaltende Licht, seinem Herzen die treibende Wärme schenkte, bis dann Baireuth dem begeisterten Jünger die Heimat seiner Seele wurde. Der Weg dorthin wird in diesem aus Briefen zusammengestellten Buche begreiflicherweise am eingehendsten und liebevollsten geschildert, aber auch der durch das Studium der Naturwissenschaften emporklimmende Aufstieg zu dem universalen Wissen und Denken, das sich der Verfasser der »Grundlagen«, des »Kant« und des »Goethe« angeeignet hat, erfährt eine ausgiebige, zuweilen blendende Beleuchtung. Ein Schlußkapitel berichtet viel Fesselndes und Lehrreiches, aber auch viel Verblüffendes über die Bücher, die dieser Herkules des Lesens bezwungen hat, manchmal ein Dutzend an einem Tage. Da stoßen wir denn auf die vielberufenen Großsprechereien, die zu Chamberlains Wesen gehören, und die sich bei ihm nicht selten mit einer polternden Rechthaberei, einer sprunghaften Gedankenturnerei und einer fast ans Leichtfertige grenzenden Behauptungskühnheit paaren. Aber überall ist Geist, Anregungskraft, Sporn und lebendige Saat; überall zielt der psychologische Scharfblick des Verfassers auf ein zusammenfassendes, fruchtbringendes, förderndes Denken.

Es gibt ein hessisches oder westfälisches Sprichwort: Eenmaol lachen helpt biätter (besser) es (als) dreimaol Medzin nimen. Nach diesem Rezept verfährt in seinen »**Hessischen Schwänken**« (Marburg, Elwert) **Alfred Bock**, der wackere Erzähler so vieler volkskundiger Geschichten aus dem hessischen Kleinstadt- und Bauernleben, und diese derbe Volksweisheit hätte als Motto seiner Sammlung besser gepaßt als das Wort Raabes von dem Lachen, das eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit sei. Denn um das zu erfüllen, dazu gehört doch tieferer und »ernsthafterer« Humor, als er in diesen Schelmereien und Schalkhaftigkeiten waltet. Selbst die besten Stücke, die Geschichte von dem »Schillerkopf«, der sich als ein Konterfei des verstorbenen Hoffriseurs Haase entpuppt, und die auf Umwegen laufende heitere Verlobungsgeschichte, bei der die »Karte des Herrn Savolta«, Weinhändlers in Wiesbaden, die Rolle das Galeotto spielt, begnügen sich mit dem Behagen einer gut vorgetragenen Schnurre. Aber auch die sind gut für allerlei Übel und Gebrechen der Zeit.

Viktor Hardung hat das Erscheinen seiner Novelle »Sommernacht« nicht mehr erlebt: Anfang Juli schon ist er nach kurzer schwerer Krankheit den Weg über den Berg gegangen, hinter dem der Friede wohnt, die große, stille Einsamkeit, nach der er sich aus dem lauten Tag so oft gesehnt, er, dem das Leben eine »dunkle Mär« war, der sich selbst die Verse sang:

Klage nicht am kalten Herde;
Wisse, daß du ohne Frist
Und, geboren dieser Erde,
Nicht von dieser Erde bist.

Ja, das Tiefste dieses Dichters lebte in seiner Lyrik, und auch seine Romane und Novellen waren da am schönsten, wo sie die Fesseln nacherzählter Wirklichkeit abstreifen und auf den Fittichen eigner Empfindung in das freie Reich der Phantasie entfliehen konnten. Alle kalte Berechnung und künstliche Mache lagen ihm fern. »Novellen,« schrieb er mir einmal, »wenn ich selber Freude daran haben soll, empfinde ich als ein Geschenk der Stunde; man trägt so einen Vorwurf unter Umständen jahrelang mit sich herum, und unversehens dann wird er Form und Gestalt.« Seine heimlichste Liebe freilich gehörte der Bühne, wie er sie sich träumte, sein heiligster Zorn dem Theater, wie es sich ihm in Wirklichkeit darstellte. Aus diesem schmerzlichen Zwiespalt des Kopfes und des Herzens sind ihm seine beiden Romane »Die Brokatstadt« und »Die Schwestern Montagnini« (hier zuerst veröffentlicht) erwachsen, und die Wunden solcher romantischen Weltflucht tragen alle seine dramatischen Werke, auch die balladenhafte »Isanthe«, die, nicht gerade mit Erfolg, im letzten Spieljahr auf die Bühne des ehemaligen Kgl. Schauspielhauses in Berlin gelangte. Der Dichter war wohl eine Weile verbittert, als er die kühle Ablehnung der Kritik erfuhr, denn er, der seit langen Jahren in der Schweiz heimisch gewordene Rheinländer, hatte mit diesem Werke den deutschen Brüdern in schwerer Zeit die kameradschaftliche Hand der Teilnahme und des Trostes hinüberstrecken wollen; bald aber siegte in ihm wieder das auf Tod und Leben verbundene Gemeinschaftsgefühl, und seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit der Gründung eines Bundes, einer »wahrhaft deutsch gesinnten Phalanx«, deren Aufgabe es sein sollte, den vielgeschmähten deutschen Namen vor der Welt wieder zu den trotz alledem verdienten Ehren zu bringen.


Heinrich Laubes Deutsche Männertracht 1843


Heinrich Laubes Deutsche Männertracht 1843

Noch einen treuen und wertvollen Mitarbeiter haben die Monatshefte jüngst verloren: am 9. Juli ist in Graz Hofrat Dr. Eugen Guglia gestorben. Geboren in Wien am 24. August 1857, hat er dort auch als Hochschullehrer und später als Leiter der »Wiener Zeitung« die Stätte seiner vornehmlichsten Wirksamkeit gefunden. Guglia war Historiker von Fach, aber seine geistige Regsamkeit und sein literarischer Schaffensdrang machten an den Grenzen dieser Wissenschaft nicht halt. Seiner volkstümlichen Ranke-Biographie und seinem Buche über Gentz ließ er eine ästhetische Würdigung Friedr. Mitterwurzers, ein vielbeachtetes Goethe-Buch (»Von der Nachfolge Goethes«), dichterisch beseelte Reiseschilderungen aus Italien, ein feines Buch über Venedig, eine Studie über deutsche Kaisergräber und endlich ein zweibändiges Werk über Maria Theresia folgen. Für die Monatshefte hat er zuletzt über das »Dritte Rom« (Februar 1914), den Wiener Kongreß (September 1914) und Jakob Burckhardt (Mai 1918) geschrieben. F. D.

Verschiedenes

Modespiegel. Von Max von Boehn. Mit mehrfarbigem Titelbild, 103 ein- und 31 mehrfarbigen Abbildungen im Text (Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen geb. mit Goldprägung 14 *M*). — In Logaus Deutschen Sinngedichten, bald nach Abschluß des Dreißigjährigen Krieges also, da sich die Mode in besonders wüsten und grotesken Formen gefiel, läßt sich die Frage vernehmen: »Was ist die Mode für ein Ding? Wer kennt sie von Gesicht? Ich weiß nicht, wer sie kennen kann; sie ist so angericht' nie morgen, wie sie heute war; sie kennt sich selbsten nicht.« Das mag noch 1919 und 1920 zutreffen: sie kennt sich selbsten nicht. Aber die Historiker kennen sie. Denen hat sie inzwischen stillhalten müssen, und aus alten Bildwerken, Zeichnungen und Gemälden, Kunst- und Kulturdenkmälern der verschiedensten Art, die sich diese Auslegung niemals träumen ließen, haben sie mit viel Fleiß, Geduld und Scharfsinn die ganze Genesis der Mode von Evas Feigenblatt bis zu Miß Astors zweitem Brautschleier wieder aufgebaut. Ja, seit ein paar Jahrzehnten hat sich zu der Gelehrsamkeit auch der Geschmack der Anschauung und der Darstellung gesellt. Max von Boehn ist einer der bekanntesten und erprobtesten dieser neueren deutschen Modeschriftsteller. Er hat lange Jahre mit allen erdenklichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln an der ergiebigsten deutschen Quelle, in der Lipperheidischen Kostüm- und Modebücherei in Berlin, gearbeitet und die Frucht dieser Arbeiten in einer Reihe von Büchern niedergelegt, die den vielgestaltigen, weitausgreifenden Stoff systematisch in geschichtlicher Folge darstellen. Im »Modespiegel« verfährt er freier und ungezwungener. Er hebt nach einer allgemeinen feinsinnigen und geistreichen Psychologie der Mode Gipfel- und Brennpunkte ihrer neueren Entwicklung hervor: die Entstehung der Weltmode vor zweihundert Jahren, den eigentümlichen Gesinnungsbund, den Mode und Freiheitskrieg schlossen, die Wandlungen des Brautkleides, des Kinderkleides und des »Modejournals«; er malt uns bildhaft, wie aus der farbigen Wunderlampe, die Schönheitsabende des 18. Jahrhunderts an die Wand und zeichnet mit wenigen scharfen, einprägsamen Strichen die Hauptlinien der Mode des 19. Jahrhunderts nach. Diese Darstellungsart hat einen sofort einleuchtenden Vorteil: es bedarf keiner gelehrten Kenntnisse, um ihr zu folgen, die einzelnen Stücke lesen sich wie Romankapitel oder kleine kulturgeschichtliche Novellen, und der Feinschmecker — sei es Mann oder Frau, Herr oder Dame — darf immer gleich die Hand nach den Leckerbissen ausstrecken. Auch fürchte man keine zusammenhanglosen Bruchstücke. Was von dem Spiegel an der Wand, das gilt auch von diesem Buchspiegel: Du kannst den Spiegel zerschlagen, in so viele Teile du willst, aus jeder Scherbe wird dir doch immer wieder das Bild entgegenschauen, das aus der ganzen Fläche strahlte.

*

Die Jubiläumsausgabe von Gottfried Kellers Gesammelten Werken, eine Huldigung zum 100. Geburtstage des Dichters, ist jetzt bei Cotta erschienen. Es sind zehn stattliche, auf gutem Papier sauber gedruckte Bände, mit sorgfältig gereinigtem Text nach den letzten, vom Dichter selbst noch durchgesehenen Ausgaben. Sie beginnen mit dem Grünen Heinrich (3 Bände), lassen die Leute von Seldwyla (2 Bände), die Züricher Novellen, das Sinngedicht und die Sieben Legenden (2 Bände) und als zweiten Roman den Martin Salander (1 Band) folgen und schließen mit den Gesammelten Gedichten (2 Bände). Emil Ermatinger, Kellers Biograph und Nachlaßverwalter, hat für die Ausgabe eine tiefdringende biographische und ästhetische Einführung geschrieben, die manches ganz neu und eigen sieht. Unter ihrem Geleit werden nun gewiß viele Leser in den heiteren Weisheits- und Schönheitsgarten der Kellerschen Dichtung eintreten, um in der schweren Zeit äußerer Demütigung mit doppeltem Stolz und vertiefter Freude diese köstlichen Früchte reinen Menschen- und deutschen Volkstums zu genießen.

Gleichzeitig haben es Adolf Freys Erinnerungen an Gottfried Keller, aus denen uns der oft wunderliche und eigensinnige, immer aber echte und wahrhaftige, milde und feinfühlige Mensch sowie der vollsaftige, ernst an sich arbeitende Künstler in greifbarer Plastik entgegentritt, zur dritten, erweiterten Auflage gebracht (Leipzig, H. Haessel), und Dr. Theodor Klaiber hat, Vergangenheit und Gegenwart anmutig verknüpfend, Kellers menschliche und literarische Beziehungen zu dem Schwabentum bis zu Hesse und Ehrler dargestellt (»Gottfried Keller und die Schwaben«; Stuttgart, Strecker & Schröder).

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Wilhelm Claudius: Herbstblumen

Aus der Dezember-Ausstellung
des Sächsischen Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse in Dresden



Band: 127. I Okt. 1919

Brot und Wein

Roman von Sophie Hoechstetter

II



Examenfieber schüttelte die kleine Stadt. Man sah sonst mutige Jünglinge nun mit sonderbar glasigen Augen schwarze Röcke oder Fräcke durch die Julischwüle tragen. Die sonst mutigen Jünglinge hatten eine Fassung an sich, die eher der Verzweiflung glich als der Kraft.

Auch Albrecht Degen befand sich unter ihnen. Er aß viel rohes Rindfleisch, Migränin und Antipyrin. Denn er war nervös geworden, und Kopfschmerz quälte ihn. Der Geheimrat befand sich in recht schlechter Laune: sein Sohn kam ihm schlapp vor. Er mußte am Ende eine geringe Note fürchten. Das schwebte wie ein furchtbares Unglück über dem Hause. Viele Mütter und Väter im Ort teilten diese Angst. Wenn Ina ausging, begegnete ihr immer ein sorgendes Elternpaar oder eine Witwe oder eine Braut, die auch ihrerseits an Examenfieber litten. Nur die beiden Theologen aus Cadolzburg waren lustig und unerschrocken nach dem Konsistorium gereist. Sie hatten beim Onkel einen Festabend eingefordert für Albrecht und für sich. Und der Sohn der Tante Amelie hatte das gleiche getan für sich und zwei Freunde. Ina mußte jeden Tag zur Tante gehen und Mut und Zuversicht verbreiten. Die Tante war nur im fernsten Grad eine Verwandte, aber ihre Liebe kannte keine Grenzen. Sie umfaßte alle Menschen, die sie kannte, mit Wärme und Teilnahme. Sie wohnte im Schatten der Reformierten Kirche und hatte das oberste Stockwerk der Hofapotheke inne. Man stieg durch viele Gerüche zu ihr hinauf. Auch das schätzte die Tante. Es kam ihr vor, als wandle sie unter Lavendel, Myrt' und Thymian. Melisse, Pfefferminz und Kamille zauberten ihr zu allen Jahreszeiten den Sommer vor, und von Lysol- oder Karbolgerüchen pflegte sie zu sagen: Wie gesund ist das!

Diese vortreffliche Frau schloß Ina in die Arme, zog sie auf ein Sofa und gestand, daß sie um ihren Siegmund wirklich recht zittre. »Fiehle nur,« sagte sie und streckte ihre rundliche Hand hin. Sie sprach schön Fränkisch, die Frau Hofrätin Schwerdtfeger, und das kam lieb und warm aus ihrem resoluten Mund. »Der G'scheitste is mein Siegmund net, aber der Best'.« Ina versicherte, daß es Siegmund auch an Geistesgaben nicht mangle und ihr Vater die schönsten Hoffnungen für sein Examen habe.

»Er därfte sich auch nimmer sehn lassen beim Herrn Geheimrat,« erwiderte die Tante. »Doch wenn es ihm glückt, das ist einmal schön. Dann müßt ihr alle kommen. Der Fritz vom Herrn Hofapotheker macht den Doktor. Stell' dir vor, die zittern net. Ich

bin doch auch kein Doktor, sagt der Herr Hofapotheker.«

»Ihr möchtet zu uns kommen am Samstag abend,« richtete Ina ihre Einladung aus.

Die Tante war entzückt. »Ich bin schon da,« sagte sie, was die drängende Lust, der Einladung zu folgen, ausdrücken sollte. »Kommt die Marianne auch?« fuhr die Tante fort. »Die könnte draußen in der Welt eine große Sängerin sein. Eine Diva. Und heiraten tut sie auch nicht. Ihr Mädli, ihr Mädli!«

Das galt nun Ina mit. Sie stand ein wenig schnell auf. Sie wußte zu gut, warum Tante Amelie immer sagte, ihr Siegmund sei der »Best'«. Böse Studenten sagten, er wäre die »Pest«, nämlich die der Langeweile.

»Der Goth war auch bei mir,« fuhr die Tante gleichgültig fort, und Ina sah nicht, wie interessiert die Augen dabei blickten. »Ich hab' ihm gesagt: ‚Herr Goth, ein Schullehrer ist etwas sehr Schönes. Schon unser Rückert hat gesungen: Was ist hehrer als ein Lehrer?' Aber da bin ich in meine eigne Grube g'stirzt. Denn das Gothlein ist net faul mit dem Mundwerk und sagt: ‚Nun ja, Frau Hofrätin, eben ein Dichter. Der Rückert war nur zu bescheiden, das von sich selber zu sagen'.« Und Tante Amelie lachte in großem Vergnügen und fuhr dabei fort, Ina zu beobachten. Ina konnte nicht anders, sie fragte: »Kommt Herr Goth öfter zu dir, Tante Amelie?«

»Er hat einen Freitisch, jeden Mittwoch,« antwortete die Hofrätin und gab einer Güte den Stoß ins Unbarmherzige, weil sie sie verriet.

Aber sie kam nicht auf ihre Triumphe und Wirkungen. Ina sagte in dem gleichen Ton, mit dem sie ausgesprochen hätte, jemand sei berühmt, glücklich oder reich: »Ja, er ist sehr arm.«

»Er ist mit einer Schauspielerin im Land herumgezogen,« steigerte sich die Tante. »Nun, mich geht das nichts an, denn in meinem Hause ist keine Tochter. Wenn einer keine Erziehung g'habt hat, ach Gott, das bessert sich nimmer.«

Sie strich plötzlich mit einer mütterlichen Gebärde über Inas Hände: »Es gibt viele arme Tropfe auf der Welt. Kein Elternhaus, das ist das größte Unglück.«

So brach sie ihren Worten wieder alles ab, dem man widersprechen konnte.

Ina ging. Als sie auf der Treppe war, rief die Tante sie zurück. »Also am Freitag abend sagst du, Kind? Was gibst du denn? Ich frei mich doch so gern.«

Und Ina antwortete geduldig: »Forellen und Hühner. Einen Prinz-Albert-Pudding. Johannisberger und eine Sektbowle.«

Das Lachen der Tante scholl über die alte Stiege. Sie vergaß für einen Augenblick das Zittern. —

Am andern Nachmittag fand Ina auf ihrem Schreibtisch einen großen weißen Umschlag. Sie hatte Goths Handschrift noch nie gesehen. Nun stand da in gerundeten Buchstaben ihr Name.

Sie holte die Blätter aus dem Papier — viele, viele waren es. Und ein Brief lag dabei:

»Alle Dinge meinen doch nur das Eine. Alles geschieht nur um des Einen willen.

Mögen Sie lesen, was mein ist?

Und mögen Sie mir etwas dazu sagen?

Aber nicht, wenn andre Menschen dazwischenkommen können. Ich warte am Freitag von 4 Uhr ab auf dem Weg zum Kanal-Denkmal. Ihr Clemens Goth.«

Sie saß versunken. Sie konnte nicht gleich lesen. Sie mußte erst die Schrift ansehen. Die kam ihr wunderlich vor und voll von Geheimnissen. In das Zimmer herein wehte der Duft der Lindenblüte. Und Ina war ganz ruhig. Da lag nun alles von ihm in ihren Händen. Übermorgen würde sie ihn dann sprechen. Sie dachte nicht einmal, daß es vor der großen Einladung war, wo sie doch zu Hause zu tun hatte.

In ihre Versonnenheit herein kamen Schritte. Sie lief zur Tür. Sie hatte vergessen, daß heute Albrecht aus dem mündlichen Examen kam.

Im Arbeitszimmer des Vaters war eine gerührte Familienszene. Der Bruder lag in einer Haltung, die er sich sonst nie gestattet hätte, in einem Lederstuhl. Er war noch sehr bleich. Der Vater stand glücklich, der Leutnant ein wenig spöttisch dabei. Joachim war herzloserweise spazierengegangen.

Albrecht wischte sich noch immer die Stirn.

»Es war gräßlich,« wiederholte er Ina. »Ich hörte mich immerfort schreien und dachte, es sind lauter wahnsinnige Deklamationen, die ich losbrülle. Ich dachte, man schafft mich nachher zu Doktor Ludwig. Ich habe« — er schnappte wieder nach Luft — »das Examen



mit einer glatten Eins gemacht — der Dekan hat es Papa telephoniert — das ist so furchtbar wie ein schwerer Dreier — man kann sich nicht mehr sehen lassen, man ist abnorm.«

Der Geheimrat strahlte. Ina wartete beängstigt, er möchte sagen, das sei der schönste Augenblick seines Lebens. Denn der war schon öfter gewesen. Als man den juristischen Ehrendoktor von Heidelberg brachte, als man den roten Adler erster Klasse den Kindern zeigte. Auch beim sechzigsten Geburtstag in der Aula. Es kam, kam wirklich: »Dies ist der schönste Augenblick väterlicher Mitfreude.«

Doch Albrecht verhielt sich ganz formlos. »Ich möchte ein Auto haben,« sagte er. »Ich möchte mal ausrasen. Ina soll mitfahren. Die redet nicht vom Examen. Kann ich denn nicht ein Auto kriegen?«

Der Geheimrat ging freudig und wie gehorsam an den Fernsprecher.

»Nee, ich bin zu faul, mich umzuziehen. Gibt mir nicht jemand einen Mantel über den Frack und 'ne Mütze auf den Schädel?«

Der Geheimrat klingelte.

»Einen Mantel und eine Mütze für den Herrn Rechtspraktikanten!« befahl er.

Ina starrte ihren Vater an. Er lachte immerfort. Eine glatte Eins im juristischen Examen ging über Menschengedenken. Es war das Wunder.

Die Uniform des Leutnants schien zu erblassen. Ja, selbst die Titel, Orden, Werke des Vaters schienen hinter Schleier zu versinken.

Sie wußte, hinter ihres Vaters Stirn tauchte schon das faszinierende Bild eines Ministersessels für den auf, der hier in einem Lehnstuhl lümmelte. Ina wagte zu fragen, wie es dem Vetter Siegmund ergangen sei.

Da lachte Albrecht. »Sie waren ihm gnädig. Es reicht zum lebenslänglichen Amtsrichter. So sagte er selbst. Er hat bestanden.«

Es half Ina nichts. Sie mußte mit in das Auto steigen. Des Bruders Wünsche waren heut Befehle.

Sie fuhren erst eine Strecke ins Grüne. Dann kam dem Examenhelden der Gedanke, ein Kino würde seine Nerven am besten beruhigen. Man raste also nach Nürnberg. Ina saß zwei Stunden in einem heißen Raum und mußte eine Jagd von wilden Bildern an sich vorübergehen lassen. Zu Hause wollte sie auf ihr Zimmer schlüpfen. Doch da stellte sich heraus, der Vater hatte bis zehn Uhr mit dem Abendbrot auf den ruhmvollen Sohn gewartet. Ein unerhörter Vorfall im Hause Degen, daß der Vater wartete.

Die Zeit quälte sich hin. Zuletzt, um Mitternacht, taumelte eine ermattete Familie auseinander.

Jetzt erst konnte Ina die Handschrift lesen.

Sie saß mit gebeugter Stirn und las den Lockruf der Freiheit und der Tat. Sie las, und jedes Wort, das da stand, kam für sie aus dem Geliebten. Das Licht, das ihr leuchtete, warf einen Schein in den Garten hinaus.

Da hörte sie plötzlich aus dem Zimmer unter sich, wo der Vater schlief, vom Fenster herauf die Frage: »Du hast noch Licht, Ina, du bist doch nicht krank?«

Sie antwortete und ging entsagungsvoll, sich zu entkleiden. Dann lag sie fiebernd wach, erregt, beglückt, und wartete auf den ersten Schein des Morgens. —

Der Geheimrat peinigte seine Tochter. Ob des Glanzes, der seinen jüngsten Sohn nun überstrahlte, sollte das abendliche Fest ganz besonders werden. Er setzte Ina umständlich auseinander, daß man in Berücksichtigung der Lage von heute auf morgen noch einladen könne. Ein Streichquartett sollte kommen. Das Mittagessen stand verlassen auf dem Herd und fiel Inas Händen anheim. Nachmittags beredete der Geheimrat stundenlang die Tischordnung. So kam endlich der Festtag. Ina besann sich auf einen Vorwand, um gegen vier Uhr das Haus verlassen zu können. Es fiel ihr ein, sie würde sagen, daß sie zu Tante Amelie müsse. Sie legte das Kleid und all die kleinen Dinge für den Abend heraus. Dann hastete sie noch durch die Räume. Als eine Feldmarschallin, die alles prüfte.

Der Leutnant sah zu Ina herein. »Gott, was für eine Chose!« sagte er. »Papa ist ganz aus dem Gleis. Aber feiert nur — feiert nur — es wird so bald keine Feste mehr geben.«

»Warum?« fragte Ina, obwohl sie nicht den geringsten Wunsch hatte, etwa täglich dergleichen zu begehen.

Der Leutnant war ein wenig blaß. »Weil es Krieg gibt, kleine Ina. Diesmal wird es. Ich denke, acht Tage dauert es noch. Na, starre mich nur nicht so an. Der Vater lebt gerade um 1415. Wir wollen ihn nicht erschrecken. Aber das wird eine Sache!«

Er ging weiter und pfiff den Hohenfriedberger Marsch. Ina war betroffen. Krieg? Sie konnte sich's nicht vorstellen. Sie dachte nur an ihren Krieg gegen die Hausordnung. Wenn der Vater sie rief! Ach, hoffentlich machte er einen gründlichen Nachmittagsschlaf.

Sie verließ das Haus. Alle Fährnisse der Straße wichen von ihr zurück. Es kam keine Tante, die beglückwünscht werden wollte, es kam kaum jemand, der sie grüßte. Sie lief. Die Uhr an der Französischen Kirche zeigte schon fünf. Wenn er nicht mehr wartete? Sie hastete durch die Schwüle des Julitages und dachte hinter aller Erwartung noch: Ich muß ja um sechs wieder zu Hause sein.

Die grüne Wand des Burgberges kam. Der Weg hatte schon ein wenig Schatten. Da sah sie Clemens Goth vor sich hergehen. Er trug den Hut in der Hand. Sein Gang war ein wenig ungeduldig. Plötzlich wandte er sich, obwohl ihre Schritte leicht und fast lautlos waren. Er warf den dunklen Kopf zurück — sie sah ein Lachen über sein braunes Gesicht fliegen —, und sie sah, er war schöner und anders als alle Menschen auf Erden.

»Endlich, endlich!« rief er lebhaft, jung, strahlend. Und dann, ihre Hände nehmend: »Ich darf Sie doch ansehen, ich muß es ganz rasch sehen, *wie* Sie kommen. Haben Sie gelesen, ja? Oh, fanden Sie schon die Zeit? Und sind Sie mir ein wenig gut?«

Über sein Gesicht flog eine kindliche Beglückung. Sie dachte schwindelnd: Er sieht wohl, wie ich komme. Sie hätte sagen wollen: Ich liebe dich, ich liebe dich. Und in ihrem Herzen dachte sie: Du Einziggeliebter!

Aber sie hatte keine Stimme. Sie sah ihn nur an, seiner Willkür hingegeben. Sie war erschrocken, wie sehr es sie bestürzte. Und war doch nichts als selig.

Er sagte sanft: »Wir steigen ein wenig den Berg hinauf, ja? Dort in den alten Gärten ist eine Terrasse — und eine Bank. Wollen wir? Ich habe so viel zu sagen —«

Sie machte eine Gebärde, er möge den Weg zeigen. Und sie folgte ihm.

Der Geheimrat Degen hatte den Frack an, und der Rote Adler, sein geliebtester Orden, fehlte nicht. Sein Sohn Albrecht steckte im Gewand des Examens, und der Leutnant bot all seinen Farbenglanz auf.

Der Geheimrat sah mit flüchtiger Befremdung auf die nicht einmal frisch gebügelten hellgrauen Anzüge seiner Cadolzburger Neffen und ihre Wichsstiefel. »Ihr seid so gemütlich,« sagte er. Aber darin lag für die Cadolzburger nichts als die Bestätigung ihrer eignen Gefühle. Sie schilderten ihr Examen. Sie unterbrachen für dritte unverständliche Anspielungen mit lautem Gelächter. »Und wo ist denn Ina? Ja, wir haben Ina noch gar nicht begrüßt.«

Der Geheimrat sagte: »Sie wird gleich kommen.« Auf seiner Stirn stand die Zornröte. Tante Amelie, die mit Siegmund eintrat, konnte es als eine jugendliche Wallung für sich betrachten. Die gute Dame strahlte und glänzte.

»O Alexander,« sagte sie, »dein Albrecht ist der Gscheitste, und mein Siegmund ist der Best'.«

Der Geheimrat begrüßte und begrüßte. Albrecht wurde umringt und beglückwünscht. »Schaffe Ina herbei,« raunte der Geheimrat dem Leutnant zu, »es ist absurd.«

Der Leutnant ging auf den Flur. Nein, das gnädige Fräulein war nicht gekommen. Er nahm die Mütze vom Haken, die Mütze zur Paradeuniform, und machte ein paar Schritte in den Vorgarten.

Da kam Ina.

Sie war blaß. Sie schien den Bruder nicht zu sehen. Er faßte sie an der Hand und flüsterte: »Du mußt dich eilen. Ich helfe dir. Papa wird sonst wütend.«

Er lief mit ihr in ihr Zimmer. Sie sagte kein Wort. Er machte ihr die weiße Leinenbluse auf. »Du zitterst ja so, na, laß doch, ich habe schon öfter einer Dame beim Anziehen geholfen —« Sie fand nicht einmal Abwehr. Der Leutnant ging hinaus und kam nach ein paar Minuten mit einem Glas Brom zurück. Er scherzte: »Auf Brom ist Albrechts Examen aufgebaut. Da, nimm, komm. Du kannst erst die Cadolzburger begrüßen.«

Sie gehorchte. Sie ging wie eine Taumelnde in die festlichen Räume. Sie sah ihren Vater, sah einen bösen Herrenblick. Sie hörte Friedrich neben sich laut lachen.

»Stelle dir vor, Papa, die Ina wollte dir eigenhändig ein neues Onolbenband für heute holen. Und was ist? Die Onolbenbänder sind ausverkauft. Und deine Tochter stöbert eine Stunde im Laden!«

Da war der Geheimrat versöhnt. Ina bewegte sich unter den Gästen. Sie hatte ja



alles schon hundertmal gesagt, was sie sagen mußte. Friedrich schob den Arm unter den ihren. »Dir ist miserabel,« sagte er. »Aber da hilft nichts. Deberndorff hab' ich beruhigt. Vetter Siegmund führt dich zu Tisch. Da kannst du schlafen, ohne daß es jemand wundert.«

Ina saß an der festlich geschmückten Tafel. Sie hatte das dunkle Gefühl, sie müsse irgendwie wachsam sein. Aufpassen, ob nicht den Lohndienern ein Wink zu geben war, es vorfühlen, was der Vater etwa wünschte. Sie sah ein buntes, belebtes Bild, festlich schön. Die Kronen brannten schon. Aber die Fenster waren noch offen. Licht stritt mit Licht und schuf ein unwirkliches Leuchten. Über diesem Abend stand noch ein Leuchten!

»Ja, alles ist gut,« sagte sie mechanisch und mit einem Lächeln, das sie von früher her wiederfand, zu dem Vetter Siegmund, der ihr erzählte, wie fürchterlich ihm die Angst gewesen, der Mutter eine Enttäuschung zu bereiten. Und der Vetter mit dem fahlen Blondhaar, das ohne Schick und Eleganz, aber mit viel Brillantine an seinen Schläfen klebte, blickte sie gefühlvoll durch die Brille eines Kurzsichtigen an. Es rauschte am Tisch mit jenen letzten Bewegungen, die Menschen vor einer Stille machen.

Der Geheimrat erhob sich, um von dem schönen Augenblick seines Lebens zu sprechen, da er teure Gäste bei sich sähe, um des Sohnes, dreier lieber Anverwandter und deren Kommilitonen glückliche Erfolge zu feiern.

Inas Wesen entspannte sich. Sie wurde nun zehn Minuten nicht beobachtet. Die Lohndiener wußten, daß das Auftragen diese Pause haben mußte.

Und Ina dachte, dachte, verzerrten Herzens, zerrissen, wund, an das, was gewesen.

Sie hörte tönende Worte der Freude und Genugtuung. Große, wohldurchdachte Perioden schlangen sich zu Kunstgebilden der Beredsamkeit. Und dann vernahm Ina, daß die teure Jugend nun ein Ziel erreicht habe. Verschäumt sei der Becher der Burschenlust. Der akademische Bürger wandle den Weg zum Staatsbürger. Und Mutter- und Vaterherzen fragten sich zu dieser Stunde: Wie wird er sein Leben aufbauen, auf der Grundlage, die wir ihm boten? Wird er sein Haus gründen, so wie wir es lieben können? Wird uns eine neue Tochter grüßen, erwachsen in der Tradition unsers Herkommens? Und werden wir noch Enkel segnen?

Ina erblickte Taschentücher. Die Tante Amelie schluchzte laut. Es mußte erhebend sein, wenn ein Vater von drei Söhnen solche Rufe nach Schwiegertöchtern ausstieß. Dann klangen die Gläser. Joachim kam einen langen Weg durchs Zimmer und stieß mit Ina an.

»Mein Himmel, ist denn etwas?« fragte er leise.

Sie fühlte, daß sie sich zusammennehmen müsse. Sie fühlte Marianne Ludwigs schöne, dunkle Augen in einer Sorge auf sich. Sie sah das vornehme, etwas blasse Gesicht Giechs ohne Ausdruck, wie eine Maske.

Dann kamen die andern Tischreden. Es war ein großer Aufwand von Gefühlen und Worten. Alle Gesichter strahlten und waren fröhlich. Joachim und Albrecht hatten ihre Kusine, Armgard von Chalois, zwischen sich. Armgard sah sehr süß und sehr schön aus. Sie war, von einer norddeutschen Mutter her, blond, schlank und mit einem sehr hochmütig und vornehm geformten Gesicht. Die Cadolzburger Vettern besaßen auch nur eine Dame zusammen: Frau von Colmars kaum fünfzehnjährige Tochter. Sie ist gewiß zum erstenmal in Gesellschaft, dachte Ina. Und sie besann sich, daß sie nachher mit der Kleinen sprechen mußte.

Ja, sie mußte, sie mußte diesen Abend noch tausend unnütze Worte reden, während ihr das Herz zerbrach. Es legte sich wie ein leiser Nebel über ihre Augen. Sie sah alles durch Dunst und Schleier. Die vielen lauten Stimmen, das Gelächter, die ganze Fröhlichkeit wurden ein Klang der Qual in ihren Ohren.

Wie kann man so unter seinen Nächsten und Freunden sitzen, dachte sie, so zerbrochen, während sie jubeln? Oder tragen sie alle eine Maske? Ist es immer nur der Schein, den andre von uns wissen? Und man ist hineingebannt in diesen Schein. Sie hätte fortstürzen mögen — aber zu wem, zu wem? Sie gehörte ja hierher. Oder sie gehörte nirgend mehr hin.

Das Quartett im Nebenzimmer spielte.

»Der Onkel macht es heute so fürstlich,« sagte Siegmund bewundernd. »Gar eine Tafelmusik.«

Und Ina sah wieder einen hilflos zärtlichen Blick hinter scharfgeschliffenen Brillengläsern ihre Augen suchen. Sie wußte schreckvoll, dieses Fest dauerte gewiß noch drei Stunden. Als man aufgestanden war, trat Herr von Deberndorff zu Ina. Mit einer so bestimmten

Gebärde des Anrechts, daß der schüchterne Vetter Siegmund sich entfernte.

Um ihren Vater nicht neu zu erzürnen, folgte Ina Herrn von Deberndorff hinaus in den Salon. Es war noch niemand da. Auch das Licht brannte nicht. Die ein wenig altmodischen Mahagonimöbel, die ein Rokoko vorstellen wollten und doch keins waren, lagen im Dämmern.

Ich muß stillhalten, dachte Ina, ich muß jetzt zu allem stillhalten. Ich darf nicht schreien und ich darf nicht weinen. Ich bin ein Zubehör dieses Hauses.

Und sie fragte mit einer geistesabwesenden Stimme: »Mein Bruder Friedrich sprach heute von Kriegsgefahr. Ist das wohl möglich? Ich mußte daran denken — alle Jugend von heute abend müßte dann fort —«

Sie erschrak. Denn über Deberndorffs korrektes Gesicht flog ein Schimmer von Genugtuung. Er dachte wohl, sie sorge sich um ihn.

»Man kann sich das nicht vorstellen, wenigstens ich nicht. Wir sind nur mit Kriegen der Historie vertraut. Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein Ina, man muß sich um Dinge immer erst dann sorgen, wenn sie da sind. Wenn man sozusagen das Material schon in Händen hat.«

Er trat einen Schritt zurück, wandte sich und blickte ins Eßzimmer. Da standen noch die Gruppen in eifrigen Gesprächen. Mit einer raschen Bewegung war er wieder neben Ina.

»Ich muß morgen früh nach Deberndorff und drei Tage bleiben. Da ist nämlich ein Besuch, mit dem Papa allein nicht zurechtkommt. Ich habe Ihren Herrn Vater heute vor Tisch um eine Unterredung gebeten, wenn ich zurückkomme. Liebe Ina, es wird Ihnen nicht unklar sein, was ich Ihren Herrn Vater fragen möchte. Auch Ihre Antwort erbitte ich dann.«

Ina war, als schwömme sie in einem Nebel, der alles Licht erlöschen machte. Hatte sie etwas geantwortet? Sie hörte Marianne Ludwig sagen: »Herr von Giech, es hilft nun nichts, Sie müssen die Barkarole mit der Gitarre begleiten. Tun Sie mir den Gefallen. Der Geheimrat will es.«

Die Musik begann. Es kamen andre Menschen herein. Deberndorff nickte Ina strahlend zu. Was mochte sie geantwortet haben?

Sie stand an einem der Fenster, sah in den nächtlichen Garten und hörte die schöne Stimme: »Belle nuit, oh nuit d'amour, sourris à nos ivresses, nuit plus douce que le jour, oh belle nuit d'amour« —

Die Gäste des Geheimrats waren alle unbeschreiblich vergnügt. Der Hausherr zeigte eine Liebenswürdigkeit wie noch nie. Er steckte, zartfühlend in einem Winkel, den Cadolzburger Neffen Hundertmarkscheine in die verziehenen grauen Rocktaschen. Er nannte Deberndorff immerfort seinen lieben jungen Freund. Mit Siegmund schritt er Arm in Arm durch das Musikzimmer, und die Tante sagte zu einer Geheimrätin: »Mein Siegmund war eben immer so bescheiden. Nun, besser vor- als nachher.« Armgard von Chalois lachte mit den Vettern. »Ihr seid heute zu mir wie der Große Kurfürst zu den Refugiés. So gnädig und gütig. Ich bin das alles gar nicht wert.«

Die Brüder Degen wurden heftiger. Noch harmlos suchten sie einander Konkurrenz zu machen bei der schönen Kusine. Die aber lächelte über sie, als seien sie Knaben. Joachim stand bei Marianne Ludwig. Auch er war fröhlich. Alle lachen sie, dachte Ina.

Sie mußte zu den älteren Damen gehen. Die waren durch die Sektbowle gerührt und sprachen von alten Zeiten, wo ihre Liebsten die Examina gemacht. Und sie wurden anzüglich und scherzten, die liebe Ina brauche um dergleichen nicht zu zittern. Und bald, bald gäbe es gewiß ein noch andres Fest in diesem Hause, ein süßeres.

»Ja, Vater sehnt sich nach Schwiegertöchtern,« sagte Joachim, der hinzugetreten war. »Nach drei klugen Jungfrauen. Und Sie haben alle keine Töchter mehr zu verschenken, meine Damen. Ist das recht von Ihnen?«

»Mein Gott, mein Gott, ich höre zum erstenmal den Herrn Doktor einen Scherz machen!« rief die Rektorin, und ihr Reiher im Haar bewegte sich freudvoll.

Jemand rief das Wort Tanzen! Im Augenblick wurden Stühle fortbewegt, Raum geschaffen. Giech war bei Ina. »Nehmen Sie doch bitte meinen Arm, gnädiges Fräulein. Dann brauchen Sie nicht zu tanzen.«

Sie stand mit Walter von Giech. Er verlangte nicht, daß sie zuhörte. »Wollen wir nicht ein wenig auf die Diele gehen?« fragte er und führte sie. »Es ist kühler draußen, und Sie haben Kopfschmerz. Da quält Lärm so.«

Der Geheimrat folgte ihnen mit einem fröhlichen Lächeln. Die meisten älteren Gäste



waren nun schon fort, die Jungen tanzten. Nun, da konnte er sich eine Pause gönnen in den wirklichen Gefühlen. Und es schien ihm auch durchaus nicht nötig, daß Ina allein mit Herrn von Giech plauderte. In drei Tagen würde sie Deberndorffs Verlobte sein. Sie schienen sich ja verständigt zu haben, denn er war früh aufgebrochen, um zu seinem Vater zu fahren; Deberndorff wollte natürlich nicht anders als mit dessen Einwilligung kommen, wie es der Geheimrat liebte.

Auf der Diele leuchteten grüne Seidenkissen in den Korbmöbeln. Die Wände waren mit japanischer Matte belegt. Der Geheimrat freute sich des hübschen Anblicks, wie die dunkle Gestalt Giechs und die helle seiner Tochter so schön zu dem Raum standen.

Da öffnete sich die nur angelehnte Flurtür, und ein verspäteter, nicht mehr erwarteter Gast trat ein. Er war sehr ungesellschaftlich gekleidet und kam rasch auf die Gruppe zu.

»Herr von Giech, Herr Amtsrichter Rupprecht,« machte der Geheimrat bekannt. »Na, so spät, lieber Philister?«

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung,« sagte der Amtsrichter. »Ich war dienstlich verhindert. Und würde mir nicht erlauben, so spät noch zu kommen, wenn ich nicht eingeladen wäre. Ich möchte nämlich Joachim noch sprechen.« Er dämpfte seine Stimme. »Ich habe nämlich einen Studenten verhaften müssen, mit dem Joachim viel verkehrt hat. In der Stadt ist etwas Gräßliches geschehen.«

Ina sah, daß ihr Vater bleich wurde. »Was ist?« sagte er heftig. »Ein Bekannter von Joachim — ich bitte dich, Philister, was liegt da vor?«

»Es wird morgen früh in der Zeitung stehen, also bedeutet es kein Geheimnis. Ich bin auch lediglich hier, Joachim zu bitten, ob er vielleicht etwas tun kann, etwas Entlastendes über Ruf und Herkunft des Studenten Goth sagen,« antwortete der Amtsrichter.

Herr von Giech warf rasch ein: »Ich kenne den Studenten Goth ebenfalls. Was ist ihm zugestoßen? Bitte, Herr Amtsrichter, sprechen Sie.«

Der Amtsrichter antwortete leise: »Ich mußte den Abend hinaus, auf den Burgberg, um den Tatbestand festzustellen. In der Wohnung des Studenten Goth fand man ein Mädchen erschossen. Mit einem Revolver, den er als sein Eigentum anerkennt. Leute hörten den Schuß. Sie eilten herbei, sahen aber nur die Leiche und den Goth bei ihr. Es blieb mir nichts übrig, als ihn sofort in Gewahrsam zu nehmen. Die Untersuchung liegt in den Händen eines älteren Kollegen. Erst nachher erfuhr ich, daß Joachim mit dem Verhafteten verkehrt hat. Ich möchte ihm meinen Schritt gegen den Bekannten doch erklären.«

»Wie unangenehm!« hörte Ina die Stimme des Vaters. Sie wurde nicht ohnmächtig. Sie dachte nur: Im Gefängnis, o Gott, im Gefängnis!

In ihrem Herzen war eine große und fürchterliche Stille. Sie sah ihren Vater mit dem Amtsrichter gesenkter Stirne leise reden. Sie sah, daß Giech fortging — sah ihn mit Joachim wiederkommen.

Joachim hatte den Ausdruck von Entsetzen. Giech war sehr blaß. Das alles konnte Ina beobachten.

»Wegen Mordverdacht? Rupprecht, das ist unmöglich.«

»Es ist ein alter Vater da, ein Schauspieler, der Goth beschuldigt, das Mädchen an sich gelockt zu haben —«

Der Geheimrat wandte sich brüsk zu seiner Tochter: »Geh zu den Gästen!« Sie hörte es nicht, sie blieb stehen.

»Kann die unglückliche Person sich nicht selbst erschossen haben?« fragte Giech.

Der Amtsrichter antwortete: »In die Schläfen? Ein Mädchen? Ein Mädchen geht immer ins Wasser.«

Von drinnen klang die Tanzmusik. Stimmen, Gelächter, Singen. Man hörte ganz deutlich die gewaltigen Tenöre der Cadolzburger Söhne:

»Und wenn ich heime geh,
Da scheint der Mond so scheeb —«

Ina merkte, daß sie einen Schritt vorwärts machte. Sie sah, ihres Vaters Gesicht war noch ohne Zorn. Sie fühlte mehr, als sie wußte, daß sie nun vor dem Amtsrichter stand. Das war leichter als vor dem Vater oder vor Joachim oder vor Giech zu stehen.

»Herr Goth ist unschuldig, Herr Amtsrichter. Ich bin heute abend mit ihm zusammen gewesen.«

Der Amtsrichter machte eine gütige Bewegung. »Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, das kommt gar nicht in Betracht. Der Mord ist in der Wohnung des Goth geschehen. Um sieben hörten die Leute den Schuß. Da war ja bei Ihnen schon das Fest.«

»Ich bin heute abend um sieben Uhr in der

Wohnung des Studenten Goth gewesen, und er war allein mit mir, als der Schuß fiel.«

Eine tödliche Stille.

Dann sagte der Geheimrat: »Meine Tochter redet irre.«

Da fühlte Ina eine Hand die ihre fassen. Es war Giechs Hand. »Das gnädige Fräulein ist heute zu angegriffen, mehr zu erklären. Herr Goth wird ihr Mitleid angerufen haben. Wir alle wußten, daß er ein schweres Leben hat. Joachim, du mußt deine Schwester in ihr Zimmer führen.«

Giech und Joachim begleiteten den erschrokkenen Amtsrichter heim. Der Geheimrat stand mit seinen Söhnen Friedrich und Albrecht im Salon und verabschiedete die Gäste. Die Tante Amelie erstarb vor Bedauern, daß Ina so schlimme Kopfschmerzen habe. »Es ist morgen wieder gut,« antwortete der Geheimrat. So erlosch das Fest. Auch die Cadolzburger Neffen entschlossen sich endlich, die Gaststube aufzusuchen.

Nur der Geheimrat wanderte ruhelos durch sein Studierzimmer. Er wartete, bis sein Sohn Joachim zurückkam. In Inas Zimmer schien der Mond herein. Sie lag auf ihrem Bett. Ganz still. So ganz still. Sie wußte: morgen kommt es nun. Oh, nicht der Zorn des Vaters. Was lag daran, ob sie ein Zorn traf? Aber seine Traurigkeit — an seine Traurigkeit dachte sie voll Jammer. Es würde seinen Stolz beleidigen. Und sein Stolz war seine Würde, seine Ehre. Es würde nun die ganze kleine Stadt wissen: die Tochter vom stolzen Degen ist in der Wohnung des Studenten gewesen, während sich seine Geliebte erschossen hat. O ja, es gingen Erlangerinnen in die Wohnungen von Studenten. Das waren Bürgermädchen — oder Ladenmädchen — und sie waren die Liebsten der Studenten. Das waren die Liebsten — ja, und sie wußten es nicht anders. Ihre Sitte verbot es nicht. Und ihr Herz hatte die Rechte. Sie aber war kein Bürgermädchen und keine Liebste und keine alte Frau. Ihren Vater würde das Lachen quälen, was es doch für Dinge gab — —

Morgen war Goth wieder frei. Morgen mußte sie zu dem fremden Untersuchungsrichter gehen und alles sagen. Ob sie auch sagen mußte, daß sie Goth geliebt — — hatte —? Vielleicht war das nicht nötig. Es wäre lächerlich, zu sagen, sie habe nicht gewußt, daß er in dem Gartenhaus wohne. Sie glaubte doch immer, er lebe in einer armen kleinen Stube der engen Stadt.

Sie hatte aber nichts gedacht mehr, da draußen. Er wollte ihr etwas zeigen. Das sei da drinnen in dem Gartenhaus. Man ging die Treppe hinauf, und da war so ein helles Zimmer. Unten schlafe ich, hatte er wohl gesagt. Aber sie stieg mit nach oben. Er sagte lachend, daß er sein Häuschen immer unverschlossen ließe. Ein so niedliches Häuschen. Ein so heimliches Häuschen. Die Bekannten wußten nur, daß er ein Hinterzimmer in der Bankstraße habe. Man könne doch nicht Gedichte schreiben, wenn jeden Augenblick jemand kommen könne. Und wenn eine gräßliche Hauswirtin immerfort in den Papieren stöbere.

Sie hatte sich in einen alten, verschlissenen Stuhl an das einzige Fenster gesetzt. Ein wenig müde — und bebend vor Erwartung. Die Zeit war vergessen. Sie wußte nicht, wie lange sie draußen mit ihm im Garten über sein Werk gesprochen. So glücklich, oh, so glücklich! Und dann kam es. Er bat sie um eine Hilfe. Er begann von der Not eines armen Mädchens zu sprechen. Sie mußte sich erst fassen. Sie konnte nicht gleich ihre Gedanken auf ein armes Mädchen richten, sie hatte nur an ihn und an sich selbst gedacht.

Da fiel unten im Hause ein Schuß. Sie sah den Geliebten auf dem Bett eines kleinen Schlafzimmers liegen — über eine Fremde gebeugt. Sie hörte ihn Worte der Liebe und der Zärtlichkeit rufen — und dann dazwischen einen Aufschrei: Sie ist tot —

Und dann — ein wenig später — war sie heimgekommen. Wie, das wußte sie nicht mehr. Es waren ihr Leute in den Gärten begegnet. Und zu Hause erwartete sie Friedrich vor der Tür, und sie mußte auf ein Fest gehen und fröhlich sein — —

Der Mond schien noch ins Zimmer. Er schien auch über den Burgberg, in Clemens' kleines Haus. Seine Liebste war nun tot. Er würde weinen diese Nacht. Und alles war vorbei: die Hoffnung und das Vertrauen. Nun ging er wohl fort aus der Stadt. Weit fort, und sie sah ihn niemals wieder. Und warum war das fremde Mädchen gestorben? Hatte er ihr ein Leid getan? Hatte er sie beleidigt? O nein. Er rief sie doch mit den zärtlichsten Worten. Mit allen Worten der Liebe. Sie, die auf seinem Bett gestorben war.

Ina stand auf. Sie sah hinaus in den Garten. Er lag so schwarz. Und am Horizont versank der Mond. Ein grüner, seltsamer, unheimlicher Mond bog sich wie in schmerzlichem Abschied zum Hügelrand, um unterzugehen.

Und dann kam ein fahles Licht herauf, grau wie Nebel, gespensterhaft, fremd.

Was sollte denn nun sein? Ein neuer Tag schleppte sich heran. Sie mußte ihm standhalten — und sie war doch ganz zerbrochen — —

Der Geheimrat sah bleich aus. Man muß Mitleid mit ihm haben, dachte Ina. Aber es gab keine Möglichkeit, ihm das zu sagen oder zu zeigen.

Er saß steif und starr in seinem Schreibtischstuhl, und seine Worte waren ohne Güte und ohne Trost.

»Dein Bruder Joachim hat Amtsrichter Rupprecht gesagt, daß du wohl wegen eines Dramas, das dieser Goth geschrieben hat und dir zu lesen gab, mit ihm eine Unterredung hattest. Warum fand diese Unterredung nicht in meinem Hause statt? Welche Motive leiteten dich, einem jungen Menschen, den man zu sich befiehlt, wenn man ihm etwas sagen will, einen Spaziergang unter vier Augen zu gewähren?«

Welche Motive leiteten mich, dachte Ina gequält. Sie versuchte sich in die Denk- und Sprechweise des Vaters zu versetzen.

»In Gesellschaft von Friedrich und Albrecht, die Verse für etwas Lächerliches halten, solange der Verfasser nicht von der Kritik anerkannt ist, ging das nicht.«

Der Vater warf ihr einen bösen Blick zu. »Du hältst dich für klüger, als deine Brüder sind, schön. Hast du vergessen, zu welcher Klasse man gehört, wenn man als junges Mädchen in die Wohnung eines Studenten läuft?« Und er sagte ein schreckliches Wort.

Ihr Hochmut stand steil. »Ich bleibe immer ich — —«

Der Geheimrat mäßigte sich: »Das mag sein. Ich wußte nicht, wie weit deine Anschauungen sich von denen deines Elternhauses entfernt haben. Du gingst also mit vollem Bewußtsein in die Wohnung des Studenten Goth?«

»Ich hatte keine Ahnung, wo er wohnte. Ich ging mit ihm auf dem Burgberg spazieren. Da war ein Gartenhaus —«

»Regnete es?« fragte der Geheimrat.

Die Lächerlichkeit der Frage gab Ina Mut und Zorn.

»Es regnete nicht. Es war auch kein Wolkenbruch. Auch bin ich nicht ohnmächtig gewesen. Ich trat in das Haus, weil er darum bat.«

»Und die Unschicklichkeit dieser Bitte empfandest du nicht?«

»Nein, ich empfand sie nicht.«

Der Geheimrat stand auf. Er trat hart an seine Tochter heran. »Hast du eine — eine Liebelei mit diesem Menschen? Hat er dich geküßt? Habt ihr Pläne für eine gemeinsame Zukunft?«

Sie sagte armselig und trostlos: »Nein.«

Dieses Wort, in dem alle ihre Hoffnungen erstarben, belebte den Vater.

»Setze dich doch,« sagte er. »Du bist etwas angegriffen. In der Tat, deine Situation ist sehr peinlich. Dein Bruder Joachim war und ist für dich tätig. Er ging selbst zum Untersuchungsrichter. Der Gerichtsarzt gibt an, es könne ebensogut ein Selbstmord von der Person vorliegen. Auch Herr von Giech hat sich schon als Leumundszeuge für den Verhafteten gemeldet. Doch da sind auch andre Zeugen. Dieser Herr Goth lebt von, nun, ich will nicht sagen Almosen, aber von Gaben seiner Bekannten. Denselben Bekannten, von denen er das Geld nimmt, hat er verschwiegen, daß er sich wie ein Mensch mit großem Wechsel eine Stadtwohnung und ein Landhäuschen hält. Als Volksschullehrer hat er Reden geführt, daß man ihm bedeutete, lieber freiwillig zu gehen. Von den Mitteln seiner Freunde hielt er eine Schauspielerin aus. Es wird der übliche Fall sein — er weigerte sich, sie zu heiraten, und sie entzog sich der Schande.«

Ina vernahm diesen Aufbau bürgerlicher Anklagen. Sie konnte nichts dazu sagen. In ihrem Herzen wußte sie wohl hundert Verzeihungen. Freunde wollen einem doch mit Geld eine Freude machen, nicht nur vor dem Verhungern schützen. Man gibt heim mit dem, was man leistet. Er konnte nicht in einem alten, elenden Zimmer, unter Gassen- und Hinterhauslärm große Gedichte schreiben. Man kann nicht holde Dinge denken, wenn alles um einen so häßlich ist.

Endlich sagte sie doch: »Er bat mich um eine Hilfe für das Mädchen. Da wollte er sie doch nicht verlassen.«

Der Geheimrat fuhr auf: »Oh, eure ver-

dammten sozialen Gefühle. Du und Joachim, ihr seid angesteckt vom Geist dieser Zeit, von dem nivellierenden, unaristokratischen Geist der Zeit. Ich werde dich auf eine Reise schicken.«

Ihr fiel ein, der Vater zeichnete jedes Jahr stattliche Summen für Arme, Blöde, Kranke, Wöchnerinnen, Witwen. Auf keiner Sammlung fehlte sein Name. Auch den armen Studenten verschaffte er Freitische, Kolleggelderlaß, Unterrichtsstunden und Stipendien. Sich selbst schuldete er nur seiner Arbeit.

Ina stand unbeweglich. »Ich will alles tun, was du wünschest, sobald ich beim Untersuchungsrichter mein Zeugnis abgegeben und beeidet habe.«

Der Geheimrat lachte hart: »Deine Berufung zu diesem Zeugnis wird mir wohl erspart werden. Ich gehe selbst zu dem Untersuchungsrichter.«

Als er gegen Abend zurückkam, war von der Reise nicht mehr die Rede.

Zwei schwüle, böse, lastende Tage vergingen. Friedrich und Albrecht machten bei Tisch eine erzwungene Unterhaltung über höchst fernliegende Dinge. Sie vermieden, mit ihrer Schwester allein zu sein. Joachim war recht verstimmt. Herr von Giech kam und wollte Ina sprechen. Aber der Vater nahm den Besuch an und verbot ihr, dabeizusein. Die Tante Amelie erschien und war sehr verlegen. Sie berührte die Sache nicht. Ihre großen Augen warteten, daß man sie »einweihe«. Als das innerhalb mehrerer Stunden nicht geschah, ging sie verstimmt wieder fort.

Und Ina wartete. Joachim hatte sie gebeten, keine eigenmächtigen Schritte zu tun, Goth habe selbst schon angegeben, daß er während des Selbstmordes der Schauspielerin den Besuch von Ina Degen gehabt. — Es war Abend. Der Vater war einer Einladung gefolgt. Die andern Brüder saßen irgendwo in einem Weinhaus. Joachim kam zu Ina herauf.

»Es ist nun leider doch der Brief an dich da. Verzeih, ich machte ihn auf. Du sollst übermorgen vormittag dein Zeugnis abgeben. Die Untersuchung verzichtet doch nicht darauf. Ich will es morgen früh Vater mitteilen. Komme du nicht herunter, bis sein erster Zorn abgeflaut ist.«

Die Märtyrersehnsucht war bei Ina schon ein wenig erloschen. Wenn Goth selbst angegeben, daß sie in seiner Wohnung gewesen war, wurde ihr Zeugnis nur ein armer Zwang.

»Ist er sehr unglücklich?« fragte sie. Joachim zögerte. Er zündete sich eine Zigarette an, was sonst nicht seine Gewohnheit im Schlafzimmer war. Dann setzte er sich auf das Fensterbrett. Seine Gebärden waren müde.

»Es ist besser, du erfährst alles, Ina. Verzeih, vielleicht gefiel er dir. Mich hat er ja fasziniert. Aber es ist doch eine Distanz geboten, vor allem auch bei deinem Zeugnis. Sage du, daß ich dir mit so großer Begeisterung von seinem Schauspiel gesprochen habe, und daß du selbst sehr ergriffen von dem bedeutenden Talent warst. So gingst du mit ihm, ohne dein Wissen auch zu ihm, um über seine Arbeit zu sprechen. Sieh, es ist nicht nötig, daß du von menschlicher Teilnahme redest. Du wußtest über sein Privatleben nichts, als daß Goth arm ist und ich das größte Interesse an ihm nahm.«

Der Bruder schwieg. Doch Ina fühlte, er wolle noch mehr sagen.

»Hat er dir erzählt, warum sich die Fremde erschoß? Ich meine, hatte er sie verlassen?«

Es war dämmerig im Zimmer. Die Stille lastete. Joachim quälte sich wohl um Worte. Er will mich nicht zu sehr verletzen, dachte die Schwester und fühlte, er weiß wohl ein wenig, wie mir zumute ist.

»Goth hat dem Untersuchungsrichter gesagt, das Mädchen sei seine Verlobte gewesen. Er wurde gefragt, ob er ein Verhältnis mit ihr gehabt. Da antwortete er dieses. Die Tote wollte er schonen. Die Nacht vorher ist er mit einer fremden Dame, deren Namen er nicht zu wissen behauptet, in einem vornehmen Hotel in Würzburg gewesen. Die Leiche des Mädchens hat heute ihr Vater auf einem Schauspielerwagen abgeholt. Sie sind nicht aus der Gegend.«

Joachim Degen stand auf. Schwerfällig ging er zu der Schwester. Er zog sich einen Stuhl neben sie — nahm ihre Hände und zog sie langsam, vorsichtig an seinen Mund.

»Wir suchen gerne das Ungewöhnliche, Ina, und dann erschreckt es uns, wenn wir Dinge erblicken, die nicht unser Maß und nicht unsre Formen tragen. Und müssen ein wenig leiden.«

Im Hause war Aufruhr. Ina sah ihre Brüder ganz veränderten Wesens. Die Korrekten, Gehaltenen hatten sonderbare, entschlossene, mutvolle Gesichter. Sie stürmten

aus der Wohnung, rannten aufgeregt über die Straße, kamen mit neuen Botschaften heim und störten den Vater auf. Der Geheimrat saß über seinen Büchern und Papieren, aber er las und schrieb nicht. Er fühlte sich plötzlich heimatlos in seiner geliebten Vergangenheit. Tot und ohne Leben lagen die alten Zeiten. Er konnte das, was hereinbrach, nicht fassen: der Kriegszustand war verhängt. Das bedeutete ein Sichbesinnen, ein Sichfassen auf die Mobilmachung.

Die Brüder rissen eigenhändig ihre feldgrauen Uniformen aus sorglicher Verpackung. Schränke standen offen, die Diele glich einem Kleiderlager.

Und Ina begriff nichts. Alle gingen verwandelt umher. Der Vater und Joachim wie Gebrochene. Friedrich und Albrecht in kaum unterdrücktem Jubel. Bei Tisch erregte sich die Unterhaltung bis zur Leidenschaftlichkeit, Schranken waren gefallen, die Söhne sprachen.

Der Vater aber schien wie über Nacht alt geworden. Seine Hände beherrschten sich nicht mehr zu schönen Gesten, seine Sätze waren keine glanzvollen Perioden mehr. Er las die Zeitungen, die er sonst verachtete, mit Hast und Verlangen. Und dem Beherrschten entschlüpften jetzt Worte des Selbstgesprächs: »Das war also unsre Politik! Das waren unsre Botschafter!«

Die kriegsfreudigen Söhne warfen feurige Worte in sein grenzenloses Erstaunen. »Wir werden es machen, daß hundert Jahre lang uns niemand mehr anzutasten wagt.« Joachim redete nichts. Aber auch er verschlang die Zeitungen.

Ina wagte sich nicht fort. Sie wollte nicht eher wieder über die Straßen gehen, bis der eine Weg getan war. Sie traf Joachim im Garten. Schwer wie eine Last lag die Nachmittagshitze. Die Blumen standen ein wenig welk, man hatte heute vergessen, den Gartenschlauch spielen zu lassen.

Joachim sah so verzweifelt aus, daß Ina sich selbst vergaß. Sie dachte nicht, daß er feige sein könnte, nicht, daß er um seiner selbst willen diesen versteinerten Schreck in seinen Augen hatte. Sie fragte sanft: »Glaubst du, daß unsre Nation nicht einig sein könnte, wenn der Krieg wirklich kommt?« Er wandte das müde Gesicht zu ihr: »Laß nur, Ina. Wir werden einig sein zum Krieg. Ich gehe als Freiwilliger. Ich habe ja nicht gedient, also kann ich nur als Freiwilliger gleich eingestellt werden. Wenn ich erst den Rock anhabe, wird es anders sein. Jetzt begrab' ich etwas.«

Sie war nun ganz bei ihm. Mit all ihrer Freundschaft und ihrem schwesterlichen Verstehen.

»Du denkst, daß dies alles, was kommt, die Menschheit trifft — die es nicht will. All die kleinen Bürger, Landbewohner, die Stillen, die nichts von politischen Notwendigkeiten verstehen. Und du glaubtest, es gäbe geistige Bande zwischen den Völkern, die einen solchen Krieg unmöglich machen?«

Er hob die Hand. Lächelte fast.

»Ich sehe, man kann sein Empfinden nur in einem solchen Schlagwort wiedergeben, das sich selbst schlägt. Du hast recht: wo jemals, selbst im persönlichsten Leben hielten geistige Bande den Ausbruch gewalttätiger Leidenschaft fern? Ich begrabe etwas Persönliches. Ich hatte so allerlei Hoffnungen. Aber das wollen wir lassen. Denke nur eins: wenn aller Aufwand an Menschen, an Leben, an Kraft und Mitteln für eine Sache der Menschenrechte gemacht werden könnte!« Sein Gesicht verzog sich unwillig. »Was man sagt, klingt so banal. Die Menschenrechte wurden immer mit Blut erkauft. Der Tod der Schlachten ist sicher schöner als der Tod nach einem gleichgültigen Leben, wie es Millionen führen. Nun ja, ich hatte geglaubt, es gäbe andre Wege, die Sache der Menschheit zu führen, als Krieg und Prozeß. Ich hatte es geglaubt. In ein paar Tagen bin ich ein Freiwilliger und weiß nichts mehr davon.«

Sie suchte nach Worten. Sie schämte sich, daß sie nicht gleich etwas zu sagen fand. Sie mußte sich erst herausarbeiten aus dem einzigen Denken, das sie jetzt beherrschte.

»Die Sache der Menschheit trug nie ein Volk, Joachim. Es waren immer Einzelne. Und in allen Rassen und Nationen gab und gibt es solche Einzelne.«

»Und wir werden kämpfen — letztlich diese Besiegten zu grüßen. Ja.«

Sein Gesicht war anders. Er vermochte zu lächeln.

»Sei nur ruhig. Dem Vater«, fuhr er fort, »habe ich nicht gesagt, daß du morgen — dahin gehen mußt. Er hat nun andres zu denken. Deine Sache zerfließt in der allgemeinen Erregung. Wir beide sind eben morgen mal nicht zu Hause. Marianne Ludwig kommt und holt dich ab. Dabei wird Vater nichts finden.«

Marianne? Oh, jemand nahm also doch teil. »Hat es Marianne von dir gehört, oder sprechen die Menschen in der Stadt davon?«

»Das ist wohl selbstverständlich, Ina. Ein Erlanger Student wegen Mordverdacht verhaftet, ist doch unerhört. Doch sei ruhig, er war bei keiner Verbindung; dies bedeutet schon rascheren Nachlaß des Interesses. Und nun — alles andre, was in der Welt vorgeht!« —

Marianne Ludwig plauderte mit dem Geheimrat. Er möchte ihr doch Ina ein bißchen mitgeben. Man wolle sich doch aussprechen.

Dann ging sie mit Ina den peinvollen Weg.

Von einem ihr fremden Amtsrichter wurde die unverehelichte Wilhelmine Margarete Degen gefragt, ob sie mit dem verhafteten Clemens Willibald Goth eine Liebesbeziehung unterhalten habe und zum Zwecke der Betätigung dieses Verhältnisses sich in dessen Wohnung gewohnheitsgemäß begeben. Sie könne die Aussage verweigern, wenn sie dieselbe schädigen würde.

Wilhelmine Margarete Degen gab zu Protokoll, daß sie keine Liebesbeziehung mit Herrn Clemens Goth habe. Derselbe hätte sie vielmehr um eine Hilfe für diejenige gebeten, die seine Verlobte gewesen war.

Während der Schuß fiel, durch den die Verlobte des Herrn Goth getötet wurde, sei er neben ihr am Fenster seines Wohnzimmers gestanden und habe ihr von dem schweren Beruf einer Schauspielerin erzählt.

Und dann schwur sie, das Richtige gesagt zu haben, so wahr ihr Gott helfe.

Der Untersuchungsrichter entließ sie rasch. Er mußte vor dem Mittagessen noch Licht in die Dunkelheit eines verwirrten Eigentumdeliktes bringen.

Als die beiden jungen Damen mit Joachim aus dem Amtsgerichtsgebäude traten, kam der Geheimrat des Wegs. Er sah die kleine Versammlung und begriff.

Man kam in einer schwülen Stimmung heim. Albrecht und Friedrich hatten sich zu Tisch entschuldigen lassen. Sie waren nach Nürnberg gefahren. Dort hörte man vielleicht etwas aus dem Generalkommando.

Ina und Joachim standen in leidender Geduld umher und warteten, daß der Vater zu Tisch käme. Als er endlich erschien, redete er kein Wort. Die Gespräche, die Joachim anhob, fielen in Stille und Mutlosigkeit.

»Komm mit herüber, Joachim,« befahl der Vater, als die Speisenfolge endlich vorbei war. In seinem Arbeitszimmer warf er dem Sohn einen Brief hin. »Da, lies!« Und Joachim las, daß Herr von Veberndorff sich leider nicht persönlich verabschieden könne, denn er reise mit seinem Vater nach München, woselbst ja auch sein Regiment stünde. Er wünsche dem hochverehrten Herrn Geheimrat und seiner lieben Familie alles Beste und empfehle sich in ausgezeichneter Verehrung.

Der Brief verbarg nicht einmal, daß er in der Stadt geschrieben war, denn er hatte keinen Poststempel und war von einem Boten abgegeben worden.

»Dies kann mich nun nicht erschüttern,« sagte Joachim kalt.

»So? Aber du kannst deiner Schwester sagen, daß ich, daß ich« — der Geheimrat keuchte und rang nach Worten — »jetzt eine Tochter habe, die kompromittiert ist. Man wird mit den Fingern auf sie weisen — und ich kann nicht einmal etwas dagegen tun.«

Joachim ließ die Worte stürzen. Er wußte, daß sein Vater sich gewissermaßen erholte bei Zornesausbrüchen. Dann sagte er sanft: »Soll Ina vielleicht jetzt kommen und dich um Verzeihung bitten, daß dir durch sie diese Aufregungen kamen?« Und er wußte, seine Frage würde wirken.

Denn es gibt Menschen, die eine Lust daran haben, das zu sehen, wovon andre mitfühlend die Augen wenden. Es gibt Menschen, die es befriedigt, wenn sich jemand eine Demütigung abringt.

»Sie kann kommen,« sagte der Geheimrat.

Der Bruder redete auf Ina ein. Niemand vermöge mehr den Zustand im Hause zu ertragen, am wenigsten sie selbst, wenn sie nicht so handelte, wie es einmal dem Vater gegenüber notwendig war.

Wenn es dem Vater den Kummer nahm, daß sie um Verzeihung bat, weil sie in einer holden Stunde auf eine Erfüllung gewartet, so konnte sie auch ihrem Tun den Stempel des Erbarmungswürdigen geben. Es kam auf nichts mehr an.

Aber als sie nun ihre Rede beginnen wollte, um aus einer stumpfen und müden Resignation heraus dem Vater gefällig zu sein, fingen die Kirchenglocken an zu läuten. Das verwirrte Ina. Sie fand die Worte nicht. Das Schweigen wurde schon seltsam, und dann ermunterte der Geheimrat: »Du

wolltest mir etwas sagen.« Da stürzte ohne jeden Respekt die alte Köchin ins Zimmer. Ihr Ton besaß nichts von dem gefaßten Ebenmaß, das der Geheimrat sogar über die Dienstboten seines Hauses zu legen verstand. Sie schrie auf gut fränkisch: »Etz geht's los. Mobil werd g'macht!«

Das Gesicht des Geheimrats wurde von einer dunklen Verwirrung überspielt. Er war ein alter Mann und mußte sich erst fassen. Dazu ließ ihn die Tochter allein.

Sie ging durch das Haus. Es lag so verödet. Sie fand keinen der Brüder. Sie fand nicht einmal die Mägde. Die holten wohl Neuigkeiten von den Gassen. Die Glocken läuteten immer noch. Die Zimmer sahen so seltsam nach Aufbruch aus. Sie hielt es plötzlich nicht mehr aus. Sie lief durch die Wege des Villenviertels der alten Stadt zu. Auf den Gassen standen die Menschen. Sie hatten alle so andre Gesichter. Als wären sie neugeschaffen. Irgendwo klang das Singen von Studenten. Nun gehen sie alle fort, dachte sie, und eine Erschütterung erfaßte sie. Alle, alle. Sie mußte zu Tante Amelie laufen. Die war wohl in großer Angst um ihren Siegmund. Er hatte gedient und es bis zum Unteroffizier gebracht. Er mußte wohl gleich mit.

Sie sah schon den Turm der alten Französischen Kirche. Und sie war so sehr die Tochter des Historikers, daß flüchtig durch ihre Gedanken ging: Unser Land hat einmal die Refugiés aufgenommen. Da kam ihr Bruder Joachim die schmale Bankgasse herunter, sein Gesicht war gerötet, die überschlanke Gestalt nach vorn gebeugt.

Sie mußte ihn anrufen, er wäre sonst wohl an ihr vorbeigegangen.

»Wo warst du denn?« fragte sie. In das Getön der Glocken hinein, die der Markgraf einst den Franzosen geschenkt, sagte Joachim: »Am Bahnhof. Ich wollte Goth doch nicht ohne jedes Geleit fortgehen lassen, als müsse er aus der Stadt schleichen. Er fährt nach Niederbayern. Heute mittag wurde er entlassen. Er läßt auch grüßen —«

Sie gingen weiter und kamen zu dem düsteren Kirchplatz, wo noch ein altes, krummes Haus steht, in dem einst in winzigen Kammern die ersten Kollegien gelesen wurden.

Und Ina nahm ihre ganze Kraft zur Fassung zusammen und wiederholte als Frage: »Er läßt grüßen?«

Joachim Degen blieb stehen. Er hatte einen Spazierstock, mit dem zeichnete er ein paar Striche in den Sand des Bodens. »Es war nur eine Redensart von mir. Abreisende lassen doch immer grüßen. Er macht sich Vorwürfe über den Tod des Mädchens. Davon hat er geredet. Wir wollen jetzt nicht mehr von ihm sprechen, Ina. Ich hätte ihn nie in deine Gesellschaft bringen sollen.«

Inas Ritterlichkeit stand auf: »Sollte er sich denn nicht darum grämen, wenn das Mädchen so unglücklich war?«

Aber Joachim Degen war keine Frau, also nicht bereit, eine Tatsache hundertmal zu besprechen und alle ihre Grundlagen bis ins letzte auszuwägen.

»Laß!« sagte er fast hart. »Man muß es lernen, einer Enttäuschung die Grenzlinie zu setzen.«

Sie gingen zu der Tante Amelie.

Der bisher so unbedeutende Siegmund tröstete seine Mutter. »Einen Sohn hinterm Ofen wirst du doch wohl nicht gern haben, wenn die andern Kerle draußen sind.« Und dann umhalste er die Mutter, lachte sie an: »Du wirst am Ende gar noch aus der Hofrätin eine Madame mère! Vielleicht liegen meine größten Fähigkeiten auf dem militärischen Gebiet.« —

Der Geheimrat Degen hatte seine Fassung wieder. Er wollte sich aussprechen und klingelte, aber es kam niemand. Er rief durchs Telephon in die Küche — aber es schellte nur und gab nicht Antwort. Der alte Herr wurde nicht zornig. Er dachte nur: Mich haben sie alle vergessen. Denn er fand niemand in den Zimmern. Er war auf einmal ganz allein in seinem Haus. Vielleicht tat ihm das gut. Man mußte erst alles begreifen. Das Eigne muß man erst überwinden. Drei Söhne im Feld. Bis man es aber so ganz begreift, daß dies der schönste Augenblick des Lebens ist, wenn sie ins Feld ziehen, ist man vielleicht doch besser noch allein. Er wanderte weiter durch die Zimmer. Er trat bei Friedrich, seinem Ältesten, ein. Es kam ihm da ganz fremd vor. Freilich, er konnte sich auch kaum besinnen, dagewesen zu sein. Allerlei seltsame Bilder hingen an der Wand, standen auf einem sogenannten Schreibtisch, der mit Handschuhen, einer Likörflasche und Zigarrenkisten behäuft war. Die Bilder zeigten allerlei dem Geheimrat gänzlich unbekannte Damen in eigenartigen Gewändern. Es sind wohl Büh-



nensterne, dachte der Vater und erinnerte sich, daß er auch einmal für die Malten geschwärmt hatte, gelegentlich einer Reise nach Dresden. Und gar Franziska Elmenreich. Wahrlich, die beste Iphigenie ihrer Zeit. Die Bilder hier stellten keine Iphigenien vor. Das sah er. Und dann dachte er: Also daran hat sich Friedrich gefreut. Und er dachte es so sonderbar sanft. Pferdeköpfe blickten von der Wand. Ja, nun wird er mit seinem Pferdchen reiten, das er so lieb hat. Und er dachte Pferdchen, als wäre Friedrich noch ein kleiner Junge.

Ich hätte, fühlte er, manchmal in die Zimmer meiner Kinder sehen sollen. Da weiß man erst so, was sie gern haben.

Im Flur schrillte die Klingel. Niemand öffnete. Es klingelte nochmals. Da ging der Geheimrat selbst. Vor ihm stand Herr von Giech. Der Geheimrat verbarg eine Enttäuschung, denn er hatte auf einen der Söhne gewartet.

Er führte den Gast in sein Arbeitszimmer. Ja so, Herr von Giech war beurlaubter Leutnant. Der mußte wohl auch gleich fort.

Der Leutnant von Giech saß sonderbar steif auf seinem Stuhl. »Ich muß morgen zu meinem Regiment,« sagte er. »Nach Baireuth. Aber ich möchte nicht nur kommen, um mich zu verabschieden und für alle Freundlichkeit zu danken, die ich in diesem Hause erfahren durfte —«

Dem Geheimrat fiel plötzlich der schriftliche Abschied des Herrn von Deberndorff ein. Irgendeine Genugtuung kam ihm. »Es freut mich sehr, mein lieber Herr von Giech, daß Sie noch Zeit für uns finden.«

Da stand Herr von Giech wieder auf. Er trat gegen den Schreibtisch heran. Er sagte mit einer zusammengerafften, beinah befehlerischen Stimme: »Ist Ihre Tochter nicht hier, Herr Geheimrat?«

»Alle meine Kinder sind ausgegangen, ich weiß nicht einmal, wann ich sie erwarten kann. Es denkt wohl heute niemand an eine Tischzeit.«

Der Leutnant von Giech senkte ein wenig den Kopf. »Ich muß nämlich morgen abend beim Regiment sein. Ich kann hier so nicht fort. Ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter Ina zu bitten.«

Der Geheimrat zitterte. Er wußte plötzlich, dieser Mann stand hier, um Ina zu schützen. Vor tausend Reden, vor endlosem Klatsch zu schützen. Ein Unnennbares überwältigte ihn. Er fragte fast sanft: »Haben Sie mit meiner Tochter schon gesprochen?«

»Nein,« antwortete Walter von Giech. »Ich würde auch meine Frage nicht zuerst an Sie gestellt haben, Herr Geheimrat, wenn ich Sie nicht bitten müßte, mir eine ungestörte Stunde mit Ina zu verschaffen. Die Zeit drängt so sehr.«

»Es wird das beste sein, Sie warten hier.«

Der Leutnant von Giech erzählte, daß er eine sehr unbedeutende Land- und Forstwirtschaft und ein sehr unbedeutendes Schloß im Fichtelgebirge besitze. Und nur einen näheren Verwandten, einen Onkel. Seine Verhältnisse seien klein, aber geordnet. Wenn er fiele, würde seine Witwe ebenfalls in einer geordneten äußeren Lage sein. Er habe das Gymnasium zu Baireuth absolviert, sei gesund, und seine Studien in Erlangen hätten lediglich privaten Zwecken gedient. Ob der Herr Geheimrat noch Empfehlungen wünsche, die Namen von Personen, die Auskunft über ihn geben könnten.

Der Geheimrat wünschte nichts. Er wußte ganz genau, wer Herr von Giech war. Er vereinigte alles in sich, was man ehrenhaft und ohne Tadel nennt. Und er entstammte einer Nebenlinie eines der ältesten Geschlechter der Markgrafschaft. Der Geheimrat war in seinen Herzenstiefen bewegt. Er wurde ein alter Mann und redselig: »Wir Degen sind seit der Gründung der Universität eng mit ihr verbunden. Früher sind die Degens Pfarrer gewesen. Da saßen sie in der Landschaft. Mein Großvater war mit Rückert, Platen und Schelling befreundet. Damals hatte eine Professorenfamilie ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Um den Schreibtisch des Professors war ein Kreidestrich gezogen, die Kinder durften nicht so ganz nahe heran.«

Der Freiwerber dachte: Unterdessen wurde aus dem Kreidestrich eine Mauer.

»Ja, so lebte man. Der Pflicht und der Wissenschaft. Meine selige Frau war eine geborene von Chalois. Sie wissen, draußen im Herzogsreuth, Refugiés, nicht wahr? Meine Tochter — — Wissen Sie, Herr von Giech, daß meine Tochter gezwungen war, zu der Selbstmordsache im Gartenhaus des Studenten Goth auszusagen?«

»Ich weiß es,« antwortete Walter von Giech.

Es wurde hell um den Geheimrat. —

Ina und Joachim gingen dem Vaterhause



zu. Die sonst so stillen Straßen von Erlangen waren von Menschen durchflutet. Leute gingen, die ihre Tränen auf die Straße trugen — und sie schritten in einem stolzen Weinen unter denen, die jubelten und sangen. Tränen und Jubel bedeuteten eins: das Gefühl der Stunde. Marschmäßig kam eine Turnergesellschaft auf dem Fahrdamm. Sie schwenkten die Mützen, sangen. Irgendwo fern hörte man Regimentsmusik.

»Übermorgen bin ich dabei,« sagte Joachim. »Friedrich bringt mich wohl sofort in seinem Regiment unter. Friedrich und Albrecht werden übermorgen fort müssen. Ja, nun gehen wir alle auseinander. Die Gefüge zerbrechen. Du wirst beim Vater sein.« Seine Stimme glitt in ein Bedauern über. »Es ist mir furchtbar, zu denken, daß du nun ewig und immer unter dem stillen Vorwurf des Vaters stehen wirst. Du solltest vielleicht zum Roten Kreuz.«

»Oder heiraten, Joachim. Das sind die beiden Rehabilitationen. So meinst du doch?«

Sie erschrak über sich selbst. Sie hatte kalt und häßlich gesprochen. Und sie merkte daran, wie furchtbar ihr Stolz verletzt war. Eine gesunde und heftige Abwehr gegen das Elend der letzten Tage erwachte in ihr. Sie graute sich davor, ins Haus zurückzukehren. Sie wußte ganz genau, was die Brüder dachten. Sie wußte ganz genau, jedem neuen Menschen, der nach Erlangen zog und sich über das Haus Degen erkundigte, kam ihre Handlungsweise ausgeschmückt und entstellt zu Gehör.

Eine Mühsal kroch über ihr Herz. Sie konnte nicht erneut den Versuch machen, ihren Vater zu versöhnen. Nicht wieder an dem Wort Verzeihung würgen.

Alles in ihr war Abwehr und Auflehnung.

Und während sie sich immer unerbittlicher der Sieglitzhofer Straße näherten, fühlte sie einen Zorn auch gegen Goth in sich aufsteigen. Er hätte doch wenigstens das noch tun können, zu ihrem Vater zu gehen, statt in feiger Flucht abzureisen.

»Joachim — ich habe versucht, mit Papa zu reden. Es kam die Kriegsnachricht dazwischen. Noch einmal kann ich es nicht. Ich bin jetzt keine Angeklagte mehr, ich will nicht.«

Joachim schwieg.

Der Vater kam ihnen auf dem Flur entgegen. Er klinkte die Tür von Friedrichs Schlafzimmer auf und bedeutete Ina, ihm zu folgen. Sie war verwundert. Wollte der Vater helfen, Friedrichs Koffer zu packen? Ihr Blick streifte flüchtig die Bildnisse der »Bühnensterne«, die keine Iphigenien waren.

Der Vater sprach: »Liebe Ina, du hast mir einen schweren Kummer bereitet. Du warst daran, deinen guten Ruf —«

Ihr Zorn brach aus: »Gehört mir denn nichts in der Welt allein? Wenn ich ihn verspielt habe, was geht es euch an? So laßt mir doch wenigstens das Elend allein.«

Der Vater nahm freundlich ihre Hand. »Ich sehe an deinen Worten, mit denen ich nicht rechten will, wie tief es dich selbst trifft. Liebes Kind, du kannst mir eine große Freude machen. Es liegt in deiner Hand. Ich habe dir das andre vergessen. Vielleicht habe ich meine Liebe nicht genug gezeigt. Dann verzeih auch du mir dieses. Und nun geh in mein Zimmer. Eine Entscheidung wartet auf dich. Es ist mein Wunsch, daß du nimmst, was dir aus einer großen Gesinnung heraus geboten wird.«

Es war mehr Staunen als Neugier in ihr. Sie fühlte sich an der Hand gefaßt, sie machte in halber Unbewußtheit auch Schritte. Der Vater öffnete und schloß Türen. In seinem Zimmer umarmte er sie und sagte laut: »Nun sprecht miteinander. Niemand wird stören.«

Benommen von diesem Gemisch aus Rührung und Theatralik, ging Ina ein paar Schritt vorwärts und drehte das elektrische Licht an. Herr von Giech stand am Fenster. Er mußte eine Verlegenheit von seinem Gesicht scheuchen, ehe er Ina begrüßte.

Sie sahen einander wortlos an. Walter Giech, dachte sie, was will Walter Giech?

Endlich sprach er: »Ich würde — so gern gewartet haben. Nach mancher Zeit vielleicht eine Stunde gesucht haben, die nicht, wie diese, nach Vorbereitung aussieht. Doch morgen abend bin ich beim Regiment. Wir reiten wohl gleich. Es ist kein Gedanke, daß da noch vorher Urlaub wäre. Und so konnte ich nicht gehen.«

Sie faßte sich. Sie zwang ein höfliches Wort heraus. »Nein, nicht ohne Abschied. Ich freue mich sehr, Sie noch zu sehen.« Sie ging nach einem Stuhl. Es war nichts da als die tiefen Ledersessel, in denen man ganz klein versank.

Walter von Giech blieb stehen. Seine langen, schmalen Hände bewegten sich ein wenig. Seine Stimme hob zu leise an, er steigerte



sie ein wenig: »Liebe Ina, ich möchte nichts andres sein als Ihr Freund, ich möchte Sie nicht allein wissen. Sie haben Freiheit als meine Frau. Sie sind nicht mehr abhängig von dem allen hier um Sie. Ich würde warten, aber man weiß nicht, ob man wiederkommt.«

Sie schwieg. Durch ihr Herz ging eine verzweifelte Qual. Sie sah, was man ihr hier bot, war vornehm und stolz geboten. Sie sah den Mann vor sich, der sich ganz beherrschte, dessen Erregung nur ein kleines Beben der Hände verriet. Sie dachte: So haben die ausgesehen, die in die Befreiungskriege gingen. Phrasenlos, ernst, mit der ganzen Fassung erlesener Rasse. Nein, tausendmal nein, irgendwie gehörte sie nicht mehr zu solchen Menschen. Sie wußte, in ihr konnten andre Feuer brennen. Irgendwo trieb ihr Leben in das Schweifende. Und wußte doch, der ihr gegenüberstand, war der vornehme Mensch.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen auch einmal Glück bringen kann, liebe Ina. Ich bitte Sie ja nur: ich wüßte so gern das Liebste als mein im Vaterland zurück. Nicht wahr, vielleicht sieht man die Heimat nie wieder. Das alte Haus, in dem man Kind war, Wälder, die von den Knabenträumen wissen. Sie wären dann manchmal dort, Ina. Und vielleicht würde Ihnen meine Heimat auch einmal lieb.«

Sie konnte es nicht ändern. Alle Kraft zerfloß in ihr. Und auch die zur Abwehr. Die Tränen sprangen aus ihren Augen.

Da war er bei ihr und küßte ihre Hand. Sehr sanft sagte er: »Wir haben alle Clemens Goth bewundert. Wir begreifen es schmerzlich, daß es bei einem Dichter möglich ist, zwischen dem Werk und dem Menschen unterscheiden zu müssen. Ich würde gewartet haben, liebe Ina. Bis Zeit Ihnen die Erkenntnis brachte, daß eine Frau wie Sie niemals ertrüge, was das Leben eines Menschen wie Goth mit sich führt. Verzeihen Sie, wenn ich daran rühre. Ich weiß, Sie sind bewegt. Ich weiß, Sie können zu mir nicht ganz frei kommen.« Er wurde plötzlich heftig. »Ich bin Ihr bester Freund. Ich ertrage es nicht, daß Sie ohne Schutz sind.«

Vor Ina versanken die letzten Tage. Ganz fern wußte sie noch, in einem Gerichtszimmer hatte man sie gefragt, ob sie gewohnheitsgemäß — was doch — was doch — getan hätte. Vor Ina stand ein Gesicht auf, das ihr kindlich bewegt von den Leiden einer geliebten Schauspielerin erzählte.

Und dann sah sie wieder Walter von Giech. Von dem sie nichts wußte als Reines, Gutes.

Mit halb erstickter Stimme sagte sie: »Sollte für Sie nicht ein Mensch sein, der ungebrochen ist?«

»Ich liebe Sie, Ina.« Und er sah sie dabei nicht an.

Sie konnte nicht sprechen. Aber es war ihr, als könne sie wieder zurückfinden in ihr Einst. In ihr Einst, ihm und seiner Art wohl nah verwandt.

Da sagte er, temperamentvoller als bisher: »Ist es denn eine so schreckliche Forderung? Mein Gott, man will die Heimat noch einmal spüren. Man will wissen, Gedächtnis ist dort. Gab nicht die Heimat immer dem Soldaten eine Verheißung mit? Wir Brandenburger, Ina. Nicht wahr, wir fühlen doch alles noch anders. Das alte, tausendmal ins Erinnern gebrannte: Der Markgraf ruft. Geben Sie mir Ihr brandenburgisches Herz, Ina.«

In diesem Wort vom brandenburgischen Herzen lebte für die Tochter des Historikers, für das Kind des fränkischen Landes ein leiser Schauer. Und der Hochmut stand in ihr auf, die ihre Liebe verstoßen fühlte.

Goth war fort. Er hatte sie nicht einmal grüßen lassen. Irrtum war alles gewesen. Ein holder Wahn. Sie wußte nicht, was sie sagte. Sie fühlte sich umarmt. Sie sah ein sehr vornehmes Gesicht dem ihren nahe. Dann waren der Vater, die Brüder um sie: strahlend, herzlich, wie noch nie. Man blieb so lange auf an diesem Abend. Die Männer redeten vom Krieg. Einer küßte ihr immer wieder die Hände. Sie konnte gar nichts mehr denken, als daß nun die Welt sich wandelte, daß alles anders würde. Sie taumelte wie eine Zerbrochene endlich in einen traumlosen Schlaf. — —

Am andern Morgen stand Ina Degen vor der Haustür. Sie hatte einen Hut auf und Handschuhe an. Sie sah die Straße hinunter, ob auch niemand käme. Sie mußte doch nun fort, nicht wahr? Sie konnte nicht vor ihren Vater und Herrn von Giech hintreten und sagen: Ich war gestern ohne Besinnung. Niemand würde ihr das glauben.

Sie mußte also fort. Am Bahnhof ging gewiß ein Zug. Und irgendwo lebten Menschen, die nichts von ihr wußten. Die sie nichts frugen.

Sie ging ein paar Schritt. Da fühlte sie



Alfred Weczerzick: Der Gemeindeschäfer

Zu dem Aufsatz »Alfred Weczerzick« von Bruno Schrader



plötzlich eine Hand auf ihrer Schulter. Ein dunkles Gesicht beugte sich zu ihr. Ja doch, das war Friedrich, ihr Bruder. Er hatte die Litewka an und war noch nicht rasiert. So bläulich sah er um Mund und Wangen aus.

»Inakind, meinst du, ich habe nie einen Traum begraben? Komm herein. Du darfst nicht fortgehen.«

Der Bruder zog ihr die Handschuhe aus — er führte sie zu einer Gartenbank. Sie taumelte ein wenig.

»Ich schlief die Nacht nicht,« sagte der Bruder. »Ich weiß schon alles, Inakind. Hör' einmal zu! Meinst du, in meinem Herzen brüllt alles Hurra, wie ich vor der Batterie brülle? Das Leben ist fürchterlich, Ina. Haben wir unsre Fassung vielleicht geschenkt bekommen? Zum Teufel, wenn ich draußen denken soll, über meine vornehme Schwester darf irgend jemand lächeln! Giech kommt in zwei Stunden. Er muß schon mittags fahren, weil die Züge schlecht gehen. Er liebt dich. Er ist der nobelste Kamerad auf der Welt. Du hättest die Hölle beim Vater, wenn du nein sagtest.«

Sie sah Friedrich, ihren Bruder, an. Nie im Leben hatten sie so nahe Worte miteinander getauscht. Und er sagte, er habe die Nacht nicht geschlafen. Um ihretwillen? Gewiß, um ihretwillen. Sie griff hilflos nach Blättern wilden Weins, die neben der Bank rankten. Zurück? Oh, sie war doch schon fort gewesen — frei — ihrem Schicksal zu.

Das Gesicht des Bruders war blaß. Er dämpfte die Stimme: »Ich sah dich einmal heimkommen, Ina, neulich an dem Fest. In dieses Schicksal lasse ich meine Schwester nicht. Du gehst mich wohl etwas an — —«

Sie war besiegt.

Am Mittag trug sie Walter von Giechs Namen. Er reiste ein paar Stunden später fort. In der flimmernden Sonne des Augusttages. Sie stand am Bahnhof und winkte ihm nach. Sie sah, daß sein Gesicht blaß, ernst, schmerzbewegt war.

Als sie sich wandte, traf sie auf dem schmalen Gang, der die Reisenden in die Stadt führt, ihren Vater und ihre drei Brüder.

Hochgereckt, stolz, stattlich standen sie da.

Die Familie. Das Brot des Lebens.

Die beiden Brüder gingen am Abend mit ihrem Regiment. Ina durfte weinen. Kein Mensch fragte, nach wem sie weine.

Überall war Abschied.

Und vielleicht der allerletzte.

(Fortsetzung folgt.)

An Meister Hans Thoma

Zu seinem 80. Geburtstag am 2. Oktober 1919

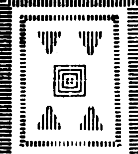
Was sie auch treiben, mein stiller Meister,
Du läßt es bleiben, zu scheuchen die Geister,
Die ringsum tollen auf wüsten Gewässern —
Künstler wollen die Welt nicht verbessern.
Und dennoch strahlt es aus deinen Händen,
Von selber malt es und weiß zu spenden
In all dem Dröhnen den Hain des Schönen,
Damit im Getriebe lebendig bliebe
Die Lichtwelt der Weisheit und Schönheit und Liebe.

So hast du's gehalten achtzig Jahr'.
Wir grüßen den Alten im Silberhaar:
Wir Alemannen vom linken Rhein
Den Alemannen im heiligen Hain.
Von Bernaus Gefilde, auf einsamem Ritt,
Nahmst du im Bilde die Heimat mit
Und darfst nun begnaden, den Großen gesellt —
Du machtest dein Baden weit wie die Welt!

Was auch an Schmerzen der Feind uns tut:
Uns bleibt im Herzen die Schöpferglut,
Von keinem Befehle des Hasses erreicht —
Das Deutschland der Seele, das nie verbleicht.

Friedrich Lienhard







Die Bewegung gegen Wagner

Von Dr. Edgar Istel (Berlin-Wilmersdorf)

Wenn man die großen Meister der deutschen Musik aufzählt und die erhabenen Namen eines Bach, Händel und Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven, Schubert, Schumann und Weber nennt, so wird sicher auch der Name Richard Wagner ihnen angereiht werden müssen — und doch, ein »Aber«, eine gewisse Einschränkung wird sich uns sofort auf die Lippen drängen, wenn wir versuchen, den Meister des »Tristan« auf eine Stufe etwa mit den Schöpfern des »Orpheus«, des »Don Juan«, des »Fidelio« und des »Freischütz« zu stellen. Dieses »Aber«, diese Einschränkung ist kennzeichnend für die Wertung Wagners, den neben oder gar über einen Mozart zu stellen nur seine blinden Bewunderer sich gestatten dürften. Hat doch schon der alte Rossini bei aller Hochachtung für Wagners eigenartige Kunst das schöne Wort gesprochen: »Nur eins habe ich nicht begreifen können und begreife es immer noch nicht: wie es möglich ist, daß ein Volk, das einen Mozart hervorgebracht, diesen über einem Wagner zu vergessen anfangen konnte.«

Die Wogen der Wagnerbegeisterung waren in den achtziger und mehr noch in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hochgegangen; sie hatten — scheinbar — alles hinweggespült, was einstmals gegen Wagner gesagt und geschrieben worden war, nicht etwa nur von beschränkten Philistern und beckmessernden Kritikastern, sondern auch von Leuten, deren guter Geschmack sich gegen manches auflehnte, was man so lange als edelste Blüte germanischer »Kultur« zu betrachten sich gewöhnt hatte, bis man dahinter kam, daß es — gleich jenem einst vielbewunderten Papiermaché-Drachen in Baireuth — glänzend inszenierter Kitsch war. Und daß auch in der Wagnerei — so vieles darin gut und echt und wahrhaft volkstümlich deutsch ist — gar manches mit unterlief, was die bedenkliche Parallele mit dem einst ähnlich gefeierten Makart nahelegte, dahinter kam man erst, als man eine zwar äußerlich blühende, aber in ihrem tiefsten Wesen bereits angefaulte Epoche der sicheren Katastrophe zutreiben sah.

Je näher wir dieser Kulturkatastrophe kamen, deren Wetterleuchten auch auf musikalisch-dramatischem Gebiete sich durch den »Salome«-Rummel ankündigte, um so deutlicher schien auch eine Bewegung gegen den lange kritiklos vergöttert gewesenen Wagner sich wieder bemerkbar zu machen. Das Jahrhundertjubiläum 1913 bedeutet in dieser Hinsicht einen unheilvollen Markstein. Als dann der Krieg ausgebrochen war und die gepeinigte Menschheit an die Altäre der Kunst flüchtete, da zeigte es sich deutlich, daß nicht Wagner den echten Lethetrank für heilige Schmerzen gemischt hatte; nein, Beethoven war es, dessen Symphonien, Sonaten und Quartette Unzähligen die wahre Erlösung von tiefstem Leid brachten.

Die Bewegung gegen Wagner wuchs, ja, es geschah das Unglaubliche: gerade der »Ring« und der »Tristan« wurden vor halbleeren Häusern an Bühnen gespielt, die früher nicht die Menge der begeisterten Wagner-Korybanten zu fassen vermochten, und man sprach es offen aus, daß der einst mit so weihevollem Ernst behandelte »Parsifal« dem wahren Gläubigen eine unleidliche Entweihung allerheiligster Symbole sein müsse.

Es erschien auch ein Buch, »Wagner oder die Entzauberten« von Emil Ludwig, ein Werk, an dem Titel und Problem wohl das Interessanteste war, das aber in Ton und Inhalt geeignet erschien, die ganze Bewegung gegen Wagner aufs übelste in Verruf zu bringen. Ludwig, ein begabter, aber recht oberflächlicher Journalist, glaubte, man brauche nur einiges Zusammengelesene und in literarischen Teezirkeln Gehörte in die Form eines »sensationellen« Buches zu gießen, um auch schon ein Genie wie Wagner »entlarven« zu können. Doch Ludwig glich nur dem Geist, den er verstand, und er verstand von Wagner so blutwenig, daß er an den eigentlichen Problemen vorbeiging, dagegen das Nebensächlichste aufzumutzen versuchte. Das Buch hätte von einem gewissenlosen, schlecht ausgebildeten Advokaten sein können: die meist im Wortlaut unrichtigen Zitate aus Wagners Werken brechen immer dann ab, wenn ein Satz dem Ankläger unbequem wird, und auch sonst wimmelt es von Entstellungen (um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen). Nein, das war wirklich kein Heldenstück. Nur einen Satz, einen einzigen guten Satz möchte ich aus dem Vorwort zitieren: »Das Wagnerproblem ein musikalisches nennen, heißt dieses Genie auf ein Viertel reduzieren.« In der Tat, das Wagnerproblem ist wirklich nur zum Teil ein musikalisches, aber in ganz anderm Sinne, als Ludwig sich dies träumen ließ. Zum Beispiel der Schlachtruf: Hie Mozart, hie Wagner! wird sinnlos und geradezu lächerlich, wenn man ihn in Ludwigs dilettantischer Art rein musikalisch aufstellt. Aber Wagner als Anti-Goethe (und damit auch als Anti-Mozart) hat sich selbst gerichtet in jenem Briefe an Röckel, in dem er bekennt: »Ich sehe nur, daß der meiner Natur — wie sie sich nun einmal entwickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In

der Tat fühle ich mich nur wohl, wenn ich ‚außer mir' bin: dann bin ich ganz bei mir. — Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn darum nicht, wie ich überhaupt mit niemandem tauschen möchte.«

Hier haben wir den Schlüssel zu der hysterisch-exaltierten Art der Wagnerschen Götter, Helden und Menschen, eine Exaltation, die besonders die Frauencharaktere Wagners auf die Dauer jedem gesund Empfindenden unleidlich macht. Man vergleiche nur einen beliebigen Frauencharakter Mozarts oder Goethes mit irgendeiner der überspannten Frauen Wagners, von der somnambulen Senta an bis zu der die schlimmsten Nervenkrisen durchlebenden Kundry.

Und hier ist auch der Punkt, wo Nietzsche, der so lange Wagners intimster persönlicher Freund gewesen, sich von dem Baireuther Meister schied, um dann sogar sein erbittertster Gegner zu werden, ja sich geradezu an die Spitze der neueren Bewegung gegen Wagner zu stellen. Schon ganz frühe Aufzeichnungen Nietzsches gegen Wagner (aus dem Jahre 1874) lauten: »Affekt. Ekstase. Gefahren.« Ein Jahrzehnt später, in den Skizzen zum »Fall Wagner«, gelangt Nietzsche zu den »zwei Formeln«, aus denen er das Phänomen Wagner begreift. Die eine heißt: »Die Prinzipien und Praktiken Wagners sind allesamt zurückführbar auf physiologische Notstände: sie sind deren Ausdruck (‚Hysterismus' als Musik).« Die andre lautet: »Die schädliche Wirkung der Wagnerschen Kunst b e w e i s t deren tiefe organische Gebrechlichkeit, deren Korruption. Das Vollkommene macht gesund; das Kranke macht krank. Die physiologischen Notstände, in die Wagner seine Hörer versetzt, enthalten eine Widerlegung seiner Kunst.« — »Mit diesen zwei Formeln« — so schließt Nietzsche — »ist nur die Folgerung jenes allgemeinen Satzes gezogen, der für mich das Fundament aller Ästhetik abgibt: daß die ästhetischen Werte auf biologischen Werten beruhen, daß die ästhetischen Wohlgefühle biologische Wohlgefühle sind.« So prägte denn Nietzsche späterhin auch die Schlagworte »Wagner als Krankheit«, »Wagner als Neurose«, und kein Zweifel, daß er damit den Urquell der Schädlichkeit Wagnerscher Kunst aufgedeckt hat.

Weiter wird dieser Gedanke ausgeführt im 57. Abschnitt »Kunst und Künstler«: »Wagners Helden sind ganz moderne Typen der Degenereszenz, seine Heldinnen hysterisch-hypnotisch. Wagner ist hier Kenner, er ist naturwahr bis zum Peinlichen, seine Musik ist vor allem eine psychologisch-physiologische Analyse kranker Zustände und für Zukunftspsychologen vielleicht interessanter als Analyse, als in Hinsicht der Musik. Daß die lieben Deutschen dabei von Urgefühlen germanischer Tüchtigkeit und Kraft zu schwärmen verstehen, gehört zu den scherzhaften Anzeichen der psychologischen Kultur der Deutschen: — wir andern sind bei Wagnerscher Musik im Hospital und, nochmals gesagt, sehr interessiert.« Für Nietzsche war Wagner »ein großer Schauspieler, aber ohne Halt und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben.« Ferner: »Wir haben, wohin nur Deutsche und deutsche ‚Tugenden' gedrungen sind, überall auch die Lust und Begierde der groben und feinen Alkoholika hingetragen und mitgebracht. Vielleicht gehört hierhin auch die berückende Gewalt unsrer deutschen Musik.« Und nun noch gegen Wagners maßlose Längen: »Wagner vor allen Dingen tüchtig zusammenstreichen, so daß drei Viertel übrigbleiben: vor allem sein Rezitativ, das den Geduldigsten zur Verzweiflung bringt ... Es ist ein bloßer Ehrgeiz Wagners, seine Werke als notwendig bis ins Kleinste und Einzelne zu lehren. Das Gegenteil ist wahr: es ist des Überflüssigen, Willkürlichen, Entbehrlichen viel zu viel! Es fehlt ihm die Fähigkeit selbst der Notwendigkeit: wie sollte er sie uns auferlegen können!«

In diesen Sätzen, denen sich noch eine Fülle weiterer geistvoller Bemerkungen anreihen ließen, hat Nietzsche das meiste von dem vorweggenommen, was gegenwärtig in der immer stärker werdenden Bewegung gegen Wagner gesagt wird und gesagt werden kann.* Nietzsche und nicht Emil Ludwig war der erste »Entzauberte«, und er war es auch, der in Georges Bizet den Gegenpapst gegen Wagner aufstellte: »Carmen« war ihm das Ideal einer musikalisch-dramatischen Kunst, die ihm »vollkommen« erschien. »Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie s c h w i t z t nicht. ‚Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen': erster Satz meiner Ästhetik. Diese Musik ist böse, raffiniert fatalistisch: sie bleibt dabei populär — sie hat das Raffinement einer Rasse, nicht eines Einzelnen. Sie ist reich. Sie ist präzis. Sie baut, organisiert, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur ‚unendlichen Melodie'.« Nietzsche wird zum Propheten der romanischen Kunst, welche er der (ihm alle s c h l e c h t e n deutschen Eigenschaften verkörpernden) Wagnerschen gegenüberstellt: »Il faut méditerraniser la musique.« (Man muß die Musik vermittelmeeren.) Und in diese Formel schließt er ein: »Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, Tugend!« All dies erschien vielleicht noch bis vor kurzem paradox. Nun aber, nach dem Zusammenbruch des neuen Kaiserreichs, über dessen Charakter im Zusammenhang mit so mancher andern Kulturerscheinung sich Nietzsche schon merkwürdig früh sehr

* Eine kürzlich erschienene Schrift von Paul Stefan, »Die Feindschaft gegen Wagner«, behandelt mehr die Personen der Feinde Wagners als die Probleme der »Feindschaft« selbst.



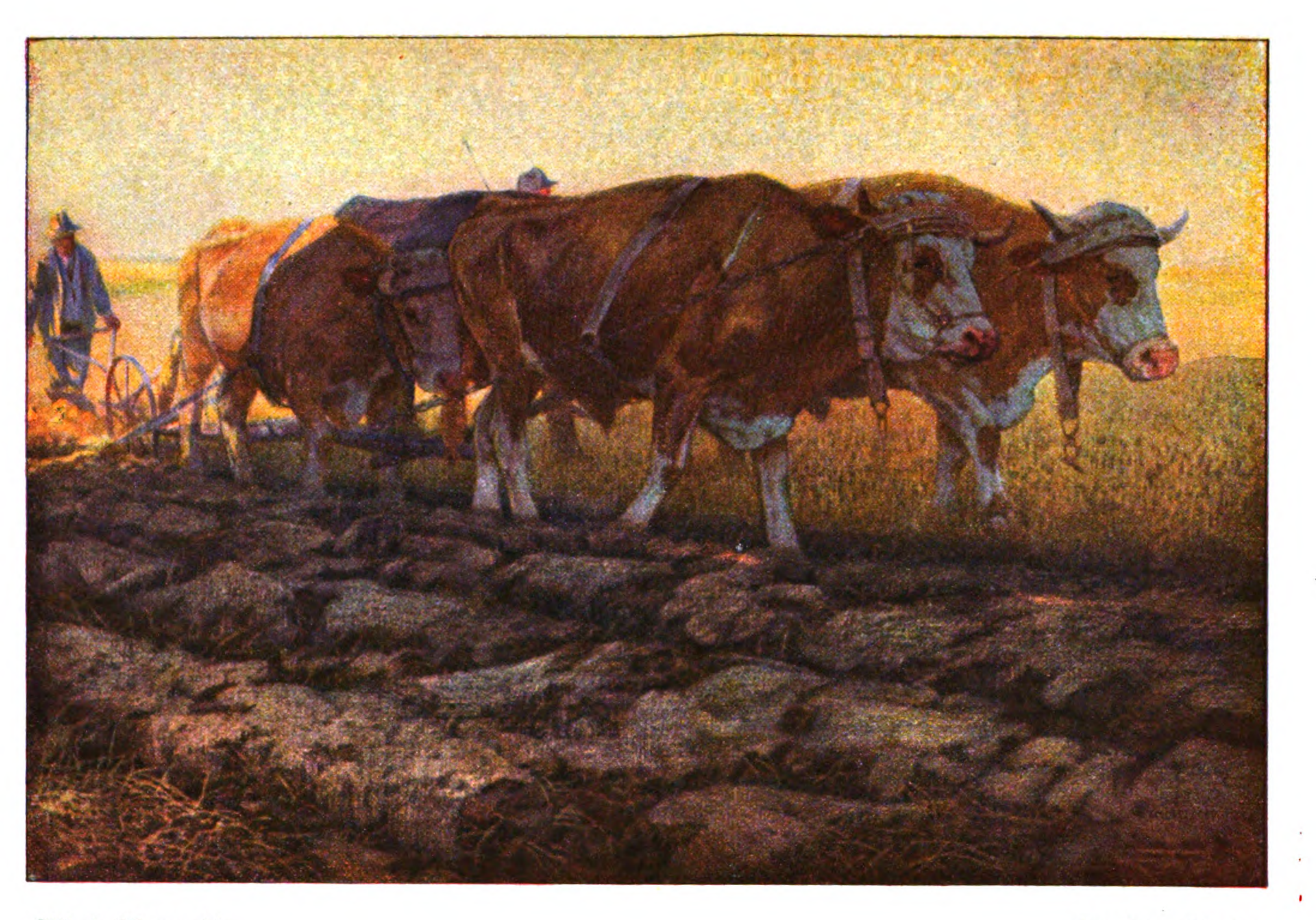
ketzerisch äußerte, scheint uns gleich einem Blitzlicht folgender, bisher kaum beachteter Ausspruch die Lage unheimlich zu erhellen (Nietzsche kontra Wagner, 1888): »Das Zeitalter der nationalen Kriege, des ultramontanen Martyriums, dieser ganze Zwischenaktscharakter, der den Zuständen Europas jetzt eignet, mag in der Tat einer solchen Kunst wie der Wagners zu einer plötzlichen Glorie verhelfen, ohne ihr damit Zukunft zu verbürgen. Die Deutschen selber haben keine Zukunft ...« Als wahrhaften »Künstler der Zukunft« hingegen bezeichnete Nietzsche den Musiker, der die Sprache Mozarts und Rossinis wie seine Muttersprache spreche, jene zärtliche, tolle, bald weiche, bald lärmende Volkssprache der Musik mit ihrer schelmischen Indulgenz gegen alles, auch das Gemeine.

Das war zu Beginn des Zeitalters Wilhelms II. Aber schon bedeutend früher, 1870, hatte einer der feinsten Köpfe Deutschlands, der Kunsthistoriker Adolf Bayersdorfer, in einer Walküre-Kritik weniger vom kulturell-psychologischen als vom künstlerisch-formalen Standpunkt aus derartig scharf formulierte Einwendungen erhoben, daß Wagner selbst ihn seinen einzigen ernst zu nehmenden Gegner nannte. Bayersdorfers bisher verschollen gewesener, nur in seinen kunsthistorischen Schriften wiederabgedruckter Aufsatz ist — worauf ein Hinweis verstattet sei — von mir in den Mittelpunkt einer vor kurzem erschienenen Broschüre »Kunst und Revolution« (Deutsche Musikbücherei, Bosse) gestellt worden, die sich der hier skizzierten »Bewegung gegen Wagner« anschließt und den historisch-ästhetischen Nachweis zu erbringen versucht, daß Wagners musikdramatische »Revolution« vom Jahre 1849 lediglich eine willkürliche Übertragung politischer Ideen auf künstlerisches Gebiet war, also die organische Weiterentwicklung der Opernform nicht naturnotwendig, sondern willkürlich unterbrach. In der Hauptsache kann man die Bayersdorferschen Ausführungen auf folgende Leitsätze zurückführen: Die Oper ist ein geschichtlich notwendig entwickelter Organismus. Die Entartungen, denen dieser Organismus wie jeder andre zeitweise verfallen mußte, beweisen nichts gegen seine Lebensfähigkeit selbst; man beschneide einfach die peripherischen Ausartungen, und der positive Gehalt der geistdurchdrungenen Form bleibt. Die Oper ist ein in erster Linie musikalisches, aber nicht rein musikalisches, sondern musikalisch-dramatisches Kunstwerk. Aus diesem Grunde hat das Libretto sich innerhalb der musikalisch-dramatisch gegebenen und logisch entwickelten musikalischen Formen zu bewegen, besonders auch auf die Gestaltung mehrstimmiger Sätze dort Rücksicht zu nehmen, wo die Handlung derartige Sätze nicht nur zuläßt, sondern geradezu fordert. Man kann und darf die Oper nur ihrer äußeren dramatischen Gestalt wegen nicht mit dem Drama verwechseln; ihr würden dadurch wesensfremde Gesetze auferlegt; gewiß untersteht die Oper zum Teil auch den Gesetzen des Dramas. Diese aber müssen modifiziert sein durch die parallel laufenden Forderungen der (dramatischen, nicht absoluten) Musik.

Der individuelle Geschmack eines einzelnen, noch so hochbegabten Künstlers darf nicht seine persönliche Willkür oder gar die beschränkten Fähigkeiten eines Einzelnen an die Stelle einer geschichtlich organisch entwickelten Form setzen. Tut er es dennoch, so wird er (wie im Falle Wagner) zwar eine Zeitlang die urteilslose Menge düpieren, im Laufe der Zeit aber, wenn die Beleuchtung gewechselt hat, sich isoliert finden. Wagners Kunstwerk ist eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, hat aber nicht die zeugende Kraft, neue lebensfähige Kunstwerke gleicher Richtung hervorzurufen. Sein Fehlschluß beruht darin, daß ihm die Musik nicht das gebietende, formgestaltende Element ist, sondern nur das Mittel zum Zweck (des »Dramas«); sie bestimmt nicht, sondern wird bestimmt von einem Faktor, der unabhängig von ihr wirkt. Das gesungene, nur vom Stoff formell bestimmte Drama, das sich an die Stelle der organischen Opernform setzen will, ist unnatürlich und in der von Wagner gebotenen Zusammenstellung mit epischen Elementen sogar in höherem Sinne undramatisch. Auch die spezifisch musikalische Sprache, deren Wagner sich in seinen Spätwerken bedient, ist unnatürlich, ja nervenkrank. Es bleibt der schaffenden Kunstwelt also nur übrig, aus dieser Wagnerschen Treibhausatmosphäre heraus wieder in die gesunde Naturwelt des guten alten Opernwesens zu flüchten. Gewiß, wir müssen Wagner dankbar sein, daß er uns über so manchen eingewurzelten Musikmißbrauch die Augen geöffnet hat. Aber er wollte eigentlich nur die Auswüchse einer das musikalische Prinzip zu weit treibenden Richtung bekämpfen und ist dabei schließlich ins andre Extrem verfallen, in die Übertreibung des »dramatischen« Prinzips.

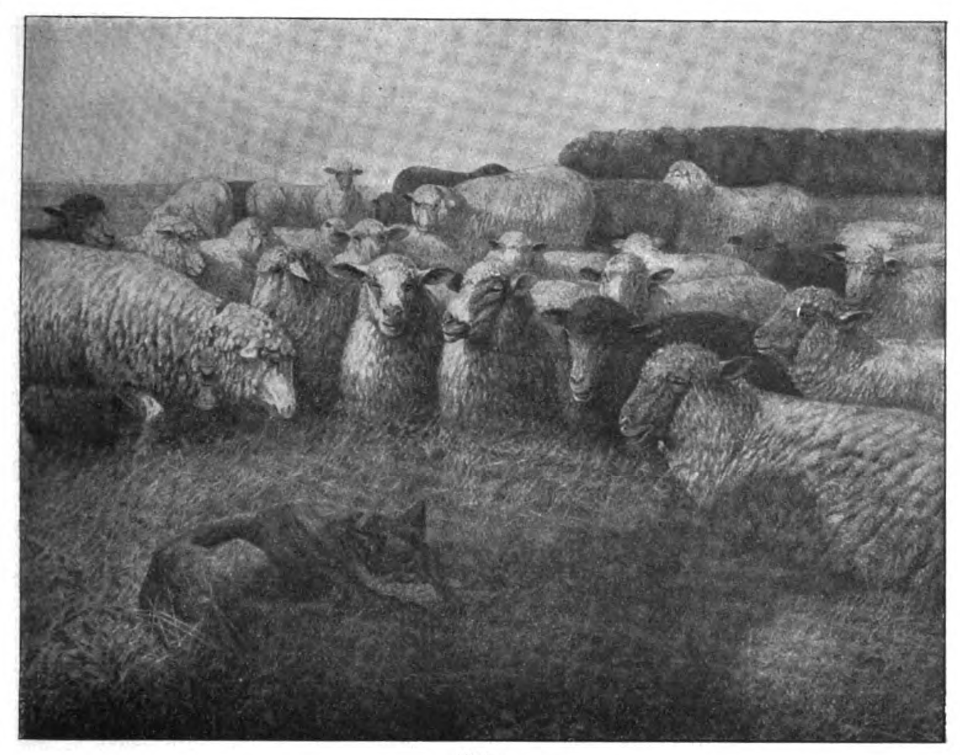
Wie sich nun die Zukunft gestalten wird? Ich glaube, man wird sich bald ganz allgemein von dem Wagnerschen »Musikdrama« weg wieder zu der Form der Oper wenden, wie sie vor allem Mozart als lebensvolles, noch heute absolut »modernes« Gebilde ausgebaut hat. Aber es gibt nach einem Goethewort nichts Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte; es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet.

So wird auch die Bewegung gegen Wagner, will sie nicht unproduktiv verneinen, sondern fortzeugend wirken, den Boden für Künftiges urbar machen müssen, und dieses Künftige, Neue wird selbstverständlich auch des Guten nicht entraten dürfen, das uns Wagner gebracht hat.



Alfred Weczerzick: Deutsche Scholle

Zu dem Aufsatz »Alfred Weczerzick« von Bruno Schrader



Siesta

Alfred Weczerzick

Von Bruno Schrader

Während das Feld der Landschaftsmalerei heutigestags so stark bebaut wird, daß man seine Erträgnisse kaum noch in ihrer ganzen Fülle zu übersehen vermag, sind die Figuren- und Tiermaler seltener geworden. Namentlich die Tiermaler kann man an den Fingern herzählen, und der wirklichen Größen darunter sind vollends nur wenige. Das gilt gleichermaßen fürs Inland wie fürs Ausland, und jeder halbwegs aufmerksame Ausstellungsbesucher wird es bestätigen. Die Landschaft ist nicht nur begehrter beim kaufenden Publikum, sondern auch dem Maler zugänglicher, wogegen das Tier ein weit schwierigeres und mehr ins einzelne gehendes Studium verlangt. Zudem muß die heute so zurückgegangene Zeichenkunst hier noch auf der alten Höhe gehalten werden. So wird man weit leichter Landschafter als Tiermaler, was ja auch dem Malbilettanten wohlbekannt ist, der frisch und froh drauflos »landschaftert«, aber selten fähig ist, die allerbescheidenste Staffage in Gestalt einer Tierfigur in sein Bild zu setzen.



Bildnis des Künstlers

Unter den wenigen zeitgenössischen Tiermalern nun hat sich Alfred Weczerzick in langjähriger stiller Arbeit zu einer allseitig und neidlos anerkannten Größe emporgerungen. Der Künstler wurde am 12. April 1864 in Herischdorf bei Warmbrunn in Schlesien als Sproß einer Familie geboren, in der Neigung und Begabung für die Malerei Tradition war: der Vater kopierte sich in Kunstgewerbesammlungen Modelle für seine kaufmännischen Zwecke, und der Großvater huldigte der Kunst ebenfalls. Dieser führte den Enkel, der seinen Vater früh verloren hatte, schon als Zwölfjährigen ins Weidwerk ein und hielt ihn eifrig zum Beobachten und Zeichnen der Tiere nach dem Leben an. Diese Anregung brach auch nicht ab, als der Junge in Dresden die Schule



Spätsommer

besuchte, denn er verbrachte die Ferien stets im heimischen Riesengebirge. Die künstlerische Ausbildung erhielt der junge Weczerzick aber in Berlin, wo er seit 1882 durch die Kunstschule und das Kunstgewerbemuseum gefördert wurde, bis er vier Jahre später auf die Akademie zu Brausewetter kam. Dort führte ihn aber sein Hang zur Tierwelt bald dem Meister Paul Meyerheim in die Arme. Dieser förderte das junge Talent auf jede Weise, auch außerhalb der Akademie. Auf der Großen Berliner Kunstausstellung erschien Weczerzick zuerst 1889 mit Bildern aus der Vogelwelt. Danach tauchten seine Affen auf, mit denen er sich bei Meyerheim besonders beschäftigte. Und mit dem Affenbilde kommt man sogleich in den Kern seines Werkes.

Seit Meyerheim ist der Affe von keinem Tiermaler so scharf beobachtet, so vollendet und allseitig dargestellt worden wie von Weczerzick. Doch brachte dieser noch zweierlei hinzu, durch das er einzig in der neueren Tiermalerei dasteht: einen unerschöpflichen, stets auf neue Einfälle geratenden Humor und die offensichtliche Entschleierung der Psyche. Ich erinnere mich noch lebhaft des starken Eindrucks, den ich erhielt, als ich 1911 zum erstenmal eins dieser Bilder auf der Großen Berliner Kunstausstellung sah. Es hieß »Ein seltener Gast« und stellte einen Kreis verschiedener Affen dar, in den eine Schnecke mit ihrem Häuschen hineingekrochen war. Da hockten sie nun um das seltsame Wesen herum und konnten sich über das Rätsel seiner Erscheinung nicht klar werden. Nachdenkliche Überlegung, gespannte Neugierde, ängstliche Befangenheit, mißtrauische Vorsicht, dumpfes Staunen und noch andres mehr las man auf diesen durchaus nicht geistlosen Affengesichtern. Jedes verriet das Leben einer andersgearteten Seele. Da übersah man fast die außerordentliche technische Meisterschaft, mit der die Körper der Tiere zur Darstellung gebracht waren, und den Wohlklang des Bildes in Komposition und Farbe: man ging eben ganz in dem geistigen Wesen dieser Vierhänder auf. Denn hier wurde einem sofort klar, daß man nicht bloß das Werk eines Tiermalers, sondern das eines Tier*seelen*malers vor sich hatte. Das im Auge zu behalten, ist für die Erfassung von Weczerzicks Wesenheit sehr wichtig.

Die Reihe der Weczerzickschen Affenbilder ist lang, selbst wenn man sie nur aus den Hauptstücken bildet; denn der ungemein fleißige Künstler, der, wie nachher gezeigt werden wird, inzwischen noch eine andre stoffliche Richtung genommen hat, kehrt stets wieder zu ihnen zurück. In dem von uns wiedergegebenen Bilde »*Darwinismus*« offenbart sich so recht sein ur-

wüchsiger Humor. Welch köstlicher Gegensatz zwischen dem großen Pavian, der, die Hand auf dem Beweisstück, laut belfernd seine Ansicht behauptet, und dem bedenklichen Orang-Utan, der sich in Gedanken über das kritische Problem den Kopf kratzt! Ein andrer Orang ist die Hauptfigur im »Neid der Besitzlosen«. Da trinkt er in gelassener Gemütsruhe seinen Topf mit Milch aus, während jenseits des Käfiggitters drei andre Angehörige der Gattung Quadrumana, die nichts zu trinken haben, jeder mit anderm Gemütsausdruck zuschauen. Wie stets bei Weczerzicks Bildern, ist auch hier die Ausführung bis auf die geringsten Kleinigkeiten hin sorgsam, ohne sich jedoch in Kleinlichkeit zu verlieren: man bewundert auch, wie die Decke des Affen, sein Stroh, ja der abbröckelnde Kalk an der Wand gemalt sind. Ähnlich speist »Der Egoist« ein Ei, unbekümmert um die neben ihm sitzenden Nachbarn und einen andern, der die Hand verlangend durchs Gitter hereinstreckt. In der lustigen »Modellpause« aber hat eine ganze kunstinteressierte Gesellschaft die Tuben und Pinsel des abwesenden Malers in den Käfig hereingelangt und hantiert nun damit herum; und im »Großen Reinmachen«, das schon 1892 erschien, räumt der Affe mit einer Miene auf, die keinen Zweifel über den Ernst und die Wichtigkeit dieses Geschäfts übrigläßt. Weiterhin sieht man die Urahnen des Menschengeschlechts beim Würfelspielen, in der »American bar«, als »Klub der Harmlosen«, als Kartenspieler und Ballschläger; man gewahrt den »Bücherrevisor« unter ihnen, den Musikanten über der Mandoline usw. Meist sind die Bilder in Öl auf Holz oder Leinwand gemalt; ihnen stehen aber die Zeichnungen nicht nach, von denen mir in den neunziger Jahren zum erstenmal eine Nachbildung auffiel. Sie stellte einen lorbeerbekränzten Affen dar, der auf der Harfe vierhändig spielte und laut, d. h. mit weit offenem Munde, dazu sang. Das war schon allein als äußerst schwieriger Akt so vollkommen gelungen, daß mir daran liegen mußte, Näheres über das Werk und dessen Urheber zu erfahren. Doch damals fragte ich das ganze kunstbewanderte München vergebens danach aus. Heute freilich ist der Künstler auch in München, dem Dorado der bildenden Künste und des bayrischen Bieres, längst keine unbekannte Größe mehr.

Seine eigentliche Popularität, die es mit sich bringt, daß viele über seinen in Zeitschriften wiedergegebenen Bildern seinen Namen nicht beachteten, verdankt Weczerzick indessen noch mehr seinen Hunden. Er kam auf den Hund, wie sich Paul Meyerheims stets mobiler Witz äußerte, mehr durch Zufall, durch Bildnisaufträge. Doch darf man da dem Künstler nicht mit jedem beliebigen, gleichgültigen Köter kommen. Er sieht



Mittag

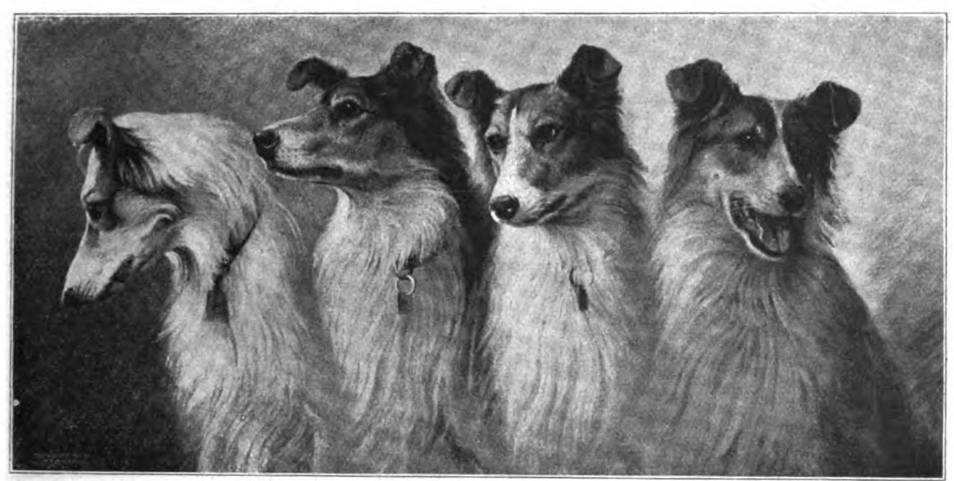


Darwinismus

sich seine Modelle genau an; und wenn sie nicht irgendeinen besonders fesselnden Charakterzug an sich tragen, weist er sie ab. Auch die Hundeseele ist nie die gleiche, und wo sie gleichgültig und stumpf ist, kann man unsern Künstler nicht für sie gewinnen. Er will ja gerade sie durch seinen Pinsel zum Ausdruck bringen. Im Hundebilde nun zeigt sich der Weczerzicksche Humor am vielseitigsten und farbenreichsten. Wer kennt nicht seine köstlichen Dackel? So z. B. die »Lebensmüden« oder den »Schwur auf dem Rütli«. Dort stehen zwei dieser gescheidten Krummbeine aneinandergekettet auf einem Stege, der eine dumpf ins Wasser, der andre mit verzweifelt wehmütigem Blick zum Himmel hinaufstierend, und überlegen, ob sie den Sprung ins nasse Grab wagen sollen; hier stecken drei auf hoher Bergwiese die Köpfe zusammen, jeder mit einem andern, geradezu menschlichen Ausdrucke. Einen vierfachen Seelentyp stellen auch die Halbfiguren jener Collie dar, die 1906 auf der Großen Berliner Kunstausstellung als »Temperamente« erschienen und hier unter unsern Nachbildungen zu sehen sind. Wir wollen den Blick von Weczerzicks Hundebildern nicht wegwenden, ohne noch eines Hauptstückes zu gedenken, das zwei Barsoi (russische Windhunde) darstellt. Die schlanken Tiere rasen nebeneinander, eine Hasenfährte verfolgend, über das Schneefeld dahin, einer braunweiß, der andre grauweiß. Schwierige, aber bewundernswürdig geratene Akte! Alfred Weczerzick ist in seinen Stoffen nicht einseitig. Wenn manche Tiermaler z. B. als ausgesprochene Pferde- oder Schafmaler bezeichnet werden müssen, so wäre es falsch, in ihm nur den erklär-

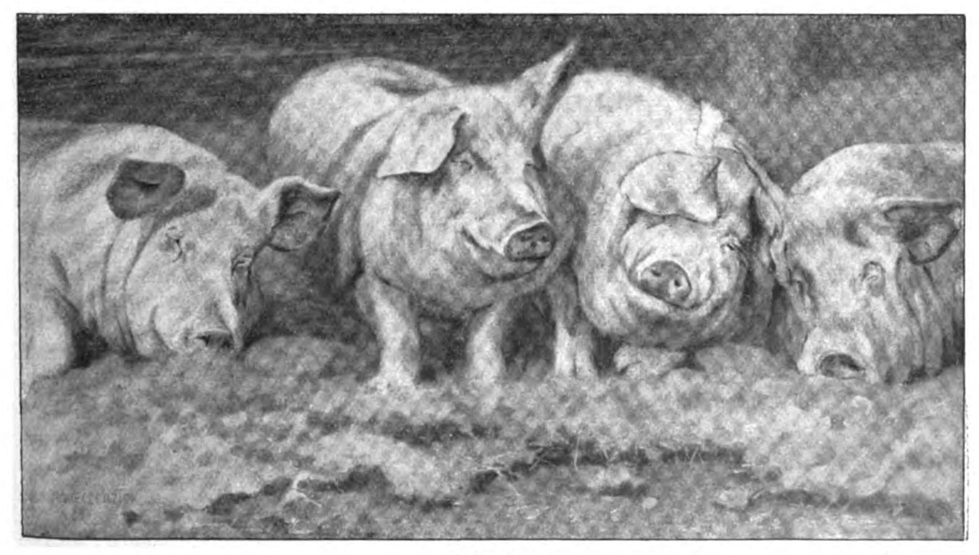


Süßes Nichtstun

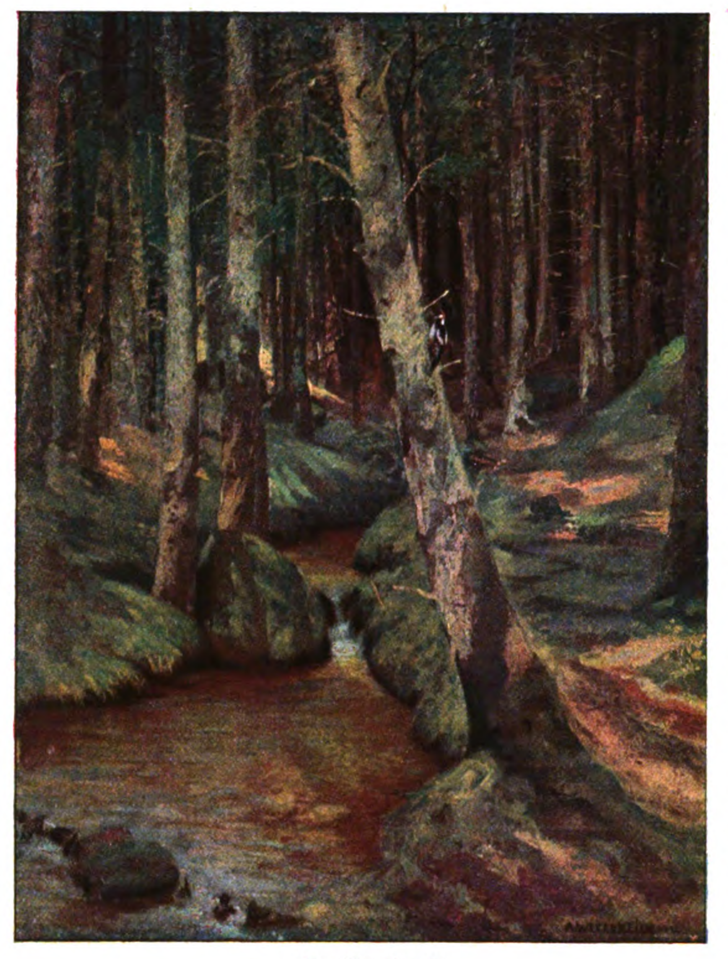


Temperamente — Mit Genehmigung des Verlages Franz Hanfstaengl in München

ten Hunde- und Affenmaler zu sehen. Seine Kunst umfaßt vielmehr fast die ganze Tierwelt. Wenn man dieses Meisters Studienmappen durchblättert, also den ganzen Zauber seiner eigentlichen Handschrift auf sich wirken läßt, so staunt man über die Fülle der Gesichte, die einem da zuteil wird. Allerhand zahme und wilde Tiere, die Vogelwelt, Käfer und Schmetterlinge, Raupen und Schnecken entstehen vor einem in wunderbar feinen Zeichnungen, in allerhand Stellungen, schwierigen Verkürzungen und immer wieder anders gewendeten Einzelheiten. Wir können auch von diesen intimeren Schätzen einige Proben in Nachbildungen mitteilen. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß sich das innerste Wesen eines Malers und sein eigentlicher Wert gerade in den Handzeichnungen und Studien offenbart. Dergleichen verhält sich zum ausgeführten Ölbild wie ein feines Kammermusikwerk zur breiten Opernmusik. Hier erkennt man auch in Weczerzick den echten Meister, der sich selbst im Kleinsten nie genügt, nichts als zu unbedeutend ansieht, sondern alles restlos durchstudiert und durchbildet. Hier sind Blätter mit Kaninchen in allen Einzelheiten und Stellungen, dort eins mit Maikäfern, Wespen und andern Insekten. Die Kaninchen grüßten uns auf dem Meisterbilde »Freundschaft« wieder, wo sie, wieder ein vollendetes Tierbild für sich, bei einem Schimpansen saßen, der ihnen gedankenvoll zuschaute; und die



Schweine



Der Buntspecht

andre Rolle als die eines Mittels zum Zweck.

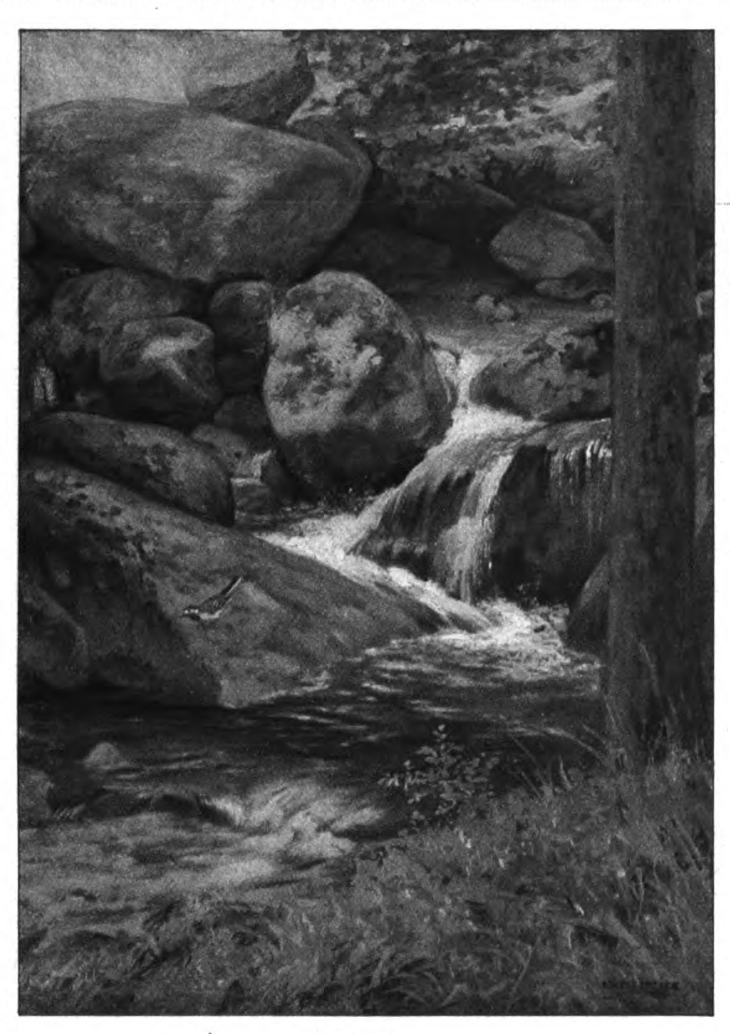
In diesem Zusammenhange muß einer originellen Reihe von farbigen Zeichnungen gedacht werden, von denen der Künstler auch einige in der Abteilung des »Verbandes deutscher Illustratoren« auf der Großen Berliner Kunstausstellung hatte. Später erregten sie auch auf der Münchner Ausstellung Aufmerksamkeit. Es sind Tiere und Figuren in den drolligen Verzerrungen des Hohlspiegels. Der Meister kam auf diese Gebilde zufällig, als er das Lachkabinett eines Vergnügungsetablissements besuchte. Das Problem interessierte ihn außerordentlich; nachdem er es aber allseitig durchgearbeitet und gelöst hatte, verfolgte er die Sache nicht weiter.

Wie gesagt, das Aquarell dient Weczerzick mehr nur als Mittel zum Zweck; es sind jedoch auch

Wespe schleckte als »Parasit« bei einem andern Milch, die er verschüttet — alles fein und doch nicht ohne jenen großen Zug gemalt, von dem man heutzutage so gern redet. So groß nun aber Alfred Weczerzick als Zeichner dasteht, so hat er sich dem, was Max Klinger als »Griffelkunst« zusammengefaßt haben will, doch nur nebenher gewidmet. Allerdings ging manches Affenmeisterstück als Rötelzeichnung in die Welt hinaus. Wir erwähnen davon nur die famosen »Kunstkritiker«, eine Szene, in der ein kritischer Hauptmatador vor einer Staffelei mit pfiffiger Miene und selbstgewisser Überlegenheit seine Weisheit leuchten läßt, der die umstehenden Kollegen, darunter ein ausgemachter, aufgeblasener Schafskopf, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen, um sie dann sicher als eigne weiterzugeben. Radierungen und Lithographien sind selten. Auch das Aquarell, obwohl häufig von Weczerzick angewandt, spielt in seinem Werke nur selten eine

hier Werke von ihm vorhanden, die sich seinen besten und ernstesten anschließen. So zeigt ihn ein älteres Bild bereits auf dem Gebiete, das zur Zeit so kennzeichnend für sein Werk ist und diesem zu besonderem Ruhm verholfen hat. Es heißt »Die Wasseramsel« und stellt den kleinen Fischräuber in einer Gebirgsbachlandschaft auf einem graugrünen Steinblock im Wasser dar — ein kleiner Farbenmittelpunkt, der das Ganze außerordentlich belebt und als Vogelzeichnung ebenso wunderbar ist. Wir haben hier das, was man am besten als Tierlandschaft bezeichnet und auch zum Beispiel in Frenzels Werk verwendet findet, also eine Verbindung von Tier- und Landschaftsbild, bei der die Landschaft weit mehr als bloßer Rahmen für das Tierstück und dieses keineswegs nur Staffage ist. Bei Weczerzick bleibt da in der Regel das Tier die Hauptsache, ab und zu überwiegt aber auch die Landschaft, wie zum Beispiel in den von uns wieder-

gegebenen Ölbildern »Der Buntspecht« und »Die Bachstelze« (Abbildung. S. 146 u. 147).



Die Bachstelze

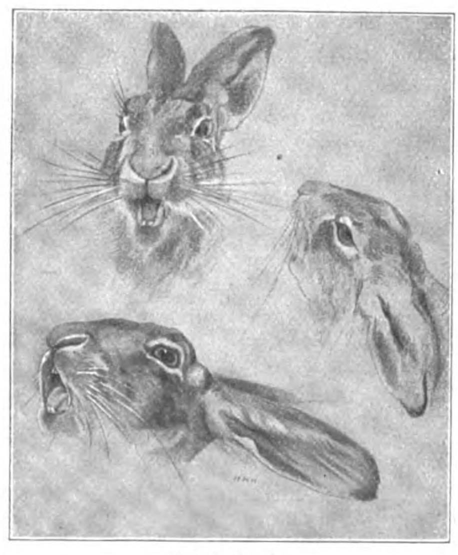
Schließlich sind auch einige Nurlandschaftsbilder vorhanden. Was der Künstler hier beabsichtigt, zeigt der stimmungsvolle märkische »Winterabend« (s. das Einschaltbild). Weczerzick ist unermüdlich draußen und studiert die Landschaft in allen Formen, Zeiten und Stimmungen, da er der Meinung ist, daß sich gerade auf diesem Gebiete der Künstler im Studienmalen nie genugtun könne. Die Früchte dieses unermüdlichen Strebens findet man denn auch in seiner Landschaft. Sie wird allen Stimmungen mit unbedingter Meisterschaft gerecht. Stofflich steht sie in der Mark oder im Mittelgebirge. Namentlich der Nordrand des Harzes hat den Künstler immer wieder angezogen, daneben auch der des Thüringer Waldes. Dabei ist er an keine Jahreszeit gebunden. In jeder weiß er meisterlich zu bilden. Das beweisen unter andern die ebenso fein gestimmten wie scharf beobachteten Schneelandschaften. So der einsam beim Mondaufgang dasitzende Hase und der dahinschnürende Fuchs, die prächtigen, durch den Winterwald hinbrausenden Wildschweine u. a. m. Wie stark das Landschaftliche an Weczerzicks Tierbildern dieser Art betont ist, zeigt am besten das von der Stadt Berlin erworbene »Bauernland«: unten im Vordergrunde ein mit einem Schimmel und einem Braunen pflügender Landmann, dann hoch hinauf wolkenbeschattetes Ackerland, das Ganze etwas an Hans Thomas Art anklingend, die unser Künstler ganz besonders hochhält.

Dieses Bild führt weiter zu einem dritten Gebiete, das Weczerzick ebenfalls meisterhaft beherrscht: die Figur. In dem Bilde »Mittag« (S. 143) steht sie sogar als Hauptsache und Selbstzweck da, wenn auch der vom Schäfer — einem Prachtmodell aus der Ilsenburger Gegend — unzertrennliche Hund wieder den Tiermaler in Erinnerung bringt. Für die Pracht des Farbenzusammenklangs sorgt allein schon der blaue Rock. In einer seiner schönsten Landschaften aber läßt Weczerzick das Tier ganz aus und ersetzt es durch eine Reihe von Vordergrundfiguren, zumeist Frauen, die über der »Kartoffelernte« sind. Auch in der von uns wiedergegebenen Heuernte (»Spätsommer«; Abbildung S. 142) wird man, wenn man den Reiz des schönen Gesamteindrucks ausgekostet hat, neben den meisterlichen Ochsen die Figuren bewundern und dabei die Mäher im Mittelgrunde sowie die im fernen Hintergrunde häufelnden Frauen nicht übersehen. Die als Einschaltbild wiedergegebenen pflügen-



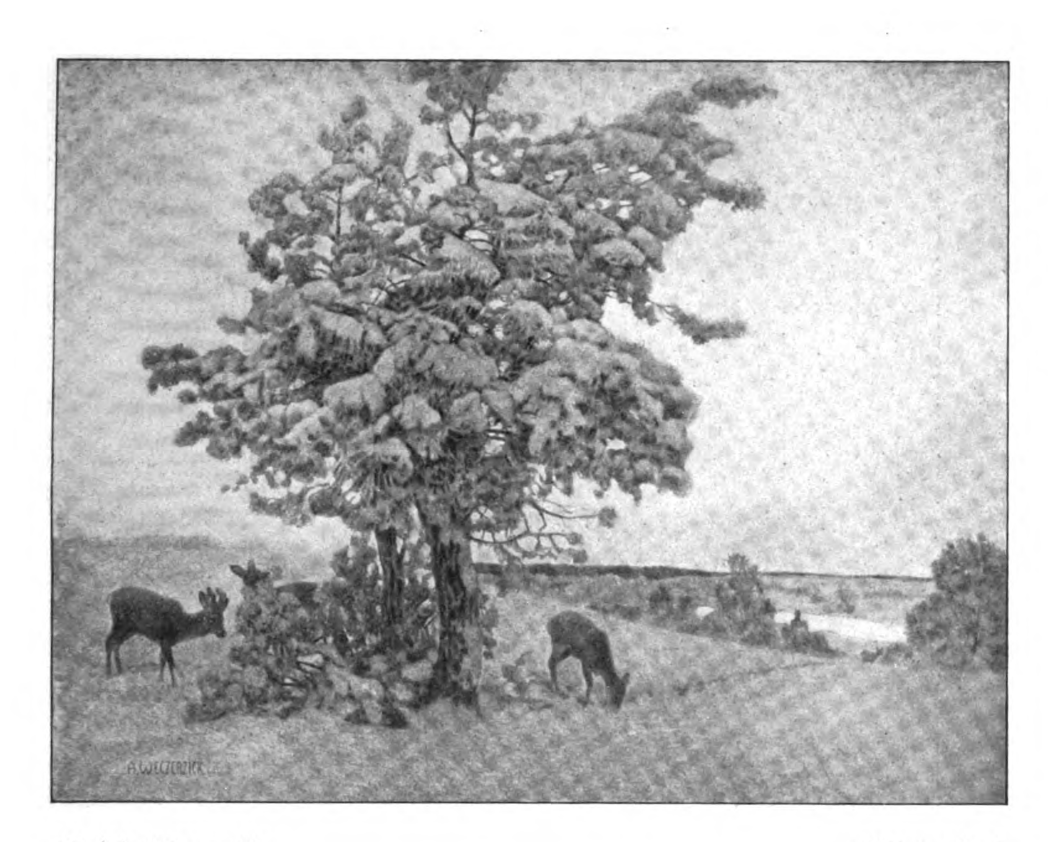
Ziegen

den Ochsen, die unter dem Titel »Deutsche Scholle« auftreten, zeigen aber, welches monumentalen Zuges der Meister im Tierbilde fähig ist. Sie haben denn auch auf der Düsseldorfer Kunstausstellung vom Jahre 1918 die wohlverdiente Würdigung gefunden. Monumental wirkt ferner der tief und innerlich gestimmte »Abend«, der auf der Berliner und Münchner Ausstellung zu sehen war und dann leider nach Amerika auswanderte. Eine mächtige, oben abschneidende Kastanie bedeckt den eine Anhöhe bildenden Vordergrund; der Schäfer sitzt an ihren Stamm gelehnt und löffelt sein Nachtessen; der müde Hund liegt an seiner Seite, die Herde vor ihm. Ein Mittelgrund fehlt naturgemäß; dafür wirkt der abenddunkle, sich in weiter Ferne verlierende Hintergrund um so stärker. Von diesem schönen Idyll erschien im Berliner Künstlerhause eine kleine Wiederholung, die aber ebenfalls rasch in kauflustiger Hand verschwand.



Hasenköpfe

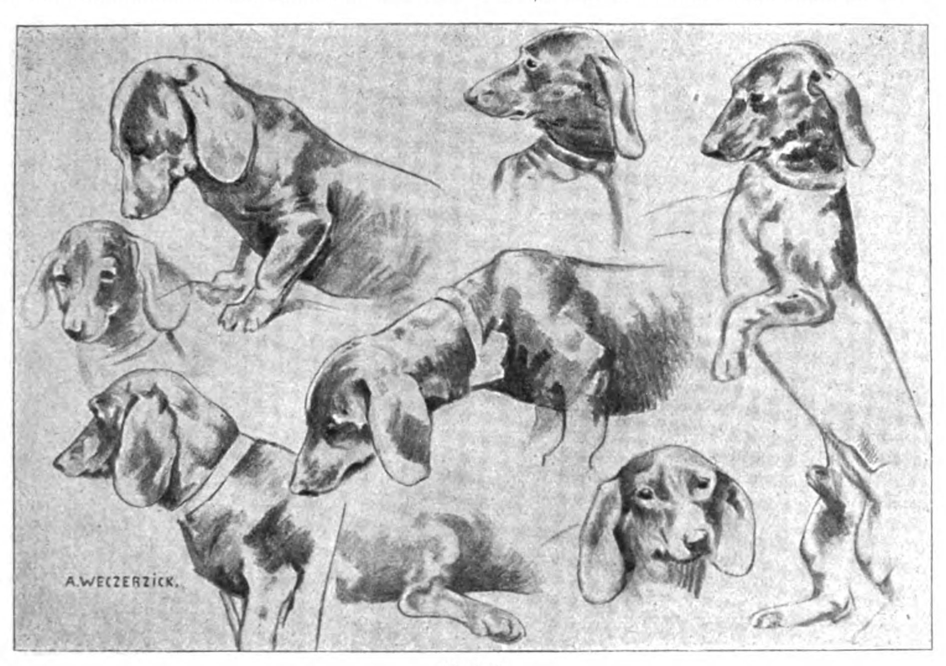
Die Schafbilder gehören zu Weczerzicks bemerkenswertesten Schöpfungen und stellen den Künstler in eine Reihe mit den größten unsrer zeitgenössischen Schafmaler. Wieder ist es hier nicht nur die meisterliche Technik, mit der das Schaf wiedergegeben wird, auch nicht nur das durchdringende Naturstudium, das seine Früchte ausbreitet, sondern wieder die Tierseele, die diese Bilder so bedeutend macht. Die oberflächliche Meinung, daß im ganzen ein solches Schafsgesicht dem andern gleiche, wird man unhaltbar finden, wenn man sie etwa auf dem »Siesta« genannten Bilde daraufhin ansieht. Daß das Schaf nicht nur in der äußeren Form seines Gesichts seine Individualität hat, sondern sich in dessen Ausdruck auch ganz unterschiedliche Charaktere widerspiegeln, kann man auf allen diesen Bildern Weczerzicks gewahren. Zu den schönsten gehört das Gemälde »Heimwärts«, das zugleich einen prächtigen Fernblick in das Harzvorland gewährt. Wieder ist es Abend geworden, und



Alfred Weczerzick: Winterabend

Zu dem Aufsatz »Alfred Weczerzick« von Bruno Schrader

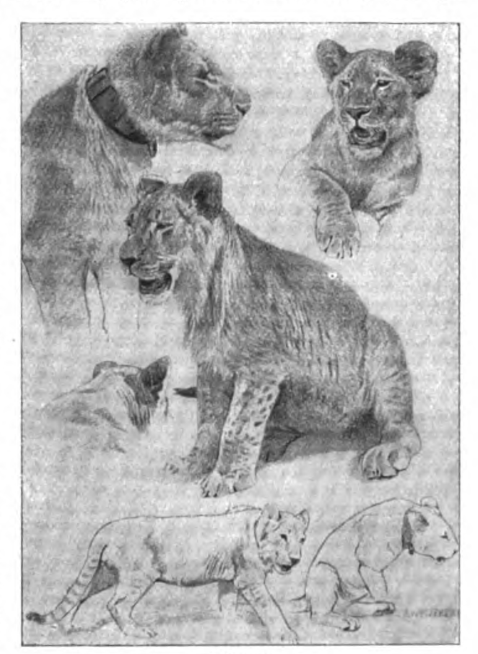




Dackel

alles, Tier wie Mensch, müde. Die Schafe streben dem Stalle zu, nehmen aber in ihrer Weise auf dem Wege noch dieses und jenes Hälmchen mit; der Schäfer ist froh, daß er nach Hause kommt, und auch dem treuen Hunde merkt man's an, daß er sich tagsüber redlich in seinem Dienst geplagt hat. Ein Bild stimmungsvollen Friedens! Eine schöne Hügellandschaft rollt uns das Bild »Auf dem Anger« auf. Ebenfalls Harzgelände. Die Schafe weiden oben und unten, vorn und hinten, in den verschiedensten Stellungen; Schäfer und Hund stehen abseits in einer Senke zwischen den beiden Hügeln, durch die man fernes Land gewahrt. Als Figur kommt der Schäfer vielleicht am besten auf dem Schafbilde zur Geltung, das geradezu nach ihm benannt ist und sich unter unsern Einschaltbildern befindet. Er hat hier zwei Hunde in verschiedenen Akten bei sich. Die Herde ist wieder anders verteilt und zeigt die Tiere in den mannigfachsten Verkürzungen. Auch hier weites Harzland mit der charakteristischen Baumchaussee.

Von Weczerzicks reinen Tierbildern haben wir unsern Lesern auch Schweine gebracht. Die werden ja nun, falls man nicht an gewisse gegenwärtig so kostbare Fleischprodukte denkt, für die meisten kein stoffliches Interesse haben; die Art ihrer Malerei macht sie indessen so bedeutend, daß sie im Berliner Künstlerhause, wo sie zum erstenmal gesehen wurden, die Bewunderung von Weczerzicks Kunstgenossen erregten. Eine Löwenstudie zeigt dann vollends, wie wenig einseitig unser Meister ist. Er hat namentlich in jüngeren Jahren mancherlei exotisches Getier gezeichnet, blieb aber doch wesentlich der heimischen Tierwelt zugetan. Seine Hirsche und Rehe, Hasen und Füchse, seine wilden Schweine, Wildenten und Rebhühner — die sogenannten Jagdbilder —, seine Haustiere aller Art, seine ge-



Löwen

fieberten Sänger in Feld und Wald weisen, wie seine Landschaft, immer wieder auf die deutsche Heimat hin. Ihm ist das alte liebe Lied »Deutschland über alles« innerste Wesenheit geworden, so sehr, daß ihn nie die Sehnsucht nach fremden Ländern überkam. Zufrieden und glücklich in der unendlichen Schönheit und Mannigfaltigkeit der Heimat, nagt nur ein Schmerz in seiner Brust: ungemeine Leuchtkraft, die lebhafte Farbe der Weczerzickschen Bilder. Während nun aber der moderne Maler derlei meistens dadurch zu erreichen sucht, daß er immer mehr Farbe verwendet, »dick« oder »pastos« aufträgt, malt Weczerzick immer dünner, so dünn, daß meistens das Korn der Leinwand durchschimmert. Im übrigen tragen die Bilder in Licht, Luft, Stimmung



Bulldogge

der um den gegenwärtigen Zustand des Vaterlandes.

Weczerzicks Hauptbilder sind, wie schon angedeutet, alle in Öl, und zwar auf Leinwand oder Holz gemalt. Auf der Holztafel steht seine Farbe äußerst vorteilhaft, auf der Leinwand aber kommt die eigentümliche Malweise besonders zur Geltung, die der Meister in den letzten Jahren seines Schaffens ausbildete und die dem Publikum wie den Kunstgenossen manches Kopfzerbrechen zu machen pflegt. Auffällig war zunächst immer die und Farbe alle die Merkmale an sich, die man als gesunde Errungenschaften der Moderne anerkennt.

Deren Auswüchsen steht Weczerzick allerdings völlig fern. So zeigt er sich als ein abgeklärter Geist, der es in ruhiger, steter und arbeitsamer Entwicklung zur Meisterschaft brachte. Seine besonderen Merkmale sind die eigenartige Maltechnik, der auf die Seele des Tieres gerichtete Ausdruck, ein erfindungsreicher Humor und der starke landschaftliche Gehalt seiner Tierbilder.



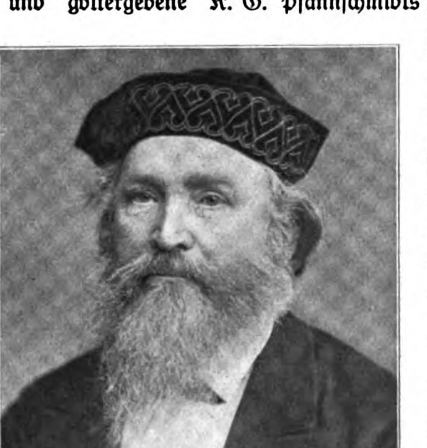
Christi Grablegung

Karl Gottfried Pfannschmidt

Geb. 15. September 1819, gest. 5. Juli 1887

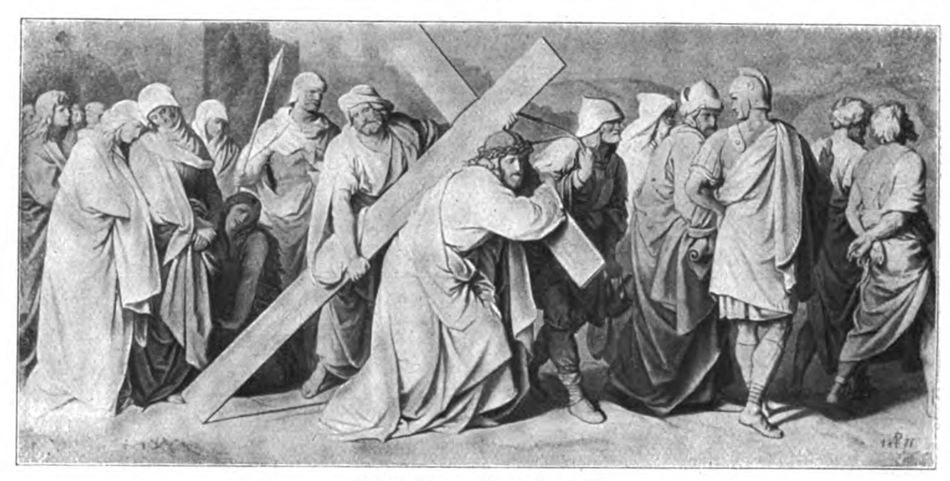
Von Otto Hach

Muß es nicht wie Verwegenheit anmuten, in einer Zeit, da Groll, Haß und Rache noch so manches Menschen Herz erfüllen, Zähne knirschen, Zornadern schwellen und Fäuste sich ballen, die Leser in ein Haus zu führen, wo himmlische Ruhe, wohliger Friede und gottergebene Frömmigkeit zu finden sind? Ja, man mag es als Wagemut bezeichnen, wenn in einer Zeit, da in unglaublicher Dreistigkeit die hehrsten Vorgänge der biblischen Geschichte mit flüchtigen, liederlichen Formen, widerlich grellen Farben und wüstem Aufbau als religiöse Kunst ausgegeben werden, an Bilder erinnert wird, die aus einer ganz andern Welt stammen, die aus wirklich ehrlicher Frömmigkeit gemalt sind: an Werke, die einen innigen Zusammenhang des Stoffes, des Gedankens und der Darstellung bekunden. Finden heut nur wenige Menschen noch Lust und Stimmung, die verknüpfenden Fäden von religiösen Werken eines Cornelius zu suchen, wieviel weniger gelingt es ihnen, sich in solche der angeblich schwächeren der Schüler dieses Meisters oder gar des letzten dieser Cornelianer oder Nazarener zu vertiefen. Der 100. Geburtstag K. G. Pfannschmidts möge aber trotz alledem Anlaß sein, einen Rückblick zu wagen, war Pfannschmidt doch von 1850 an 35 Jahre lang neben Schnorr der eifrigste und tätigste Schöpfer christlicher Kunst und sind doch wohl in zwanzig Kirchen Deutschlands kleine und größere Werke seiner Kunst vorhanden.



Karl Gottfried Pfannschmidt

Karl Gottfried Pfannschmidt wurde am 15. September 1819 in Mühlhausen geboren. Sein Vater, Kaufmann, nebenamtlich gewissermaßen aber Musiker, ließ in den Mühlhausener Kirchen und zu Hause gar oft seinen schönen Tenor, von Orgel, Harfe



Christi Gang zur Kreuzigung

oder Klavier begleitet, ertönen; Großmutter Pfannschmidt stammte von dem Mühlhausener Kantor Walter, dem Freunde Luthers, ab, der die Lieder des großen Reformators mit markigen Weisen versehen hat. Die Kirchen Mühlhausens haben auf Karl Gottfried tiefen Eindruck gemacht und seinen Drang zum Malen religiöser Werke zweifellos genährt; St. Marien und St. Blasius liebte er besonders, aber auch die Märkte und das geschäftige Treiben der alten Reichsstadt belebten den Geist des Knaben. Am Sonntagvormittag hörte man wie in Pfannschmidts Haus in vielen andern geistliche Lieder, und gemeinsame Tischgebete und Hausandachten waren allgemein üblich. Den Grund für Karl Gottfrieds Malkunst legte sein Zeichenlehrer Dettmann, der mit seinen Jungen oft vor die Tore der Stadt zog und sie zum Zeichnen nach der Natur anleitete. 1835 kam Pfannschmidt durch seinen Landsmann, den Baurat Stüler, nach Berlin zu Daege und K. Begas; unter Daeges Leitung entstand sein ältestes bekanntes Werk: »Ein Mönch am Sarge Heinrichs IV.« Ein Preis für eine »Rückkehr des jungen Tobias« ermöglichte dem jungen Künstler eine Reise über Weimar, Nürnberg und Augsburg nach München, wo ihm Kaulbach den guten Rat gab: »Studieren Sie fleißig die Bibel und den Cornelius!« Das tat Pfannschmidt auch und errang mit seinen herzensfrommen Bildern den Namen »der deutsche Fiesole«. Viermal ist er nach Italien gepilgert, um den Hauch der alten Meister zu atmen, und zuweilen leuchtet auch aus seinen Bildern ein Schein ihrer Kunst hervor.

Früh wurde Pfannschmidt mit ehrenden Aufträgen bedacht. Sein erstes größeres Werk war das 1850 vollendete Wandgemälde in der Altarnische im Charlottenburger Mausoleum: König und Königin bringen ihre Kronen vor den Thron Christi, der Bedeutung des Raumes vorzüglich angepaßt und dem Gedanken wie der Ausführung nach wohlgelungen. Der Künstler erhielt danach sofort den Auftrag, die Altarnische der 1852 von Stüler umgebauten Berliner Schloßkapelle mit einem Abendmahlsbilde zu schmücken. Des Entwurfes wegen gab es einen langen Kampf; auf des Königs besonderen Wunsch reicht Christus mit der Rechten das Brot und mit der Linken den Wein. Die feierliche Stimmung, die das natürlich mit aller Liebe, ganzer Seele und allen Kräften gemalte Bild im prächtigen Raume auslöste, brachte einen Auftrag nach dem andern. In Berlin schmückte Pfannschmidt die Matthäikirche mit einem dreiteiligen Altarwerke, in der Mitte der Auferstandene, von zwei Engeln verehrt, links Matthäus, rechts Jünger am Grabe. Auch die Paulskirche in Schwerin ziert ein Triptychon seiner Hand: Christus am Kreuze, von Maria und Johannes beweint, in der Mitte, auf den Flügeln die heilige Familie unterm Christnachtstern und der Auferstandene in Gethsemane. Außerdem bergen die Kirchen zu Barth, Altdamm, Demmin, Altenkirchen auf Rügen, Benzin bei Wolgast (»Christi Gang zur Kreuzigung«; Abbild. S. 152), Schlobitten in Preußen, Preetz bei Kiel, Königsberg i. d. Neumark und Bärwalde bei Küstrin Pfannschmidtsche Altarwerke. In

Brandenburg a. d. Havel befindet sich der »Kampf in Gethsemane« (Abbild. S. 153). Obgleich an diesem prächtigen Werke bei Christus der Seelenkampf und bei dem Engel das Greifen nach dem zusammengebrochenen Körper nicht recht zum Ausdruck gebracht ist, macht es doch in seiner schlichten Größe in der großen Hallenkirche einen überwältigenden Eindruck. Auch bei der »Grablegung« (Abbildung S. 151) wären solche Schwächen zu bemängeln. Dagegen ist die Seelenstimmung auf dem Altarbilde der Friedenskirche in Bremen »Friede sei mit euch!« wie bei unserm Bildchen »Christus in Emmaus« (Abbildung S. 154) wohlgelungen. 1886 stiftete der Künstler seiner Vaterstadt Mühlhausen für St. Georg und St. Martin prächtige Bilder und malte dann als letztes Werk die »Anbetung« für den Altar des Domkandidatenstiftes in Berlin. Offenbar gehört das Bild zu den anmutigsten im gesamten Aufbau wie in der Haltung und Bewegung der Personen und in der Wiedergabe ihres Innenlebens. Auch in der Farbengebung zählt es zu den frischesten. Unser Einschaltbild »Die drei Marien am Grabe« läßt Pfannschmidts Farbengebung sehr wohl nachfühlen; es sind immer die zarten Töne der drei Grundfarben, die im Ganzen herrschen, während die gemischten und gebrochenen nur untergeordnet erscheinen; freilich muten die stets ganz glatt, überaus zart und nach heutigem Gefühl matt gemalten Bilder uns heute fast wie Porzellanmalerei auf Leinwand an.

Mit all den hier genannten Werken ist Pfannschmidts Schaffen aber noch lange nicht erschöpft. Wie unsre S. 154 wiedergegebene »Madonna« (im Besitz von Fräulein v. Rochow in Berlin) hat der Künstler noch manches ähnliche Andachtsbild fürs Haus gemalt. Außerdem hat er vier Sammelwerke mit Zeichnungen geschaffen: »Moses«, 7 Zeichnungen, in Kupferdruck bei Ed. Müller in Bremen erschienen; »Weckstimmen der Heiligen Schrift« (Abbild. S. 155), 8 Zeichnungen, in Lichtdruck von der Photographischen Gesellschaft in Berlin herausgegeben; »Leiden Daniels«, in Lichtdruck bei F. Bruckmann in München erschienen (die Originale befinden sich im Besitz der Nationalgalerie in Berlin), und »Das Vaterunser«. Kommen in »Moses« besonders die göttliche Führung und das menschliche Leben, in den »Weckstimmen« Lohn und Strafe für falsche und rechte Erfüllung des



Christi Kampf in Gethsemane



Christus in Emmaus

Die beiden ältesten Söhne Gottfried und Martin wurden Geistliche; der dritte, Heinrich, widmete sich der Musik und ist als Gründer und Leiter des Pfannschmidtschen Chores durch die Aufführungen von Passionen und Oratorien in den weitesten Kreisen bekannt; Friedrich hat als Bildhauer fein empfundene und sauber gearbeitete Christus- und Apostelgestalten und Bildtafeln für die Berliner Gedächtniskirche sowie Büsten bekannter Persönlichkeiten geschaffen — er fiel 1914 als Hauptmann in Feindesland; Ernst, der jüngste der Söhne, hat des Vaters Erbe angetreten und als Maler auf religiösem Gebiet gleichfalls schon Hervorragendes geleistet. Am 5. Juni 1887 beschloß Karl Gottfried Pfannschmidt sein arbeitsreiches, der Ehre Gottes gewidmetes Leben.

Die Kunstgeschichte hat K. G. Pfannschmidt kein allzu großes Plätzchen eingeräumt; wie

Gesetzes, in »Daniel« aber der Sieg zuversichtlichen Glaubens und standhafter Gottesfurcht zum Ausdruck, so gibt Pfannschmidt im »Vaterunser« (s. das Einschaltbild), wo er das ganze Vermögen seiner Seele eingesetzt hat, eine Fülle von Gedanken und eine Größe der Auffassung, die vom höchsten Adel christlichen Denkens und Fühlens zeugen. Man könnte sagen, daß der Künstler im »Vaterunser« die Summe seines Wollens und Könnens gegeben hat. Die Zeichnungen zum »Vaterunser« brachten ihm aber auch die höchste akademische Auszeichnung: die goldene Medaille. Bald danach, im Lutherjahre 1883, wurde er Ehrendoktor der Theologie.

Natürlich war der Künstler für diese Ehrungen nicht unempfänglich; sein größtes und reinstes Glück fand er aber in seiner Kunst und in seiner Familie. 1856 hatte Pfannschmidt sich mit Johanna Hermann, der Tochter seines Freundes und Mitarbeiters an den Schinkelschen Gemälden am Königlichen Museum, verheiratet. Am Luisenplatz, in der Nähe des Invalidenparkes und der Friedhöfe am Oranienburger Tor, wo alte Laubbäume und allerlei Strauchwerk von kleinen gefiederten Sängern belebt waren, hatte er 41 Jahre Wohnung und Werkstatt. Zehn Kinder wuchsen großenteils in der Werkstatt auf und nahmen an des Vaters Schaffen regen Anteil, wie auch die Eltern den Kindern stets eine heitere Jugend bereiteten; gute Freunde und Männer von Ruf waren oft zu Gast.



Madonna

alle Werke der Cornelianer und Nachcornelianer, wie die eines Schrader, Plockhorst, Spangenberg u. a., so werden auch die seinen trotz festlichem Gewande nicht besonders hoch gewertet. Den Männern dieser Gruppen war es Herzenssache, nur Schönes, Feierliches, Erhebendes zu geben; sie gingen von dem Grundsatz aus, daß der edle Mensch die Wirklichkeit immer in gewissem Sinne roh und geist- und gemütverletzend empfinde, daß das religiöse Bild aber den Menschen aus dem Alltäglichen herausheben, ein Weiter- und Höhersehnen erwecken müsse.

Heute will man die Wahrheit des Lebens. Neben Gebhardt und seiner Schule, die eine vermittelnde Stellung einnehmen, wies Uhde neue Wege; er will weder eine unterhaltende noch zur Andacht reizende Schönheit; er will durch reine Wahrheit und rauhe Wirklichkeit unsre Seele bewegen. Glaubte Pfannschmidt die Menschen von der Erde in den Himmel führen zu müssen, so sucht Uhde den Menschen den Himmel auf die Erde zu bringen. Eine noch größere Kluft liegt freilich zwischen den Werken der Cornelianer und ihrer Anhänger einerseits und denen eines Gari Melchers und Burnand, Fahrenkrog und Fugel oder Corinth und Jaeckelandersetis. Will man sich von den Schöpfungen dieser Künstler zu den aus einer ganz andern Weltanschauung geborenen Werken Pfannschmidts und seiner Weggenossen wenden, so muß man vom Grund der Seele aus all seine Gefühle umschalten und seinen Geist von dem Alltäglichen, Gewöhnlichen weg in das Reich des Überirdischen und des Himmlischen leiten.



Kluge und törichte Jungfrauen
(Aus den »Weckstimmen«)



Engel mit Brot und Wein

Zwei Gedichte von Richard Zoozmann

Feierabend

Entkrönter König, flüchtet scheu und scheuer
Westwärts der Tag, befreit von Lust und Harme,
Dem Bruder Abend in die weichen Arme.
Zu Weib und Kind und ihres Herdes Feuer
Singend aus Feld und Wiese ziehn die Heuer,
Umtanzt von einem müden Mückenschwarme.
Aus leichtgelockten Wolkenhäuptern blinkt
Der Mond, der blasse Silberfunkenstreuer,
Als ob des Himmels Armut ihn erbarme.
Ganz leis die Nacht nun ihre Tür aufklinkt
Und spendet Schlaf und Dunkel, bis ein neuer
Jungfrischer Tag zu Lust und Arbeit winkt.

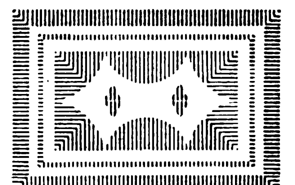
Feuertod

In der Kapelle brennt von vielen Kerzen
Noch eine, die zu löschen man vergaß.
Maria mit dem Jesuskind am Herzen,
Durchbohrt von Schwertern, die so bitter schmerzen,
Blickt milde am Altar. Am Fensterglas
Ein Falter still wie im Gebete saß.
Da lockt das Licht ihn und — mit ihm zu scherzen —
Fliegt er hinein im Freudenübermaß.
Doch als die tückische Glut den Falter fraß,
Da weinte Jesus leis am Mutterherzen …
Drauf löschte auch die letzte aus der Kerzen.



Karl Gottfried Pfannschmidt: Die drei Marien am Grabe

Zu dem Aufsatz »Karl Gottfried Pfannschmidt« von Otto Hach

Meister Gück

Von Ludwig Thor

Die Tür zum Studierzimmer des Professors Quant wurde geräuschvoll aufgestoßen, und Meister Gück kam mit schlürfenden Schritten herein. Stillschweigend stellte er mit mürrischer Miene das Mikroskop, das er im Arm getragen, auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch und verschwand, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, mit ebenso viel Geräusch wie beim Eintreten.

Das Gespräch der beiden am Schreibtisch sitzenden Herren war plötzlich verstummt. Der ältere von beiden, der in seiner ganzen Haltung die überlegene Würde des berühmten Hochschullehrers zur Schau trug, hatte stillschweigend und ein wenig belustigt dem Meister Gück zuschauend dagesessen; der jüngere mit etwas betroffener Miene vom einen zum andern geschaut.

»Das ist wieder ganz der Meister Gück,« nahm Professor Quant das Gespräch wieder auf. »Sie werden ihn ja noch zur Genüge kennenlernen. Ich mache Ihnen durchaus kein Hehl daraus, daß Sie hier in Ihrer neuen Assistentenstellung als Fünfundzwanzigjähriger sehr geschickt und klug sein müssen, um sich mit dem Sechzigjährigen richtig zu stellen. Ihr Vorgänger hat das nicht immer verstanden. Er war, besonders anfangs, Gück gegenüber viel zu schroff und rechthaberisch. Das ist das Ungeschickteste, was man machen kann. Gück weiß, daß er als Institutsmechaniker die unentbehrlichste Person im Institut ist.«

»Die Institutsmechaniker pflegen ja meist eine recht selbständige Stellung zu haben,« warf Doktor Rasch in seiner ostfriesischen, langsamen Art ein. »Ich kenne das schon von früher her und hoffe, die Klippen zu vermeiden.«

»Die sind hier aber besonders gefährlich,« entgegnete Professor Quant, der in seiner lebhaften Art kaum warten konnte, bis jener zu Ende gesprochen hatte. »Das hängt mit der Art zusammen, wie Gück hier mit meinem Vorgänger groß geworden ist. Der Geheimrat gehört der guten alten Zeit an, die das Hasten und Drängen der modernen wissenschaftlichen Forschung noch nicht kannte. Er hielt in beschaulicher Muße seine Vorlesungen und ließ die Studierenden im Praktikum vergnügliche Experimentchen machen, statt sie in der heute üblichen Weise in exakten Messungen auszubilden. Die geringen Mittel, die zur Verfügung standen, erlaubten es noch nicht, einen wissenschaftlichen Assistenten anzustellen, und nicht einmal für einen gelernten Mechaniker reichten sie aus. Die billige Hilfskraft, die schließlich ins Institut genommen wurde, war vor nun fast vierzig Jahren der ehemalige Schlossergehilfe Gück. Er muß wirklich ein frischer, aufgeweckter und gescheiter Kerl gewesen sein, und er hat in den langen Jahren eifriger Tätigkeit dem Geheimrat so viel abgeguckt, daß er schließlich, ohne je richtig unterrichtet worden zu sein, eine elektrische Schaltung auch komplizierter Art vollkommen korrekt ausführen konnte. Dabei baute er alle Vorlesungsexperimente ganz allein auf und hat auch wohl oft das Praktikum allein geleitet. Es ist erstaunlich, wie er so rein aus dem Gefühl heraus, ohne eine Ahnung von den Gesetzmäßigkeiten zu haben, beim Experimentieren immer das Richtige trifft. Übrigens soll er dem Geheimrat auch im Privatleben sekundiert haben.«

»So?« fragte Doktor Rasch, ohne aus seiner großen Ruhe herauszukommen.

»Ja, das ist eine etwas dunkle Geschichte. Zu Hause stand der Geheimrat ebenso unter dem Pantoffel seiner Frau wie Gück unter dem s e i n e r Xanthippe. Die alte Geheimrätin werden Sie ja noch kennenlernen. Sie herrscht nach dem Tode ihres Mannes noch mit voller Energie in dem Kränzchen der Dozentenfrauen und sieht jedem der jüngeren Leute der Hochschule auch heute noch strenge auf die Finger. Nehmen Sie sich also nur in acht! Was damals eigentlich vorgegangen ist, weiß niemand sicher. Man munkelt, daß der Geheimrat, der dem weiblichen Geschlecht sehr zugetan war, nahe daran war, von seiner Frau überrascht zu werden, und daß Gück durch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart ihn vor der Rache seiner Frau und der Blamage bei den Kollegen und Studenten gerettet habe. Seit der Zeit hatte der Geheimrat dem Meister Gück hier geradeso zu gehorchen wie seiner Frau zu Hause.«



Beide lachten herzlich.

»Als ich dann das Institut übernahm,« fuhr Professor Quant fort, »war es für mich außerordentlich schwer, den Gück, wenigstens bis zu einem erträglichen Maße, in die ihm gebührende Stellung zurückzuweisen. Ich mußte dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn ich hatte ihn auch wiederum sehr nötig. Er allein wußte, wo jede kleine Schraube zu finden war. Schließlich hat er sich dann auch gefügt, und ich komme jetzt gut mit ihm aus. Ich habe seine Intelligenz wirklich achten gelernt. Er ist von einem Ehrgeiz beseelt, der keine Grenzen kennt. Sie müssen sich einmal von ihm erzählen lassen, wie er als Dreißigjähriger im geheimen in den Abendstunden ein elektrisches Meßinstrument nach dem Drehspulprinzip konstruiert hat, ehe dies Prinzip bekannt war. Er hat Tränen in den Augen, wenn er berichtet, wie der Geheimrat das Wichtige an der Sache nicht erkannt und ihm von einer technischen Verwertung abgeraten hat. Aber es ist eigentlich besser, ihn gar nicht darauf zu bringen, sonst läßt er tagelang den Kopf hängen. Auch heute hat er immer noch ehrgeizige Pläne und überrascht mich gelegentlich durch gute und brauchbare Vorschläge. Jeden Abend nach dem Abendessen kommt er in seine geliebte Werkstatt und bastelt dort bis in die Nacht hinein.«

»Er scheint nicht gerade sehr liebenswürdig zu sein,« bemerkte Doktor Rasch.

»Sie dürfen sich durch die rauhe Schale nicht täuschen lassen. Er hat darunter wirklich ein gutes Herz. Er hat zwar so seine besonderen Gewohnheiten, zu denen es auch gehört, gelegentlich, wenn er mit mir spricht, kräftig ins Zimmer zu spucken. Ich habe allmählich eingesehen, daß es keinen Zweck hat, ihn darauf hinzuweisen. In seinen alten Tagen wird er das nicht mehr verlernen. Leider ist er in der letzten Zeit plötzlich merkwürdig unfreundlich und arbeitsunlustig geworden. Nun, das sind Sorgen, die Sie noch nicht zu berühren brauchen. Morgen wollen wir die ersten neuen Versuche machen. Jetzt, wo Sie und das neue Mikroskop da sind, kann es mit frischen Kräften losgehen.«

Damit war die erste Unterredung des Professors Quant mit seinem neuen Assistenten zu Ende. Als sich die Tür hinter Doktor Rasch geschlossen hatte, trat Professor Quant an den Mitteltisch und betrachtete mit liebevoller Sorgfalt das neue Mikroskop. Er setzte jedes Okular und jedes Objektiv in den goldgelb glänzenden Tubus, prüfte mit dem Testobjekt die erreichbaren Vergrößerungen und verglich sie nach sorgfältiger Rechnung mit den in einer Tabelle angegebenen Werten. Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß die Freude an dem neuen Instrument recht wohl mit der Begeisterung zu vergleichen war, mit der er als Bub am Weihnachtsabend seine erste Festung aufgebaut und den ersten Steinbaukasten ausgekramt hatte. Es war für ihn ein weiter Weg, der von jener Zeit zu dem heutigen Tage führte.

In Gedanken versunken, trat er wieder an den Schreibtisch und klingelte nach Gück. Zur Antwort begann Gück in der Werkstatt mit dröhnendem Getöse ein Blechstück zu bearbeiten. Das versetzte den Professor mit einem Ruck wieder in die Gegenwart und deren Sorgen zurück. Da er aber jetzt nicht in der Stimmung war, Gück den Kopf zu waschen, so nahm er das Mikroskop und ging mit ihm hinüber in sein Privatlaboratorium, in dem die Versuchsanordnung auf den Einbau des neuen Instrumentes wartete.

Gück hatte das Klingeln wohl vernommen, es aber aus Trotz nicht beachtet. Als er jetzt den Professor allein in sein Laboratorium gehen hörte, ärgerte er sich, in der Werkstatt geblieben zu sein. Sollte er nun überhaupt übergangen werden? Wie immer, wenn er erregt war, zog er den nach Altväterweise gekreuzten flachen Schlips aus der Weste, drehte ihn an der haltenden Gummistrippe ein paarmal, um ihm festeren Halt zu geben, herum und schob ihn wieder unter den Klappkragen. Sollte der neue Versuch nun ganz ohne ihn stattfinden? War kein Vorwand zu finden, um hinüberzugehen? Er suchte überall in der Werkstatt herum, dabei fiel ihm die Kiste in die Hände, in der das Mikroskop verpackt gewesen war. Er durchstöberte nochmals die Packwolle und fand darin noch ein Mikroskopokular, das er beim Auspacken übersehen hatte. Schnell entschlossen trat er in das dunkle Laboratorium ein. Nur ein wenig Licht drang aus dem Schutzkasten einer Bogenlampe in den Raum. Stillschweigend stellte er das Okular neben den am Mikroskop arbeitenden Professor und stand, die Hände in den Hüften, eine ganze Weile und sah zu.

»Regulieren Sie bitte die Bogenlampe nach,« befahl Professor Quant, ohne aufzusehen.



Gück gehorchte und suchte die stark zischende Lampe wieder zu ruhigerem Brennen zu bringen. Und nun begann das nur durch kurze Befehle des Professors unterbrochene Experimentieren. Aus dem roten Guckfenster warf die Bogenlampe ein gespenstiges, blutiges Licht auf den kleinen, dicken Gück, der an der einen Seite des langen Tisches saß und Schalter schloß und öffnete oder die Stellung eines Kurbelwiderstandes veränderte. Fast ganz im Dunkeln saß am Ende des Tisches Professor Quant und beobachtete durch das Mikroskop. Vor den beiden stand ein unentwirrbarer Aufbau von Meßinstrumenten, Gläsern, Flaschen und in sich verschlungenen oder gespenstig gekrümmten, dünnen und dicken Glasröhren, und über und zwischen dem Ganzen zog sich ein unübersehbares, sich in allen Richtungen überkreuzendes Gewirr von Drähten und Leitungen hin. Es sah so aus, als ob das Inventar des ganzen Instituts mit größtem Fleiß zusammengetragen worden sei, um auf möglichst engem Raum ein möglichst unentwirrbares Chaos zu bilden. Nur der kundige Blick der beiden Arbeitenden sah die geordneten Zusammenhänge und fand sich ohne Zögern zurecht.

Das Ergebnis der Beobachtungen schien Professor Quant in hohem Maße zu befriedigen. Mit solchem Eifer hatte Gück ihn noch nie bei der Arbeit gesehen. Verstohlen sah er zu ihm hinüber, und seine Stimmung wurde um so verbissener, je eifriger jener wurde. Schließlich hob Quant den Kopf vom Mikroskop und sah Gück vergnügt ins Gesicht.

»Na, Meister Gück, nun habe ich's endlich erreicht!«

»Hm!« brummte Gück und schaltete die Bogenlampe aus, die Deckenbeleuchtung an.

»Na, was ist denn nun eigentlich mit Ihnen los?« fragte Professor Quant. »Sie laufen seit einiger Zeit mit der finstersten Miene von der Welt im Institut herum. Eigentlich haben Sie gar keinen Grund dazu. Als Mechaniker an einem Königlichen Physikalischen Universitätsinstitut haben Sie es viel, viel besser als wir armen Professoren, die wir uns immer abhetzen müssen, etwas Neues zu finden. Sie dagegen haben Ihre paar Dienststunden, daneben Ihre reichlichen Ferien und schalten und walten im Institut wie ein kleiner Herrgott in Frankreich. Dazu können Sie in Ihrer freien Zeit auf Ihrem Lande Kartoffeln bauen und Kaninchen züchten und durch die Reparatur der Kochtöpfe und Lampen Ihrer Bekannten sich eine recht hübsche Nebeneinnahme verschaffen. Warum die schlechte Laune? Haben Sie zu Hause Sorgen?«

»Nischt is,« brummte Gück ärgerlich und in einiger Verlegenheit.

»Aber irgend etwas muß doch mit Ihnen los sein, sonst wären Sie doch vorhin auf mein Klingeln gekommen.«

»Sie werden mir ja doch nicht sagen, wozu man sich hier mit dem Aufbauen und ewigen Umbauen abquält,« platzte Gück heraus.

»Da sitzt also der Haken!« lachte Quant.

»Sonst haben Sie mir immer alles genau erklärt,« fuhr Gück, einmal in Fahrt, polternd fort. »Und ich habe Ihnen auch mehr als einmal durch eine Verbesserung helfen können. Aber diesmal sagen Sie mir nichts, rein gar nichts. Ich muß bloß Schalter schließen und Lampen einschalten.«

»Sie müssen bedenken, mein lieber Gück,« erwiderte Professor Quant ernst, »daß ich der Herr im Institut bin, und daß Sie sich meinen Wünschen zu fügen haben. Diesmal soll mir Doktor Rasch bei meinen weiteren Versuchen helfen. Deswegen will ich Ihnen aber doch erzählen, um was es sich handelt. Eben jetzt habe ich meine kühnsten Erwartungen bestätigt gefunden.«

»Soll ich die Bogenlampe wieder einschalten?« fragte Gück, dem jetzt die Neugierde an der Nase abzulesen war, und regulierte bereits an dem runden Hartgummiknopf.

Professor Quant setzte sich wieder ans Mikroskop, drehte einige Zeit lang an der Einstellschraube und forderte Gück dann auf, selbst hineinzusehen.

Gück nahm auf dem Schemel Platz und schaute ins Okular. Er blinzelte einmal, zweimal, wischte sich mit dem roten Taschentuch umständlich die Augen, schaute wieder ins Mikroskop und schüttelte schließlich den Kopf. »Nischt is,« sagte er enttäuscht.

»Na, dann will ich Ihnen erst erklären, was Sie sehen sollen. Sie haben in meiner Vorlesung ja oft gehört, daß wir uns die Elektrizität geradeso wie die festen Körper aus kleinsten Bausteinen zusammengesetzt denken. Wir haben sie »Elektronen« genannt. Bei allen Versuchen hat es sich herausgestellt, daß sie wirklich vorhanden sind, und man zweifelt an ihrer Existenz nicht mehr. Sehen kann man sie natürlich nicht, sondern nur indirekt ihr Tun und Treiben beobachten. Ich

habe mir nun einmal die Frage gestellt, ob es nicht möglich ist, eins von den andern abzutrennen und allein zu beobachten. Das ist mir eben zum ersten Male gelungen.«

»Und das ist hier zu sehen?« fragte Gück.

»Das Elektron selbst nicht. Aber man sieht ein ganz kleines, winziges Quecksilberkügelchen. Auf dem sitzt ein Elektron und muß tun, was ich ihm befehle. Das Kügelchen hat einen Durchmesser von ein milliontel Zentimeter. Können Sie sich das vorstellen?«

Gück versuchte, sich zwischen Daumen und Zeigefinger eine entsprechend kleine Strecke vor Augen zu führen, schüttelte aber bald den Kopf und sagte treuherzig: »Nee.«

Professor Quant lachte: »Das kann ich auch nicht. Die Hauptsache ist, daß ich's mit dem neuen Mikroskop sehen und messen kann.«

»Woher wissen Sie denn aber, daß auf der Kugel ein Elektron sitzt?« fragte Gück ungläubig.

»Dazu dienen die beiden Metallplatten, zwischen denen das leichte Kügelchen schwebt. Sind sie nicht elektrisch geladen, so fällt es nach unten. Das geht ziemlich langsam; denn bei seiner Kleinheit muß es sich mühsam durch die im Wege stehenden Luftmoleküle hindurchzwängen. Lade ich aber die obere Platte positiv und die untere negativ, so wird das Elektron, das ja eine negative Ladung hat, von der oberen Platte angezogen und von der unteren abgestoßen. Es steigt also gegen die Erdschwere nach oben.«

»Coulombsches Gesetz!« warf Gück stolz dazwischen. »Ungleichnamige Elektrizitäten ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab.«

»Sehr richtig,« stimmte Professor Quant lachend zu. »Ich glaube, Meister Gück, Sie würden bei mir besser ein Examen bestehen als viele meiner Studenten.«

Er ließ Gück von neuem in das Mikroskop gucken. »Jetzt müssen Sie doch das Kügelchen sehen, wie es langsam fällt.«

Gück beobachtete lange und gewissenhaft. Dann sagte er schließlich: »So, nun ist es bald unten.«

»Wir wollen es aber nicht verlieren. Schließen Sie den Schalter dort. Nun wird es elekrisch nach oben gezogen. Gehorcht es?«

»Ja,« sagte Gück, »aber langsam.«

»Geht es jetzt schneller?« fragte Professor Quant und regulierte an einem Widerstand.

Gück nickte.

»So, nun wissen Sie Bescheid,« schloß Professor Quant die Unterredung. »Morgen wollen wir sehen, was uns das Elektron zu sagen hat.« —

In der Werkstatt fand Gück keine rechte Ruhe mehr. Sein Ehrgeiz, mitzuarbeiten, war erwacht. Sollte es ihm diesmal gelingen, zu beweisen, daß auch ein einfacher Institutsmechaniker etwas leisten kann?

Er kramte in Gedanken in seinem Werkzeug herum, warf dann schließlich alles beiseite und machte sich zum Fortgehen bereit. Mechanisch ging er den wohlbekannten Weg nach seiner Wohnung und spann sich immer tiefer in seine ehrgeizigen Pläne ein. Noch heute abend wollte er den Versuch wiederholen und weiterzubringen suchen.

Als er die Treppe zu seiner Wohnung emporstieg, wurde er schnell aus seinen Gedanken herausgerissen. Hier herrschte Frau Frieda Gück mit einer Kraft und unnachsichtigen Strenge, gegen die es keinen Widerspruch gab.

Beim Eintreten warf sie ihm einen Eimer vor die Füße.

»Das Loch im Boden wird heute noch geflickt. Ich will den Eimer morgen wiederhaben!« befahl sie kurz und verschwand in der Küche.

Gück hob den Eimer auf, stellte ihn behutsam beiseite und zog langsam den Überzieher aus. Während er in der Stube auf das Essen wartete, hörte er seine Frau in der Küche mit der Tochter schimpfen. »Sollte das immer so weitergehen?«

Er war froh, als das Essen vorüber war und er sich seinen braunen Überrock wieder anziehen konnte. Als er mit dem Eimer am Arm aus dem Hause trat, tat er einen Seufzer der Erleichterung. Er tat ihn immer um diese Zeit.

Im Treppenhaus des Instituts lag dicht und atembeklemmend jener eigentümliche Geruch, der sich in allen physikalischen Instituten wiederfindet. Er war dem Meister Gück in dieser Umgebung so vertraut wie der Türgriff am Eingangstor.

Oben in der Werkstatt machte er Licht, zog seine Stiefel aus und die schlürfenden Pantoffeln an und setzte sich mit dem beschädigten Eimer an die Werkbank. Er besah ihn mit Sachkenntnis von allen Seiten, prüfte die Möglichkeit der Wiederherstellung, und bald klang sein lautes Hämmern durch die Räume.

Plötzlich aber ward es still. Und nur das langsame Schlagen der schweren Pendeluhr





Aufn. Photographische Gesellschaft, Berlin

Karl Gottfried Pfannschmidt: Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande

Zu dem Aufsatz »Karl Gottfried Pfannschmidt« von Otto Hach



im Praktikumszimmer schritt würdevoll durch die Räume, gefolgt von dem schnellen Ticken der eiligen kleinen Kuckucksuhr, die in der Werkstatt hing.

»Wo ist Gück und sein Hammerschlag?« rief die Kuckucksuhr.

»Weiß — nicht,« antwortete schwer schreitend das Pendel.

Sie suchten in allen Räumen, in der Werkstatt, im Praktikumszimmer und den Laboratorien und fanden ihn nicht. Selbst bis zum Hörsaal drang das lange Pendel vor. Aber auch dort war alles einsam und ruhig.

»Nicht zu finden, nicht zu finden,« klagte geschäftig die Werkstattuhr.

»Nichts — nichts!« bestätigte das lange Pendel. Beide begaben sich wieder zur Ruhe und ließen nach einer Weile nur ihre gleichmäßigen Atemzüge hören.

Gück stand im Laboratorium neben dem Mikroskop. War das das gleiche Mikroskop, das er heute nachmittag ausgepackt hatte? Es lag ein Glanz darüber, den er vorher nicht gesehen. Als er ins Mikroskop schaute, sah er das Kügelchen wieder. Langsam schwebte es herunter und glitzerte und funkelte in immer neuen Farben. Mechanisch griff er zum Schalter und lud die obere Platte. Die Fallbewegung hörte auf, und das Kügelchen begann zu steigen. Immer von neuem wiederholte Gück das Spiel.

Da hörte er einen feinen Klang. War der schon immer im Zimmer gewesen? Es war ein Singen und Rufen im höchsten Diskant, das schrill und melodisch zugleich klang. Gück hob den Kopf vom Mikroskop und horchte herum. Der Klang war überall. Er glaubte ein immer wiederkehrendes Wort zu hören.

»Meister Gück, Meister Gück!« wisperte die Stimme.

Es wurde ihm unheimlich zumute. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. Langsam stand er vom Schemel auf und ging rückwärts zur Tür. Nur eben ein Laut war da noch zu hören. So stand er eine Weile und faßte neuen Mut. Langsam kam er wieder näher. Die Stimme wurde lauter.

Jetzt hörte er noch mehr als seinen Namen. Er horchte.

»Meister Gück, zieh das Okular aus dem Mikroskop und halte das Ohr an den Tubus.«

Zögernd gehorchte er. Nun war die Stimme nah und jedes Wort deutlich zu hören.

»Lieber, lieber Meister Gück,« bat sie, »schalte doch bitte die elektrische Spannung von der oberen Platte ab. Ich bin's, das Elektron. Ich sitze auf der großen Kugel und werde nach oben gezerrt. Tausend und aber tausend Zangen sitzen in meinen Haaren und ziehen und zerren und reißen. Aber die vielen dicken und rüpelhaften Luftmoleküle stehen im Wege, puffen und schlagen und wollen mich nicht durchlassen. Hab' Mitleid, schalte bitte, bitte aus!«

Jetzt, dachte Gück, ist der Augenblick da, wo ich weiter als Professor Quant sehe. Mit schnellem Griff schaltete er aus. »Aber beim Fallen wirst du nun doch ebenso gestoßen,« sprach er ängstlich in den Tubus hinein.

»Dagegen gibt's ein Mittel,« wisperte die Stimme. »Schalte wieder ein, aber mach' die Spannung kleiner.«

Gück schaltete ein und schob die Kurbel des Widerstandes zurück.

»Noch etwas,« befahl das Elektron. »So, jetzt schwebe ich ruhig zwischen den Luftwölfen. Jetzt halten die Kräfte, die mich nach oben ziehen, den Anziehungskräften der Erde das Gleichgewicht.

»Wo kommst du denn her?« fragte Gück.

»Von weit her, und ich habe einen Auftrag an dich, Meister Gück. Hör' genau zu, was ich dir erzähle: Wir Elektronen sind ein gewaltiges Volk und euch Menschen an Zahl und Kraft weit überlegen. Jahrtausende hindurch haben wir unbehelligt von euch gelebt, hatten unsre Freuden und Leiden und waren zufrieden mit unserm Los. Was wir jedoch jetzt von euch zu erdulden haben, ist so ungeheuerlich, daß es zum Himmel schreit. Laß dir aber erst erzählen, was wir waren, dann wirst du verstehen, was wir heute sind. Wenn wir auch Glück und Freude, Schmerz und Qual wie ihr Menschen empfinden, unser Leben ist doch ganz anders als das eure. Wir sterben nicht, wir sind ewig, und unser Staat bedarf keines Nachwuchses. Auch wir tätigen und emsig arbeitenden Elektronen sehen unser höchstes Glück in der Vereinigung mit unserm positiven Gemahl, dem geruhsamen Jon. Aber diese Vereinigung ist nicht, wie bei euch Menschen, ein schneller, wilder Rausch, es ist ein Ausruhen, ein Versinken zu einem Ganzen, das in seiner entrückenden Weltvergessenheit beide Teile glücklich macht. Ein ewiges Sehnen und Suchen nach dieser Vereinigung bestimmt all unser Tun und schreibt uns die

Bahnen vor, in denen wir vorwärts hasten. Dieses freiere Leben ist uns aber erst in unsrer zweiten, der glücklicheren Lebensepoche vergönnt. Unsre erste dagegen ist grausam und qualvoll. Gefangen im Inneren einer fürchterlichen, martervollen Welt, im Inneren des Atoms, leben wir als gefesselte Sklaven eines bösen Zauberers. Denk' dir ein winzigstes Massenteilchen und teile es nochmals millionen- und milliardenfach, so hast du das Wesen, das dort unsre Welt ist. Sie ist trotz ihrer Kleinheit so kompliziert und vielgestaltig, daß euer Planetensystem mit Sonne, Erde und all den andern Welten in seiner Verkettung dagegen roh und plump erscheint. In ihr sind wir zu Gruppen zusammengepfercht. Ein fester Kern bildet die Mitte. Auf ihn hinauf hat der Zauberer ebenso viel von unsern Weibchen gesetzt, wie die Zahl von uns Männchen beträgt. Uns aber zwingt er, in einem tollen, wahnsinnigen Kreislauf herumzurasen, von den Banden der Liebe nach innen, von der rasenden Kreisbewegung nach außen gezogen. Wie lange dies dauert, vermag ich nicht zu sagen. Aber ab und zu entsteht plötzlich in unsrer Welt eine Erschütterung, ein Umsturz. Das Verlangen, aus der Hölle herauszukommen, gibt wohl dem einen von uns die Kraft, die Fesseln zu sprengen. Mit gewaltiger Wucht fliegt er ins Freie und zerstört in seiner rasenden Geschwindigkeit alle im Wege stehenden Wesen. Dann ist er frei und beginnt sein zweites Leben.«

»Kann man das Herausfliegen nicht einmal sehen?« fragte Gück.

»Ihr Menschen kennt es bereits; ihr habt in euren radioaktiven Substanzen die Atome gefunden, bei denen die Explosionen so häufig sind, daß sie auch euren groben Sinnen wahrnehmbar sind. Bei den andern Stoffen geht es langsamer. Ja, Meister Gück, das hättest du dir nicht träumen lassen, daß das winzigste Teilchen deiner Nasenspitze oder das kleinste Schmutzkörnchen unter deinem Nagel ein so kompliziertes Wesen und eine Hölle zugleich ist. Und du selbst bist ein Höllenkomplex, wie ihn keine menschliche Phantasie je erdacht hat.«

»Das muß ich morgen meiner Frau sagen,« meinte Gück nachdenklich.

»Tu das,« bestärkte ihn das Elektron. »Aber laß dir weiter erzählen, was du wissen mußt. Laß mich aber, bitte, vorher ein wenig aufsteigen. Tausende von Luftmolekülen haben sich um mich gesammelt und hören zu. Und es ist keine Freude, in ihre neugierigen Gesichter zu sehen. — So, danke! Hier schlafen sie alle. Besonders das dicke Tier, das vor mir liegt, schnarcht so mild und melodisch, daß wir nun wohl ungestört sein werden.... Sind wir heraus aus dem Höllenkarussell, so tollen wir lustig in der Luft herum, suchen uns Frauen, wo wir sie finden, und lassen uns allein oder mit ihnen von den Winden treiben. Sind wir müde, so schlüpfen wir in den Schoß der Mutter Erde hinab, wo ungezählte Milliarden von Elektronen Platz haben und friedlich nebeneinander hausen. Nach der Ruhe kommt die Lust zu neuen Taten. Mit den Frühnebeln schwingen wir uns in der Dämmerung, ehe der Tag beginnt, von der Erde empor und beginnen ein lustiges Spiel. Wenn die Hitze schwül über Stadt und Land liegt und die Felder vom Sonnenbrand dampfen, sammeln wir uns zu großen Haufen, rufen die Winde herbei und lassen uns von ihnen tragen. Größer und größer wird der Haufen der Elektronen. Ein ungeheures Heer, wälzt sich die Schar über die Lande. In langgestreckter Walze eilen die Winde dahin, und in lustigem Drehen lassen wir uns emporheben und hinabgleiten, ein lustiges, aufregendes Spiel, dessen wir uns immer von neuem erfreuen. Hat der Übermut seinen Höhepunkt erreicht, so peitschen wir die Winde zu steilstem Anstieg, und im Emporjagen reißen wir so viel Wassertropfen mit uns, wie wir einfangen können. Immer dicker wird der Wasserklumpen, der jeden von uns einhüllt. Das Heer der Elektronen ist ein gelbgrau und silberweiß schillernder Wolkenberg geworden, der höher und höher strebt. Die zunehmende Kälte verwandelt plötzlich die Wassertropfen in Eisklumpen. Immer dicker werden die Eisbälle, und in ihnen sitzen wir Elektronen und jubeln und schreien und peitschen die Winde zu immer heftigerem Sturm. Dann in der höchsten Ekstase steigen wir alle aus unsern eisigen Wagen, stoßen sie in die Tiefe hinab, fassen uns alle bei den Händen und springen ihnen nach hinab zur Erde, und donnernd und krachend fährt unser Jubelschei hinter uns drein. Das ist ein Leben!«

Gück lauschte mit offenem Munde.

»Ungezählte Jahre erfreuten wir uns dieser Freiheit. Dann aber ging eines Tags ein Raunen und beängstigendes Flüstern durch



das Volk der Elektronen. Es wurde erzählt und neugierig belauscht, daß das Volk der Menschen, das uns bisher ganz unbeachtet gelassen hatte, plötzlich auf unser Tun und Treiben achte. Einige behaupteten, daß sie uns wegen der Zerstörung ihrer Wohnungen und wegen der zahlreichen Brandstiftungen haßten und zu züchtigen suchten. Aber wir glaubten nicht, daß es ihnen gelingen würde, in unser Reich einzudringen. Das Gerücht erhielt und bewahrheitete sich. Elektronen, die dabeigewesen waren, erzählten, daß die Menschen mit glänzenden Metallkugeln, knisternden Fuchsschwänzen, klebenden Harzkuchen und mattschwarzen Hartgummistangen hantierten, und daß es ganz lustig und neu gewesen sei, nicht von der Wolke zur Erde, sondern einmal von einer Kugel zur andern zu springen. Wie sich bei euch Menschen Kinder auf eine neue Schaukel, so freuten wir uns alle auf ein solches Erlebnis. Aber aus der Neugierde wurde Angst, aus der Freude Furcht. Immer weiter drangen einzelne Menschen, die sich den Namen ‚Physiker' beilegten — Gott strafe sie! —, in unser Reich ein. Statt mit uns zu spielen, zwangen sie uns in ihre Gewalt. Sie spannten Drähte aus und preßten uns in ihnen zu ärgstem Frondienst. Erst geschah das nur vereinzelt, aber schließlich reichten die Kanäle, in denen wir keuchten, über die Städte, über die Länder hinweg, ja durch die Meere hindurch. An unser Leid hast du, Meister Gück, gewiß nicht gedacht, wenn du hier im Laboratorium Schalter schlossest und Maschinen anließest.«

Gück war ganz kleinlaut geworden.

»Die Qualen unsers anfänglichen Höllenlebens«, fuhr das Elektron fort, »sind nichts im Vergleich zu dem, was ihr und eure technischen Handlanger über uns verhängt habt. Es geht noch an, wenn wir in kleiner Zahl durch dicke Drähte hindurchmüssen, aber schrecklich ist es, wenn Milliarden sich darin drängen und stoßen. Da entsteht ein Keuchen und Schwitzen, daß die Drähte zu glühen beginnen, ja hellodernd aufflammen. Immer wieder müssen wir durch dieselbe Bahn hindurch. Geheimnisvolle Kräfte geben uns in einem mit sausendem Summen sich drehenden Ungeheuer einen gewaltigen Stoß und werfen uns in rasender Geschwindigkeit zu den Stellen, wo wir plötzlich in dünnsten Drähten aufschwitzend erglühen oder in surrenden Maschinen unsrer Kraft beraubt werden.«

»Kann man nicht entwischen?« fragte Gück.

»Die Gelegenheit ist selten,« antwortete das Elektron. »Die Bahnen, die man uns anweist, werden vorher auf das genaueste geprüft und sind so sorgsam verlegt, daß ein Entrinnen unmöglich ist. Der Sprung über die weißen Glocken, die uns von der Erde, unsrer Zuflucht, trennen, ist zu groß. Wenn aber einmal einer von den Henkersknechten, die uns bewachen, eine Dummheit macht, dann gelingt's. Dann fliehen wir mit Funken und Krachen hinunter in die Erde, und manch einen haben wir dabei so zugerichtet, daß er keinen von uns wieder quälen wird.«

»Aber der Auftrag!« drängte Gück.

»Er ist inhaltvoll und gewichtig,« entgegnete das Elektron, und seine Stimme wurde im größten Ernst eine Oktave tiefer. »Die Unglücklichen unter uns, die einmal Sklaven der Menschen waren, ruhten nicht, auf Mittel zu sinnen, um die Macht der Menschen zu brechen. Eine große Vereinigung zur Organisierung des Befreiungskampfes wurde gebildet. In allen physikalischen und elektrotechnischen Instituten stellten wir Wachen aus, um zu erfahren, was bei den Menschen zu unsrer Unterdrückung Neues geplant wurde. Es wurden besondere Trupps ausgebildet, die sich zu diesen Versuchen hergaben und dann über ihre Erfahrungen an die oberste Behörde berichteten. Die überhandnehmende Ausdehnung eurer Versuche zwang auch uns zur Spezialisierung. Es bildeten sich Schwachstrom- und Starkstromtrupps. Einzelne Wagemutige gaben sich für die besonders gefährlichen Gasentladungsversuche her, andre arbeiteten bei den gräßlichen, schnell zermürbenden Lichtbogenversuchen und wieder andre in der Hölle aller Höllen, den Röntgenröhrenfabriken. Ich selbst trat an die Spitze einer Abteilung, die für allerneueste Gebiete zuständig ist. Ein ungeheurer Aktenwust schwoll an, aber nie fand sich ein Mittel, die Macht der Menschen zu brechen. In der höchsten Not wurde schließlich der Vorschlag gemacht, mit den Menschen in Verbindung zu treten und mit ihnen gütlich zu beraten, wie beiden Teilen geholfen werden könnte. Einige widersetzten sich; sie behaupteten, daß es aus eigner Kraft erreicht werden müsse. Sie wurden überstimmt, und der Vorschlag ward angenommen. Lange fehlte die Gelegenheit. Nie konnte eines einzelnen Elektrons Stimme an eines Menschen

Ohr bringen. Da begann — „Au!" schrie plötzlich das Elektron.

»Was ist denn los?« fragte Gück ängstlich.

»Der dumme Kerl, das schnarchende Luftbiest, ist aufgewacht und hat mich auf den Mund geschlagen und will seine Ruhe haben. Zieh mich bitte ein bißchen höher, Meister Gück. Nicht zu schnell! So, nun genügt's ... Als also die Versuche von Professor Quant begannen, verfolgten wir sie mit der allergrößten Aufmerksamkeit, und niemals seit dem Beginn der Knechtschaft war die Stimmung so gehoben wie in den letzten Tagen. Nun schien endlich Aussicht, den Plan durchzuführen. Ich wurde dazu ausersehen, als erster auf sein Kügelchen zu steigen und, wenn möglich, eine erste Besprechung herbeizuführen. Ich belauschte heute nachmittag dein Gespräch mit Professor Quant. Ich merkte mir jedes einzelne Wort, und als du dich auf den Heimweg machtest, rief ich schnell die freien Elektronen zu großer Beratung. Draußen im Spittelwald am Pilzhäuschen versammelten wir uns. Es wurde beschlossen, mit Professor Quant, dem verhaßten Physiker, nicht in Verbindung zu treten. Keinem aus dieser Zunft wollten wir Gelegenheit geben, über die erste Begegnung zwischen Elektron und Mensch ein großes ‚wissenschaftliches' Geschrei zu machen und sich in maßloser Selbstüberhebung der Welt gegenüber zu brüsten. Nichts ist uns so verhaßt wie die Gespreiztheit, mit der diese Leute eine jede neue Art, uns zu quälen, in ihren Zeitschriften zu ihrem persönlichen Vorteil breittreten. Ich schlug in der Versammlung vor, dich, den einfachen Mechaniker, zu unserm Vermittler bei den Menschen zu machen. Das wurde angenommen. Es ist ein großes Vertrauen, Meister Gück, das wir in dich setzen. Erweist du dich dessen würdig, so wird größte Macht, unermeßlicher Reichtum und die Erlösung von den Banden deiner Frau dein Lohn sein. Als Berühmtester unter den Berühmten des Landes wird dein Lebensabend ein einziges Glück für dich und deine Kinder sein. Willst du uns helfen, Meister Gück?«

»Ja!« schrie Gück und schlug zur Bekräftigung so gewaltig auf den Tisch, daß das Zimmer vom Lärm erbebte. —

Was war das? Gück stand in der Werkstatt. Vor sich sah er den Eimer auf dem Boden liegen. Er hatte noch den Klang eines gewaltigen Krachens in den Ohren, und betäubt strich er sich über die Stirn und die Augen. Träumte oder wachte er? Wie ein Trunkener tastete er sich aus der Werkstatt, die eben vom ersten Dämmerlicht des beginnenden Tages hell wurde; wie ein Trunkener kam er zu Hause an, warf sich auf sein Bett und fiel in einen bleiernen Schlaf.

Als Professor Quant sich am nächsten Tage zu seiner Frau zum Essen niedersetzte, war er in der schlechtesten Laune. »Was mit dem Gück nur los sein mag!« schimpfte er. »Als ich heute morgen ins Institut kam, saß er vor meiner neuen Versuchsanordnung und führte die blödsinnigsten Reden. Er muß allerhand Einzelheiten aus meinem Vortrag, bei dem er mir vorgestern die Lichtbilder projizierte, aufgeschnappt und zu einer richtigen Gespenstergeschichte zusammengereimt haben. Er war so zerfahren und geistesverwirrt, daß ich ihn schleunigst nach Hause schickte. Auf dem Heimwege war ich eben in seiner Wohnung. Er liegt zu Bett, hat starkes Fieber und phantasiert, daß er jetzt der berühmteste Physiker sei und das Reich der Elektronen entdeckt habe. Als ob **wir** das nicht schon lange kennten!« —

Gück lag drei Tage in wirren Fieberphantasien. Seine Frau hatte am Morgen nach der denkwürdigen Nacht mit Schimpfen und Fluchen den Eimer verlangt; da hatte Gück schauerliche Worte von Nasenspitzen und Höllenkomplexen, von Donnergetöse und Elektronenglühen laut werden lassen und seine Frau so angeschnauzt, daß sie still und kleinlaut wurde. Sie pflegte ihn wahrhaft liebevoll und fürsorglich. Und das war nötig. Denn es stand wirklich schlimm um den armen Meister Gück. Nur langsam erholte er sich wieder, blieb aber eigentümlich bedrückt, nachdenklich und geheimnisvoll. Abends schlich er früher als sonst aus dem Hause und blieb ganze Nächte lang im Institut.

So verging die Zeit, und alles kam wieder ins Gleis. Frau Gück blieb ihrem Manne eine treusorgende und liebevolle Gattin. Er selbst tat wieder seine gewohnte Arbeit, treu und fürsorglich; von den Erlebnissen jener Nacht schwieg er. Aber noch in seinem hohen Alter beobachtete man ihn, wie er sich eine Fliege fing und mit ihr lange, lange geheimnisvolle Gespräche führte.

VND SIE ASSEN ALLE, VND WVRDEN SATT

ICH BIN DAS BROD DES LEBENS

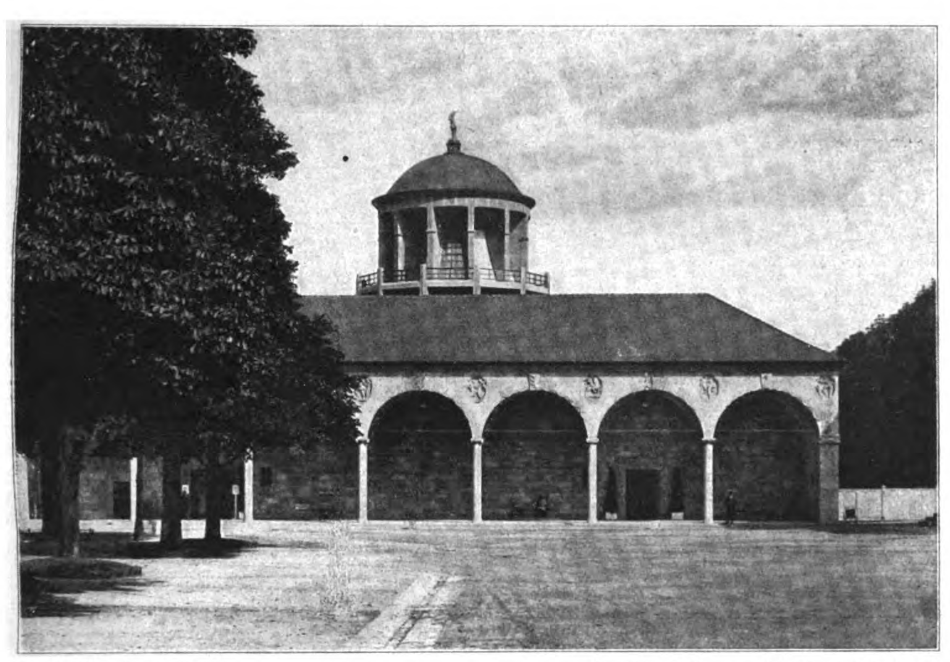
VNSER·TAEGLICH·BROD·GIEB·VNS·HEVTE

Karl Gottfried Pfannschmidt: Die Vierte Bitte aus dem »Vater unser«

Zu dem Aufsatz »Karl Gottfried Pfannschmidt« von Otto Hach







Prof. Theodor Fischer: Kunstausstellungsgebäude in Stuttgart

Neueres deutsches Bauen

Von J. F. Häuselmann (Stuttgart)

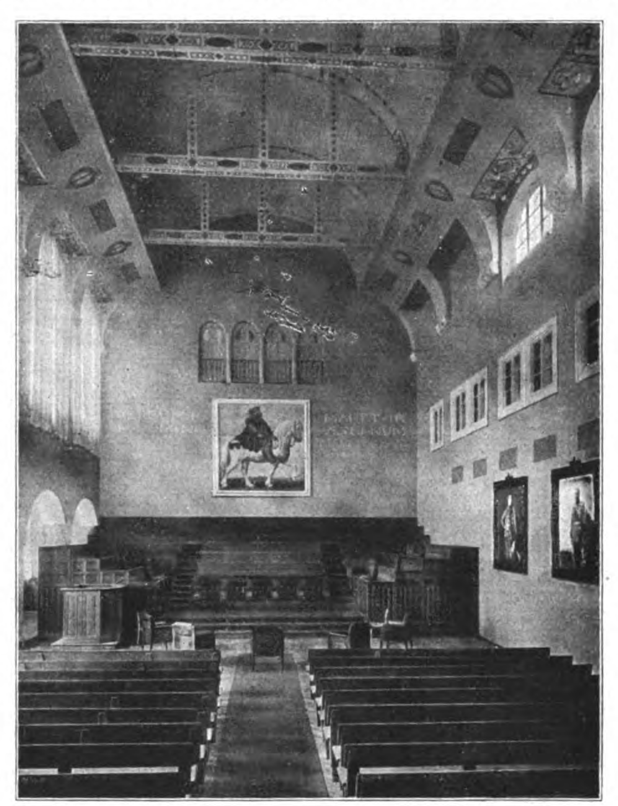


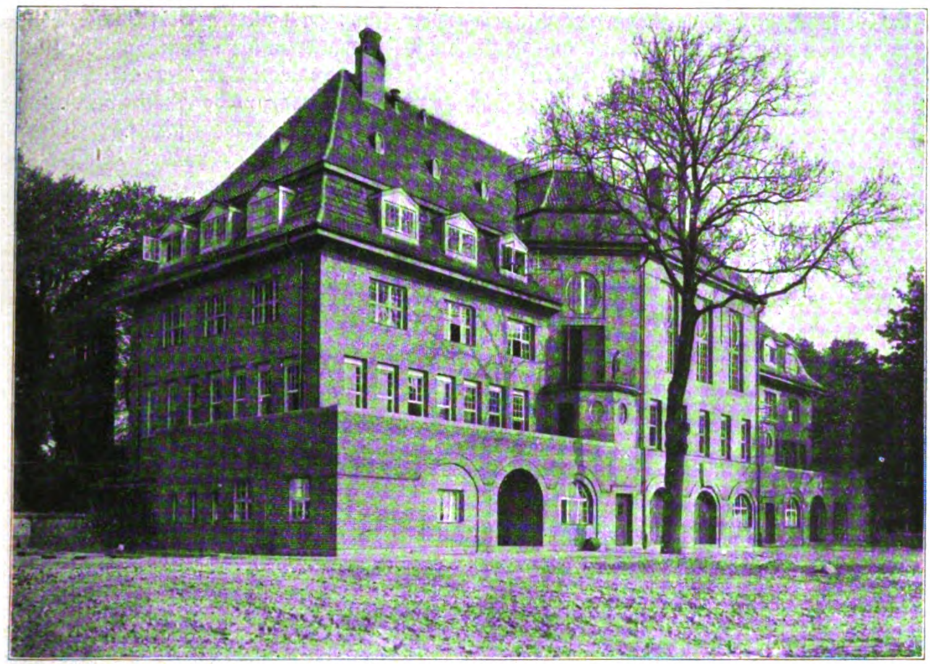
Der Plan zu dieser Abhandlung wurde schon im Sommer 1918 gefaßt, und zwar bei einer Begegnung des Herausgebers der »Monatshefte« mit dem Verfasser in Stuttgart. Eine gewagte Sache in der damaligen unsicheren Zeit, an so etwas zu denken, und einer der Architekten, welche die Abhandlung mit einigen Arbeiten »bebildern« helfen sollten, schrieb mir aus dem Felde, daß man sich dort über deutsche Baukunst ganz andre Gedanken mache. Aber auf diesen Einwand mußte man sich in den letzten Jahren fast überall gefaßt machen; man solle noch nicht so viel über Baukunst schreiben, die Sache sei noch nicht reif genug, teilweise seien die besten Eier noch gar nicht gelegt. Der Schriftsteller muß dann den Herren Architekten so gut wie möglich zu verstehen geben, daß er sich als ein Stück allversorgender Öffentlichkeit fühlt und es nur vor seinem eignen Kulturgewissen zu verantworten hat, ob er zuviel oder zuwenig schreibt. Über neueres deutsches Bauen sintemalen ist schon so viel und so viel verschiedenes geschrieben worden, daß es auf einen Versuch mehr oder weniger schließlich nicht mehr ankommt. Etwas andres als ein Versuch kann es doch nicht sein, wenn mitten in einer Kunstentwicklung über eben dieselbe geschrieben werden soll. Man übersieht die Anfänge, auch einzelne Wege, aber das Ziel kann man nur persönlich fühlen. Hier ist aber noch allemal der Punkt gewesen, wo der Kulturschriftsteller einzugreifen hat, um die Ziele einer Bewegung zu verbreiten, damit sich die ganze Bewegung im Empfinden der Menschen verankern kann.

Nun ist allerdings zu sagen, daß die neuere deutsche Baukunst wohl im Ziel klar vor Augen liegt, daß aber der Weg dorthin noch sehr lang ist und daher der Erfolg der ganzen Bewegung in Frage steht. Da ist es auch für den Schriftsteller ein gewagtes Unternehmen, sich einer Sache anzunehmen und sie überzeugend zu vertreten. Damit, daß er sich einfach der Bewegung als Trabant verschreibt, ist der Allgemeinheit nicht gedient, denn sie will keine kunstwissenschaftliche Vorlesung über die Sache, sondern eine natürliche Erklärung der Dinge. Der Schriftsteller hat also zwischen dem Empfinden des Künstlers und des Menschen zu stehen und zwischen ihnen eine Brücke zu schlagen. Das kann der Schriftsteller aber nur, wenn er sich über beide in den Rahmen der ganzen geschichtlichen Ent-

wicklung ſtellt und ſo aus dem Geſchichtlichen beweiſend zu werden verſucht. Und hier iſt ſogleich zu ſagen, daß die neuere deutſche Baukunſt noch ſehr ungeſchichtlich iſt, und daß ſie hinter der Geſchichte früherer Zeiten dem Maße nach faſt verſchwindet, dem Geiſte nach ſich aber nur ſehr ſchwach behauptet. Denn dieſes Grundſätzliche kann gleich herausgeſtellt werden: die neuere deutſche Baukunſt iſt zum Unterſchied gegen frühere Künſte in erſter Linie eine geiſtige Kunſt; wo früher alle Kunſt zu oberſt aus dem Seeliſchen und aus dem Sinnlichen kam, kommt ſie jetzt aus dem Geiſtigen. Dieſes Geiſtige der Baukunſt beruht darin, daß ganz bewußt mit früheren Grundformen geſchaltet und darüber hinweg für jede Bauaufgabe die ihr entſprechende Hauptform ſo geſchloſſen wie möglich geſucht wird. Man darf daher nicht von einem neuen Stil reden, ſondern es handelt ſich mehr um eine **Baugeſinnung**, die mit gegebenen Grundformen ſo anſtändig wie möglich umgeht und die Geſchloſſenheit einer Kunſtſchöpfung ſo beſcheiden wie möglich als geiſtige Überlegenheit des ſchaffenden Künſtlers offenbaren läßt. Es liegen alſo Offenbarungen von Künſtlern vor, aber wir haben keine allgemeine Offenbarung, und dadurch fehlt den einzelnen Offenbarungen die Kraft einer allgemeinen Wirkung bei den Menſchen. Die raſche geiſtige Entwicklung im letzten Jahrhundert hat außerdem die geiſtige Demokratie geſchaffen, und die iſt ebenfalls auf eine geiſtige Durchdringung aller Wahrnehmungen gerichtet. Man ſtößt daher bei den Menſchen auf ganz verſchiedene Anſichten und Empfindungen über künſtleriſche Fragen, nicht zuletzt über Fragen unſrer neueren Baukunſt.

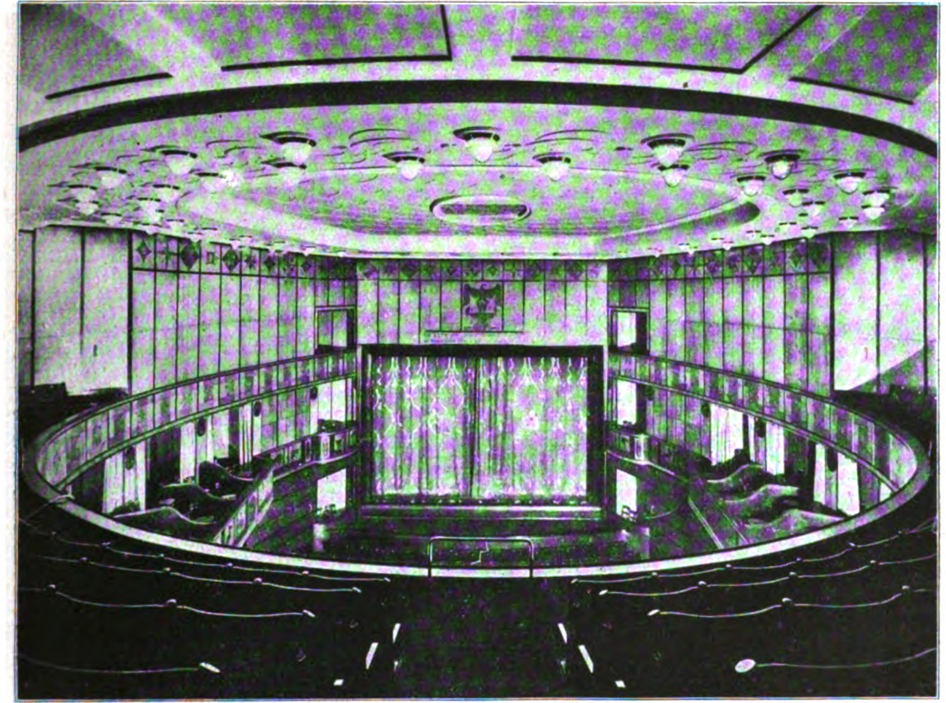
Von einer deutſchen Baukunſt im ſtiliſtiſchen Sinne kann man nun überhaupt nicht reden. Die deutſcheſte Kunſt iſt die germaniſche, aber ſie iſt kaum über den Main vorgedrungen. Im heutigen Süddeutſchland und im Rheinland entfalteten die Römer die erſte bauliche Kultur, ſpäter entſtand aus der Vermiſchung von römiſcher, byzantiniſcher und germaniſcher Kunſt die ſogenannte romaniſche Kunſt, der, aus Spanien und Frankreich kommend, die Gotik folgte, bis die italieniſche Renaiſſance eine deutſche Renaiſſance zeitigte. Und nachher verbreiteten ſich in deutſchen Landen die franzöſiſchen Königsſtile bis zum Empire der Kaiſerzeit. Nach der folgenden Biedermeierzeit begann die Kunſtmodezeit, d. h. die alten Stile wurden erneuert und wechſelten in mehr oder weniger langen Zeitläuften ab. Bei allem zeigt ſich aber deutlich, daß ſich die germaniſchen und römiſchen Kunſtpole als Hauptpole ſtets gegenüberſtehen und ſich gegenſeitig das Übergewicht zu verſchaffen ſuchen, oder daß romantiſches und klaſſiſches Empfinden ſtets miteinander abwechſeln. Aus dieſer Zweiheit des Empfindens entſtand das deutſche Denken


Prof. Theodor Fiſcher: Aula der Univerſität Jena



Prof. Theodor Fischer: Studentenhaus in Kiel

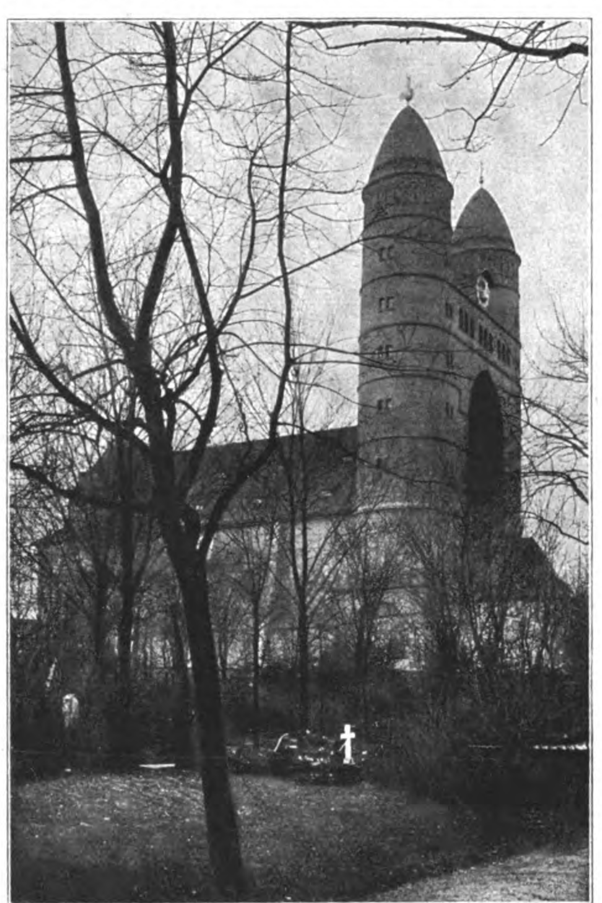
oder der deutsche Geist, und so haben deutsche Philosophen etwa vom 18. Jahrhundert ab die sogenannte Monadenlehre aufgestellt, wobei in metaphysischer Weise als Grundlage



Prof. Theodor Fischer: Inneres des Theaters in Heilbronn

aller Geistigkeit und Sachlichkeit eine Vielheit einfacher Wesenheiten angenommen und damit der Gegensatz zu dem französisch-romanischen Atomismus aufgebaut wird. Und der baukünstlerische Ausdruck dieser deutschen Vielgeistigkeit, auch Allesgeistigkeit, ist die neuere deutsche Baukunst.

Es hat freilich sehr lange gedauert, bis die Architekten diesen Anschluß an den eigentlichen deutschen Geist fanden, aber das beruht eben darauf, daß die Stärke dieses deutschen Geistes zugleich seine Schwäche ist, daß die Vereinigung aller Wesenheiten zu einem einheitlichen Ganzen den Menschen schwer begreiflich und daher dieser Geist eigentlich eine geistige Herrensache ist. Die üppigsten Blüten dieses Geistes hat dann Friedr. Nietzsche gezeitigt und durch sein eignes Leben die Gefahren dieser Übergeistigkeit bewiesen. Aber alle größeren Künstler neuerer Zeit haben sich mit diesem Geiste abzufinden gehabt, und es ist eigentlich immer nur dann gelungen, wenn sie das Geistige vom Sinnlichen und Seelischen mehr oder weniger trennen und so eine Kunst der abstrakten Geistigkeit aufstellen. Doch muß einer solchen Kunst das Schwingende und Bewegende einer sinnlichen Kunst fehlen, es muß ferner das Mitreißende der seelischen Kunstgestaltung fehlen, und demnach kann eine solche Kunst auch nicht in dem Maße Volkskunst sein wie etwa die üppige römische Kunst oder die hochsinnige Barockkunst. Der neuere Künstler tritt dann mehr als geistiger Sachwalter auf, liest aus, wägt aus, baut auf und formt zusammen, wie etwa der Musiker mit den Noten, der Dichter mit den Worten umgeht. Damit ist aber die Baukunst auch Persönlichkeitskunst geworden, während sie früher immer Zeitkunst war. Wohl haben einzelne Künstler besondere Noten gehabt, aber die Grundformen waren stilistisch einheitlich und gleichheitlich, heute sind alle diese Grundformen nur das Mittel, um aus einem Bauwerk ein Stück geistige Kunst seines Schöpfers zu machen.



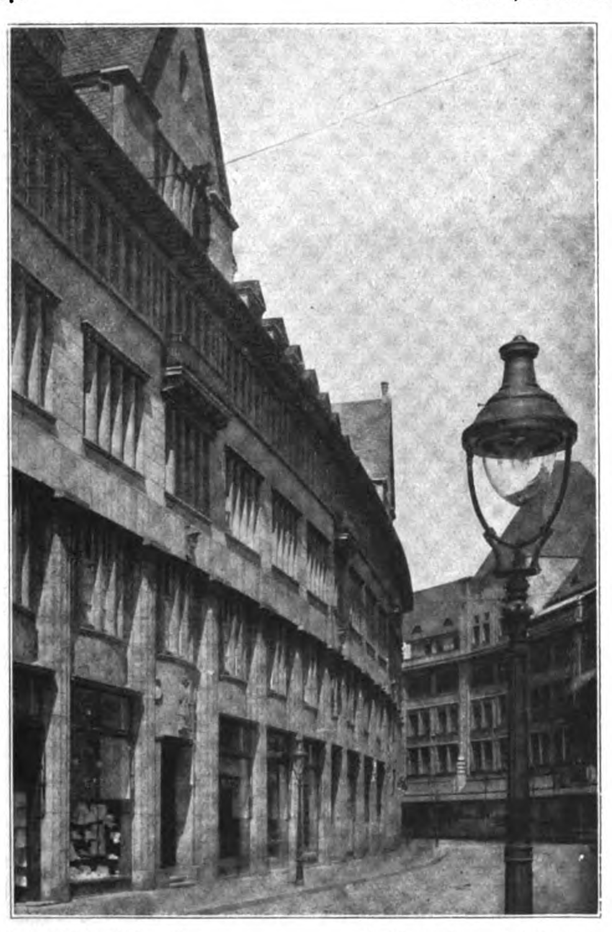
Prof. Theodor Fischer: Evangelische Garnisonkirche in Ulm

Aber die Schwäche der Monadenlehre offenbart sich sofort, wenn man nun an einigen Bildern die Schwierigkeit der Vereinheitlichung aller Wesenheiten zu einem einzigen geistigen Kunstgebilde verfolgt. Da kann von einer vollkommenen, ausgeglichenen Kunst noch gar keine, noch lange keine Rede sein. Wir sehen ferner, daß, so sehr man sich auch vom Sinnlichen zu entfernen bemüht, dies doch auch noch eine Rolle spielt, nur ist es eben untergeordnet, während es früher dem einfacheren Geistigen übergeordnet war. So ist jedes Bauwerk früherer Zeiten auch geistige Kunst in seinem Grundaufbau, es ist dann aber im Ausbau



Prof. Paul Bonatz: Universitätsbibliothek in Tübingen

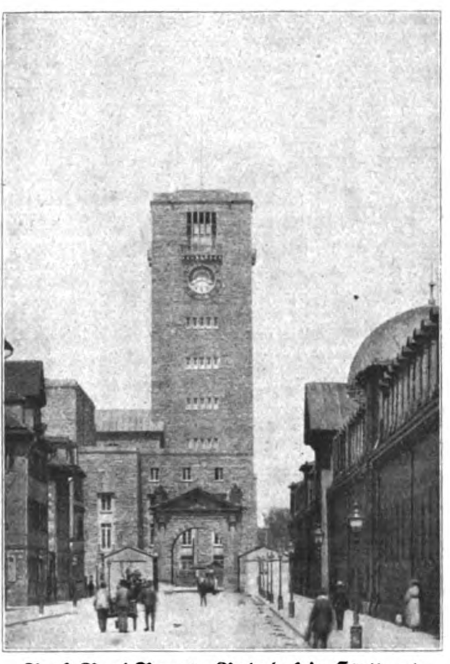
oft hochsinnliche Kunst und, wo starke Seelen mittätig waren, auch seelische Kunst; die Sinnlichkeit steht heute meist an letzter Stelle. Eher empfinden wir seelische Gestaltungskraft, wenn wir etwa vor Bauten Theodor Fischers treten. Fischer gehört überhaupt sehr der romantischen Richtung an, wenn auch ein unermüdliches Ringen nach geistiger Klarheit überall erkennbar ist. Fischer ist auch deswegen ein durchaus geistiger Künstler, weil er



Prof. Paul Bonatz: Geschäftshaus in Barmen

die neuen Baustoffe im weitesten Umfange in das Bauen eingeführt und ihre Verwendung selbst vielfach eigenartig ausgebaut hat. So hat er mit Hilfe des Eisenbetons in der Kirche in Ulm eine der größten seitherigen säulenlosen Hallen gebaut, und ähnlich verhält es sich mit dem Theater in Heilbronn und der großen Halle des Kunstgebäudes in Stuttgart, wo ein sehr stattlicher Achteckraum mit einer Riesenlaterne überdacht ist. Aber

auch mit Holz hat Fiſcher mehr als ſonſt ſeine Räume überſpannt; ſehr beliebt war bei ihm und wurde durch ihn das Aufhängen von Holzdecken an Eiſen- oder Eiſenbetonträgern. Im Grundriß und im ſonſtigen Aufbau aber iſt Fiſcher durch und durch Romantiker. Als Kind der herben fränkiſchen Erde, verbreitet er über alle Bauten etwas Fränkiſch-Schwerheiteres, das ſo ein eigenſter Grundzug dieſes Volkes und dieſes Landes iſt. Fiſcher iſt aber eine ungemein ſtarke ſeeliſche Kraft, und er hat daher mit ſeinen Bauten eine ganze Zeitlang im Süden Deutſchlands die unbeſtrittene Führung gehabt.



Prof. Paul Bonatz: Bahnhof in Stuttgart (unvollendet)

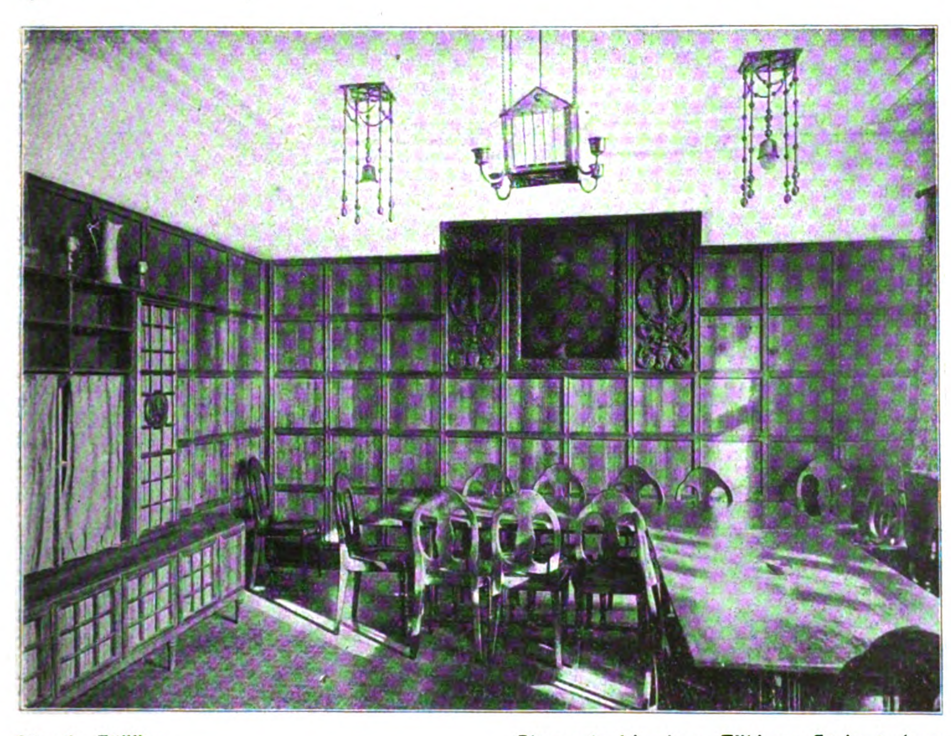
Jetzt iſt es bei ihm und um ihn ruhiger geworden, denn die Zeit wendet ſich allmählich mehr dem Geiſtigen zu. Da iſt Paul Bonatz, wenn man ſo ſagen darf, ein Schüler von Fiſcher, gegenwärtig wohl die bedeutendſte Kraft im deutſchen Lande. Das iſt für den Künſtler ſelbſt durchaus nichts Angenehmes, denn er iſt mit ſeiner Kunſt bei den Menſchen umſtrittener als alle andern. Wenn er von den Wegen Fiſchers abgekommen iſt, ſo liegt das ganz in ſeiner Natur begründet. Bonatz iſt eine eigentümliche keltiſch-germaniſch-romaniſche Seele, und ſo iſt ſeine Kunſt nicht nur deutſch-monadiſch, ſondern ſie iſt allesmonadiſch oder kosmopolitiſch. So iſt der noch unvollendete Stuttgarter Bahnhof ein Beiſpiel abſtrakteſten Bauens, ſo unvölkiſch, dann wieder geſamtvölkiſch erklingen die Grundformen, und ſo unendlich überragend iſt die geiſtige Kunſt im Techniſchen und Formaliſtiſchen. Hier iſt ein Rieſenbau durchaus ſelbſtändig erfaßt und gelöſt, und bis in die kleinſte Einzelheit wird ein ſammelnder Kunſtwille fühlbar ſein. Ob dann eine Türumrahmung italieniſch oder ſonſtwie profiliert iſt, gleichviel, ſie wird Bonatziſchen Geiſt zeigen, und ob eine Halle germaniſche Langform oder ein Saal byzantiniſchen Geiſt zeigt, ſo wird der Raum doch



Martin Elſäſſer: Wagenburgſchule in Stuttgart



Martin Elsässer: Inneres der Kirche in Oberndorf



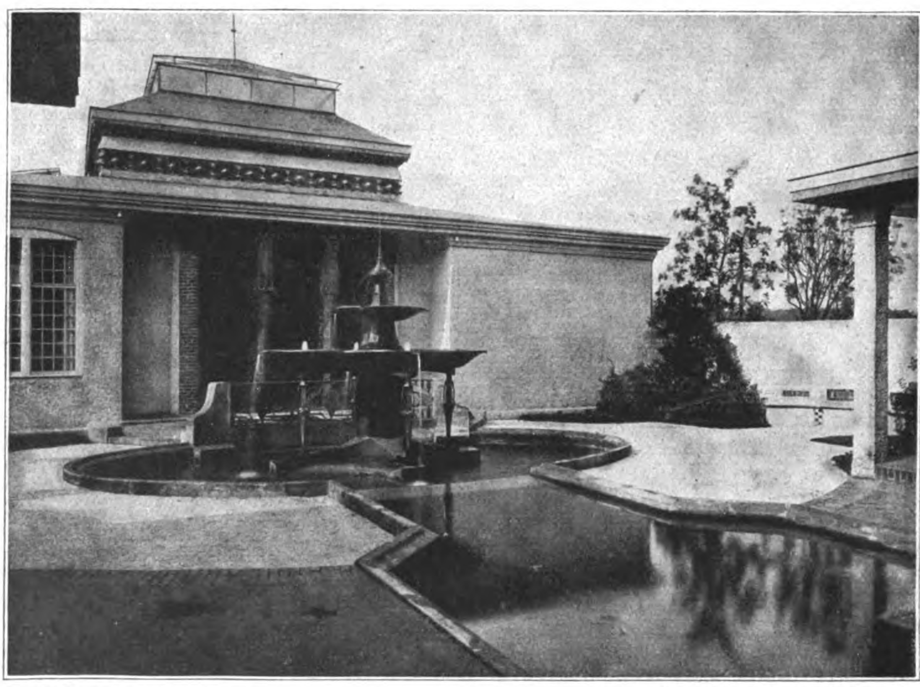
Martin Elsässer: Sitzungssaal in einem Tübinger Studentenhaus

nur von Bonatz ſo abgemeſſen und auch ſo ausgeſtaltet ſein können. Bonatz iſt der ſelbſtloſeſte Bauſtiliſtiker und vielleicht gerade deswegen der ſtärkſte Baugeſtalter. Allerdings iſt der Stuttgarter Bahnhof das neueſte Werk; Bonatz war auch mal ſtiliſtiſch befangener, ſo etwa bei den Geſchäftshäuſern in Barmen, dann, allerdings in edelſter Reinheit, bei der Bibliothek in Tübingen. Aber hier kündigt ſich ſchon der Sieg des Geiſtes über den Stil an, die klare Geſtaltung der Maſſen fällt auf, und darin iſt iſt Bonatz ſeitdem folgerichtig weitergegangen. Übrigens hat er, was Grundriſſe angeht, die natürlich beſtimmend für den Geiſt des Aufbaues ſind, in ſeinem Geſchäftsfreunde Scho: l e r einen kongenialen Kollegen. Viele der Bauten dürfen nicht genannt werden, ohne beide Namen zugleich anzuführen.

Alſo hie Fiſcher, hie Bonatz — damit könnte man eigentlich einen Doppeladler



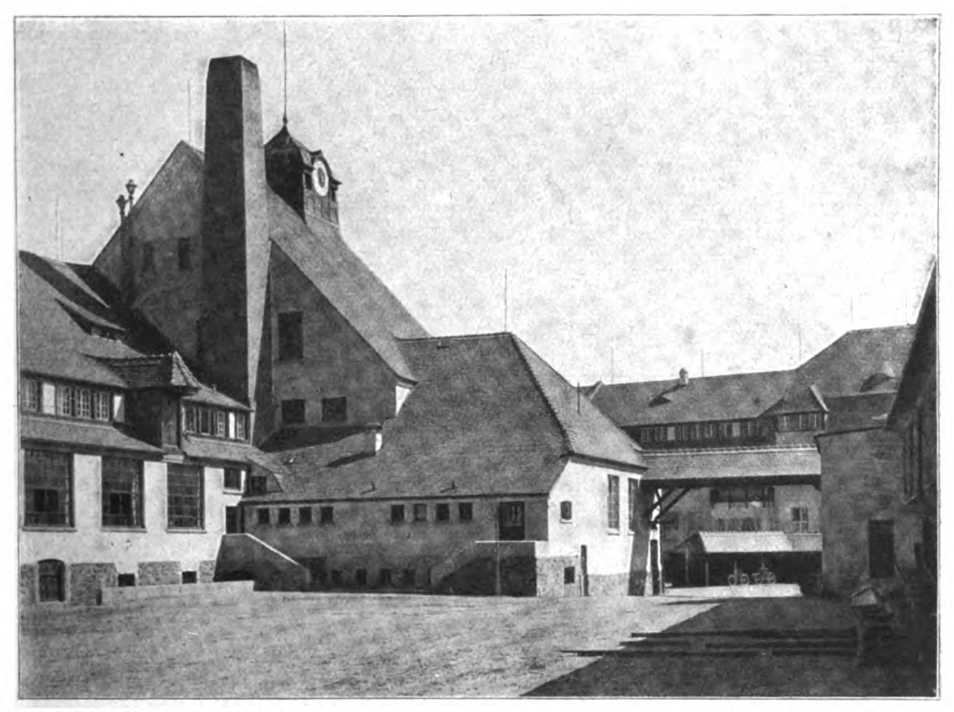
Martin Elſäſſer: Haus Schaller



Prof. Bernhard Pankok: Ausſtellungsgebäude in Köln (1906)

neuerer deutscher Baukunst machen. Aber nicht die Namen an sich und allein sind es, die die Richtung geben, sondern die um sie sich gruppierende Gemeinschaft geistiger Arbeiter. So ist Elsässer ein Schüler von Fischer, und er ist sich als solcher treu geblieben. Eine ungemein geistreiche, freie, sprudlerische Natur sucht hier nach äußerster Vornehmheit und doch wieder gemütlicher Rundlichkeit. Romantiker wie Fischer, aber auch geistiger Sucher wie dieser: das ist Martin Elsässer.

waren, als man Häuser nach der Neurenaissance, neuromanische und neugotische Kirchen und Rathäuser usw. hatte, da waren es Kunstgewerbler und Maler, welche das Bauen wieder als Persönlichkeitskunst auffaßten und danach handelten. Diese Erweckung der künstlerischen Kräfte führte dann aber zur Erweckung des künstlerischen Geistes, und es kam die geistige Baukunst des 20. Jahrhunderts, die ihrerseits wieder die geistige Malerei von heute hervorrief.

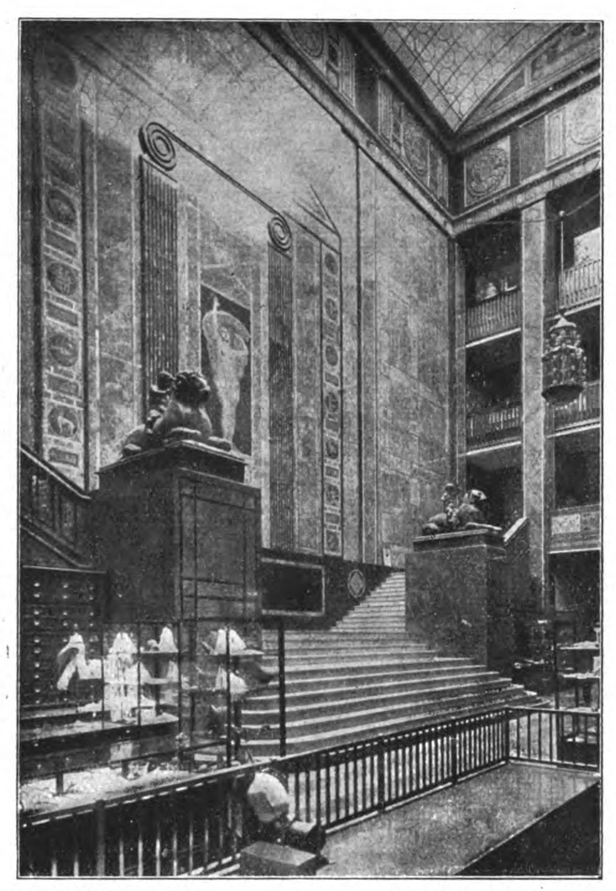


Prof. Richard Riemerschmied: Kraftzentrale in Hellerau

Bonatz hat in Pölzig seinen ebenbürtigen Kollegen. Ist Bonatz ganz klassisch im Empfinden, so ist Pölzig vielleicht etwas barocker, aber im Geiste, in der sich nie genügenden Mühe, den Geist über alles zu setzen, sind diese Künstler miteinander verwandt. Kreis ist viel gelassener im Geistigen, doch sehr fein im Gestalten vom Größten bis zum Kleinsten. Er leitet zu Riemerschmied über, der mehr aus dem Kunstgewerblichen stammt, und dieser wieder zu Pankok, der aus dem Kunstgewerblichen das Architektonische melodiös erfaßt und sich dann wieder dem Kunstgewerblichen hingibt. Als gegen Abschluß des 19. Jahrhunderts alle alten Stile abgeleiert

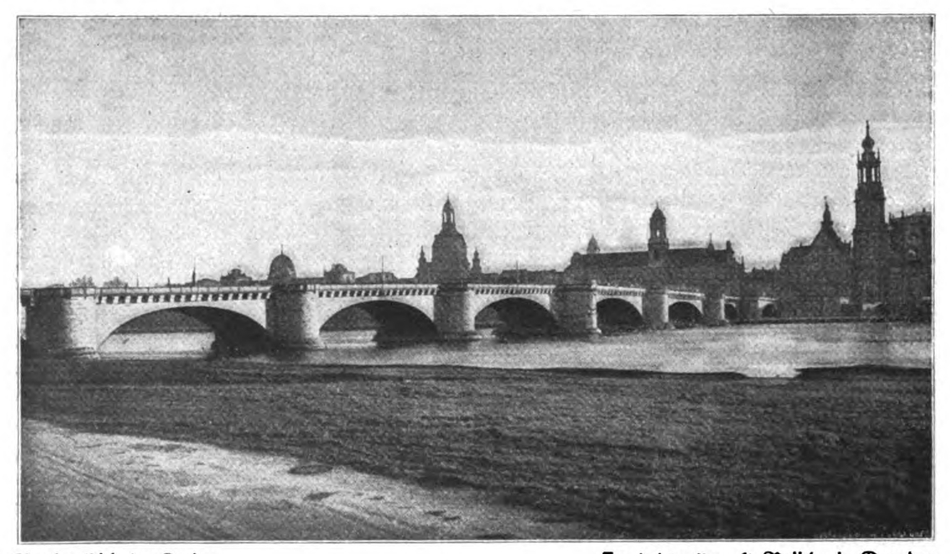
Jene geistige Baukunst war sodann aber auch ein Erwecker eines geistigen Gesamtbauwesens sondergleichen. Alles Erfassen, alles Durchdringen, das sich am Technischen und Wissenschaftlichen darbietet, um es sinnvoll dem künstlerischen Gestalten einzuverleiben, das ist etwa Sinn und Ziel einer solchen geistigen Gesamtbaukunst. Die Aufgaben wachsen über das einzelne Haus hinaus. Die Häuser sammeln sich zu Straßenbildern und Platzbildern, diese wieder zum Gesamtstadtbilde mit eingeordneten Wasserstreifen, Grünstreifen und Grünflächen. So führte diese Kunst zu einer Wiedergeburt des Städtebaues, und der Städtebauer ist ein Architekt, der

sich selbstlos dem Ganzen einordnet, seine Häuser mit Rücksicht auf die Umgebung entwirft und im Geiste immer ein Idealbild der ganzen Stadt mit sich herumträgt. Über die Städte hinaus verbreiten sich die Vorstellungen über das ganze Land, der Geist sondert die rein geistige Kunst der Großstadt von der Heimatkunst des Landes, es verbinden sich dann die gleichheitlicheren Städtebilder zu einer staatlichen Städtebaukunst, während



Prof. Wilhelm Kreis — Kaufhaus Tietz in Köln

sich die Kunst auf dem Lande wieder nach völkischen Graden abstuft. Es spielen hier nicht nur Formfragen eine Rolle, sondern diese Kunststufen gehen nach Stofffragen; es gibt eine Holzbaukunst, eine Steinbaukunst usw. Über den großen Staaten bilden dann wieder die Großstädte in ihrem Bauwesen ein geistiges Band, es entsteht eine geistige Weltstadtbaukunst, die auf gleichen Grundlagen ruht. Stil ist immer mehr Einzelsache,



Prof. Wilhelm Kreis: Friedrich-August-Brücke in Dresden



Prof. Hans Poelzig: Ausstellungsgebäude der Stadt Breslau

Hauptsache ist die Gesinnung, die sich im ganzen Bauen bekundet, die Ehrlichkeit, wie eine Aufgabe gelöst wird, die Einfachheit, in welcher sie gelöst dasteht, das sind die hauptsächlichsten Wesenheiten, die eine solche Baukunst auszeichnen.

Wir dürfen ruhig sagen, daß sie im alten deutschen Reiche schon eine sehr achtbare Stufe erreicht hatte. Die Architekten in den andern Ländern machten es sich leichter; auf die Stilfrage verzichteten sie überhaupt, und der technische Stil, wie er im Deutschen Reiche in der innigen Verbindung der Technik mit der Kunst angestrebt wurde, beschwerte dort die Geister auch nicht so sehr. Am unbefangensten, am klarsten haben auf diesem Gebiete zweifellos die Amerikaner gearbeitet, und so liegt auch in der neudeutschen Baukunst viel Amerikanisches in dem Sinne, als es unsern Archi-

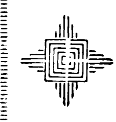


Prof. Hans Poelzig Wasserturm in Posen

tekten sehr darum zu tun war, den geschichtlichen Ballast zu überwinden und so zu einem neuen und selbständigen Ganzen zu gelangen.

Nur kommt dann bei uns Deutschen noch die Kultivierung der ganzen Gesinnung, die Rundung der Formen, die Vollendung der Glieder hinzu. Betrachten wir endlich diese ganze Entwicklung der deutschen Staatengeschichte, so sehen wir, daß die Kunst auch hier berufen war, der Politik vorzuarbeiten, indem nun zum erstenmal nach Hunderten von Jahren ein ernster Versuch gemacht wurde, ein rein deutsches Reich zu gründen. So hätte also das neue Reich schon seine Baukunst gehabt, nicht eine Kunst im geschlossenen Stilgepräge früherer Zeiten, sondern eine Kunst für alle, eine Alleskunst in dem Sinne, daß sie in den Einzelleistungen einem einheitlichen Ganzen zustrebt. Monadologie im besten Sinne wird hier also häuserbauend, städtebauend getrieben; es wird alles zu vereinigen, alles zu verwenden gesucht, was nur irgendwie Bestimmung bei der Gestaltung haben könnte. So sind unsre Architekten keine Nurmonumentalisten mehr, wie die Monumentalisten der Gotik usw., sondern sie sind geistige Monumentalisten, indem sie rein geistig alles zu beherrschen trachten. Ob in dieser Selbstlosigkeit nicht aber auch ein Stück seelischer Allkraft steckt, die sich da selbst überwindet, und ob Sinnlichkeit nicht selbst wieder durch Sinnlichkeit verzehrt werden muß, wenn sie nicht mit in die werdenden Formen übergehen kann? Es sieht alles so grundeinfach aus, was da in Abbildungen vorgeführt wird, und ist doch ein Teil einer sich immer wieder selbst verkleinernden geistigen Gestaltungskraft, die der Beschauer nicht außer acht lassen darf, wenn er dem Künstler gerecht werden will. So verlangt eine geistige Kunst eben auch ein geistiges Genießen.

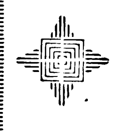
Der Heimgekehrte

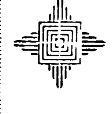


Nichts als die Ferne ersehnt sich der Knabe,
Allen Grenzen entflieht er behende,
Mit allen Schiffen verläßt er den Hafen,
Mit allen Segeln erreicht er das Meer.
Dort, wo die Lotosblume erschauert,
Dort, wo die Meere smaragden verdämmern,
Himmel und Erde im Azur versinken,
Da ist die Heimat der Ruhelosen,
Werfen die Seelen Anker aus.

Aber der Mann, der vielgereiste,
Der die Länder und Meere durchmessen,
Kehrt er nach Jahren des Schaffens und Schauens
Endlich wieder zur Heimat zurück:
Wunder der Fremde und Märchen der Ferne
Findet er wunderbarer zu Haus.
Staunen erwacht unter jeglichem Schritte,
Tritt er nur zur Türe hinaus.
Denn aus dem Bäumchen vor seinem Fenster
Rauschen die Wälder der Erde ihm wieder,
Und aus dem Kiesel in seinem Garten
Öffnen sich weit die Quadern der Berge.

Jäh erwacht der Schlag deines Herzens.
Lausch' ihm, o Freund der schweigenden Nächte!
Hörst du nicht in dir die ewigen Ströme,
Weinen und Lachen in herrlichem Bunde?
Rauschen vorüber, Gesänge des Lebens,
Länder und Meere und brausende Stürme,
Wolken von Sternen wie Schneegestöber
Tanzen trunken im trunkenen Blute,
Dem, der seine Heimat gewann.










Robert Jannasch, ein Pionier deutschen Welthandels

Von Georg Stamper

Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges werden wir Deutsche in der nächsten Zeit keine allzu große Bedeutung auf den Weltmärkten haben, will doch die Habgier und die Rachsucht unsrer Feinde uns als selbständig wirtschaftende Nation vom Welthandel völlig ausschließen. Und in der Tat, haben nicht unsre Gegner alles deutsche Besitztum in Übersee ohne Rücksicht auf das von ihnen so oft im Munde geführte und angeblich von uns so schmählich verletzte Völkerrecht beschlagnahmt? Wo werden wir, selbst wenn uns von neuem Betätigung in der Weltwirtschaft verstattet wird — und solche Tätigkeit ist für uns ein nationales Lebensbedürfnis als Kulturvolk —, die materiellen Mittel und die persönlichen Kräfte hernehmen zu solchem Wirken? Man hat uns als nächste Aufgaben die innere Neuordnung, die moralische Aufrichtung, die Umformung des Gemeinschaftslebens gestellt, allein in dem entsetzlichen Niedergange, den wir erleben, dürfen wir keinesfalls noch den letzten sittlichen Besitz, unsre Würde als Kulturvolk, hingeben, obgleich unser in saurer Arbeit des Hirns und der Hände errungener Besitz uns dahingeschwunden ist. Das deutsche Volk wird seine Pflicht zu tun wissen, es wird sich würdig erweisen seiner großen Lehrer, die ihm Anteil zu schaffen strebten an allen Gütern, die das Befahren des Weltmeeres nach Friedrich Lists Wort dem Wagenden bringt. Eine unendlich schwere Aufgabe steht uns bevor; in ihrer Lösung müssen wir allein unsre Befriedigung und unser Glück finden, und mit ihr müssen wir vereinigen das Streben, dem Grundsatze der Menschenwürde in echter Weise gerecht zu werden, die geistige, sittliche und wirtschaftliche Befreiung der Einzelpersönlichkeit voll ins Leben zu setzen. Aber wir würden dem Andenken unsrer großen geistigen Führer, eines Kant, eines Goethe, untreu sein und all der Männer, die für Völkergemeinschaft und für Völkerversöhnung gestritten haben, wenn wir nicht nach der Durchdringung des Völkerverkehrs mit den erhabenen, ewigen Grundsätzen des Rechtes mit deutscher Gründlichkeit und deutscher Ehrlichkeit streben wollten.

Mancher, der den wirtschaftlichen Problemen nachdachte, aus denen im letzten Grunde der Weltbrand entstanden ist, und denen, die er für unser deutsches Leben im Gefolge gehabt hat, wird wohl eifrig auf Mittel gesonnen haben, die in dem Zeitpunkt, da unser überseeischer Handel jäh vernichtet ward, geeignet erscheinen, uns vom Auslande unabhängig zu machen. Mag solcher Wunsch zuzeiten auch seine volle subjektive Berechtigung haben, unerreichbar ist heute doch seine Erfüllung, wo alle Klassen der Kulturnationen in vielfach verschlungenem Verkehr miteinander stehen müssen, und wo gerade um die Geltung in diesem Verkehr der Weltkampf entbrannt ist. Deshalb wird selbst in unsrer heutigen Gemütsverfassung kühle Erwägung uns das Ergebnis zeitigen: der Austausch der Produkte der Kulturvölker untereinander ist in der Gegenwart, deren normaler Zustand denn doch der Friede sein muß, etwas Gegebenes; dieser Austausch kann zwar zeitweilig unterbunden, aber nicht auf die Dauer gehemmt werden.

Ein Führer auf den Wegen des Weltverkehrs für den Austausch materieller und geistiger Güter der Nationen untereinander war der am 25. April dieses Jahres dahingeschiedene Professor Robert Jannasch, nicht so sehr als ein rein theoretischer Dogmatiker der Volkswirtschaftslehre, sondern vielmehr als der praktische, tatkräftige und oftmals erfolgreiche Pionier für Deutschlands Ausfuhr während des letzten Menschenalters. Man darf ohne Übertreibung den bis zum 40. Jahrgang von Jannasch herausgegebenen »Export« als die beste volkswirtschaftliche Wochenschrift in deutscher Sprache bezeichnen, und wer die lachsfarbenen Hefte zur Hand nimmt, der wird in ihnen eine Fundgrube der Belehrung über die tatsächlichen Verhältnisse des Weltmarktes bis zum heutigen Tage erkennen, die stets unter Berücksichtigung der politischen Lage und von kulturpolitischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden. Für die Gründ-


Robert Jannasch

lichkeit der Urteile bürgen uns die umfassende Bildung und die Gediegenheit der durch Studium und durch jahrelange praktische Tätigkeit auf zahlreichen Gebieten der Volkswirtschaft gewonnenen Erfahrungen des Herausgebers, der einen bei uns in Deutschland noch nicht allzu häufig vorkommenden Menschenschlag darstellte. In ihm vereinigte sich wissenschaftliche Schulung mit der Fähigkeit des Publizisten, die Aktualität zu erfassen, verbunden mit der Gewandtheit des den Weltmarkt überschauenden Kaufmanns. Sein kristallklarer, von starkem, impulsivem Temperament innerlich belebter Stil, dessen Schwung den Leser zu ergreifen vermag, war Robert Jannasch bis zuletzt so eigen wie nur je in jungen Jahren. Das beweisen seine jüngsten Betrachtungen über unsre Lage im Weltkriege. Ein offener, durchaus unabhängiger, diesseitiger Charakter und eine freie, den Wirklichkeitswerten in innerster Neigung zugewandte Persönlichkeit, widmete er seine Studien der modernen Richtung der Nationalökonomie, deren unterscheidendes Merkmal es ist, daß sie vorerst absieht von der Theorie, die von genialen Köpfen wie Adam Smith, Ricardo, Thünen und andern entworfen wurde, bei ihren Nachfolgern aber zu blutleeren Deduktionen ausartete. Die neue Volkswirtschaftslehre steht vielmehr mit beiden Füßen in der Welt der Tatsachen. Sie tritt zum Ackerbauer auf seine Scholle und schätzt den Ertrag seiner Ernte; sie geht zum Viehzüchter in den Stall, wo sie sein Vieh zählt und seinen Zuchtversuchen beiwohnt; sie steht am Zeichentisch des Ingenieurs und folgt ihm in die Werkstatt, sie besteigt mit ihm seine kühnsten Brücken und gräbt sich mit ihm ein in seine Bahntunnels; sie folgt dem Arbeiter auf die mannigfachen Arbeitsstätten unsers »Maschinenzeitalters« bei seiner Arbeit über und unter Tag; sie blickt auf die Hand der Näherin und der Stickerin bei ihrer »Heimarbeit« und auf die des Handwerkers in seinem Betriebe; sie beobachtet den Kaufmann und den Unternehmer in seinem Kontor, den Gelehrten in seinem Laboratorium. Alle im Schweiße des Hirns und der Hände Schaffenden sucht sie auf. Sie fährt mit dem Kaufmannsgut über das Weltmeer zu dem Pflanzer in den Tropen, sie schätzt an den Börsen die Werte der Metallproduktion ebenso wie die der großen Welternten. Alles zählt, mißt und wägt sie, die Eisenbahn- und die Schiffsfrachten, den Fernschreib- und Fernsprechverkehr. Sie durchforscht die Listen der Zolleinnehmer in den Häfen und die Steuerverzeichnisse der Behörden. All diese Mühe nimmt die Wissenschaft auf sich, um aus dem *wirklichen Leben* die Tatsachen für ihre Betrachtungen zu gewinnen. Denn die moderne Wissenschaft lebt der Überzeugung, nur die aus dem Leben geschöpfte Kenntnis könne dem Leben dienen.

Solche Auffassung hat Robert Jannasch bei seiner reichen und fruchtbringenden Lebensarbeit in allen Fällen betätigt, wo immer er mit Wort und Tat eingegriffen hat, und wahrlich, er hat dazu die reichlichste Gelegenheit gehabt. Doch was noch höher zu werten ist, er hat sich das Feld seiner Wirksamkeit selbst geschaffen. Am 30. April 1845 in Köthen (Anhalt) als Sohn des späteren Oberbürgermeisters von Köthen geboren, ist er schon als Siebzehnjähriger in Leipzig Student der Naturwissenschaften, deren Studium er 1865—1867 in Heidelberg und in Berlin das der Rechts- und Staatswissenschaften hinzufügt. Nach zweijährigen Reisen, die ihn nach Italien, Frankreich und England führen, lehrt er 1869—1870 an der Baseler Hochschule Volkswirtschaft und Statistik und gibt eine Darlegung der Statistik als einer wissenschaftlichen Methode; 1871 vertauscht er die Baseler Lehrkanzel mit der an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Proskau, wo er über Agrarrecht vorträgt. 1874 wird Jannasch Leiter des Statistischen Bureaus der Stadt Dresden und ist von 1877—1884 Mitglied des Königlichen Statistischen Bureaus zu Berlin, das unter Geheimrat Engel seinerzeit eine berühmte Pflanzstätte für die Staatswissenschaften war. Hier entwickelte er eine lebhafte Tätigkeit zur Ausbreitung deutschen Handels im Auslande und führte 1886 die erste deutsche Handelsexpedition nach den Ländern zwischen Marokko und dem Senegal. Er erlitt an der Küste Marokkos Schiffbruch und kam in die Sklaverei, aus der er erst durch den Sultan von Marokko befreit wurde.

Versuchen wir nunmehr die geistige Bildung von Robert Jannasch zu erfassen, so ist in erster Linie zu beachten, daß er eine hervorragend tätige Natur war, die nicht in theoretischen Erörterungen, zu denen er völlig gerüstet war, ihre Befriedigung suchte, sondern in der Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben seiner Nation ihren eigentlichen Beruf gefunden hat. In dieser Hinsicht ist er, wenigstens was die Fülle der von ihm ausgegangenen Anregungen betrifft, wohl mit Friedrich List zu vergleichen. Als Schüler von Wilhelm Roscher bringt er die Weite des kulturgeschichtlichen Horizonts mit. In all seinen Arbeiten bildet dieser Einschlag einen wichtigen Teil für die Grundlegung seiner Darstellung, aber Jannasch bleibt nicht Geschichtschreiber der wirtschaftlichen Dinge, sondern er begründet seine Arbeiten auf die festeste statistische Unterlage, wie es von einem Mitarbeiter Ernst Engels nicht anders zu erwarten ist. Dazu tritt dann noch seine juristische Schulung. Er nennt selbst F. von Holtzendorff seinen Lehrer, ihm bot der Baseler Privatdozent seine ersten Arbeiten gewidmet. Wie lebendig Robert Jannasch von der Idee des Rechts durchdrungen war, das zeigt die Tatsache, daß er mit unter den ersten deutschen Forschern ernsthaft für sozialpolitische Reformen eingetreten ist. Schon 1868 bot er wertvolle Dar-



legungen über Streiks, über die Cooperation und die Industrial Partnership (Gewinnbeteiligung), denen die Abhandlung über die Trades Unions oder Gewerkvereine 1870 folgten. »Vorschläge zur Einführung der Krankenversicherung unter den ländlichen Arbeitern« (1872) ergänzten diese sozialpolitischen Studien. Besonders charakteristisch ist für Jannasch' Leistung auch seine naturwissenschaftlich-technische Bildung, die ihn befähigt, aus den geographischen Grundlagen die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung eines Landes dem Verständnis seiner Leser und Hörer anschaulich nahezubringen.

Aus der ungemein reichen Ernte von Jannasch' wissenschaftlicher Arbeit heben sich neben seinen unermüdlichen Bemühungen um die praktische Förderung der deutschen Ausfuhr seine Aufklärungen über sozial- und gewerbepolitische Fragen sowie über statistische Probleme heraus, die in die erste Zeit seines Schaffens gehören. Vom Beginn seiner Wirksamkeit an ist es klar, daß er nie ein reiner Theoretiker zu sein wünscht. In seinen ersten Schriften über die »Arbeitsteilung« und über das Wesen der Statistik ist er bemüht, das Interesse für Volkswirtschaft und Statistik sowie überhaupt für die wissenschaftliche Behandlung staatlicher und gesellschaftlicher Fragen auch bei denen zu erhöhen, die der strengen Forschung ferner stehen. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der »Arbeitsteilung« hat Jannasch an der Schweizer Uhrenfabrikation bis in die Einzelheiten hinein deutlich gemacht. Er zeigt, wie der Überschuß der Erzeugung über den Verbrauch auf den Handel wirkt, der ursprünglich nur auf wenige sehr teure Natur- und Gewerbeerzeugnisse beschränkt ist. Der Zweck aller »Arbeitsteilung« ist ihm die Lösung der sozialen Frage, unter voller Wahrung der Freiheit aller persönlichen Kräfte; in diesem Sinne widmet er dem Sozialismus schon früh seine Aufmerksamkeit. Die Statistik, die mit Hilfe der Zahl die Zustände des staatlichen und des gesellschaftlichen Lebens erkennen will, stellt er in geistreicher Weise als einen neuen Weg zur Erkenntnis dem der Geschichte gegenüber, die die leitende Grundidee des Geschehens herauszuarbeiten sucht. In dieser Auffassung ist Jannasch den Gedanken gefolgt, die sich zuerst bei Knies und Lorenz von Stein finden; später hat er sie in der Werkstatt Ernst Engels, des Meisters der modernen Statistik in Deutschland, praktisch durchgeführt.

Was Jannasch theoretisch über Statistik entwickelt hatte, das konnte er in vorbildlicher Weise zur Anwendung bringen in einer großen Arbeit, die er der europäischen Baumwollindustrie und ihren Erzeugungsbedingungen, unter besonderer Berücksichtigung des Oberrheins, widmete (1882), einer Schrift, die gerade in diesen Tagen, wo die Mühlhausener Handelskammer zu unserm Schmerz wieder ihre Veröffentlichungen in französischer Sprache bietet, auch für den Wiederaufbau unsrer heimischen Gewebeindustrie Bedeutung gewinnt.

In gründlicher Weise geht der Autor zu Werke. Die Einsicht, daß zum Verständnis und zur Beurteilung der englischen Produktionsbedingungen die genaue Kenntnis der Spinnereien und Webereien in England notwendig sei, veranlaßte ihn, mehrere Monate in Liverpooler Handelshäusern und Warenlagern sich durchaus kaufmännischer Arbeit hinzugeben, um den Baumwollmarkt, seine Beziehungen zu den überseeischen Erzeugern und zu den europäischen Verbrauchern auf das genaueste übersehen zu lernen. In Havre und später in Marseille setzte er diese Arbeiten fort und besuchte zahlreiche französische, namentlich normannische und elsässische Spinnereien in gleicher Absicht. Seit 1869 hat Jannasch fast jährlich die oberrheinischen Industriebezirke besucht und dort Entgegenkommen für seine Bestrebungen gefunden. Die Baumwollindustrie gerade ist für die moderne Großindustrie kennzeichnend. Die Untersuchung ihrer Erzeugungsbedingungen ist in hohem Grade geeignet, das Verständnis für reale volkswirtschaftliche Zustände zu mehren. Bei Spinnereien und Webereien standen die Kosten von Grund und Boden, von Gebäuden, Maschinen und Vorräten oft im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Größe und Leistung. Jannasch wies nach, wie die straffe Zusammenfassung der Industrie Englands gegenüber der des Oberrheins die Kosten verminderte, sowohl hinsichtlich der Verzinsung und der Amortisation des Betriebskapitals wie auch in bezug auf die Löhne der Arbeiter und die Gewinne der Unternehmer, auf das Kilo Garn berechnet; er zeigte, wie, begünstigt durch den großen Unternehmergewinn, in England das Reservekapital stieg, während die Gefahrenprämie mit der Größe der Unternehmung abnahm. Mit gleicher Liebe wird der Rohstoff des Baumwollmarktes und sein Verbrauch behandelt; der »Baumwoll-Hungersnot« in den Zeiten des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861—1864) ist ein eignes Kapitel vorbehalten, die Zeugdruckerei in Mühlhausen und in England, die »Türkisch-Rotfärberei« und die »Indiennes« sind besonders berücksichtigt. Gehen diese theoretischen Arbeiten zum Teil zurück auf die Anregungen von Ernst Engel, einem Manne, der gänzlich herausfällt aus dem Rahmen unsrer deutschen Beamten- und Gelehrtenüberlieferung, so steht Jannasch durchaus auf eignen Füßen bei der Gründung des »Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande« (1878), dem 1880 der »Deutsche Schulverein« und 1884 die von ihm bis zu seinem Tode geleitete »Deutsche Export-Bank« folgten. Sein Sprachrohr fand der »Zentralverein« seit 1879 in dem »Export«.

Der Herausgeber wollte in dieser Zeitschrift vor allem eine eingehende Kenntnis der für die deutschen Interessen wichtigen Ländergebiete verbreiten und ihren wirtschaftlichen Zuständen dauernd folgen, soweit ihre Kenntnisnahme geeignet erschien, unsrer gewerblichen Erzeugung fortgesetzt neue Anregung zur Pflege und Förderung ihrer im Auslande harrenden Aufgaben und Interessen zu übermitteln. Die Überproduktion, die damals auf dem deutschen Markt herrschte, drängte in diese Richtung, es galt die Absatzgebiete zu erweitern und neue hinzuzugewinnen. Die besten Helfer dabei waren die zahlreich im Auslande in allen Zonen lebenden Deutschen, und es wäre ein in aller Geschichte unerhörtes Unrecht, sollte der teuflische Plan unsrer Gegner, ihnen ihr dort erworbenes Eigentum zu nehmen, je in Erfüllung gehen. Sie sind die berufenen Vertreter unsrer geistigen und materiellen Interessen im Auslande. Die Beziehungen zu ihnen zu pflegen, hat Jannasch stets für die Lösung einer Aufgabe von nationaler Bedeutung betrachtet und demgemäß betrieben. Er hat mit vielen überall in der weiten Welt ansässigen Deutschen dauernde Verbindungen angeknüpft und zur Hebung und Erleichterung der ausländischen Handelsbeziehungen ein weitgeworfenes, engmaschiges Netz von Verbindungen durch Korrespondenten und Agenten geschaffen. Er war zunächst bemüht, die Auswanderung Deutscher von den Vereinigten Staaten Nordamerikas ab- und vornehmlich nach Südbrasilien hinzuleiten, wo schon deutsche Siedlungen seit längerer Zeit bestanden und eine Erhaltung des Deutschtums der Eingewanderten möglich war. Sodann wirkte Jannasch schon im Beginn der achtziger Jahre für die Begründung deutscher Kolonien durch kaufmännische Unternehmungen; denn solche Unternehmungen haben, wie er stets betont hat, immer kulturfördernd sich gezeigt, wofür die Geschichte der Griechen, der Genuesen und Venezianer, der Hansen und der Engländer die besten Zeugnisse liefert. Schon 1879 gelang es Jannasch, die Ablehnung der Teilnahme der Reichsregierung an den Weltausstellungen in Sydney und in Melbourne 1879 und 1880 dadurch in ihr Gegenteil zu wenden, daß er 800 Aussteller zusammenbrachte. Damit wurden die großen Handelsbeziehungen zu Australien eingeleitet. Der Verzweiflungskampf der Siebenbürger Sachsen gegen ihre Madjarisierung bot 1880 den Anlaß zur Gründung des »Deutschen Schulvereins«, und dieser wurde der Keim des späteren »Vereins für das Deutschtum im Auslande«. Kräftig belebten den Auslandshandel die Berliner Ausstellungen brasilianischer Erzeugnisse von 1883, mexikanischer und südamerikanischer Erzeugnisse von 1886 und 1887 und portugiesischer Weine von 1887 sowie die Schaffung eines Warenmusterlagers in Berlin.

Aber damit nicht genug. Als echter Pionier führte Jannasch persönlich im Jahre 1886, wie schon erwähnt, eine deutsche Handelsexpedition nach Marokko und entwarf in seinem klassischen Bericht über diese mit vielen Mühsalen und Gefangenschaft bei den Riffkabylen verbundene Fahrt eine für den Mann der Praxis wertvolle Schilderung des marokkanischen Landes, der die Darstellungen von Südbrasilien und von Argentinien ebenbürtig zur Seite treten, die er auf Grund seiner auf Anregung der dortigen Regierungen ausgeführten Studienreisen nach diesen Ländern gegeben hat. Die Handelskolonisation empfiehlt er in seiner gemeinsam mit W. Roscher veröffentlichten Schrift über Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Wie der kenntnisreiche Gelehrte jedes Problem praktisch angriff, dafür ist seine Veröffentlichung über die »Wege und Entfernungen im Weltverkehr zur See« (1904) Zeugnis. In erstaunlicher Arbeit ist jede Entfernung hier logarithmisch berechnet. Das gleich umsichtige und scharfsinnige Verfahren wendet er auf die Darstellung des Donauverkehrs an. Auf eigens dazu (in Begleitung von Technikern) unternommenen Reisen hat er überall persönlich Peilungen des Strombettes ausgeführt. Er hat in seiner letzten größeren Arbeit »Zur Weltwirtschaft hinauf«, von der die Darstellung des Donauverkehrs nur einen Teil bildet, und die er leider nicht vollendet hat, seine volle Meisterschaft in volkswirtschaftlicher Darstellung bewährt und für die Gestaltung unsrer Wirtschaft in der Zukunft wertvolle Anregungen geboten, wie er auch alle Wechselfälle des Krieges immer benutzt hat, um für die kommende Friedensarbeit die Wege zu ebnen. Noch kurz vor seinem Hinscheiden hat er Vorschläge zu einer gruppenweise zu leitenden deutschen Auswanderung nach Argentinien gemacht.

Überblicken wir das Lebenswerk des rührigen Mannes, so erscheint er uns innerhalb des deutschen Lebens als ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der praktischen Betätigung handelsgeographischer Erkenntnis und Forschung. An dem jungen Volkswirt schon beobachten wir alle Vorzüge des Meisters; vornehmlich seine hinreißende Beredsamkeit, die mit den gewichtigsten Gründen für die Sache zu wirken wußte. Wie frisch griff er die Probleme an, wie vorurteilslos, mit gutem Blick für den Kern der Dinge begabt, verstand er es, vor den Hörern aus den natürlichen Verhältnissen eines Landes organisch dessen wirtschaftliche Bedeutung erstehen zu lassen. In wirtschaftlichen wie in nationalpolitischen Fragen pflegte Jannasch im »Export« das Wort in gleich kraftvoller Weise zu führen. Bei all seinen Darlegungen hatte man das Gefühl, einem sicheren Führer zu folgen, dessen Urteil nie einseitig war, immer auf festen Tatsachen ruhte, aber auch der idealen, vor allem der sozialen und der mora-



Hans Herrmann: Mädchenkopf



lischen Gesichtspunkte eingedenk blieb, die, trotz all unsern schmerzlichen Erfahrungen vom scheinbaren Gegenteil, gerade in der Gegenwart doch im Wirtschaftsleben häufig von ausschlaggebender Bedeutung sind. Jannaschs scharfe, stets von Grund aus ehrliche Urteile treffen immer ins Schwarze und wirken deshalb reinigend und heilsam, sie entquellen seinem Charakter, der kurz sich dahin kennzeichnen läßt: er ist stets ein treuer Freund seiner Freunde gewesen. Schneidig wußte er eine Debatte zu führen, den Hörer überschüttete er mit einer Fülle praktischen Wissens, regte ihn machtvoll an und verstand ihn kraft seines lebhaften Temperaments zu packen. Fragen wir uns indes, weshalb dieser Mann in seinem eigensten Wirken als Pionier deutscher überseeischer Geltung nicht den ganzen Erfolg gehabt hat, der seinem Schaffen eigentlich hätte folgen müssen, so glauben wir den Grund darin finden zu müssen, daß er doch in seiner Anlage eine viel zu tiefe Gelehrtennatur war, um all den Widrigkeiten immer standzuhalten, die nun einmal in dem Deutschland seiner Tage dem sich entgegenstellten, der auf neuen Bahnen große Ziele als erstrebenswert für die Allgemeinheit aufzeigte. Von der durch nichts zu erschütternden, zugreifenden Kampfesart des reinen Kaufmanns und Praktikers lag nichts in seiner Natur. Aber das kann uns Jüngere niemals hindern, uns viele solcher Männer für eine hellere Zukunft zu wünschen. Möge seine Persönlichkeit in unserm Vaterlande als Beispiel wirken! — »Tief gebeugt über den Zusammenbruch des Vaterlandes, aber fest überzeugt von der Wiederherstellung kräftigen nationalen Geistes« hat er all seinen Mitkämpfern ein herzliches, letztes Lebewohl zugerufen. Er war gewillt, bis zum letzten Atemzuge um dieses Ziel zu ringen. Die Wissenschaft wird seiner als eines Anregers und Führers ebenso wenig vergessen können wie der deutsche Überseehandel. Uns allen aber kann Robert Jannasch in unsrer gegenwärtigen Mutlosigkeit und in unserm Verdruß als Ansporn dienen zur Arbeit für die Zukunft des Vaterlandes.

Beim Ruf des Pirols

Ein kleiner Vogel pfiff vor meinem Haus
Den hellen Liebesruf, den ich bislang
In meinem Heimatgarten nur gehört;
Dies Lied! Als hätte jäh Posaunenklang
Mich aus dem morgendlichen Schlaf gestört,
So sehr erschrak ich vor dem Sang da drauß'.

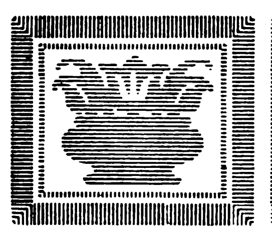
O Heimat, eine Stimme hast auch du,
Die uns, wo sie uns trifft, wie Frühlingssturm
Die tiefsten Tiefen aufzuwühlen weiß!
Sie schlägt an unser Herz, wie man im Turm
An eine Glocke schlägt, die, Gott zum Preis,
Ein schweigend Land aufschreckt aus tiefer Ruh.

Horch auf! Des Dorfes alte Glocke schwingt
Und läutet dröhnend dir ins Herz hinein
Und schwillt zum Chor von Heimatlauten auf —
Es mischt sich der Platanen Rauschen drein,
Der Wasserfall — des Werkes Räderlauf —
Der kleine Vogel, der da draußen singt — —

Ein Vogelpfiff! Ich höre keinen Schall
Als diesen Pfiff und horche doch hinaus.
Ein lebend Wesen bist du, Heimatland!
Du sendest rufend deine Stimme aus,
Du suchst dein Kind, dein Kind hat dich erkannt —
Du forderst, findest uns — allüberall!

Edith Doblhoff







Der Meister

Novelle von Josef Ponten

II (Schluß)

Am Abend stieg Frau Berta, einen Schal um die Schultern, wieder auf den Dom und traf Gottfried in der Triforiengalerie, die über den Hauptbogenstellungen neben den großen Fenstern lief. Er war voll Schwarm und Begeisterung und rief sogleich, als hätte es zwischen gestern und heute keine Unterbrechung gegeben, und sozusagen im selben Atem: »Seht doch, Frau, wie wunderbar ist die plumpe Masse durchdacht! Reiner Geist ist das alles! Wie sauber sind die Gedanken! Wie groß ist die Ehrlichkeit, alle Mittel aufzuzeigen! Die Durchsichtigkeit und Reinheit dieser Gebilde muß das Trübe in der Seele des Anschauenden klären.«

Er schritt, von seinen eignen Worten berauscht, auf die Vierung zu. Dort trat ein zierlicher Balkon aus der Galerie in den Raum hinaus. Frau Berta folgte Gottfried langsam, staunend, wie diese Männer sich doch sachlich begeistern können, und fand ihn, wie er nachdenklich über die Brüstung in die Tiefe schaute. »Wie viel schwebt in dieser Masse!« rief er. »Ist es nicht wunderbar, daß die einzige geschlossene Mauermasse die der Decke ist, während alle übrigen, alle stehenden Mauern so durchbrochen und entmaßt sind, daß nur das unbedingt Nötige von ihnen übriggeblieben ist? Eine schwebende Mauer? Steine, die Flügel zu haben scheinen? Und das Wunder ist nur die folgerichtige Anwendung des Bogens aus Keilsteinen. Das Gewicht der Gewölbe ist zwanzigtausend Tonnen, schätze ich. Fünfzig Streben fangen draußen den gewaltigen Seitenschub auf und leiten ihn sicher zur alten Erde.«

»Da du von den Gewölben sprichst, Gottfried ...« begann sie nachdenklich.

Aber er unterbrach sie: »Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Frau. Ich werde dem Meister die Denkschrift nicht geben. Ich habe mir das in den Kopf gesetzt. Sprechen wir nicht mehr davon.«

Die Abendsonne fiel durch die buntverglasten hohen Fenster der Südseite von Südwesten schräg in breiter Flut herein, und ein lichtes farbiges Bad schien in dem steinernen Becken des Gebäudes zu stehen. Ein Abglanz aller edlen Steine war da, von goldenen Topasen, blauen Türkisen, roten Rubinen, violetten Amethysten und grünen Chrysoprasen. Die Bilder von Blumen, Tieren, Pflanzen, menschlichen Figuren und Fabelwesen dämmerten aus den bunten Glasteppichen auf, und was in der Erfindung noch grell gewesen sein mochte, das hatten die Jahrhunderte gemildert und gebleicht. Da ringelte in Topasfarben eine Schlange über einen meerblauen Grund — eine gelbe Lilie stand in einem violetten Dreipaß, so rührend und süß an Farbe, daß das entzückte Auge sich feuchtete — eine Eidechse breitete ihren mit grünen Smaragdplatten geschuppten Rücken fast wollüstig aus, als sonnte sie sich im Lichte, während der amethystene Sack ihrer weichen Flanken hastig zu atmen schien — eine Schildkröte ließ die Rauten ihres starren Panzers im durchfallenden Lichte zwischen Grün und Gold unbestimmbar flimmern, und die Tieräuglein waren zwei glührote Rubintropfen. Die steinernen Maßwerkstäbe, das schwarze Netz der Bleilinien und die zwischen den Steinstäben gegen das Durchbeulen der Scheiben quer eingezogenen dünnen Sturmstangen standen schwarz gegen das Licht, anspruchslose, verläßliche Stützen des bunten Wunders. Das Drahtgitter, das draußen die Fenster gegen die Vögel des Himmels schützte, lag wie eine dünne lichtschwächende Wolke hinter dem Glasraume. Die acht Seligkeiten waren durch sinnbildliche Gestalten und lateinische Sprüche in den Mittelfeldern der Fenster dargestellt, in den vier gegenüber sichtbaren diese: Selig sind die Barmherzigen. Selig sind die Friedfertigen. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.

Allmählich erlosch das brennende Wunder, denn die Sonne ging um den Südwestturm des Domes nach Westen hinüber. Die beiden blieben stumm, warteten und horchten mit geistigen Ohren auf die brausende Choralmusik eines übersinnlichen Steinkonzerts. Un-





irdische Seligkeit flutete auf der Blutwelle des Pulsschlages vom Herzen bis in die entlegensten Haargefäße. Da brach die Sonne durch das große Rad- und Rosenfenster der Westseite in den Dom. Aufflammten wieder alle Farbenfackeln, alle Wunder, alle Geheimnisse. Das Licht prasselte wie der Lanzensturm einer geharnischten Phalanx herein, die Maßwerkspeichen des Rundfensters ertranken in der bunten Flut wie die eines rasend gedrehten Rades. Ein Lichtwirbel bohrte sich durch den Raum. Da war es ihnen plötzlich, als stände die bunte Radscheibe jäh ruckend still, die Speichen wären unbewegt, und in der Achse schlug sich ein großes Auge auf — ein Riesenauge. Das uralt heilige Dreieck mit dem Auge Gottes darin war von der Sonne durchleuchtet, die Sonne stand gerade dahinter, es belebend, wie eine Seele ein Menschenauge belebt. Die Sonne, die Seele Gottes! Und das riesige Einauge, das Gottesauge, das Wodansauge, stach seinen Blick ihnen in die Brust, während in dem beruhigten Fenster Schwärme geflügelter Engelsköpfchen, eine jubilierende Wolke von Engelsköpfchen erschien. Fest, starr aber schaute das göttliche Einauge die zwei Menschen an. Es schien jeden Winkel der Brust zu durchforschen, die Kammern des Herzens aufzubrechen und in die Tiefe der Nieren zu sinken.

Klaren Sinnes und in der Reinheit sachlicher Begeisterung hielt Gottfried mit blanken Augen den Blick Gottes aus — Berta aber schlug den Blick nieder.

Allmählich wurde es dunkel, die Sonne verschwand, und die Fenster verblaßten. Die Dunkelheit hob sich majestätisch aus den Winkeln heran und schien wie ein starker Atlas die vom Tagesdienst müden Säulen entlasten und das Gewölbe auf ihre breiten Schultern nehmen zu wollen. In Nacht und Stille wuchs alles Sichtbare ins Gespenstische hinein, und das Undeutliche bildete sich ins Schreckhafte um. Das Grauen kroch unter den Jochbogen aus den schwarzen Seitenhallen hervor, und die Finsternis wölkte von den Steindecken der künstlichen Höhle langsam hernieder. Plötzlich zerbrachen Männerstimmen das steinerne Schweigen. In dem nördlichen Kreuzarm, der jetzt das Chor der Münstergeistlichkeit war und die Kapitelstühle beherbergte, sangen die Kanoniker die lateinische Vesper. Die Vorsänger und der Chor der Epistelbrüder, Männer- und Knabenstimmen, Aufgesang und Abgesang, Erzählen der heiligen Berichte in getragenem Tenor und das melodische Auf und Nieder der Preislieder, alles das wechselte so sinnvoll und geordnet, darin war so viel Plan und Bau, Maß und Schönheit, daß der Gesang in der architektonischen Welt der Steine wie eine Architektur von Tönen war, Architektur fürs Ohr in der vom Lichte verlassenen Architektur für die Augen. Etwas ungeheures Männliches stellte sich den Sinnen dar.

»Schaut hinab in die Tiefe,« sagte Gottfried, sich hinausneigend. »Man sieht keinen Grund. Der Abgrund selbst, das Bodenlose ist vor uns aufgetan. Und seht, wie die Pfeiler aus dem dunklen Unendlichen mit ihren Profilen und Diensten stolz und gerade aufwachsen und sich in dem kleinen umblätterten Kapitellkopf gleichsam zu besinnen scheinen, daß sie doch einmal nachgeben müssen, und sich als Gurten in holdem Bogen zueinanderneigen! Weil alles Irdische schließlich nur in der Hinneigung, in der Liebe sich vollendet.«

»Im Aufgeben seiner selbst,« sagte Frau Berta. »Der Baumeister kennt diese Selbstopferung nicht, aber du kennst sie auch nicht, Gottfried.«

»Fangt Ihr wieder an, Frau?«

»Ich werde immer wieder davon anfangen müssen. Sieh, die Wunder alle hat e i n Mann, e i n e s Mannes Geist geschaffen und schaffen lassen. Ohne die willige Unterordnung unter den einen, ohne die Eintracht mit diesem hätten noch so viele eifrige Gehilfen nichts davon zuwege gebracht. Was für glückliche Zeiten müssen das gewesen sein, wo jeder gern seinen Geist, seine Geschicklichkeit und seine Einfälle dem unterstellte, der nun mal der Bauleiter war! Du aber willst dein bißchen eignen Geist selbstisch für dich behalten. Und dann preisest du den reinen Geist ...«

»Welcher Mensch ist reiner Geist?« unterbrach Gottfried. »Ihr seid's auch nicht, Frau, denn Ihr denkt an den Baumeister und seine Familie, nicht an den Dom.«

»Komm, wir gehen,« sagte sie.

Sie gingen verstimmt hintereinander das nächtliche Triforium entlang zurück. Als sie aber die niedrige Holztür im Winkel von Schiff und Nordwestturm öffneten und auf das Dach des Seitenschiffes hinaustraten, war draußen noch Dämmerung, fast noch Tag. Gottfried blieb stehen und deutete auf einen

in einem Winkel als Konsole ausgemeißelten Männerkopf. Die mageren Züge waren scharf geschnitten, die Nase war spitz, der Kopf kahl. »Das wird der gotische Baumeister sein,« sagte er. »Sich so bescheiden in einen Winkel hinzumeißeln! Alles das in seinem Kopfe erfunden haben, und das Bild dieses Kopfes nur Konsole sein lassen! Seinen Namen hat er verschwiegen, aber seht hier den lateinischen Satz auf dem knittrigen Spruchband: Ultra posse nemo obligatur. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann. Ich habe noch ein wenig Latein von meinem Onkel Landpfarrer her behalten. Wie bescheiden! Mehr konnte er nicht. O du großer Namenloser! Konntest du wirklich nicht mehr? Schäme dich! Und wir Kleinen können kaum verstehen, was du gekonnt hast. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann,« sprach Gottfried nachdenklich, »aber niemand,« sagte er, Frau Berta ansehend, »niemand darf auch scheinen, zu können, was er nicht kann. Nicht können, das ist keine Schande, aber scheinen wollen, zu können, das ist dumm und lächerlich.«

Sie verstand ihn. Sie ging an die Brüstung, die auf dem Kranzgesims des Seitenschiffes stand, und sah auf die Stadt hinab. »Da unten ist unser ehemaliges Haus, der ‚Stein',« sagte sie.

»Ich weiß jetzt auch, warum der Baumeister da aus- und in die Holzbude drüben eingezogen ist,« sagte Gottfried mit leichtem Hohn.

Um abzulenken, verließ Frau Berta die Brüstung und ging zwischen den Jochdächern auf den Laufsteg zurück. Gottfried folgte ihr.

Auf dieser, dem Wetterschlage abgekehrten Seite des Domes, die von den schrägen Güssen des Himmels nicht gewaschen wurde, waren die Flächen und Leibungen mit grünen Moosen bedeckt, die das sonst so tageslichte sonnenrote Gebäude düster färbten. Schwalben flogen kreischend vor den späten Besuchern aus ihren Nestern auf.

Frau Berta deutete in den Wald der Bogen über ihrem Haupte hinauf: »Warum sind die Schwibbogen über uns doppelt?«

Gottfried sagte sogleich voll Eifer: »Nun, die unteren nehmen den Gewölbedruck auf, und die oberen sichern das Dach. Gewiß nicht das leichte Holzdach, wie es da steht. Heute könnten wir die oberen Bogen fortnehmen, das Gebäude würde nicht einstürzen. Aber bei Sturm! Mit wie viel tausend Tonnen drückt ein Sturm wider die riesigen Dachflächen! Die oberen Bogen sind Sturmsicherung.«

»Gottfried,« sagte sie heftig und legte ihm die Hände auf die Schultern, »wenn nun durch deinen Eigensinn das Chor einstürzen sollte? Könntest du das verantworten?«

»Wenn Ihr an den Dom denkt, Frau, nur an den Dom, dann kann ich Euch sagen, was nach meiner Meinung mit dem Chore geschehen muß.«

Sie hielt ihn noch an den Schultern gefaßt und sah ihm gespannt ins Gesicht.

»Ich habe die Überzeugung gewonnen, Frau — nehmt's nicht übel —, daß der Meister ein Stümper ist. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann, aber der Meister will den Schein erwecken, er könne mehr. Er muß fort vom Dome! Er ist ein Unglück für den Dom! Wenn Ihr mir versprecht, es ihm nicht weiterzugeben, dann werde ich Euch meine Meinung über das Chor sagen.«

Sie schwieg und sah zur Seite. Er suchte sich von ihr zu lösen und sagte leicht spöttisch: »Seht Ihr, es ist Euch doch nicht ums Chor allein zu tun.«

»Gut!« sagte sie entschlossen. »Sag's! Ich verspreche dir, was du verlangst.«

»Nun wohl. Ich habe Euer Wort. Und mit dem Chore ist das so: das Chor muß einen Ringanker haben, das hat der Baumeister ganz richtig selbst gesehen. Der Ring muß sich fest um das Ganze legen und es als Block mit der Masse der Hochkirche verbinden, so wie meine Arme Euch jetzt umschließen.« Er faßte im Eifer der darstellerischen Rede die Frau um, und eine Wärme ging von ihrem Körper in seinen über. Erschrocken ließ er sie fahren.

Auch sie war erschrocken und ließ seine Schultern los.

Er trat durch die verzinkte Gasse zwischen zwei der Schildkrötendächer bis an die Maßwerkbrüstung vor und setzte den rechten Fuß in einen Dreipaß. Sie sammelte sich, folgte, stellte sich neben ihn und sagte ruhig: »Sprich weiter.«

Ohne sie anzusehen und auf das wirre Dächermeer der dunkelnden Stadt hinabschauend, sagte er: »Ohne diesen Ringanker ist auch der alte Meister des Chores nicht ausgekommen. Er hat ihn in die Mauer hineingelegt, während er sie hochtrieb. Die eisernen

Stangen gehen quer durch die Fenster hindurch. Sie scheinen nur Versteifungsstangen für das Fenstermaßwerk zu sein. Späterer Unverstand hat sie bei Erneuerung des Maßwerks aus dem Ringverband genommen. Darauf wichen die Mauern aus dem Lote. Alles Weitere könnt Ihr euch nun selbst denken. Euer Mann, und seine Vorgänger übrigens auch, haben dem alten Meister einfach nicht die Kühnheit zugetraut, die Ringstangen quer durch die Fenster zu führen.«

»D a s ist es — —?« frug sie verwundert.

»Leuchtet Euch das ein?«

»Ja, das leuchtet sehr ein. So einfach ist es?«

»Sagte ich dem Baumeister nicht, daß es ganz einfach ist? Nichts einfacher als das.«

»Woher weißt denn du's?«

»Nun ... ich weiß nicht ... es kam mir der Gedanke, die Querstange könne sich in der Mauer fortsetzen. Da habe ich einen Spitzhammer genommen, die Mauer aufgeschlagen und hatte die Bestätigung. Es ist mir eben eingefallen.«

»Ja, da ist es dir eingefallen,« sagte sie in tiefen Gedanken und schaute ihn von der Seite an.

»Ja, da ist es mir eingefallen,« sagte er leichthin und sah in die Dunkelheit hinaus.

»Steht das alles in deiner Schrift drin?«

»Ja. Und auch, wie man nach meiner Meinung das weitere Ausweichen der Mauern verhindert. Ich trage die Denkschrift jetzt Tag und Nacht auf meiner Brust. Dort ist sie sicher. Ich weiß nicht, ob sie es sonstwo sein würde. Hier ist sie.« Er zog das Heft aus der Brusttasche, öffnete es und sagte: »Da lest, Frau.«

»Es ist zu dunkel.«

»Dem Nachfolger des Dombaumeisters Gottschalk,« las er.

»Meinst du damit — dich?«

»Wie könnt Ihr das denken, Frau!« rief er. »Dem neuen Baumeister werde ich sie sofort aushändigen, wenn der alte gegangen ist.«

»Komm, es ist Nacht.«

»Gebt mir noch einmal die Hand,« sagte Gottfried. »Wißt Ihr, was Ihr versprochen habt?«

Sie gab ihm die Hand und sah ihn fest an. »Ich halte mein Versprechen.«

Sie gingen zum Treppentürmchen. In der Spindel war es ganz finster. Er faßte sie sorgsam am Unterarm und tastete sich selbst vorsichtig hinab.

Hast du die Denkschrift?«

»Nein.«

»Lange genug bist du ausgeblieben. Zeit hättest du gehabt.«

»Er gibt sie nicht. Er trägt sie auf der Brust.«

»Er gibt sie nicht? Er trägt sie auf der Brust? Ha! Es wird übrigens nichts drinstehen. Es ist eine Betrügerei. Er weiß selbst nichts. Ich habe ein Loch gefunden, das er in die Mauer geschlagen hat, um zu suchen.«

»Es ist keine Betrügerei. Ich weiß, was drinsteht.«

»Du weißt, was drinsteht? Also sag' es!« drängte er. »Sag' es schnell! Du wirst wohl noch etwas behalten haben. Ich werde es mir schon zusammenreimen.«

»Ich habe ihm mein Wort geben müssen, zu schweigen.«

»Du hast —? Und ... und ... ist die Rettung darin?«

»Ja. Sonst kann ich dir nichts sagen. Gute Nacht!«

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, während dessen niemand gesprochen hatte, nahm der Meister Gisela beim Arm und sagte: »Gisela, mit wem hältst du? Mit deiner Mutter oder deinem Vater?«

»Stellst du mir doch die Frage?« sagte Gisela ängstlich.

»Ich habe dir vorgestern gesagt, es könnte die Zeit kommen, daß du wählen müßtest zwischen uns. Sie ist schon da. Deine Mutter hat sich mit Gottfried gegen deinen Vater verbündet.«

»Gottschalk!«

»... gegen deinen Vater verbündet! Der Gottfried besitzt eine Schrift über die Wiederherstellungsarbeiten. Die muß ich, koste es, was es wolle, haben.«

»Du wirst sie nicht von ihm bekommen, Gisela,« warf die Mutter ein.

»Sprich mit ihm, Gisela,« drängte der Vater. »Such' sie ihm abzureden. Sei freundlich zu ihm. Zu seinen Kostleuten kannst du nicht gehen, und auf den Dom, wo er sich abends herumtreibt, auch nicht. Aber ich habe angeordnet, daß er heute allein auf dem Gerüst im Chore arbeitet. Geh hinauf, du bist ja schon hin und wieder eine Leiter gestiegen.



Aber halte dich ja fest und zieh keinen langen Rock an. Schau' auch um Himmels willen nicht nach unten.«

»Gisela, du wirst fallen!« rief entsetzt die Mutter.

»Ich werde tun, was du willst, Vater,« sagte Gisela mit feindlichem Blick auf die Mutter. »Ich werde auch nicht fallen.«

»Du bist eine wackere Tochter. Die andern Gesellen werden alle unten im Chore bei der Arbeit sein. Tu so, als ob du mich oben suchtest. Und wenn sie sagen, ich sei nicht oben, so glaub' es ihnen nicht und steige hinauf. Und wenn du oben bist, Gisela — sei nicht blöde! ... Verstehst du mich? Junge Männer sind manchmal etwas keck gegen Mädchen. Sei nicht blöde, versteh mich gut. Die Hauptsache ist, daß du die Schrift bekommst.«

»Soll ich gleich gehen, Vater?« sagte Gisela entschlossen.

»Ja, geh gleich. Am besten, es geschieht schnell. Und sieh nicht hinunter, während du steigst, hörst du?«

Gisela ging. Als sie die Türklinke in der Hand hatte, eilte der Vater ihr nach, umschlang sie heftig, nahm ihren Kopf in die Hände und sah ihr tief, liebe- und leidvoll in die Augen, mit dem Blicke, mit dem Abraham seinen Sohn Isaak vor dem Holzstoß auf dem Berge angesehen haben mag. Dann ging Gisela gesenkten Hauptes langsam hinaus.

Frau Berta war vor Schrecken so erstarrt, daß sie ihre Tochter nicht hindern konnte, zu gehen. Als Gisela fort war, löste sich der Bann von ihren Gliedern und ihrer Zunge. Sie trat unter ihren Mann und zischte ihm ins Gesicht hinauf: »Ein Verbrecher bist du! Frau und Tochter würdest du verkaufen ... Oh, du!«

Meister Gottschalk sah sie kalt von seiner Größe herab an. »Ich muß die Schrift haben,« sagte er finster, ging hinaus und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen, daß das ganze Haus erbebte.

Gottfried, der auf einem umgekehrten Kalkzuber stand und in einer Gewölbekappe die Fugen eines erneuerten Feldes einschmierte, dessen Risse am bedrohlichsten geklafft hatten, wandte sich plötzlich um, den Kopf ruckend wie ein Reh bei Gefahr, denn er glaubte sich gerufen. Träumte er? Oder sah er recht? Da stieg ja ... ja wahrhaftig ... aus dem Loche im Gerüstboden, aus dem das Ende der letzten Leiter steil aufragte, stieg die Tochter des Baumeisters herauf! Sie klopfte die Handflächen, die vom Greifen der Sprossen voll roten Sandstaubes waren, gegeneinander ab und näherte sich schamrot. Zaghaft trat sie über den losen Boden der Bretter hin, von denen sich das beschrittene leicht durchbeulte. Gottfried sprang vom Zuber herab ihr entgegen und so kräftig auf die Bretter nieder, daß der Boden krachte und das ganze Gerüst wankte. Auch Gisela geriet ins Wanken, als die ganze Welt da oben schaukelte, und Gottfried sprang ihr bei. Er umfaßte sie und rief: »Gisela? Du hier? Was machst du hier? Dein Vater ist nicht hier ...«

»Ich suche dich, Gottfried.«

»Mich suchst du, Gisela? Hier oben auf dem Gerüst? Wie kamst du nur herauf? Du konntest ja Hals und Beine brechen. Warum ließest du mich denn nicht rufen? Ich laufe die Leitern wie ein Eichhörnchen hinauf und hinab. Aber du —? Mir wird der Kopf noch heiß, wenn ich denke, was du getan hast. Du wirst müde sein und vielleicht etwas schwindlig. Komm, sitz' nieder.« Er führte sie zu einem prallen Zementsack, legte ihn um, breitete ein Zeitungsblatt darüber und nötigte sie, sich zu setzen.

Ein klein wenig glänzender Staub wölkte auf. Während sie sich sammelte, stand er vor ihr, und seine Augen sahen an seiner weiß bepulverten Nase entlang andächtig auf sie nieder. Und die eigentümliche, halb gebrechliche und im Haare so üppige Schönheit des Mädchens ging vor ihm auf.

»Haben die Gesellen dich gesehen, Gisela?«

»Nein, ich hab's abgepaßt, daß sie gerade zur Zehnuhrpause in den Bauhof gegangen waren. Leiternsteigen ist so peinlich für eine Frau ...«

»Wie glücklich, daß ich die Zehnuhrpause vergessen habe!«

»Ja, das war gut ...«

»Was willst du von mir, Gisela?«

»Gib mir die Schrift!« bat sie.

»Hat der Vater dich geschickt?«

Sie antwortete nicht. Sie schaute zu Boden. Er sah auf die Sitzende hinab und lachte kurz auf. »Wenn du mich auf dem Münsterplatze beiläufig um die Schrift gebeten hättest, ich hätte sie dir vielleicht gegeben,« sagte er. »Aber du mußt selbst einräumen, daß die Mühe, sie zu erlangen, mich stutzig machen muß.«



»Dann kann ich also hinabsteigen,« sagte sie ergeben.

»Nimm es mir nicht übel, Gisela. Ein Mann muß wissen, was er will. Er muß sich und auch den Frauen verächtlich vorkommen, wenn er sich durch Bitten von einer gefaßten Absicht abbringen läßt. Ich habe es deiner Mutter schon abgeschlagen.«

»Dann will ich hinabsteigen,« sagte Gisela und erhob sich.

Die Ergebenheit und der Mangel an Geschicklichkeit und Pfiffigkeit rührten Gottfried tief. Er sagte: »Könnte ich dir nur in irgendeiner Weise dienen! Könnte ich dir nur den mühseligen und gefährlichen Aufstieg fruchtbar machen! Da du nun einmal da bist, so komm und sieh dir an, was wir hier schaffen.«

Sie mochte wohl ahnen oder aus Bruchstücken des Streites zwischen Vater und Mutter wissen, was der Vater in der Schrift zu finden hoffte. Für einen Augenblick blitzte in ihrem Köpfchen der Gedanke auf, daß sich Gottfried, wenn sie es geschickt anstellte, vielleicht verleiten ließe, im Laufe der Erklärung das Wesentliche der Schrift zu verraten. Sie errötete, indem sie voraussetzte, daß er ihre Gedanken durchschaute, und sagte: »Nein, ich will nichts wissen. Laß mich hinabsteigen.«

Er sagte: »Jetzt bitte ich darum, daß du bleibst, Gisela.«

Sie hob langsam ihre Augen auf und sah ihm in seine strahlenden Sterne. »Freunde sind wir aber nicht, solange du dem Vater feind bist,« sagte sie.

»Du weißt nicht, wie reizend du bist, Gisela!«

»Du bist kein guter Mensch, Gottfried.«

»Bin ich wirklich kein guter Mensch?« frug er betroffen. »Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum bist du so mißtrauisch, Gisela?«

»Du spielst gern mit Menschen.«

»Nein, das tu' ich nicht!«

»Doch, Gottfried!«

»Nicht daß ich wüßte!«

»Man fürchtet sich vor dir.«

»Furcht will ich nicht erregen ... wahrhaftig nicht ... wahrhaftig nicht ...«

»Du bist eitel.«

»Wirklich? Wirklich? ... Das wäre aber häßlich!«

»Man sieht dir ja schon an, welche Freude du hast, daß ich zu dir heraufgekommen bin.«

»Ja ... ja ... aber kann nur Eitelkeit der Grund sein?«

»Wie wirst du dich aufblasen, wenn dich die andern Gesellen fragen, warum die Tochter des Baumeisters dich besucht hat!«

»Pfui!«

»Den Eindruck machst du.«

»Hassest du mich, Gisela?«

»Ich weiß es nicht.«

Mittlerweile waren die Gesellen in das Chor zurückgekehrt, und aus der Tiefe klang der Schlag der Hämmer, das Klingen der behauenen Steine und das Kratzen der eisernen Zirkel herauf, wenn der Umriß eines Formsteines auf die Steinflanke aufgerissen wurde.

Eine Weile sahen sie beide hinab. Vierzig Meter sind in der freien Natur ein Nichts an Höhe, in einer Straße, von einem Dachfenster hinab gesehen, schon beträchtlich, aber in einem umschlossenen Raume ungeheuer. Gisela schwindelte es. Ein Stangenwald von Gerüstleitern stand im Chor, eine auf der andern, durch eine gemeinsame, in gebohrten Ösen durchgesteckte Eisenstange verbunden und mit hölzernen Querlatten gegen- und untereinander versteift. Den Wald der Gerüstleitern kamen die Steigleitern herauf, jede neben einer kleinen Bretterstufe endigend, auf der die nächste Leiter stand. Durch ein viereckiges Loch im Gerüstboden spielte ein Seil hinab, das über einen am Gewölbeschlußstein aufgehängten Flaschenzug lief. In dem Stangenforste tönte der Hammerschlag regelmäßig wie das Klopfen des Spechtes im Walde. Aus dem Kirchenraume klang gedämpfter Gesang einer Totenmesse her, man hörte das Schellenklingeln der Messejungen und sah durch die Astlöcher der Bretter die Altarkerzen flimmern. Zu einer erhabenen Musik klang Arbeit und Gottesdienst zusammen. »Requiescat in pace,« sang hinter der Bretterwand eine Männerstimme, die jäh abbrach. Und als drüben die Totenmesse verstummte, drang von unten der Gesang Gottliebs herauf:

»Und ist der Steinmetz erst Steinmetzmeister,
Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.«

»Laß mich gehen,« sagte Gisela.

Gottfried aber faßte sie sanft bei der Hand und führte sie an die Gewölbe. »Sieh dir das doch zum Spaß einmal an, Gisela. Das siehst du in deinem Leben nirgendwo wieder. Nicht wahr, man kann sich unten nicht vor-

stellen, wie gewaltig solch ein Gewölbe in der Nähe aussieht? Und dann das, was du leider nur hier zu sehen bekommen kannst: sieh, die Sprünge und Risse in den Kappen sind schon geflickt, aber die Rippen! O weh, die Rippen! Siehst du die feinen Haarrisse in den Birnstäben? So nennt man nämlich die aus den Rippen herausgearbeiteten Profile. Oh, das sieht bedenklich aus! Damit diese Birnstäbe nicht abgequetscht werden, haben wir ...«

Aber Giselas Augen irrten unsachverständig und leer über das Steingefüge, und nur der vergoldete Engel im Schlußstein, der von unten so klein ausgesehen hatte, erstaunte sie durch seine Größe. Mit ihrer weißen mageren Hand rührte sie ihn an, wie man in der Verlegenheit tut. »Laß mich hinuntergehen,« sagte sie.

Gottfried eilte von ihr fort über die krachenden und schaukelnden Bretter bis an den Rand des Bodens und schaute hinab.

»Wie leicht du über die Bretter läufst!« sagte sie, vorsichtig ihm folgend. »Warum macht ihr euch kein Geländer um den Boden?«

»Wir brauchen es nicht. Uns schwindelt nicht. Wir sind's gewohnt. Alles ist fest abgebaut, und einer verläßt sich auf die Gerüstarbeit des andern. Wohin käme man, wenn man alles im Leben nachprüfen wollte, was man braucht!«

»Du arbeitest da auf dem Bretterstege, wo der Zuber liegt?«

»Warum nicht?«

»Ohne Geländer? Und der Steg ist nicht breiter als ein Tisch? Und darauf hängst du über dem Abgrund?«

Er lächelte selbstbewußt.

Es lief ihr kalt den Rücken hinunter. »Ich würde sicher abstürzen,« sagte sie. Sie hielt den Kopf der Steigleiter gefaßt und schickte sich an, in das Loch hinabzutreten, aus dem sie heraufgekommen war. Da schauderte sie vor der Tiefe zurück, schwankte, erbleichte und hauchte: »Ich kann nicht.«

»Du mußt die Augen schließen, Gisela, und mit den Fußspitzen nach den Sprossen tasten. Abklettern ist schwerer als aufsteigen. Aber du kannst jetzt noch nicht gehen, alle Steinmetzen sind im Chore. Willst du nicht bis zur Mittagspause warten?«

»Nein. Es ist mir schon gleich,« sagte sie trübselig.

Da legte er die Hände als Schalltrichter an den Mund und rief in das Loch des Aufzugs hinab: »Holla, Burschen! Heda, Gottlieb! Auf dem Münsterplatz ist ein Kalb mit zwei Köpfen zu sehen! Holla! Holla!«

»Holla!« riefen die Steinmetzen herauf. »Gottswunder! Das müssen wir uns ansehen!« Und da der Baumeister nicht in der Nähe war, so verließen sie alle ihre Steine und Blöcke und stürzten ins Freie. Grabesstill war es im Chore. Gottfried aber zog heftig das Seil des Aufzuges hoch, das sich anhäufend wie eine Schlange um seine Füße ringelte. Da erschien das Ende des Seiles mit einem Eisenhaken, in dem ein großer Weidenkorb hing. Gottfried schwenkte ihn auf den Boden herein. »Steig in den Korb, Gisela, ich lass' dich hinunter.«

Sie stand vor ihm und faßte plötzlich seine Hand. »Meinetwegen ... meinetwegen hast du sie hinausgeschickt?« Ihre blauen Augen, die ihn so kühl angesehen hatten, wurden warm und feucht.

»Du bist ein wackeres Mädchen, Gisela. Und nun steig schnell ein.« Er nötigte sie in den hohen Korb, hieß sie sich niederhocken, band sich das Seil um den Leib und schwenkte den Korb kräftig über das gähnende Loch hinaus. Dann löste er das Seil von seiner Brust und ließ es durch seine Hände laufen. Gisela sah ihn mit Augen voll tiefer Dankbarkeit an, aber der Korb versank, ihr Gesicht versank — sie war verschwunden.

Plötzlich, der Korb mochte zehn Meter tief abgefahren sein, hielt Gottfried das Seil an und zog den Korb wieder herauf. Kräftig zog er und setzte sich fast auf die Bretter. Da schien der Boden heller zu werden, zu leuchten schien er von dem metallischen Haare, das auftauchte, und jetzt kam Giselas Kopf nach, dessen große Augen ihn fragend und angstvoll anschauten.

»Ich wollte dich nur noch einmal sehen,« sagte er und ließ das Seil schon zurücklaufen.

Die warme Röte schlug ihr in die Wangen. »O du ...« Sie war wieder im Loche versunken, und es schien auf dem Gerüstboden dunkel zu werden.

Nach einer Weile — Gottfried arbeitete wieder an seinen Fugen — hörte er die Steinmetzen zurückkehren. Die groben Brokken des totliegenden Gesteins krachten unter ihren Schuhen. »Aas!« klang es herauf, »Gottfried, du Aas! Du hast uns einen aufgebunden! Das sollst du büßen, Halunke!«

Gottfried aber lachte, daß es von den Gewölben schallte, und das Lachen Gottliebs antwortete aus der Tiefe.

Unten erhob sich der Lärm der Steinmetzerei von neuem. Bald aber rief es: »Holla, Gottfried! Holla! Wirst Kalk brauchen! Ein Zuber steht im Korbe! Zieh ihn auf!«

War das aber ein schwerer Zuber! Gottfried riß und zerrte am Seile und setzte sich ein paarmal blank auf den Boden. Der Schweiß trat ihm aus, und er war nahe daran, die Arbeit aufzugeben und den Korb absinken zu lassen. Aber Unmut über seine Schwäche und der Stolz rührten sich, er stieß mit dem Fuße die sich aufringelnde Seilschlange in das Loch hinab und rief stöhnend: »Da ... unten ... holla! Zieht mit!«

Unten zog man mit. »Was habt ihr ... da nur ... hineingefüllt, ... ihr Kerle?« rief Gottfried im Ziehen. Da erschien der Korb im Loche, Gottfried schwenkte ihn herein, und im Korbe — saß Gottlieb.

Er grinste dem verblüfften Gottfried ins Gesicht, kletterte gemächlich aus dem Korbe heraus und hielt in der erhobenen Hand ein langes goldenes Frauenhaar wie einen erhaschten Sonnenstrahl.

»Was ist das?« rief er lachend.

»Ja, was soll das sein ...?« stammelte Gottfried.

»Im Rohr ist gut Pfeifen schneiden,« orakelte Gottlieb, »und wo Mädchenhaare sind, da ist auch mehr vom Mädchen. Wie kommt das Haar in den Korb?«

»Weiß ich's?«

»Nun, und?«

»Was, und?«

»Nun ... Nun ... Und ... Und? Wo man kostet, da will man auch schmecken ...«

»Verschluck' dich an deinen Rätseln, Gottlieb!«

»Kannst ihn drehen, wie du willst, der Hintere bleibt immer hinten. Gesteh lieber ein. Wer war es?«

»Laß es genug sein, Gottlieb,« sagte Gottfried kurzweg und ging an seinen Arbeitsplatz.

»Ah! Aha! Ich versteh'! Frauengeschichten — Ehrensache! Ich versteh'! Aber ein Aas bist du doch, Gottfried, das Frauenzimmer gleich auf's Gerüst einzuladen. Und während du uns das Tier mit den zwei Köpfen zeigtest ...«

Gottfried warf ihm einen Blick wie einen Stein an den Kopf. Gottlieb fühlte den Wurf und hielt es für ratsam, schleunigst abzufahren. Er stieg in den Korb, nahm das Laufseil in die Hände, stieß sich, mit dem Korbe sich über den Boden herwippend, mit diesem über die Öffnung hinaus und trudelte sich selbst langsam zur Tiefe, indem er innig vor sich hin summte:

Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.
Drum liebes Mädchen, sei nicht so traurig ...

Zum Zeichen, wie ich Euch vertraue, Frau, bitte ich Euch, die Denkschrift von mir anzunehmen. Ich kann sie nicht immer bei mir tragen. Verwahrt sie mir gut.«

Frau Berta nahm das Heft stumm an und steckte es in ihre Brust. Und es war ihr, als nähme sie ein Kind an den mütterlichen Busen. Ein Kind Gottfrieds ...

Er weiß zuviel, dachte der Dombaumeister. Er weiß zuviel, vom Chore und von mir. Und von mir. Und von mir. Er muß herausgeben, was er weiß — oder schweigen. Das beste wäre, er bräche den Hals. Ganz zufällig den Hals ...

Gisela lag im Bette, einer ihrer Zöpfe schlang sich um den bloßen Arm wie die Schlange des Äskulap um den weißen Stab.

»Er hat mich vor den Gesellen verbergen wollen! ... Er hat mich nicht beschämen wollen! ... Er hat mich geehrt! ... Er ist nicht eitel, und er ist gut! Oh!« Sie biß sich in den weißen Arm, daß nicht die Mutter nebenan ihren Freudenschrei hören sollte. Und ein rotes Mal blieb von ihren Zähnen in der weißen Haut.

Gottfried war wieder auf dem Dome. Unten auf dem Münsterplatze hatte ihm ein Bote einen Brief Frau Bertas übergeben. Wie man einen edlen Wein nur in feierlicher Stunde trinken will, so mag man einen bedeutungsvollen Brief nicht in platter Umgebung lesen. Er hatte seine Neugierde bezwungen und war auf den Dom zu einem Stelldichein mit Frau Bertas Brief gekommen.

Da hatte er den Dombaumeister sich um eine Ecke des Laufganges drücken sehen. Aha, er will uns belauschen! Er ist argwöhnisch, der alte Fuchs! Weil er nicht kaufen kann, was er möchte, will er den ausgebotenen



Preis wenigstens zurückhaben. Oh, doch ein edler Zug des Schurken! Gottfried hatte getan, als sähe er nichts, aber er hatte, mit der Örtlichkeit wohlbekannt, den Meister durch absichtsvolles Herumstreichen vor sich her und schließlich in den Orgelkasten getrieben. Dem Baumeister war keine Wahl geblieben.

Die Orgel stand auf der steinernen Sängerbühne, welche die Obergeschosse der Türme verband und durch das große Radfenster der Westseite erleuchtet war. Der Stand für den Bälgetreter war durch einen Holzverschlag eingefaßt. Dort hinein, auf die Trittbretter der Bälge, war der Baumeister getrieben worden.

Gottfried setzte sich an der andern Seite auf die Bank des Organisten, und den Brief auf das Notenbrett gestellt, las er: »Ich werde nicht mehr auf den Dom kommen, Gottfried. Ich will Dich nicht wiedersehen. Du sollst nicht mein Sohn sein. Gisela ist gegen Dich. Ich danke Dir. Ich hätte zwanzig Jahre später geboren sein sollen — geh! Geh! Es wird das beste für uns alle sein, für mich, für den Baumeister, für Gisela. Auch für Dich. Ich fürchte Gefahr ... Geh, ich bitte Dich, Lieber. Und denk' zuweilen an Frau Berta ...«

Gottfrieds Gesicht glühte und strahlte. Er spielte auf den Tasten der Orgel und zog die schönsten Register. Die Tasten senkten und hoben sich, aber die Pfeifen blieben stumm, weil der Mann Frau Bertas nicht den Wind machen wollte für ein Preislied, das ihr junger Freund auf der stummen Orgel spielte.

Jetzt aber schlug Gottfried den Deckel des Spielpultes zu, daß die Pfeifen leise summten und die Winkel des Domes sich den Widerhall zuwarfen, bis er in einer fernen Ecke verstummte.

»Nein,« sagte Gottfried, vom hohen Orgelbocke niedergleitend, »es handelt sich nicht mehr um dich, gute liebe Frau Berta. Es handelt sich nicht mehr um dich. Und Gefahr? Da lache ich drüber!«

Er trat an die Brüstung vor, in der singende und musizierende Steinengel ausgemeißelt waren. Seine Kappe setzte er einem der steinernen Knaben auf, dem sie bis auf die Schultern hing, und lehnte sich über das Geländer in die Kirche hinaus. Im Dachreiter draußen auf der Vierung läutete die Glocke den Englischen Gruß, und vom Uhrturme, dem Nordwestturme, rollten langsam sechs schwere Schläge durch den Steinkern in den Boden hinab. Unten im Dome rief eine quarrende Stimme: »Es wird geschlossen — es wird geschlossen — es wird geschlossen!« Und der alte Schweizer rasselte mit dem Schlüsselbunde. Er schritt das Hauptschiff herab, die Seitenschiffe kamen Chorjungen herunter, und Schweizer und Chorjungen stöberten, wie die Treiber auf einer Jagd das Wild aus Kraut und Hag, aus Beichtwinkeln und Betstühlen Andächtige auf und schoben sie langsam gegen das Hauptportal. Als die Kirche geschlossen war und der Schweizer das Schiff zur Sakristei hinaufschlurfte, rief Gottfried hinab: »Heda, Schweizer! Komm mal 'rauf!«

»Teufelsjunge, Gottfried, was willst du einen Mann siebzig Stufen hinauflocken?«

»Komm nur mal immer herauf.«

Nach einer langen Weile erschien der Alte aus der Tür der Spindel. Er trug einen roten, schwarzgesäumten Schweizermantel und eine schwarze, rotbequastete Mütze. Einen Stab so groß wie er selbst, mit einem blanken Messingknopfe darauf so groß wie sein eigner Kopf, setzte er vor sich her. Er schnaufte und legte die Mütze auf die Brüstung. Sein Kopf rauchte.

»Gottfried, Teufelsbursche, warum gehorcht dir ein alter Mann?«

»Ich möchte etwas mit dir schwatzen, Schweizer.«

»So, so? Ei, ei! Hört! Der Bursche möchte mit mir schwatzen! Und deshalb klettert der alte Mann herauf!«

»Du siehst, daß du's noch kannst, und du mußt dich bedanken, Schweizer, daß ich dir Gelegenheit gebe, zu beweisen, daß du noch nicht alt bist.«

»Ein bißchen kräftig ist dein Beweis! Ein bißchen für Pferde! Ein bißchen anmaßend bist du, Junge. Aber du gefällst mir doch.«

»Also! Dann setz' dich, Vater.« Er schob ihm einen Hocker zu.

Der Schweizer mochte durch Krankheit auch den Rest der Haare verloren haben, den das Alter ihm vielleicht gelassen hatte. Der Kopf war so blank wie der Messingknopf des Stabes. Der Alte hatte den Stab in den Schulterwinkel gelegt, und brüderlich lehnten nun die blanken Kugeln aneinander, der Kopf und der Knopf, elfenbeinern und golden.

»Eine halbe Stunde mit der grünen Jugend schwatzen, das muß das Alter sich schon etwas





kosten lassen,« sagte der Schweizer. »Junge, wir haben zu gleicher Zeit Flaum auf dem Kopfe gehabt, du, als die Haare kamen, ich, als sie gingen. Also, laß Seil ab!«

»Wie wär's mit dem Dombaumeister?« lachte Gottfried.

»Klatschen tu ich aber nicht, Gottfried. Ich bin zwar kein Mann mehr, aber auch noch kein Weib.«

»Es heißt nicht klatschen, Alter, wenn man sich von eines Künstlers Kunst unterhält. Ein Künstler ist ein doppelter Mensch. Von seinem erbärmlichen Mann-Menschen, den er mit andern gemeinsam hat, davon soll man freilich nicht reden. Aber sein Künstler-Mensch gehört allen.«

»Hm ...!«

»Und der Baumeister will doch ein Künstler sein.«

»Ist er denn vielleicht keiner?«

»Nein!«

»Was du nicht sagst! Ja, ja, die Jugend weiß alles. Das Alter wird ganz von selbst dumm. Neue Messer sind scharf.«

»Alter Brummtopf!«

»Jeder Vogel singt auf seine Weise. Also der Baumeister ist kein Künstler. Wie sieht dein Künstler denn aus, wenn's gefällig ist?«

»Er packt den Stier bei den Hörnern und rammelt ihm die Knochen aus dem Hautsack! Seine Aufgabe, mein' ich.«

»Gut gesagt! Gut gesagt! Ein bißchen kräftig, aber gut gesagt! Und der Baumeister tut das nicht? Nein, das kann man wahrhaftig nicht sagen. Sag' mal, du junger Sturmwind, du solltest dich lieber mit deinem Baumeister vertragen. Du solltest ihm ein bißchen um den Bart gehen und dich an seine Tochter heranmachen. Das junge Kälbchen würd' ich bei den Hörnern nehmen, falls es schon welche hat. Gefällt dir die Tochter nicht, he? Was ist das mit dir? Wenn die Ente Wasser sieht, dann wackelt ihr der Bürzel. He? Wie ist das mit dir und den jungen Mädchen? Halt dich an die Tochter und schilt nicht auf den Erzeuger. Dann wirst du bald sein Nachfolger sein.«

»Ja, wenn man die Tochter ohne den Alten bekommen könnte ...«

»Du scheinst also lieber Beschützer der Witwen und Waisen zu sein? Ich versteh'! Möchtest nur mit Frauen zu tun haben? Ich versteh'! Die Männer sind euch jungen Weltknetern zu harte Steine, sind nicht solche Gummibälle wie die Weiber. Oh, ich versteh'! Mit meinem Schwiegervater, der Domschweizer war, ging's mir nicht anders. Ihr Jungen seid ja riesig gescheit, aber in einem seid ihr doch alle gleich dumm: ihr bedenkt nicht, daß eure Alten auch einmal so jung waren wie ihr und auch unter den Alten geseufzt haben wie ihr. Und dieselben Vorwürfe hatten. Darum durchschauen sie euch bis in die Hosen.«

»Kannst reden, was du willst, Alter, recht hab' ich doch!«

»Natürlich hast du recht. Das Recht hat man nämlich nicht im Kopfe, das wächst auf dem Kopfe: die Haare sind es. Ob sie lang und dicht sind, das ist das Recht. Danach hast du freilich viel Recht. Und wie die Haare ausfallen, so kommt ihr ins Unrecht. Ganz von selbst. Haar um Haar; Stufe um Stufe. Das wirst du auch erleben. Grün seid ihr wie Pflaumen im Juni! Bitter wie Schlehen! Unreif wie Holzäpfel! Dazu noch frech wie ... wie ...«

»Na, wie denn, Alter? Wie denn?« lachte Gottfried. »Kannst du nichts mehr finden, armer Alter?«

»... wie ein Affenhintern!«

»Holla! Du sparst nicht, Alter!«

»Wenn ich dir den Pelz wasche, muß ich ihn auch naß machen dürfen. Ich hab' dich gern, Junge. Nimm Lehren an.«

»Dazu hab' ich dich nicht gerufen.«

»Ach so? Ja, richtig! Also bitte. Du hattest etwas gegen deinen Baumeister auf der Brust. Herunter damit. Laß keine Kröte auf dem Herzen bersten.«

»Ein Stümper ist er! Ich wollte, ich könnte ihm das mal gerade ins Gesicht sagen. So recht von Herzen ins Gesicht sagen. Das täte wohl! Das täte wohl! Dafür gäbe ich einen Monat Steinmetzenlohn hin. Gott ist ein Schalk gewesen, als er den Meister Gottschalk schuf. Dumm, unverträglich, rechthaberisch, selbstisch, eifersüchtig, feige, rachsüchtig ...«

»Halt! Das ist Klatsch!«

»Gut! Aber vom ‚Künstler' darf ich reden? Was kann dieser Künstler? Gotisch von Romanisch kann er unterscheiden und noch etliches, was er auf den Schulen gelernt hat. Aber das Geringste, was er in den Schulen nicht gehabt hat, das kann er nicht. Wenn ich sage, daß mein kleiner Zeh mehr denkt als sein ganzer Dombaumeisterkopf, dann bin ich noch



sehr bescheiden. Oh, welchen Haß habe ich gegen diese beamteten Dummköpfe! Gegen diese Stellenschinder und Pfründenfresser! Gegen die betitelte Unfähigkeit! Da sagen sie zu ihren Untergebenen: ‚Macht das so und so. Ihr wißt schon! Werdet's schon recht machen!' Dabei ist ihnen selbst der Kopf leer wie der Sack dem Bettler. Und sie lassen sich die fertige Zeichnung reichen, sie kritteln ein wenig dran herum, während ihnen doch der Verstand stillsteht vor Staunen. Sie kritzeln hier und da einen überflüssigen Strich hin, dann schreiben sie keck und frech darunter: ‚invenit X. Y. Bestellter Dombaumeister'. Der Herr darf Zins vom Geiste nehmen, weil er der Herr ist. Haha! So will unser erleuchteter Baumeister mich bestehlen. Er möchte meine Schrift haben, die ich über die Wiederherstellung des Chores geschrieben habe, würde sie durchblättern, hier ein Komma streichen, dort ein ‚und' einfügen und dann davorschreiben: ‚Neue Vorschläge für eine dauernde Wiederherstellung des Chores Unserer Lieben Frau. Aufgesetzt, erfunden und gezeichnet von Dombaumeister Gottschalk. Einer Hohen Regierung und einem Hochwürdigen Kapitel in schuldiger Ehrfurcht überreicht.' Und ich würde dastehen mit langer Nase, und ein Mühlstein würde darüber zu Staub zerfallen, ehe sie mich hereinriefen und mich frügen: ‚Was hast du an dem Entwurfe mitgearbeitet, Gottfried?' Und wenn ich mich selbst meldete, so ließ mich der Regierungsrat für das Bauwesen durch den Pförtner und der Stiftspropst durch den Sakristan hinauswerfen, und der Baumeister würde aufgefordert, den frechen Gesellen Knall und Fall zu entlassen.«

»Ich sehe, du wirst nicht mehr lange hierbleiben, mein lieber junger Freund,« sagte der Schweizer betrübt.

»Nein, so kommt's nicht, sag' ich dir! Nein! Sondern der Baumeister wird nicht mehr lange hierbleiben, mein lieber alter Freund Schweizer. Das schwöre ich dir! Ich werde den glimmenden Brand ins Freie zerren, daß er Luft bekommt und Flamme schlägt! Schon einmal ist mir so etwas geschehen. Da habe ich stillgehalten und nicht gemuckt, auf die Ehrlichkeit und die anständige Gesinnung des Meisters vertraut und bin betrogen worden. Wenn ich Meister wäre, ich würde mich doch schämen, meinen Namen unter etwas zu setzen, das ich nicht gemacht hätte. Und wenn der Regierungsrat es mir beföhle, so würde ich sagen: Das kann ich nicht! Das Papier müßte doch rot werden, die Tinte versiegen und die Feder zerbrechen, wenn ich eine solche gemeine unverschämte Lüge niederschriebe. Jemand seinen Geist stehlen ist schlimmer als ihm sein Geld stehlen. Denn Geld kann man immer wieder erwerben, aber ein künstlerischer Einfall, das ist ein Geschenk! Und warum geht es mir so? Nur deshalb, weil ich nicht die berühmte Schule habe besuchen können, sondern alles aus mir habe schaffen müssen. Weil meine Eltern so gewissenlos waren, mich als Waise in der Welt zu lassen und sich zu früh von dieser Bühne der Narren und Verbrecher wegstahlen. Weil ich mich nicht mit dem Titel Baumeister konnte stempeln lassen. Und weil ich mich für zu sauber halte, mich in den Röcken der Tochter zu verstecken und auf einem krummen Wege über den Schwiegervater zum Baumeister zu kommen. Ich will meinen Fall herauszerren aus der Verborgenheit und meine Angelegenheit zu einer allgemeinen machen!«

»Sieh mal an, ein so ernstes Gesicht hat die Sache?« sagte der Alte. »Ja, dann freilich. Und ich glaube, du hast recht, Junge. Ich glaube sogar, du hast sehr recht. Und zwar nicht nur von wegen deiner vielen Haare ...«

»Dann will ich fordern, daß sie uns beide einschließen, den Baumeister und mich, jeden in einer Klause. Sie sollen uns eine Aufgabe stellen, zwölf Stunden sollen sie uns einschließen und uns keine Hilfsmittel geben. Und ich will mir ausbedingen, die Klause, in welcher der Baumeister sitzt, durchsuchen und in seine Taschen greifen zu dürfen, ob er nicht doch eine Eselsbrücke versteckt hat. Und dann los! Ich brenne darauf! Ich kenne keine größere Freude! Los mit Schiene und Zirkel! Ha, ich kann mir denken, wie er da an seinen Nägeln kauen wird, der Herr Baumeister, daß sie angeknabbert sind wie ein Brot von Mäusen! Los auf die Jagd nach Einfällen! Haha, ich kann mir vorstellen, wie er hinter den Einfällen herrennt, und was er einfängt, sind nur die Wölfe, die er sich in leerem Brüten aus der Nase holen wird.«

»Gut! Gut! Du hast vielmals recht, Gottfried. Schon deshalb, weil du dein Recht beweisen willst. Weil du das Gottesurteil bestehen und die glühende Platte anfassen willst. Wenn dein Baumeister dich hören würde, so



würde er selbst sagen: ‚Machen wir beide die Prüfung.' Geh doch zu ihm, zum Meister Gottschalk, und fordere ihn in die Schranken. Ich bin sicher, er wird sich nicht verhöhnen lassen. Er wird dich Zwerg erst ein bißchen von oben herab angucken, aber dann nimmt er den Handschuh auf, den du ihm hingeworfen hast.«

»Ich bin sicher, das tut er nicht, guter Alter! Er wird lieber mich mit Kuchen stopfen, mich mit Wein betrunken machen und wird mir seine Frau und Tochter vorstellen, daß ich mich in sie verlieben und über ihnen die Herausforderung vergessen soll. Denn er schwitzt ja Blut vor Angst. Ich muß ihn vor Zeugen herausfordern, auf offener Straße, auf dem Werkplatz oder im Dome. Doch ich möchte ihm die Schande ersparen und ihn reizen, daß er handelt ohne die Herausforderung vor der Öffentlichkeit. Aber er tut's nicht! Er tut's nicht!«

»Woher weißt du, daß er es nicht tut?«

»Er tut's nicht! Er tut's nicht! So sicher, wie du hier sitzest, guter Alter — er tut's nicht!«

»Ich wette, er tut's.«

»Wette lieber nicht, du würdest die Wette verlieren. Wenn er uns hier hörte und nur dich zum Zeugen hätte, glaubst du, daß er hervortreten, mir auf die Schulter schlagen und sagen würde: ‚Kühn bist du, Gottfried. Tollkühn! Fast frech bist du! Aber du sollst deinen Willen haben!' — Glaubst du das?«

»Das glaube ich!«

»Ich glaube es nicht! Mehr, ich weiß es! Müßte er sich vor dir schämen, Alter, wenn er nur dich zum Zeugen hätte?«

»Vor mir nicht. Ich schwatze nicht. Ich habe, bevor mein Schädel kahl wie eine Kegelkugel wurde, so viel von Menschen gesehen und gehört, ich habe so viel leeres Stroh gesehen, das sich für volle Garben ausgab, und habe geschwiegen. Ich würde auch dazu schweigen.«

»— — Siehst du, Alter, er tut's nicht!«

»Siehst du? Siehst du? Wieso soll ich sehen? Was ist hier zu sehen?«

»Haha! Ich habe vor, alter Freund, ihn einmal in deiner Gesellschaft zu stellen, denn ich kann nur mit Schweizern verkehren — nimm's nicht übel, guter Alter —, die Kapitelherren verkehren ja nicht mit mir, weil ich nicht studiert habe, nicht akademisch, nicht abgestempelt bin. Sonst möchte ich ihn wohl vor den Kapitelherren stellen. Doch die haben die Küster und Sakristane zu nahe zur Hand. Aber er geht nicht darauf ein! Du wirst's erleben!«

»Ich bin ja nur ein einfacher Mann, aber ich habe eine gute Schule besucht, auf der ich zwar kein Latein gehabt, aber viele Kapitel Menschennot habe studieren müssen. Und der Lehrgang war lang, achtzig Jahre dauerte er, und ich scheine noch nicht zur Abschlußprüfung zugelassen zu werden.«

»Oh, er ist feige! Feige! Die Hyäne, die nachts an das Lager heranschleicht, das draußen vergrabene verreckte Pferd ausscharrt und, wenn einer im Lager hustet, das Aas läßt und in gestrecktem Laufe die Wüste mißt, so lang sie ist — die ist ein Held gegen den Meister Gottschalk ...«

»Halt, halt! Ich höre nicht mehr zu! Bis hier habe ich dir zugehört, weil du gerechte und männliche Klage vorzubringen scheinst. Aber wenn du wie die Weiber ins Persönliche gehst, dann folge ich dir nicht.«

»Ich sehe Flammen vor den Augen,« rief Gottfried wild, »wenn ich an den Meister Gottschalk denke! Ich hasse ihn, wie ich den Mörder meiner Mutter nicht hassen würde! Mein Blut wird Gift, wenn ich seinen Namen höre, und meine Ohren möchten den Namen erbrechen wie mein Schlund, wenn ich eine Kröte hätte fressen müssen!« — Der Schweizer sprang auf und hielt sich die Ohren zu, aber Gottfried faßte ihn an der Schulter und raste weiter: »Seit heute hasse ich ihn so! Denn höre, Alter: er würde mir seine Frau nicht verweigern, wenn ich ihm meine Gedanken geben wollte, er hat mir seine Tochter geschickt, und für die Schrift als Gegengabe hätte ich ...«

Da krachte der Verschlag des Bälgetreters, und heraus stürzte Meister Gottschalk. »Halunke!« schrie er, daß der Dom widerhallte. »Halunke, Halunke!« gab das Echo weiter, und »Halunke!« klang es schließlich in fernen Winkeln ab.

»Halunke, du sollst haben, was du verdienst!« schrie der Baumeister, ballte vor Gottfried die Fäuste und stürzte die Spindeltreppe hinab.

»Hahaha! Hahaha!« lachte Gottfried, und die Winkel des stillen Domes lachten mit: Hahahaha ...

Bestürzt stand der Schweizer, sah Gottfried und sah den offenstehenden Verschlag

an. »So?« sagte er betreten und gekränkt. »Ich war dir nur der Trichter für das Ohr des Baumeisters? So einer bist du? Nun, dann kann ich ja auch hinabgehen.« Still schlurfte er zur niederen Tür und verschwand in der Spindel.

Gottfried aber warf sich über die Bank des Orgelspielers hin, und die Tränen brachen ihm aus. Dann lachte er und rief: »Du bist gerächt, Mädchen! Liebe Mutter Berta, du auch! Du bist gerächt, Gisela, Geliebte!«

Die Sonne war schon lange fort. Dämmerung kroch durch den Dom umher wie ein Drache in seiner Höhle. Plötzlich, wie mit einem Rucke, wurde es vollends Nacht in der heiligen Höhle.

Als Gottfried den Dom verließ, begegnete ihm auf dem Domplatze der Baumeister, der wieder mit einer Laterne ins Chor ging. Bleich vor Haß sahen die Männer sich an.

Der Baumeister machte seine Gesichtsmuskeln durch stummes Kauen etwas geschmeidig, ehe er hervorbrachte: »Du fliegst zum Ersten von der Baustelle. Bis dahin wirst du pünktlich zur Arbeit antreten. Ich habe dir noch etwas ins Zeugnis zu schreiben. Du wirst morgen die Kappe fertig einfugen, an der du heute gearbeitet hast.«

»Einer von uns beiden wird zum Ersten gehen. Es ist noch nicht ausgemacht, wer!« trotzte Gottfried. Dann hingen sie eine kurze Weile mit wilden Blicken verhakt wie verkämpfte Hirsche zusammen, bis sie sich wortlos trennten.

Im Chore war finstere Nacht. Nur der blasse Schein der Lichter der Stadt fiel auf dem Umwege über die Wolken durch die hohen Fenster herein. Durch die Undichtigkeiten der Bretterverschalung flimmerte das rote Licht vom Hauptaltar aus dem Dome herüber.

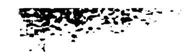
Die Steinblöcke standen wirr und kantig in der majestätischen Werkstatt des Chores. Der Meister stampfte durch das Totliegende und stolperte über eiserne Winkel und Stahlhämmer. Leise fluchte er. Das Licht in der Laterne flackerte. Ein Bohrwurm klopfte im Holze einer Leiter. Es roch sauer und köstlich nach Kalk. Der Baumeister spie aus, und ein Brocken ungelöschten Kalkes zischte leise auf. Plötzlich erlosch die Kerze in der Laterne. Lästerlich fluchend zündete Gottschalk das Licht wieder an. Die vier überlebensgroßen Standbilder der Evangelisten, die gegen Steinschlag durch Strohverpackung und gegen den Baustaub durch Tücher geschützt an den Mauerpfeilern zwischen den ungeheuren Fenstern standen, erschienen in ihren Verkleidungen als riesige Gespenster, von der Nacht ins Phantastische vergrößert. Wie vermummte Warnegeister ragten sie auf ihren Konsolen.

Gottschalk zog sein Halstuch durch den Ring am Kopfe der Laterne und knotete es. Sein Bart war nun von unten angeleuchtet, und im Schatten des Bartes schien sein Gesicht ausgetilgt zu sein. Das Kinn war tierisch vergrößert. Leise stieg er, wie ein Gorilla nachts in den Bäumen des warmen Urwaldes wandelt, auf seinen vieren im Stangenwalde aufwärts. Eine Sprosse knackte, wie es wohl im finsteren tropischen Dampfwalde knackt, wenn der Affe von Ast zu Ast turnt. Holzsplitter der ausgefransten Sprossen hefteten sich Gottschalk in die Hand; er hielt an und zog sie knurrend mit den Zähnen aus der Haut. Wenn er dabei den Kopf neigte und das Licht seine Zähne beleuchtete, schienen sie groß wie die eines Gorillas.

Er trat auf den Boden. Er ging zu Gottfrieds Arbeitsplatz. Er prüfte, auf die Zehen sich hebend und sich einige Male auf die Fersen fallen lassend, die Festigkeit des Standbrettes. Er kniete nieder und rüttelte an der vierkantigen wagerechten Stange, die in das Loch eines ausgesparten Steines eingelassen das Brett trug. Sie stak fest. Er zog die neben die Stange eingetriebenen Holzkeile aus dem Loche. Die Stange ließ sich jetzt bewegen. Er band ein Seil an ihrem freien Ende an und bewegte sich vorsichtig auf dem Brette zurück. Vom Gerüstboden aus zog er mit dem Seile die Stange aus ihrem Loche, löste das Seil und ließ die Stange in die Tiefe fallen. Grimmig lachte Gottschalk.

»Entsetzlich! ... Erzähle Gottlieb. Oh, wie entsetzlich!«

»Ja, was ist da viel zu erzählen, Frau Meisterin. Wir sind eben zur Morgenschicht angetreten, Gottfried ist die Leitern hinaufgelaufen, ich stehe an meinem Blocke, summe mein Lied und habe gerade begonnen, den Stein mit dem Steinhobel, mit Wasser und scharfem Sande zu polieren — da kracht es neben mir nieder in die Brocken — Gottfried ist abgestürzt und hätte mich im Sturze fast erschlagen.«



»Entsetzlich! ... Was tat der Meister, Gottlieb?«

»Oh, der Meister war soweit ganz nett. Er hat den Gottfried ja gern gehabt. Er war im Chor in einer andern Ecke beschäftigt, er kam herangelaufen, warf sich auf Gottfried, zog ihm den Rock aus, betastete ihn rundum und fühlte ihm das Herz. Aber es war nichts mehr zu machen. Eher hätte man einen Fisch ertränkt als Gottfried wieder lebendig gemacht. Schwarzes Blut quoll Gottfried aus Mund und Nase.«

»Entsetzlich! Kannst du dir denken, wie es gekommen ist?«

»Je nun, wie wird's gekommen sein? Bauleute müssen mit so etwas rechnen. Abstürzen ist sozusagen unser Heldentod. Der Tragbalken unter dem Brette von Gottfrieds Stand wird sich gelockert haben. Der Balken muß in der Nacht aus dem Keilloche herausgefallen sein, wir fanden ihn nachher unten liegen. Gottfried war wohl etwas leichtsinnig, das muß man schon sagen. Er lief wie ein Eichhörnchen über die Gerüste. Er wollte auch nie Geländer bauen. Er war vollkommen schwindelfrei. Wir haben ihn alle darum beneidet.«

»Ich danke dir, Gottlieb.«

»Nichts zu danken, Frau. Ich wollte, ich könnte Gottfried wieder lebendig machen.«

Meister Gottschalk kam erst am späten Abend nach Hause. Als er ins dämmerige Zimmer trat, stand Frau Berta hinter dem Fenstervorhang und blickte starren Auges auf das Domchor. Der Meister sah sie nicht. »Er hat die Schrift nicht!« knirschte er. »Er hat die Schrift nicht! Die Leichenweiber haben ihn gewaschen und nichts gefunden. Hat er sie verschluckt? Muß ich ihm den Darm auspumpen lassen? Das Weib hat mich betrogen ...«

Da trat Frau Berta, schwarz gekleidet, einen Trauerschal um die Schultern, hinter dem Vorhange hervor. Als Gottschalk sie so unvermutet erblickte, zitterte er plötzlich wie eine Espe, wenn das Gewitter naht. Die Augen flackerten unruhig und wild in seinem bleichen Gesichte. Die Frau stand starr da, ihr Antlitz war weiß, und im Dunkel schien ihre versteinte Gestalt ins Überlebensgroße zu wachsen.

»Du hast mich lange warten lassen,« sprach der Stein.

»Hast du ... gewartet ...?« stotterte es aus der Espe.

»Nicht auf dich, auf eine Nachricht von dir.«

»Auf mich ... nicht —? Wie soll ... ich das verstehen ...? Was bedeutet ...?«

»Du hast Gottfried getötet!«

Wie ein Blitz fuhr das Wort in die Espe nieder und zerspaltete sie. Der Mann schien zu zerklaffen — er wankte, er stürzte in die Knie, er faltete die Hände.

Es wurde vollends dunkel. Die Menschen wurden wie Schatten. Nur die Augen Frau Bertas funkelten aus dem weiblichen Schatten. Die Augen des Meisters Gottschalk waren ohne Licht wie die eines Toten. Es schien ihm, als verließe ihn sein Blut, als begänne sein Herz langsamer zu schlagen. Sein Wille schmolz. Er fühlte, wie an die Stelle s e i n e s Willens allmählich der jenes Schattens trat. Nur noch ein einziges Mal begehrte sein Wille auf.

»Gnade!«

»Zu spät! Auge um Auge! Gottschalk um Gottfried!«

Da verließ ihn der Rest seines Willens.

»Ich denke, du weißt, was du zu tun hast. Weißt du es —?«

»Ich ... ich ... glaube es.«

»Mach' es unauffällig. Daß die Lästermäuler nichts zu reden haben und dein Name gut bleibt. Daß sie von dir sagen, du seist den Heldentod des Architekten gestorben. Du wirst wissen, welcher andre Balken sich am leichtesten löst. Du sollst auch ohne Sorge um das Chor gehen. Es wird nicht einstürzen. Die Schrift habe ich auf dem Dome verborgen. Sie ist für deinen Nachfolger bestimmt. Zu beichten brauchst du nicht. Ich habe dir das Bekenntnis abgenommen, und du selbst wirst dich entsühnen.«

Auf der inneren Treppe waren Tritte zu hören. »Steh auf!« befahl Frau Berta. Meister Gottschalk stand auf. Die Tür wurde aufgerissen, Gisela stand auf der Schwelle, hinter ihr Klara.

Klara fand sich zuerst im Dunkel zurecht. »Jesus Maria Deies!« rief sie und verschwand.

Gisela suchte mit ihren vom Weinen kraftlos gewordenen Augen in der Nacht des Zimmers. »Es ist so dunkel im Hause. Seid ihr da, Vater und Mutter?« Allmählich traten ihr die Schatten aus der Nacht heraus.



»Es ist so finster im Hause. Ich fürchte mich. Was steht ihr so starr da? Was ist? Vater und Mutter, ich fürchte mich! Warum redet ihr denn nicht? Warum macht ihr kein Licht? Sprecht doch! Redet! O Vater, wo ist Gottfried? Warum ließest du ihn auf dem Brette arbeiten? Gib mir Gottfried wieder, Vater!« rief sie laut. Dann löste sie sich in Schluchzen auf. »So redet doch! Seid ihr tot?«

»Wir sind alle müde,« sagte die Mutter. »Ich bin müde, und der Vater auch von allem. Geh schlafen, Gisela.«

Gisela gehorchte sofort. »Ja. Gute Nacht!« Sie wankte auf ihren dünnen Beinen hinaus, die unter ihr zu zerbrechen schienen.

»Deine Tochter soll nichts erfahren. Ich werde es allein tragen. Jetzt nimm die Laterne« — Meister Gottschalk nahm die Laterne —, »zünde das Licht an« — er zündete das Licht an — »und mache dich bereit, zu gehen« — er knöpfte seinen Rock zu und nahm den Hut. »Wir haben schöne Jahre miteinander verlebt, Gottschalk, solange ich dich nicht erkannte und deine Natur dir gut zu sein gestattete. Ich danke dir dafür. Nun geh. ‚Leb' wohl!' und ‚Auf Wiedersehen!' kann ich dir nicht sagen, wenn die Worte noch einen Sinn haben sollen. Ich werde mich ans Schlafzimmerfenster stellen. Du gehst auf geradem Wege ins Chor und steigst die Leitern hinter dem großen Fenster hinauf, daß ich dein Licht wie sonst sehen kann. Und wenn es erlischt, werde ich mein Gesicht verhüllen. Und an die schönen Jahre denken. Geh in Frieden.«

Er sah sie an mit dem Blicke eines verendenden Hundes. Er sagte leise: »Leb' wohl, Berta!« Dann nahm er Hut und Laterne und ging gehorsam hinaus.

Kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, als Gisela durch die andre wieder hereinkam. »Ich fürchte mich! Ich fürchte mich so! Was für eine schreckliche Woche! Wo seid ihr, Vater und Mutter? — Du bist ja allein, Mutter! Wo ist der Vater?«

Frau Berta stand schon auf der Schwelle des Schlafzimmers, und die Tür in der Hand sagte sie: »Der Vater ist wieder fort, Gisela. Er hatte noch einen notwendigen Gang zu machen.«

Herbstgedanken

Über der Stoppelfelder Rand
Geht ein heimliches Klingen:
Bald werden wir wieder im grünen Gewand
Euch junge Blumen bringen.

Gönnt uns den heimlichen Winterschlaf,
Wir müssen Kräfte sammeln,
Bald hört ihr der Maienglocken Geläut,
Hört wieder der Amsel Stammeln.

Hört wieder der eignen Seele Sang,
Die so lange ängstlich geschwiegen,
Die vergessen, daß zwischen Leid und Glück
Heiße Kämpfe liegen.

Damit des Weltlenzes Banner wehn,
Mußte Stille den Stürmen weichen,
Damit die Geister den Geist verstehn,
Bedarf es der Flammenzeichen.

Maria Janitschek





Hubert Wilm: Ruhe








Die Dichter des »Sturms«

Von Dr. Hans Benzmann

Seit einer Reihe von Jahren erscheint in Berlin eine Zeitschrift in Großformat: »Der Sturm«, die ihrem bildlichen und dichterischen Inhalt nach eine Sonderstellung innerhalb der neuesten expressionistischen Bewegung einnimmt und auf den ersten Einblick trotz aller individuellen Verschiedenheit ihrer Mitarbeiter eine deutlich sichtbare Stileinheit in allen ihren künstlerischen und dichterischen Beiträgen erkennen läßt. Die beigegebenen Holzschnitte stellen ein Gewirr von Linien und Kreisen, von schwarzen und weißen Flächen dar, dazwischen werden Figuren in Umrissen angedeutet, sie liegen in starken Linien, in bewegter, doch primitiv unnatürlicher oder verzückter Haltung flach auf der Fläche — ohne Perspektive und Plastik — und bilden vielleicht menschliche Figuren, Landschaften mit Bäumen, Häusern usw. Oder auch aus strengen Linien und Symbolen werden Affekte und Gefühlszustände sofort erkennbar.

Zweierlei Bestrebungen kommen hier mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck: einmal die, daß ein Bild nicht Nachschöpfer der Natur, also eines Eindrucks von der Außenwelt her sein soll, sondern Neuschöpfung, an sich selbständige Gestaltung aus Stoffen und Mitteln, die von der Kunst selbst gegeben sind, d. h. also Farben, Linien, Flächen sollen reizvoll oder bedeutsam allein durch sich selbst und durch ihre Zusammenstellung wirken. Sodann soll das Bild eine Vorstellung, eine Empfindung, eine Eingebung der Phantasie oder ein Erlebnis in rein seelischer Spiegelung, also unmittelbar ausdrücken. Aus den künstlerischen Darbietungen läßt sich aber nun nicht erkennen, welcher künstlerisch-kritische Maßstab der Auswahl zugrunde liegt und worin überhaupt der künstlerische Eigenwert der Zeichnungen zu finden ist. Jene beiden Momente, das der Bedeutsamkeit der technischen Mittel und das der möglichst unmittelbaren Darstellung einer Vorstellung, lagen nämlich der malerischen Kunst schon immer mehr oder weniger zugrunde. Sie müßten also hier, wo sie doch in reinster Form erscheinen sollen, überwältigend und überzeugend sich dem Auge und der Seele erschließen. Das ist aber nur bei einigen Bildern der Fall, bei denen nämlich, wo ein starkes persönliches Können, eine energische Phantasie am Werke ist oder wo deutlich ein kräftiges Symbol seelische Beziehungen auslöst, oder dort, wo innere (logische) Notwendigkeit — nicht Willkür — die Linien führt und die Flächen zusammenstellt. Mit andern Worten: Geist und Persönlichkeit, Rhythmus — oder man nenne es Logik, Sinn, Urgrund, gestaltender Instinkt — können auch in dieser Kunst, die mit Recht die grundlegenden Probleme betont, nicht ausgeschaltet werden. Sonst ist geistlosester Willkür und handwerksmäßigem Dilettantismus jedes Tor geöffnet, sonst geht die Kunst am Wesenlosen zugrunde und fällt grund- und ziellosem Nihilismus anheim. Dieser Gefahr ist die Leitung des »Sturms« und ihr Mitarbeiterkreis nicht entronnen. Bei allem Interessanten und Beachtenswerten, das er bietet — kritiklos scheint dieser Künstlerkreis sich selbst gegenüberzustehen.

Denselben Eindruck gewinnt man, um dies kurz wenigstens zu erwähnen, aus den vom Verlage veranstalteten Kunstausstellungen. Die einseitige Betonung des Rein-Farbigen, so schön die Farben auch zusammengestellt sein mögen, wirkt geistlos verwirrend; man steht den Bildern ratlos gegenüber. Der Mensch ist doch nicht nur Auge, und selbst rein für das Auge wirkt die Masse dieser Farbenvariationen eintönig und schließlich reizlos. Auch die stark symbolische Kunst zum Beispiel eines Chagall, die infolge der geistig bedeutsamen Momente doch persönlich und stimmungstief, ja durchaus charaktervoll erscheint, läßt in ihrer Willkür nur zwiespältige Wirkungen aufkommen, Eindrücke des Unfertigen, einer mit Vorstellungen und Darstellungsmöglichkeiten ringenden Phantasie. Dieser eigentümliche starkgeistige Künstler ist freilich kraft seiner schöpferischen Begabung eine für sich zu bewertende Erscheinung.

Es ist nun höchst bemerkenswert und eigentümlich, daß die stilgerechten Dichter des Sturmkreises genau dieselben künstlerischen Ideen zu verwirklichen suchen wie die Zeichner dieser Gruppe. Auch ihr Streben ist darauf gerichtet, die künstlerischen Mittel der poetischen Kunst, also die Sprache, das Wort und seinen Klang und Begriff, voll und nur durch sich selbst wirken zu lassen, also ohne von außen her herangebrachte Formprägung, ohne künstliche, gezwungene Satzbildung, ohne Bindung durch einen gesetzmäßigen Rhythmus, durch Takt, Reim, Vers- und Strophenbildung. Die natürlichen Mittel der Poesie, die rein sprachlichen, ja lautlichen, sollen rein durch sich wirken, durch ihren Klang, durch ihre Farbe, durch ihre Empfindungsreize, sie sollen auf diese Weise unmittelbar Vorstellungen und Empfindungen ausdrücken. Ein Wort etwa soll ein ganzes Bündel von Vorstellungen gleichsam aus seinem Kernbegriff heraus ausstrahlen. In zweiter Linie kommt es also auch diesen Künstlern des Wortes wie den Zeichnern auf unmittelbare Darstellung einer Vorstellung oder Empfindung an. Dies war bisher allerdings immer das Bestreben aller echten Poesie. Man denke an das



Volkslied, an Goethes, Eichendorffs, Mörikes Lyrik. Aber bisher wurde gerade durch die Anwendung einer dem Inhalt möglichst entsprechenden, doch bestimmten Form die innere rhythmische Melodie, die Empfindung, unmittelbar zum Ausdruck gebracht, gerade die lyrische Empfindung: hierin beruht das Geheimnis, das Unerklärbare der dichterischen Form. Unzweifelhaft lassen sich nun auch durch die neue Methode der formlosen Darstellung, der künstlerischen Verwendung des Wortes an sich unmittelbare Wirkungen erzielen, wie es ja auch die ähnlichen Bestrebungen von Arno Holz bewiesen haben. Die Methode der Sturm-Dichter begnügt sich jedoch nicht mit der knappsten Formung einer Vorstellung durch allgemein verständliche Worte und Begriffe. Diese neue Kunst sucht vielmehr ganz subjektiv aus den Laut- und Begriffswerten der Sprache heraus neue Beziehungen zu lösen und zu binden. Dadurch entsteht fast eine neue Sprache und, maßlos angewandt und subjektiv ausgenutzt, ist Folge dieser Methode: Sprachvergewaltigung. Die Folge ist weiter, daß man diese Dichter nicht verstehen wird, nicht verstehen kann, daß sie einander selbst nicht einmal verstehen werden. Dieser Gefahr sind die Dichter des »Sturms«, wenigstens die konsequentesten Verfechter des Prinzips, auch nicht entronnen, sie sind ihr vielmehr bewußt entgegengegangen und verteidigen dieses Prinzip als das allein gültige und zukunftskräftige. Aber sie bedenken hierbei nicht, daß ihr Schaffen im Intellekt wurzelt und niemals das erzeugen kann, was Seele aller Kunst ist: mitschwingendes Verständnis. Ganz abgesehen davon, daß durch diese überpersönliche Methode die Kunst dem allgemeinen Empfinden der Volksseele immer mehr entfrembet wird. Es ist aber selbstverständlich, daß die Methode, maßvoll und in den Grenzen des allgemeinen Sprachgebrauchs angewendet, auch gediegene künstlerische Wirkungen zu erzielen vermag.

Dies ist nun oft der Fall bei den Gedichten und Dramen des bedeutendsten Vertreters dieser Richtung, des charaktervollen Dichters August Stramm (als Offizier gefallen). Er hat einen Band Liebesgedichte »Du«, eine kosmisch-visionäre Dichtung »Die Menschheit« und einige sehr beachtenswerte dramatische Versuche hinterlassen. Auf unmittelbarste Veranschaulichung, auf Vergegenwärtigung seelischer Vorgänge und künstlerischer Gestaltungszustände ist das Streben dieses Dichters gerichtet. Die Vereinfachung und Vergeistigung des Ausdrucks wird fast bis an die Grenze des Möglichen geführt. Verschmäht werden alle äußeren Mittel, auch z. B. die Interpunktion. Dennoch zwingt der Dichter zum Miterleben, zum Mitempfinden. Es ist fast, als ob die Sprache aller Schwere entledigt sei, und was als Manier erscheint, ist doch nichts andres als künstlerische und seelische Energie. Freilich, Stramm kürzt die Sprache, das einzelne Wort, und erfindet neue sprachliche Verbindungen. Dadurch werden seine Gedichte oft schwer verständlich. Er macht Stimmung, Bewegung, Leidenschaft, Idee oder Vorstellung gleichsam durch sich selbst lebendig. Am unmittelbarsten wird er auf den unbefangenen Leser in den kleinen Stimmungsgedichten wirken.

Abendgesang

Durch schmiege Nacht
Schweigt unser Schritt dahin
Die Hände bangen blaß um krampfes Grauen
Der Schein sticht scharf in Schatten unser Haupt
In Schatten
Uns!
Hoch flimmt der Stern
Die Pappel hängt herauf
Und
Hebt die Erde nach
Die schlafe Erde armt den nackten Himmel
Du schaust und schauerst
Deine Lippen dünsten
Der Himmel küßt
Und
Uns gebärt der Kuß!

Verabredung

Der Torweg fängt mit streifen Bändern ein
Mein Stock schilt
Klirr
Den frechgespreizten Prellstein
Das Kichern
Schrickt
Durch Dunkel
Trügeneckend
In
Warmes Beben
Stolpern
Hastig
Die Gedanken.
Ein schwarzer Kuß
Stiehlt scheu zum Tor hinaus
Flirr
Der Laternenschein
Hellt
Nach
Ihm
In die Gasse.

In maßvoller Weise sind in diesen Gedichten neue Wortbildungen und neue Wortbeziehungen verwandt, nur hier und dort stört eine ungewöhnlich und hart klingende Wendung. Schwerer zu verstehen sind die abstrakte Affekte darstellenden Gedichte. Ich habe jedoch Gedichte, wie »Liebeskampf«, deren Energie beim Lesen nur fühlbar wird, durch den Vortragsmeister des »Sturms«, Rudolf Blümner, rezitieren hören und muß gestehen, daß dann das lebendige Wesen, der natürliche Widerstreit der Empfindungen ganz anders unmittelbar zum Ausdruck kam. Das gilt auch



von den größeren Dichtungen Stramms, in denen Entwicklungsprozesse dargestellt werden. In solchen erlebt der Dichter gleichsam das Werden einer Welt oder das Menschwerden unmittelbar in seiner Seele; hingegeben ist er den Urtönen, dem Wogen und Wallen der Elemente, aus dem Wesen und Wollen sich löst, Leibliches, Seelisches und Geistiges entsteht und alles wieder zurücksinkt in ewigem Wechsel; was er erlebt, kündet er unmittelbar gleichsam selbst unter den konvulsivischen Zuckungen des Prozesses, gleichsam er selbst mittendrin im wandelbaren Wirbel. So kommt diese Kunst, mit solchem Ernst betrieben, wohl einer urtümlichen elementaren Kunst nahe. Auch hier ist in letzter Linie die Persönlichkeit und ihre sich zwingend durchsetzende Art, ihre künstlerisch-ethische Energie das Entscheidende. Unzweifelhaft haben wir Stramm als eine solche Persönlichkeit anzuerkennen.

Das beweisen auch seine dramatischen Dichtungen, in denen freilich die Grenzen, die dieser Methode gesetzt sind, sich noch deutlicher zeigen. Diese kleinen dramatischen Dichtungen sind in demselben abgebrochenen knappen Stil gehalten wie die Gedichte. Zweierlei soll durch diesen fast einsilbigen Dialog erzielt werden: gedrungenste Erfassung der natürlichen Redeweise und des Seelischen. Die Sprache des Alltags erscheint hier zugleich als stilisierte Sprache, als Sprache der Seele, als knappstes, direktestes Ausdrucksmittel von Seele zu Seele. Damit ist sie allerdings auch wieder der subjektiven Willkür überlassen, gleichsam dem Schraubstock der künstlerischen Energie. Die Spannung, die Zusammenpressung des Stils geht nun hier so weit, daß oft nichts bleibt als ein abstrakter Extrakt, ein Hin und Her von anscheinend mit Beziehungen geladenen Andeutungen, die den Sinn und Zweck des Spielens verwirren, zum mindesten die Absichten des Dichters und den logischen und seelischen Zusammenhang nicht erkennen lassen. Das ist besonders dann der Fall, wenn der Dichter, wie zum Beispiel in dem Drama »Geschehen«, die irdische Szene zur visionären und metaphysischen werden läßt. Hier versagt der auf die Spitze getriebene gedrungene Stil vollständig. Es ist unmöglich, den Sprüngen und den bis ins Wesenlose verstiegenen Verdichtungen des Geistigen, den Gegensätzen und Widersprüchen zu folgen. Das künstlerisch reifste dieser kleinen Dramen scheint mir »Kräfte« zu sein, in welchem ein Liebesstreit zwischen vier Menschen in allen seinen wechselnden zerrissenen Beziehungen bis zum bitteren Ende durchgekämpft wird. In dem nur andeutenden, nervös hysterischen Dialog werden die armen unfreien Menschenseelen vollkommen bloßgelegt. Auch die »Heidebraut« behandelt elementare Konflikte im Höhepunkte (Heimatgefühl und Kindesliebe). Bedeutend ist die Stimmung in dem Drama »Erwachen«, meisterhaft die ins Visionäre gehobene seltsame Situation — auch hier ein Liebeskonflikt, der ruchbar und der Menge preisgegeben wird, der Menge, die dann über die Liebessünder wie eine Meute entfesselter Tiere herfällt. Dieses teuflisch-tierische vegetative Moment kommt mit unheimlicher Plastik zur Anschauung. — Ich habe einer Aufführung des Dramas »Susanna«, die der Verein Sturm-Bühne vor einiger Zeit veranstaltete, beigewohnt. Kein Zweifel, daß da den einfachen erotisch-seelischen Vorgängen durch eine gewaltsame Stilisierung des Bühnenbildes, das ins Zeitlos-Symbolische, ins Abstrakt-Primitive entrückt wurde und der gesamten technischen Mittel, wie Kleidung, Sprechweise, Bewegungen und Mimik, Zwang angetan wurde, so daß der Handlung alle natürliche Empfindungs- und Stimmungstiefe verlorenging und nur eine kunstwidrige, gequälte, unverständliche Phantasmagorie ohne Seele übrigblieb.

Nicht ganz den Spuren Stramms folgt Herwarth Walden in seinen dramatischen Dichtungen. Von diesen scheint mir die bedeutendste die »Komitragödie« »Weib« zu sein. Ich weiß nicht, ob die satirische und in der Darstellung des Typischen wie des Individuellen anschaulich und lebendig wirkende Komödie schon aufgeführt worden ist. Der Versuch würde sich lohnen. Freilich nur auf einer kleinen Bühne. Wie hier alles den birnenhaften Typus Weib umflattert, das ist mit drollig-ernster Beweglichkeit und klugen Stimmungseffekten gestaltet und wird leise aus seinem gewöhnlichen Milieu und aus armseligem Seelenleben ins Sozial-Sittliche emporgehoben. Von feinen, seelisch und poetisch schönen Reflexen ist das kleine Stück »Sünde« — ein Spiel an der Liebe — durchzogen; es gleitet ersichtlich über unheimliche Abgründe hinweg, die plötzlich aus dem Unbewußten gähnen. Aber beherrscht wird es doch von den lichten, zarten und edlen Beziehungen, die zwischen diesem Vater und dieser Tochter anmutig bestehen. Auch die übrigen kleinen Dramen Waldens sind gut gemacht, die Darstellung oberflächlicher Menschentypen erscheint stets abgerundet und lebensvoll. Das gilt auch von dem dialogisierten Roman »Die Härte der Weltenliebe«. In diesem Roman ist alle erzählende Schilderung ausgeschieden. Die Menschen und ihre Lebensverhältnisse gelangen nur durch Gespräche zur Darstellung, und nur aus Rede und Gegenrede ist zu erkennen, wer spricht. Gewiß ein interessanter kunsttechnischer Versuch. Aber das Verständnis wird dadurch ungemein erschwert, und auch dieser Weg führt zu einem künstlerischen Nihilismus. Und damit wohl auch zu der Erkenntnis, daß die Mittel der Kunst zwar verfeinert, doch nicht bis zum Wesenlosen ausgeschaltet werden können: das würde zuletzt Aufhebung der Kunst bedeuten. Ganz abgesehen davon, daß das



Studium solcher Werke eine Nervenarbeit und kein künstlerischer Genuß ist.

Aber Walden läßt die gewöhnliche Sprache gelten, er will nur prägnant sein, er wandelt das Wort selbst nicht um. In dieser Beziehung ist er nicht mit Stramm zu vergleichen. Dessen rechtmäßige Schüler sind erst die Dichter, die ich nun besprechen will. Sie erst bilden den eigentlichen inneren Kreis der Sturm-Dichter und vertreten eine sprachtechnische Richtung, die sich mehr als jede andre moderne extreme Stilrichtung von der allgemeinen dichterischen Behandlung der Sprache und der Darstellung geistiger und erfühlter Erlebnisse entfernt.

Schon weit hinaus über die technischen und sprachlichen Ziele, die sich Stramm gesteckt hat, schießt Franz Richard Behrens in seinem Gedichtbuch »Blutblüte«. Die Satz-, Wort- und Begriffsverkürzung und -umbildung ist hier bis zur völligen Verkümmerung, bis zur vollkommenen Unverständlichkeit gediehen. Man erkennt ja noch vielfach die Worte an sich, man empfindet hier und dort Vorstellungs- und Stimmungsreflexe; in unsicheren Umrissen taucht ein Bild auf, dann und wann wird sogar mit einer gewissen elementaren Deutlichkeit das Wesen eines Moments, eines Geschehens, einer Vorstellung offenbar. Sinnt man zum Beispiel dem Sinn der folgenden zwei Gedichte nach oder läßt man sie unbefangen durch Wort, Klang, Begriff, Bild unmittelbar auf sich wirken, so wird eine gewisse Vorstellung in uns wach, die wohl dem entspricht, was der Dichter meinte. Es sind auch »Kriegsgedichte« in dem Büchlein:

Sprengstück

Himmelhetzhang hüpft
Schlinge schlitzt Schlange
Rudel trotzen
Trubel trotzen
Klotz kneift Knacken
Sichelt
Tigertatze.

Leeres Dorf

Wehen wurzelt Birkenhaar
Klettern dorren Kanten
Blühe Wolke gurgelt schweben Schrein
Kurze Kamine blenden blinke Sommerluft
Blinde blumen Sehen.

Dort das Heransausen und das zerstörende Herumfahren eines Sprengstücks; hier in Andeutungen, in Umrissen, in Stimmungsreflexen die Zeichnung eines Dorfes, eine hingeworfene Skizze. Gewiß ist dieses Bestreben, die knappesten Synthesen für einen Eindruck und eine Vorstellung, eine Empfindung zu finden, echt künstlerisch. Ja, man kann es geradezu naturalistisch nennen; denn in der Tat soll der Moment so unbestimmt und blitzartig, wie er empfunden wird, wie er sich einstellt, dargestellt werden: er soll sich gewissermaßen selbst darstellen — durch die knappsten, darum lebendigsten Mittel, durch Laute, Wortreflexe, Begriffsandeutungen. Aber gibt es nicht auch hier Grenzen, über die hinaus das Unbestimmte, das Unsinnliche und das Unsinnige liegt? Und lassen sich diese Vorstellungs- und Stimmungsreflexe, diese reine Lyrik nicht auch durch knappste Fassungen, die dennoch verständlich sind, darstellen? Ich möchte es annehmen. Nach den hier befolgten Methoden, deren Motive an sich anerkennenswert sind, wird schließlich jeder Dichter seine eigne Sprache sprechen, und nur er wird sich verstehen. Zur Beleuchtung dieser technischen Übersubjektivität gebe ich noch eins der kleinen Gedichte wieder, die mir unverständlich geblieben sind:

Birsinde

Blühlichter streifen lenzlichttoll
Beblättern beugt Birsinde
Sitander tändelt kieselgrün
Die Andern rauten Lindenziehn
Rosreise lohen landverbrannt
Strang strandet glutbang Strudelung.

Auch hier leuchten Farben, Lichter, Naturreflexe auf; man beachte auch die schönen Klangwirkungen!

Noch unverständlicher ist Lothar Schreyer. Er hat bisher zwei Bücher, »Meer Sehnte Mann« und »Jungfrau«, veröffentlicht. Beide enthalten lyrisch-ekstatische Dichtungen in einer freien dramatischen Form. Der Sinn und Zweck dieser lyrisch gehobenen, für visionäre Ekstasen sehr tauglichen Form ist unmittelbare Darstellung des Zusammen- und Gegenwirkens von Menschen und Vorstellungen. Bisweilen wird dieser Zweck erreicht, nämlich dort, wo ein äußeres Stimmungsmoment — zum Beispiel das bewegliche große Leben des Meeres — das Verständnis unterstützt. Aber man merkt bald: das ist nicht die eigentliche Absicht des Dichters, sondern nur Nebenwirkung. Hauptsache ist ihm das Gegeneinanderwirken großer menschlicher Lebensstimmungen, der tragische Zwiespalt zwischen Leben und Tod, zwischen Wille, Phantasie und Können, Erfassen des Wesentlichen, Gestalten und Festhalten des Empfundenen, zwischen geistiger Energie und menschlicher Ohnmacht. Vielleicht war es seine Absicht, diesen großen mystischen Kreis alles Lebendigen in einem Gewoge von Sprachlauten, Urworten, Begriffsbildern und Gefühlssymbolen, von Traum, Klang, Bild und Rhythmus zum Ausdruck zu bringen. Man fühlt diesen Ernst oft aus den Zuckungen und Reflexen seiner Phantasie heraus. Aber ratlos steht man diesem vollkommensten Übersubjektivismus der Sprachformung gegenüber ... Ich gebe hier den Anfang der Dichtung »Jungfrau« wieder:

Das Meer lichtet die Nacht
Das Licht ist das Mädchen.



Das Mädchen:
Schatten fernen
Ringe schwanken
Ringen gelben Monde
Feuer.
Dunkele Gänge brunsten.
Glimm!
Kind bricht Tür.
Der Baum hängt die Blüte.
Kußkühler Leib
Geschlecht.
Kinderaugen tropfen Steine
Hände stummen blasse Knie
Sterbeblume
Gebet.
Spiele lachen Mutterküsse
Augen weiten Sterbeliebe.
Glühkind!
Knaben rauschen flügeln.
Zwei Brüste strahlen den Stern.
Die silbernen Ringe wölben die Erde
Bett. ...

Hin und wieder leuchtet ein Stimmungsmoment, ein Symbol deutlicher hervor, vielleicht auch eine gewisse Gesamtstimmung. Das ist durch die Einführung, den Anfang des Gedichtes gegeben. Aber je mehr man in das Gedicht einzudringen versucht, desto mehr verschwimmt alles im unbestimmten Spiel der willkürlich gewählten und gewandelten Worte. Vergebliche Liebesmühe wäre es, das im einzelnen herauszufinden, was der Dichter vielleicht meint. Bestenfalls sind auch noch viele andre Deutungen möglich. Es ist doch wahrhaftig ein Irrweg, wie er schlimmer nicht sein kann, der hier eingeschlagen wird, einer, der in den Unsinn führt. Zuviel verlangt, einen Unsinn, der auf der Hand liegt, als solchen noch näher kritisch nachzuweisen!

Dem weiteren Kreise des »Sturms« gehören noch einige Dichter an, die ihre eignen Wege gehen. In wohltuendem Gegensatz zu den Extremen vermeiden sie sprachliche Umformungen und Neugestaltungen, die doch mehr einer reflektierenden und verstandesmäßigen Phantasie als dichterischem Empfinden entspringen, nur bestrebt, sich möglichst unmittelbar zu geben, also unter Verzicht auf Formen, die dem Eindruck erst angepaßt werden müßten.

Soviel ich weiß, ist auch der junge Wilhelm Runge ein Opfer des Krieges geworden. Er hat nur einen dünnen Band Gedichte, »Das Denken träumt«, hinterlassen. Ganz unmittelbar, wie es sich der Dichter vielleicht gedacht hatte, wirkt nun seine Lyrik nicht. Er hat eine eigentümliche Art, die Momente einer Stimmung zu zerstreuen und jeden selbständig zu veranschaulichen. So entsteht ein Mosaik von Bildern und Bildchen, die selbst oft von weither geholt sind. So wird der Gesamteindruck gestört, ganz abgesehen davon, daß dieses Spiel mit schönen Bildern auch nicht einmal den einzelnen Eindruck unmittelbar veranschaulicht und verdichtet. Man höre:

Deiner Augen Berge ringen Wolken
meine Lippen schielen scheu
einst trug rosa Kleidchen meine Wange deines
Lachens Sommerstraßen lang
doch nun geht sie nicht mehr aus und ein
traurig trottet
durch den Herbst
ihr verwaister Fuß
stumm stemmt deine Stirne Eisenfäuste
wider meiner Sehnsucht Drang
wilde Ungewitter türmt dein Antlitz
jagt in Ebbe
meiner Wünsche Flut
und des Herzens blutversteinte Stadt
starrt ins irre Leuchten deiner Blitze
zuckt gell auf
zerschellt in schwerem Schlag.

Zugegeben die Eigenart, meinetwegen auch Treffsicherheit manches Bildes; mir scheint doch, daß durch solche Bilderhäufung die Stimmung zerrissen wird, daß geradezu ein abstraktes unanschauliches und unfaßbares Wesen dadurch in das Gedicht hineinkommt, wodurch der Genuß zu einer Gedankenarbeit wird. Das Überbildliche veranschaulicht nicht, noch vermittelt es als Ausdruck das Wesentliche und Geistige einer Stimmung. Im Gegenteil, es zersetzt. Es verschiebt die Verhältnisse und die Masse, wie an dem Beispiel besonders sichtbar ist. Meines Erachtens befindet sich der Expressionismus in dieser Richtung auf einem Irrwege. Immer wieder wird die Kunst darauf zurückkommen, daß auch für verschlungenes Seelenleben die einfachsten und geradesten Darstellungsmittel die tauglichsten sind.

Auch die Stileigentümlichkeiten August Stramms hat sich Runge insofern zu eigen gemacht, als er die Satzgebilde kürzt. Wo das maßvoll geschieht, da können auch seine plastische und seelenvolle Wirkungen erzielt werden:

Traum frieden alle Straßen
zweigen leise
in
die Sterne
da erhebt sich leicht aus ihrem Laub
trillernder Morgen
schlägt zurück der Gassen dunklen Mantel
Hell springt aller Fenster Müde auf
und Soldaten jauchzen Morgenglanz um der
Sonne Helmesspitzentanz
Brausen spült
des Himmels Purpurfuß
in den Kehlen tanzt das Paradies
Häuser wirbeln hin
die Spatzen schwatzen
und die Dächer pfeifen es herab.

Eine sehr feinfühlige Begabung offenbart sich in Kurt Heynickes Gedichten: »Rings fallen Sterne« (Sturm-Verlag). In diesen Versen ist jene innere — romantische — Musik und Melodie der Seele, die das Wesen der Poesie ausmacht. Heynicke verschmäht Reim und Strophenklang. Aber seine Verse sind wundersam rhythmisch bewegt und voll Wohlklang, voll schöner, aparter und tiefsinniger Symbolik. Verse der zärtlichen, weichen, andächtigen, sehnsuchtsvollen und melancholischen Empfindungen, edlen, milden Frauen gewidmet.

Heimat

Von allen Ufern trennst du mich
aus allen Gassen hebst du mich an deine Brust.
Dein Atem öffnet mich
straßenlängs
wälderhinüber
Du.
. . . . . .
Meine Arme breiten in die Welt!
Schüchterne Blumen im Feld sind meine Schuhe
zu gehn die Heimat in den Frieden,
den Tag zu tragen in das Licht
beglänzt zu singen
Heimat
Du!

Eine feine Bildhaftigkeit und Symbolik vermählt sich hier mit der Ausdrucksfähigkeit der Sprache. Weiche Klänge, Linien, Rhythmen unterstützen die Einfachheit der Sprache, erzielen eine unmittelbare Wirkung durch ihre natürlichen Beziehungen. Diese unmittelbare Wirkung vermissen wir bei dem rein aus Energie geborenen Stile Stramms.

Ein zweites Gedichtbuch Heynickes erscheint jetzt im Roland-Verlag (München) unter dem Titel »Gottes Geigen«. Auch in diesen Gedichten zeigt Heynicke ein feines Gefühl für den inneren Rhythmus der Sprache, für die Melodie der unmittelbar aus der Seele fließenden Empfindung. Nachtstimmungen, Gefühle der Andacht und der Ergriffenheit in Gott und in der großen schöpferischen und doch ruhenden Stille der Ewigkeit wiegen vor.

Ohne Frage sind die Bestrebungen dieser Dichter, soweit sie nicht an dem zur Genüge gekennzeichneten willkürlichen sprachlichen Übersubjektivismus ersichtlich ihre Grenzen finden, als berechtigt anzuerkennen. Sie entsprechen sogar dem ursprünglichen Wesen der deutschen dichterischen Kunst. Dieses ist im Gegensatz zur klassischen und romanischen Dichtung nicht auf Bindung des Inhalts durch eine bestimmte fertige Form gerichtet, sondern auf eine Verdichtung der Vorstellung durch eine aus ihr selbst aufkeimende Form. Jeder Inhalt hat also seine eigne natürliche Form. Jedes Gedicht ist unmittelbare Selbstschöpfung. Wenn nun das eigentliche lyrische Empfinden bei den Dichtern dieser extremen Art nicht zum Ausdruck kommt, so liegt das an ihrer persönlichen, vielleicht allzusehr vom Intellekt oder von zeitlichen widrigen Strömungen beherrschten und beeinflußten Eigenart.

Ausdrücklich sei allerdings betont, daß viele Gedichte — auch der extremen Stilrichtung — durch den Vortrag gewinnen. Freilich müßte es ein Vermittler von dem Ernste und von der Hingebung eines Rudolf Blümner sein, dessen Vortrag für mich ein künstlerisches Erlebnis war.

Frauenhände

Deine Hände sind von Samt ein Rosenblatt,
Ein Frühlingslied, getaucht in Harmonien
Und Schwänen gleich, die stille Kreise ziehen
Auf einem Parksee klar und spiegelglatt.

Deine Hände sind wie süßer Wohlgeruch,
Viel köstlicher denn tausend Spezereien,
Die fromme Waller ihrem Gotte weihen
Auf einer Fahrt zu heiligem Besuch.

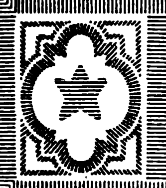
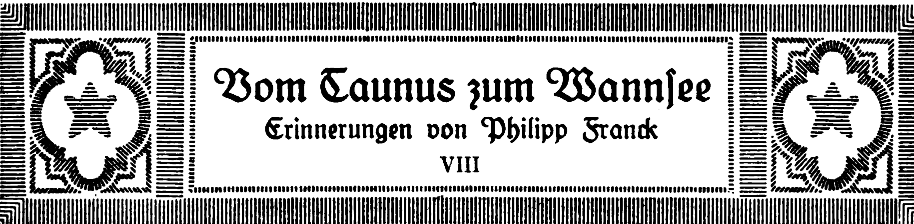
Deine Hände sind von Perlen ein Juwel,
Sind aus antikem Onyx eine Schale,
Erschimmernd in des Vollmonds blassem Strahle,
Von Griechenkunst geformt und ohne Fehl.

Deine Hände sind ein stolzer Adelsbrief,
Von einer reinen Seele aufgeschrieben,
Die, aus dem Paradies nicht jäh vertrieben,
Den Traum der Schönheit lächelnd weiterschlief.

Ach, dürft' ich meines Lebens dumpfes Bangen
In dieser Hände heitern Frieden legen,
Um goldbeglänzt von ihrem Zaubersegen
Als deine Gabe neu es zu empfangen.

Ernst Hohl



Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

VIII

Nach Halle — Ausflug nach Italien — Die Franckeschen Stiftungen — Zeichenlehrer — Die fünf formalen Stufen nach Herbart-Ziller — Drei Arten von Lehrern — Theorie und Praxis — Bücherschätze auf dem Bodenraum — Mit den Wölfen lernt man heulen — Die Stuhlmannsche Methode im Zeichenunterricht — Das alte schöne Halle — Professor Schmeil und seine Entdeckung der Süßwasserkrebse — Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg — Berufung an die Kgl. Kunstschule in Berlin

Noch weiß ich mich des Umzugs von Würzburg nach Halle deutlich zu erinnern: wie wir vom Eisenbahnwagen aus kurz vor Halle plötzlich auf der großen Chaussee unsern Möbelwagen erblickten, der demselben Ziele zustrebte. Wie wir ankamen in unsrer Wohnung Mühlgraben 2c, die ich kurz vorher gemietet hatte, wie das Geld uns knapp wurde, weil ich nicht wußte, daß mein Gehalt schon längst für mich bereitlag, und ich noch nicht den Weg kannte, dazu zu gelangen.

Wie klein und beschränkt war alles und doch wie hübsch! Unsrer Wohnung gegenüber floß der Mühlgraben in die Saale. Mächtige Mühlen unter großen Pappeln standen daran. Zu sorgen brauchten wir uns nicht mehr. Trotz dem jämmerlich kleinen Anfangsgehalt hatten wir Geld genug. 1800 Mark betrug mein Gehalt; 400 Mark Wohnungsgeldzuschuß kamen hinzu. Da aber die Wohnung nur 390 Mark kostete, waren bei diesem Posten schon 10 Mark übrig. Und in diesem Verhältnis bewegte sich alles.

Meine Frau besorgte die ganze Haushaltung allein. Sie war aber gesund und fröhlich dabei, und unser Bübchen gedieh. Da mir in diesem Jahre der Verein für Originalradierung in Berlin meine erste größere Radierplatte für 500 Mark abkaufte, so sagte meine Frau zu mir: »Jetzt kannst du's, jetzt mußt du einmal nach Italien.« So brachte ich die viereinhalb Sommerferienwochen dieses Jahres in Venedig und in Tirol zu und tat zum erstenmal einen Blick in die italienische Märchenwelt und in die Pracht des Hochgebirges.

Sonst aber fand ich in Halle doch auch manches sehr verwunderlich. Manchmal schien es mir, als ob mein Lebensschiffchen wohl auch auf seichten Sand laufen könnte.

Die Franckeschen Stiftungen, an deren einer Anstalt, der lateinischen Hauptschule, ich Zeichenlehrer war, bilden eigentlich einen großen, vielgegliederten Schulstaat. Auf einem gewaltigen Areal gelegen, umfassen sie alle Schulgattungen: Knaben- und Mädchenschulen, von der Volksschule an bis zu jeder Art der höheren Lehranstalten.

Alle diese Schulen sind in verschiedenen Gebäuden untergebracht, die einen langgestreckten viereckigen Hof umschließen. Jede dieser Anstalten hat ihren eignen Direktor. Die sämtlichen Direktoren der einzelnen Schulen aber unterstehen einem Generaldirektor.

Am vordersten Ende des langen Schulhofes ist der Querbau gelegen, den August Hermann Francke Mitte des 17. Jahrhunderts hat errichten lassen. Mit seinen schweren Mauern und dicken eichenen Balken und Treppenstufen hat er ein ganz klösterliches Ansehen. In ihm ist die Latina, die lateinische Hauptschule, untergebracht. Ganz am andern Ende des Schulhofes befand sich das Pädagogium, das Seminar für angehende Oberlehrer, mit der Wohnung des damaligen Direktors der Stiftungen, des großen Pädagogen Frick. An den Längsseiten des Hofes reihten sich die Volksschulen, die Mittelschulen, das Lyzeum, das Realgymnasium, Schulgebäude an Schulgebäude aneinander, und wenn ich an den Fenstern des Korridors der Latina stand und hinabschaute auf diesen Hof an den vielen Steinmauern entlang, kam ich mir vor wie ein gefangenes Vögelchen im Käfig.

Es kam noch dazu, daß ich, der ich noch niemals in einer Schule unterrichtet hatte, nach des Direktors Frick Bestimmung wenigstens für die erste Zeit unter die Aufsicht eines älteren Zeichenlehrers gestellt wurde, der an einer der andern höheren Lehranstalten der Franckeschen Stiftungen tätig war. Dieser Zeichenlehrer war aus dem Elementarlehrerstande hervorgegangen und hatte sich ein ziemlich subalternes System für den Schulzeichenunterricht zurechtgemacht, das äußerlich auch mit der sonst an den Franckeschen Stiftungen herrschenden Methode in Einklang stand. Da der Zeichenlehrer aber selbst nicht künstlerisch tätig war und auch von dem Wesen der Kunst keine Ahnung hatte, blieb alles, was er dachte, tat und lehrte, in vollständiger Erstarrung, und zu einer eigentlichen Kunsterziehung gelangte er nicht. Gleich anfangs sagte er sehr wohlwollend zu mir: »Jetzt ist es vor allem wichtig, daß Sie den Künstler vollständig vergessen und ein richtiger Lehrer werden.« Da fiel mir das Herz in die Schuhe, um so mehr, als mich der Kollege in die Geheimnisse des Unterrichts vermittels der fünf formalen Stufen nach Herbart-Ziller einweihte.

Das ist ein sehr weise ausgedachtes System,



das bei Frick gleichfalls in hohem Ansehen stand. Es enthielt ein Gemisch von Selbstverständlichem, von Beckmessertum und Schulmeisterei und bestand, soweit ich mich noch erinnere, in folgenden Teilen: 1. Ankündigung des Neuen; 2. Verknüpfung mit dem schon Bekannten; 3. das Thema selbst; 4. Befestigung durch Wiederholung; 5. Erweiterung und Ausblick auf das Folgende. Manchmal konnten auch Teile wegfallen, dann waren es eben weniger Stufen.

Ein Trost war es mir, daß der Direktor Frick sich menschlich meiner annahm und mir seine Gunst zuwandte. Das kam wohl daher, daß er ursprünglich Archäologie hatte studieren wollen, also für die Kunst ein warmes Herz hatte. Er kannte auch meine Bilder und Radierungen von den Ausstellungen her und besuchte oft meinen Zeichenunterricht.

Bei diesem Unterricht fand ich so gut wie nichts vor. An der Decke des Zeichensaales klebten noch die gekauten Papierknollen, ein köstliches Spiel, das die Jungen unter meinem Amtsvorgänger erfunden hatten. Denn das Papier mußte erst fein säuberlich im Munde zerkleinert werden, bis es einen kompakten Brei bildete, und dann bestand die große Kunst darin, diesen Brei so sachgemäß an die Decke zu schleudern, daß er nicht wieder herunterfiel. Fiel er aber doch, so war auch dies ein Mittel zu allgemeiner Erheiterung.

Ich fand aber bald, daß interessierte und sachlich beschäftigte Jungen leicht zu leiten sind, und so kam es von vornherein in meinem Unterricht nicht zu solch ablenkenden Spielen. Wohl aber sagten mir die Kollegen an der Latina, daß die Reißbretter von den Jungen mehr und mehr auch in der freien Zeit, z. B. im Alumnat, hervorgeholt würden, und es kam kein Fall von Disziplinlosigkeit vor.

Einmal, als Frick meinem Unterricht beigewohnt hatte, lobte er ihn und meinte, ich hätte ganz besonders hübsch die fünf formalen Stufen innegehalten. Ich nahm mir ein Herz und erwiderte, ich sei sehr froh, daß er den Unterricht gut gefunden habe, aber ich müsse bekennen, daß ich an die fünf formalen Stufen dabei nicht gedacht hätte. Schlagfertig wie er war, erwiderte Frick, es sei gleichgültig, ob ich sie gedacht oder sie nur — empfunden hätte. Die fünf formalen Stufen wären in meiner Lektion enthalten gewesen, wie sie es in jeder guten sein müßten. Meinen Einwand nahm Frick aber nicht im geringsten übel.

Er war eben ein geistvoller Mensch, der gewiß vieles nicht gebilligt hätte, was in seinem Namen geschah. Denn ich hörte von Volksschullehrern in Halle die hohlsten Lektionen, die keinerlei Sachkenntnis verrieten, aber streng nach Herbart-Ziller aufgebaut waren. Frick ahnte das wohl, und man schreibt ihm einen boshaften Ausspruch in dieser Sache zu. »Es gibt drei Arten von Lehrern,« soll er geäußert haben. »Die erste sind die Oberlehrer, die wissen etwas, können aber nicht unterrichten. Dann gibt es die Volksschullehrer, die wissen nichts, können aber unterrichten. Und drittens gibt es die Lehrerinnen, die wissen nichts und können auch nicht unterrichten.«

Wie sehr auch bei Frick Theorie und Praxis verschieden waren, beweist ein Fall, der sich mit einem Schüler ereignete. Dieser Schüler war wegen seiner unerhörten Lügenhaftigkeit von einem jungen Lehramtskandidaten furchtbar geohrfeigt worden. Frick ließ sich diesen jungen Herrn kommen und ermahnte ihn väterlich, doch nicht zu Prügeln seine Zuflucht zu nehmen, das sei ganz unpädagogisch. Auf den Einwand des Kollegen, er habe nicht anders gekonnt, das Lügen des Jungen sei zu infam gewesen und er habe jetzt noch nicht einmal seine Tat gestanden, meinte Frick: »Nun, dann wollen wir uns einmal den Jungen kommen lassen, und da will ich Ihnen, lieber Herr Kollege, zeigen, wie man solch einen Fall pädagogisch behandelt.«

Der Junge kam und war erst sehr gedrückt, als er die zwei Lehrer, den jungen und den alten, sah. Er dachte wohl, nun ginge das Prügeln zu zweien weiter. Als aber nichts dergleichen geschah, als ihn Frick sogar liebevoll ermahnte, doch die Wahrheit zu sagen, faßte der Junge Mut und blieb so hartnäckig bei seinem Leugnen und verstrickte sich dabei derart in Widersprüche, daß Frick ihn dringend bat, doch nicht solche Dummheiten zu sagen. Der Junge aber, der mit jedem Wort die Strafe in weitere Ferne gerückt glaubte, log unverdrossen weiter. Frick schalt, der Junge kehrte sich nicht daran. Frick tobte, der Junge blieb bei seinen Lügen, und als es gar nicht anders ging, hatte der Junge plötzlich links und rechts zwei ungeheure Ohrfeigen von Fricks Hand, war zur Tür hinausgeworfen, und Frick selbst stand atemlos und erstaunt vor dem gleichfalls vollständig verblüfften Kollegen. —

Ganz prächtig gestaltete sich mein Verhältnis zu dem Lehrerkollegium der Latina. Was für prachtvolle Menschen waren dies: Knauth, Wagner, Suchsland, Weiske, Hebestreit. Die Mehrzahl habe ich später bei meinen Revisionen des Zeichenunterrichts an den höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen als Direktoren wieder getroffen, so daß sich die Latina als eine richtige Direktorenschule erwies.

Ganz besonders schloß ich mich an den Philologen Dr. Kaiser an, der den Musikunterricht an der Latina erteilte. Er war der Bruder des jetzt in München lebenden Landschafters Richard Kaiser, mit dem er mich auch in der Folge bekannt machte. Dr. Kaiser hatte wohl im Kollegium für mich geworben und gesprochen, so daß



ich im Gegensatz zu meinem Amtsvorgänger von den Herren in allem als zu ihnen gehörig angesehen wurde. Sie nahmen regen Anteil an meiner Kunst, und später habe ich noch vielfach Zeichen ihres freundlichen Gedenkens erhalten.

Dr. Kaiser, der auch zugleich die Bibliothek der Latina verwaltete, meinte eines Tags zu mir, die auf dem Bodenraum der Stiftungen aufgestapelten alten Bücher müßten von großem Interesse für mich sein. Er durchstöbere alle Sonntagvormittage die ungeheuren Schätze, die jetzt nicht mehr benutzt würden und vielfach noch aus den Zeiten August Hermann Franckes stammten. Besonders grabe er alte musikalische Werke aus. Dabei sei er aber auch auf wundervolle Kunstwerke gestoßen. Er lud mich ein, mitzukommen, und so suchten wir denn in den ausgedehnten verlassenen Räumen jeder das ihn für sein Fach Interessierende unter den vielen Büchern, Karten und Kupferstichen hervor. Dr. Kaiser, der gerade eine Abhandlung über Musikkunde schrieb, fand alte Musikwerke, die noch in den frühen mittelalterlichen Mönchsnoten geschrieben waren, und eine ganze Anzahl von Notenblättern aus ältester Zeit, die Francke selbst als Antiquitäten gesammelt hatte. Ich schmökerte in alten, meist naturkundlichen Folianten, die aber oft einen höchst märchenhaften Inhalt hatten, so verbrämt waren sie mit den phantastischsten Geschichten. Die Seeschlange und allerhand sonstige Fabel- und Wundertiere spielten eine große Rolle in den Beschreibungen und wurden sehr ernsthaft erörtert und abgebildet, so daß zwischen ernsten Stellen viel ungewollt Erheiterndes eingestreut war. Besonders in den geographischen Werken und in den Reisebeschreibungen trieb die Phantasie üppige Blüten. Auch astronomische Lehrbücher, die bald aber einen astrologischen Charakter annahmen, waren viele vorhanden. Köstliche Folgen von gestochenen Bildnissen berühmter Männer fanden sich vor, wie überhaupt auf die Ausstattung der Werke in Einband, Druck und Bilderbeilagen eine Sorgfalt verwendet worden war und in Kupferstichen, Radierungen und Schabkunstblättern eine Kultur hervortrat, deren man in unsrer Zeit nur mit Sehnsucht gedenken kann.

Mit meinen Schülern kam ich gut aus und konnte mancherlei Erfahrungen und Entdeckungen an ihnen machen. Ich, der ich mich selbst anfänglich schwer an die Schule gewöhnen konnte, sah, wie schwer es auch manchen der jungen Menschenkinder fiel, sich hineinzufinden.

Ich denke an einen Jungen, der frisch vom Lande gekommen und gleich in die Untertertia aufgenommen worden war. Es war eine Waise, der Enkel eines Pfarrers, der ihn in allen christlichen Tugenden so gut aufgezogen hatte, als er es nur vermochte. Besonders in dem Punkte der Wahrhaftigkeit hatten des Großvaters Lehren gute Früchte getragen. Der Junge war stets eingedenk des Spruches: Deine Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Übel. Wenn nun die Untertertia etwas ausgefressen hatte und der Lehrer nach dem Namen des Übeltäters frug, meldete sich der Pfarrersenkel sofort und nannte ihn. Das war für die Lehrer eine angenehme Zeit, wo der Untertertia Übeltaten durch eine einfache Frage alle offenbar wurden und blank dalagen wie das Sonnenlicht. Und nun konnte man eine sonderbare Erscheinung beobachten, wenn man in der Pause an den Korridorfenstern der Latina stand und über den langen Schulhof der Franckeschen Stiftungen hinblickte, in dem sich die Schüler aller Schulen gemeinsam tummelten. Man sah da aus einer gewissen Vogelperspektive in dem Gewimmel stets einen schwarzen Kreis, der von einer besonders starken Schüleransammlung herrührte. Inmitten dieses Kreises lag der Pfarrersenkel auf der Erde und wurde von seinen Mitschülern für seine Offenheit erbarmungslos verdroschen. Mit der Zeit wurde aber diese Kreisbildung auf dem Hofe immer seltener und hörte endlich ganz auf. Waren die Schüler ihrer Strafrichterrolle müde geworden? O nein! Der Pfarrersenkel hatte mit den Wölfen heulen gelernt, und die Untertertia konnte wieder ihre Geheimnisse vor den Lehrern hüten.

Was nun meinen Zeichenunterricht angeht, so war ich zunächst an die herrschende Methode gebunden, schon durch die Überwachung des älteren Kollegen und durch die Lehrmittel, die für den Unterricht zur Verfügung standen. Dies waren dieselben, die ich schon auf der Königlichen Kunstschule bei der Ausbildung der Zeichenlehrer vorgefunden hatte: Papptafeln mit Darstellungen ornamentalen Charakters, Gipsornamente und Holzklötze. Obwohl die Stuhlmannsche Methode nur für die Volksschulen in Preußen pflichtmäßig war, durchdrang sie doch auch den gesamten Zeichenunterricht der höheren Lehranstalten. Man verzichtete auch hier im großen und ganzen auf das Zeichnen nach der Natur und richtete sich im wesentlichen nach Stuhlmanns Ansicht, der dieses Zeichnen als zu schwierig aus dem Schulunterricht verbannt hatte.

Wenn man heute den Drang der Kinder zur Natur und die Freude an ihrer Darstellung sieht, kann man diese Verranntheit gar nicht mehr begreifen. Freilich hing die Lehrerschaft um so fester an Stuhlmann, je weniger sie selbst künstlerisch den Unterricht beherrschte, und am meisten fand Stuhlmann Anhang und sein Leitfaden Eingang in den Kreisen der Volksschullehrer, die fachlich nicht vorgebildet waren und selbst nicht zeichnen konnten.



Wer sich an den Stuhlmannschen Leitfaden hielt, brauchte auch gar nicht zeichnen zu können. Da war ja alles ganz genau vorgeschrieben, wie die einzelnen Aufgaben aufeinander folgen sollten, und für die Entstehung jeder Zeichnung das Schema mit Maßen und Zahlen genau festgelegt. In langen Besprechungen wurde das Rezept gegeben, der aufmerksame Schüler behielt es im Gedächtnis und konstruierte lustig drauflos. Hatte er nun richtig aufgemerkt und die Vorschrift behalten, so mußte die Zeichnung auch ganz richtig werden; mehr wollten ja die Lehrer nicht, und die sogenannten braven Schüler auch nicht.

Daß man aber auf diesem Wege nicht sehen lernte, daß man, je mehr man den Verstand gebrauchte, auf die Tätigkeit des Auges verzichtete, daß sich dieses für alle Schönheit der Natur verschloß und daß man ohne deren Kenntnis niemals auch nur zum bescheidensten Kunstverständnis kommen könne, alles das bedachte man nicht. Ein papiernes Resultat war da, Zeichnungen wurden angefertigt, das genügte. Daß der Schüler zu jeder neuen Zeichnung immer wieder das Rezept des Lehrers brauchte, daß er also ohne ihn nicht zeichnen konnte, auch das Einfachste nicht, nachdem man doch mit Hilfe der Zahlen ganz schwierige Größenverhältnisse dargestellt hatte, rührte niemand. Die selbständige Tätigkeit des Schülers war, zusammen mit seiner eignen Empfindung, ausgelöscht.

Statt der wirklichen Natur herrschten die Surrogate, an die sich die Lehrer so gewöhnt hatten, daß nachher, als die Reform einsetzte, alte Lehrkräfte fast kniefällig baten, man möge ihnen zur Einführung in das Körperzeichnen doch die Drahtmodelle lassen; ohne die seien sie hilf- und machtlos. Sie mußten ihnen auch teilweise gelassen werden. Man hätte sie sonst zu unglücklich gemacht.

Und dabei stand überall um die Franckeschen Stiftungen herum das alte Halle mit seiner schönen Architektur, der Moritzburg und den altertümlichen Straßen und Stadtteilen. Es lockte die schöne Umgebung der Saale mit dem Giebichenstein. Draußen blühten die Blumen so tausendmal üppiger als ihre plumpen Nachbildungen aus Gips oder aus Stoff, die man als Vorbilder benutzte.

Ein paar Schüler zog ich mit hinaus in die Natur. Ich selbst malte viel an den Wassern und Wehren auf der Nachtigallinsel oder draußen an den toten Saalearmen in Ammendorf und Passendorf.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch den späteren Professor Schmeil kennen, der, aus dem Elementarlehrerstande hervorgegangen, damals Rektor einer Volksschule in Halle war. Er fing gerade an, durch seine Entdeckungen über die mikroskopisch-kleinen Süßwasserkrebse Aufsehen zu erregen. Die vielen Arten dieser dem Auge kaum wahrnehmbaren Geschöpfe hatte er in den stehenden Pfützen und Armen der Saale erforscht, hatte unter dem Mikroskop täglich viele Stunden gearbeitet und selbst angefangen, seine durch die mikroskopischen Untersuchungen erlangten Entdeckungen zeichnerisch festzulegen. Er war auch durch die unerhörte Farbenpracht dieser kleinen Krustentiere gezwungen worden, sie farbig wiederzugeben. Schmeil war vollständiger Autodidakt im Zeichnen; der Stuhlmann hatte ihm nichts nützen können, und so mußte er sich ganz auf sein geschultes Auge und auf seine ungeübte Hand verlassen. Und es gelang; das Auge zwang die Hand, und es zeigte sich auch hier wieder, daß alle Technik erst zweiten Ranges ist, daß die Empfindung und die richtige Erkenntnis alles technische Unvermögen bezwingen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

An dieses tröstliche Wort hätte ich auch denken können, wenn ich manchmal recht mutlos war. Denn als ich endlich nach einiger Zeit von der Aufsicht des älteren Kollegen befreit und als Zeichenlehrer der Latina vereidigt und fest angestellt worden war und nun gerade beginnen wollte, meine etwas gefestigte Stellung zu benutzen, um gegen die Verknöcherung des Zeichenunterrichts Sturm zu laufen, kam wie eine Botschaft aus dem Himmel meine Berufung als Lehrer an die Kgl. Kunstschule nach Berlin.

In den Jubel über die Aussicht, nun meine Kunst kräftig weiter ausüben zu können, mischte sich die Hoffnung, an der Quelle, an der Kgl. Kunstschule, Gelegenheit zu finden, meine pädagogischen Erfahrungen in die Praxis zu übertragen und den Zeichenunterricht in gesundere und lebensvollere Bahnen zu leiten. Wo anders sollte dies denn möglich sein, als dort in Berlin und unter meinem neuen Direktor Ernst Ewald, der so klug über Kunst zu reden verstand und dessen feines Verständnis für alte Meister sowohl als auch für moderne Franzosen mich so entzückt hatte!

Und doch!

Als Christus blaß am Kreuze hing,
Das schmerzerstarrte Antlitz stumm gesenkt,
Da war's, daß ihn Triumphgeschrei umfing.

Und doch war dieses Kämpfers Untergang
Der stärkste Sieg, den je die Welt erlebt,
Ein Sieg, der selbst den Feind zu knien zwang.

Maria Janitschek



LIII

Das Reich der Frau

Die Mitarbeit der Frau in Kirche und Kirchengemeinde

Von Dr. Agnes von Harnack

Der Ausgang des Krieges, die daran sich anschließende Revolution, die Friedensbedingungen mit ihrer verwickelten Vorgeschichte und ihren verhängnisvollen Folgen, die wirtschaftlich unsichere Zukunft, der wir entgegengehen, haben den gesamten Kulturbesitz unsers Volkes in Frage gestellt. Welche Formen Bildung und Gesittung, Kunst und Wissenschaft in den nächsten Jahrzehnten in Deutschland annehmen werden, ja, ob von diesen Gütern überhaupt ein nennenswerter Teil erhalten bleiben wird, ist manchem von uns zweifelhaft. Aber mit noch viel schwererer Sorge blicken wir in die Zukunft unsrer Kirche, wir, d. h. die Menschen, die in ihr die Hüterin unsers religiösen Besitzes sehen oder doch zu sehen wünschen. Die Erschütterung, durch die unsre Kirche geht, ist gefährlicher als die Krisis auf irgendeinem andern Lebens- und Kulturgebiet; denn sie ist nicht von heut auf morgen gekommen, sie ist nicht eine Erscheinung der Revolution, sondern sie ist sehr viel länger vorbereitet und hat sehr viel tiefer gerissen. Wir hätten auch bei einem glücklichen Kriegsausgang mit ihr rechnen und uns auf sie vorbereiten müssen.

Es kann hier nicht im einzelnen nachgewiesen werden, wie sich schon vor dem Kriege das Verhältnis der breiten Volksmassen, vor allem der Arbeiterschaft zur Kirche gestaltet hat. Wer sich über dieses Kapitel unterrichten will, der lese den ausgezeichneten Aufsatz von Günther Dehn: »Die Religionslosigkeit des Arbeiters und ihre Ursache« (Großstadtjugend, Verlag Carl Heymann, erschienen in den Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt). Als der Krieg begann, da durften wir in allen Kreisen der Bevölkerung eine große Steigerung des religiösen und kirchlichen Interesses miterleben. Die Kirchen waren bis zum letzten Platz gefüllt, besondere Veranstaltungen, wie Kriegsbetstunden, Abendgottesdienste u. a., mußten geschaffen werden, um die Masse derer aufzunehmen, die bei der Kirche Trost und Erhebung suchten, die Beteiligung an den Abendmahlsfeiern stieg zu einer vorher ungekannten Höhe — aber im Laufe des Krieges folgte auf diese jähe, oft erschütternd wirkende Erhebung der Geister ein langsamer, aber immer fortschreitender Abstieg, und zum Schluß kann man das Eingeständnis nicht umgehen, daß die Kirche während des Krieges stark an Kredit verloren hat.

Welche Vorwürfe gegen die Kirche hat gerade die Kriegszeit laut werden lassen? In jeder Arbeiterzeitung, in jeder sozialistischen Zeitschrift kann man sie lesen. Da heißt es: die Kirche hat auch im Kriege den kapitalistischen Interessen gedient. Sie stand im Solde derer, für die der Krieg ein großes, gutgehendes Geschäft war; die Diener der Kirche predigten nicht: Liebet eure Feinde!, sondern sie predigten das Schwert. Sie taten das zugunsten der herrschenden und besitzenden Klassen. In der Heimat sprach man von den Kanzeln für das »Durchhalten«, aber man wandte sich nicht oder nur matt gegen Schleichhandel, Schieberei und Wucherei, gegen alle die Erscheinungen, die eben den Unbemittelten das Durchhalten unmöglich machten. Die Kirche Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt war, fühlte sich eins und war fest verkoppelt mit dem Staat, der machthungrig imperialistische Ziele verfolgte. Man kann die Reihe dieser und ähnlicher Vorwürfe noch beliebig verlängern; jeder von uns hat dergleichen gehört; und wenn hier nicht der Ort ist, ihre Berechtigung nachzuprüfen, so kann doch so viel sicher gesagt werden: aus diesen und verwandten Gründen haben sich gerade während des Krieges weitere Tausende von der Kirche abgewendet.

Und neben dieser von innen kommenden Erschütterung und Krisis brachte uns die Revolution den Einsturz der äußeren Form. Das Summepiskopat hat aufgehört, die Trennung von Kirche und Staat steht vor der Tür, die gesamte Verwaltung der Kirche muß neu gebaut werden. Die alte Verwaltung war gewiß nicht ideal und vor allem ganz unvolkstümlich; auch gut kirchlich gesinnte Leute hatten von dem Vorhandensein und den Aufgaben einer Kreis-, Provinzial- oder Generalsynode, ja schon von der Tätigkeit eines Gemeindekirchenrats nur sehr unzulängliche Vorstellungen; man braucht diesem Zusammenbruch also nicht allzu sehr nachzutrauern, kann aber natürlich anderseits die Trümmer nicht einfach liegenlassen, sondern muß neu bauen.

Beide Erscheinungen, die Erschütterung von innen und die Zerstörung der Form, stellen uns nun vor die Entscheidung: ist die Kirche eine veraltete Institution, die eben nur bei dem allgemeinen großen Aufräumen in Deutschland mit zum alten Eisen geworfen wird, oder hat sie auf Grund der ihr innewohnenden Kräfte auch im neuen Deutschland noch ein Lebensrecht? Wenn wir das letztere bejahen, wenn wir an den unzerstörbaren Wert der in ihr wohnenden Gedanken glauben, dann müssen wir, ihre Freunde, jetzt den Beweis antreten; dann müssen wir zeigen, daß das scheinbar Tote noch lebendig ist, daß es erneut die Kraft hat, alle Kreise unsers Volkes zu erfassen und zu durchdringen, daß es die Frische des Organischen hat, sich zu wandeln



und zu wachsen, daß wir, mit einem Wort, die Volkskirche im Volksstaate zu schaffen imstande sind. Die Volkskirche im Volksstaate — d. h. also eine Einrichtung, die von allen Klassen und Ständen getragen wird und die allen Klassen und Ständen in gleicher Weise dient, d. h. wenn wir einen Schritt weiter gehen, eine Einrichtung, die Männern und Frauen das gleiche Gesicht zeigt, ihnen gleiche Pflichten auferlegt und gleiche Güter schenkt. Um diese Volkskirche zu bauen, brauchen wir die Mitarbeit der Frauen.

Man mag sagen, daß damit eine Selbstverständlichkeit ausgesprochen und ein Zustand geschildert wird, der längst, ja eigentlich seit der Zeit des Urchristentums besteht. Hat die Kirche den Frauen jemals die Tür verschlossen, wenn sie kamen, um sich als Mitarbeiterinnen anzubieten? Zieht nicht vor unserm geistigen Auge ein langer stiller Zug von Frauen vorüber, ein Zug, der beginnt mit den Gestalten der Tabea oder der Phöbe, und der uns in Tracht und Haltung, in der Eigenart des Werkes wie der Persönlichkeit alle Himmelsstriche, alle Altersstufen und die ganze Fülle der Wirkungsmöglichkeiten christlicher Liebe vor Augen führt? Gewiß, werden wir antworten, diese holden, rührenden und erhebenden Frauenbilder sind einer der größten Reichtümer der christlichen Kirche; die Flamme der Liebe, die von ihnen ausstrahlt, leuchtet, wärmt und entzündet die Herzen der Menschen immer wieder aufs neue; und doch stellt die Gegenwart Anforderungen an die Frauen, die gewiß nicht höher und schwerer sind als das, was Frauen bisher geleistet haben, die aber zum Teil auf einem neuen Gebiete liegen, zum Teil auf alten Arbeitsgebieten eine neue Arbeitsweise verlangen.

Wenn es sich um die Mitarbeit der Frau beim Wiederaufbau der Kirche handelt, so müssen die Frauen zunächst das Recht bekommen, in alle kirchlichen Körperschaften und Verwaltungsinstanzen als vollberechtigte Mitglieder einzutreten. Daß den Frauen dies Recht werden wird, daran ist wohl heute kaum mehr zu zweifeln. Wenn es gegeben ist — und wir erwarten es in allernächster Zeit —, muß unter den Frauen aller Kreise und aller Stände eine rege Aufklärungsarbeit über dieses Recht und die daraus erwachsende Pflicht einsetzen. Das wird nicht schwer sein, jedenfalls lange nicht so schwer wie die Aufklärungsarbeit über das politische Wahlrecht. Denn während das politische Wahlrecht einem großen Teil der Frauen ein nicht unbedingt willkommenes Geschenk war, ist das kirchliche Frauenstimmrecht eine Forderung, die auch in überwiegend konservativen Frauenkreisen (z. B. vom Deutsch-evangelischen Frauenbund) schon lange vor der Revolution verfochten worden ist. Es wird aber nicht genügen, daß die Frauen sich für das kirchliche Stimmrecht erst interessieren, wenn sie es haben; sie müssen unbedingt versuchen, schon vorher auf die Gestaltung des Wahlrechts einen Einfluß zu bekommen. Unser kirchlicher Wahlprozeß, wie er bisher war, war nicht nur unvolkstümlich, sondern ergab auch ein ganz falsches Bild von der Zusammensetzung der Gemeinden, von den in ihnen ausgeprägten Bestrebungen und Richtungen. Was bei dem Siebesystem durch Kreis- und Provinzialsynode schließlich oben in der Generalsynode anlangte, war durchaus nicht mehr als Ausdruck des Gemeindewillens anzusehen, sondern war der Ausdruck ganz andrer, vielfach rein kirchenpolitischer Dinge. Wenn wir daran etwas ändern wollen, müssen wir uns jetzt Gehör verschaffen. Zu diesem Zweck sind bereits eine Reihe von großen Organisationen gegründet worden; ich nenne nur die Volkskirchenräte (auf Anregung von Rade und Gay), den in Göttingen durch Titius gegründeten Volkskirchenbund, den Berliner Volkskirchendienst. Neben diesen Neugründungen stehen die alten Organisationen, wie der Evangelisch-soziale Kongreß, der Evangelische Laienbund und andre, bereit, Männer und Frauen zu sammeln und ihrem Willen zum Neubau der kirchlichen Verwaltung Ausdruck zu geben. Alle diese Bestrebungen wird ein allgemeiner Volkskirchentag sammeln, der im Laufe des Septembers in Dresden stattfinden soll. Es ist dringend zu hoffen, daß die Beteiligung der kirchlich interessierten Frauen aller Stände hierbei recht zahlreich sein wird.

Neben der Mitarbeit in den kirchlichen Körperschaften und Verwaltungsinstanzen aber fordern wir die Mitarbeit der Frauen im praktischen kirchlichen Amt. Gegen diesen Gedanken werden zweifellos zunächst schwere Bedenken erhoben werden, und zwar Bedenken der allerverschiedensten Art. Als erste hören wir die Stimmen, die auf Grund biblischer und kirchlicher Tradition von solcher Ausdehnung der Frauenarbeit nichts wissen wollen. Diese Gegner tragen das Wort des Paulus: »Das Weib schweige in der Gemeinde«, als ihr Panier voran und warnen uns, daß wir mit solchen Wünschen und Bestrebungen das Ideal der christlichen Frau zerstören und eine gottgewollte Aufgabenverteilung zwischen Männern und Frauen mutwillig verkehren. Zu den religiösen Bedenken gesellen sich Bedenken allgemeinerer Natur: die Kirche ist wahrlich nicht dazu da, um der Frauenrechtelei Vorschub zu leisten. Soll sich auch an heiliger Stätte der häßliche und vergiftende Konkurrenzkampf zwischen Männern und Frauen erheben, den wir schon auf so vielen Arbeitsgebieten erleben und beklagen? Endlich hören wir Bedenken mehr äußerlicher Art: die Frau auf der Kanzel, womöglich im Talar, welch ein Schauspiel für Neugierige! Dürfen wir die Kirche zu



einem Ort der Sensationen, zu einem Theater herabwürdigen?

Schwerwiegende Bedenken — aber, wie wir zu zeigen hoffen, nicht unüberwindliche Hindernisse. Gegen die erste Gruppe — wir wollen sie die religiös-historische nennen — läßt sich nicht allzu schwer erwidern: mag das Wort des Apostels Paulus als auf eine einzelne Situation angewendet verstanden werden, oder mag man es im weitesten Umfang fassen und daraus entnehmen wollen, daß Paulus in der Tat alle Frauen für immer von dem Dienst am Wort in der Kirche ausschließen wollte — so wäre die evangelische Kirche, die Kirche Martin Luthers, doch an dieses Wort in keiner Weise gebunden; ein größeres steht ihm gegenüber, nämlich das Wort, daß der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht. Und mit demselben Wort treten wir dem unevangelischen Traditionsbegriffe entgegen, der das Ewig-Gestrige zum Hemmschuh und zur Schranke des Lebendig-Wachsenden machen will.

Zum zweiten: Frauenrechtelei, Konkurrenzkampf. Gewiß soll es in der Kirche heißen: Hie ist nicht Mann noch Weib!, aber gerade deswegen können wir uns nicht darauf festlegen, daß die Aufgaben, die das Pfarramt stellt, immer und unter allen Umständen und in allen Situationen nur von Männern ausgeführt werden sollen. Es gibt auch hier nur einen Gesichtspunkt: jeder soll die Arbeit tun, die er am besten ausführen kann, und wenn wir nachweisen können, daß im Bereich des Pfarramts Gebiete liegen, auf denen die Frau dem Manne überlegen ist, so haben wir damit ihre Berechtigung zur Übernahme solcher Arbeit erwiesen.

Am wenigsten zu teilen scheinen die Bedenken der dritten Gruppe: sollte die Frau auf der Kanzel zunächst als Sensation wirken, so kann man doch ganz sicher sein, daß sich solche Sensation sehr schnell totlaufen wird. Das Wunder von gestern ist schon morgen eine Alltäglichkeit.

Aber besser und treffender als mit theoretischen Argumenten lassen sich die angeführten Einwürfe durch einen Blick in die Praxis widerlegen. Wir haben die Frau als Pfarrerin bereits in einer Reihe von amerikanischen und englischen Gemeinden, wir haben sie seit einiger Zeit in der Schweiz, und wir haben auch in Deutschland Anfänge, die zu einer Weiterentwicklung in dieser Richtung führen werden. Über die in Amerika gemachten Erfahrungen berichtet ein Aufsatz von Effie Mac Collum Jones D. D., der als Vortrag auf dem fünften Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt 1910 gehalten worden ist. Ihre in zwanzigjähriger Pfarrtätigkeit erworbenen Erfahrungen geben der Verfasserin ein Recht, gehört zu werden, und diese Erfahrungen gipfeln in dem Satze: »Solange noch irgendwo Unrechtmäßigkeit herrscht, weil keine Mahner zur Gottesfurcht da sind, solange Gemeinden im Dunkel schmachten und Kinder nicht auf den Weg zur Wahrheit gewiesen werden, solange irgendeine menschliche Not noch der Linderung harrt, sind das unsre unwiderlegbaren Gründe für den vollen und freien Eintritt der Frau in den Pfarrdienst. Zum erstenmal geht erst jetzt die alte Prophezeiung wirklich in Erfüllung: Und deine Söhne und deine Töchter, sie werden Priester sein! Mögen wir lernen, für solchen Gehorsam gegen den Geist Gottes und seine Führung das vollste Mitgefühl und Verständnis zu empfinden, bis jede Stimme, die sich zu Mahnung und Gebet erheben will, ehrfurchtsvoll und unparteiisch gehört werde.«

Neben den Jahrzehnte alten Erfahrungen der angelsächsischen Länder stehen die ersten Anfänge in der Schweiz und in Deutschland. Über die Schweiz berichtet die »Christliche Welt« (1918, Nr. 31—32): Im Dezember 1917 erteilte der kantonale Kirchenrat dem Vorsteher der kantonalen Hilfsprediger die Erlaubnis, eine Theologin zu kirchlichen Aushilfsfunktionen abzuordnen, und umschrieb das ihr zufallende Arbeitsgebiet: z. B. Unterricht, Seelsorge, Gemeinde- und Armenpflege. Die Verfasserin des Berichts hat selbst in den verschiedensten Schweizer Kantonen als Hilfspredigerin gewirkt und dabei auch Predigt und Kinderlehre gehalten und hat dabei überall warmes Wohlwollen und regen Kirchenbesuch erleben dürfen. An einigen Stellen ist ihr die ausdrückliche Bescheinigung ausgestellt worden, daß sich die Bevölkerung über die Neuerung nur gefreut habe.

Sehr viel eingehendere Mitteilungen über den Anfang in Baden macht Pfarrer Wurster in der Monatsschrift für Pastoraltheologie (14. Jahrgang, 6. Heft). Zur gleichen Zeit wie in der Schweiz ist in Baden durch den Heidelberger Kirchengemeinderat eine Theologin angestellt worden, nachdem sie nach einjährigem Besuch des Predigerseminars in Heidelberg die zweite Dienstprüfung abgelegt hatte. Die Anstellung erfolgte zunächst in privater Form, etwa wie die einer Gemeindehelferin, doch wurde der Dienstauftrag mit Rücksicht auf das abgeschlossene theologische Studium bestimmt. Ihre Hauptaufgaben bestehen im Religionsunterricht in der Schule und in der Seelsorge in den Universitätskliniken sowie im Frauengefängnis. In den Kliniken handelt es sich natürlich zunächst nur um die Frauenabteilungen, in erster Linie um die Hautklinik. Außer der Gefängnisseelsorge ist der Pfarrhelferin Arbeit an den Strafentlassenen und den unter polizeilicher Aufsicht stehenden Mädchen übertragen. Hierbei kommt sie auch in die Lage, Bibelstunden und Andachten abzuhalten, die immer mit vielem Dank aufgenommen werden. Aus dem Arbeitsplan ergibt sich bereits, daß diese Aufgaben nicht, wie gelegentlich vorgeschlagen wird, einfach einer

sozial geschulten Frau übertragen werden können, sondern daß sie eine wissenschaftliche theologische Bildung erfordern. Für den Unterricht, zumal an höheren Schulen, liegt das ohne weiteres auf der Hand; aber auch die Kranken- und Gefangenenseelsorge kann auf sie nicht verzichten, denn gerade diese Arbeit ist überwiegend apologetischer Natur; da heißt es, sein Rüstzeug bereithalten, um Rede und Antwort stehen zu können, und das lernt sich nicht so nebenbei durch Kirchenbesuch und Lektüre, sondern setzt ein geordnetes umfassendes Studium voraus. Über den besonderen psychologischen Wert der Gefängnis- und Krankenhausseelsorge an Frauen durch Frauen, über die großen Schwierigkeiten, mit denen die Pfarrer, zumal wenn sie noch jünger sind, hierbei zu rechnen haben, spricht sich Wurster ebenfalls aus und kommt zu dem Schluß, die Mitarbeit der Frauen gerade auf diesen Gebieten dringend zu empfehlen. Im Zusammenhang mit der Kranken- und Gefangenenseelsorge tritt er auch dafür ein, daß die Pfarrhelferinnen das Recht zur Erteilung der Taufe und des Abendmahls erhalten sollen. »Es ist pastoraltheologisch ein starkes Mißverhältnis, wenn die Pfarrgehilfin in längerer persönlicher Seelsorge einen Fall behandelt, dem Kranken bekannt, lieb und vertraut wird, während dann geschwind, vielleicht bei eingetretener großer Schwachheit, der ordinierte Geistliche, der für den Kranken Fremde, herbeigeholt wird. Und in welche eigentümliche Lage wird so der Gemeindepfarrer gebracht, der in eine Frauenklinik den Fuß nur setzt, um Kinder von ihm unbekannten Müttern zu taufen und Kranken, die von andrer Seite pastoriert worden sind, das Abendmahl zu reichen! Auf diesem Punkte muß eine Auffassung vom Sakrament von der Behörde korrigiert werden, die nicht auf der Höhe der reformatorischen Heilserkenntnis steht.«

So weit die bisherigen deutschen Erfahrungen. Noch sind sie gering, noch ist auch die Zahl der Theologinnen klein, die für derartige Stellungen in Betracht kämen; noch sind aber auch die Gehaltsverhältnisse der in Frage kommenden Stellen so ungünstig, daß ein Zustrom unter keinen Umständen erwartet werden kann. Das schadet auch fürs erste nicht; es handelt sich zunächst darum, daß weitere Kreise als bisher sich an den Gedanken gewöhnen, daß so etwas überhaupt möglich ist; es handelt sich darum, daß nur unbedingt ernsthafte und gediegene Frauen, die starken Idealismus und vorbehaltlose Arbeitshingabe haben, diesen Weg betreten; er wird — das ist meine feste Überzeugung — gangbar sein und zu Segens- und Kraftquellen für unsre Kirche führen.

An den Verwaltungsaufgaben der Kirche wird sich naturgemäß immer nur ein kleiner Teil der Gemeindemitglieder betätigen können; noch geringer wird die Zahl derjenigen Männer und Frauen sein, die ihr als Geistliche dienen; aber ein sehr viel breiteres Arbeitsfeld eröffnet sich vor unsern Augen, wenn wir an das große Gebiet der kirchlichen Wohlfahrtspflege denken. Ein breites, aber eben sehr umstrittenes Feld. Scheint es doch im Augenblick, als ob der sozialistische Staat durch soziale Einrichtungen oder vielmehr durch eine absolute Umgestaltung unsrer Lebens- und Arbeitsbedingungen die Charitas überflüssig machen könnte, und erleben wir es doch auf der andern Seite, daß Arbeiter und Arbeiterinnen, die bisher mit unermüdlicher Treue in der kirchlichen und freien Liebestätigkeit gestanden haben, sich jetzt mit tiefer Enttäuschung und innerlich verwundet von dieser Arbeit als von einer aussichtslosen, verlorenen Sache abwenden. Beide Erscheinungen sind gleich gefährlich, beide beruhen aber auch auf Irrtümern, die sich, wie man hoffen darf, berichtigen werden, wenn eine allmähliche Beruhigung der jetzt hochgehenden politischen Wogen eintritt. Gewiß wird nicht nur der sozialistische, sondern auch bereits der demokratische Staat einen großen Teil der Wohlfahrtspflege in eigne Regie nehmen wollen, und das werden alle die begrüßen, die bisher unter der Erfahrung gelitten haben, daß die freie Wohlfahrtsarbeit eben doch immer nur mit Mitteln arbeiten kann, die den vorhandenen Notständen gegenüber als unzulänglich bezeichnet werden müssen. Aber ebenso gewiß ist, daß auch das beste System staatlicher Wohlfahrtspflege die Fülle der individuellen Notlagen und Notwendigkeiten niemals wird umfassen können; und gewiß ist ferner, daß der Staat, gerade weil er mit jedem Antrieb, den er gibt, gleich eine riesige Maschine in Bewegung setzt, sich auf Experimente, auf Pionierarbeit und ähnliche Unternehmungen nicht einlassen kann. Die Initiative, der Erfindungsgeist, die schöpferisch mitempfindende Liebe wird sich neben den staatlichen Institutionen immer auch in der freien Wohlfahrtspflege betätigen, und hier sollte sich die Kirche nicht das Recht nehmen lassen, allen andern voranzugehen. Von der Kirche ist die innere Mission ausgegangen, die Wichern, Fliedner, Bodelschwingh waren ihre Diener; sie sollte sich aus dieser Führerrolle auch jetzt nicht verdrängen lassen. Hierunter darf nicht verstanden werden, daß sie nun in ein Schachern und Markten mit dem Staat geraten sollte über die Abgrenzung der Arbeit nach hüben und drüben, sondern daß sie mit einem starken und warmen Herzen den Notständen am allernächsten stehen, und daß sie mit klarem, geschultem Verstande sich überall die besten Methoden aneignen, die tüchtigsten Hilfskräfte sichern soll. Sie darf nicht einschlafen auf den Siegespalmen derer, die in ihrem Kreise die Arbeit vor etwa einem Jahrhundert begonnen haben, sie darf uns nicht nur immer mit dem »bewährten Alten« entgegentreten,

das noch dazu häufig von recht zweifelhafter Bewährung ist, sondern sie muß unablässig zulernen, aufnehmen und sich innerlich erweitern. Sie darf auch nicht ihre Arbeit belasten mit einem Konfessionalismus, der unklug und unfromm zugleich ist, sondern muß die Türen zu Gottes Haus weit aufmachen und die Eintretenden nicht fragen, durch welche Pforte sie hereingekommen sind. Es muß ihr auch gelingen, die Hilfskräfte, die jetzt müde und schwach geworden sind, über diese innere Krisis hinwegzutragen und ihnen den unverlierbaren Sinn und Wert ihrer Arbeit wieder zur Gewißheit zu machen.

Auf diesem ganzen Gebiete liegen Frauenaufgaben in des Wortes engster Bedeutung. Auch wer das kirchliche Wahlrecht für die Frauen ablehnen wollte, und wen die Frau als Pfarrerin noch schreckt, der wird sie auf diesem Felde nicht missen wollen. Und darum rufen wir gerade die Frauen zu einer eingehenden Betrachtung des Bildes, das wir im vorstehenden gezeichnet haben; wir bitten sie überall, an großen und kleinen Orten, auf jedem Gebiete, sei es Kinderfürsorge, Jugendpflege, Rettungsarbeit oder was auch immer sonst, noch entschiedener als bisher den Weg vom Dilettantismus zur voll beruflichen Schulung, von der Enge in die Weite, von der Zusammenhanglosigkeit zur Planmäßigkeit zu gehen. Wir wünschen aber ferner, daß die Kirche an den Staat gerade in bezug auf soziale Maßnahmen bestimmte Forderungen viel lauter und viel nachdrücklicher als bisher erhebt. Sie hat viel zu lange geschwiegen — s i e , das waren wir selber und nicht zuletzt wir Frauen — zu Alkoholmißbrauch, zu Volkslastern und Volksseuchen, zu Wohnungsnot und Kinderelend. Jetzt wollen wir den Mund auftun, jetzt, wo kein Zwangsverhältnis irgendwelcher Art Staat und Kirche mehr verbindet, und wollen den furchtbaren Vorwurf entkräften, daß die Kirche in all diesen Dingen ein Auge zudrücke, weil sie selbst kapitalistisch mit interessiert sei.

Aufgaben genug, die nach Frauenkräften rufen!

Endlich viertens: der Kirche und der kirchlichen Gemeinde kann man nur dienen, wenn man als lebendiges Glied an allen ihren Veranstaltungen teilnimmt. Im allgemeinen sind die Frauen hierin treuer als die Männer; unsre Kirchen werden zum großen Teil von Frauen gefüllt, bei kirchlichen Versammlungen, wie Bibelstunden, Missionsveranstaltungen, sowie bei der Abendmahlsfeier überwiegt ihre Zahl die der Männer. Aber das bloße Teilnehmen kann eine rein passive Leistung sein, und das ist nicht genug. Von der Passivität des Zuhörens, Hin- und Annehmens müssen wir fortschreiten zu einer produktiven Teilnahme. Jeder von uns hat dem kirchlichen Leben gegenüber Wünsche, Pläne und Abänderungsvorschläge auf der Seele. Der eine wünscht sich eine Abänderung im Gebrauch der Liturgie oder der Agende. Unser Gesangbuch scheint dem andern zu eintönig und einseitig; sollte nicht auch einmal ein Lied, das aus der Gegenwart geboren ist und das das unmittelbare Empfinden unsrer Zeit ausspricht, in der Kirche erklingen dürfen? Manchem schwebt eine Verlegung der Gottesdienste vom Sonntag auf die Abendstunde eines Wochentages vor, damit dem Großstädter am Sonntag die Möglichkeit bleibt, der staubigen Stadt für möglichst viele Stunden zu entfliehen. Zu erwägen wären auch gelegentliche Gottesdienste für die verschiedenen Stände und Berufe, für Männer, Frauen und Jugendliche getrennt, ferner die Sonderung von Gottesdiensten, die einen rein erbaulichen Charakter haben, und solchen, die Weltanschauungs- oder Zeitprobleme in das Licht des Ewigen rücken und in erster Linie die Erkenntniskräfte der Hörer beanspruchen. Solche Trennungen setzen dann auch eine Teilung der pfarramtlichen Aufgaben voraus — denn die Vielseitigkeit, die heute von einem Pfarrer verlangt wird, geht ja wahrhaftig weit über Menschenkraft hinaus —, auch eine Heranziehung des Laienelements wird hier erwünscht erscheinen. Könnte sich die Kirche vielleicht die Musik und die bildenden Künste in stärkerem Maße als bisher dienstbar machen? Ließe sich das religiöse Zeitschriftenwesen, die alte Einrichtung des Gemeindeblattes weiter ausbauen? Haben wir Wünsche in bezug auf den Konfirmandenunterricht? Was kann geschehen, um die ehrwürdige und fast verlorengegangene Sitte der Hausandacht, des Familiengottesdienstes wieder lebendig zu machen? Zu der Reihe dieser Fragen wird jeder Kirchenbesucher und jede Kirchenbesucherin weitere Glieder hinzutragen können. Aber es darf nicht beim Fragen bleiben. Die kirchliche Gemeinde, d. h. also wir selbst, müssen diese Fragen beantworten, d. h. das Leben unsrer Gemeinden muß viel reicher, viel belebter, ich stehe nicht an zu sagen, viel farbiger werden. Diese Fragen dürfen nicht in stiller Abgeschlossenheit von ein paar Pastoren behandelt und erledigt werden, sondern sie müssen zum Gegenstand des wärmsten Interesses für die ganze Gemeinde werden. Also wollen wir heraustreten aus der Zurückhaltung, die Bescheidenheit sein kann, häufig aber nur Lahmheit und Entschlußlosigkeit ist, und unsre Kirchengemeinden wieder von innen heraus bauen helfen. Ansätze dazu sind an manchen Stellen vorhanden, aber noch ist die Basis, auf die sie sich gründen, viel zu schmal; es muß uns gelingen, im Arbeiter und in der Arbeiterin, in den kaufmännischen Angestellten wie unter den Angehörigen der freien Berufe hierfür die gleiche Teilnahme zu erwecken, es muß uns gelingen, daß die mancherlei Kräfte und Gaben, die auch die bescheidenste Gemeinde enthält, hier in einem Geiste und zu einem Ziel zusammenwirken.

Der Kreis der Mitarbeiterinnen, nach denen unsre Kirche ruft, ist von Abschnitt zu Abschnitt unsrer Betrachtung größer geworden. Endlich — und damit kommen wir zum Schluß — wollen wir ihn so weit ziehen, daß kein Gemeindemitglied aus diesem Ring herauskann. Wir sagten am Anfang, die Kirche habe während des Krieges an Kredit verloren, und wir führten eine Menge von Gründen für diese tief schmerzliche Tatsache an. Wir können uns all diese Gründe nebst den Gegengründen und allen Streit sparen, wenn wir uns entschließen, uns zu dem einen Satz zu bekennen: Die Kirche hat an Kredit verloren, weil in ihr zu wenig wirkliche Christen waren. Ist es an dem, so gibt es letztlich nur ein Mittel, um den verlorengegangenen Boden wiederzugewinnen. Auf die Leute, die sich von der Kirche abgewandt haben, machen Worte nicht den geringsten Eindruck mehr. Das erschütternde Erlebnis aller an sozialen Fragen interessierter Intellektuellen, daß die Arbeiter uns nichts mehr glauben, was wir ihnen sagen, ist am schwersten zu tragen in bezug auf religiöse und kirchliche Dinge. Sie wollen nichts hören, sie wollen nichts glauben, ehe sie nicht Zeichen und Wunder sehen. Zeichen und Wunder gilt es daher zu tun: Zeichen von der inneren Lebenskraft der Kirche Christi, Wunder der allumfassenden und alles bezwingenden Nächstenliebe. An die Macht solcher Wunder auch in Zeiten politischer Stürme und leidenschaftlichster Kämpfe glauben wir, denn:

... Der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick,
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Vaterland

Die Männer meines Volkes, die sitzen gefangen umher,
Ich seh's an ihren Augen, das Herz ist ihnen schwer,
Sie tragen in der Seele getreu der Heimat Bild,
Heiß brennt's in ihre Ehre, wenn man auf Deutschland schilt.

Ach Deutschland, teures Deutschland! Wer hätte die Heimat nicht lieb!
Vergib uns, Gott im Himmel, wie wir vergeben — gib
Uns ehrliches Erkennen, gib Frieden, Arbeit, Brot!
Erbarm' dich, Herr der Völker, der großen deutschen Not! ...

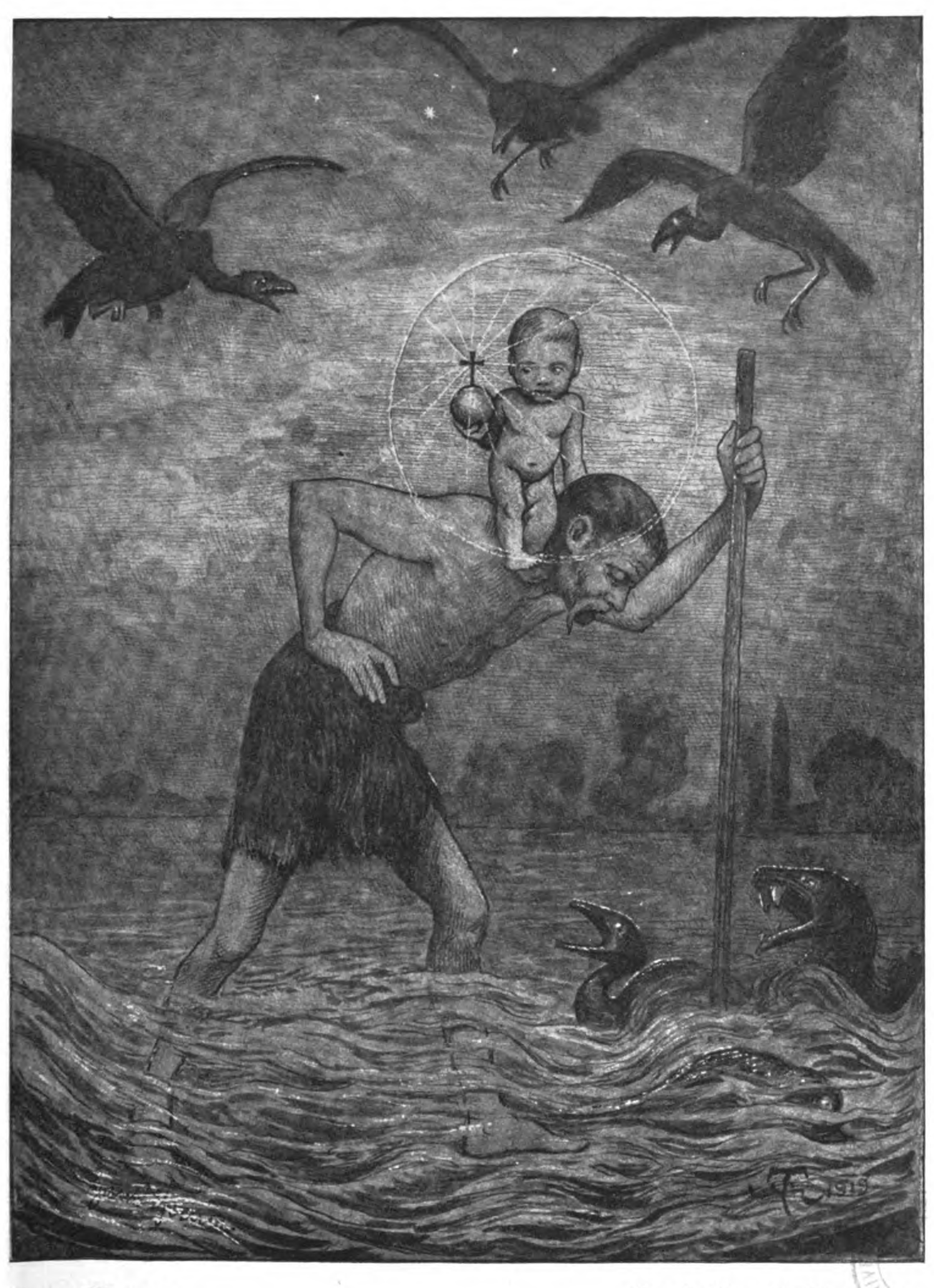
Wir werden nicht versinken in Hassen und Bluten und Tod;
Wir werden nicht ertrinken, ob abgrundtief unsre Not;
Wir werden beten lernen zu einem lebendigen Gott.
Deutschland wird Deutschland bleiben trotz seiner Feinde Spott.

Geht nicht ein neues Schwingen ganz heimlich durch deutsches Geländ'?
Will nicht ein Band umschlingen vieltausend willige Händ'?
Band einer neuen Liebe, wie man sie nie gekannt —
So wirst du auferstehen, mein Land, mein Vaterland!

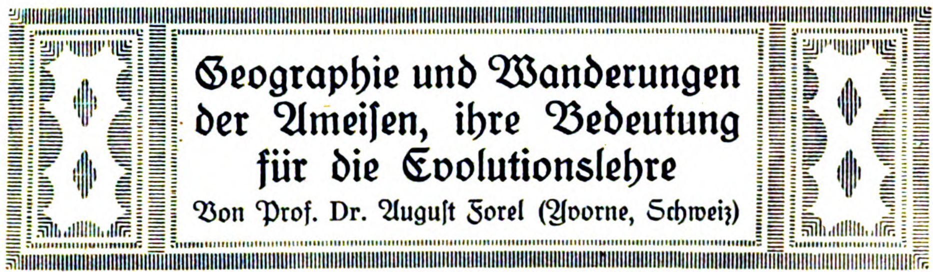
Und schlagen sie uns in Ketten, wir brechen die Ketten entzwei
Und werden — ein Volk — uns erheben mit übermächtigem Schrei,
Daß wieder Kindeskinder sich tragen im Ehrengewand —
So mußt du auferstehen, mein Land, mein Vaterland!

Johanna Wolff





Hans Thoma: Der heilige Christophorus




Geographie und Wanderungen der Ameisen, ihre Bedeutung für die Evolutionslehre

Von Prof. Dr. August Forel (Yvorne, Schweiz)

Die geographische Verbreitung der Tiere und Pflanzen steht mit deren Phylogenie (Abstammung) in enger Verbindung, weil ihre Wanderungen in den Urzeiten damit zusammenhängen. Zum Beispiel ist die geographische Verbreitung der Seetiere und -pflanzen eine ganz andre als die der Landbewohner, die der Vögel, Falter und Flugheuschrecken verschieden von der der flügellosen Tiere.

Ferner muß man hier die moderne Wanderung mit Hilfe der menschlichen Kunstapparate wie Dampfer und Segelschiffe von den Wanderungen der Urwesen unterscheiden. Dazwischen liegen Wanderungen innerhalb engerer Grenzen mittels der Segelschiffe alter Kulturen, z. B. der Chinesen, Griechen und Römer. Das alles muß heute streng untersucht werden, wenn man die phylogenetische Bedeutung der geographischen Verbreitung einer besonderen Tiergruppe richtig beurteilen will.

Betrachten wir nun die Ameisen unter dem Gesichtspunkt der geographischen Verbreitung in ihren besonderen Eigenheiten. Erstens sind sie Landbewohner und müssen demgemäß in ihrer Phylogenie den geologischen Urspaltungen der Oberfläche unsers Planeten in Festländer und Inseln sowie dessen früheren klimatischen Veränderungen folgen. Zweitens finden sich bei ihnen sowohl flügellose Geschlechter, nämlich ☿ (Arbeiter) und ♃ (Soldaten), als auch geflügelte vermehrungsfähige. Selten sind die ♀ (Weibchen), noch seltener die ♂ (Männchen) flügellos. Dies kommt hier sehr in Betracht, denn es sind vornehmlich die bei einem Hochzeitsflug begatteten Weibchen, die auf menschliche Verkehrsmittel (Schiffe, Eisenbahnen) durch Zufall geraten und so in die Ferne verschleppt und mehr oder weniger kosmopolitisch verbreitet werden. Drittens leben die Ameisen sozial, was ebenfalls zu berücksichtigen ist. Nur solche Weibchen, die allein ihre Brut erziehen können, sind, wenn sie nach bereits stattgehabter Befruchtung infolge der erwähnten Verschleppungen in eine Gegend mit fremder Fauna geraten, imstande, ihre Art zu vermehren.

Heute besitze ich in meiner Sammlung 3511 Arten, 1257 Rassen (subspecies) und 1874 Spielarten Ameisen, somit 6642 Formen. Nehmen wir an, es fehlen mir noch 500 Arten und 500 Rassen und Spielarten, die von andern und von mir selbst aufgestellt worden sind. So wären bisher ungefähr rund 4000 Arten, 1500 Rassen und 2140 Spielarten (7640 Formen) Ameisen aller Länder beschrieben worden. Wie steht es nun mit deren geographischer Verbreitung?

1. Moderner Kosmopolitismus

Die für den Kosmopolitismus typischste Art ist das Monomorium Pharaonis, von dem es in den Dampfschiffen aller Tropen wimmelt, und das seine Kolonien sogar in den Kajüten der Passagiere (ich fand eine solche selbst in einem Messerstiel) gründet. Verschleppt wurde dieses Tropentier bis in die geheizten Kolonialwarenhäuser zu Genf. Das gleiche gilt von Tetramorium guineense und simillimum, Monomorium floricola, Prenolepis vividula und longicornis und Tapinoma melanocephalum.

Eine Fortsetzung der Tropen in den gemäßigten und kalten Klimaten bilden unsre Treibhäuser. Dorthin wurden mit den Pflanzen zahlreiche Ameisen eingeführt, die sich nun dort im Mauerwerk und in der Erde eingenistet haben, z. B. die schon erwähnten Prenolepis longicornis und vividula, aber auch andre, je nach dem Treibhaus. Eine der häufigsten ist die Pheidole Anastasii var. cellarum. So fand ich damals auch im Treibhaus Zürich den Brachymyrmex Heeri, der aber heute durch die Pheidole Anastasii cellarum ersetzt wurde. Hier sieht man wieder, wie rasch sich die Verhältnisse ändern können; wir werden es wieder bei den Hausameisen Madeiras finden.

In neuerer Zeit verbreiten sich, historisch nachweisbar, immer mehr gewisse Ameisenarten in weitere Tropengebiete. So wurden die Plagiolepis longipes aus Ostindien und dem ostindischen Archipel auf die madagassische Insel Réunion vor einigen Jahren eingeführt, wo sie die lokale Fauna zerstört und von wo sie seither weiter nach Westen vorrückt. In ähnlicher Weise wurden Brachymyrmex Cordemoyi und Pheidole flavens aus Amerika nach den madagassischen Inseln importiert.

Aus Argentinien wanderte vor wenigen Jahrzehnten Iridomyrmex humilis zunächst nach Madeira aus, wo sie die alte Hausameise Madeiras von Oswald Heer nach den Felsen vertrieb und selbst zur großen Hausplage wurde. Zu gleicher Zeit wurde dasselbe Tier nach Kalifornien, wo es viel Schaden anrichtete, und

schließlich aus Madeira nach Portugal usw. verpflanzt.

Unsre gemeine Wiesenameise **Lasius niger** wurde nach Tasmanien importiert und ihre fast noch häufigere Gefährtin, **Tetramorium caespitum**, nach dem östlichen Nordamerika, wo ich sie selbst fand und wo ihre verschiedenen Kolonien einander ebenso heftig bekriegen wie bei uns. Nach Afrika, besonders dem Norden, wurden **Formica fuxa, Myrmica scabrinodis** und **Lasius niger** aus Europa importiert.

2. Ältere Verschleppungen

Hier muß die sogenannte xerothermische Ameisenfauna zuerst erwähnt werden als Rest aus einer Periode nach der Eiszeit, die kälter war als die jetzige, so daß unsre heutige Fauna sich, abgesehen von einzelnen besonders geschützten Stellen, mehr nach Süden zurückziehen mußte. Solche geschützten Stellen wurden z. B. von mir in Vaux bei Morges und später von Santschi in Stein am Rhein gefunden, wo die sonst mehr südlichen **Camponotus aethiops** und **lateralis** sowie **Plagiolepis pygmaea** usw. gefunden werden.

Hier möchte ich weiter als negative Tatsache die Abwanderung gewisser Ameisen erwähnen. Erwiesenermaßen gibt es heute keine lebenden Ameisen in Südgrönland und ebensowenig auf Island. Und dennoch treten an dem noch kälteren Nordkap und an der Ostküste Norwegens etwa fünf Ameisenarten auf, darunter die sogenannte Waldameise **Formica rufa**. Wie kommt das? Ich erkläre die Sache so: nach der heißen Tertiärzeit, wo die Fauna Nordamerikas mit derjenigen Europas eben durch Grönland, Island usw. verbunden war, gab es auf Südgrönland und Island zweifellos Ameisen. Aber sie wurden dann mit unsrer ganzen nördlichen Fauna durch die Eiszeit vertrieben. Während aber nach der Eiszeit unsre Ameisen nach Norden zurückwandern konnten, verwehrte ihnen das Meer die Rückkehr nach Island und Grönland. Auch der spätere Schiffsverkehr nach jenen Ländern blieb gering und hat bis jetzt noch keinen modernen Import bewerkstelligt. Ich bin sicher, daß **Lasius niger** und **Formica fusca** in Island heute leben könnten.

Die eben erwähnte Eiszeit hat im weiteren die Faunen Nordamerikas und Europas getrennt, was die Sonderbildung wenigstens von Spielarten und Rassen (Unterarten), zuweilen von nahe verwandten Arten zur weiteren Folge hatte.

Bemerkenswert ist folgender Fall:

Im Jahre 1910 beschrieb ich eine neue Art **Messor Oertzeni**, die Herr v. Oertzen in Smyrna entdeckt hatte. Kurz darauf, noch in demselben Jahre, reiste ich selbst nach Kleinasien und der Türkei und fand in Saloniki und Smyrna zahlreiche sehr sichtbare Kolonien einer Spielart dieser durch Sitte und Aussehen sehr charakteristischen großen Art, die bisher unbekannt war. Doch konnte ich sie sonst weder in Griechenland noch in der Türkei noch nördlich von Smyrna in Anatolien (Ismid) entdecken, noch hat man sie mir oder andern Kollegen aus andern Orten Kleinasiens in sonst zahlreichen Ameisensendungen jemals zugeschickt. Woher kommt es, daß **Messor Oertzeni** gerade an zwei Orten vorkommt, die durch das Meer so getrennt sind, daß er zu Land nur durch den Norden, durch die Tropen oder durch die Wüste, wo er nicht leben kann, durchwandern könnte?

Darüber stellte ich folgende Hypothese auf: Diese Art entstand in Kleinasien, wo sie wenigstens an ihre nächste Verwandte, die Wüstenameise **Messor arenarius** grenzt. Von dort ist sie zur Zeit der alten Griechen und Römer mit Hilfe eines in Smyrna befruchteten Weibchens einmal auf einem Schiff nach Saloniki ausgewandert, wo ihr Klima und Erde zusagten. Damals war nämlich der Schiffsverkehr zwischen Smyrna und Saloniki sehr lebhaft. Gewiß, es ist dies nur eine Vermutung; sie hat aber vieles für sich. Sehr auffallend ist die Häufigkeit jener schönen großen Ameise in der Umgebung der beiden genannten Städte, während sie sonst in Europa ziemlich sicher nirgend vorkommt.

3. Verschleppung in geologischen Perioden

Wir haben bereits die allbekannte nahe Verwandtschaft der Fauna und der Flora Nordamerikas und Europas, der sogenannten nearktischen mit den paläarktischen Tieren und Pflanzen erwähnt, die aus einer zur Eiszeit nach der Tertiärzeit noch bestehenden Identität hervorging und auch für die Ameisen gilt. In Amerika, wo sich von Norden nach Süden eine zusammenhängende Ländermasse erstreckt, finden wir einige sogenannte neotropische (aus dem tropischen Amerika stammende) Ameisengattungen, die sich nach und nach der Kälte mehr oder weniger angepaßt haben und z. B. bis nach Nordkarolina und Kalifornien gelangt sind. Es gilt dies z. B. für einige Arten der Gattungen **Eciton** und **Acromyrmex (Trachymyrmex)**.

Sehr wichtig sind hier die Verhältnisse der sogenannten Bernsteinfauna, welche viele im baltischen und in anderm Bernstein eingeschlossene fossile Ameisenarten aufweist. Diese gehören hauptsächlich der Tertiärzeit an und gleichen am meisten der Fauna Indiens und des heutigen südlichen Nordamerika — ein sonderbares Gemisch gemeinschaftlicher Gattungen dieser Gegenden mit ausgestorbenen tropischen Formen. Daraus erkennt man den Reichtum



der Tertiärfauna und den Ursprung der späteren Trennungen unsrer heutigen Faunen.

Interessant ist eine Vergleichung der antarktischen Ameisenfauna (Patagonien, Südchile und Argentinien, Neuseeland, Kerguelen usw.) mit unsern arktischen Faunen. Äußerliche Ähnlichkeiten, die aber nur auf Täuschung durch Konvergenz infolge des ähnlichen Klimas beruhten, ließen uns (Mayr) früher dortige Formen unsrer nordischen Gattung Lasius einverleiben. Es stellte sich dann aber heraus, daß sie einen ganz anders gebauten Kaumagen besitzen und zur australischen Gattung Melophorus gehören, die somit auch am Südende Amerikas vorkommt. Tatsächlich gibt es durchaus keine Gemeinschaft zwischen der antarktischen und der arktischen Ameisenfauna. Die Gattungen sind andre, und diejenigen, die sich entweder an das arktische oder an das antarktische Klima angepaßt haben, sind sogar andre tropische Gattungen. Camponatus-Arten z. B. kommen wohl arktisch, nicht aber antarktisch vor, und Monomorium umgekehrt. Mehr noch: es gibt gemeinsame Gattungen in Neuseeland und an der Südspitze Amerikas. Somit entstanden die antarktischen und die arktischen Ameisenfaunen ganz unabhängig voneinander.

Auf der Insel Kerguelen gibt es keine einheimischen Ameisen. Eine Ameise wurde aber in der Hütte einer dort weilenden Forschungsexpedition gefunden und stellte sich damals als neu heraus. Wir zerbrachen uns den Kopf über die Herkunft dieses Camponotus Werthi. Später aber wurde er mir von der Kaplandküste wieder zugeschickt, wo damals die genannte Expedition ausgerüstet worden war. — Es war somit eine seltene Lokalform aus Kapland gewesen, die offenbar mit dem Schiff der Expedition auf Kerguelen importiert wurde.

Die schon erwähnten modernen Einwanderungen der kosmopolitischen Ameisen, die sich infolge der wachsenden Verkehrsmittel stets noch vermehren, zerstören immer mehr die örtlich differenziert gewesenen Ameisenfaunen, vor allem die der kleineren Inseln.

Dadurch ist z. B. die Ameisenfauna St. Helenas ganz und gar zerstört worden. Interessant ist die Fauna der Hawai-(Sandwich-)Inseln, deren Ameisen mir 1899 von Herrn Perkins geschickt wurden. Von 20 Arten waren nur drei noch wirklich einheimisch. Sieben weitere bildeten Varietäten oder Rassen, deren Stammarten für drei aus Indien, für eine aus Polynesien, für eine aus Madagaskar stammten. Von den zehn andern waren drei aus Indien und Australien, eine aus Nordamerika importiert, während die sechs übrigen allgemeine moderne Kosmopoliten waren.

Dagegen besitzen kleine Inseln, wie die Insel Kokos (zwischen Kostarika und den Galapagos), die stets außerhalb des großen Schiffsverkehrs standen, sowie größere Inseln und gar Neukaledonien, Neuseeland und Madagaskar usw. spezifische sehr eigentümliche, z. B. wunderbar schöne lokale Ameisenfaunen. Die Ameisenfauna Madagaskars ist z. B. viel reicher als die ganze Fauna des nordischen alten Kontinents (eigentliche paläarktische Fauna).

Aus diesen Tatsachen geht einerseits der gewaltige zerstörende Einfluß des modernen Schiffsverkehrs auf die Ameisenfaunen hervor und anderseits sowohl der Reichtum der lokalen Urfaunen aus der Tertiärzeit — besonders ihre Eigentümlichkeit auf den Inseln infolge deren Trennung von den Kontinenten —, als ihre Resistenzschwäche gegenüber kräftig anpaßbaren Kosmopoliten oder solchen Ameisenarten, die nach und nach kosmopolitisch zu werden drohen. Diese Feststellungen stimmen bekanntlich mit den Beobachtungen an andern Tieren und an Pflanzen überein, zeigen aber immerhin bei Ameisen einige Besonderheiten.

4. Übersicht der großen Ameisenfaunen

Die größeren Ameisenfaunen habe ich im Jahre 1910 beim Internationalen Entomologischen Kongreß wie folgt angeführt:

	Arten, Rassen od. Unterarten	Geographische Varietäten
I. Neotropische Fauna		
a) Südamerika außer Patagonien	961	208
b) Zentralamerika	506	121
II. Äthiopische Fauna (Afrika südlich der Sahara)	629	125
III. Madagassische Fauna (Madagaskar, die Komoren, die Seschellen, Chagos usw.)	230	63
IV. Indo-malaiische Fauna (Indien, Indochina, Andamanen, Ceylon, Sunda-Inseln, Philippinen und ein Teil Chinas und Japans)	1165	210
V. Papuasische und ozeanische Fauna (Molukken, Neuguinea, Polynesien usw.)	335	42
VI. Australische Fauna (Australien, Neukaledonien, Tasmanien)	380	105
VII. Paläarktische Fauna		
a) eigentliche paläarktische Fauna	152	116
b) Mittelmeerfauna mit Nordafrika, die Saharawüste, Kleinasien, Arabien usw.	294	158
VIII. Nearktische Fauna (Nordamerika)	352	105
IX. Antarktische Fauna (Neuseeland und Patagonien)	27	3
	5031	1256

Aber, wie vorhin schon angedeutet, es gibt, insbesondere auf größeren Inseln, sehr wichtige Lokalfaunen, die von denjenigen der angrenzenden Kontinente bedeutend abweichen. Ja, die urmadagassische Fauna steht der papuasischen am nächsten und nicht ihrer Nachbarin, der äthiopischen; die eingewanderten Arten aus Afrika befinden sich vornehmlich an den Küsten.

5. Einzelfälle

Einzelfälle gibt es viel zu viele, um sie auch nur annähernd vollständig hier zu erwähnen. Ich will nur ein paar mitteilen. Die Wüsten

haben eine eigne Fauna. Viele Ameisen aller Wüsten besitzen als konvergierendes Merkmal lange Haare unter oder vor dem Kopfe, die in einer regelmäßigen Reihe liegen und die Santschi »Psammophoren« genannt hat, weil sie, wie er es nachwies, dazu dienen, die losen Sandkörner, die nicht zwischen den Haaren hindurchkönnen, aus dem Neste herauszutragen. Ameisen verschiedener Unterfamilien, Gattungen und Arten aus den Wüsten und Steppen Australiens, Argentiniens, Nordamerikas, Afrikas und Asiens besitzen Psammophoren.

Uhle entdeckte in den Überschwemmungsgebieten Brasiliens kugelförmige Nester verschiedener Ameisenarten mitten in Haufen von Epiphyten, die auf den Ästen hoher Bäume wachsen. Er wies nach, daß die Ameisen die Samen der Epiphyten mit Hilfe von Mulm auf die Äste säen und dafür zwischen den Wurzeln der wachsenden Epiphyten ihr Nest aufbauen. So sind sie vor der Überschwemmung gesichert. Später erhielt ich gleiche Nester aus Borneo, die unter gleichen Umständen entstanden waren. Somit handelt es sich auch hier um Konvergenz, d. h. um die Folge bestimmter Lebensbedingungen, was bereits aus der Verschiedenartigkeit der Ameisenformen hervorging.

Anders verhält es sich mit der von dem deutschen Botaniker Dr. Alfred Möller in ihren Sitten so wunderbar erforschten, ausschließlich neotropischen Sippe der Attini oder pilzzüchtenden Ameisen. Ich konnte phylogenetisch nachweisen, daß diese Sippe aus einer Gruppe kleiner neotropischer Gattungen (Cyphomyrmex, Basiceros u. dgl.) stammt, die zwar schon meistens, aber nicht alle oder doch nur zeitweilig rudimentäre Pilzgärten anlegen. Erst als die Attini anfingen, Blätter für ihre Pilzkultur zu schneiden, wurden ihre Arten größer, bis ihr Endast (die riesigen großen Atta) entstand, der in keiner Fauna der übrigen Welt gleiche oder ähnliche Formen aufweist, und dessen Pilzkultur von der Entstehung der Kolonie an unglaublich feine Anpassungen an seine ganze übrige Biologie und an seine Körperform zeigt. Nun wurde aber letzthin auf Sumatra eine neue Gattung entdeckt, die ich Proatta taufte, und die den kleinen Attini so täuschend ähnlich sieht, daß man sie für eine solche halten müßte, wenn sie nicht zwölf statt elf Fühlerglieder hätte. Aber sie baut keine Pilzgärten und lebt in Termitennestern. Sonst gibt es noch andre in der ganzen Tropenwelt verbreitete Gattungen, die den kleinen Attini nicht allzu fern stehen. Somit können wir nahezu sicher annehmen, daß die Sippe der Attini zu einer Zeit entstanden ist, wo das tropische Amerika bereits gänzlich von den übrigen Kontinenten durch Ozeane getrennt war.

Die Unterfamilie der Dorylina (Wanderameisen) hat eine rein altweltliche Sippe, die Dorylini, und rein neotropische Gattungen: Eciton und Cheliomyrmex. Aber die Sippe der Ecitii hat eine Gattung Aenictus, die der alten Welt angehört und Eciton nahesteht.

Die Ameisen überhaupt stehen der einzeln lebenden Familie der Mutilliden am nächsten. Die meiner Ansicht nach ältesten Ameisen dürften die Unterfamilie der Ponerinae sein, aus der jede der vier andern Unterfamilien unmittelbar abzustammen scheint. Von den Ponerinae scheinen die Sippen der Amblyoponini und der Myrmecii die ältesten zu sein. Das soziale Leben der Ponerinae ist meistens weniger entwickelt als bei den andern Unterfamilien.

Ich hüte mich, aus diesen allgemeinen Tatsachen irgendwelche Folgerungen zu ziehen. Die Erfahrungen haben mich zu sehr vor gewagten Verallgemeinerungen gewarnt. Aber ich erwähne zum Schluß, daß ich meinem alten lieben Freunde Prof. Dr. Otto Stoll in Zürich, dem ich diese Arbeit zu seinem 70. Geburtstage widme, nicht nur viele neue Ameisenarten aus Guatemala, sondern auch viele Anregungen auf geographischem und ethnographischem Gebiete verdanke.

Waldeinsamkeit

Verzaubert wall' ich auf dem glatten
Waldboden durch die Tempelruh
Und schau' dem Sonnenspiel der Schatten
Im Moos und auf den Stämmen zu.
Der hohe Wind webt seine Träume
Unendlich kreisend überm Hain
Und flicht die Wipfel aller Bäume
In seinen vollen Kranz hinein.

Waldeinsamkeit, indes ich raste,
Lenkt ihren Strom durch meinen Sinn,
Der Grünspecht hackt an seinem Aste,
Ein schönes Reh äst still dahin.
Nun raschelt's an des Felsens Hange —
Vom Brombeerbusch, der ihn umlaubt,
Löst sich des Tales weiße Schlange
Und wiegt ihr buntgemaltes Haupt.

Erika Spann-Rheinsch



Otto Placzek: Ein Mädchen

Aus der Kunstausstellung Berlin 1919

Aufnahme von Hermann Boll in Berlin





Bemalte Gläser von Johann Oertel & Ko., Haida in Böhmen

Das Kunsthandwerk auf der Leipziger Messe

Von Dr. Marie Schuette (Leipzig)

Kunst und Messe: im 19. Jahrhundert zwei absolute Gegensätze, heute zwei im modernen Lebenskampfe sich wieder näher rückende Mächte — allmählich, zaghaft, tastend und noch immer weit entfernt von dem Zustande der selbstverständlichen Zusammengehörigkeit wie im 18. Jahrhundert. Damals waren die Leipziger Messen ein bedeutender Kunstmarkt, und der alte Katalog der Dresdner Gemäldegalerie verzeichnet manch einen guten Holländer als in königlichem Auftrag auf der Leipziger Oster- oder Michaelismesse gekauft. Ruisdael, Lievens, Jansen, Van der Helst, der Meister des Marienlebens, sind solche Namen, und das reifste Bild des Rembrandtschülers Ferdinand Bol, »Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten«, fand 1743 über die Leipziger Messe den Weg nach Dresden in die Galerie. Wir wissen auch, daß Böttger sein neu erfundenes und in der 1709 in Dresden gegründeten Porzellanmanufaktur hergestelltes prachtvolles rotes Steinzeug zuerst auf der Leipziger Ostermesse 1710 zum Verkauf brachte.

Der Zusammenhang von Kunst und Messe ging im Zeitalter der Industrie verloren, und da allerdings so gründlich, daß es erst der durch den Krieg bewirkten vollständigen Umgestaltung der wirtschaftlichen Zustände bedurfte, um das gegenseitige Interesse von Kunstgewerbe und Messe darzutun. Seit rund 1900 zeigen sich die Bestrebungen zur Einbürgerung der Kunst auf der Messe; 1905 wurde der erste Versuch gemacht, eine kunstgewerbliche Gesamtausstellung in größerem Maßstabe zu veranstalten. Aber man kam nicht recht voran. In dem ungeheuren Wust von geschmacklosen Waren verloren sich die jedem Meßbesucher wohlbekannten Aussteller von kunstgewerblichen Werken. Der Kunstgewerbler trat als selbständiger Aussteller zum erstenmal zur Ostermesse 1916 auf. Fräulein Wendt und Fräulein Kühne aus Grünhainichen im Erzgebirge wagten damals den Versuch, ihre volkstümlichen Holzarbeiten, die badischen (Murek) und Münchner Künstlerinnen ihre Batiks und Vorsatzpapiere auf die Messe zu bringen. Und die Erfolge lohnten den Versuch. Ja, die Erfolge — nicht zum mindesten die finanziellen —, die in dem Warenmangel mit begründet lagen, machten das Kunsthandwerk aufmerksam auf den günstigen Markt, den ihm die Messe erschloß, und jede neue Auflage des Meßadreßbuches verzeichnet unter den Ausstellern einen erfreulichen Zuwachs an Produzenten künstlerischer Qualitätsware, aber auch an »kunstgewerblichen Werkstätten« — ein Beweis, zu welch einem populären Zugartikel schon das »Kunstgewerbe« geworden ist.

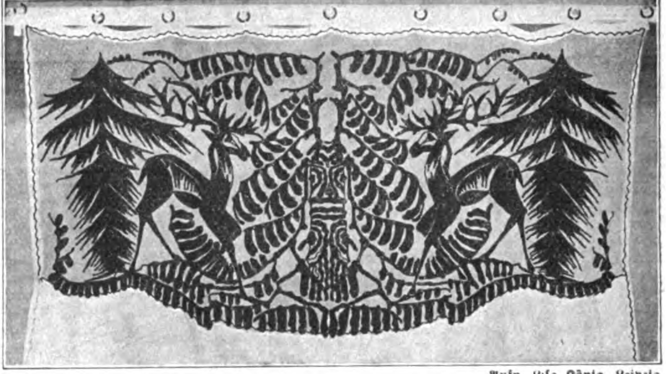
Die verspätete Ostermesse 1919 brachte endlich das geschlossene Auftreten des deutschen Kunsthandwerks. Denn der Wirtschaftsbund der sächsischen Kunsthandwerker, der 1917 mit Hilfe des Sächsischen Staates gegründet worden war, erweiterte sich 1919 durch den Anschluß des bayrischen Wirtschaftsbundes zum deutschen; Ham-




Aufn. Lisa König, Leipzig
Gesticktes Kissen von Wanda Zeigner-Ebel in Leipzig

burg, Bremen, Hannover, Berlin schlossen sich als Gäste an. Das bedeutet tatsächlich die Vertretung des deutschen Kunsthandwerks auf der Messe, und Hamburg im besonderen brachte eine willkommene Munterkeit. Der neubezogene Raum im Limburgerhaus drohte schon merklich knapp zu werden, aber wenn die räumliche Beschränkung in einzelnen Abteilungen zu einer Beschränkung der Zulassung von nur künstlerischen Werten zwingen sollte, so wird das dem Ganzen nur zugute kommen.

Für sich und ohne Verbindung mit dem Wirtschaftsbund traten nach wie vor als geschlossene Gruppen die Münchner Künstlerinnengruppe, die Vereinigung Münchner Kunstgewerblerinnen, die schlesischen Textilkünstlerinnen, die Kunstgewerbegruppe des Vereins der Berliner Künstlerinnen und ebenso die schlesischen Spitzenschulen der Fürstin Pleß und Hoppe-Siepert und der Frauenbund zur Förderung der deutschen Spitzenindustrie auf. Die fortschreitende Entwicklung scheint aber darauf hinauszugehen, daß diese Gruppen, die sich als geschlossene Verbände dem Wirtschaftsbund nicht einfügen können, sich in einem Meßhause für das Kunstgewerbe dem Wirtschaftsbunde räumlich angliedern.


Aufn. Lisa König, Leipzig
Tüllvorhang mit Maschinenstickerei von E. Hardorff in Hamburg

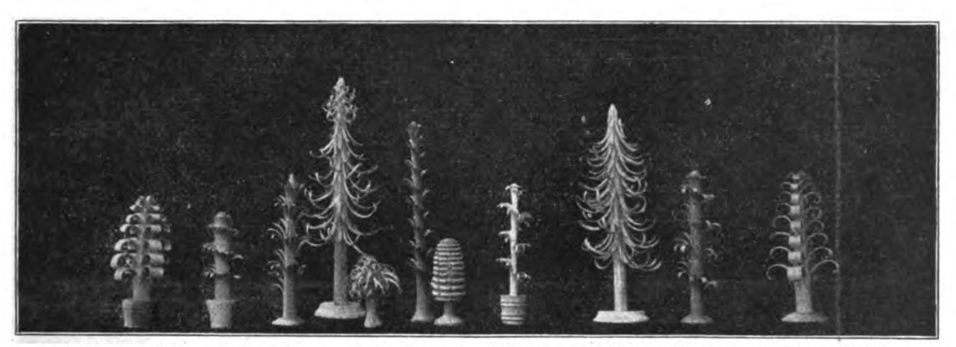

Aufn. Lisa König, Leipzig
Stoffblumen von Frau von Liebenau in Dresden

Das österreichische Kunsthandwerk ist als eine Einheit in den Wiener Werkstätten vertreten — als eine bewunderungswürdige künstlerische Einheit.

Die Textilarbeiten nehmen unter den kunstgewerblichen Arbeiten den breitesten Raum ein, und es ist bezeichnend für die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung der Messe, daß die künstlerische Spitze jetzt hier festen Fuß gefaßt hat und steigenden Absatz findet. Unter dem Schutze des Wirtschaftsbundes hatte sich zuerst die sächsische Klöppelspitze der Schneeberger Musterklöppelschule und ihrer Schülerin Else Vogel auf den großen Markt gewagt. 1918 trat sie selbständig mit Leni Matthäis Arbeiten auf, und die Ostermesse 1919 brachte auch die Nadelspitze der schlesischen Spitzenschulen der Fürstin Pleß und Hoppe-Siepert. Nicht nur das Inland, auch das Ausland hat der deutschen Spitze Interesse entgegengebracht, und es hat sich gezeigt, daß die Messe diesem Gebiet der von der Kunst geleiteten Luxusindustrie Absatzmöglichkeiten eröffnet, die ihm in seiner bisherigen Abgeschlossenheit vollkommen entgingen.

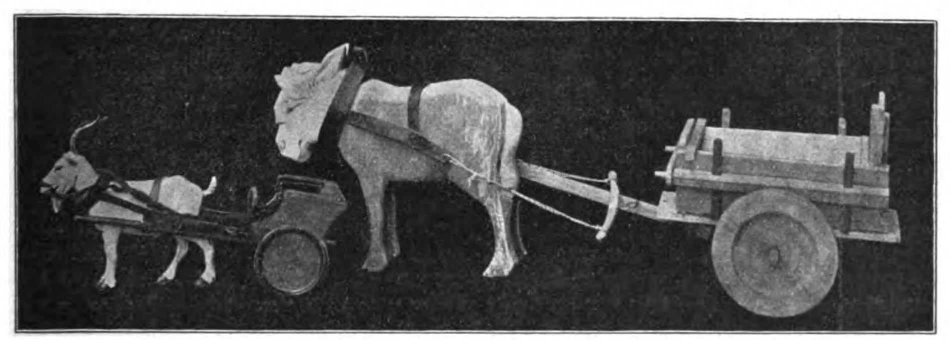
Gegen die Herbstmesse traten Ostern 1919 die Batiks etwas zurück, und wenn sie in ihrer Mehrheit weiter verschwinden und den wahrhaft guten handwerklichen Arbeiten den Platz räumen, so würde das nur im Sinne und zum Besten der Batikkünstler selbst und aller geschmackvollen Menschen sein. Neu und zukunftsfreudig zeigte sich die Batikkunst auf das Papier übertragen in Albrecht Blombergs Erfindung der sogenannten Javakunst. Man hüte sie aber vor unberufenen Händen und dem Dilettantismus, damit sie nicht verkitscht werde wie die edle Batikkunst, und damit sie als die Hülle von nur auserlesenen Büchern werbe.

Das bunteste Bild bot innerhalb der Textil-



Erzgebirgisches Holzspielzeug. Entworfen von Dir. Alwin Seifert in Seiffen (Erzgebirge)

kunst die Stickerei. Die Wiener Werkstätten brachten in Form und Farbe neue und sehr geschmackvolle Kissen in bunter Seidenstickerei und originelle, lustige Tüllbecken mit Durchzugarbeit nach Entwürfen von Fritzi Löw. Als die stärkste künstlerische Persönlichkeit behauptete sich auf diesem Gebiete wieder Wanda Zeigner-Ebel (Wirtschaftsbund der sächsischen Kunsthandwerker) in ihren wenn auch nur wenigen, aber mit unfehlbarer dekorativer und technischer Meisterschaft erdachten und gearbeiteten Wollstickereien (Abbildung S. 218). Der Volkskunst auf engste verwandt sind die von Margarethe Naumann (Dresden) ausgestellten starkfarbigen und nur in einer steten Abwandlung des Grätenstiches hergestellten Wollstickereien der Schule Eibenstock. Sie weisen einen sehr interessanten Weg, wie der Kunsttrieb im Volke in die Tat umgesetzt werden kann. Ganz andre Ziele verfolgt E. Hardorff (Hamburg). Die Arbeiten ihrer Werkstatt in Seiden- und Kurbelstickerei, in Tamburierstich auf Tüll (Abbildung S. 218) zeigen, wie die Maschine ganz verschiedenen künstlerischen Absichten dienstbar gemacht werden kann. Bewährtes und Bekanntes bieten die Kurbeldecken von Brauchitsch (München), die gestickten weißen Blusen von Frau Hottenroth (Dresden).



Erzgebirgisches Holzspielzeug. Entworfen von Dir. Alwin Seifert in Seiffen (Erzgebirge)



Aufn. Lisa König, Leipzig

Vitrinenpuppen von Erna Prohme in Hamburg

Neues, Hoffnungsfreudiges in Technik und Form boten die Glasperlenarbeiten der Schülerinnen von Margarethe Naumann in Eibenstock. Diese plastischen, starkfarbigen Knöpfe, Besätze, Anhänger bergen reiche Möglichkeiten für die Zukunft in sich; mit den einfachsten und billigsten Mitteln können künstlerische Werte und Schmuckformen geschaffen werden. Wien



Aufn. Lisa König, Leipzig

Papierpuppen von Erna Muth in Dresden

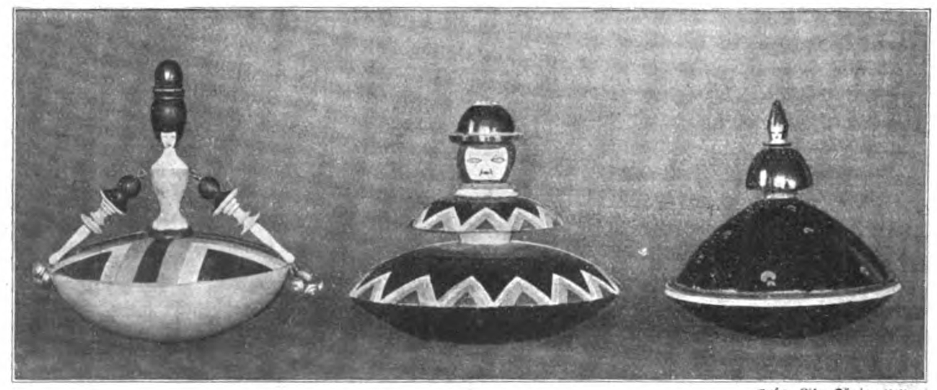
brachte in Glasperlen wieder seine einschmeichelnden, feinfarbigen langen Ketten, Frau Hottenroth ihre prachtvollen Beutel, zu deren Gebrauchsfähigkeit man das größte Vertrauen hat, Marta Sitas (Hamburg) kapriziöse, wienerisch anmutende Perlbuketts in lichten Tönen, und Lampen mit perlgewebten Schirmen.

Leider nur sehr spärlich vertreten war das vornehmste und älteste textile Kunsthandwerk, die Wirkerei; die Kostbarkeit der Arbeit und das — Fehlen der Wolle bedingten ihr Ausbleiben. Die Münchner Gobelinmanufaktur war die einzige Ausstellerin, mit Möbelbezügen und Wandbehängen, die teils alte Muster wiedergaben, teils neuere Formen zeigten; die Herbstmesse wird hoffentlich Proben der modernen Arbeiten dieser Werkstätten bringen.

Der Stoffmangel war zweifellos auch schuld an dem Ausbleiben künstlerischer Frauen- und Kinderkleidung. Die Wiener Werkstätten sind auch hier tonangebend; nicht nur in den eignen Arbeiten, sondern auch in der geschmackvollen Sportkleidung von Frau Marta Heller (Hamburg) vernimmt man den wienerischen Dialekt. In der Abteilung Murek (Mode und Reklamekunst, Mannheim) begrüßte man wieder die in neuen reizvollen Farbenharmonien erscheinenden eleganten und begehrenswerten Strickjacken von Ilse Moor (Wien).

Zum Kleid gehört die künstliche Blume, und hier hatte der Wirtschaftsbund der sächsischen Kunsthandwerker mit den wundervollen und eleganten Blumen der Damen von Liebenau und Kummer (Dresden) den Vogel abgeschossen (Abbildung S. 218).

Ins Grenzgebiet der Textilkunst mag man die Vitrinenpuppen (Abbild. S. 219) und das Schachspiel von Frl. Prohme (Hamburg) verweisen. Mit ihren weichen Formen, starkfarbigen Kleidern und den kleinen blassen, herben Gesichtern haben sie einen ganz eigenartigen, individuellen Reiz. Und da wir gerade von Puppen reden, so mag gleich hier auf die außerordentlich künstlerischen Papierpuppen von Erna Muth aus Dresden (Abbildung S. 220) verwiesen werden. In anspruchslosestem Material, in Papier, schnell gekniffen

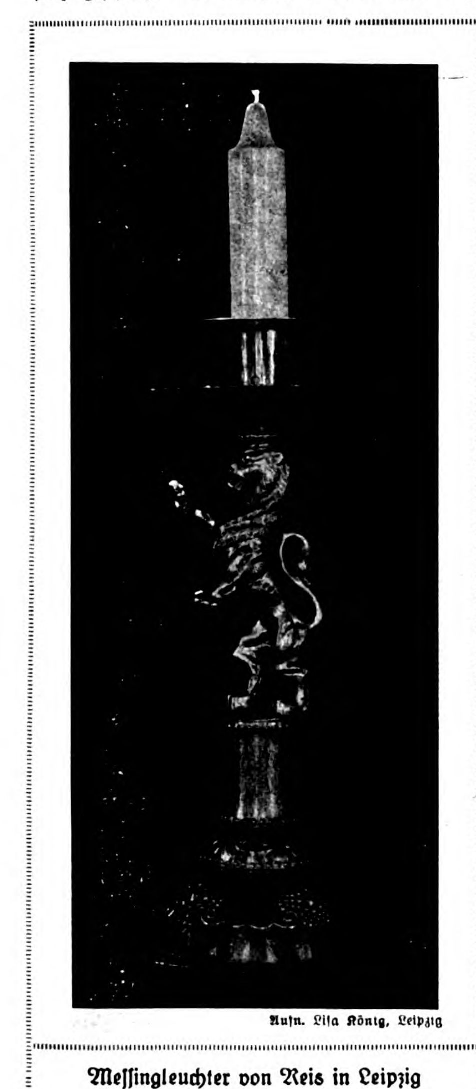


Aufn. Lisa König, Leipzig

Kreisel aus Holz von Ilse Schröder in Hamburg

und geformt, sollen sie der flüchtigen Dekoration, dem Tafelschmuck dienen, wie einst das kostbare Porzellan, und es ist ganz erstaunlich, wie beredt diese Figürchen ihre Gefühle aussprechen: sie sind nur Ausdruck — wahrhaft expressionistische Kunst.

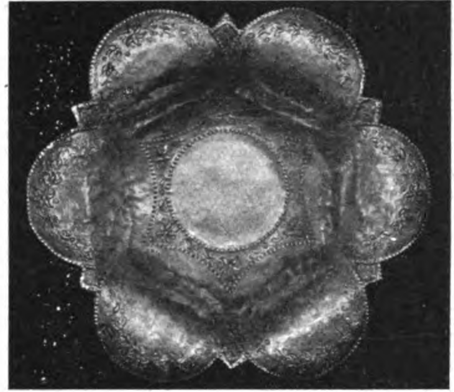
Das eigentliche Spielzeug, durchgehends aus Holz geschnitzt und bemalt, brachten das Erz-



Aufn. Lisa König, Leipzig

Messingleuchter von Reis in Leipzig

gebirge, Hamburg und Wien. Wien: zierlich, kapriziös, für den Glasschrank, nach Entwürfen von Peche. In dem erzgebirgischen Spielzeug spürt man die Volkskunst (Abbildung S. 219). Was eine künstlerisch und fachmännisch geleitete Fachschule für Industrie und Gewerbe bedeuten kann, das zeigte neben der kunstgewerblichen Fachschule zu Haida, auf die beim Glas die



Aufn. Lisa König, Leipzig

Messingschale von Mendelssohn in Hellerau

Sprache kommen wird, das von dem Direktor Seifert der Fachgewerbeschulen zu Seiffen und Grünhainichen im Erzgebirge entworfene Spielzeug. Die großen Kinder haben vielleicht eine noch verständnisvollere Freude an dem humorvollen Schweine-, Enten-, Hasen- und Gänsevolk und an den köstlichen Gespannen und Steckenpferden, als die Kinder, auch wenn sie selbst sie nicht tummeln können.



Aufn. Lisa König, Leipzig

Silberne Knöpfe von Otto Wünsche, Hellerau; Broschen von Stüber & Key, Hamburg

Auch sozial ist die Leistung dieser Schulen nicht gering zu achten, da sie das Beispiel geben, wie



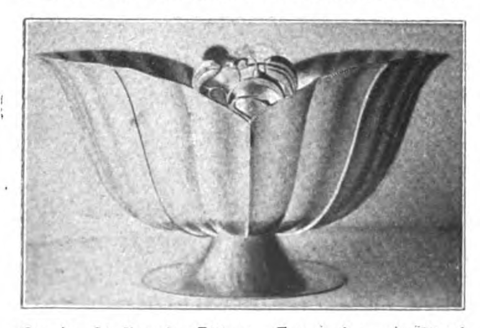
Aufn. Lisa König, Leipzig

Fayenceteller von Dorkas Hörlin in München


Aufn. Lija König, Leipzig
Messingschale von Friedr. Schmid in München

mit geringen Mitteln dem Volke die Kunst ins Haus getragen werden kann zum Schmucke des Heims. Ich denke hier vor allem an die wahrhaft volkstümlichen Hängeleuchter, die man sich nicht nur für Kerzen, sondern auch für das heute volkstümliche elektrische Licht wünscht. Von ganz anderm Charakter, wenn auch mit fühlbarem Einschlag von Volkskunst — aber von niedersächsischer Volkskunst — ist das Spielzeug von Ilse Schröder (Hamburg) (Abbild. S. 220).

Das Metall ist unsrer Industrie heute knapp. Immerhin bleibt es erstaunlich, welch großen Raum die Metallarbeiten einnahmen — vom getriebenen Messing bis zum feinen und raffinierten Schmuckstück aus Edelmetall. Die volkstümlicheren Arbeiten fanden sich bei dem Wirtschaftsbund der deutschen Kunsthandwerker. Ausgezeichnete getriebene Messingarbeiten sind hier hervorzuheben, zu denen die Namen Mendelssohn (Hellerau), Reiß (Leipzig) und Schmid (München) gehören (Abbild. S. 221 u. 222). Sehr dankenswert war die Darbietung der Medaillen von Dasio durch den bayrischen Wirtschaftsbund, und es wäre zu wünschen, daß andre Gruppen und München selbst diesen Anfang weiterführen möchten, damit die Medaille auf diesem Wege die Verbreitung fände, die sie als Vertreterin der hohen Kunst in volkstümlicher Fassung verdient. — Sehr zu begrüßen ist die Neuentdeckung und künstlerische Neubelebung des Knopfes als Schmuckmotiv für das Kleid. Wünsche (Hellerau) hat einfache und geschmackvolle Formen für den silbernen Knopf gefunden, seine zierlichen Knöpfe haben den Takt, der sie zum Kleiderschmuck geeignet macht. Reizvolle Manschettenknöpfe, in Elfenbein geschnitzt nach Entwürfen von Irene Schaschl, waren in der Ausstellung der Wiener Werkstätten zu sehen. — Silber bildet das beliebteste Edelmetall für den Schmuck, im besonderen für die Brosche. Die Namen Eckert, Schmid (München) und Stüber & Key in Hamburg (Abbild. S. 221) haben hierfür einen guten Klang. — Wien hatte subtileren Schmuck: zarte, kleidsame goldene Ringe, geschnitzte silhouettenartige Anhänger. Das Edelmetallgerät fand sich nur bei den Wienern und hier in einer glanzvollen, prächtigen Fülle. Ein prachtvolles Teeservice, Schalen, Becher, Ziergefäße in den edlen neuen Formen Professor Hoffmanns und in einer handwerklichen Ausführung, daß einem das Herz lacht (Abbild. S. 222).


Ovaler Aufsatz in Silber. Entworfen von Prof. Josef Hoffmann
(Wiener Werkstätte)


Zwei Tonfiguren von Kurt Feuerriegel in Frohburg

Den kapriziösesten Ausdruck Wienerischen Kunstgeistes bedeuten vielleicht die Emailarbeiten, Kleinigkeiten, die zärtlich behandelt und geliebt sein wollen, und die sich recht unzeitgemäß in ihrem reizvollen aristokratischen Gepräge ausnehmen.

Es liegt in der Natur des Materials begründet, daß heutzutage die Keramik als Kunsthandwerk hinter dem übrigen Handwerk zurücktritt. Unter den deutschen Kunsthandwerkern behauptet Kurt Feuerriegel in der alten sächsischen Töpferstadt Frohburg nach wie vor seine Stellung als seltene Erscheinung eines Kunsttöpfers. Abbild. S. 222 stellt den ihm aus seinen Kindertagen in Erinnerung gebliebenen Meißner Brezelmann und die in ihrer Tracht nun auch aussterbende Altenburgerin dar. Zwei Frauen, Rack und Dorkas Hörlin, zeichneten sich in der Münchner Künstlerinnengruppe und dem Münchner Wirtschaftsbund durch ihre farbig glasierten und in der Form sehr modern empfundenen Gefäße und

Teller aus. Das Neueste brachte auch hier Wien. Rundliche, auseinanderfließende Formen mit geflossenen farbigen Glasuren, in einer malerischen Auflösung, die kaum weiter getrieben werden kann und die auf das Folgende gespannt macht. Das Schönste und Vollkommenste bescherte die Berliner Porzellanmanufaktur mit den drei großen weißen Porzellanfiguren des in der Porzellankunst erprobten Paul Scheurich. Drei antike Gottheiten: die erschreckte Daphne und ihr Partner Apoll, beides Standfiguren, und die gelagerte Venus. Drei Werke, für die wir auch als Deutsche dem Künstler dankbar sein dürfen, denn wir haben wenige Schöpfungen auf dem Boden des modernen Kunstgewerbes, denen eine solche einschmeichelnde, künstlerische

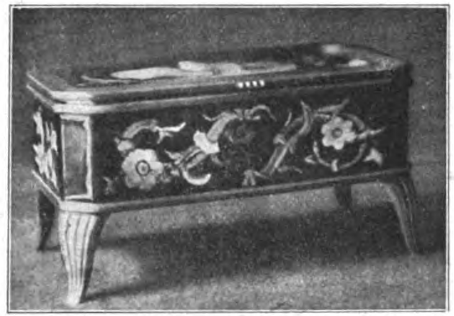


Springendes Pferd. Entworfen von Mathilde Flöge
(Wiener Werkstätte)

Kraft und die Fähigkeit eigen ist, auch außerhalb Deutschlands zu wirken.

Für Glas bekundet das deutsche Kunsthandwerk geringeres Interesse, hier hat Österreich das Wort, die Wiener Werkstätten und die Fachschule zu Haida mit Johannes Oertel (Abbild. S. 217). Auf der einen Seite sehen wir das geschliffene Glas. Hier wirkt das Material als solches. Die Gefäße dick, schwer, massig, solide, standfest; durchscheinend hell, farblos oder goldgrün, oder im Gegensatz dazu auch schwer in der Farbe, rubin, dunkelblau, dunkelgrün. Dem edlen Material entspricht die einfache Formgebung und der strenge Schnitt. Anderseits sieht man eine Fülle von dünnwandigen Gefäßen, Schmuckgläsern und Dosen, bei denen die Bemalung alles ist.

Das Buch hatte sich zunächst unter dem Schutze des Kunsthandwerks auf die Messe gewagt. Gute Vorsatzpapiere und Bucheinbände bringt die Münchner Künstlerinnengruppe seit ihrem ersten Erscheinen auf der Messe.



Emailkassette in Silber gefaßt. Entworfen von Maria Likarz
(Wiener Werkstätte)

Ostern 1919 erlebte man eine außerordentliche Bereicherung. Als neue Vertreterinnen des Buchgewerbes erschienen in der Hamburger Gruppe Elisabeth Michahelles und Gertrud Zacharias mit tüchtigen Ledereinbänden, während die Wiener Werkstätten ganz neue und herrliche gepunzte und bunt bemalte Ledereinbände nach Entwürfen von Irene Schaschl zeigten (Abbild. S. 223), zusammen mit ihren andern rühmlich bekannten Lederarbeiten.

Als ein Mosaikbild aus vielen kleineren und größeren Steinen, aus zarteren und kräftigeren Farben erscheint dem Meßbesucher in der Erinnerung das Kunstgewerbe auf der Messe, und von Messe zu Messe zeigt sich eine Klärung und Abrundung des Bildes. Es kann kein Zweifel sein, daß das Kunsthandwerk mit dem wachsenden Verständnis für die ungeheure Bedeutung, die heute die Qualitätsarbeit für das Wirtschaftsleben Deutschlands hat, immer festeren Fuß auf der Messe fassen wird, um durch die Messe wieder die allgemeine Qualität zu steigern und für deutschen Geist und deutsche Arbeit zu zeugen.



Getriebener Ledereinband von Irene Schaschl
(Wiener Werkstätte)

Von Kunst und Künstlern

Hans Thoma: Der heilige Christophorus — Hubert Wilm: Ruhe; Bücherzeichen und Glückwunschkarten — Hans Herrmann: Mädchenkopf — Wilhelm Claudius: Herbstblumen — Otto Placzek: Ein Mädchen (Plastik)

Am 2. Oktober d. J. feiert die deutsche Kunst einen hohen Fest- und Ehrentag: Meister Hans Thoma begeht seinen achtzigsten Geburtstag. Auch wenn wir mit unsern vaterländischen Ehren weniger geizen müßten als heute, würde dieser Tag Stolz und Freude in unser aller Herzen tragen, ist doch der Karlsruher Meister einer der Wenigen, in denen sich die Gefühle und Gesinnungen unsrer so schmählich zerrissenen Zeit zur Einigkeit sammeln. Ob Impressionismus oder Expressionismus, ob »Sturm«, »Blauer Reiter« oder »Novembergruppe« — vor ihm und seiner Kunst schweigen die Schulen und Richtungen. Und diesmal ist es — ein seltener Fall in der Kunst — das Was, nicht das Wie, das diesen Triumph davonträgt. An der Auffassung und Ausdrucksart des Achtzigjährigen mögen die Jungen und Jüngsten von heute viel mehr auszusetzen haben als einst die Alten, die sich so schwer noch mit dem Fünfzigjährigen befreunden konnten, vor dem Gehalt und der Seele seiner Kunst müssen sie alle das Haupt beugen. Und warum? Weil diese Kunst geringschätzen oder schmähen nichts andres hieße als die Heimat und die deutsche Art selbst, unser aller Mutter, in den Staub zerren. Denn vieles von dem, was Thoma in einem schier beispiellos reichen, wenn auch gewiß nicht immer gleichwertigen Lebenswerk geschaffen hat, ist schlechterdings ein Stück von dem Boden und der Luft geworden, woraus wir unsern geistigen und seelischen Atem ziehen, eine Zelle unsers eignen Wesens. Wir sagen Wald und meinen den deutschen Wald, in dem das Märchen und die Sage zu Hause sind; wir sagen Hans Thoma und meinen den deutschen Meister schlechthin, der uns Mutterliebe und Kinderglück, Frühlingssehnsucht und Sommerfreude, Schollenduft und Häuslichkeit, deutsche Musik und deutsche Frömmigkeit gemalt hat. Schon heute schwebt seine Kunst wie ein Volkslied vor uns her, bei dem man kaum noch nach dem Namen des Dichters und des Tonsetzers fragt. So bedarf es, nachdem Thomas künstlerisches Schaffen in den Monatsheften schon oftmals besprochen und dargestellt worden ist (zuletzt Bd. 94, S. 612 ff.), zu seinem achtzigsten Geburtstage vor unsern Lesern auch kaum mehr als dieser wenigen Erinnerungsworte, und Mensch, Künstler und Erzieher Hans Thoma stehen lebendig vor unsern Augen. Das Geschenk dazu kommt von ihm selber. Die Handzeichnung »Der heilige Christophorus« ist ein Blatt aus den jüngsten Tagen, noch unbekannt und unveröffentlicht, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Anregung dazu dem Künstler aus den letzten trüben Erlebnissen unsers Volkes gekommen ist. So wie dieser Heilandsträger, der durch Finsternis, Sturm und Unwetter, von grausigen Ungeheuern der Luft und des Wassers umdroht, gebeugten Nackens, mit fast brechenden Knien durch die Flut schreitet, so sind auch wir umschrien und umkrallt, niedergedrückt und gebeugt worden, die wir zuversichtlich zum Siege zu schreiten gedachten. Vielleicht daß auch uns die Sterne wieder aufgehen und die Last, die auf unsern einst so stolzen Nakken wuchtet, dereinst zum Heil für uns und die Welt wird.



Mit diesem hochbetagten Meister deutscher Innerlichkeit wird sich gut ein jüngerer vertragen, der noch in der Ent-







wicklung steht, aber schon rüstig der Erfüllung seiner Begabung entgegengeht und auf manche Erfolge zurückblickt. Hubert Wilm, heute ein Zweiundvierzigjähriger, hat eigentlich erst mit dreißig Jahren seine Schwingen entfaltet, und zwar in einer Kunst, durch die man es für gewöhnlich nicht so bald zur Volkstümlichkeit bringt. Was bedeutete dem deutschen Publikum vor zwölf Jahren die Graphik, die Griffelkunst, wie Max Klinger die Erzeugnisse der zeichnenden Künste mit trefflichem Ausdruck zusammengefaßt hat? Erst in den letzten Jahren ist das Verständnis dafür in weitere Kreise gedrungen, und Wilm darf sich rühmen, daran mitgewirkt zu haben. Zunächst durch seine radierten Einzelblätter, dann mehr noch durch seine Zyklen. Dabei hat er erst 1908 die schwierige Kunst des Radierens ohne Lehrer erlernt und sich zunächst, wohl des lieben Brotes willen, mit Bücherzeichen (über 200 Blatt) und Glückwunschkarten begnügen müssen, die sich freilich von vornherein durch anmutige Erfindung und reizvolle Form auszeichneten. Dann griff er weiter aus. »Weder Revolutionär noch Nachbeter«, erfreut er sich der Gabe, auch schwere, fast verletzende Erlebnisse zu adeln durch eine sichere, ausgeglichene Form und eine künstlerische Selbstzucht, die jede Pose des Virtuosentums verschmähen darf. Das glauben wir mit der Wiedergabe der »Ruhe« zu belegen, einer Radierung aus dem vierzehngliedrigen Zyklus »Das Lebenslied«, der sich an Gedichte Karl Henckells anlehnt. Zu unserm Blatt gehören die Verse:

Nicht ein Lüftchen
Regt sich leise,
Sanft entschlummert
Ruht der Hain;
Durch der Blätter
Dunkle Hülle
Stiehlt sich lichter
Sonnenschein.

Ruhe, ruhe,
Meine Seele,
Deine Stürme
Gingen wild,
Hast getobt und
Hast gezittert,
Wie die Brandung,
Wenn sie schwillt!
Diese Zeiten
Sind gewaltig,
Bringen Herz und
Hirn in Not —
Ruhe, ruhe,
Meine Seele,
Und vergiß,
Was dich bedroht!

Diesem Frühwerke Wilms folgte die »Passion«, eine Reihe deutlich unter dem Einfluß Rembrandts stehender wildbewegter Blätter, in denen sich ein starkes, kühnes Ringen auszusprechen sucht und Licht und Schatten leidenschaftliche Kämpfe miteinander ausfechten. Idyllischer gibt sich die »Geschichte der Susanna«, beschwingter, anmutiger und romantischer spielt mit Phantasie und Laune der Zyklus »Vom Fenster aus«, der in freier Erfindung schildert, was ein Künstlerauge im Laufe eines Tages vom Fensterplatz aus auf der Straße, in Feldern und Gärten, in der Luft und auf den Dächern erspäht. Daneben entstanden Einzelradierungen: Bildnisse Max Halbes, Frank Wedekinds, Karl Henckells u. a. oder auch Landschaften, wie die »Blumenwiese«, das »Haus im Grünen«, das Taubertal bei Rothenburg. Auch der Krieg, an dem Wilm als Freiwilliger teilnahm, blieb für seine Kunst nicht ohne Frucht. Allgemein bekannt geworden ist das Blatt »Ewiger Friede« (1917), der verklärte Kopf eines gefallenen Soldaten, eingebettet zwischen Blumen und Gräsern, eine Radierung, die nach Dürerschem Vorbild die liebevollste Naturwahrheit im einzelnen mit freier Stilisierung des Ganzen verbindet. Weitaus die meisten Blätter Wilms sind im Kunstverlag von Ludwig

Möller in Lübeck erschienen; dort gibt es auch in Gestalt eines reich illustrierten Büchleins ein beschreibendes Verzeichnis seiner graphischen Schöpfungen, das alle erwünschte Auskunft über Ausführung, Größe und Preise der Blätter erteilt.



Von Hans Herrmann, dem Meister holländischer Fisch- und Blumenmärkte, bringen wir etwas Außergewöhnliches und darum, wie wir glauben, besonders Interessantes: einen Mädchenkopf aus seiner jüngeren Zeit, wo noch die aufkommende Freilichtmalerei, die dem Berliner Künstler später seine schönsten Erfolge eingetragen hat, mit den »Atelierfarben« kämpft. Diesem Kampf gerade verdankt das Gemälde, das eine Zierde der letzten Düsseldorfer Bildnisausstellung war, seine an Leibl erinnernde koloristische Vornehmheit.

Auch Wilhelm Claudius, der Dresdener Maler, dessen Pinsel sonst Innenbilder, Gartenstücke und das feinere, zart belebte Genre bevorzugt, zeigt sich uns diesmal von einer neuen Seite. Zum ersten Male bringen wir ein Blumenstück von ihm, einen Strauß, der die satte Farbenbuntheit des Herbstes in einen vollen, klingenden Akkord zusammenfaßt.

Otto Placzeks Plastik »Ein Mädchen« ist das erste Kunstwerk, das wir aus der Ende Juli eröffneten Großen Berliner Kunstausstellung wiedergeben können; weitere Stücke werden im Laufe der Herbst- und Wintermonate folgen. Hier ahmt einmal der Doppeltondruck unsrer Wiedergabe gut die gelbliche Originaltönung nach. Die Entstehung dieses Werkes verdankt der Künstler — ein Berliner von Geburt und Ausbildung (geb. 1884) — dem glücklichen Umstand, daß ihm der auf einem Marmorplatz lagernde wunderbar gelblich getönte Block zu Gesicht kam. Gleich auf den ersten Blick meinte er in diesem unbehauenen Stück Marmor eine unberührte, traumumfangene Jugend schlummern zu sehen, und so schuf er aus dem Block heraus ein Werk, das bei all seiner Anmut und Lieblichkeit noch etwas von der Urform des Steinbocks erkennen läßt.

Otto Placzek ist am 25. Januar 1884 zu Berlin geboren. Schon als Kind spürte er einen heißen Drang zu zeichnen und zu schnitzen und war glücklich, als er bald nach der Konfirmation zu einem Berliner Holzbildhauer in die Lehre gegeben wurde. Nach Beendigung seiner Lehrzeit arbeitete er zunächst praktisch in enger Verbindung mit der Architektur und studierte während dieser Zeit unablässig den menschlichen und tierischen Körper. So entstanden rasch nacheinander Werke in Holz, Stein, Bronze, die seit dem Jahre 1908 auf den Kunstausstellungen in Berlin, München und Düsseldorf zu sehen waren. Fünf Jahre darauf, kurz vor dem Kriege, wurde ihm der Große Staatspreis für Bildhauerei verliehen. F. D.



Neujahr 1912

Die Abbildungen auf den Seiten 224—226 nach Bücherzeichen und Glückwunschkarten von Hubert Wilm

Literarische Rundschau

Selma Lagerlöf: »Das heilige Leben« (München, A. Langen) — Emil Strauß: »Der Spiegel« (Berlin, S. Fischer) — Friedrich Wilhelm Wroost: »Der Russenkopf« (Braunschweig, Georg Westermann) — Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus. Von Josefa Dürck-Kaulbach (München, Delphin-Verlag) — Verschiedenes: Theodor Storms Sämtliche Werke, herausgegeben von Albert Köster (Leipzig, Inselverlag) — Otto Schönhagen: »Stätten der Weihe«

Daß dem großen Kriege und seinem furchtbaren Morden eine Zeit der Zerknirschung und Reue, ja mehr als das: eine langgedehnte Welle geistigen Flagellantentums, eine Verachtung aller Kraftäußerungen und Machtansprüche folgen würde — diesen Rückschlag vorauszusehen, bedurfte es keiner Sehergabe. Und auch die führende Rolle, die die internationale Literatur, enger ausgedrückt: der europäische Roman dabei spielen werde, war längst vorgezeichnet. Seit einem Menschenalter vertritt und verherrlicht er die Schönheit und Größe der Demut, der Bescheidenheit bis zur Selbsterniedrigung; wenn im Laufe der vier Kriegsjahre hier und da das Heroische einen Anlauf genommen hat, so handelte es sich dabei nur um vereinzelte Erscheinungen, die weder Folge noch Wirkung hatten. Über alle andern Stimmen erscholl immer wieder die eine, die Stimme des fünften Gebots: Du sollst nicht töten! Nichts ist heiliger als das Leben!

Auch Selma Lagerlöf, die große schwedische Erzählerin, erhebt jetzt diesen Ruf, und damit über Sinn und Tendenz ihres neuen Romans ja kein Zweifel aufkomme, nennt sie ihn geradezu »Das heilige Leben« (deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau; München, Langen). Freilich wird diese Tendenz, wie bei einer so phantasiereichen, menschenkundigen und wurzelstarken Künstlerin nicht anders zu erwarten war, mit der blühendsten Lebensfülle umkleidet. Wir hören die abenteuerliche Geschichte Sven Elverssons, des Ackerbürgersohnes von den Schären, der, als Neunjähriger von einem reichen englischen Ehepaar als Wahlsohn angenommen, auf einer Nordlandsfahrt in den Verdacht geraten ist, im Wahnwitz höchster Hungersnot Menschenfleisch, Fleisch eines toten Kameraden gegessen zu haben, und der nun, von seinen Pflegeeltern verstoßen und nach 17 Jahren in seine schwedische Heimat zurückgekehrt, auch dort vom Ekel und Abscheu seiner Mitmenschen so verfolgt wird, daß all seine Tüchtigkeit, Güte, Demut und Selbstaufopferung nicht imstande ist, den Bann von ihm zu nehmen. Mit dieser Geschichte eng verknüpft ist die des Pfarrers von Algeröd, der aus der grauen Vergangenheit, aus der Herkunft seines Geschlechts, eines starken, wilden und gewalttätigen Menschenschlages, einen ähnlichen Fluch mit sich herumschleppt: einer von ihnen hat einmal einen Mord begangen, seitdem enden alle Nachkommen der »Riesen von Hanger« durch Selbstmord, und es scheint, als könne selbst ein so reines, süßes und zärtliches Geschöpf, wie es dem Pfarrer Rhange in seiner Sigrun als Frau zuteil geworden ist, das Bewußtsein dieses dunklen Fluches nicht bannen. Zwar bleibt der jähzornige Pfarrer vor einer Bluttat bewahrt, aber seine wilde, ebenso grenzen- wie grundlose Eifersucht plagt seine Frau und ihn dermaßen, daß ihr Glück und ihre Ehe darüber in Scherben gehen. In ihrer Not findet Sigrun Unterkunft und Hilfe bei Sven Elversson und seinen Eltern, auf demselben verödeten Hof in Dalsland, von wo das Geschlecht ihres Mannes seinen unheilvollen Ursprung genommen, und wo nun Sven, der Geächtete, ein Asyl für Arme, Kranke und Verlassene errichtet hat. Dort lernt sie von ihm, seinem Edelmut, seiner Güte und Größe, daß es möglich ist, unter allen Umständen, auch in einer Herzens- und Seelennot, wie sie sie in seiner geliebten Nähe durchmacht, gut zu bleiben, wahr, treu und barmherzig. Dort auch löst sich der altvererbte Fluch von der Seele des Pfarrers: als er Sigruns und Svens Selbstüberwindung sieht, bezwingt auch er die gewalttätige, eigenmächtige Natur seines ungezügelten Ichs, und der Gedanke an die Hoheit und Heiligkeit des Lebens, dieser Gedanke, der ihm langsam aus Sven Elverssons schwerem Schicksal emporgewachsen ist und jetzt fest, klar und reif vor ihm steht, weiht ihn nun erst recht für seinen geistlichen Beruf. Und der Gedanke von der Heiligkeit des Lebens, der den Pfarrer ergriffen hat, pflanzt sich fort: grausige Erlebnisse des Krieges, wie selbst die am äußeren Umkreis seines Wütens Wohnenden sie erfahren, lehren die Fischer, die einst den vermeintlichen »Menschenfresser« wegen seines Vergehens an dem Toten so verabscheuten, wieviel sündhafter und schmachvoller es ist, gegen das Leben zu freveln durch all die teuflischen Mordwerkzeuge, die die Menschen erfunden haben, um sich gegenseitig zu vertilgen. Endlich darf Sven Elversson, indem er sein Leben für das ehrliche Begräbnis eines Toten aufs Spiel setzt, mit eigner Hand den Stein von seiner bedrückten Seele wälzen, bevor noch eine zufällige Entdeckung dafür sorgt, daß auch äußerlich der letzte Schimmer des grausigen Verdachts von ihm genommen wird, bevor noch derselbe Pfarrer, der ihn einst aus der Kirche verwiesen, seine Unschuld vor aller Welt verkündet. So kann der einst Geächtete, dessen seelische Leiden seine Kräfte aufgezehrt haben, in Frieden, versöhnt mit der Menschheit sterben und Sigrun zu ihrem Manne zurückkehren, wie die alteingewurzelten Stiefmütterchen auf dem Beete wiederkommen, auf dem eine Weile andre Blumen wuchsen …

Selma Lagerlöf hat fester gefügte und künstlerischer gestaltete Werke geschrieben als diesen Roman. Schon das Überwuchern des Mystischen,





Aus »Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus«
Delphin-Verlag, München

das mit der Wahrheit des Lebens nur lose verbunden ist, das Vorwiegen des Gefühlsseligen, um nicht zu sagen des Kläglichen und Weinerlichen, sowie die große Rolle, die dem äußeren Zufall eingeräumt wird, lassen auf die sinkende Kraft schließen. Auch macht es sich die Dichterin oft allzu bequem, indem sie statt der sinnlichen Entwicklung und Gestaltung der Ereignisse in abstrakter Weise die Gedanken ihrer Menschen von der Spule haspelt. Aber ihre Kraft und Kunst bleiben immer noch auf ansehnlicher Höhe. Sie weiß in den Tiefen der Menschenseele zu lesen, nicht bloß da, wo die lieblichen Gefühle und die sanften Quellen rieseln, sondern auch wo Schuld, Verblendung oder Verstockung Geröll und Schutt angehäuft haben und das Licht kaum Zutritt findet. Sie hat noch immer den schier elementaren Zusammenhalt mit den sagenhaften Überlieferungen ihres Volkes und gewinnt daraus die ergreifendsten Motive, die bedeutsamsten Sinnbilder, die beweglichsten Triebkräfte ihrer Erzählung. Auch das Übersinnliche, wie es sich hier namentlich in Lotta Hedmann, der Hellseherin von Stenbroträsk, offenbart, behauptet bei ihr seine eigentümlichen Reize, die mit der Sensationsmache eines Meyrinck nichts zu schaffen haben; aber es wird von dem Ganzen nicht mehr so rein und organisch aufgesogen, wie es zum Beispiel in der Meistererzählung von Herrn Arnes Schatz der Fall war, und es ist, als wagten sich die kindhaften Laute der Natur, sonst so rührend und bezwingend bei ihr, nicht mehr recht hervor. Zuletzt nimmt gar die Predigt — wenn auch die Predigt einer der edelsten und schönsten Wahrheiten dieser Welt — in einer Breite, Behaglichkeit und Bequemlichkeit das Wort, wie es sich eine so große Künstlerin nie gestatten sollte.

Die Schwaben sind eigensinnige Köpfe. Ohne einen Guß launischen Subjektivismus geht es bei ihnen nicht ab, auch wenn sie scheinbar durchaus künstlerisch objektiv gestalten. Daher die vielen nur äußerlich in Novellen- oder Romanform gekleideten Selbstbekenntnisse der schwäbischen Literatur. Sein neuestes erzählendes Buch hat Emil Strauß denn auch ohne die verführerische Bezeichnung »Novelle« hinausgehen lassen: »Der Spiegel« — und damit genug (Berlin, S. Fischer). Es fängt an wie eine Stormsche Erinnerungsnovelle. In nächtigen Morgenstunden sitzt ein einsamer Mann in seinem stillen Hause und horcht auf die fernen Rufe der Nacht, auf den Gesang der Lüfte, den Inhalt und die Seele der Unendlichkeit. Und unbewußt und ungewollt, wie der Kristall im Gestein, das Blatt am



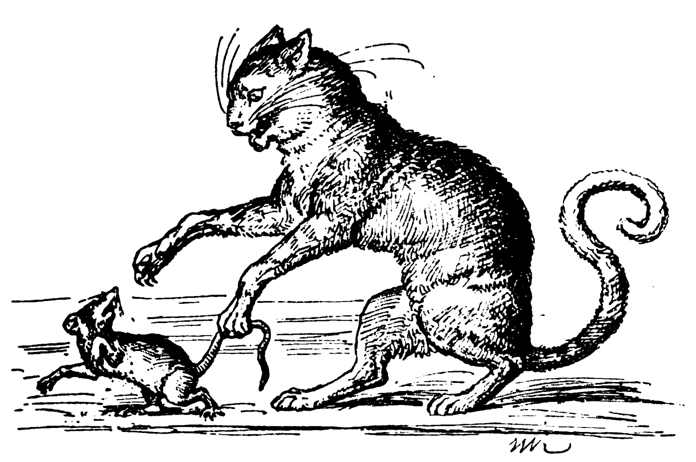
Aus »Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus«
Delphin-Verlag, München

Baum sich formt, steigt ihm eine Jugenderinnerung auf, die Gestalt einer alten, gütigen, milden und weisen Tante, die, obwohl in enge Lebenskreise gebannt, viel erlebt und noch mehr gedacht und gefühlt hat von menschlichen Dingen, die durch das Labyrinth der Brust wandeln in der Nacht. So erzählt sie denn, schon auf ihrem letzten Krankenbette, dem wissenden Ende nahe, ihrem lebensgierigen, leise schon die Schwingen prüfenden Neffen die Geschichte seines Urgroßvaters, eines nachdenklichen, zurückhaltenden, wählerischen, schwer zu lenkenden Menschen, der, innerlich voller Musik und vollendet und selig in sich selbst. Damit bricht die Geschichte ab, ohne zu dem Urenkel des Geigers und seinen Jünglings- oder Mannesgeschicken zurückzukehren. Aber wir wissen: die Geschichte des Ahnen wird für ihn der Spiegel werden, der ihm die tiefsten, bestimmendsten Züge seines Wesens zeigt, wie einst Josef und Charlotte sich und ihre Liebe in dem aus vielen hundert Schliffen zusammengesetzten venezianischen Spiegel erkannt haben. Und auch wir selber mögen uns in diesem Spiegel erkennen, sofern wir nach lebensvoller, freudiger Wahrheit verlangen. Denn bei



Aus »Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus«
Delphin-Verlag, München

Frömmigkeit, erst durch die Stille des Klosters und wiederum durch den Strom der Welt hindurchmußte, bevor er als Geiger an der Seite einer gleich eigenwüchsigen, aber lebensfroheren und lebenstüchtigeren Frau, der der Nonnenschleier kein Genüge hat geben können, ein gefestigtes Glück fand, immer bemüht, in Demut, Tätigkeit und Selbstlosigkeit, aber mit einem nie ersterbenden Hang zur Einsiedelei, die christliche Gestalt eines Menschen, wie er sie fühlt, aus sich herauszustellen und zu vervollkommnen. Und das Geschick gönnte ihm, den Sinn seines Lebens im Tode zu erfüllen und zu besiegeln: bei der unerschrockenen Pflege eines ihm unbekannten Typhuskranken starb er, fern der Heimat, aber Strauß ist das Ethische von selbst dichterisch; die großen Mächte des Lebens, Kunst, Religion, Sittlichkeit, werden von einem Charakter über alle ihre Widersprüche in die reinste Luft erhoben, aus der Schwere des Stoffes, wie Josef selbst, zur einfachsten, natürlichsten Form des Menschlichen hindurchgeläutert. Und solchem Gehalt entspricht die Form. Eine Melodie der Schlichtheit, Stille und Abgeklärtheit geht durch die Saiten, ein sanfter Glanz des Friedens liegt darüber, und wer nach einem Gestirn sucht, das ihn in dieser schwankenden Zeit leiten könnte, hier fände er es, wenn er nur ein wenig Sehnsucht mitbrächte nach den innerlichen Gütern, die mit Ruhm, Macht und Reichtum nichts zu schaffen haben.



Aus »Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus«
Delphin-Verlag, München

Kriegsromane sind heute fast so gefürchtet, wie sie einst begehrt und verhätschelt waren. Man braucht kein Pazifist zu sein, um das zu begreifen. Wir sind mit Büchern solcher Art jahrelang überfüttert worden, und unter den viel zu vielen war selten eins, das vor dem unbestochenen Richterauge der Kunst in Ehren bestehen konnte. Als dann vollends unser Zusammenbruch kam, war schmerzlich und niederdrückend geworden, was einst unser Herz höher hatte schlagen, unsre Augen heller hatte blitzen lassen. Aber sollen und wollen wir deshalb all das mit der Asche der Reue und Vergessenheit bestreuen, was einst die Flamme der Begeisterung in uns entzündete? Der Tag wird erscheinen, wo das in Qualm und Dunst untergegangene blutige Gestirn im Liede des Sängers, im Werke des Dichters verklärt wieder aufersteht. Zumal die vielen kleinen, im großen Geschehen fast verschwundenen Heldentaten, die sich auf engem Raume um ein bescheidenes Ziel abgespielt, aber deshalb erst recht alle deutschen Mannestugenden auf den Plan gerufen haben, dürfen nicht klanglos versinken. Einer solchen abseits von dem großen strategischen Geschehen liegenden Kette von schlichten Heldentaten gilt das Buch, das sein Verfasser Friedrich Wilhelm Wroost die Geschichte einer Kompagnie nennt und nach der Kuppe, um die sich die geschilderten Kämpfe, Leiden und Entbehrungen, Niederlagen und Triumphe bewegen, den »Russenkopf« betitelt (Braunschweig, Westermann). Wer sich hier auf dem Hintergrunde oder zwischen den Kulissen der großen Kriegsereignisse einen regelrechten und landläufigen Roman erwartet, würde sich enttäuscht sehen. Eine fortlaufende, an Verwicklungen, Spannungen und Überraschungen reiche Handlung entspinnt sich nicht; was man »romanhaft« nennen könnte, läßt sich in einem einzigen Satze sagen: Ein Oberleutnant d. R. und Kompagnieführer, der mit seinen Leuten gegen die stark verschanzte russische Übermacht kämpft, weiß seinen Schwiegersohn, einen jungen Deutschrussen, auf der feindlichen Seite, und ein unglückliches Geschick fügt es in der Tat, daß er beim nächtlichen Nahkampf Mann gegen Mann mit eigner Hand den Gatten seiner einzigen heißgeliebten Tochter durch einen Revolverschuß niederstrecken muß. Das ist für einen »Kriegsroman« herzlich wenig, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese spärliche Handlung tropfenweise in langen Pausen durch die viertehalbhundert Seiten dieses Buches sickert, so wird man auch einem aufmerksamen Leser keinen Vorwurf daraus machen können, wenn er diese Handlung streckenweise aus dem Auge verliert. Aber er müßte ein gar oberflächlicher und eigensinniger Leser sein, wenn



Aus »Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus«
Delphin-Verlag, München

er sich nicht alsbald für den Verlust seiner romanhaften Erwartungen reichlich entschädigt fühlte. Denn je mehr sich der Roman verflüchtigt, desto stärker und mächtiger erheben sich die Kampfschilderungen und ihre seelischen Begleitumstände, desto enger wachsen einem all diese aus den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftskreisen stammenden Menschen mit ihren persönlichen Geschicken ans Herz, bis man schließlich um ihr Wohl und Wehe bangt, als seien es liebe alte Freunde von uns oder nahe Blutsverwandte. Das ist ein Prüfstein für den menschlichen und literarischen Wert des Verfassers, der nicht trügen kann, so zurückhaltend man auch ein Erstlingswerk zu beurteilen gesonnen sein mag. Weiter aber ist es diesem jungen Dichter gelungen, die Kämpfe um den »Russenkopf« zum Spiegel fast aller taktischen und soldatisch-kameradschaftlichen Beziehungen zu machen, die der letzte beispiellose Krieg gezeitigt hat. Wir haben hier sozusagen einen Mikrokosmus des großen Krieges vor uns, der auf kleinem Raum und deshalb desto anschaulicher alles das vereinigt, was in diesen vier Kriegsjahren an körperlichen und sittlichen Kräften in unserm Volksheer hervorgetreten ist. Viel schönes echtes Gefühl, prachtvolle Beweise von Ausdauer, Entschlußkraft, Erfindungsgabe und Aufopferungsfreude erlebt man da, und die Kämpfe selbst sind so voller Abwechslung und dramatischer Bewegung, daß die Teilnahme an denen, die sie ausfechten, aber auch die Spannung auf ihren endlichen Ausgang keinen Augenblick erlahmt. — Dabei ist jeder billige Hurrapatriotismus vermieden; nur die Feinde, auf deren Seite die Schilderungen ein paarmal hinübergreifen, hätten wohl noch gerechter und weniger schablonenhaft gewürdigt werden können. Alles in allem das ehrliche, geschickte und gediegene Werk eines begabten Schriftstellers und ein Denkmal des Krieges, wie in gleicher Art kaum schon eins besteht.

Der Name Kaulbach, noch vor fünfzig Jahren der Vertreter einer ganzen deutschen Kunstepoche, hat seitdem viel von seinem ruhmvollen Klang eingebüßt, obgleich inzwischen drei andre Träger dieses Namens, Hermann, Friedrich und Friedrich August Kaulbach, dafür gesorgt haben, ihn äußerlich im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt lebendig zu erhalten. Wie ganz andre Richtungen hat die Kunst eingeschlagen, seit Wilhelm von Kaulbach seine großen Geschichtsbilder malte; was haben Impressionismus, Expressionismus und Kubismus noch gemein mit Gemälden wie »Die Hunnenschlacht« oder »Der Turmbau von Babel« oder die »Zerstörung von Jerusalem«? Es wäre töricht, gerade jetzt zu versuchen, den Ruhm des Künstlers aufzufrischen oder eine der Gegenwart trotzende Ehrenrettung seines Schaffens und seiner Ziele in die Welt zu schicken. Womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch dieser Augenblick noch kommen wird. Für heute freilich ist es ratsamer, sich an den Menschen, die Persönlichkeit und den Zeitvertreter Wilhelm von Kaulbach zu halten, wie es das Buch seiner Tochter Josefa Dürck-Kaulbach tut (Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus. Mit Briefen, 160 Zeichnungen und Bildern. Delphin-Verlag in München; Pappband 9 ℳ, Halbleinen 12 ℳ).

Was vor allem für dieses Buch einnimmt und den Leser fesselt, ist die pietätvolle und doch bescheidene Liebenswürdigkeit des Herzens, mit der es dargeboten wird. Es ist ein Ehrenkranz, den die Tochter da dem Vater flicht, aber wir sehen nur natürliche Blumen dafür verwendet, alle künstlich gezogenen oder gar effektvoll gefärbten bleiben verschmäht. Die Verfasserin selbst umschreibt ihre Aufgabe in schöner Deutlichkeit und Selbsterkenntnis mit dem Satze, sie wolle nichts andres bieten als harmlose kleine Episoden, einfache Lebensbilder aus dem Kaulbach-Hause und der Altmünchner Zeit, nichts andres als einen kleinen bunten Strauß, gepflückt aus dem Garten der Erinnerung, aus dem Garten ihrer Kindheit. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß sich auch in »harmlosen kleinen Episoden« das tiefste und innerste Wesen eines Menschen, zumal eines Künstlers spiegeln kann, der nach der Art seines Standes und Berufes nicht gewöhnt ist, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, und daß sich gerade aus »einfachen Lebensbildern« am getreuesten das Gemälde einer Zeit oder doch eines Zeitabschnittes und Lebensausschnittes zusammensetzt.

Der eigentliche Wert dieses Buches liegt allerdings im rein Menschlichen. Die Tage einer sorglosen, heiteren und beglückten Kindheit steigen auf und mit ihnen das angeregte, doch niemals laute, niemals zerstreute Leben eines Münchner Künstlerhauses um die Mitte und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Immer bleibt dieser einheitliche, erwärmende Mittelpunkt erhalten, aber die Kreise erweitern sich mehr und mehr: zu den Eltern und Verwandten gesellen sich die Freunde, erst die nahen, besonders die Kollegen des Hausherrn aus der Stadt, dann auch die fernen, wie die schwedische Nachtigall Jenny Lind und der dänische Märchendichter und Silhouettenschneider Andersen, die in dem gartenumhegten Kaulbachischen Hause in der Garten-(später Kaulbach-)Straße Gastfreundschaft genießen; aus München siedeln die Erinnerungen, zu denen ja auch Briefe und andre eigne wie fremde Aufzeichnungen gehören, nach Berlin über, wo Kaulbach im Auftrage des Königs sechs Sommer hindurch an seinen großen Gemälden im Treppenhause des Neuen Museums malt; und auch Italien und seine Kunstschätze, so wenig



sie diesem Künstler zu geben hatten, spielen mit herein. Dabei überwiegt das Kleine, Stille, scheinbar Alltägliche. Es ist, als hätte diese seine älteste Tochter vom Vater, der zeit seines Lebens wenig Sinn für hohe Berge und Gletscher, desto mehr für das Geäst einer alten Eiche, das Wachstum des Efeus, das Gedeihen der Rosen in seinem über alles geliebten Garten hatte, die innige Vorliebe für das Heimliche und Innerliche geerbt; aber gerade solche, dem Alltag abgelauschte Züge sind von einer wunderbaren, heute noch durch sehnsüchtige Wehmut vertieften Beredsamkeit. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt; doppelt wohl dem, der so viel Gutes, Edles und Schönes von ihnen zu berichten weiß! Noch vor kurzem waren wir vielleicht geneigt, auf solche Idyllen, wie sie sich hier trotz der Weltberühmtheit des »Helden« entfalten, von der Höhe unsrer »modernen Errungenschaften« mit einem gelinden Mitleid herabzusehen; heute, wo alles uns wieder auf das Innenleben drängt, will es uns manchmal vorkommen, als schauten wir in ein verlorenes Paradies. Der Weg von München nach Schwabing oder gar nach Starnberg hieß damals eine Reise, eine weite Reise; Bernheimer hielt auf dem Dultplatz (dem jetzigen Maximilians- und Lenbachplatz) seinen Kram feil und ließ die eingekauften Waren den verehrlichen Kunden durch seine halberwachsenen Söhne zustellen; jeden Sonntagabend gab es im Kaulbach-Hause für jeden, der kommen wollte, Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, und Lola Montez war die größte Sensation der Zeit, mit der Kaulbachs leidenschaftliches Tendenzgemälde »Peter Arbuez läßt eine Judenfamilie verbrennen« nicht im entferntesten wetteifern konnte, die vielmehr erst zwei Jahrzehnte später durch Richard Wagners Auftreten in Vergessenheit geriet.

Doch auch wer nach »bedeutsameren« Dingen sucht, kommt auf seine Kosten. Die Briefe, die fast zwei Drittel des Buches einnehmen, enthalten genug des biographisch und kunstgeschichtlich Wichtigen, das uns heute noch was zu sagen hat. Zumal die, welche Kaulbach, der liebende Gatte und treffliche Familienvater, während seiner Berliner Tätigkeit (von 1847 mit Unterbrechungen bis 1866) aus der »breitmauligen, großtuerischen Stadt« an seine daheimgebliebene Hausehre Frau Josefine schrieb, Briefe, reich an künstlerischen, gesellschaftlichen und politischen Beobachtungen, menschenkundig, gegenwarts- und stundenfroh und doch immer voll Sehnsucht nach der »Münchner Glückseligkeit«, obgleich dort noch keine »blendenden Gasflammen«, wie in Berlin, die Straßen erleuchteten.

Einen ausgesuchten Schmuck und Reiz erhält das Erinnerungsbuch durch die eingestreuten Gemälde, Schriftproben und namentlich die vielen flotten und geistreichen Handzeichnungen des Meisters, von denen wir auf den Seiten 228—230 ein paar kleinere Proben geben. F. D.

Verschiedenes

Der erste Band der von Albert Köster besorgten Ausgabe von Theodor Storms Sämtlichen Werken ist jetzt im Inselverlage zu Leipzig erschienen: ein fester, gefälliger, Hand und Auge wohltuender Band, der sich in den Grundsätzen der Gediegenheit und Vornehmheit durch keine wirtschaftlichen oder technischen Schwierigkeiten hat beirren lassen. Er bringt die Gedichte, vermehrt um viele bisher halb oder ganz unbekannte aus dem Nachlaß, freilich in einer sonderbaren Anordnung, für die man die Erklärung erst aus dem wohl geplanten Erläuterungsband abwarten muß, und die ersten zehn Novellen und novellistisch-lyrischen Skizzen (bis zur Übersiedlung des Dichters nach Heiligenstadt). Voran geht eine biographisch-kritische Einleitung (64 Seiten), der es mit Hilfe bisher unzugänglicher Briefe und der aus Scherers und Erich Schmidts Schule stammenden historisch-philologischen Charakterisierungsgabe gelingt, über den gerade in letzter Zeit so vielfach behandelten Gegenstand mancherlei Neues, Eigentümliches, Aufhellendes und in uns Nachhallendes zu sagen. Wir sind auf die kommenden Bände begierig.

*

In einem stattlichen Heft hat der Furche-Verlag in Berlin weit über 200 Abbildungen neuzeitlicher protestantischer Kirchen gesammelt, eine Bilderreihe, die uns immer wieder staunen läßt über die Vielseitigkeit der Formen und die Beweglichkeit der bauschöpferischen Phantasie, die uns aber auch immer wieder beweist, wie weit wir noch entfernt sind von einem wirklichen aus der Zeit geborenen, der Zeit genügenden Kirchencharakter. Für Kunstliebhaber, besonders aber für Pfarrer und Baumeister, sind hier viele fruchtbare Anregungen, aber auch mancherlei Warnungen zu holen. Otto Schönhagen hat zu diesen »Stätten der Weihe« eine ernste, gut sachliche Einführung geschrieben.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien XIX/1, Pyrkergasse 8. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Franz Hoffmann-Fallersleben:
Birke und Ebereschen an der Landstraße
(Oldenburger Heide)


Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 127.I Nov. 1919

Gottesfreunde

Novelle von Eilhard Erich Pauls



Klaus Benecke saß im Kontor und zerkaute eine Gänsefeder, denn es war nicht ganz so leicht für einen jungen Menschen, der doch auch daran zu denken hatte, daß seine Rappstute schon den dritten Tag unbewegt im Stall stand, nach zwei Seiten hin aufmerksam zu sein. Vor ihm stand Jochen Heek, der Vogt des väterlichen Gutshofes Altlauen, räusperte sich immer bedenklicher und ward immer zorniger in seinem Berichte, und in dem Glaskasten, der den Platz des Ratsherrn Tidemann Benecke so weit und sorglich umgab, daß der Ratsherr und Chef des Handelshauses an der Untertrave alle seine Kontoristen und den jungen Herrn Sohn zumeist unter Zucht und Aufsicht hatte, während doch niemand im Glaskasten gesprochene Worte verstehen konnte, in diesem Kasten saß der Herr Vater in ratsherrlicher Würde und mit wachsendem kaufmännischen Behagen in Zügen und Bewegungen einem Besucher gegenüber, dessen Bedeutung Klaus Benecke sehr wohl kannte. Aber Jochen Heek wollte seinen Zorn und seine sittliche Empörung abladen und würgte erregt an seinem Halstuch, das er trotz prächtigster Augusthitze und dumpfer Kontorschwüle nicht lassen konnte, und stampfte mit dem Eichenknoten fest auf, wenn der Junker nicht genügend zu respektieren schien, was er zu melden hatte.

»Und wenn es dem Junker recht ist und dem Herrn Ratsherrn Vater recht ist, dann kann es ja auch mir recht sein,« rief er, daß die Schreiberlein schon zu kichern begannen. »Aber ich lasse mir nicht auf den Buckel steigen, und wenn getanzt werden muß, dann sollen sie nach meiner Pfeife tanzen. Einer ist jedenfalls zuviel auf dem Hofe, Junker Klaus, und ob Ihr den Vogt Jochen Heek früher missen könnt oder den alten Schafhirten, das mag ja denn in der Herren Ermessen liegen. Aber ich sage, daß man den Marten Olrogge hinauswerfen soll, wenn seine Enkelin auch noch solch ein schönes Mädchen ist, wie sie sein soll. Mein Geschmack ist sie nicht, und wenn sie ein bißchen breiter wäre hierherum« — und er rundete Hüften und Brust, daß das jüngste Schreiberlein aufwieherte und nach einem strengen Blick seines nächstältesten Mitschreiberleins hustete — »ja, dann wäre sie vielleicht zu gebrauchen,« vollendete der Vogt von Altlauen, mittlerweile braunrot im schwitzenden Antlitz.

»Wie heißt das Mädchen?« fragte der Junker.

»Talke,« antwortete der Mann, »Talke Olrogge und hat Haare so fahl und so lang wie mein schönster Roggen.« Doch dann sprühten seine Augen. »Wenn der Junker mich hier foppen will, dann habe ich mein letztes Wort gesagt,« polterte er, »und der



Altlauenhof mag ja zum Teufel gehen mit Halleluja und Augenverdrehen,« und wollte sich zum Gehen wenden.

Aber Junker Klaus riß seine Augen vom Glaskasten los, wo der Ratsherr seinen Silberstift beleckte und Zahlen notierte, schmunzelnd und kostend, und der Besucher rieb sich gleich dem Geschäftsfreund die weichen Hände. »Erzählt, Vogt,« bat er beschwichtigend, »und seid gewiß, daß ich dem Ratsherrn getreulichen Bericht erstatte.« Er klopfte dem Zornigen auf die Schulter, und die Schreiberlein taten alle eifrig beschäftigt und verloren kein Wort aus den gespitzten Ohren.

Jochen Heek stellte den Stock in die Ecke, denn nun brauchte er beide Hände zum Erzählen.

»Marten Olrogge weiß natürlich manches,« erzählte er, »und der alte Slusohr ist nicht umsonst beinah siebzig Jahre auf dem Hof gewesen. Jetzt hat er sie alle am Bande mit Halleluja und Gratias, und die Augen hinten im Kopfe, daß von vorn nur das Weiße zu sehen ist. Himmelfahrt und Heiligen Geist feiern sie jeden Abend, und — na ja, die Talke — der liebe Gott hat ihn mit beiden Händen gesegnet.«

»Was hast du mit der Talke, Vogt?« fragte der Junker dazwischen. »Machst einen jungen Menschen neugierig.«

Aber der Vogt zischte merklich erzürnter. »Was ich mit der Talke habe? Gar nichts habe ich mit der Talke. Das hab' ich mit dem Mädchen.« Und die Schreiberlein wollten wieder kichern, während im Glaskasten ein erstes Mal der Besucher mit dem Stuhle rückte. Das aber drängte zur Eile.

»Laß die Talke, Vogt,« sagte der Junker. »Was ist denn so schlimm daran, wenn die ganze Bande fromm wird?« fragte er.

Aber Jochen Heek antwortete drohend: »Weil sie nicht fromm sind, wie die Herren Pastoren von Sankt Marien und Ägidien fromm sind,« schalt er. »Weil sie ihre eigne Weisheit fressen. Ihr könnt ja mal sehen, Junker Benecke, wie das klingt, was die groben Ketzer schwatzen. ‚Ich,' das sagt der alte Schäfer, und sagt das nicht bloß seinen eignen, sondern auch den andern Schafen, ‚ich, Marten Olrogge vom Altlauerhof, habe Gott geschaffen ebenso wie er mich geschaffen hat.' He, Junker, wie klingt das unter dem Turm von Sankt Jakobi?«

Junker Klaus hätte vielleicht aufgelacht, aber seine Schreiberlein waren besser in kirchlicher Zucht gehalten und entsetzten sich. Einer war blaß geworden.

»Das müssen wir dem Senior von Sankt Marien melden,« tröstete er den zornigen Vogt.

Der lachte verbissen. »Kehrt mit härterem Besen, Junker,« rief er. »Ich weiß noch ein andres Sprüchlein. Wer ist Gottes Freund, der alte Tidemann Benecke oder der alte Marten Olrogge? Wer gilt also mehr, der alte Tidemann Benecke oder der alte Marten Olrogge? Und wenn der Tidemann Benecke, der Ratsherr, Junker, Euer Vater, Herr Junker, das Geld hat — von Gott, der des alten Marten Olrogges Freund ist, hat er es nicht. Woher hat er denn das Geld, Junker Klaus? He?« Und der Frager drängte nach Antwort, warf sie dann triumphierend in das Kontor: »Vom Teufel hat er das Geld, Herr Junker!«

Gerade da schritt der Besucher aus dem Glaskasten und durchmaß würdig das Kontor. Alle Schreiberlein sprangen von den Böcken und verbeugten sich, und selbst Klaus Benecke erhob sich. Den Schreiberlein wurde kaum mit einem Kopfnicken halb gedankt, Klaus Benecke aber erhielt eine lächelnde Kußhand, und Jochen Heek knotete sein Halstuch fester, griff nach dem Stock und zog die Mütze tiefer in die Stirn.

»Ich melde es jedenfalls dem Herrn Senator, Vogt,« drängte der Junker, denn der Herr Vater hatte aus dem Glaskasten gewinkt. »Verlaß dich darauf.« Er schob ihn zur Tür hin. Ehe Jochen Heek noch Zeit gefunden hatte, an Abschiednehmen zu denken, hatte ihn der Junker verlassen und war in den Glaskasten geeilt. Denn darauf war er gespannter als auf alle guten oder schlimmen Neuigkeiten vom Altlauerhof. Den Marten Olrogge kannte er, und die Talke Olrogge, des Schäfers Enkelin, stand so etwa als ein schüchtern armseliges Tagelöhnerkind in seiner Erinnerung, unbestimmt, nur daß vielleicht einmal die Sonne hell auf des Mädchens Haar gelegen hatte und vielleicht einmal vollblaue Augen groß und fragend zu ihm aufgeschaut hatten. Dann war er vorübergeritten, weil seine Rappstute ungeduldig geworden war.

Der Vater winkte dem Sohne, und ehe er seine Neugier befriedigte, wies er ihn zwinkernd auf ein heimlich verschlossenes Fach und nickte lachend, als der Junker zweifelte. Da

holte denn der Junker aus dem Fach eine besonders vornehme Flasche Südwein und Gläser, füllte und stieß mit dem Vater an. Alle Schreiberlein aber wußten, daß ein hervorragendes Geschäftchen gemacht sei, und hofften in geduldiger Demut, welches Salär für sie abfiele. Einer runzelte die Stirn.

»Der Herr Karsten Droste war hier,« begann schmunzelnd der Ratsherr, aber das wußte der Junker. »Der Herr Karsten Droste war ein gefährlicher Nebenbuhler,« belehrte der Ratsherr, den süßen Wein und seines Sohnes Gespanntheit in gleicher Weise kostend. »Denn der Herr Karsten Droste will erst ein reicher Mann werden, was wir sind, Klaus, und das ist zu fürchten, mein Sohn.«

Der Junker nickte, aber er strich sich erregt den ersten Schnurrbart.

»Hast du gewußt, Klaus,« fragte der Alte, »daß der Herr Karsten Droste sein ganzes Geld in Korn angelegt hat?«

Der Junker nickte, und das freute den Vater.

»Das hätte schlimm werden können.« Der Alte sonnte sich im Behagen. »Nun haben wir Kompanie gemacht.«

Der Junker lachte und schenkte zum zweitenmal die Gläser voll. Denn nun wußte er Bescheid. Nun gab es, soweit bebaute Landschaft rings um die Hansestadt lag, kein Korn mehr auf dem Halm oder in der Scheune, das nicht von der Kompanie Benecke und Droste aufgekauft war. Und er war Kaufmann genug, daß er den Gang der Ereignisse vorhersah. Bis Weihnachten etwa würde gerechtermaßen Korn aus den Speichern dieser Kumpanei an die Bürger gegeben werden und zu geregelten Preisen. Dann kam keiner auf den törichten Gedanken, sich von weiterher Getreide zu verschaffen, damit er und die Bürger leben und essen könnten. Wenn aber nach Weihnachten so allgemach die Schiffahrt stillag, weil im Osten alle Häfen vereist waren, und wenn dann ebenso allgemach alle Wege verschneit und verfaut waren, dann konnte das Korn zurückgehalten werden. Nach klugem Kriegsplan und Krämergebrauch. Oh, wenn sie dann hungerten, dann würden sie zahlen. Aber die Kompanie der Konkurrenten, die Brüderschaft der Benecke und Droste, machte den Preis.

»Dann werden wir auch unsrer armen Mutter Wunsch erfüllen können,« tröstete der Ratsherr. »Mutter hat immer gewollt, daß ihr Grabmal in Sankt Annen ein schönes würde. Nun kann der italienische Bildhauer an der Mauer der Seligen ein Denkmal schnitzen.«

»Mutter hat auch den Heiligen Geist bedenken wollen,« mahnte der Junker.

Das bestätigte der Ratsherr fromm und eifrig. »Die Spittelalten sollen ihre Stiftung bekommen,« sagte er. »Und das Haus Benecke wird seine Tote zu rühmen wissen.«

Klaus Benecke fand es fast störend, daß er nun noch Jochen Heeks Botschaft meldete.

Der Ratsherr lehnte sich in seinen Armstuhl und träumte über den Duft des süßen Südweins hinweg.

»Ich will hinüberreiten,« endete der Junker. »Klio steht seit vorgestern im Stall.«

»Sei vorsichtig,« mahnte der Vater. »Du bist vielleicht ein besserer Kaufmann als ein Reiter.« Und lächelte.

Klaus Benecke schlug ein Schnippchen und verabschiedete sich. Er gab im Kontor Befehl und ging, um sich umzukleiden. —

Er saß auf dem Rücken seines Pferdes und tänzelte die Burgstraße hinab. Aus den Fenstern schauten Augen auf ihn herab, mit Wohlgefallen und leisem Begehren, denn die Stickluft eines fleißigen Kontors hatte ihm die Lunge noch nicht eingeengt. Darum ließ er nachher und draußen seiner Rappstute die Laune, und die setzte nach zweitägigem Stallstehen einen weitausgreifenden Galopp an, der den jungen Menschen schaukelnd in weiches Wohlbehagen hineinwiegte, wenn nicht das Pferd dann den Kopf aufwarf und einen fröhlichen Seitensprung versuchte. Der Junker hatte aufzumerken und faßte die Zügel fester und riß in das Maul seines Pferdes. Im Schatten des Waldes fiel das Pferd für eine Weile in leichten Schritt, aber gerade im Walde waren die Bewegungen plötzlich, weil ein Vogel vom Baume strich, den nicht Reiter noch Pferd vorher beachtet hatten, weil ein trockener Knüppel knackte, den die Hufe zerbrachen, weil ein Wind rauschte oder ein Häher schrie, der seine Lust an der Unrast hatte. Der Junker quälte sein Pferd mit Zügelriß und Gertenhieb, denn er wollte zornig werden. Darum ging die Stute mit ihm durch, als der Weg aus dem Walde heraus über die Heide lief. Der Junker preßte die Schenkel zusammen, er riß an Trense und Kandare, aber das Pferd senkte den Kopf und warf die Beine in weiten Sprüngen.



Die letzten Bäume, die rotblühenden Heidesträucher flogen vorüber. Die kleinen Hütten von Altlauen rückten heran. Die Schafe weideten zwischen dem Heidekraut. Und der Schäferhund sauste herbei, lautlos, mit hängender Zunge, dann sprang er dem Pferde kläffend in die Seite. Das Pferd riß sich ausweichend herum. Aber der Junker hatte so viel Besinnung nicht mehr, diese Jäheit auszugleichen. Also stürzte er vom Pferde. Aber er schlug so unglücklich auf einem Feldstein auf, daß er besinnungslos liegenblieb.

Das Pferd war ein wenig weitergaloppiert und blieb, des Reiters ledig, behaglich stehen und begann zu grasen. Der Hund war ihm nachgesprungen, kehrte nun aber um und beschnüffelte den stillen Menschen, dem heißes Blut aus der Kopfwunde sickerte. Der Hund hatte bald begriffen und wußte, was zu tun sei. Er sprang in die Heide zurück, achtete auf die Schafe nicht, die auseinanderjagten, sondern zerrte seinen Herrn herbei, der wohl das durchgehende Pferd, aber nicht mehr den Sturz gesehen hatte. Der alte Marten Olrogge kniete zu dem Gestürzten hin und prüfte bedächtig die Wunde und den langsamen Herzschlag des Ohnmächtigen. Er rief dem Hunde den Namen seiner Enkelin zu, und der Hund entlief. Marten Olrogge hatte das Haupt des Junkers weich in das Gras gelegt, hatte die Wunde mit einem Tuch notdürftig und fest umwunden. Dann stand er, blickte auf seine Schafe und über die Heide, bis die Enkelin kam. Nun trugen sie beide den Kranken in ihre Hütte. Sie hätten es freilich bequemer gehabt, wenn sie ihn ins Herrenhaus, welches leerstand, oder zu Jochen Heek, dem Vogt von Altlauen, getragen hätten. Aber in des Alten Bibel stand es nicht so geschrieben, daß man andre veranlassen sollte, dem Nächsten in seinen Nöten beizustehen. Marten Olrogge hatte gelesen, daß man Gott getan hatte, was man dem Geringsten unter den Seinen getan hatte, und daß Gottes und seines Sohnes Nachfolger die Last des Nächsten auf eigne Schultern nehmen müsse.

Und Talke pflegte.

Es kam freilich einmal der alte Ratsherr von Lübeck herübergefahren, um nach seinem Sohne zu sehen. Er war nur froh, daß er sich ungehindert wieder an seine aussichtsreichen Geschäfte begeben konnte. Jochen Heek hatte freilich auch Befehl, sich nach dem Junker umzusehen, aber der ging nicht gern in die Hütte seines Schäfers. So war Klaus Benecke der Enkelin Marten Olrogges überlassen.

Und Talke pflegte.

Mit weichen Händen, mütterlich und fraulich, pflegte das Mädchen, und diese weichen, mütterlichen Hände wurden auch in die Bewußtlosigkeit des jungen Menschen hinein ein fern geahntes Gesicht. Es war ein Fieber in dem jungen Menschen, das ihn aus Erdenschwere und Menschennähe herausnahm, das ihn aus Enge und Stickluft emporhob und ihn hinausschleuderte in leichte, dünne, klare Luft, daß das Blut aus den Adern gegen die Pulse drängte und in lautem Herzschlag fordernd klopfte. Es war ein Rauschen vor seinen Ohren und ein weiches Wiegen in seinen Fieberträumen. Zuerst vielleicht wie auf Pferdesrücken, der Wind griff zausend in seine Haare und mit festen Händen an seine Schläfen. Die Hufe seines Pferdes griffen weit aus, und Gespenstern gleich flogen die Tannen, starr und zerrissen, die Buchenstämme, bleich und totenhaft, die Ginsterbüsche, frech auslangend, an ihm vorüber. Dann war Lust in ihm, weil das Blut in heißen Wogen ging, Lust, die hinausschreien wollte. Und wechselte jäh mit Angst, weil das Herz stillzustehen drohte vor dem Überschwall des einstürmenden Blutes, und der Angstruf erstickte in dieser Welle. Aber dann kam irgendwoher eine stille Gelassenheit — Talke legte die weiche Hand auf seine Stirn —, irgendwoher ein leichtes Aufatmen — Talke stützte den Kranken, der nach Atem rang, in den Kissen —, irgendwoher ein Hingleiten und eine Auflösung, denn das Mädchen ließ seinen Kopf zurückgleiten, aber hielt seine heißfeuchte Hand fest und sah besorgt und mitleidig, mütterlich in die bleichen Wangen, die geschlossenen Augen. Doch die Lider zuckten, denn es war eine schlummernde Kraft unter ihrer Decke, nicht stark genug zum Wollen und sich zu äußern, aber durstig genug, um aufzunehmen und zu empfangen. Und die Güte des Mädchenblickes drang als ein Reichtum in die Seele des jungen Menschen. Dann kam es wie ein fernes Klingen, wie ein lockendes Leuchten. Vielleicht daß Talke sang, und sie sang ihre leisen Lieder, welche Gott riefen, Gott tranken; vielleicht auch, daß Talke die Vorhänge vor den Fenstern auseinandergeschlagen hatte, und draußen war starke Spätsommersonne und trocknete die Heide. Dann trugen den Fiebernden Licht und Gesang und brachten ihn



in das Paradies. Wenn er in der Gesundheit, in der Bewußtheit gewesen war, dann hatte ihn das Stickige des Kontors, die scheußliche Enge des Geldes eingezwängt, und die Seele war bezahlten Predigern, herrschsüchtigen und stimmgewaltigen, bequem überantwortet. Wenn im bewußtlosen, kraftlosen Dämmern des erschütterten Gehirns das sanfte Singen des Mädchens sein Ohr unverstanden traf, dann ward die Seele befreit. Talke war die Befreierin, aber Klaus Benecke kannte und sah und hörte das Mädchen nicht. Und die Seele trat ihren Weg an. Zagend zuerst, zögernd und ohne Vertrauen auf die eigne Freiheit, noch mit einer geheimen, nagenden Angst, daß sie das Stickige zurückriefe. Darum begann sie zu laufen, und die Furcht wurde nur feiger. Aber die Stimme des Mädchens sänftigte und rief, und das Licht führte den rechten Weg. Eine Tür tat sich auf, das Paradies öffnete sich. Gottvater saß auf dem Thron, die Barmherzigkeit seines väterlichen Herzens in seiner Rechten, die Erkenntnis aller Dinge beruhigend ihm mit der Linken bietend. Fragen drängten schattengleich, wie Fledermäuse zweifelhaft flatternd, von allen Seiten zu ihm heran. Das Licht, das aus seiner Linken strahlte, löste sie leicht auf, verwehendes Gewölk. Aber mit köstlichem Duft, den die Lungen begierig einsogen, blieb die dünne, klare, durchsichtige Luft, die um seinen Thron strich. Ängste krochen auf tausend Füßen heran, Leid schwoll gleich schwarzer Flut vor seinen Füßen, die rechte Hand Gottes winkte leise. Da wichen sie von ihm. Es war alles leicht und frei und wohlgetan in ihm, müde und verwundert. So öffnete Klaus Benecke die Augen und sah Talke Olrogge vor sich, die vor seinem Bette saß.

Das Mädchen lächelte ihm freundlich nikkend zu.

»Es ist so ein großes Glück für Euch gewesen, Junker,« sagte sie, und das klang ihm noch wie Musik der Engel aus dem Paradies, in dem er eben geweilt hatte. »Es ist ein so großes Glück für Euch gewesen, daß Ihr habt krank sein dürfen. Dann wird die Seele stille zu Gott.«

Mit einem hellen Augenwinken nur dankte ihr Klaus für den guten, hellen Klang ihrer Stimme und für den warmen Schein ihrer Augen und für die frauliche Weichheit ihrer Hand, die sie auf seine heiße Stirn legte. Er verstand kaum den Sinn ihrer Worte, aber noch ehe er die müden Augen wieder schloß, bat ein Blick das Mädchen, weiterzusprechen, die Musik aus dem Paradies erklingen zu lassen. Das Mädchen lächelte gütig aus ihrem Reichtum heraus und verschenkte dem Armen, Kranken, Durstigen Süßigkeit und Milde.

»Der Großvater hat es zu uns gesagt, wenn die Bauern und die Hirten zu uns gekommen sind. Auch die Frauen kommen und bringen wohl ihre Kinder mit. Sie sind auch bei uns gewesen, während Ihr krank laget, Junker Klaus, doch ich bin bei Euch geblieben und habe Euch behütet.«

Der Junker sah noch einmal auf und dankte dem Mädchen mit seinen Augen. In halben Schlummer schon hinein, dennoch zu seiner lauschenden, trinkenden Seele sprach das Mädchen.

»Wie ein Trunkener ist der Mensch, wenn er auf das achtet, was um ihn ist und ihn umflattert. Wie ein Rausch ist es um seine Sinne, an denen die Jagd vorübereilt. Wie ein Nebel ist es auf seine Augen gelegt, daß er die blaue Klarheit des Himmels, der über ihm ist, nicht sehen kann, und daß er nicht weiß, wie diese Himmelsklarheit über ihm sich in ihn hineinsenken will. Aber er ist nicht bereitet und achtet nur auf die vergänglichen Dinge. Wenn er nüchtern geworden ist, dann ist er bereit und trinkt einen andern Wein. So ist die Krankheit, die Gott seinen Lieblingen schenkt, damit die lauten Dinge stille sind und der Lärm zu schweigen kommt. Denn in der Stille redet die Seele.«

Das wiegte den Junker in lösenden Traum hinein, der wie ein laues Bad war, in dem Schmutz und Erdenkruste zurückblieb. Er war ein kleines Kind und lag in der schaukelnden Wiege, und eine Mutter lachte über ihm und hielt ihm ihr goldenes Brustkreuz vor die leuchtenden Augen. Seine tapsigen Fingerlein griffen danach. Und es war ein Wohlbehütetsein in Mutters Wiege und vor Mutters frohen Augen.

Ebenso pflegte ihn das Mädchen und deckte ihn zu, als sie sein Schlafen bemerkte.

Es wurde Abend, und als Marten Olrogge von seinem Dienst heimkam, frohlockte ihm das Mädchen entgegen. »Der Junker ist aufgewacht, Großvater. Gott hat ihm geholfen.«

Der alte Schäfer trat an das Bett des Kranken heran und prüfte seine Atemzüge. Dann nickte er. »Es tut nicht not, Gott zu loben und Aufsehens von ihm zu machen,«

sagte er ruhig. »Wir wissen, daß wir mit ihm in der Stille leben.«

Die Enkelin brachte ihm das Abendessen.

»Ich werde zur Nacht ausgehen,« sagte der Alte. »Die Frau des Imkers, Lübbert Hansens Frau, erwartet ihre schwere Stunde, und das Kindlein wird nicht willig auf die Welt kommen. Der Herr will den Imker kreuzigen, damit er sein Himmelreich gewinne.«

Kaum, daß der Alte ein wenig sich geruht hatte, so machte er auch schon zu seinem neuen Gange sich fertig.

»Es steht nicht nur geschrieben, daß selig sind, die in dem Herrn sterben von nun an,« sagte er beim Abschied zu seiner Enkelin. »Es heißt auch, selig sind die Kindlein, die in den Herrn hinein geboren werden. In den Herrn hinein geboren werden und in Gott hinein sterben, das ist beidemal ein zufriedenes Gehen hinaus aus Lärm und Welt. Ich glaube, wir werden beides noch diese Nacht haben, und ich sorge mich um unsern Bruder Lübbert Hansen dabei.«

Aber der alte Mann mit siebzig Jahren, nachdem er einen Tag hindurch im Dienste seines Brotherrn auf der Heide gestanden hatte, in Seng und Sonne, ging unverdrossen, um nun den Menschen zu dienen, die er Bruder und Schwester nannte.

Das Mädchen blieb bei dem Kranken, der wieder eingeschlummert war, dessen Schlaf aber bewacht sein wollte, weil er ein flacher und unruhiger geworden war. Es stiegen neu in alle Adern die jungen Kräfte des Gesundwerdens, und diese jungen Kräfte weckten auf und trieben und machten Hast und Unruhe. Das aber ist Unruhe, daß es kein Stillsein ist, sondern ein Begehren. Wohin die jungen Kräfte kamen, da erzeugten sie Begehren, und das mußte ohne Gegenstrom zügellos werden. Denn es war in diesen gebrauchten Adern nichts andres enthalten gewesen als Begehren, ehe die Krankheit sie matt und leer und müde und für die Stille geeignet gemacht hatte. Nun saugten die alten Adern alle jungen Kräfte zu ihrem Nutzen und begannen zu strotzen. Begehren, das war im Kontor und in der Zirkelbrüderschaft das Leben.

Zum frühen Morgen hin schlief das Mädchen auf dem Stuhl ein, der am Fenster stand, und zu der Zeit erwachte der Junker, hell und gesund. Er richtete sich in den Betten auf und sah ein wenig verwundert im dürftigen, niedrigen Zimmer umher und mühte sich ab, um sich zurechtzufinden. Da sah er das Mädchen. Unberührte, unverbrauchte Morgensonne flutete durch das Fenster, floß an den Geranien mit vollen roten Blüten, dem Heliotrop mit dichten blauen Blütenbolden vorüber und spielte um den Mädchenkopf, das kräftige blonde Haar ihm zu einem Heiligenschein vergoldend, zu einer Königinnenkrone es erhöhend. Klaus Benecke richtete sich höher, stützte sich auf seinen Arm, hob sich aus den Kissen, denn dieses war das erste, worauf sein genesendes Begehren traf. Seine Augen hatten tagelang in die Stille und das Schweigen gesehen, nun tranken sie durstig die erste Schönheit, und die war Jugend und Anmut und Kraft. Auf des Mädchens Antlitz lag eine Gelassenheit, welche beruhigte, eine Sammlung, welche Erfüllung schenkte. Und seine Sinne waren leer gewesen, sie standen jeder Fülle offen. Dies aber war ein Geschenk, daß die Erfüllung mit Beseligung kam.

Als er sich rührte, erwachte das Mädchen. Ihr erstes Aufblicken sah besorgt zu ihm hin. Da wußte er, welche Hand mütterlich weich seine Wunde verbunden hatte, welche Lieblichkeit ihn mit Güte umpflegt hatte.

»Du hast mir das Leben gerettet, Mädchen. Wie heißt du?« fragte Klaus Benecke.

»Ich bin des Schäfers Marten Olrogge Enkelin,« antwortete sie und erhob sich, aber sie trat nicht an das Bett heran. »Talke heiße ich. Nun seid Ihr gesund, Junker. Ich werde Euch Eure Kleider bringen, daß Ihr euch ankleiden könnt. Der Großvater wird bald kommen.«

Talke verließ das Zimmer, brachte die Kleider und ging hinaus. Es war freilich mühsam für den Junker, sich allein anzukleiden, denn die ermatteten Glieder wollten seinem Willen noch nicht folgen. Aber gerade das Ausruhen gab dann seinen Gedanken die Richtung. Das Mädchen hatte ihn gepflegt, und durch Dämmerung hindurch brach das Bewußtsein von der Güte und der Liebe, die in seiner Pflege gelegen hatte. Es war ein liebes Mädchen, und es war ein schönes Mädchen. Dergleichen gab es in den Zirkelkreisen von Lübeck nicht. Die Mädchen dort und die Fräulein waren zierlicher, aber hier war Anmut. Sie wollten dort reizvoller sein, aber hier war Natürlichkeit, Schlichtheit, einfaches Sichgeben und ein festes, gelassenes Stehen. Und das war dem Junker, da er aus seinem Kreise heraus nicht Natürlichkeit und Schlichtheit und Einfachheit

dagegenzusetzen hatte, nur ein neuer Reiz, dergleichen er noch nicht empfunden.

Junker Klaus ging aus seinem Krankenzimmer hinaus. Er mußte sich freilich einmal tastend an der Wand festhalten, als die Überfülle frischer Luft auf ihn einströmte. Aber sofort war auch Talke bei ihm, die im Garten gearbeitet hatte, und stützte ihn. Und mit der Kraft der freien Luft, mit der Erhöhung seines Lebens, die mit dem jungen Sonnenlicht auf ihn fiel, erschütterte ihn die nahe Berührung mit dem Mädchenkörper, auf den er sich stützte. Talke hatte ihren Arm um seine Brust gelegt, und sein Arm lag auf ihren Schultern. Mit dem Hauch und Duft, der aus dem Garten kam und von der Heide kräftig, sonnig hereinstrich, drang in den jungen Menschen der Geruch ihres blonden Haares, das in mächtiger Fülle verschwenderisch vor ihm leuchtete, ihres weiblichen Körpers.

»Talke,« stammelte er, »Talke, ich habe dich lieb!«

Das Mädchen schien kaum seines Bekenntnisses zu achten, dessen Herzlichkeit, Aufrichtigkeit sie doch inniglich fühlte, es entzog sich seiner Stützung nicht. Es antwortete schlicht: »Es tut des Dankes nicht nötig, Junker Klaus. Ich habe Gott, der in Euch ist, gepflegt.«

Klaus erschrak vor solcher Antwort. Solche Antwort war ihm ein Unverständliches, eine Fremdheit, fast eine Beleidigung, denn sie nahm ihm die Sicherheit, die seinem Herrentum gewohnt war. Aber nachher ward diese Fremdheit, weil sie überwunden werden mußte, nur ein neuer Antrieb. Und des Mädchens Schönheit fühlte er in seinem Körper.

»Du brauchst keine Sorge zu haben, Talke,« sprach er, und er bat und drängte inständig und mit der Absicht, zu überzeugen. »Du mußt nicht denken, daß ich dich nachher in Lübeck allein lasse. Ich heirate dich, Talke. Oh, dann werden sie schreien. Die Zirkelbrüder werden schelten, und ihre Damen werden schmälen. Aber ich kämpfe es durch, und ich bringe dich hinein. Des sollst du gewiß sein, denn ich habe dich lieb.«

Und er flehte und trieb, aber das Mädchen stand vor ihm, schlicht, aufrecht, gelassen, und antwortete: »Es ist nicht so, Junker. Ich bin wohl reicher denn die Damen der Zirkelbrüderschaft und die Kaufherrinnen von Lübeck, denn ich stehe vielleicht Gott näher, und Gott ist deutlicher in mir als in einer jeden Eures Kreises. Es ist nicht so, Junker Klaus, wie Ihr es wohl meint, daß ich Eurer unwürdig wäre.«

Klaus erschrak, aber als er das Mädchen vor sich sah, erhob ihn doch der Anblick ihres bescheidenen Stolzes, ihrer Sicherheit, die in ihr selbst innerlich begründet war, so sehr, daß ein Jauchzen in sein Herz zog. Er fühlte von dieser Freude her Kraft genug in seinen Gliedern, er zog das Mädchen an sich, und das Mädchen wehrte ihm nicht. Er bog das Antlitz des Mädchens und sah bewegt, herzlich, sieghaft in ihre Augen, und das Mädchen wandte die Augen nicht ab. Er beugte sich herab zu diesem stolzen, freien, anmutigen Antlitz und küßte des Mädchens frische Lippen, und das Mädchen entzog ihm ihre Lippen nicht.

Der Junker jubelte ihren Namen in den Morgen hinaus. »Talke, liebste Talke!«

Aber da kam der Großvater über die Heide, dem sein Hund voraussprang. Und nur in einer mädchenhaften Scham wandte sich das Mädchen von dem Jüngling.

»Es ist so geworden, wie ich dachte,« sagte der Alte, »und ich bin ein wenig müde.«

Talke schob ihm einen Stuhl in den Schatten und machte sich um den Alten zu schaffen.

»Es ist ein Mädchen geboren,« sagte der Alte. »Das Kind ist gesund, aber die Mutter ist zu dem Vater gegangen. Sie hat vollendet.«

»Das arme Kind!« seufzte das Mädchen.

»Von wem sprecht Ihr, Olrogge?« fragte der Junker. »Ihr wißt, daß ich Euch zu danken verpflichtet bin und daß ich helfen kann.«

Der Alte sah den Jüngling erstaunt an, dann schüttelte er den Kopf, lächelte etwas und wandte sich der Enkelin zu. »Nein, Talke, aber der arme Hansen,« sprach er. »Lübbert Hansen hat von seinen Bienen nicht gelernt, wie ich an meinen Schafen gelernt habe.«

Talke nickte, denn sie kannte die Redeweise ihres Großvaters, aber Junker Klaus, freilich schon ein wenig empört, daß ihm von diesem Schäfer seines Vaters so wenig Aufmerksamkeit wurde, machte doch eine fragende Gebärde. Und diesmal antwortete ihm der Alte, gern und bereitwillig, weil es ihm eine Gelegenheit war, von seinem Reichtum zu reden.

»Er hätte unter den Bienen lernen können, daß er unter Brüdern und Schwestern ist,« sagte er. »Das macht ein Volk aus, daß sie



gemeinsam tragen und empfinden. Die Biene stirbt, wenn sie in Einsamkeit ist. Nun tut aber Lübbert Hansen, als sei der Raubfalter in seinen Korb gebrochen, und ist ungebärdig.«

Talke freute sich der Reden ihres Großvaters, mehr noch, daß der Junker solchen Reden aufmerksam lauschte. »Sag' ihm, was du von deinen Schafen gesehen hast.«

Der Alte lächelte leicht. »Daß du, Talke, und der Junker und Lübbert Hansen, ein jeder von euch Christus ist, das Lamm Gottes, das ich hüten muß. Und du mußt sogleich zu dem Imker gehen, daß du ihm das Neugeborene besorgst. Ich habe Angst um Lübbert Hansen.«

Das Mädchen ging sofort, um sich bereitzumachen.

Der Alte sprach noch einmal mit Kopfnicken zu dem Jüngling: »Ja, Junker, Christus ist in Euch das Lamm, das Ihr hüten sollt, und der Hirt zugleich, daß Ihr ihn in Euch hütet und bewahret.«

Da auch der Alte bald ging, die Schafe aus den Ställen zu holen, so war der Junker den Tag über allein.

»Unsre Brüder und Schwestern werden diesen Abend kommen, denn es ist Sabbat, den wir heilighalten, und unser Werk ist getan. Wenn Ihr dabei sein wollt, Junker —«

Damit war Marten Olrogge gegangen. Die Schnucken umdrängten ihn, und sein Hund sprang erregt um die Herde. Und Klaus brachte den Tag dahin, umgeben und erfüllt von Wunderbarem und großer Kraft. Wie die Sonne in den Himmel hinaufstieg und mächtiger an der Erde, den Gräsern und Halmen sog, so wuchs mit der Gesundheit auch das Begehren in ihm, einen Menschen zu besitzen. Denn das war ihm Liebe, und er hatte nichts andres von dieser Liebe gelernt noch erfahren. Es war wohl auch ein leibliches Begehren, denn Talke war ein Weib, voll und erblüht, schlank und mit lockenden Gliedern. Aber so war es doch auch schon in der Seltsamkeit dieser Umgebung, daß der Junker sich seiner Begierde schämte und sie herunterzwang. Es war ein Begehren aller seiner Sinne. Wenn er die Astern im Garten sah, die in dichten Haufen in den Beeten standen, mit vollem, dunklem Blau zu ihm aufschauten, so waren das die Augen des Mädchens, darin die Nacht mit ihrem Geheimnisvollen auf den Lichtschein wartete, der sie öffnen sollte. Wenn er am Gatter lehnte, über Heide und Koppel die Blicke schweifen ließ, so war das Korn schnittreif oder lag in Hocken. Das war des Mädchens Haar, in das die Hände wühlend greifen wollten. So war eine Ferne dort und zitterte über die Heide. Das waren die Erfüllungen, die das Mädchen dem Liebenden versprach. Aber wie das Harz goldgelb und glänzend braun aus der Rinde der Kirschbäume quoll, so trieb junges Gären überfließend in seinem ausgeruhten Körper und drängte heraus. Es war nur eine Scheu in ihm und lag ein Druck auf ihm, denn er war in einer andern Welt, in einer fremden Umgebung, die ihm doch größer und stiller, frommer und innerlicher zu sein dünkte, als er bisher gewohnt war. Das würde er hören. Doch die Anklagen des Vogts auf Altlauen und Jochen Heeks Zorn stiegen vor ihm auf. Und er fühlte, daß zwischen seiner und dieser Welt keine Verbindung war. Es lag eine Geringschätzung, ein Mitleid in der Art, wie der Schäfer mit ihm umging. Das war Überhebung, denn jener war Knecht, er aber der Herr. Darum würde er befehlen, und das Mädchen, das er begehrte, würde ihm folgen. Denn er hob sie empor. Er befreite sie aus ihrer Enge und schenkte ihrer Armut von seinem Reichtum. Was hatte das Mädchen gesagt?

»Ich bin wohl reicher.«

Aber das war ihre Schönheit, und das war ihr Reichtum, der ihm gehörte.

Als Marten Olrogge am Abend heimkehrte, rüstete er sich und dem Junker das Abendessen, aber er war einsilbig und nachdenklich. Und der Junker fragte nicht. Der Schäfer würde nicht antworten; doch das gebührte einem Knechte nicht, wenn der Herr ihn fragte.

Der Augustabend kam sanft und sacht und mit dichter Dunkelheit. Der Schäfer hatte kein Licht entzündet. Er war in sich selbst versunken. Aber dann zitterte draußen ein Lichtlein, und es gingen Schritte über den Hofplatz. Es flüsterten keine Menschenstimmen, aber die Lichtlein glitten über Sand und an den Wänden vorbei und verschwanden hinter einem Tor. Sie trafen sich von allen Seiten, die Lichtlein schwammen zusammen und erleuchteten den Hofplatz, dann verschwanden die Träger hinter dem Tore, und über den Hof war dichteres Dunkel gebreitet.

Es war fast eine Furcht in ihm, und Klaus Benecke lachte ein wenig einfältig, als Marten Olrogge ihn zu gehen aufforderte. Aber





Franz Hoffmann-Fallersleben: Schäfer in der Hohen Rhön

den Hofplatz gingen sie, aber der Schäfer fand seinen Weg im Dunkeln. Und auch sie traten in den leeren Schafstall, der von Lichtern und Menschen erfüllt war. Die Lichter geisterten in die steile Höhe des Daches, aber durchbrachen die Dunkelheit nicht, die sich schwer von oben herab senkte. Und ein wenig kümmerlich und ein wenig bedrückt saßen die Menschen umher. Auf der Erde, auf Ackergeräten, auf den Krippen saßen sie. Sie flüsterten nicht miteinander. Sie sahen still vor sich hin. Aber sie blickten auf, als der Alte zu ihnen trat. Und der Junker bemerkte, daß ihre Angst heller wurde, daß der Alte auch ihnen ein andres Licht brachte, welches Finsternis vertrieb. Der Junker erkannte manches unter den Gesichtern, als seine Augen sich an die Dämmerung gewöhnt hatten. Es waren die Knechte von seines Vaters Hof, die Knechte, die scheu vor ihm aufstanden, wenn er an sie herantrat. Hier blieben sie sitzen und achteten seiner kaum mit verborgener Neugier. Die Bauern und Bauernfrauen des Dorfes Lauen, aber auch von weiter her, vielleicht auch ein armes Gesichtlein, das ihm in den Straßen von Lübeck begegnet war, letztes Gesindel, man war in der Stadt gewohnt, ihnen auszuweichen oder sie mit einem Fußtritt aus dem Weg zu weisen.

»Brüder und Schwestern,« sagte der Alte und reichte die Hände im Kreise einem jeden, der dort auf ihn gewartet hatte. Das Mädchen sah Klaus Benecke nicht. Und wie er so allein stand, auch hier unter Brüdern und Schwestern ausgeschlossen, weil er die Hand keinem zum Gruße reichen konnte, war es ihm recht, daß Talke bei Totenwacht und Kindespflege war.

»Bruder,« sagte der Alte und zog Lübbert Hansen zu sich empor, der abseits saß und das Gesicht mit den Händen bedeckte. Lübbert Hansen, der Imker, dem in dieser Nacht sein Weib genommen, dem ein Kind dafür geschenkt war, ein Gegenwärtiges genommen und ein Zukünftiges gegeben war, aber das achtete er nicht — Lübbert Hansen wollte des Alten Hand heftig zurückschlagen. Da zog ihn Marten Olrogge mit sanfter Gewalt an sich heran und nahm ihn mit sich, als er mitten unter sie trat. Sie drängten sich alle herzu, denn sie wußten, daß ihnen Trost werden sollte.

»Ob dir dein Weib gestorben ist oder ein Kind dir geboren ist, Bruder Lübbert,« sagte der Alte sanft und langsam und deutlich, »so ist es doch immer eine Geburt Gottes. Christus ist geboren, in deinem Weibe zur ewigen Vollendung, in deinem Kindlein zum tätigen Leben. Ihr wißt es alle, was ich euch gesagt habe,« und er hob seinen Kopf und wandte aller Aufmerksamkeit auf sich und seine Worte. »Gott ist freilich in jeder Kreatur, so um euch kriecht und Frucht bringt, aber nur in euren Seelen wird er geboren, daß er euch und die ganze Welt in euch von neuem macht, wie er sie in den ersten sechs Tagen erschaffen hat. Die Kreatur ist freilich ein Bild Gottes, aber sie trägt nicht Gottes Bild bewußt und wissend in sich und vor sich her. Das tut nur eure Seele, die sich selbst Gottes Bild geschaffen hat, damit sie Gott selber sei, welcher das Schaffen ist. Ein Kindlein ist dir geboren, Bruder Lübbert. Aber ihr wißt, daß auch solche Geburt nicht in jedem Weibe geschieht. Es gehört ein Bereitsein des Weibes dazu, damit diese Geburt entstehe. Bereitet euch, Brüder und Schwestern —«

Aber Lübbert Hansen, der widerwillig neben dem Alten stand, unterbrach ihn und stöhnte: »Und weil mein Weib bereit gewesen ist, darum ist sie zugrunde gegangen. Glaubt ihm nicht, denn Gott will uns verderben, wie er mich verdorben hat.«

Marten Olrogge sah den andern nur erstaunt an und lächelte beinah, aber es war ein Stein in stilles Wasser geworfen worden. Die Tropfen spritzten empor. Ein Knechtlein sprang in die Mitte des Kreises. »Es sind die Frommen nicht, denen die Welt gehört. Gottes Feinden gehört sie.«

Aber dann antwortete der Alte: »Gottes Feinden gehört sie. Du hast recht. Gottes Freunden ist sie gestorben. Schmerz ist die Geburt Gottes in der Seele.« Und der Alte schob den Widerspruch mit einem Lächeln zur Seite. »Weißt du nicht, Bruder, daß dein Weib Wehen gelitten hat, als das Kind zur Welt kommen wollte? So mußt du Gott erleiden, wenn du ihn tragen willst. Aber die Mutter lächelt, wenn das Kind geboren ist. Nun ist mit Gottes Geburt das Licht in euch gezündet, welches Finsternis und Sünde und Bosheit vertreibt. Was nun des Menschen Seele tut, ist Gott getan, auch wenn die Welt es Sünde heißt, ist Gott getan, denn Licht und Finsternis bestehen nicht nebeneinander. Und wo Gott in dir geboren ist, da ist jede Erkenntnis. Was wäre noch, das du nicht

wüßtest? Was von der Welt ist und vom Teufel, das weißt du nicht, denn das Licht weiß nichts vom Schatten.«

Und Marten Olrogge, der alte Schäfer, sah fordernd im Kreise umher. Sie nickten ihm zu, sie drängten sich an ihn.

»Du lügst!« schrie Lübbert Hansen.

»Es ist dunkel in dir, aber auch du wirst wiedergeboren werden und wiedergetauft werden und bleibst unser Bruder,« entgegnete der Alte mit strahlender Gewißheit.

»Du lügst!« wiederholte der Imker, und das wilde Knechtlein sprang herzu.

»Du kennst die Welt nicht,« schrie das Knechtlein.

Aber Marten Olrogge lachte laut und unbekümmert. »Ich kenne die Welt nicht,« sagte er. »Aber ich kenne die Welt von innen heraus, so wie Gott diese Welt kennt und sie bewegt. Aus dem Guten heraus und zum Guten hin —«

Das Knechtlein drängte ein paar der Frommen ungestüm zur Seite. »Ich will euch erzählen,« schrie er. »Aber der Marten hält es mit den Weltleuten.« Er sprang auf und durchbrach den Kreis. Er griff in die Dunkelheit des Stalles und zog den Junker herbei. Klaus Benecke war zornrot, aber befangen in der Wildheit des andern. Das Knechtlein zog den Junker in die Mitte des Kreises.

Und als Klaus vor aller Augen stand, wagte er kaum, herrisch zu zürnen.

»Was will der Alte mit dem Herrensohn?« kreischte das Knechtlein. »Komm her, Peter, und erzähl', was du mir gesagt hast!«

Da stand vor ihnen ein Schreiberlein aus dem Kontor des Ratsherrn, hob den Blick und verkroch sich vor Junker Klaus in die Dunkelheit zurück.

Das Knechtlein lachte hart auf. »Feigling!« schrie er. »Aber das ist der Gott, der in euch gewirkt ist. So hört denn, was euer Gott im Kontor des alten Tidemann ausgeheckt hat.«

Marten Olrogge sah ein wenig kümmerlich drein. Junker Klaus fuhr auf und holte zum Schlage aus, weil er ein Herr war. Aber der alte Schäfer wehrte ihm. »Wir sind unter Brüdern,« sagte er. Doch er senkte den Blick, als Klaus Benecke ihm entgegenhöhnte.

Aber sie drängten das Knechtlein und zogen den Kontorschreiber herbei, der voller Angst war und zum Junker schielte.

»Wenn der Winter kommt, sollt ihr verhungern!« schrie der Knecht. »Das haben sich Gott und der Herr Tidemann ausgeheckt. Euer Gott lacht über euch.«

Sie schrien auf, sie riefen durcheinander, sie drängten und fragten. Das Knechtlein war ihr Redner.

»Ich will euch führen,« brüllte der. »Ich zeige euch euren Gott. Mit Vernichtung kommt euer Gott. Denn das Licht will keine Finsternis.« Er wies auf den Junker, der sich mit einem in einer Flut von Haß befand. »Da ist die Finsternis, da, wo der Reichtum ist. Der Teufel ist immer mit dem rollenden Golde. Aber ihr nennt euch Gottesfreunde. Jagt den Teufel heraus, wenn ihr Gottesfreunde seid, aber mit Feuer und Schwert!« kreischte das Knechtlein.

»Mit eurer Liebe!« rief Marten Olrogge in den Lärm hinein und trat mitten unter sie.

»Es soll keinen Reichtum geben!« schrie das Knechtlein, und nun war auch das Schreiberlein in Wut, und seine Wut hatte die Angst gefressen. Sie zischten ihren Haß dem bestürzten Junker in das Gesicht.

»Sie haben lange genug besessen,« gellte das Schreiberlein. »Jetzt ist an uns die Reihe. Gott hat die Menschen geschaffen, daß sie ihm gleich seien. Einen jeden in gleicher Weise. Aber ihr seid es,« und er streckte die geballte Faust dem Junker in das Antlitz, »ihr seid es, die ihr ihm seine Seele verdorben habt. Tötet sie, alle die Reichen! Und was sie in ihren Säcken haben, soll uns allen gehören. Keinem einzelnen, allen gemeinsam.«

Klaus hatte die Faust des Schreibers ergriffen, packte hart zu und zwang das Schreiberlein auf den Boden. Da aber wollte der Knecht zuspringen, und ein Messer blitzte in seiner Hand.

Marten Olrogge trat dazwischen. Zu dem Junker sprach er, kaum zu den andern. »Laßt ihn. Ihr sollt ihn nicht zwingen. Wir sind unter Brüdern.«

Klaus ließ erstaunt den Schreiber frei, der hustend vor seine Füße fiel.

»Ihr wollt Gott mit Haß in die Welt bringen,« sagte der Alte scharf und ruhig. Und mehr die Ruhe seiner Worte zwang die Erregung. »Aber Gott lebt und wirkt in der Liebe.«

Lübbert Hansen hatte abseits gekauert. Jetzt drängte er sich heran. »Wo ist eure Liebe?« fragte er voll Spott, aber mehr in Bitterkeit und Schmerz. »Mir nahm die



Liebe deines Gottes mein Weib und gab mir ein Kindlein, um meine Not vollkommen zu machen. Was soll ich mit dem Wurm? Es soll bei mir verkommen, und ich bin verlassen. Zeig' mir die Liebe deines Gottes, Schäfer.« Und er schrie in seinem Schmerz. »So will ich dir glauben.«

Marten Olrogge nahm ihn und nahm seinen wilden Schmerz in seine alten Hände.

»Du bist unter Brüdern und Schwestern,« sagte er, und die alte sieghafte Gewißheit stieg aus ihm über alle Unruhe und Erregung. »Bruder Lübbert, du bist nicht verlassen. Geh heim, und morgen werden wir dein Weib begraben. Wenn wir am nächsten Sabbat hier versammelt sind, wird meine Enkelin deinem Kindlein eine neue Mutter. Ich gebe dir die Talke zum Eheweib. Denn du bist unser Bruder, und das will Gott, daß wir unsre Schmerzen zusammenwerfen und zusammen tragen.«

Da ging ein Schwert durch des Junkers Herz. Er trat hastig heran. Er griff nach des Schäfers Hand.

»Olrogge!« rief er. Das war Herrenton.

»Vater!« rief er. Das war der Weheruf seiner Liebe.

Der Schäfer sah ihn nur ruhig an. Da wußte Klaus Benecke, daß er hier zu schweigen hatte.

»Euer Gott bricht wahrhaftig seine Menschen,« sagte er müde.

Der Schäfer nickte.

»Was habe ich mit Euch zu schaffen?« fragte er und streckte dem Junker seine Hand hin. Der wachte aus einem Taumel auf, griff die gebotene Hand und küßte sie.

Und die andern? Sie hatten Liebe gesehen und fanden sich zurück. Sie scharten sich um den alten Mann, von neuem seine Gläubigen und seine Kinder, und wiesen den Haß aus ihrem Kreise. Aber Klaus Benecke stand allein und konnte die Worte des Alten nicht in sein Herz lassen.

»Ihr seid laut gewesen,« klagte der Alte, aber sie nickten ihm nur vertrauend zu. »Der Lärm zerstreuet, aber die Stille sammelt. Als ihr im Lärm waret, waret ihr im Haß, und Gott war ferne von euch. So ist es, ehe Gott in euren Seelen geboren ist. Dann ist die Kraft der Seele gespalten. Das Sehen ist in das Auge, das Hören in das Ohr, das Schmecken in die Zunge und die Liebe in das Blut gegangen. So ist die Kraft der Seele zerteilt und ist schwach, unvollkommen und kann nicht das Höchste wirken. Gott ist das Höchste. Aber wenn ihr in der Stille seid, seid ihr in Gott. Gott, in euch geboren, faßt die Kräfte der Seele zusammen, daß die Seele nur Gott siehet und schmecket und liebet. Nun ist alles euer Denken, Hören, Sehen, Lieben, Wollen auf ein Ziel, auf das höchste Ziel gerichtet, auf Gott.«

Sie glaubten ihm alle, sie kamen alle zu seinem Gott, aber Klaus Benecke wußte bloß, daß dieser Gott ihm das Mädchen nahm, das ihm gehörte. Dann war dieser Gott nur ein Gott dieser Knechte. Und seine Welt war in Wirklichkeit eine andre Welt. Denn er war ein Herr. So mußte er sich lösen von diesen Knechten. Was dieser hier sprach, war Blendwerk, denn es schien ein Licht zu sein, das in die Finsternis leuchtet. Es war Wahnsinn, denn es trieb die Armen zur Empörung und nahm den Herren. So mußte er seine Herrenwelt vor diesen Narren schützen. Darum wollte er auf die Worte des alten Mannes achten. Knechtesworte waren es. Wenn der Knecht sprach, so war es Empörung. Aber der Alte predigte seinen Kindern, froh, daß er sie wieder zu Kindern hatte.

»Gott ist wie ein Spiegel,« sagte der Alte. »Er faßt alles in sich und dich zugleich, wenn du vor ihn trittst. Und er strahlt alles zugleich zurück und dich zugleich, der du vor ihn getreten bist, dich in deiner Einzelheit und deinem Besonderen. Wenn du Gott in dir hast, wirkt Gott sich selbst in deiner Seele. Wenn du Gott in dir hast, ist alles Gott, was du tust. Was du Kleines tust, ist Gott, dein Schafhüten und deine Arbeit, wenn du Honig schleuderst. Und es ist nicht anders Gott, wenn du etwas als eine große Tat wähnst. Talke wird nicht mehr an dir tun, als wenn dir jemand die Schuhe bindet, Bruder Lübbert Hansen. Sie tut Gott an dir.«

Klaus Benecke knirschte vor Wut, aber er wollte dem nicht hilflos zusehen. Talke hatte an seiner Brust gelegen, einen armen Augenblick nur, aber nun war sie sein Besitz. Er hatte des Mädchens unberührten Mund als ein Erster berühren dürfen. Damit hatte sie sich in seine Hände gegeben, und er wollte kein Knecht und feiger Verräter an ihr werden. Denn er war ein Herr und hielt, was in seinen Händen war.

»Geht,« sagte der Alte zu seiner Gemeinde. »Und ihr geht mit Gott. Denn ihr haltet

Gott in eurer Seele, das ist euer Besitztum. Eine jede Kreatur ist eine Fußtapfe Gottes auf der Erde, aber ihr seid Gottes Kinder, wie ihr Gottes Vater seid, Gottes Geschaffene, wie ihr Gottes Schöpfer seid in eurer Seele. Ihr Gottesfreunde und Brüder! Was wäre wohl Gott ohne euch? Ihr seid seine Erfüllung.«

Sie reichten ihm alle die Hände, dankbar und zu Frieden gebracht, und nahmen ihre Lichtlein und gingen.

Junker Klaus ging nicht mit ihm in die Wohnung des alten Schäfers zurück. Er hatte mit diesem nichts mehr zu schaffen und war sein Feind geworden. Klaus Benecke ging auf den Hof und ließ sich von Jochen Heek eine Schlafstätte weisen. Aber Marten Olrogge merkte das kaum.

Am andern Tage wußte Klaus Benecke noch einmal mit dem Mädchen zu sprechen. »Wenn Gott mich gerufen hätte,« sagte Talke still und gelassen, »so hätte ich euch gern geholfen, Junker Klaus. Denn ich weiß euch würdig, daß ihr Gottes Freund wäret.«

»Talke, ich habe dich lieb!« rief der Junker.

Das Mädchen schüttelte leise das schöne Haupt. »Gott hat mich gerufen,« antwortete es schlicht. »Ich folge seinem Rufe.«

»Aber das ist Wahnsinn!« klagte der Junker, gepreßt in Angst und Zorn. »Euer Gott zerbricht den Menschen.«

Talke lächelte freundlich. »Ich wäre gern bei euch geblieben, Junker,« sagte sie, aber das machte ihn rasen. »Gottes Hand stärkt mich, wenn sie mich leitet.«

Sie waren geschieden. Aber der Junker wollte nun seinen Weg gehen, das Mädchen zu retten. Retten, das hieß besitzen. Denn er blieb in seiner Welt und konnte in die andre nicht hinein. Noch am selben Tage war er in Lübeck und hatte Jochen Heek, den Vogt von Altlauen, mitgenommen. Er hielt sich nicht bei seinem Vater auf. Er verschaffte sich bei dem versammelten Rat Eintritt und führte seine Klage. Sie wüßten ja, daß Melchior Hofmann, der Wiedertäufer, auf seiner Flucht aus den oberdeutschen Städten durch Lübeck gekommen sei, wüßten ja, daß dieser Schwarmgeist sich in Kiel aufhalte, aber der habe Gift gesät, und wo die Saat aufgegangen, würde Gift geerntet werden. Sie wüßten ja, daß die hundertvierzigtausend Prediger vom neuen Jerusalem ausgehen sollten, und Elias und Hemoch wären dabei gleich zwei Fackeln, mächtig, die Erde zu verderben, und das Feuer aus ihrem Munde verzehre ihre Feinde. Die Ratsherren saßen in ihren Sesseln und sahen verwundert auf die leidenschaftliche Anklage. Aber das wußten sie nicht, daß sie das neue Jerusalem im Lande hatten. Feuer müsse man austreten, sonst verbrenne das Haus. Der Aussatz würde gesammelt und ausgestoßen, sonst vernichte er alle Leiber. Was sie mit den Leuten, die im Pfingstgefühl weissagten, tun wollten, fragte der Junker. Aber noch saßen die Ratsherren und spotteten fast über ihren Junker, und der alte Benecke schämte sich, vermeinte, sein Junge rede noch in der Krankheit.

Da fuhr Jochen Heek grob dazwischen. »In Altlauen, Herr Tidemann,« schalt er. »Ich habe es früher gemeldet. Und Marten Olrogge, Herr Tidemann. Ihr habt nicht hören wollen.«

»Eure Schreiber im Kontor, Vater,« mahnte Klaus Benecke. »Es geht Euch näher, als Ihr denkt.«

»Sie sitzen auch noch in andern Schreibstuben,« polterte der Vogt, »und in euren Gassen. Ihr habt sie zu Hunderten, und sie werden über euch kommen, dieweil ihr nicht geglaubt habt.«

»Berichtet, Junker,« befahl der Bürgermeister.

Und Klaus erzählte, was er wußte. Wiedertäufer waren gehetztes Wild im Lande, denn sie waren Umstürzler und hatten Gewalt. Wenn man Wiedertäufer fing, so brannte man sie oder vergrub sie lebendigen Leibes. Auch wenn sie widerriefen, denn sie waren eine Pest. Auch das Haus des Gesundeten wird man ausräuchern, damit die Krankheit nicht überhandnehme.

Talke war da, und das Bild Talkes blendete den Junker. Sie sollte nicht weggeworfen werden, auch wenn sie ihre Hände hatte binden lassen. Aber noch in dieser Woche sollte sie verheiratet werden, verraten werden. Er wollte sie nicht verlassen; und so war er nicht, daß er eine Blume brechen ließ, die ihm gehörte. Denn er war ein Herr.

Daß sie Gütergemeinschaft predigten, war seine Anklage, daß sie Besitz und Zins und Kauf und Handel verböten, Geld und Wucher verfluchten. Daß sie wiedertauften und Gott lästerten und aller Obrigkeit feind wären, war seine Anklage, denn sie nannten sich Brüder und Schwestern und gleichgeschaffen, Herr



und Diener kannten sie nicht. Aber daß sie, wie alles Geld, so auch die Weiber ausböten und zu gemeinem Besitztum hätten, das sei ihre Schande, und verflucht seien sie. Darum mußten sie ausgelöscht werden, forderte er mit Zorn. Am Samstag seien sie versammelt. Die Knechte und Mägde vom Lauerhof, die Bauern und Bäuerinnen aus dem Lande. Und dort könnten sie erkennen, wer von ihren Bedientesten verseucht wäre. Darüber erschraken die Ratsherren und beschlossen, das Nest auszuheben.

Jochen Heek führte sie am Sabbatabend. Klaus Benecke wagte sich nicht in ihre Gemeinschaft. Judas hatte den Herrn verraten, der ihn zu sich gezogen hatte. Für dreißig Silberlinge. Nachher verging Judas in Schande und Scham.

Aber Talke stand und lockte den Junker, Talke in der Fülle ihres blonden Haares, Talke, stark, froh, lächelnd und gelassen. Talkes Rettung, ihre Befreiung war sein Reichtum.

Lübisches Gericht arbeitete schnell, wenn es sich um heiligste Güter handelte, die in Gefahr waren.

Sie wurden zum Richtplatz geführt. Sie sangen, und als sie den geschichteten Holzstoß erblickten, jubelten sie. Denn Marten Olrogge war unter ihnen und sprach Mut, wo ihnen Schwäche kommen wollte. Talke war unter ihnen, lächelnd, froh und gelassen, und stützte, wo sie wanken wollten. Sie hatte ein Kindlein auf dem Arm, ein achttägiges Kindlein. Wolfsbrut, es könnten Wölfe daraus werden. Also mußte sie vernichtet werden. Sie wiegte das Kindlein und lächelte es in den Schlaf. Lübbert Hansen ging wie ein Hund hinter ihr her.

Klaus Benecke zitterte, da er das Mädchen sah.

Marten Olrogge predigte seinen Gläubigen, und es war Zuversicht und Friede über seine alte Gestalt gebreitet.

»Wir sind die Bäche,« sagte er, »und gleiten in das Meer. Gott ist das Meer und bringt uns zur Ruhe. Wir sind der Wein und strömen in den Becher. Gott ist der Becher, und wir füllen ihn, seine Freunde. Der Tod, den wir erleiden, er ist nur der Trunk des süßen Weines. Fürchtet euch nicht. Gott wartet auf uns, wie ein Gefäß darauf wartet, daß es gefüllt werde. Fürchtet euch nicht, glaubet nur. Sie haben Gott gekreuzigt und konnten ihn doch nicht töten. Denn siehe, nach dreien Tagen ist Gott auferstanden und lebt in einem jeden seiner Freunde. Fürchtet euch nicht, freut euch und jauchzet.«

Die Flammen loderten. Sie wurden mit gebundenen Händen in das Feuer geworfen.

Klaus Benecke bebte, und es zerriß der Vorhang vor seiner Seele.

Die Henkersknechte legten an Talke die Hand. Talke lächelte und stand hoch, aufrecht und gelassen.

Da stürzte der Junker vor. »Halt!« schrie er. »Lasset das Mädchen. Ein jeder Verurteilte wird frei, so ihn jemand zur Ehe begehrt. Altes Recht. Ich halte das Mädchen!«

Sie riefen wild durcheinander.

»Dann bist du ein Bettler, Klaus,« drohte der Vater. »Denn ich löse dich von mir.«

Marten Olrogge spannte zu dem Junker hin. Klaus Benecke blieb und hielt sein neues Licht.

»Ich begehre das Mädchen zum Weibe.« Und er faßte die Hand des Mädchens und kniete vor ihr nieder.

Marten Olrogge sprach, während schon der Henker nach ihm faßte: »Geh zu ihm, Talke, und bleibe bei ihm. Gott ruft dich, und du hast zu folgen. Rette ihn und rette seine Seele.«

Klaus sprang auf. Er legte den Arm um die Gestalt des Mädchens und führte das Mädchen hinweg.

Der alte Tidemann warf dem ausgestoßenen Sohne, der in ein neues Leben wanderte, einen vollen Geldbeutel in den Weg. Klaus achtet des nicht, und der alte Tidemann Benecke, er fluchte und ging, sein Geld wiederzuholen.

Klaus führte Talke.

Hinter ihnen sangen die Brennenden.



Galilei und die Entdeckung des Trägheitssatzes

Von Dr. Werner Bloch

Demjenigen, der die Geschichte der Wissenschaften und insbesondere die Entwicklung der Physik nur von ferne betrachtet, könnte es leicht so vorkommen, als wäre der stolze Bau und vor allen Dingen sein Fundament, die Mechanik, im wesentlichen den Leistungen einzelner hervorragender Geister zu danken. Kopernikus, Kepler, Galilei, Huygens, Newton, Leibniz: das sind Namen von erstem Range, die wohl einem jeden bekannt sind. Sie bilden für das allgemeine Bewußtsein die Merksteine der Entwicklung, sie erscheinen den rückblickenden Nachfahren nicht nur als die vorzüglichen Träger der Entwicklung, sondern als die Schöpfer der neuen Gedanken, und das um so mehr, je ferner die Zeit zurückliegt, auf die der Blick gerichtet ist. Die kleineren Erhebungen verschwinden neben den Bergesriesen, die allein das Gesichtsfeld beherrschen. Und doch brauchen wir uns nur an die eigne Zeit zu halten, um einzusehen, daß auch die großen Männer nicht einsam dastehen und losgelöst von ihrer Zeit, sondern daß auch sie Kinder ihrer Mitwelt sind, daß sie die Gedanken ihrer Vorgänger aufnehmen und weiterführen, daß sie Mitstrebende und Mitarbeiter, Bewunderer und Neider haben, ja daß sie völlig verwoben sind in das Gedankengetriebe ihrer Gegenwart. Wir, die Mitlebenden, sehen, wie die neuen Anschauungen sich bilden. Von dem kaum geäußerten Gedanken nimmt schon ein andrer Besitz und prägt ihn in neue Form, gibt ihn dem Dritten weiter, und leicht kann es geschehen, daß er in durchgearbeiteter Form noch einmal von dem aufgenommen wird, der ihn zuerst hervorbrachte, und ein zweites Mal, umgegossen seinen Weg in die Welt antritt. Nicht anders aber als heute ging es ehegestern in der Welt zu. Auch die Vergangenheit ist erfüllt gewesen von regsamem wissenschaftlichem Leben, und der Verkehr und Gedankenaustausch mit Freunden und Feinden, Mitarbeitern und Gegnern war auch den Geistern der früheren Tage Bedürfnis und Notwendigkeit.

Auf die Entwicklung eines der Grundgedanken unsers physikalischen Lehrgebäudes haben nun gerade Forschungen der letzten Jahre ein neues Licht geworfen, und es ist nicht uninteressant, der Entstehungsgeschichte dieses Satzes, des Trägheitsgesetzes, dessen Aufstellung gewöhnlich Galileo Galilei zugeschrieben wird, einmal genauer nachzugehen.

Ein jeder Körper ist entweder leicht oder schwer und strebt nach seinem natürlichen Ort, der schwere nach unten, der leichte nach oben. Das etwa war die Meinung des Aristoteles, des griechischen Gelehrten, dessen Meinungen die abendländische Welt Jahrhunderte hindurch beherrschten. Das absolut Schwere ist die Erde, das absolut Leichte das Feuer, alle andern Körper sind nur vergleichsweise schwer oder leicht und haben ihren Ort zwischen diesen beiden. So gibt es denn nur zwei Arten der »natürlichen« Bewegung, die Aufwärts- und die Abwärtsbewegung, jede andre ist eine künstlich hervorgerufene, durch Stoß oder Druck verursachte. Aber selbst diese natürliche Bewegung ist noch eine unvollkommene Art der Bewegung, denn sie ist vergänglich, hat Anfang und Ende. Das Ideal der Bewegung ist die Kreisbewegung, die ewig unveränderliche in stets gleicher Bahn. Die himmlischen Sphären vollführen diese vollkommenste aller Bewegungen. Die schweren Körper fallen, weil sie ihren natürlichen Ort suchen, und sie fallen verschieden schnell, je nach ihrem Gewicht, je schwerer der Körper, desto schneller fällt er. In wagerechter Richtung aber bewegt sich ein Körper niemals »von selbst«. Er bedarf eines Anstoßes und bewegt sich auch nur so lange, als er angetrieben wird.

Was uns Kinder der heutigen Zeit an diesen Lehren des alten Weisen in Erstaunen setzt, das ist weniger der Umstand, daß alle seine Meinungen nur auf Spekulation, auf bloßes Nachdenken über das Geschehene gegründet sind, und daß ihm der Gedanke ganz fern liegt, die Natur durch einen Versuch zu befragen, dieses naive Zutrauen sowohl zur Natur als zum Denken, als vielmehr die ganze Fragestellung selbst, der Gesichtspunkt, unter dem hier Naturwissenschaft getrieben wird. Der Begriff einer »vollkommenen« Bewegung ist etwas unsrer heutigen physikalischen Denkweise so Fernliegendes, daß es uns schwerfällt, uns vorzustellen, daß dieser Gedanke jahrhundertelang als ein die physikalische Forschung bestimmender in Wirksamkeit sein konnte. Aristoteles und seine Nachfolger bewegte die Frage »Warum«. Sie wollten Erklärungen der Erscheinungen geben, ohne dem »Wie« der Tatsachen genauer nachzuspüren. Die neuere Entwicklung der Physik wird mit Recht von jenem Zeitpunkt an gerechnet, von welchem ab die Frage nach dem »Wie« der Erfahrungstatsachen gleichberechtigt neben das Streben nach Erklärung trat. Erst die Verbindung messender Forschung mit der Kühnheit des Gedankens führte zu den außerordentlichen Fortschritten, deren die Naturwissenschaften in den letzten Jahrhunderten sich rühmen dürfen.

Mit dem Griechentum, dessen letzte hervorragende Gelehrte schon die erste Brücke zwischen Mathematik und Physik zu schlagen begonnen hatten, sank auch die Wissenschaft dahin. Wissenschaftlicher Geist war den stürmischen Zeiten nicht angemessen, die auf jene erste Zeit der geistigen



Erhebung folgten. Ja, auch das bisher Erreichte ging zunächst verloren und mußte neu entdeckt werden, als die Araber anfingen, sich den Wissenschaften zuzuwenden. Die arabischen Gelehrten waren im wesentlichen Schüler der griechischen Weisen, aus deren Schriften schöpften sie ihre Kenntnisse, bearbeiteten und kommentierten die Bücher der Alten, ohne daß sie den überlieferten Wissensschatz durch eigne Untersuchungen erheblich vermehrten. Und ähnlich wurde das Verhältnis der christlichen Gelehrten zum Altertum. Der Aristoteles war das Alpha und das Omega der scholastischen Gelehrten. Er galt nicht nur als Führer in den geisteswissenschaftlichen Gebieten, seine Lehrmeinungen waren auch die allgemein verbindliche Wahrheit für die Naturwissenschaften, an der zu zweifeln fast ein Verbrechen war. Erst vom 15. Jahrhundert an beginnen die Lehrer der Naturwissenschaft ihre Augen vom Buche fort und der Natur zuzuwenden. Es konnte nicht fehlen, daß sie sich hierbei der Schwächen der aristotelischen Naturerklärung mehr und mehr bewußt wurden, und bei dieser Sachlage darf man es fast als eine geschichtliche Notwendigkeit bezeichnen, daß der Mann auftrat, der, die treibenden Gedanken der Zeit in sich aufnehmend, das Schiff der Naturwissenschaften vorurteilslos und mit sicherer Hand in das neue Fahrwasser steuerte. Es geschah etwa ein Jahrhundert nach der Entdeckung Amerikas.

Am 15. Februar 1564 wird dem Musiker Vinzenzo Galilei in Pisa von seiner Frau Giulia ein Sohn geboren, dem die Eltern den Namen Galileo geben. Der Vater, der selbst die Schriften der Alten studiert hat, wünscht auch seinem Sohne eine gute Ausbildung zu geben und schickt ihn auf die Lateinschule in Florenz, wohin die Familie bald nach der Geburt Galileos übergesiedelt ist. Von vornherein aber fassen die Eltern, die beide trotz vornehmer Abkunft mit Glücksgütern nur wenig gesegnet sind, die Sicherstellung der Zukunft des Sohnes ins Auge, zumal da mit der Zeit eine große Anzahl von jüngeren Kindern ebenfalls ihre Sorge in Anspruch nehmen. Sie wünschen also, daß ihr Ältester sich dem damals blühenden Tuchhandel zuwenden möge. Aber in der Schule zeigt der Knabe eine so außergewöhnliche Begabung, daß der Vater sich entschließt, wenngleich es ihm nicht leicht fällt, für seinen Sohn die Opfer zu bringen, die ihm ein Studium ermöglichen. Es wird also beschlossen, daß der junge Galileo sich dem medizinischen Studium widmen soll, und so bezieht er als Siebzehnjähriger die Universität zu Pisa. Zunächst hört er die als Anfangsstudium für alle Studenten verbindlichen philosophischen Vorlesungen. Hier macht er die Bekanntschaft mit der Autorität der Zeit, mit Aristoteles. Sein kritischer Geist aber führt ihn dazu, schon nach zwei Jahren des Studiums die Natur gegen den Aristoteles anzurufen. Ein berühmtes Gemälde in der Tribuna di Galilei in Florenz zeigt den Neunzehnjährigen, der im Dom zu Pisa die Schwingungen zweier Kronleuchter beobachtet, die beide von gleicher Länge, aber von verschiedenem Gewicht sind. Beide Leuchter, so stellt der junge Student durch Abzählen der Pulsschläge fest, schwingen gleich schnell. Das aber widerspricht dem Aristoteles! Hatte doch Aristoteles gelehrt, daß der schwerere Körper schneller falle als der leichte; das Schwingen der Leuchter ist aber auch eine Art Fall aus einer höheren Lage in eine tiefere, nur daß der Leuchter über die tiefste Lage hinaus wieder aufwärtsstrebt, weil er in der tiefsten Lage bereits mit einer gewissen Geschwindigkeit anlangt, die durch keinen Anprall vernichtet wird. Diese erste Entdeckung wird für ihn zum Ausgangspunkt der wichtigsten Entwicklung. Er bemerkt, wie sehr ihn in seinen Bestrebungen die Mathematik zu unterstützen vermöchte, und beginnt, da er auf seiner Schule auf diesem Gebiet keine Kenntnisse erworben hat, selbständig das Studium dieser Wissenschaft. Nach kurzer Zeit ist er so weit, daß er sie als mächtiges Instrument physikalischer Erkenntnis handhaben kann. Freilich sind die medizinischen Studien in dieser Zeit liegengeblieben, und nur mit Sorge beobachten die Eltern die geringen Fortschritte, die ihr Sohn in seinem Berufsstudium macht. Schließlich macht sich sein Vater auf, ihn in Pisa zu besuchen. Er trifft ihn in seine neuen Studien vertieft und sieht wohl bald ein, wie mächtig dieser Trieb in dem Sohne Wurzel gefaßt hat. Und so läßt er, der gekommen war, Galileo wieder dem medizinischen Studium zuzuführen, den jungen Studenten in Pisa zurück mit der erbetenen Erlaubnis, sich ganz seinen mathematischen Neigungen und Interessen hinzugeben. Seine überaus erfolgreichen mathematischen Studien verschaffen ihm bald die Bekanntschaft und Gönnerschaft für die Wissenschaft interessierter und einflußreicher Männer. Einem unter ihnen, dem Marquis Guidobaldi del Monte, der selbst auf dem Gebiete der Mechanik nicht unerhebliche Verdienste aufweist, gelingt es, ihm einen mathematischen Lehrstuhl an der Universität Pisa zu beschaffen, mit dem ein Gehalt von sechzig Scudi, das sind ungefähr 240 Mark, jährlich verbunden ist. Hier nimmt nun Galilei die Gegnerschaft gegen die aristotelische Physik öffentlich auf.

Gleich wie er das erste Problem anfaßt und behandelt, ist charakteristisch für den Geist der neuen Wissenschaft, dem er zum Durchbruch und zur Anerkennung verhilft. Es ist die Frage nach dem freien Fall der Körper, deren falsche Beantwortung durch die auf die überkommenen Lehren sich stützenden Scholastiker ihm schon an den pendelnden Kronleuchtern des Domes zu Pisa offenbar geworden war, die er zuerst zum Gegenstand des Angriffs macht. »Wenn ein Pferd in der Stunde drei Meilen laufen kann und ein andres ebenfalls, so werden sie doch nicht sechs Meilen laufen können, wenn man sie zusammenbindet; und wenn ein



Pfundgewicht 16 Fuß in einer Sekunde fällt und ein zweites Pfundgewicht ebenfalls, so werden die beiden Gewichte doch nicht doppelt so schnell fallen können, wenn man sie miteinander verbindet, so daß sie zusammen ein Zweipfundgewicht bilden.« Man kann nicht umhin, zu sagen, daß das ein sehr klarer und bündiger Gedanke ist, ja daß er für den unvoreingenommenen Menschen viel Überzeugungskraft hat. Vielleicht war es aber ein Glück für die Entwicklung der Wissenschaft, daß die Menschen seiner Tage durchaus nicht unvoreingenommen waren. Denn dieser Umstand zwingt ihn, den Weg echter Begründung naturwissenschaftlicher Sätze zu beschreiten. Hier tritt die Erkenntnis klar zutage, daß logische Untersuchungen niemals die letzte Bestätigung physikalischer Sätze sein können, hier wird zum ersten Male der Versuch als Stütze und Rechtfertigung eines naturwissenschaftlichen Satzes herangezogen. Die Überlegung hatte Galilei zu der Vermutung geführt, daß alle Körper, gleichviel wie leicht oder schwer sie sein mögen, gleich schnell fallen. Der Versuch soll die Probe auf die Richtigkeit dieser Vorstellung sein. Er läßt also Steine und andre Gegenstände von verschiedenem Gewicht, teils einzeln, teils miteinander verbunden, vom schiefen Turm zu Pisa fallen, und es zeigt sich, daß in der Tat der Unterschied in der Fallzeit bei allen diesen Körpern ein ganz geringfügiger ist, so daß man diesen Umstand sehr wohl durch die Behinderung erklären kann, die der fallende Körper von seiten der Luft erfährt. Freilich seine Gegner halten gerade diese Unterschiede für das Wesentliche und für eine Bestätigung der aristotelischen Lehre. Der Mann aber, der so neue Wege wandelt, stört auf jeden Fall ihre Kreise, und so benutzen sie den Umstand, daß der junge Gelehrte eine von einem natürlichen Sohne Cosimos I., des Großherzogs von Toskana, erfundene Baggermaschine »mehr aufrichtig als klug« abfällig kritisiert, um seine Stellung an der Universität völlig unmöglich zu machen. Dem anhaltenden Interesse des Marquis del Monte hat es Galilei zu danken, daß er sofort eine neue Wirkungsstätte an der Universität zu Padua findet.

Hier setzt er nun auch seine Fallversuche fort. Er untersucht vor allen Dingen die Geschwindigkeit des fallenden Körpers und findet, daß diese Geschwindigkeit nicht von Anfang bis Ende der Fallbewegung unverändert dieselbe ist, sondern daß sie vom ersten Augenblick ab beständig zunimmt. Diese Kenntnis freilich besaß auch schon Aristoteles. Galilei aber beruhigt sich hierbei nicht. Er strebt nach einer genaueren, nach einer mathematisch genauen Kenntnis der Fallbewegung. Er wünscht die Fallgeschwindigkeit an den verschiedenen Stellen der Bahn des fallenden Körpers miteinander zu vergleichen. Auch hier führt dieselbe Methode zum Ziel, wie bei seinen ersten Bemühungen um die genauere Erkenntnis der Fallbewegung. Zuerst die Überlegung, sodann der Versuch als Prüfstein und Bestätigung der Richtigkeit. Daß die Geschwindigkeit des fallenden Körpers stets zunimmt, hatte er beobachtet; in welchem Maße sie zunimmt, darüber ließen sich verschiedene Annahmen machen. Galilei wählt zunächst eine aus, die ihm hinreichend einfach erscheint. Er nimmt an, daß die Geschwindigkeit gleichmäßig mit der Zeit des Falles wächst, so daß also der Körper nach der doppelten Fallzeit auch die doppelte Geschwindigkeit, nach der dreifachen die dreifache Geschwindigkeit hat und so fort. Die Geschwindigkeit selbst eines fallenden Körpers zu beobachten, ist aber sehr schwierig, zumal da sie sich ja ständig ändert. Galilei sucht also aus seiner Annahme abzuleiten, in welcher Beziehung die gesamten Fallstrecken in einer, zwei, drei Sekunden zueinander stehen müssen. Er stellt dabei folgende Überlegung an. Die Geschwindigkeit des Körpers ändert sich ständig. Wenn man sich nun einen Körper denkt, der sich mit unveränderter Geschwindigkeit bewegt, und zwar rascher als der fallende, zu Anfang aber langsamer als gegen das Ende hin, so wird man eine solche Geschwindigkeit finden können, daß dieser Hilfskörper gerade denselben Weg zurücklegt wie der fallende. Wie groß muß man nun dessen Geschwindigkeit annehmen? Sie muß die durchschnittliche Geschwindigkeit des fallenden Körpers sein, das aber wird, da die Geschwindigkeit des Körpers als mit der Zeit gleichmäßig wachsend angenommen wird, diejenige Geschwindigkeit sein, die er nach der Hälfte der Zeit erreicht hat. Wenn nun die Endgeschwindigkeiten eines zwei, drei, vier Sekunden fallenden Körpers zwei-, drei-, viermal so groß sind als die Endgeschwindigkeiten nach der ersten Sekunde, so werden auch die Durchschnittsgeschwindigkeiten bei einem Fall während zweier, dreier und vier Sekunden, zwei-, drei- und viermal so groß sein als bei einem Fall von nur einer Sekunde. Bewegt sich aber ein Körper zwei Sekunden lang mit der doppelten Geschwindigkeit als ein andrer Körper während einer Sekunde, so wird der erste den vierfachen Weg zurücklegen (in jeder Sekunde den doppelten, in zwei Sekunden also den vierfachen). Bewegt sich ein Körper drei Sekunden lang mit der dreifachen Geschwindigkeit eines Körpers, der sich nur eine Sekunde lang bewegt, so wird er den neunfachen Weg zurücklegen, und so ergeben sich für vier Sekunden der sechzehnfache, für fünf Sekunden der fünfundzwanzigfache Weg und so weiter. Genau dieselben Wege aber, welche die mit gleichbleibender Geschwindigkeit, der Durchschnittsgeschwindigkeit, ausgestatteten Hilfskörper zurücklegen, müssen auch die fallenden Körper durcheilen.

Hiermit sind die Überlegungen erschöpft. Es gilt nun die Versuche anzustellen. Da gibt es aber eine neue Schwierigkeit zu überwinden. Die Fallräume der frei fallenden Körper sind in wenigen Sekunden so groß, daß sie der Messung nicht leicht zugänglich gemacht werden können. So kommt Galilei auf den Gedanken, die Körper statt senk-

Hermann Graf: Der Geiger

Zu dem Aufsatz »Hermann Graf« von Siegfried Raetzer



recht herab auf einer schrägen Bahn herunterfallen zu lassen. Je weniger schräg die Rinne gestellt wird, desto langsamer laufen die daraufgelegten Kugeln die Bahn herab, und nun ist es möglich, die Richtigkeit seiner Vermutung zu prüfen und zu erweisen. Aber sogar die zu diesem Versuche erforderliche Uhr muß sich Galilei erst selbst konstruieren, denn Pendeluhren, wie wir sie heute besitzen, gab es ja zu jener Zeit noch nicht, nur Sand- oder Wasseruhren. Galilei konstruiert sich nun eine besondere Art von Wasseruhr. Er nimmt dazu ein großes und weites Gefäß, das unten in eine kleine Spitze endigt, die sich durch den Finger verschließen läßt, und füllt es vor jedem Versuch bis zur gleichen Höhe auf. Während des Laufs der Kugel läßt er die Öffnung frei, fängt das Wasser auf und bestimmt seine Menge mit einer Wage. Die verflossene Zeit entspricht der ausgelaufenen Wassermenge. Der angestellte Versuch bestätigt nun in der Tat die Annahme, die er zugrunde gelegt hat: jetzt ist er im Besitz eines mathematisch formulierbaren Fallgesetzes. Er braucht nur noch zu bestimmen, welche Strecke ein frei fallender Körper in einer Sekunde durchmißt, alsdann ist es ihm möglich, den Fallraum für jede andre Zeit durch bloße Rechnung zu bestimmen. Hiermit wäre die eine Frage, die Frage nach dem Wie der Fallbewegung, beantwortet; es bleibt die Frage nach dem Warum.

Bis vor kurzer Zeit war es nun die allgemeine Ansicht, daß auch die Beantwortung dieser Frage in der jetzt für zutreffend gehaltenen Weise ein Verdienst Galileis gewesen sei. Aristotelische Lehre ist es gewesen, daß sich ein Körper nur so lange bewegt, als eine Kraft auf ihn einwirkt, ihn treibt. Sobald die Kraft zu wirken aufhört, muß auch der Körper zur Ruhe kommen. Diese Auffassung vermag nun aber die Fallbewegung nicht zu erklären, denn man müßte ja eine ständig zunehmende Kraft voraussetzen, um die stets zunehmende Geschwindigkeit des Körpers zu erklären. Galilei gelangt hier zu einer andern Auffassung. Es scheint ihm denkbar, daß der fallende Körper unter der Einwirkung einer sich stets gleichbleibenden Kraft steht, daß die Kraft aber nicht dazu nötig ist, ihn in Bewegung zu h a l t e n, daß der Erfolg ihrer gleichmäßigen Einwirkung vielmehr die stets gleichmäßige Z u n a h m e an Geschwindigkeit ist. Er kommt also zu der Annahme, daß Kräfte nicht erforderlich sind, um einen bewegten Körper in Gang zu halten, sondern daß die Kräfte Geschwindigkeitsänderungen, Beschleunigungen hervorrufen. Mit diesem Gedanken ist auf das engste jener andre verbunden, der als erstes Prinzip der ganzen Mechanik zugrunde liegt, der Trägheitssatz, ja man kann sagen, er sei nur eine andre Wendung, ein andrer Ausdruck für denselben Gedanken. Wenn durch Kräfte Beschleunigungen an den Körpern hervorgebracht werden, so sind eben keine Kräfte erforderlich, die einmal vorhandene Bewegung eines Körpers aufrechtzuerhalten. Ein in Bewegung befindlicher Körper wird, wenn keine Kräfte auf ihn einwirken, in Ruhe bleiben, wenn er ruht, und seine Bewegung nach Geschwindigkeit und Richtung beibehalten, wenn er bewegt ist. Und doch, so muß man wohl auf Grund der neueren geschichtlichen Forschungen sagen, hat Galilei diesen Satz nicht in seiner vollen Tragweite gekannt, zum mindesten aber nicht ausgesprochen. Zu groß waren in ihm noch die Hemmungen durch die Überlieferung; ein so selbständiger Denker er auch war, von den alten Anschauungen kam er doch nicht ganz los. Scheinen manche Stellen seiner Schrift zu zeigen, daß er völlig unbefangen in seinen eignen Gedanken denkt, so finden sich wieder andre, die die Nachwirkung des Aristoteles erkennen lassen. Welche Macht muß der Grieche über die Gemüter gehabt haben, wenn er einen so unabhängigen Denker, wie diesen Italiener, noch nach 19 Jahrhunderten aus der geraden Bahn seines Denkens abzulenken vermag!

War nun der Meister auch selbst noch befangen, so hatte er doch den Schülern den Weg geebnet, und so sehen wir denn, wie seine jüngeren Zeitgenossen sofort die allgemeinen Folgerungen aus seinen Lehren ziehen, die er selbst zu ziehen nicht unternommen hatte. Der erste, der, von Galileis Gedanken beeinflußt, den Trägheitssatz mit Genauigkeit und im Bewußtsein seiner Tragweite aussprach, ist nach den Ergebnissen der letzten Jahre ein Gelehrter gewesen, der bis dahin kaum dem Namen nach bekannt gewesen ist. G i u s e p p e B a l l o hat im Jahre 1635 eine größere theologische Schrift: »Von der Fülle Gottes« veröffentlicht und als Anhang einen kleinen Aufsatz beigefügt mit dem Titel: »Über den freien Fall der Körper wird eine neue Lehre aufgestellt und bewiesen.« Diese Schrift, in lateinischer Sprache geschrieben, trägt die merkwürdige Widmung: »Diese kleine Abhandlung über die natürliche Bewegung der Körper unterbreitet, weiht und widmet als ein armseliger Diener dem hl. Dionysius, dem Mitgliede des Areopags, der noch, nachdem er den Märtyrertod erlitten hatte, in übernatürlicher Bewegung ein langes Stück Weges von selbst vorwärts ging, Josephus Ballus, voll Bewunderung ob des außergewöhnlichen Wunders, der großen Weisheit und der tiefen Frömmigkeit.« Diese Schrift des bisher nur in theologischen Kreisen bekannten Jesuiten enthält nun die erste bestimmte Formulierung des Trägheitssatzes, und daß er sich der Bedeutung dieses Satzes wohl bewußt gewesen ist, zeigt gerade die sonderbare Widmung. Vom hl. Dionysius berichtet nämlich die Sage, daß er nach seiner Enthauptung mit dem Kopfe in der Hand noch ein Stück vorwärts gegangen sei. In dieser Abhandlung finden wir folgende Stelle: Daran ist also festzuhalten, daß ein beweglicher Körper, der einmal in Bewegung geraten ist, diese Bewegung nie wieder aufgibt, solange er ihrer

nicht durch Gewalt oder eine Gegenkraft beraubt wird.« Nach allem, was man gegenwärtig über diese Dinge weiß, wird man nicht umhinkönnen, Ballo auf Grund dieser Veröffentlichung die Priorität hinsichtlich einer genauen und bewußten Formung des Trägheitssatzes zuzusprechen.

Über das Leben Ballos wissen wir nur wenig. Er wurde in Palermo am 29. Juli 1567 geboren. Seine Eltern, beide aus adligem Geschlecht, wünschten aus ihm einen Kriegsmann zu machen. Er aber verzichtete auf diese Laufbahn und den Adelstitel und beschäftigte sich mit theologischen Studien. Im Jahre 1635 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Von König Philipp IV. zum königlichen Kaplan in Bari ernannt, verbrachte er den größten Teil seines Lebens in dieser Stadt. Seine theologischen Studien machten ihm einen Namen unter den Gelehrten seiner Zeit; daneben fand er, wie unsre Schrift zeigt, aber auch Muße zu mathematischen, mechanischen und astronomischen Untersuchungen. Er starb im Alter von 73 Jahren in Padua, wohin er gereist war, um ein neues Werk über die Eucharistie (das Abendmahl) drucken zu lassen.

Ballo ist zwar der erste, aber nicht der einzige, der, auf Galileis Versuche und Gedanken gestützt, das Trägheitsgesetz fand und aussprach. Die Menschen waren reif geworden für die neue Erkenntnis, und so bricht sich fast gleichzeitig in vielen Köpfen derselbe Gedanke Bahn. Namentlich die Italiener Cavalieri, Gassendi und Baliani wären hier zu nennen.

Es ist nun merkwürdig, zu sehen, daß auch noch an einer andern Stelle der damaligen wissenschaftlichen Welt Europas der Gedanke unabhängig von Galileis Leistungen, ja auf ganz andrer Grundlage sich entwickelte. Descartes, der Vater der neueren Philosophie, der hervorragende Mathematiker und Physiker, hat in seiner 1644 veröffentlichten Schrift über die Grundlagen der Philosophie den Trägheitssatz ausgesprochen. Es hat sich nun ergeben, daß nicht, wie man früher annahm, das Studium Galileis den Philosophen zu diesem Satz geführt hat, daß er ihn vielmehr der Bekanntschaft mit dem etwa acht Jahre älteren Holländer Beeckmann verdankt. Dieser Mann, der nacheinander verschiedenen Schulen seines Landes als Konrektor vorstand und zuletzt Rektor des Kollegiums zu Dordrecht war, hat von seinem 16. Lebensjahr an ein Tagebuch geführt, in dem er sich wichtige Gedanken notierte. Dieses Buch, das lange als verloren galt, ist im Jahre 1905 von einem jungen Studenten Cornelius de Waard gefunden worden. Es enthält zahlreiche Stellen über den Verkehr und Briefwechsel Beeckmanns mit Descartes. Und aus diesen Aufzeichnungen, die übereinstimmen mit Notizen Descartes', läßt sich entnehmen, daß es Beeckmann gewesen ist, der den Gedanken der Trägheit zuerst aussprach und in die Debatte warf. In seinem Tagebuch findet sich das Prinzip in folgender Fassung: »Einmal in Bewegung befindliche Körper ruhen niemals wieder, wenn sie nicht gehindert werden.« Dieser Satz ist im Jahre 1613 niedergeschrieben worden, 24 Jahre nach den Fallversuchen Galileis in Pisa, 22 Jahre vor der Schrift Ballos. Von Beeckmann hat ihn Descartes übernommen, und so finden wir ihn auch in Spinozas Darstellung der Descartesschen Philosophie. Die Sätze, die Spinoza zur Begründung hinzufügt, zeigen nun in charakteristischer Weise die ganz andre geistige Grundlage, auf welcher derselbe Gedanke bei diesen Männern sich aufbaut. »Gott ist die Ursache der ersten Bewegung. Dieselbe Menge an Bewegung und Ruhe, die Gott einmal der Materie mitgegeben hat, behält sie auch jetzt bei in ihrem Laufe.« Es kann nicht wundernehmen, daß der Trägheitsgedanke auf diesem spekulativen Boden nicht zu eben derselben Klarheit reifen konnte, die er unter dem Einfluß der von Galilei ausgehenden Physik sehr bald gewann.

Beeckmann hat also, wie sich zeigt, um diesen Satz schon vor der Veröffentlichung Ballos gewußt, wenn er ihn auch nicht in einer Druckschrift niedergelegt hat. Wer ist nun eigentlich der Vater des Gedankens, Galilei, Ballo oder Beeckmann? Eine müßige Frage! Galileis Verdienst wird niemand verkennen können, aber die Fallbewegung und die ersten Sätze der Mechanik waren **das** physikalische Problem der Zeit, und es darf nicht wundernehmen, daß ihnen hier und dort nachgespürt wurde, daß sie hier und dort entdeckt wurden. Es zeigt sich eben, daß die Geschichte der Wissenschaft nicht nur eine Geschichte der großen Männer ist, daß auch die Größten noch in ihren Fortschritten und ihren Fehlern Kinder ihrer Zeit sind, und daß, wenn man nur nahe genug hinsieht, neben den Bergesriesen auch die kleineren Spitzen und Anhöhen hervortreten, die doch auch zum Gebirge gehören.

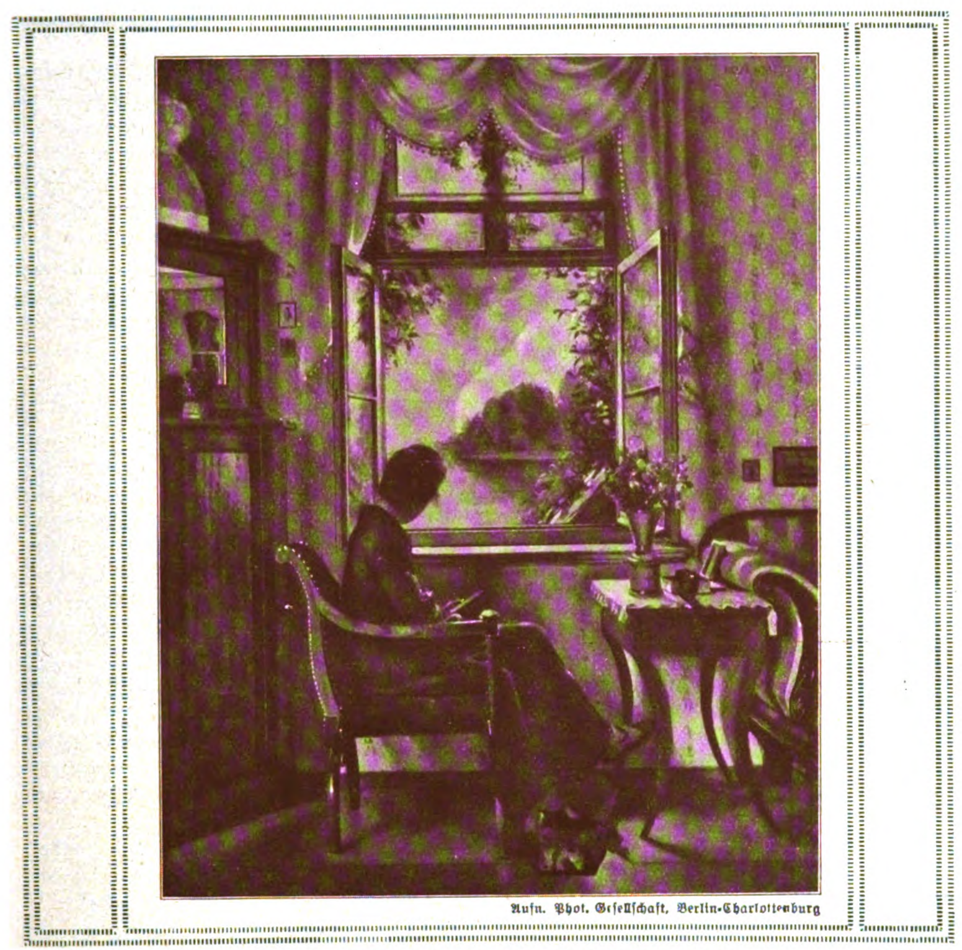
Verliebte Seelen

Der Erdball hing im himmelblauen Schacht,
Dunkler Genosse heitrer Sternenfunken,
Still schwebten beide staunend durch die Nacht,
Gleich Augen, in ein Augenpaar versunken.

Ein Glöckchen goß den Morgen in das Tal
Und schuf aus Sternen liedgeschwellte Kehlen —
Und blauer Schacht und grüner Erdensaal
Stehn in der Sonne gleich verliebten Seelen.

Max Bittrich





Der Geburtstagsstrauß

Hermann Graf

Von Siegfried Raetzer (Weimar)



Man sieht heutzutage viel zu viel Gemälde. Oder vielmehr: man erblickt sie. Zum »Sehen« gehört doch wohl schon mehr als zum »Erblicken«, nämlich das geistige Erfassen, im Gegensatz zu dem lediglich optischen Vorgang des Netzhautreizes. Wenn man an die ausgedehnten Räume voll Bilder in den öffentlichen Kunstsammlungen, an Zimmer voll Gemälde im Hause manches Kunstliebhabers, an die zeitweiligen großen Ausstellungen in unsern Kunststädten und an die »permanenten« Ausstellungen der Kunsthändler denkt, so muß man sich eigentlich auch einmal besinnen, zu welchem Zweck die bunten Rechtecke da sind.

In den öffentlichen Sammlungen ist die Antwort einfach und offensichtlich. Man will ein besonders gutes Stück eines bekannten Meisters erhalten, das Gemälde allen zugänglich machen und dem verdienten Künstler die Unsterblichkeit sichern. Der private Sammler erstrebt dasselbe im kleinen, sofern er nicht Protz ist. Die andern genannten Stätten sind die Märkte und Stellen, wo die Bilder uns aufgedrängt werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß man ein Gemälde da, wo es ureigentlich hingehört, nur in ganz beschränktem Maße zu sehen und, wenn sein Zweck wirklich erreicht wird, zu genießen bekommt. Der wahre Genuß eines guten Gemäldes scheitert häufig an Stilwidrigkeiten.





Bes.: Bismeyer & Kraus, Düsseldorf   Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Am Spinett

Ein Gemälde, das seiner wirklichen Bestimmung gemäß richtig verwendet wird, soll doch schließlich in den meisten Fällen ein Loch in der Wand — ein Fenster oder eine Tür — vortäuschen, durch das wir den gemalten Gegenstand jenseits der Zimmerwand zu sehen vermeinen. Wenn aber unter der Zimmerdecke eine Marine — womöglich noch mit hohem Horizont —, rechts daneben eine Zentaurenschlacht, links ein mit Hummern, Austern und Sektgläsern beladener Tisch, darunter der Reihe nach eine mittelalterliche Kneipszene im tiefen Keller, eine farbenglühende Küstenlandschaft von Capri und eine moderne Jagdgesellschaft im winterlichen deutschen Buchenwald hängen, und zwar außerdem in einem Rokokozimmer, so müßte die Muse schaudernd das Haupt des Kunstliebhabers verhüllen.

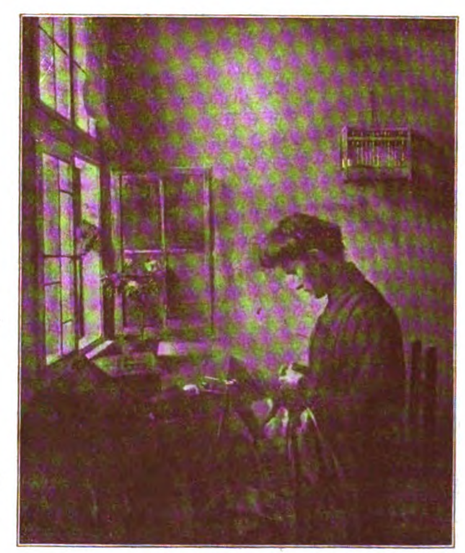
Es ist uns eben während des Krieges und in den letzten Jahren vorher viel zu gut gegangen, und die Durchsetzung des deutschen Volkes mit Kunstverständnis und Stilgefühl konnte nicht Schritt halten mit der zunehmenden Wohlhabenheit. Wahllos wurden »Namen« oder sonstige Bilder gekauft, die dem oft sonderlichen Geschmack des mit frisch erworbenen irdischen Gütern Gesegneten zusagten. Und was für eigenartige Blüten trieb dieser »Geschmack«!

Indes alles Unnatürliche hat Gott sei Dank nur seine beschränkte Zeit. Durch wie viele »Ismen« haben wir uns schon durchgerungen! Wo sind sie?

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,

so hat Schiller in seinem »Spaziergang« das Einfache, Schlichte, Natürliche als das unvergänglich Schöne verherrlicht. Ja, das Natürliche, das bleibt ewig Trumpf über allen Absonderlichkeiten. Zu ihm werden wir uns immer wieder zurückfinden, wie wir uns jetzt wieder zurückgefunden haben nach dem unwirklichen verzerrten Leben vor dem Kriege und nach dem Taumel während des Weltbrandes.

Und dieses schlichte, wahre, ungeschminkte Natürliche, das uns den inneren Halt gibt, das uns den kleinen gefiederten Sänger im Baume, den Klang der Abend-



Die Näherin

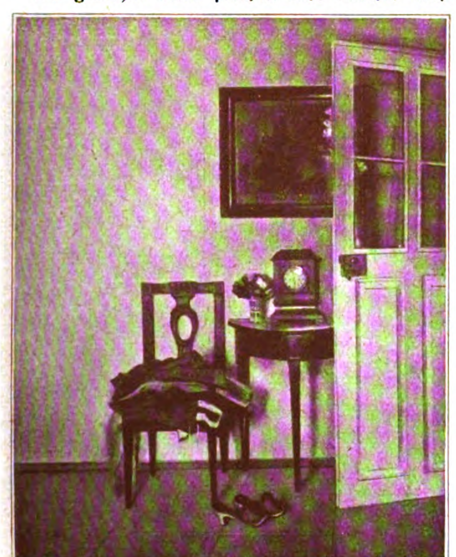
glocken, den Duft und die zierlichen Farbensterne der Feldblumen, das Plätschern des Waldbaches, den Sternenhimmel und das Donnern der Brandung wieder genießen läßt, es liegt so recht im Wesen einer schlichten, warm empfindenden Künstlerseele wie die Hermann Grafs, dessen Werke aus einer Wohnung ein Heim zu zaubern vermögen.



Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg
Blick ins Höfchen

Vor dem Kriege waren wir auf dem besten Wege, unser »Heim«, das deutsche Heim, zu verlieren. Immer öfter, immer länger, immer weiter reiste man. Blieb man im Winter in der Stadt, so verbrachte man die wenigste Zeit in seinen vier Pfählen; es sei denn, um Gäste bei sich zu sehen. Vater, Mutter, Söhne, Töchter gingen ihre eignen Wege. Der echt deutsche Familientisch um die Lampe herum war fast zur Legende geworden. Die Rückkehr aber zu schlichteren Sitten, zum Familienleben, zum Heim ist unsre Rettung, um wieder emporzukommen.

Da gebührt denn solchen echt deutsch empfindenden Künstlern wie Graf eine besondere Anerkennung. Hermann Graf ist seelisch niemals »mit der Zeit gegangen«. Er hat ihre wechselnden Manieriertheiten nicht mitgemacht, weder äußerlich noch innerlich. Seine Werke atmen die Beschaulichkeit und Behaglichkeit eines deutschen Heims. Wer sich in sie vertieft, wird wohltuend berührt, empfindet Wärme, kommt zu sich selbst, streift die Sorgen ab und fühlt sich heimisch.



Aufn. Bättl, Weimar
Die Glastür

Hermann Graf stammt aus einer Künstlerfamilie. Sein Vater war ein begabter Landschaftsmaler in Frankfurt a. M., und dort erblickte Hermann Graf am 28. Juni 1873 das Licht der Welt. Beim echten Künstler zeigt sich die Begabung schon früh. Von Defregger wird erzählt, daß er in der ersten Jugend aus Spielerei einen Kronenschein so täuschend nachmachte, daß er für echt genommen wurde. Graf, dessen unerschöpflicher Humor auch heute im persönlichen Verkehr hervortritt, leistete sich als Knabe den Scherz, Fliegen so natürlich an die Wände zu zeichnen, daß seine Mutter darauf Jagd machte.



Bes.: Bismeyer & Kraus, Düsseldorf Aufn. Louis Held, Weimar
Bücherzimmer

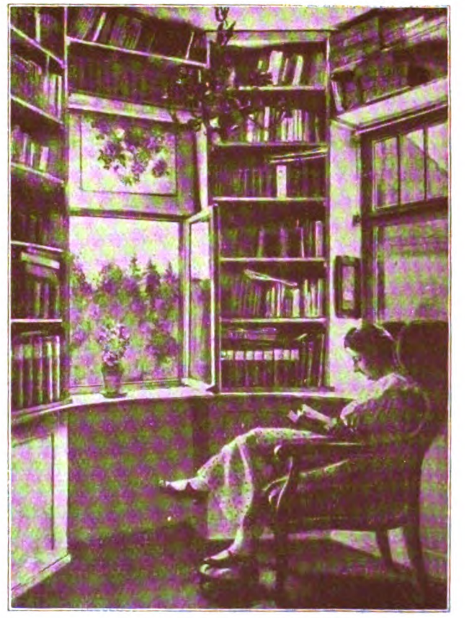
Als dreizehnjähriger Junge ergriff er, einer plötzlichen Eingebung folgend, Pinsel und Palette seines Vaters und malte ohne jede technische Vorbildung ein noch heute in seinem Besitz befindliches Stilleben — schweinslederne Folianten auf einem Holztisch —, eine erstaunliche Arbeit in warmer Farbengebung, Perspektive und Beleuchtung. Aber an seiner Wiege hatte die Muse Polyhymnia gestanden.

Und der werdende Jüngling, in dessen Brust zwei Seelen wohnten, wurde von dem Ungestüm seiner Empfindungen hin und her gerüttelt wie der junge Baum im Märzsturm. Er neigte sich zunächst der Musik zu, und das Reifezeugnis des heimischen Gymnasiums gewährte ihm als Belohnung die Erfüllung seines großen Wunsches: er durfte sich der Musik widmen. Die damalige Blütezeit des Frankfurter Musiklebens zu Zeiten Clara Schumanns brachte ihm das Glück, unter dem Einfluß von Hugo Heermann, Coning und Hugo Becker Geige zu studieren, sich von Humperdink und Knorr in den Kontrapunkt einführen zu lassen und als Mitschüler Hans Pfitzner, Frieda Hotopp und andre zu haben.

Schon war Graf so weit fortgeschritten, daß er es wagen durfte, öffentlich zu spielen und auf Konzertreisen zu gehen. Aber der junge Wein gärte noch, und nach manchem heißen Ringen und Grübeln gewann die Liebe zur Malerei endgültig die Oberhand.

Er verhehlte sich nicht, daß der Berufswechsel ihm schwere Sorgen bringen würde. Indessen, welcher echte Künstler ließe sich von Gründen materieller Art abschrecken! Seine Geige blieb ihm ja immer zur Ausspannung und als Trösterin. Bis zum dreizehnten Jahre hatte Graf sich an vielerlei versucht, wie es ihm die jugendliche Laune eingab: er arbeitete in Öl, Pastell, Wasserfarben, Kohle; und wahllos waren Köpfe, Figuren, Stillleben, Landschaften entstanden. Es war damals ein ungeklärter Drang, ein Tasten gewesen.

Die Rückkehr zur Staffelei brachte die Notwendigkeit eines geregelten Studiums. Die endgültige Entscheidung für die Malerei fand im Alter von vierundzwanzig Jahren statt und war wohl nicht unbeeinflußt durch den anregenden Künstlerverkehr im Vaterhause, wo Hans Thoma und Wilhelm Steinhausen aus und ein gingen. Graf begab sich nun zunächst versuchsweise an die Kunstschule zu Weimar. Die so viel unterschätzte, aber ach! so lederne Antike sowie die Naturklassen durchlief er in verhältnismäßig kurzer Zeit. Dann litt es ihn nicht mehr in Ilm-Athen. Der Stoff mußte reichlicher, die Anregung vielseitiger,



Aufn. Louis Held, Weimar
Im Turmzimmer



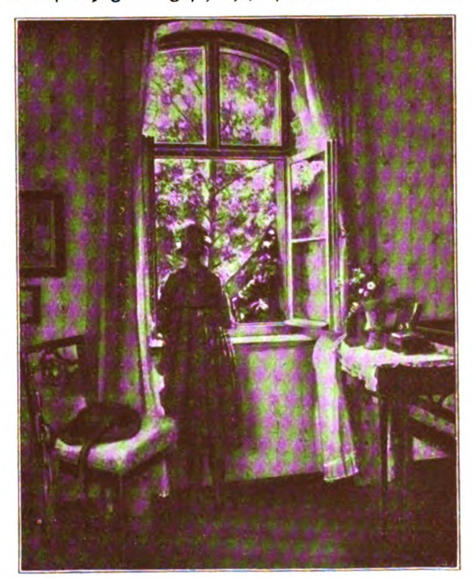
Aufn. Louis Held, Weimar

Das grüne Sofa

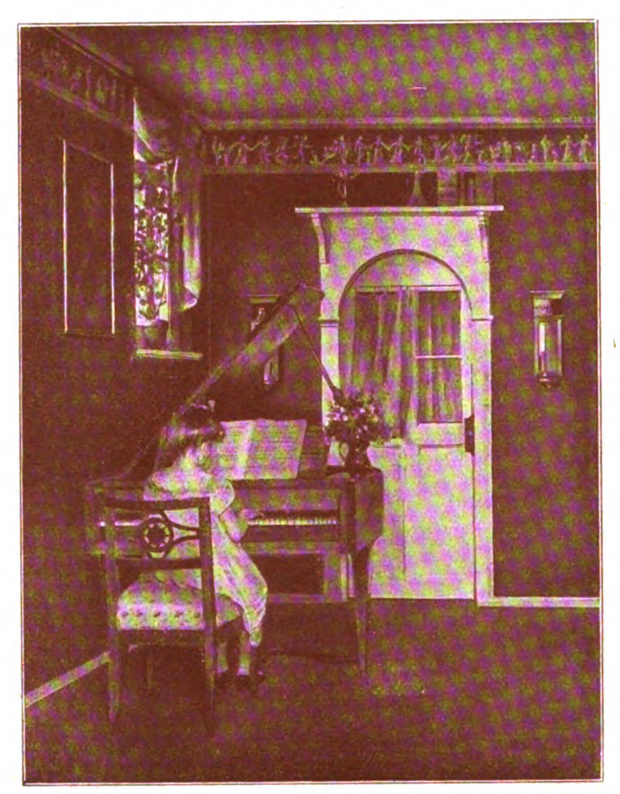
der Verkehr mit Kollegen umfangreicher werden. Umsehen, erfassen, sichten! In München finden wir Graf im Herbst 1900 bei Carl von Marr. Hier zeichnete er noch ein volles Jahr, um darin ganz fest und sicher zu werden. Diese echt deutsche Gewissenhaftigkeit sollte sich heute mancher Anfänger zum Muster nehmen, wenn es ihm um mehr als oberflächliche Erfolge zu tun ist.

Nach Abschluß dieses Jahres begab sich Graf unter die Obhut von Ludwig von Löfftz, des berühmten Lehrers, der, aus Darmstadt gebürtig, dem jungen Frankfurter Graf eine Beziehung zur Heimat bedeutete. Der mit den Freunden des väterlichen Hauses in Frankfurt, Thoma und Steinhausen, in engen Beziehungen stehende Albert Lang ward Graf ein Führer, und da Lang dem Böcklinkreis angehörte, wirkte der starke Einfluß Böcklinscher Kraft selbst aus zweiter Hand noch so mächtig auf Graf, daß ihm das Studium bei Löfftz nicht mehr das zu bieten schien, was er erwartet hatte. Graf geriet nun immer mehr in den Bannkreis Langs. Inzwischen ruhte die Geige nicht, und der Kastalische Quell Münchens brachte im häuslichen Verkehr dem für alles Schöne empfänglicher werdenden Künstler die befruchtende geistige Anregung. So flogen die Jahre der Jugend dahin; aber nicht ungenutzt. Denn der Jüngling, dessen künstlerische Seele beim Einzug in die Isarstadt noch ein unbeschriebenes Blatt war, wandelte sich zum Manne, der die besondere Richtung seiner Kunst entdeckt und sein Ziel erkannt hatte. Klaren Blickes behielt er dieses fortan im Auge, wich nicht mehr vom Pfade und lebte zweckbewußt seinem Streben.

Zunächst war München für Graf eine Stätte harten inneren und äußeren Ringens gewesen. Immer noch nagten an dem gewissenhaften Jünger Apolls bange Zweifel, ob er denn mit der Malerei wirklich auf dem rechten Wege sei. Immer wieder kehrte er zur Geige zurück, die ihm eine wahre Freundin und Trostspenderin war; er ging auf in anregenden Streichquartetten, spielte auch wieder öffentlich. Aber Nahrungssorgen zwangen den jungen Mann, sich an diesem und jenem zu versuchen. Die Plakatmalerei für Reklamezwecke war damals in München besonders auf der Höhe. Auch Graf beteiligte sich; und bildliche Anpreisungen von seiner Hand, die von ersten Firmen erworben wurden, kennt heute jeder. Dazwischen mußten auch Mal- und Geigenstunden und, wenn es schlimm herging, der Verkauf von Studien zum Lebensunterhalt beitragen. Indessen, eine solche Sturm-und-Drang-Periode hat noch nie einem echten Künstler geschadet. War einmal etwas erübrigt, so wurde es nicht vergeudet, wie es so oft bei der Schwabinger Künstlerjugend geschieht, sondern es diente



Sonntagmorgen



Autn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg
Sonatine
Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

endete er die »Atelierecke«. Die Gedankenarbeit, die zur Vollendung dieses Werkes führte, enthüllte dem jungen Künstler, mit welcher bisher ungekannten Schaffensfreude er auf einmal malen konnte, entdeckte ihm, daß es sich eigentlich gar nicht mehr um einen Scherz handelte, und die innere Befriedigung, die ihn nach der Vollendung erfüllte, zeigte ihm, daß der Genuß am Malen solcher Stoffe nur logisch war. Hatte er bisher mit angeborenem Blick für schöne Formen künstlerischen Hausrats sein Interesse dafür durch Sammeln besonders reizvoller Stücke betätigt, so war es ihm nun folgerichtig eine eigenartige Freude, seine Lieblinge zu gruppieren, sie heute so, morgen anders zu setzen, bald diese, bald jene Beleuchtung für sie zu schaffen und eine Farbenharmonie abzustimmen durch Wahl dieser Vase, jener Tischdecke. Dieser Freude, aus der wohl mancher Sammler mit seinen

zum Erwerb eines schönen Stückes Brokat, eines Spinetts, einer Stutzuhr. Dies bildete sich allmählich zur Liebhaberei aus, und die Lust am Sammeln schöner alter Einrichtungsstücke führte den jungen Künstler unbewußt auf das Gebiet, das er später sein eigen nennen und beherrschen lernen sollte.

Ein Zufall war es, der Graf darüber die Augen öffnete, daß der Innenraum sein eignes Gebiet werden sollte. Ein Freund, in dessen Atelier Graf malte und lebte, versuchte einen vollständigen Innenraum darzustellen, in dem alle vier Wände erscheinen sollten. Als ihm dies nicht gelang, ward er unwillig, zerschnitt das Bild in der Mitte und malte die eine Hälfte weiter, während er die andre untermalte Hälfte mit einem kräftigen Wort seinem Genossen Graf zur beliebigen Verwendung überließ. Graf reizte die Komik der Situation. Er nahm die »Gabe« dankend an, und getrieben von einer Art dunklem Ehrgeiz, daß aus dem »Abfall« doch noch etwas werden könne, wenn man es nur richtig anfange, voll-

Schätzen »spielt«, lagen aber bei Graf tiefere künstlerische Beweggründe, zunächst unbewußt, zugrunde. Und nun war ihm auf einmal ein Licht aufgegangen. Das letzte Glied in der Kette der Folgerungen war gefunden: dem Sammeln und dem Gruppieren folgte das Malen.

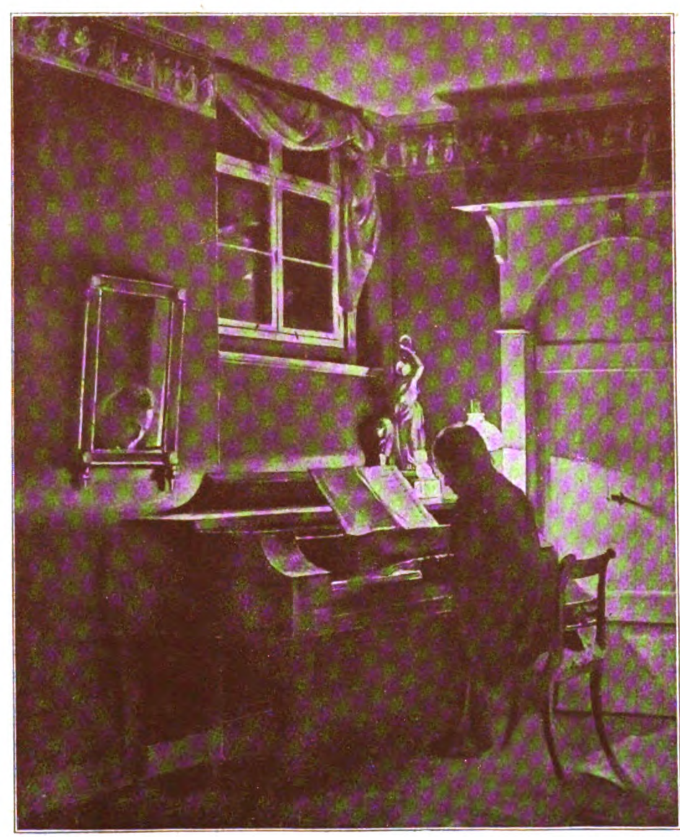
Das Bild »Ateliercke« öffnete ihm die Pforten des Glaspalastes in München, und die Kritik fand darin eine große Reife. Dieser Erfolg festigte den Entschluß, dem Innenraum und seinen Lichtproblemen fortan seine Kraft zu widmen.

Aber die Sorgen wollten noch nicht von seiner Schwelle weichen, und wenn Graf nun auch seinen Weg kannte, mußte er doch den Umständen Rechnung tragen. So fand er, daß das Porträtmalen ihm besser bekam und ihm schließlich ebenfalls lag, wenngleich es ihn nicht völlig befriedigte. Immerhin füllte er mit dieser Tätigkeit einen großen Teil seiner Münchner Zeit aus. In diese Periode fällt auch seine Heirat. Ein Hausstand war aber

das Gegebene, um wieder die einmal gefundene Bahn zu betreten. Bietet doch begreiflicherweise die Einrichtung einer Wohnung schon dem gewöhnlichen Sterblichen so viele Probleme; um wieviel mehr dem Künstler Graf, dessen ureigenstes Gebiet es doch bereits war. Was Wunder, daß er sich danach sehnte, sich hierbei keinen Zwang auferlegen zu müssen!

So errichtete er sich denn, im Jahre 1905 nach Weimar zurückgekehrt, eine eigne Heimstatt, in der er seine künstlerische Phantasie walten ließ. Und er schuf sich eine Wirkungsstätte, die ihm immer neuen Anreiz bietet. Jede Ecke, jede Perspektive, jede Zimmerflucht ist wohlüberlegt, und die ganze Wohnung bietet eine unerschöpfliche Fülle von Motiven. Da ist nun Graf in seinem rechten Fahrwasser, und eine Reihe seiner diesem Aufsatz beigegebenen Bilder verwertet Motive aus seinem Heim. Ich sage: verwertet, denn die Räume, die seine Bilder zeigen, sind nicht die wirklichen Wohnräume seines Hauses. Der Künstler muß eine Erholung, muß eine Entspannung haben können, wo er Mensch ist. Auch der Darsteller des Orest spricht nach dem Theater am Stammtisch nicht in Versen. Um so freier kann sich die Phantasie entfalten, wenn der Schaffensdrang eintritt. Nicht zum wenigsten kommt dann in der Komposition, im Zusammenstellen des Innenraums, in der Abwägung der Massen, in der Abtönung des Lichts und in der Anbringung der Staffage der Künstler zur Geltung, ehe er überhaupt die Kohle in die Hand nimmt, um das künftige Bild auf der Leinwand zu unterlegen. Und Staffage sind ihm eigentlich alle Figuren in seinen Bildern. Sie sollen dem Beschauer helfen, sich mit in den Raum hineinzuversetzen, in den Raum, der da so beredt und anschaulich wohlig und heimelig vor ihm liegt. Ein leerer, wenn auch noch so ansprechender Raum würde kälter wirken. Der Künstler rechnet hier mit dem Geselligkeitstrieb der Deutschen, für den seine Bilder vorzugsweise gedacht sind, und ist sich darüber klar, daß man ungern einen Saal oder ein Gemach zum längeren Aufenthalt betritt, wo sich nicht bereits Leute befinden.

Der Raum ist also für Graf die Hauptsache. Neben seinem starken, warmen Menschlichkeitsempfinden kommt ihm beim Komponieren das eingehende Studium derjenigen Meister zugute, die in der Darstellung des Innenraumes besonders anregende Saiten angeschlagen haben. Das sind die alten Holländer, insonderheit Jan Vermeer van Delft und Pieter de Hoogh. Bei diesem bildete namentlich das



Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Der Meister

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg



Problem der Beleuchtung den Gegenstand des Studiums. Das kann man natürlich nur aus eigner Anschauung der Originale betreiben, und so führten den Künstler mehrere Reisen nach Holland. Vielleicht zog ihn dieses Land auch besonders an, weil seine Vorfahren daher stammen. Jedenfalls findet man in Grafs Bildern vielfach niederdeutsche Gefühlswerte. Es lag nahe, daß er auch Dänemark besuchte und dort Eindrücke in sich aufnahm, die hie und da in seinen Werken zur Geltung kommen. Welcher Maler macht nicht auch eine Erkundungsreise nach Italien! An Graf ist die romanische Kunst, zum Glück für sein zielbewußtes Streben, wirkungslos vorübergegangen. Er ist eben der Maler des deutschen Heims.

Bei der Durchsicht der hier wiedergegebenen Kunstwerke muß es auffallen, welch große Rolle darin die Musik spielt. In der Hälfte aller Gemälde finden wir dieses Motiv vertreten. Kein Wunder! Wir gelten in der ganzen Welt als ein besonders musikliebendes Volk und stehen gewiß mit den Slawen und Ungarn darin an erster Stelle. Was uns jedenfalls vor andern auszeichnet, ist die Tatsache, daß bei dem Deutschen die Musik in enger Verbindung mit dem Gemüt steht, im Gegensatz zu dem Romanen und dem Angelsachsen. Und wiederum ist dem Deutschen ein überaus starkes Heimgefühl verliehen. Das deutsche Volkslied ist dafür ein beredtes Zeugnis. So sind Heim und Lied in der Seele des Deutschen eng miteinander verknüpft.

Und diesem echt deutschen Empfinden gibt der deutsche Maler sprechenden Ausdruck, wenn er darstellt, was das Heim besonders anziehend macht. Das psychologische Moment hierbei ist, daß Graf die Phantasie des Beschauers anregt und ihr freien Spielraum läßt. Wer dächte nicht beim Betrachten des Bildes »Das erste Lied« an seine eigne Kindheit zurück? Auch wenn man Musik nicht selbst ausübt oder ausübte. Szenen aus unsrer Kinderstube stehen vor unserm geistigen Auge, und die Verbindung zwischen Künstler und Beschauer ist hergestellt. Graf versetzt uns in die glückliche, sorgenlose Zeit der frühesten Jugend, und die Erinnerung erweckt jene stille, fröhliche Wehmut, die gerade uns Deutschen so eigen ist. Nicht anders ergeht es uns, wenn wir uns in die »Sonatine« (»Blaue Stube«) versenken. Es ist der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg zu danken, daß sie von beiden so ansprechenden Kunstwerken farbige Blätter hergestellt hat, die jedem Heim zum Schmuck gereichen. Um es gleich vorwegzunehmen: dasselbe gilt von den Werken »Bei Großmutter«, »Präludium«, »Der Meister«, »Bei der Lampe« u. a.

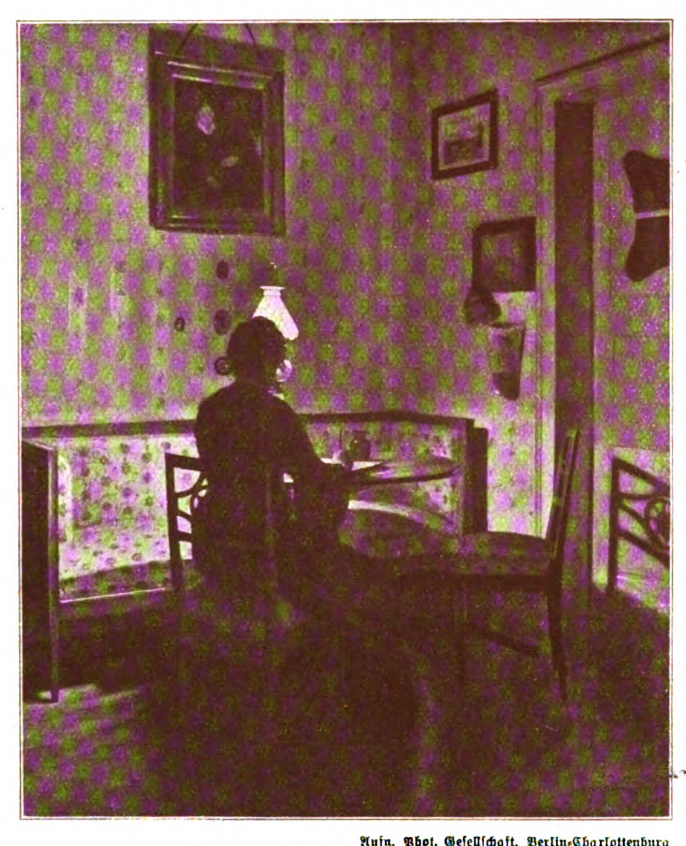


Bes.: Commeter'sche Kunsthandlung in Hamburg — Aufn. Bättl, Weimar

Die Briefschreiberin

In dem Bilde »Prä-

ludium« tritt das »Heim« als Gefühlswert allerdings etwas zurück vor der Stärke des Musikmotivs. Demgemäß ist der Innenraum hier äußerst einfach gehalten, um die ganze Aufmerksamkeit des Beschauers auf den einzigen Schmuck zu lenken, die Anbetung der Madonna di Foligno Raffaels aus dem Vatikan. In diesem Werk des Meisters fordert Johannes der Täufer, auf die Madonna weisend, den Beschauer auf, sich der Anbetung anzuschließen. Dies führt ohne weiteres zu dem Schluß, daß Graf hier seinen Künstler geweihte Musik spielen läßt, und so wird man unwillkürlich mit in eine ernste, feierliche Stimmung versetzt. Es ist die Kunst Grafs, dies mit so einfachen Mitteln zu erreichen, wie es hier geschieht.



Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Bei der Lampe

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

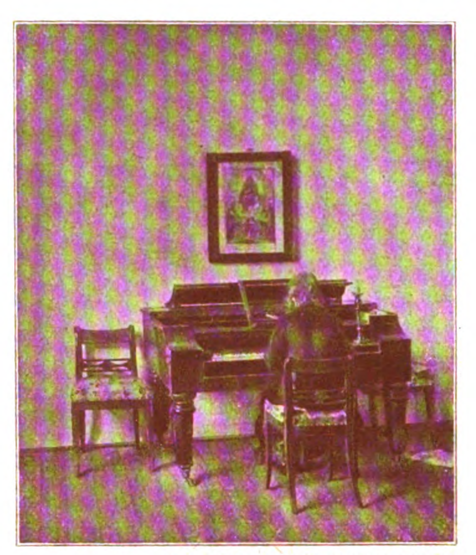
Auch in dem Gemälde »Am Spinett« herrscht diese Einfachheit der Mittel, um zum gleichen Ziel zu kommen; es ist eins der jüngsten Werke des Künstlers und zeigt die ganze Reife. Sinnend steht die Frauengestalt da, tastend gleiten ihre Finger über das Instrument, und auch wir werden unwillkürlich zum Nachdenken geführt.

Das drei Jahre nach dem »Präludium« entstandene Bild »Der Meister« behandelt denselben Gedanken. Durch den geschickt gewählten Titel wird die hier notwendige Suggestion erweckt, daß es sich um nicht alltägliche Musik handelt. Und diese Suggestion versetzt uns mit in jene weltabgeschiedene träumerische Stimmung, die den Meister in später Stunde, wo man sich sammeln, sich auf sich selbst besinnen kann, dazu treibt, sein Innenleben in Tönen ausklingen zu lassen. Das Mystische spricht uns stark an in diesem Bilde; es ist Graf auch hier gelungen, unsre Phantasie zu beschäftigen.

Nicht zum wenigsten trägt dazu bei das Spiel von Licht und Dunkel, dem Graf ein so eingehendes Studium gewidmet hat. Er zeigt seine Kunst auf diesem Gebiet in größter Vollendung. Es ist eben das echte Deutsche, was uns im Gegensatz zu manierierten romanischen »Blendern« so wohltuend anmutet.

Einen frühen Versuch in dieser Richtung zeigt schon das 1907 vollendete Bild »Bei der Lampe«. Bereits hier finden wir den Vorwurf gelöst, die Lichtquelle teilweise durch Staffage zu verdecken und dadurch einerseits deren Konturen scharf wirken zu lassen, anderseits den Reiz der verschiedenen Abtönungen von Hell und Dunkel auf Stoffen, Tapeten, Möbelholz und Metallgegenständen mit Lichtern zu zeigen — eine ungemein schwierige Aufgabe.

Wie der Dichter der Abwechslung in der Wahl seines Stoffes bedarf, so auch der bildende Künstler. Zeitlich verstreut zwischen den Werken, die Probleme mit künstlichem Licht behandeln, finden wir immer wieder die



Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Präludium

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Rückkehr zum Innenraum mit einer absichtlich unbestimmten Ausstattung, die, wenn auch nicht stilgerecht Biedermeier, doch als geschlossenes Ganzes angesehen werden kann. Der »Tüftler« mag hie und da einen Stilverstoß finden. Aber hat nicht Schiller im »Wallenstein« vom Blitzableiter gesprochen, der damals noch gar nicht vorhanden war? Kommt es denn überhaupt darauf an, eine bis ins kleinste stilgerechte Wohnung darzustellen? Nein, Graf geht aufs Ganze und zeigt sich darin als der echte, rechte Künstler, dem es auf die Gesamtwirkung ankommt. Das ergibt sich wieder einmal bei seinem entzückenden Innenraum »Bei Großmutter«. Und hier lernen wir Graf von einer neuen Seite kennen. Neben seinen Studien mit Lichtaffekten hat er sich auch die Perspektive angelegen sein lassen; wir finden einen Durchblick in einen zweiten Raum, der unter andrer Beleuchtung liegt. Auch hier wird die Phantasie angeregt, auch in diesen Räumen fühlt man sich heimisch. Zu demselben Thema ist Graf noch verschiedentlich zurückgekehrt. Als weiteres Beispiel sieht der Leser eine Darstellung mit sogar zwei Durchblicken in dem Gemälde »Blick ins Höfchen«, einem Bilde aus jüngster Zeit. Innerlich verwandt damit sind die beiden Schöpfungen »Im Turmzimmer« und »Bücherzimmer«. Hier behandelt der Maler ebenfalls den Innenraum in Verbindung mit dem Blick auf das Außenliegende, das gerade in den letzten zwei Werken besonders betont ist, immer wieder aber mit besonderer Berücksichtigung der Wirkung der Lichtquellen auf Stoffe, Holz, Leder, Metall, ohne daß sich der Maler dabei in Spitzfindigkeiten ergeht. Ihm ist es eben um das Warme, zum Inneren Sprechende des deutschen Heims zu tun. Man betrachte das Spiegelbild des hinter dem Beschauer liegenden Raumes auf dem Gemälde »Das grüne Sofa« nicht als Spielerei, wie etwa den Reflex eines Fensterkreuzes mit Blumentöpfen auf einem Weinglase. Bei Graf ist alles ernste Arbeit. Ein Gemälde irgendwelcher Art mit matten Konturen hätte ja auch an Stelle des Spiegels genügt und wäre ganz natürlich erschienen. Graf aber hat hier wieder einmal eine ganz verzwickte perspektivische Aufgabe gelöst in bezug auf Licht und Horizont und hat gleichzeitig seine unlängst entstandene Vorliebe für Durchblicke auf diese Weise zum Ausdruck gebracht.

Mit den hier behandelten Bildern Grafs ist die Reihe seiner Gemälde keineswegs erschöpft. Alle sind auf den gleichen Ton gestimmt, und durch die ganze Kette zieht sich

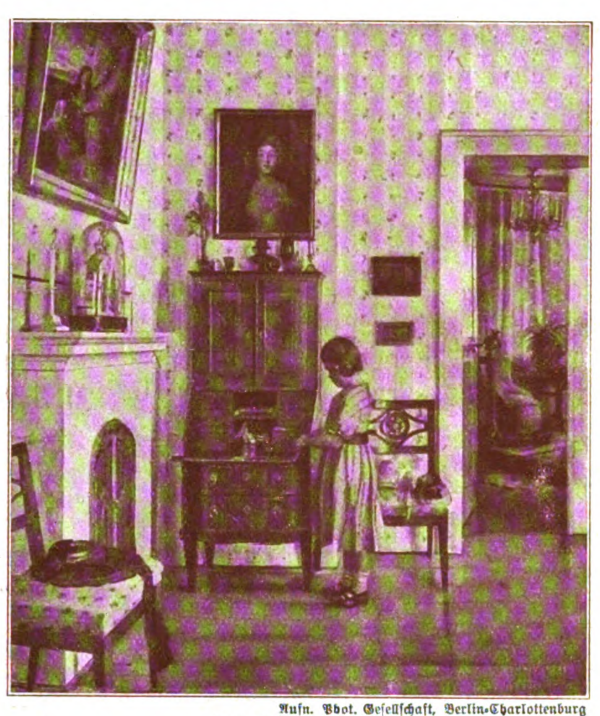


Aufn. Louis Held, Weimar

Atelierecke



wie ein roter Faden das so heiß und künstlerisch angestrebte Ideal: die Darstellung des deutschen Heims in seinen so vielseitigen Erscheinungen unter steter Wiederkehr des Grundmotivs, der Gemütstiefe, die nun mal, mögen wir uns in Zukunft wandeln wie wir wollen, das Unterscheidende und Bezeichnende des deutschen Wesens bleiben wird.



Aufn. Phot. Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Bei Großmutter

Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

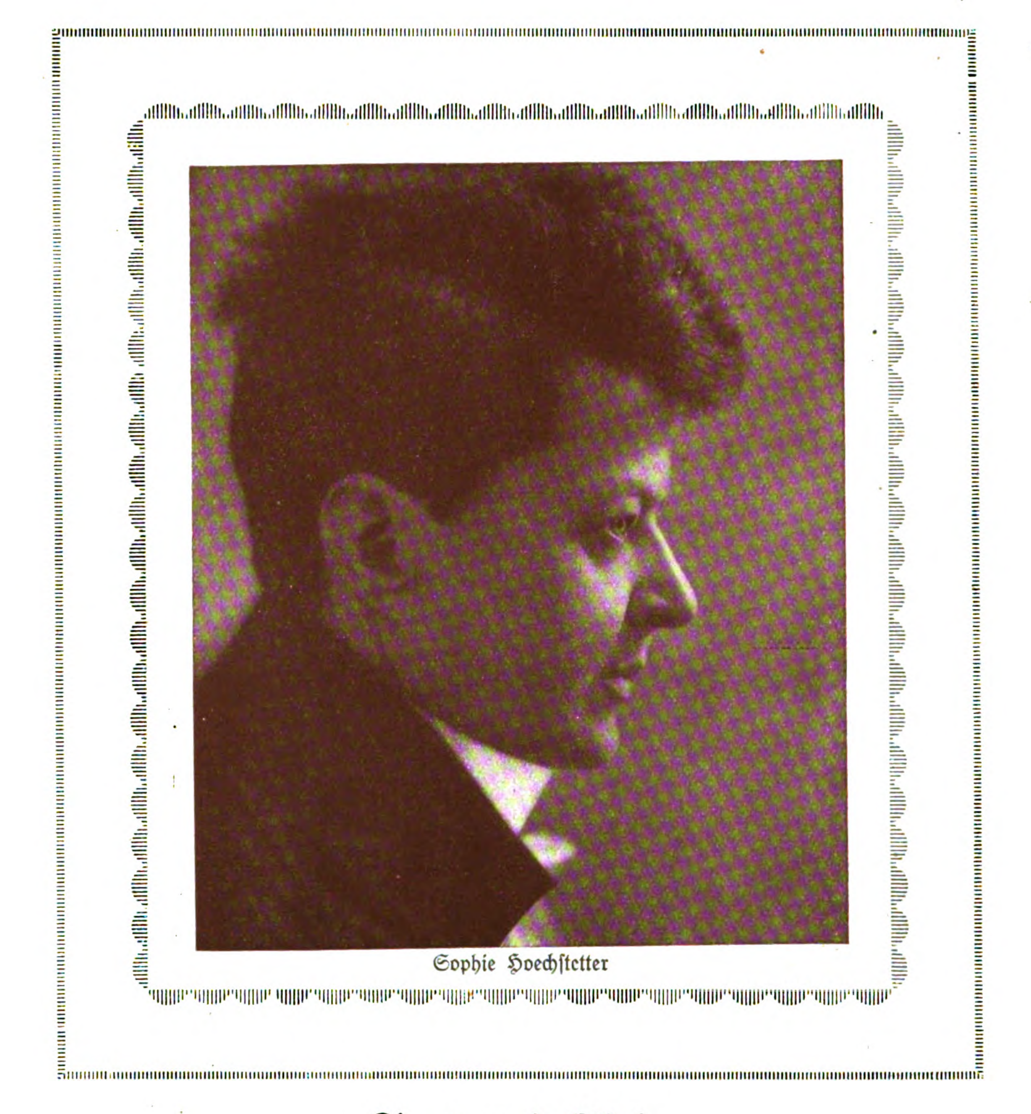
So darf man die Zuversicht hegen, daß der in den besten Jahren stehende schaffensfreudige Künstler auf seinem uns so ansprechenden Gebiet weiterarbeiten und uns noch viel Gutes schenken wird. Aber selbst wenn er, was um die Fünfzig nichts Unerhörtes wäre, zu neuen Stoffen greifen sollte, sein bisher bekundetes Wesen wird er nicht verleugnen.

Herbstnacht

Vollmondkalt der stille Garten.
Scharfe Schatten an der harten
Weißen Wand von geisterhaften
Blättern, die an erschlafften
Zweigen welken. Wohl am Tage
Prangen sie in roter Glut
Wie in ihrem eignen Blut:
Sommersonne, Sonnensage! ...

Fröstelnd tret' ich in die Nacht.
Hinter mir voll Schlaf das Haus.
Nur der kleine Brunnen wacht.
Lauschend lehn' ich mich hinaus
Vom Geländer in des reinen
Unbewegten Lichtes Scheinen ...
Da, vom klaren Himmel fällt
Fern ein Stern weit in die Welt.

Richard Schaukal



Sophie Hoechstetter

Brot und Wein

Roman von Sophie Hoechstetter

III

eil nun im ganzen Städtchen überall Hochzeit und Abschied war, konnte jedermann sich zwischen Freude und Leid bewegen. Frauentränen waren keine Sache des Verbergens mehr. Die gelassensten und würdevollsten Damen der Universität stürzten einander auf der Straße weinend in die Arme. Langgehegte Geheimnisse des Herzens blühten für einen, zwei Tage als ein strahlendes und schmerzlich schönes Glück auf. Man schlug denen, die hinauszogen, keine Wünsche ab. Eltern segneten Bündnisse, die sie bisher bekämpft hatten, und begrüßten Werbungen, die ihnen früher nicht standesgemäß erschienen waren, mit gerührter Freude.

Die Theologen aus Cadolzburg standen plötzlich in Waffen und mit zwei Töchtern trefflicher Ackerbürger vor dem vornehmen Onkel und zeigten die Auserwählten. Die Ackerbürgerinnen waren gesunde und kräftige Mädchen, und der Geheimrat sprach liebenswürdig von der Würde und der Wichtigkeit

des Bauernstandes. Er vernahm ohne Wimperzucken, daß der Vater der beiden neuen Nichten Kuni und Reta nicht nur Haus, Hof, Acker und Vieh, sondern auch eine Bäckerei und eine Brauerei habe. Er lobte es, daß man in diesem vielseitigen Elternhause die echten fränkischen Namen Kunigunde und Margarete so in Ehren gehalten. Die Neffen heischten ein Mittagessen, und die Bräute aßen es auf eine seltsame und in diesen Räumen nie gesehene Weise. Auch ihre Sprache klang nicht gerade hold.

»Die hamm sie g'schickt,« sagte die eine — Ina wußte nicht zu unterscheiden, wer Kuni, wer Rettel war —, »mir war'n mit'n Vatter aufm Feld, da senn's auf amol dag'standen. Mir hamm fei lachen müssen.«

Diese Worte malten die Brautwerbung.

Die Theologen zogen mit den Auserwählten wieder von hinnen; sie mußten noch gar viele Besuche machen.

Der Geheimrat sah ihnen träumerisch nach und äußerte, daß im Volk die beste Kraft einer Nation schlummere.

Erlangen lag in einem Rausch von Liedern. Es war, als solle der Krieg das Land mit Blumen und Gesang überstürzen.

Eine endlose Zahl von Studenten, die den Geheimrat und sein gastliches Haus kannten, nahm Abschied. Immer wieder sah Ina so veränderte Gesichter, als wären sie plötzlich alle edel, rein, groß, herrlich.

Der Bruder Joachim erschien in einer alten, blauen Artillerieuniform. Er hatte sich geweigert, als Fahnenjunker einzutreten. Er wurde Freiwilliger, eine Nummer.

Der Geheimrat nahm auch das in Güte hin. »In einer solchen Zeit«, erklärte er seiner Tochter, »muß man es schätzen, wenn jemand auf die Vorzüge seiner Erziehung verzichtet und keine Ausnahmestellung will.«

Plötzlich merkten Ina und der Vater: sie saßen nun allein bei Tisch. Joachim war ja in der Kaserne. Nur die ersten Tage hatte er noch Urlaub gehabt.

Angesichts dieses Raumes mit den drei leeren Stühlen begriff Ina erst die Vereinsamung, das Zerrissensein aller Häuser, in denen es Söhne, junge Männer gab. Der Vater hatte die ersten Feldpostkarten von Friedrich und Albrecht. Ihr Regiment stand schon in Frankreich. Er war sehr stolz. Seine Jungen gehörten zu den ersten mit, die über die Grenze gezogen waren.

»Hat dir Walter geschrieben?«

Ina bejahte. Sie fühlte, daß sie dabei die Farbe wechselte. All ihre Tage waren wie von einem unwirklichen Licht durchleuchtet gewesen. Alle ihre Schritte gingen im Fremden, Sonderbaren. Ihre Handlungsweise war dem eignen Begreifen entrückt. Sie befand sich in dem leeren Zustand, den Menschen auf einer langen Reise haben, wenn sie Herkunft und Ziel gleich fern sind. Sie errötete, so oft jemand Giechs Namen aussprach, und fühlte sich verlegen zu ihm in eine Intimität gebracht, die doch nichts war, von der sie nichts wußte.

Sie wartete, aus dieser sonderbaren Betäubtheit wieder zu erwachen.

Und nun begann der Vater ihr zu erzählen, was für ein ausgezeichneter Mensch Walter war. Alle Bekannten, denen er begegnet, hätten ihn beglückwünscht zu einem solchen Schwiegersohn. Und dann ging der Vater mit einem gewissen Behagen auf die Kreuzzüge über. Denn es war verbürgt und verbrieft, ein Ritter von Giech hatte mit für das Gelobte Land gestritten.

Es kam Ina fast gespensterhaft vor, daß jemand jetzt an die Kreuzzüge und den damit verknüpften Altersbeweis eines Geschlechts zu denken vermochte.

»Walter hat eine Wohnung in der Stadt,« sagte sie. »Er will nicht, daß sie aufgegeben wird. Er möchte, daß ich manchmal hingehe. Und ich soll mir auch Bilder von Giechstein holen. Die Wohnung ist beim Schloß.«

Der Geheimrat riet eifrig, sie solle schon morgen hingehen. Wie leicht könne Walter etwas brauchen und nachgesandt haben wollen. Dann müsse seine Frau doch wissen, wo alles läge und stünde. Er zog einen Brief aus der Tasche. »Höre, Ina, da schreibt mir mein Vetter Bogendörfer, du weißt, er ist verwitwet und hat jetzt eine Brigade bekommen, ob nicht seine Tochter zu uns oder nach Cadolzburg über die Kriegszeit könnte. Ist es dir recht, daß ich sie zu uns einlade?«

Ina sagte freudig zu, obwohl die junge Dame eine Unbekannte war. Sie fürchtete sich vor dem leeren Haus.

Es war alles so sonderbar. Eine Wärme blühte für Ina auf in der Stadt. Sie wußte es nicht so recht, daß man unschönes und ungutes Reden damit zurücknehmen wollte. Nun ward es ihren Beurteilern sonnenklar, daß die Verlobte des Herrn von Giech, der



ebenfalls Anteil an dem Studenten genommen hatte, nur einer Freundlichkeit gefolgt war. Die Heirat gab ihr das alte Ansehen verdoppelt zurück. —

Die entfernte Verwandte traf ein, und Ina bedauerte von der ersten Minute ab ihr Kommen.

Es war ein hübsches, elegantes, oberflächliches Mädchen voll geschäftiger und leerer Liebenswürdigkeit. Brünett, mit munteren braunen Augen und einem sehr energischen starken Kinn.

Sie vertraute Ina gleich am ersten Abend an, wie vielen Leutnants sie schon Körbe gegeben, ein langer Zug enttäuschter Gestalten aller Waffengattungen trat auf. Wenn man einen wisse, den man nicht vergessen könnte, nicht wahr? Und die braunen Augen glitzerten Ina bedeutungsvoll an. »Ja gewiß, Helene,« sagte sie gedankenlos und sehnte sich ungastlich, der eine möge bald den Weg finden. Denn die Fünfundzwanzigjährige, mit den Erinnerungen an hundert oder zweihundert Bälle, Gartenfeste, Tennispartien, Wasserfahrten und Regimentsgeschichten ausgestattet, schien ihr tägliche Qual zu verbürgen. Sie fand alles im Hause Degen kolossal anständig, reizend, entzückend, urgemütlich, herzig und fabelhaft nett und konnte diese Worte an einem Tage ein dutzendmal, o nein, hundertmal zu Gehör bringen. Sie nannte sich selbst sonnig, unverwüstlichen Humors und was dergleichen mehr war und reichte den Freudenbecher herziger Sonnigkeit mit der Gewandtheit einer Animierkellnerin.

Sie wußte auch ganze Feuilletons auswendig; gleichviel über welches Thema der Geheimrat sprach, Helene konnte sich der Sache bemächtigen.

Der Geheimrat war von so viel herzerfrischender Munterkeit geradezu verblüfft. Er sprach vom Krieg.

Aber sogleich kam aus den vollen Lippen, den kleinen weißen Zähnen der munteren Hausgenossin das Feuilleton: »Unser Herz ist natürlich in jeder Minute draußen bei unsern Feldgrauen, die in dem großen Ringen für des Vaterlandes Recht und Ehre stehen. Aber unsre Hände« — sie stickte etwas — »sind bei der Arbeit, wie immer. Wie könnten wir uns wohl fassen, wenn wir nicht die Wohltat gewohnter Betätigung hätten? Es ist die heilige Pflicht der Frau, nicht nur in Lazaretten Wunden zu verbinden und Leiden zu lindern, wir, die wir berufen sind, in das Leben des Mannes Sonne und Frieden zu bringen, dürfen auch die Zurückgebliebenen zerstreuen. Möchtest du Skat spielen, lieber Onkel? Oder vielleicht Halma? Nein? Wie schade! Soll ich dir vielleicht die Zeitung vorlesen, wenn ich Ina nicht vorgreife? Oder ein Lied, lieber Onkel? Das Lied tröstet, heilt, beruhigt ... Aber erlaube, lieber Onkel, ich werde dich begleiten, wenn du die Extrablätter holen willst.«

Für Ina war diese Tonart zwar neu, aber nicht bezaubernd. Ihr Vater wurde zu einem Onkelchen, das Haus wurde von Wasserfällen der Beredsamkeit überströmt.

»Helene ist so talentreich,« sagte der Geheimrat beklommen. Denn sie spielte sowohl Klavier als Karten, sowie die Laute. Sie machte unablässig Feldpostpäckchen an verschmähte Offiziere, auch an Burschen, Mannschaften und ihr herziges Papachen. Sie schlüpfte zu dem Onkelchen ins Arbeitszimmer und sagte, er müsse sich ein wenig zerstreuen. Sie kaufte die Inhalte für die Päckchen in der Stadt und kam mit tausend Erlebnissen heim. Ein Landwehrhauptmann war ihr nachgestiegen, natürlich, natürlich. Seine Beinkleider seien wie die des Königs gewesen, vielfältig, vielfältig. Ob Onkelchen wisse, daß man den König »Ludwig den Vielfältigen« nenne? Und warum die Häuser in Erlangen alle so klein seien? Sie fände es ja herzig zum Ansehen, aber darin zu wohnen —? Und weshalb Joachim nicht Fahnenjunker wäre? Nein, in der Tat, man müsse zum stellvertretenden Kommandeur gehen und ihn aufmerksam machen. Ob man mal nach Nürnberg komme, zum Beispiel ins Germanische Museum. Sie habe sich immer kolossal für die Antike interessiert.

Sonderbar genug, die ewige Munterkeit schien den Vater zu zerstreuen. Er fühlte sich nicht unbehaglich bei dem plätschernden Geplauder und blieb nach den Mahlzeiten länger sitzen als früher. Helene war ja auch sehr hübsch. Von ihren blühenden Farben, dem starken braunen Haar, der sportlich zusammengerafften, etwas vollen Gestalt ging etwas wie eine leidenschaftliche Gesundheit und Lebensbejahung aus. Und dann hatte sie eine Art, ihr Durcheinander vorzutragen, daß man oft wider Willen lachen mußte. So sah Ina bald einen Vorteil von dieser Gastin ein: der Vater amüsierte sich an ihr, vergaß ein wenig



Hermann Graf: Das erste Lied

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Zu dem Aufsatz „Hermann Graf" von Siegfried Raetzer



die Sorge um die Söhne, und Ina blieb mehr freie Zeit für sich.

Sie ging manchmal zu der Tante Amelie. In den Räumen der Hofrätin Schwerdtfeger war ein Soldaten-Kaffeehaus errichtet.

Ina traf auch heute die Tante, wie sie in ihrer Küche ungeheure selbstgebackene Apfel- und Zwetschenkuchen zerschnitt und die Stücke auf Teller häufte. In den beiden Wohnzimmern war ein Aufgebot von Tassen.

»Guten Tag, Frau von Giech,« rief die Tante. »Ich sage so, damit ich mich dran gewöhne, Inachen. Es ist mir immer wie ein Traum, daß du verheiratet bist.«

Ina hätte erwidern können, es ginge ihr nicht anders. Doch sie lächelte. »Walter läßt auch grüßen. Er steht bei seiner alten Schwadron, das freut ihn sehr, weil er doch die meisten Leute schon kennt.« Hier bei der Tante konnte sie leichter von Giech sprechen. Der Tante waren abgeschlossene Heiraten keine Probleme mehr. »Und was schreibt Siegmund?«

Heiligtümer entstiegen einem Schrein: die Feldpostkarten von Siegmund. Die Tante wischte sich die Augen. Dann sprudelte ihre Lebhaftigkeit wieder hervor: »Ich haltet's ja net aus. Immer sitzen und sinnieren, da sin die Nächt' noch lang g'nug. Ich muß mei Soldaten haben. Alle Frieh wird gebacken. Alle Mittag schick ich dem Siegmund frischen Kuchen. Und wenn ich da die Buben so freelich essen seh, da denk' ich, sie sollen es halt fiehlen, daß mer ihnen noch alles Liebe erweisen will.« Sie rückte an den Tassen. »Weißt du, alle kommen, von Bruck und Eltersdorf und Bubenreuth und Bach, von Pommersfelden und Heroldsberg und Burgfarrnbach die Buben von die Pfarrer und Schullehrer. Die meisten sind beim neinzehnten Regiment. Einige auch bei der Artillerie. Dem Herrn Hofapotheker sein Alfred. Und der Ludwig vom alten Herrn Hofrat Dreispring. Und meiner Waschfrau ihr Konrad. Der is fei Einjähriger. Und meine gute Butterfrau hat ihren Altesten als Freiwilligen da. Und der junge Schneider, bei dem Siegmund hat arbeiten lassen. Die lad' ich alle ein. Siehst du« — die Tante sprach nun hochdeutsch —, »der Krieg ist ein großer Erzieher. Wann hätte man es sich erlaubt, einen Korpsstudenten und einen Schuster zusammen einzuladen? Wir waren recht blind in unsrer Standeseitelkeit. Euer Joachim, der kommt fein auch ins Soldaten-Kaffeehaus bei der alten Hofrätin.«

Es lärmte auch bald im Flur. Eisenbeschlagene Stiefel gaben ein hartes Treten. Und bei der alten Hofrätin zog die Jugend ein. Es kamen grobe und feine Jünglinge, schlanke und plumpe, gewandte und linkische. Aber alle waren sie fröhlich, lachend, zutraulich. Sie hatten borstige Haarschöpfe und sorgsame Scheitel, sie zeigten weiße und schwärzliche Fingernägel, sie redeten die Hofrätin mit »gnädige Frau« oder mit »Sie« an — aber alle fühlten sich glücklich da.

»Noch an Kaffee,« sagte ein hübscher Lümmel aus der Sofaecke heraus.

Da knixte die Hofrätin und sprach: »Und Zigarren befehlen der Herr Feldmarschall nicht?«

Der hübsche Lümmel lachte laut. »Wenn ich därf, dann hol ich mir den Kaffee scho selber. Und wenn ich wieder da bin, gute Frau, nachher mach ich Ihna an Lehnstuhl auf Ihre alten Täg.« Es war ein junger Korbflechter. Er ging in die Küche und holte neuen Kaffee.

»Siehst du,« flüsterte die Tante Ina zu, »das ist schon sehr galant, daß er meine alten Täg noch nicht hereingebrochen sieht.«

Die andern erzählten. Von Lüttich, von Maubeuge. Es klang, als wären sie schon dabei gewesen. Aber sie zählten auch ab, wie oft sie noch zu der Hofrätin kommen würden.

Der Rauch der Zigarren lag wie ein schwerer Nebel in den kleinen Zimmern, trotzdem die Fenster offen standen und die Septembersonne hereinließen. Joachim war gekommen, und Ina freute sich, wie herzlich und munter er mit den Kameraden war.

Sie gingen dann zusammen fort. »Du willst doch nach Hause?« sagte Ina auf der Straße. »Papa erwartet dich immer sehr ungeduldig. Und ich glaube, auch Helene erwartet dich. Sie hat mir schon dreimal erzählt, daß du als junger Student mit Papa in München gewesen wärst und ihr einen Ausflug in die Bildergalerie von Schleißheim gemacht hättet.«

»Da muß ich wohl mehr auf die Bilder als auf lebende Schönheiten geachtet haben,« sagte Joachim lässig. »Ihr habt da eine rechte Qual im Hause.«

Ina fühlte sich verpflichtet, den Gast zu schützen.



»Gott segne sie,« antwortete Joachim und



begleitete seine Schwester bis zu Giechs Wohnung. Er fühlte, daß sie vielleicht dort ein wenig allein sein wollte, und verließ sie.

Scheu, sich fremd fühlend, betrat Ina die Räume.

Alte Möbel und Bilder, viele Bücher mit vergilbten Rücken machten den Eindruck langer Verlassenheit. Sie dachte, man müsse sich einen fast unzeitgemäßen Menschen hierher denken. Ein wenig Geheimnis schien in den abendlichen Zimmern zu wohnen. Erinnerungen an viel abgelebte Zeiten, die in Fassung und Würde verlaufen. Sie dachte: Und hier werde ich dann mit ihm sein? Vielleicht möchte er das. Oder er möchte heim nach Giechstein. Oder in das alte Baireuth. Alles, was mit ihm zusammenhing, ruhte in teuren Traditionen. Ruhte in Dingen, einst auch ihr so nahe verwandt. Ob er hier viel an mich dachte, empfand sie kindlich. Und was weiß er von mir? Und ihr fiel ein, sie wußte es nicht mehr so ganz genau, wie er aussah. Sie hatte wohl ein Bild, aber das war nicht ganz ähnlich.

Und plötzlich stand ein Gesicht vor ihr auf, eingebrannt in ihre Seele und ihr Gedächtnis.

Ein dunkles Gesicht mit einem kindlichen Lächeln. Da warf sie die Arme über die Schreibtischplatte und verbarg das Gesicht. Und weinte bitterlich.

Sie liebte ja den andern ...

Ina war fortgehastet. Draußen umgab sie der Schutz der Dämmerung. Sie ging über den weiten Platz vor dem alten Schloßbau und wandte sich dem Hofgarten zu. Sie konnte nicht heim. Vielleicht wartete man. Aber der Vater hatte ja die heitere Helene. Und Joachim.

Sie näherte sich dem seltsamen Brunnen, den französische Reformierte, die Schutz im Lande fanden, einst den Markgrafen errichten ließen. Die Pyramide mit den verwischten, wie ins Embryonenhafte zurückgebildeten Gestalten stand gespensterhaft im Zwielicht. Diese Abgelebten, mit teils theatralischen, teils gefühlvollen Gebärden in Stein erstarrt, hatten von jeher einen sonderbaren Reiz für Ina. Sie blieb ein wenig stehen, sah auf das barocke Gebilde und fühlte ein sonderbares Wissen: einst wird doch alles ruhig, ruhig. Einmal ist alles überlebt. Wir haben es nur mit der Jugend bezahlt. Wir haben dann nur die Illusionen begraben. Vielleicht sind wir dann tüchtig wie alle die, welche nicht beschwert von widerstreitenden Wünschen sich mühen und sich zerbrechen.

Und sie ging in die dunkelnden Alleen, wo unter wucherndem Gebüsch ein plumpes Reiterbild des Großen Kurfürsten steht. Der Koloß war eine finstere Masse, und in den Alleen lag das müde Schweigen eines gewesenen Tages. Warum, warum gehen Menschen so unerbittlich verschlossen an einer Frage vorüber, die sie doch fühlen müssen. Gibt es nicht die Güte, daß man Ungesprochenes errät und ihm entgegenkommt, ohne es zu beschämen? Aber vielleicht hatte Joachim keine Nachricht von Goth.

Doch nahmen nicht alle Abschied, da sie in den Krieg zogen? Verzieh man nicht alles, was schwer war? Warum hatte Joachim nicht an ihn geschrieben? Warum sagte er ihr kein Wort?

Sie kam heim. Aus dem Eßzimmer klang Lachen. Die Kusine Helene erzählte etwas. Es war gewiß sehr drollig. Selbst Joachim lachte. Und der Vater berichtete Ina froh von einer neuen Siegesnachricht, deren Inhalt unbegriffen an ihren Ohren vorüberzog. —

Es gingen die Tage. Joachims Abreise rückte näher. Der Vater quälte ihn noch ein wenig. Joachim sollte durchaus seine Habilitationsschrift zum Einreichen fertigmachen, und Ina mußte ihm dabei helfen. Vor ihr stand Walter von Giechs Bild. Der Vater mußte es hergestellt haben. Es war eine Photographie nach einem Gemälde. Walter im Hofanzug. Mit Frack, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen. Die Haare gekreppt und kurz anliegend wie ein Fell. Das Gesicht kühl und hochmütig. Er saß in einem köstlichen Louisseize-Stuhl und mochte achtzehn Jahre alt sein. Ja, dieses Bild gefiel wohl dem Vater. Welch ein Wunder, daß es nicht im Salon stand. Ina schrieb und schrieb. Die Sache sollte fertig werden — Joachim wollte auf des Vaters Drängen die Arbeit noch persönlich dem Dekan der Fakultät aushändigen. Als Ina fertig war, nahm sie die letzten Bogen. Es fehlten ihr ein paar Worte. Sie kannte doch nicht alle Fachausdrücke und zweifelte an ein paar Stellen, ob sie richtig die etwas mühsame Schrift Joachims erriet.

Sie ging hinunter zu ihrem Vater. Als auf das Klopfen kein Herein erfolgte, klinkte



sie leise die Tür auf. Der Vater saß mit geschlossenen Augen an seinem Schreibtisch. Sie erschrak ein wenig. Dieses Einschlafen über einer Arbeit war ein Alterszeichen bei einem Mann, der sich nie gehen ließ.

Sie suchte, auf leisen Sohlen gehend, unter den Büchern ein philosophisches Wörterbuch. Fand es auch und wollte wieder gehen, als ihr Vater mit einer sonderbar automatischen Bewegung den Kopf wandte. »Ja, ja, Ina,« sagte er.

Sie kam heran. »Verzeih, es war wegen Joachims Arbeit. Vielleicht bist du so gut, mir zu helfen.« Und sie legte die Bogen auf den Tisch.

Der Vater wandte ihr ein todblaßtes Gesicht zu. »Heute — kann ich nicht. Nun, es ist einmal geschehen, du bist hier und siehst mich. Wir müssen ja alle sehr stolz sein. Sehr stolz. Daran wollen wir uns halten. Einen großen Stolz dürfen wir haben.«

Aber über sein Gesicht stürzten die Tränen, er zog ein Papier aus seiner Brusttasche und las: »In demselben Augenblick, als die Batterie eine Höhe erstürmt hatte, sind Friedrich und Albrecht gefallen.«

Tot? Die Lebenstüchtigen, Ungebrochenen, Lebensfrohen tot? Man würde sie nie wiedersehen. Man würde ihr Lachen nicht mehr hören. Die Untragischen, ganz dieser Welt Verbundenen tot?

Sie versuchte, dem Vater ihre Liebe zu zeigen. Scheu, erschüttert. Man hatte es nicht gelernt, mit dem Vater zu sein wie mit seinesgleichen.

Sie dachte plötzlich, innerlich schreiend, an Clemens Goth. Und fühlte verzweifelt, nicht ihr Mann war ihr nächster Gedanke gewesen.

Aber um die Brüder durfte man doch weinen.

Der Vater hatte ein seltsam abwesendes Gesicht. Ina sah fast zum erstenmal persönlich, daß er sehr schön war. Er hatte etwas Marmornes, Edles, als wäre jeder kleine Zug aus den Formen seines Gesichts plötzlich weggewischt.

»Sie sind begeisterte Soldaten gewesen. Sie gehorchten nicht einem Befehl, sondern ihrer innersten Überzeugung und ihrer freudigen Bereitschaft für das Vaterland. Zwei Tage vor ihrem Tode erhielten sie das Kreuz.«

Oh, auch daran dachte der Vater.

»Geh, Ina,« sagte er, »und ziehe ein schwarzes Kleid an. Und schicke jemand in die Kaserne zu Joachim. Oder vielleicht gehst du selber. Er kann den Abend nicht kommen. Ich weiß. Ich möchte auch lieber ganz allein sein.«

Sie erfüllte die Wünsche. Der Leutnant ließ Joachim sofort nach Hause. Als Joachim zu seinem Vater kam, lag da schon ein Blatt, mit zitternder Hand beschrieben: »Auf dem Felde der Ehre starben den Tod für ihr teures Vaterland unsre geliebten, hoffnungsvollen Söhne und Brüder —«

»Du bist nun mein Einziger, Joachim. Du mußt all meine Hoffnungen in die Zukunft tragen.«

Und Joachim dachte gequält, die andern, die nie wiederkamen, hätten es besser gekonnt.

Viele Tage lang empfing der Geheimrat Besuche. Ina und Joachim staunten seine Fassung an. Fast niemand von der Universität hatte die Ferien zu Reisen benutzt. Es kamen vielleicht fünfzig Kollegen, von den andern Bekannten und den Verwandten abgesehen. Der Geheimrat wurde nicht müde und nicht schlaff. Er widmete jedem einzelnen Besuch volle Aufmerksamkeit. Denn das war die Ehre, die er seinen Söhnen noch erweisen konnte. Er, der seine Söhne nie gerühmt hatte, gab ihnen nun selbst alle Eigenschaften der vornehmen Gesinnung, des makellosen Charakters und der Tapferkeit und Würde.

Er merkte sich auch, was die Teilnehmenden sagten. Welche Bibelsprüche! Welche persönlichen Erinnerungen an die Gefallenen! Neues kam dabei. Albrecht hatte von seinem Wechsel einen bedrängten Kommilitonen, der Familienunglück gehabt, durchs Studium geholfen. Dabei sich ohne Wimperzucken vom Vater manchmal einen unbedachten Verschwender nennen lassen, wenn eine kleine Rechnung einlief, um die er extra bitten mußte. Und Friedrich war der geheimnisvolle Retter eines Schreibers, den er aus dem Kanal gezogen und in der Zahlmeisterkanzlei untergebracht hatte. Dieser Zahlmeisteranwärter erschien. Er saß weinend vor dem Geheimrat. Er wäre in den Kanal gegangen, weil sein Vorgesetzter, ein alter Unteroffizier und Gerichtsvollzieher, ihn vor den andern Schreibern geohrfeigt und verprügelt hatte. Da zog ihn der Herr Leutnant heraus. Und sagte: »Na, wenn ein königlich bayrischer Leutnant für Sie ins Wasser gesprungen ist, dann kann Sie ein alter Unteroffizier nicht mehr beleidigt haben.« So stie-



gen verborgene Taten der Menschlichkeit aus den Grüften der eleganten Jungens, die dergleichen »Sentimentalitäten« nie eingestanden hätten. Der Geheimrat schrieb das alles an den Abenden auf. Doch als nun der Sturm der Besucher zu verebben begann, wurde der Geheimrat von einer sonderbaren Unruhe erfüllt. Er wanderte rastlos durch das Haus, in dem sich die Gastin Helene nun etwas langweilte. Er saß stundenlang in den Zimmern der toten Söhne und betrachtete ihre Dinge, an denen sie Freude gehabt hatten. Die Bilder der »Bühnensterne« sowohl als die nicht ganz einwandfreie belletristische Literatur, die Albrecht Ergötzung geboten hatte. Ina fand ihren Vater vor Romanen wie »Messalina im Pelz«, oder Gedichten, die »Fleurs du mal« und so ähnlich hießen.

Eines Abends rief der Geheimrat Joachim in sein Zimmer. Der Schreibtisch war mit alten Bildern bedeckt, die man aus Schonung für ihre Verletzlichkeit nicht an die Wand hängte. Es waren Daguerreotypien, jene schillernden Glasporträte, die man nicht so recht mehr erkennen kann. Auch ein paar Bleistiftzeichnungen von blasser Farbe und kunstlose Aquarelle lagen da, die Vorfahren der Familie Degen. Joachim waffnete sich mit Geduld, von den einzelnen zu hören, welche Gaben und Verdienste sie ausgezeichnet außer der Armut. Sie hatten nicht die Mittel besessen, sich malen zu lassen, außer jenem Prediger, den die Markgräfin Wilhelmine als ersten Theologen nach Erlangen berufen, und dessen lebensgroßes Bild anmutig und fast kavalierhaft das Zimmer des Geheimrats schmückte.

»Du hast die alten Bilder hervorgeholt,« sagte Joachim. »Ja, nun werden wir die der Brüder dazulegen müssen.«

Der Geheimrat beugte sich über die verblaßten Angesichter. Und dann sagte er leise, fast zärtlich: »Sie alle haben etwas Lebendiges auf der Erde zurückgelassen. Nicht nur ihr Werk — die Stimme ihres Blutes. Ich hatte gehofft, noch die Söhne meiner Söhne wenigstens als kleine Kinder zu kennen. Der Abschied war so schnell. Sie sagten auch nichts, daß sie noch jemand an sich binden möchten. Und ich wagte die Frage nicht. Sie hätten vielleicht denken können, ich ahnte, daß sie nicht wiederkommen würden. — Ich weiß nicht: verstehst du mich, Joachim? Unser Schicksal ist kein Zufall. Aber das Schicksal deiner Brüder wird zu einer Mahnung. Was sonst vielleicht in eines Menschen Willkür lag, wird jetzt zur Pflicht. Der Krieg wird unsäglich viel ändern. Was heute noch vierter Stand oder Pöbel oder gar Krapüle ist, kann morgen schon hochgeworfen sein und durch die Macht des Geldes in andre Lebensstellungen kommen. Geschlechter fallen. Ich habe gelesen, daß eine Frau von König den Tod ihres fünften und letzten Sohnes anzeigt.«

Er machte eine Pause. Joachim bat, ob er sich eine Zigarre anbrennen könne. Seine Nerven waren gequält. Er betrauerte die Brüder mehr als er zeigte.

»Frau von König? Kanntest du sie, Papa?«

Der Geheimrat machte eine müde Gebärde. »Nein. Sie ist ein Symbol. Und du verstehst mich doch, Joachim. Du weißt doch, was ich meine. Kennst du niemand, den du liebhast?«

Joachim antwortete langsam: »Ein kommendes Leben zurückzulassen, wäre wohl ein schöner Gedanke.«

Der Vater warf ganz leise einen Namen hin.

Joachim nickte. »Ja, das wäre wohl auch eine Freude.«

Er verließ den Vater. Betroffen und nachdenklich. Gewiß, er verstand alles. Es wäre dem Manne ein bitterlicher Gedanke, sein Haus erlöschen zu sehen. Man wußte nicht, ob Giech zurückkam. Und wenn, das Blut ging in einem andern Namen unter. —

Ein paar Tage später bat Joachim seine Schwester, mit ihm nach Herzogsreuth hinauszufahren, wo die Verwandten von Chalois wohnten. Herr von Chalois hatte das ganze Erdgeschoß seines Schlosses für Verwundete hergegeben.

Es war schon belegt, mit leichter Verletzten, die der alte Dorfarzt behandelte. Armgard von Chalois gehörte dem Johanniterorden an, doch eignete sie sich wegen ihrer sehr zarten Konstitution nicht fürs Feld. Sie hatten noch eine zweite Schwester, und Marianne Ludwig, die Freundin, verbrachte den Herbst in Herzogsreuth.

Die Geschwister machten eine kleine Bahnfahrt. Dann ging der Weg über Wiesen, auf denen die Zeitlosen blühten. Es war ein ganz stiller, letzter Septembertag mit einem amethystfarbenen Himmel. Doch Ina war es, als hätte sie keinen Teil an den Dingen, nicht



einmal an der Natur. Die Unruhe brannte in ihr. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie in ihre überstürzte Heirat gewilligt?

Joachim verlangsamte seinen Schritt. Er machte sie darauf aufmerksam, wie schön die Baumgruppen des Parkes gegen die Wiese abschnitten. Es blickten schon gelbe und hochrote Blätter aus den Parkmassen, die Kastanien, die Birken.

Joachim ging, immer noch in einer sehr unmilitärischen Haltung, träumerhaft vornübergeneigt, die Mütze in der Hand. Sein sehr helles, etwas lockiges Haar stand jetzt allerdings über einem gebräunten Gesicht.

»Wenn ich auch gefallen bin,« sagte er, »dann geht doch später mal dahin. Nicht meine Gefühlsseligkeit verlangt danach. Aber ich meine, so eine Reise in fremdes Land wäre gut. Warum, kann ich nicht recht sagen. Nur alles, was nicht Alltag ist, tut uns gut.«

»Du kommst wieder,« sagte Ina. »Es wäre zu grausam. Ich kann doch nicht unter lauter Fremden leben müssen.« Sie faßte sich ein Herz. Eine hundertmal sorgsam bedachte und verschleierte Frage kam hüllenlos: »Ist Goth im Feld?«

»Ich weiß es nicht, Ina. Er selbst schreibt nichts. Und Verwandte oder Bekannte, die Auskunft geben könnten, nannte er nicht. Er wird wohl draußen sein.«

Sie betraten durch ein schönes schmiedeeisernes Portal, das seinen Affekt auf die stillen Wiesen hinauswarf, den Park in Herzogsreuth. Er war ein wenig herbstlich verwildert. Gras und Unkraut sproßte auf den Wegen. Die Wassergraben, von dem Flüßchen gespeist, das die andre Parkseite umzog, waren verschilft und mit grünen Linsen überdeckt. An einer Lichtung fanden sie Marianne Ludwig. Sie stand da in kurzem Rock, das Gesicht von einem Panamahut überschattet, und mähte die Parkwiese. Sie war fast schon fertig mit ihrer Arbeit. Sie sah schön, kräftig und stark aus.

Die Begrüßung war still. Sie fragte nach den toten Brüdern, ob man noch nähere Nachrichten erhalten und was sie zuletzt geschrieben. Dann sagte sie, Herr von Chalois habe schon all die Tage auf einen Besuch gehofft, weil er nicht selbst nach Erlangen konnte. Er läge mit einem Hexenschuß.

»Gehst du hinein, Ina?« fragte Joachim. »Dann helfe ich Marianne, die Wiese fertigzumachen.«

»Es ist nur ein kleines Stück noch, und Ihr Onkel wartet doch.«

Aber Joachim blieb. Er verstand durchaus nichts vom Mähen. Er konnte die Sense nicht regieren, und Marianne nahm sie ihm wieder ab. Er sah zu, bis sie fertig war.

Am Rand der Wiese, die der Fluß abgrenzte, stand ein steinernes Gartenhaus mit einem gebrochenen Dach und einer kleinen Freitreppe. Seine verblichenen blaugrünen Fensterladen waren geschlossen. Marianne ging auf das Häuschen zu, verbarg die Sense darin und steckte den Schlüssel in die Tasche. »Es ist recht barbarisch, hier Werkzeuge aufzuheben, aber wir haben jetzt keine Zeit, wie früher den Tee hier zu trinken.«

»Aber Sie haben ein wenig Zeit, jetzt auszuruhen, Marianne,« bat er, »und ich möchte auch gern etwas mit Ihnen sprechen.«

»Ja, gewiß, Joachim. Wir können auf der Treppe sitzen.«

Sie tat es, nahm den Hut ab und strich sich das dunkle Haar aus der Stirn, das einen schönen, schlichten Fall mit edlem Ansatz hatte.

»Wie ist es freundlich hier!« empfand er laut. Man hörte den kleinen Wellenschlag des Flüßchens — sonst war die Stille. Die Rasenfläche schlossen hohe alte Rüstern ein. An der andern Seite war eine Mauer, hinter der sich die sehr alte Dorfkirche erhob. Sie wirkte durch einige Umbauten klösterlichen Stils wie eine verlassene Abtei.

Joachim sah seine Gefährtin an, fühlte ihre große Unbefangenheit und wurde einen Augenblick zögernd. Doch es war ja nicht viel Zeit.

»Sie kennen mich lange genug, Marianne, ich brauche keine Erklärungen über mich zu geben. Ich gehe nun in den Krieg. Man weiß nicht, ob man wiederkommt. Man möchte vorher — man möchte nicht auslöschen. Wollen Sie meine Frau werden?«

Er sah sich plötzlich, daß er dieses schöne dunkle Mädchen umfing, sie küßte und dachte, es wäre ja Glück. Das zerfloß. Er wartete auf eine Antwort.

Drüben lag die Abtei — und das alte Gartenhaus redete von verschwiegener Zärtlichkeit.

»Lieber Joachim, Armgard und ich haben beschlossen, immer beieinander zu bleiben.«

»Das hatte ich auch einmal mit Clemens Goth beschlossen,« antwortete er.

Sie wandte ihm fast in Affekt das Gesicht zu: »Mein Gott, dann hat dieser Betörer Sie



beide gequält, Sie und Ina. Wie ist es seltsam! Und nun ist Ina die Frau Ihres andern Freundes. Sie hängen sonderbar zusammen, Sie und Ina.«

Er dachte nach. Ja doch, ja. Er fühlte Inas Traurigkeiten. Sie war Giech zu nahe verwandt. Sie konnten einander nie überraschen, nie sich gegenseitig eine Offenbarung sein.

»Liebster Joachim,« sagte das schöne Mädchen, »wir sind gute Freunde und wollen es bleiben. Ich wünsche Ihnen eine große Leidenschaft. Nicht eine Heirat aus Sympathie und Vaterwünschen.«

Sie streckte ihm die schmale, bräunliche Hand entgegen. Und sie nahm ihm den Gedanken, er könnte vielleicht lächerlich gewirkt haben. Sie tat etwas sehr Ungewöhnliches: sie küßte seine Hand. Er zuckte zusammen — und ließ es geschehen.

»Bleiben wir noch ein paar Minuten,« bat er dann. Er sah über den gilbenden Rasenplatz hin — sah nach der Abtei und den alten Bäumen. Es kamen noch Schmetterlinge, von ein paar blassen Skabiosen am Wegrand angelockt. Dunkle Trauermäntel mit gelben Ordensbändern. Sie waren schon müde, trunken von einem langen Sommer und hatten keine Menschenfurcht mehr.

Er träumte sich zurück, und tausend Ungelebtes schien ihm unter diesem amethystnen Himmel erfüllt.

Er sagte plötzlich: »Viele Menschen leben in uns. Wir können eine verborgene Heimat von allen sein, die uns zu unserm Menschenglauben helfen. Wie so ein alter Garten der Wahn von tausend Erinnerungen ist.« Er dachte: Eine Liebesstunde, ehe man fortgeht, wäre doch schön — —

Am Abend trafen sie den Vater, wie er, etwas unbehilflich, aber voll Eifer, einen großen ledernen Reisesack packte. Es war ein Brief aus einem Regensburger Lazarett gekommen. Von dem Oberleutnant der beiden Söhne. Dieser Herr ließ schreiben, er könne noch Mitteilungen an die Familie machen, wenn vielleicht der Vater käme. Doch bald. Wie es bei ihm ausginge, sei ungewiß. Joachim bestimmte, daß Ina mitfahren sollte. Der Vater war von den Aufregungen erschöpft, und es stand ihm ja eine neue Gemütsbewegung bevor.

Er fand sich im Kursbuch nicht zurecht und zermarterte sein Gedächtnis nach dem Namen eines Hotels, wo einmal vor Jahrzehnten ein Freund gute Unterkunft gefunden. So reisten die beiden.

Und Joachim dachte: Vielleicht werden sie aufgehalten in der Stadt und auf der Reise. Dann ist dies der Abschied gewesen. Denn in drei, vier Tagen mußte er fort.

Den Geheimrat bewegte die Reise sehr. Der D-Zug war voll von Offizieren. Meist verwundeten. In den Korridoren saßen Mannschaften auf ihren Tornistern. Sie grüßten. Das heißt, sie grüßten Inas Trauerkleidung und des Geheimrats umflorten Arm. Das rührte Alexander Degen sehr. Er erzählte von seinen zwei Söhnen und fragte die Mannschaften nach Heimat und Familie. Er teilte seine Zigarren aus, und als sie zu Ende waren, fragte er die Tochter, ob es die Leute nicht beleidige, wenn er ihnen nun Geld für Zigarren gäbe. Ina beruhigte ihn und nahm ihm diese schwierige Handlung ab, ohne Kränkung hervorzurufen.

Ihr Vater ging gleich in das Lazarett, nachdem man das Hotel nahe dem Bahnhof gefunden hatte.

Er sagte Ina, sie solle sich die Stadt ansehen. Denn Regensburg wäre ein gar berühmter Ort. Sie solle sich nichts von diesen bedeutenden Erinnerungen entgehen lassen. Ina lächelte melancholisch und machte sich auf den Weg.

Sie ging eine lange Gasse hinunter; die Sonne brannte noch recht fühlbar auf ihrem schwarzen Jackenkleid. Sie sah auch pflichtgemäß um sich und merkte, daß die Bevölkerung hier doch ein sehr andres Gepräge trug als in der Nürnberger Gegend. Es waren freundliche und ein wenig ärmlich oder sehr bescheiden aussehende Leute. Irgendwo war dann ein Gemüsemarkt mit vielen weißen Rettichen. Sie fragte jemand nach der Richtung des Doms. Man lächelte ihr zu, denn er war recht nahe. Aber vorher käme sie noch an die ganz alte Kirche, sagte ein freundliches Weiblein.

Diese Kirche hatte keinen Turm, sie wirkte, im Alter ihrer Mauern, fast vorzeitlich, und Ina fühlte irgendeine Anziehung, mehr als zu dem gewaltigen gotischen Dom, der schreckhaft grauweiß, umstarrt von steinernen Spitzen, Arabesken und kühnen Verbindungen zwischen dem Auslauf der Strebepfeiler, wie ein Stück böses Mittelalter sich erhob. Sie flüchtete in die kleinere der Kirchen. Es ging ein



paar Stufen hinab. Da stand ein altes Männlein, behaglich, freundlich, ehrerbietig. Und er sagte ihr, daß sie sich im Museum für römische Altertümer befinde, dem größten und schönsten Europas. Ina ergab sich darein, ein Museum betrachten zu müssen. Das alte Herrchen trippelte neben ihr her und enthüllte eine große Bildung. Ina stand mit ihm in einem Labyrinth von steinernen Sarkophagen, in einem Chaos von Grabsteinen, teilnahmslos ernst, dann doch gefesselt. Denn das alles, was hier aufgehäuft lag, war dem Boden der Stadt entrissen. Bei Umbauten, bei Gartenanlagen fand man immer von neuem wieder alte Grabsteine, Inschriften und die trogartigen Särge. Man deckte römische Luftheizungen auf, fand Vasen und Amphoren.

Eine dem Schauder verwandte Rührung kam ihr. Wie sonderbar mußte es sein, so dicht über einer versunkenen Siedlung zu wohnen! Und das Männlein erklärte ihr die Grabsteine, mit sonderbaren, fuchsähnlichen Löwen geschmückt, mit Bildnissen trauernder Mütter oder Familien.

Er las ihr Inschriften der Gedenksteine vor, die Mütter mit Namen Flavia, Antonia, Aurelia tapferen und unvergeßlichen Söhnen Julius, Vespasian, Augustus und so weiter errichtet. Das Männlein wies auf die alten Zeichen D. M. S.: Diis manibus sacrum, den Abgeschiedenen geweiht. Es waren alles Soldaten, Soldaten der großen Legionen. Das alte Herrchen blickte auf Inas Trauerkleidung und fragte, ob sie vielleicht Seelenmessen im Dom lesen ließe. Durch des Konservators Herz zog ebensoviel Mitgefühl für die Soldaten dieses Krieges wie für die Gründer und Verteidiger des Römerkastells. Sie verneinte die Seelenmessen. Sie sei nicht aus der Gegend. Aber sonderbar, die kühle, ferne Vergangenheit dieses Ortes tat ihr wohl.

»Sie müssen noch nach oben gehen — es fällt mir nur die Treppe ein wenig hart. Aber Sie sind ja eine hochgebildete Dame, Sie brauchen keine Führung. Da oben sind die Amphoren und die Waffen.«

Eine Stiege knarrte unter Inas Tritt. Sie stand auf einer großen Galerie, die um den ganzen Raum lief. Sie dachte: Ich kann dem Papa erzählen. Ich werde ein wenig die Zeiten verwechseln, die Amphoren nicht richtig einschätzen, und er hat Gelegenheit, mich zu korrigieren. Das lenkt ihn dann ab. Denn vielleicht erfährt er noch Schmerzliches von den Brüdern. Und sie ging die lange Reihe der Vasen, Scherben, Waffen ab, sich einige Stücke besonders einprägend. Sie kam an die Schmalseite der Galerie und fand viele Glaskästen mit kleinen und kostbaren Dingen, kleinen fingerhohen goldenen Statuetten von Kaisern, Göttern und Göttinnen. Sie las immer wieder Zettelchen: »Gefunden in den Gärten Seiner Durchlaucht des Fürsten von Thurn und Taxis.« Was für Gärten, denen goldene Götterbilder entstiegen!

Nun war nochmals das Schiff abzugehen. Es barg die Gräberfunde. In Schaukästen, fast schlafwagengleich der Anordnung nach, lagen hier die Toten. Skelette um Skelette, braun wie Holz, braun wie die Erde. Und alle seltsam klein. Sie las, es waren Männer, Krieger gewesen. In den zierlichen schönen Schädeln hatten einst der Mut und die Grausamkeit gewohnt. Aber der Anblick dieser Aufhäufung von Totengebein machte sie elend. Sie lehnte sich, den Blick abgewandt, an die Brüstung der Galerie und sah nach unten, in die weite Halle.

Da stand bei den Grabsteinen der Legionssoldaten ein grauer Soldat von heute. Er hatte die Mütze in der Hand. Sie sah einen dunklen Kopf. Sie sah eine kräftige Gestalt sich auf eine anmutige Weise herunterbeugen und mit der Hand ein Frauengesicht auf dem Stein streicheln. Und dann hörte sie eine Stimme, nicht sehr laut, aber sonderbar hallend in dem weiten Raum: »Diis manibus sacrum — nicht wahr, wir sagen: ‚Surrexit de sepulchro' — wir wollen nicht nur leben und sterben, wir wollen auch auferstehen.«

Konnte diese Stimme täuschen? Angstvoll hob sie ein wenig den Schleier. Es war ein Soldat in Reiteruniform. Es war Clemens Goth.

In Sekundenschnelle wußte ihr Herz Tatsächliches. Er stammte ja aus dieser Gegend — aus der Donauniederung. Joachim hatte es ein paarmal erwähnt, daß man da noch den römischen Typus fände, dem Goth so glich. Es war hier seine Heimat. Er stand da bei einem Regiment.

Ihr Herz fieberte vor Angst. Sie durfte ihm nicht begegnen. Sie durfte ihn nicht zu sich sprechen hören, denn sie wußte nicht, was dann geschah. Sollte sie hier oben bleiben? Aber wenn er kam, wenn er zu diesen Toten wollte? Sie stand wie gelähmt. Sie hörte seinen Schritt auf der Treppe.



Der Schritt hörte auf. Sie rannte die Treppe hinunter, eilte durch das Kirchenschiff. Fort, nur fort.

Aber am Portal stand das alte Männchen. Es heischte noch seinen Lohn. Sie kam mit ihren zitternden Händen nicht zurecht. Es dauerte ein wenig lange.

Im Kirchenschiff klang ein heftiger, rascher Schritt. Da lief sie hinaus auf den Platz. Die Sonne war fort. Weit und wie eine Gefahr dehnte sich der Platz. Sie rannte vorwärts — sie sah ein Seitentor des Doms offen, raste eine Freitreppe hinauf, blieb sekundenlang stehen: über den Platz kam eiligen Schrittes Clemens Goth. Er winkte mit der Hand. Nein, um Gottes willen nein, wußte sie. Und tauchte unter in das Schweigen einer ungeheuren gotischen Halle. Dieser Dom war so sonderbar leer. Von der allergrößesten stolzen Einfachheit. Man konnte hier einander nicht entgehen. Sie stürzte geradeaus. Sie sah drüben Nischen, vielleicht eine Eingangstür. Doch sie hatte sich getäuscht. Es war eine Wölbung für ein Grabmal.

Es ließ eine dunkle Ecke neben sich. Da stand sie nun. Und wußte, sie durfte ihn nicht sehen und sprechen. Denn sie wußte nicht, was dann war.

Und sie fieberte, es möchte doch sein.

Da kam Goth in den Dom. Sie sah, wie er einer Gewohnheit gehorchte und das geweihte Wasser nahm. Sie sah ihn suchen. Die Minuten in ihrem Versteck schienen ihr Gräber und Blumen von Hoffnung. Wenn er sie fand — o Gott, sie konnte ja nichts dafür. Aber es durfte nicht sein. Sie sah seine Gestalt gegen den Hauptaltar verschwinden. Es war nun totenstill in dem Raum. Hatte er sie denn erkannt trotz dem schwarzen Schleier? Vielleicht ihren Gang, gewiß den Gang. Was würde sie sagen, wenn er sie fände?

Da hörte sie wieder seinen Schritt. Er kam das Seitenschiff herunter. Er blieb vor der Nische stehen, sie sah ihn ganz deutlich. Suchend, gespannt — aber er blickte nach einer andern Richtung. Er ging vorüber.

Der Schritt verklang. Sie wagte sich ein wenig hervor. Sie spähte hinaus. Da sah sie ihn unter dem großen Hauptportal stehen. Wollte er dort warten, warten? Sie konnte doch nicht ewig hier bleiben. Eine Furcht überkroch sie. Eine kindische Furcht vor dem Leichenstein, an dem sie lehnte. Sie raffte sich zusammen. Sie wollte sehen, wer ihr Gefährte war. Ein gelblichweißes Marmorbild mit einem lebensgroßen griechischen Jüngling, in der süßen Ermattung des Schlafes hingestreckt an einem Gedächtnisstein. Der trug ein kleines Medaillonbildnis. Und eine Inschrift war: Karl von Dalberg. Darunter stand: »Leben, Liebe ist Gottes Wille.« Und weil alle, deren Herz in der Unruhe der Jugend geht, nicht die Götter der Vernunft anbeten, sondern gern Zeichen, Wunder, Mahnungen und an sie gerichtete Botschaften im Spiegel der Dinge sehen, so traf diese sonderbare Grabschrift eines Kirchenfürsten Ina wie die Stimme des Geschickes. Leben, Liebe ist Gottes Wille.

Und sie trat leise in das Kirchenschiff. Stand im Mittelgang. Unten, weit von ihr, unter einem ungeheuren Portal war Clemens Goth. Er sah auf die Straße hinaus. Ina zögerte. Sie dachte, vor niemand könnte es Sünde und Verbrechen sein, wenn sie nun zu ihm ginge und sagte: Sie gehen in den Krieg. Und Gott behüte Sie.

Es wäre doch so arm. Es wäre ja nur eine hilflose Bitte. Es wäre nicht mehr, als man noch einem Unbekannten gäbe. Und ihr Fuß machte ein paar Schritte vorwärts.

Da sah sie etwas. In einer Ecke des Raumes, nicht weit von dem großen Portal, hingen drei, vier Knaben so sonderbar in der Luft, Seile umklammernd. Sie taumelten, schaukelten, und plötzlich schnellten sie zum Boden herunter, und das Geläut der Glocken setzte ein. Sie weinte. Sie dachte an Walter von Giech. Er hörte wohl keine Glocken. Er hörte wohl die Erde zittern vom Donner der Geschütze. Und sie wußte nicht, ob er noch lebte in dieser Stunde.

Sie ging. Sie hastete durch fremde Straßen. Über denen klang von unzähligen Kirchen der Ruf zum Angelus. Er pflanzte sich fort von Türmen zu Türmen. Kinder stürzten an Ina vorbei ihren Heimstätten zu. Alte Menschen standen auf der Straße still und murmelten den englischen Gruß. Über dem Gewirr von Gassen und Gäßchen lag die Dämmerung des Oktoberabends.

Und der Vater wartete auf Ina in der fremden Stadt und würde ihr nun erzählen von dem Tod, den die Brüder im fremden Lande gestorben waren.

»Leben, Liebe ist Gottes Wille.«



Edmund Moeller: Die Klage (Marmor)

Im Besitz des Museums in Leipzig

Sie fand den Vater gefaßt, aufgerichtet. Der arme Kamerad von Friedrich und Albrecht würde vielleicht den Morgen nicht erleben. Es sei wunderbar, wie er mit allem abgeschlossen habe, rührend, daß er noch an den Vater seiner Kriegskameraden gedacht.

Sie waren voll Siegesglauben gewesen. Fröhlich nach einem schweren Tag. Eine Höhe war von der Batterie besetzt. Sie rasteten. Sie erzählten einander von der Heimat. Wie anders man alles lieben würde, wenn man zurückkäme. Ja, gerade das hatte Friedrich gesagt. Da war eine Granate eingeschlagen. Zwei blieben unverletzt. Der Oberleutnant wurde schwer verwundet. Friedrich und Albrecht waren auf der Stelle tot.

Doch hier im Lazarett sei auch noch ein Kanonier. Mit dem habe Friedrich noch kurz vor seinem Tode eine Weile geplaudert. Zu diesem Kanonier könne man erst morgen mittag.

Es verzögerte sich. Dem Kanonier wurden Knochensplitter herausgenommen. Man mußte noch einen Tag zugeben. Ina erinnerte den Vater, daß Joachim vor der Abreise stünde. Doch der Geheimrat war eigensinnig. Er mußte das noch hören, was der Kanonier berichten konnte. Es war also noch ein ganzer Tag in Regensburg zu verbringen.

Und es begann ein Wandern. Als seien Sehenswürdigkeiten Trost und Ruhe für verwundete Herzen. Als könne aus Kirchen und Kapellen, Schlössern und Museen sich die Gnade des Lebens ergießen.

»Dieses Schloß ist nach dem Muster des berühmten von Blois erbaut, französische Renaissance,« erklärte der Geheimrat einen gewaltigen, für Ina sehr reizlosen Palast, der aus der Tiefe von kühlen, grünen Gräben aufstieg. Man ging über eine Esplanade, ein Glacis — mit Baumgruppen, Denkmälern. Jedes Denkmal, jede Baumgruppe wurde ihr zum Schrecken. Jede Straßenbiegung eine Klippe der Furcht. Sie dachte verzweifelt: Wenn es mir das Schicksal doch ersparte, ihm noch einmal zu begegnen — und sie fühlte ihr sehnsüchtiges Warten dabei.

Der Oktoberhimmel stand in einem strahlenden Blau über der fremden Stadt. Geschäftige Menschen liefen über die Plätze, verschwanden in Kirchen oder jubelten Soldaten zu. Ein Reitertrupp kam. Und der Geheimrat blieb stehen. »Siehst du, das sind die vom Regiment Taxis. Chevaulegers. Dieselbe Waffe wie Walter. Da siehst du, was für Uniformen und Ausrüstung seine Leute haben.«

Aber sie wagte es nicht, nach den Reitern zu blicken. Und tat es doch, als sie vorüber waren.

In einer goldigen Herbstsonne lag die Stadt der Kirchen, der uralten Erinnerungen. Und der Vater erzählte ihre Geschichte, wie man die Memoiren einer schönen, berühmten Frau wiedergibt. Da war ein Tanz mit dem Tilly, einer mit dem Schwedengeneral. Und zuletzt bat der Bonaparte um die Ehre. Und ehe sich die nun so Erinnerungsreiche ganz in den Schoß der Kirche begab, war da noch Karl von Dalberg, Fürstprimas. Er trug die Weihen leicht.

Um Ina brannte die Unruhe. Sie mußte weiter, immer weiter in dieser Stadt, wo jeder Schritt sie zu dem Menschen führen konnte, den sie wiedersehen wollte und doch nicht wiedersehen durfte.

Joachim Degen erhielt vor dem Ausmarsch noch ein paar Tage Urlaub, um seine Sache bei der Fakultät zu ordnen.

Er war plötzlich allein mit der munteren, hübschen Helene. Sie, die einen Tag lang schon jedes standesgemäßen Umgangs für ihre sonnige Munterkeit beraubt, hatte sich in die Regionen der Küche herabgeneigt. Und es dauerte nicht lange, so verfiel die alte Köchin ihrem Zauber. Denn das gnädige Fräulein verstand alle Tonarten der Heiterkeit. Bald wußte sie die Lebensgeschichte der alten Line, in der es einen auf der Wanderschaft verschollenen Jugendfreund gab und einen Witwer mit sechs unartigen Kindern, zu dem sich Line nicht hatte entschließen können. Dies verbreitete Helene nicht ohne Teilnahme an Joachim weiter. Sie hatte einen gar zierlichen Kaffeetisch im Garten gerüstet, strich Joachim Brötchen, so wie er es gern hatte, brachte Zigaretten herbei, die er durchaus erproben mußte, ob sie ihm draußen schmecken würden. Helene, ein wenig junonisch von Formen, aber sportlich zusammengerafft, sehr elegant, frisch und kraftvoll, hatte einen heftig roten Mund und kleine, feste, weiße Zähne dahinter. Wenn sie lachte, konnte sie wie ein Backfisch wirken, und das paßte gut zu ihrem sprunghaften Wesen.

»Denk' dir doch, Joachim, was liegt eigentlich für eine bewunderungswürdige Geduld



in so einer Line. Da ging der Jugendfreund auf die Wanderschaft. Schreiben war nicht seine Sache. Das verstand sich von selbst. Verwandte im Ort besaß er nicht. Und da wartete sie geduldig, bis die Jugend vorbei war. Bis einmal ein andrer Geselle ihr Grüße brachte. Grüße von einem Meister in Pommerland, der in ein schönes Anwesen hineingeheiratet hatte. ‚Waren Sie ihm böse?‘ fragte ich sie. Aber das wollte sie nicht wahr haben. Es sei ein armer Bursch gewesen. Nur wer auch arm sei, wisse, was das für eine Verlockung sei, zu einem Sach zu kommen. Und gewiß wäre die Frau auch gut.«

»Und der Witwer?« fragte Joachim.

»Den mochte sie nicht. Es sei kein ‚Traum‘ dabei gewesen. Ich würde wohl wissen, was sie damit meine. Ist es nicht sonderbar, die alte Line wollte keine Versorgung, sondern einen Traum. Hättest du das für möglich gehalten?«

Er schwieg nachdenklich. Solange er sich erinnerte, war die alte Line im Hause. Aber ihm war nie eingefallen, sie nach den verschollenen Dingen ihres Herzens zu fragen. Er fühlte sich fast ein wenig beschämt. Man hat allerlei Pläne, das Volk zu heben, aber einer alten Köchin ein wenig Teilnahme zu geben, daran denkt man nicht.

»Hat sie dir das alles von selbst erzählt?« fragte Joachim.

Helene lachte und bot ihm eine Zigarette. »Wie sollte sie wohl dazu kommen, Joachim? Ich bin gestern ein wenig zu ihr in die Kammer gegangen, und sie hat mir das Diplom für fünfundzwanzigjährige Dienstzeit gezeigt und was sie nun sonst noch hat. Weißt du, als ein Soldatenkind lernt man es, mit den Leuten zu sprechen.«

Sie plauderte weiter. Es war noch so schöne Sonne im Garten.

»Geh ein wenig mit spazieren,« bat er. »Nur durch die Gassen. Das heißt, mit einem Kanonier bist du wohl noch nie spazierengegangen?«

Sie lachte. »Nein, das nun nicht, Joachim. Aber was man das erstemal tut, ist doch besonders hübsch.«

Sie gingen. Er ließ sich von ihrem Geplauder tragen. Ach, es war wirklich lieb, einmal an keine schweren Dinge zu denken. Nein, ihr Wesen ruhte nicht in Oberflächlichkeit. Wieviel Herz hatte sie für die alte Line gezeigt. Und nun erzählte sie ihm auf den Gassen: da wohnte ein etwas verwachsener Handschuhmacher. Sie hatte für Papa allerlei im Laden besorgt. Der Handschuhmacher sagte, nun fühle er sein Gebrechen noch mal doppelt. Erst wär's gewesen, daß einen die Schulkameraden verspotteten. Und dann hätten die Mädchen über einen gelacht. Und nun, wo er eine gute Frau habe und zwei ganz gerade Kinderchen und ganz zufrieden gewesen sei, nun käme das: nun riefe das Vaterland — und man sei ein buckliger Krüppel. Joachim sah die strahlend Gesunde an und fragte bewundernd: »Höre, Helene, was sagtest du denn darauf? Da wäre ich ganz verlegen und wüßte nichts.«

Ihre braunen Augen lachten ihn schmeichelnd an. »Du würdest wohl etwas wissen. Besser als ich. Nun, ich habe gesagt: ‚Mein Vater ist ein General. Meinen Sie vielleicht, er könnte sich Handschuhe machen? Nun, da irren Sie sehr.‘«

»Hast du noch mehr solche Beziehungen in der Stadt?«

Es sprudelte. Sie kannte die seltsamsten Menschen. »Du weißt doch, bei deiner Tante Amelie ist nun ein Nähtag. Sie hat mich eingeladen, zu kommen. Ach, lieber Joachim, deine Tante hat etwas Erschütterndes. Sie kann backen und kochen, nähen, stricken, flicken. Ich glaube, sie könnte auch spinnen, Seife kochen und Bier brauen. Man steht vor ihr in seines Nichts durchbohrendem Gefühl und wie eine Drohne. Erst ging ich hin und plauderte und kam mir sehr anregend vor. Direkt erfrischend, weil sie dort immer von Wolle, Barchent, Flanell und ich weiß nicht was noch Schrecklichem redeten. Aber deine ausgezeichnete Tante ließ Aphorismen von fleißigem Mundwerk und zimperlichen Händen fallen. Erst stellte ich mich taub. Du wirst aber wissen, welche Stimme deine Tante hat.«

Er mußte lachen. Ihre Art zu reden belustigte ihn. Alles rückte so weit weg, womit man sich das Herz beschwerte.

»Sag' schnell, wie hast du die Stimme der Tante in eine Flöte umgewandelt?«

Es kamen ihnen Leute entgegen. Ein Frauentrupp aus einer Fabrik. Er wußte kaum, daß er es tat, aber er schob seinen Arm unter den von Helene. Und dann fühlte er das so warm und gut und ließ den Arm, wo er einmal war. —



»Du meinst wohl, ich bin der liebe Gott und mache aus Brummbässen Engelstöne? O nein. Aber im Erlanger Tageblatt erbot sich Frau Wackernagel, wohnhaft am Nürnberger Tor, für Zuschneiden, Nähen und Flicken von Wäsche. Ich las und war schon dort. Frau Wackernagel ist eine Frau in Scheidung. Ihr häßlicher Mann geht auf bösen Wegen. Er hat dazu das Plüschsofa mitgenommen. Wir kämpfen jetzt um es. Außerdem habe ich schon gelernt, wie man Soldatenhemden zuschneidet. Und als deine Tante nun neulich vor einem Stoffballen stand und sagte: ‚Ob ich sie nicht ein wenig weiter machen sollte als für meinen Siegmund — mein Siegmund ist der Best', aber gar schmal um die Achseln,' da habe ich mein Wackernagellicht unter dem Scheffel hervorgezogen. Da bin ich mit meiner Methode hervorgetreten. Ganz kühl und überlegen, weißt du — aber innerlich zitternd. Doch es ging. Ich bin nun sozusagen für deine Tante nicht mehr ein ganz hoffnungsloses Glied der menschlichen Gesellschaft.«

Joachim Degen sagte: »Ach, Mädel, was bist du munter. Wir wollen den Abend fröhlich sein. Bei uns — da war man es so selten. Wir haben ein bißchen schweres Gemüt, die Ina und ich. Und die Brüder gingen ihre eignen Wege. Nun sind sie tot — ja —« Er fühlte einen leisen Druck auf seinem Arm.

Sie hatten zusammen Abendbrot gegessen. Erst genierte es ihn ein bißchen. Dann war es ihm neu und reizvoll: sie machte ihm auf eine sehr geschickte Weise alles so bequem. Winzige Kleinigkeiten. Es war nicht ein Bedienen. Es war so etwas Zärtliches. Sie lachte dabei. »Papa ist immer abends ein bißchen sehr müde. Da mag er das. Es liegt mir so in den Händen.«

Auf ihrem hochgestellten braunen Haar, das so herrisch sich über die Stirn erhob, lagen goldene Lichter. Ihr frischer Mund war so rot. Sie hatte ein Abendkleid an. Es ließ die Schultern durchschimmern. Die waren sehr schön geformt, und der Hals stieg in kräftigem Ansatz weiß, rund zu dem ebenmäßig modellierten Kinn. Er beugte sich zu ihr, mit dem Glas anzuklingen, aber eigentlich um den Duft zu spüren, den sie an sich hatte. Sie roch ein wenig nach Ambra. Ganz leise. Vielleicht war es ihr Haar, das so schön wie ein edles, braunes Holz leuchtete.

Und Joachim ließ neuen Wein kommen. Übermorgen abend war er nicht mehr hier. Und keiner weiß, ob er wiederkommt. Keiner weiß, was seiner wartet. Was hat man erreicht? Erreicht mit seinem wahren Ich? Eine Habilitationsschrift? Er lachte in Gedanken. Wie viele von den Tausenden deutscher Dozenten gingen in die Unsterblichkeit ein! Er sah Gesichter vorüberziehen, ach, die müden, zerarbeiteten Gesichter von Sklaven der Wissenschaft. Er dachte auch an Marianne Ludwig. Sie hatte ihm die Hand geküßt. Nicht, weil er sie nicht bekam. Die Gute, sie begriff ihn ja. Weil er nicht zu leben wußte, darum hatte sie ihm die Hand geküßt. Die Farbige da am Tisch täte was andres. Wär' sie doch ein Mädel, das nicht nach dem Morgen fragt ...

»Ihr habt hier in diesem Hause immer zuviel gelernt. Ach Gott, mißverstehe mich nicht, Joachim. Ich bin nicht so dumm, daß ich es nicht wüßte. Ihr habt Verfeinerungen, vielleicht auch Freuden, die nur für wenige sind. Aber über euch lastete immer ein andrer Wille.«

Er nickte. Er sah das alte Zimmer, den alten Tisch, erinnerte sich, wie oft ihn sein Vater hier gescholten, daß er sich schlecht hielt, daß er keinen geraden Scheitel hatte, daß er nach Laune aß. Heute war das Zimmer anders. Ein leiser Geruch von Ambra ging durch die Luft — und eine Erwartung und eine Bereitschaft. Er fühlte das wohl. Und es war ihm, als könne er leichter atmen. Als wäre er im Freien, zwanglos, mit gelösten Gliedern.

»Über euch lastete ein andrer Wille. Da wurden euch Dinge zu Problemen, die sonst die Jugend mit einem Lächeln wegschiebt.«

Joachim Degen wußte noch ganz genau, daß Helene auch sagen konnte: Ich bin eine sonnige Natur, mein Humor ist goldig, und ich interessiere mich kolossal für die klassischen Altertümer des Germanischen Museums. Oh, noch mehr konnte sie sagen. Aber es müssen nicht immer Worte sein, die das Bedeutungsvolle werden. Er sagte plötzlich ohne Übergang: »Liebst du jemand, Helene?«

Und dann erschrak er, wagte sie nicht anzusehen, ging ans Fenster und öffnete es. Es war, man sang draußen. Durch die Sieglitzhofer Straße kam ein Trupp junger Leute. Die Beleuchtung war hell genug, daß man sehen konnte, sie stellten sich an einem Nach-



barhaus auf. Joachim fiel ein, da war morgen Hochzeit. Ein blutjunges Mädel heiratete einen zwanzigjährigen Leutnant.

Er wandte sich ins Zimmer zurück. Helene war nicht mehr da. Sie sollte da sein. Er lief ins Nebenzimmer, ging noch weiter. Er fand sie endlich auf einem Balkon — im Musikzimmer. »Was ist dir denn? Ich habe dich doch nicht beleidigt?«

Sie stand und rührte sich nicht. Draußen fingen sie an zu singen. Schöne Stimmen. Studenten wohl. Natürlich, es war eine kleine Professorstochter, die heiraten sollte. Ein Kind fast. Ja, ein Studentenlied kam:

»Ob das Glück im Wechsel schwebe,
Wenn uns nur das Gold der Rebe,
Wenn uns nur die Liebe blieb.«

Andre Lieder kamen. Sie überstürzten Joachim Degen mit der allereinfachsten, heftigen Sehnsucht. Er wandte sich Helene zu. Er nahm ihre Hände. »Tat ich dir denn weh?« sagte er kindlich.

Sie sangen draußen: »Ich hatt' einen Kameraden.« Sie gingen über in einen sonderbar weckenden Rhythmus von der Heimat und dem Wiedersehen.

»Du, Helene, hör' doch!«

Sie hob das Gesicht. Sein Ausdruck war nicht mehr zu verkennen. Er bog sich hinüber und fand ihren Mund.

Draußen klangen noch die Lieder. Dunkel und fern fühlte Joachim: Das bin nicht ich — und bin es doch. Ein Seufzer durchströmte ihn: Es ist eine andre Zeit. Wir nehmen ja alle Abschied.

Und dann fühlte er die Kraft dieses Mädchens wie einen Strom zu sich fließen. Er bedachte nichts mehr. Das Haus strahlte in Licht. Über dem Hause lag ein Rausch — Man nimmt die Stunde, denn man weiß nicht, ob sie wiederkommt.

Und man nimmt die Stunde ganz. Bis der Mond wieder scheint, bin ich vielleicht tot.

Ach, ihr bleichen Brüder in der fremden Erde — — —

Der Geheimrat und Ina trafen am andern Nachmittag ein. Ihre Telegramme waren nicht angekommen. Sie fanden das Haus nicht auf Empfang vorbereitet. Erst nach mehrmaligem Klingeln öffnete das Mädchen. Sie hatte eine Mittagsruhe gehalten. Die Line sei vom Herrn Doktor weggeschickt. Oben auf dem Flur lag die Nachmittagsstille. Joachim kam aus einer Tür. Sonderbar, aus Helenes Zimmer. Sein Gesicht war sehr rot. Er lächelte halb verlegen.

»Grüß Gott, grüß Gott! Schön, daß ihr da seid. Ja, ich will es gleich sagen, Helene und ich gehen heute abend um sechs Uhr zur Kriegstrauung. Denn morgen früh muß ich weg. Die Line hab' ich ausgesandt, für das Hochzeitsessen einzukaufen.«

Der Geheimrat umarmte seinen Sohn.

Ina stand daneben und dachte: Bin ich denn irre? Ist es bei ihm der Abschiedstaumel? O mein Gott, später erträgt er sie ja nicht. Später verzweifelt er ja.

»Entschuldigt Helene, sie muß ein bißchen ruhen.«

Der Vater erzählte die Worte des Oberleutnants und die des Kanoniers. Joachim hörte zerstreut zu. Der Vater umarmte ihn von neuem. »Daß ihr euch gefunden habt, oh, wie freut es mich, wie freut es mich!«

»Du mußt auch ein bißchen ruhen, Papa, denn du gehst doch nachher mit. Man brauchte nur einen Zeugen — aber ich will auch einen. Du bist nämlich Helenes Zeuge, Papa. Ich hab' meinen Leutnant gebeten. Es macht ihm Freude, die Generalstochter, weißt du. Die Generalstochter und der Kanonier.«

Er ging sonderbar taumelnd im Zimmer umher. Sein Gesicht kam Ina fremd und unbegreiflich vor. Sie dachte: Wie in einem Jammer, mein vornehmer Bruder und dieses muntere Nichts.

»Habt ihr denn die Einwilligung des Generals erhalten können?«

»Nein. Wir haben depeschiert. Helene ist mündig. Es ist jetzt Kriegsbrauch. Meine Batterie wartet nicht auf mich. Helene weiß, daß ihr Vater ihr kein Hindernis in den Weg legen würde.«

Ina kam sich über die Maßen häßlich vor, aber sie mußte denken: Helene hat eine Generalvollmacht für jede Chance.

Sie ging wie zerbrochen in ihr Zimmer. Ratlos. Unglücklich. Sie mußte Joachim noch sprechen. Es war schon so spät. Und sie mußte ihn doch vorher noch sprechen. Endlich fiel ihr ein, daß sie klingeln konnte und ihn zu sich bitten. Sie wollte ihm ihr Herz eröffnen. Sie wollte ihm sagen, wie es um sie selbst stand, Walter gegenüber. Diesem Manne gegenüber, der tausendmal mehr wert war als die Oberflächliche, geschmückt mit allen Gütern einer gedankenlosen Lebenssicherheit.

Doch als nun Joachim eintrat, kaum die



Tür schließend, denn er habe Eile, vermochte sie nur zu sagen: »Joachim, es ist so furchtbar rasch. Du bindest dich ja fürs Leben. Muß denn das sein? Kannst du nicht mit der Heirat warten, bis du einen Urlaub bekommst? Muß das jetzt sein?«

In seinen Augen flimmerte ein ihr unbekanntes Licht. Er sagte kurz, heftig: »Es ist Krieg. Es ist alles anders. Bedenkzeiten sind nicht mehr für mich. Sie macht mir den Abschied zu etwas anderm.«

Ina schwieg. —

Das Paar kehrte nach der Kriegstrauung noch auf eine halbe Stunde heim. Vor dem Hause wartete das Auto. Morgen früh sollte es Helene wiederbringen. Joachim wollte sich schon jetzt von Vater und Schwester verabschieden. Joachim trank Sekt. Er war verliebt, er lachte, er war für Ina ein ganz fremder Mensch.

Abschied, das Gefühl der Gefahr, des Kampfes, all dies schien untergegangen in einem heftigen männlichen Begehren.

Ina sah den Bruder das Haus verlassen. Er grüßte flüchtig mit der Hand. Dann sprang er zu der Fremden in den Wagen.

Für ein paar Stunden der Lust, die ihm doch — billiger irgendeine bieten konnte, verkaufte er seine Freiheit? Ina begriff nichts mehr als ihre lastende Vereinsamung.

Es wurde ein wenig anders im Hause. Der Geheimrat rief bald nach Joachims Weggang die Tochter zu sich und begann eine Rede. Auf eine andre Weise vermochte er es nicht, sich mit seinen Kindern zu verständigen. Dreißig Jahre lang geübtes Dozieren war ihm auch in den Hausgebrauch übergegangen. Auch das Einfache liebte er nicht sehr. Er zog die schmückenden Vergleiche herbei, wozu er sich sowohl der Zitate als der Beispiele bediente. »Liebe Ina, zwei Frauen im Hause werden leicht zu einer Klippe. Du bist die angestammte Haustochter, mein Kind, und hast natürlich den Vorrang. Indessen, wie ich auf dem Standesamt erfuhr, ist Helene zwei Jahre älter als du. Wie wollen wir es halten? Soll ihre Anwesenheit den Charakter des Besuches tragen, oder ist es das Richtige, ihr auch gewisse Pflichten einzuräumen?«

Ina lächelte. »Vorerst möchte sie ein eignes Wohnzimmer eingeräumt. Es läßt sich nicht so ganz leicht machen. Doch mit gutem Willen geht ja alles. Ich will zusehen.«

Der Geheimrat brannte sich eine Zigarre an, sah ihren Rauchwölkchen nach und lächelte. »Ja, mit gutem Willen. Dies freut mich, zu hören. Denn, wie gesagt, zum Schloß Fotheringhay möchte ich das Haus nicht werden sehen. Nun, du erinnerst dich doch, vor Schloß Fotheringhay war der berühmte Streit der Königinnen, Mary Stuart und Elisabeth Tudor.«

»Aber lieber Papa!« Ina wurde doch ein wenig ungeduldig.

»Ja gewiß. Mary Stuart und Elisabeth Tudor sind zwei tief typische Frauencharaktere, und sie werden nicht aussterben, solange die Welt rund ist. Also, liebe Ina, keine Waffengänge. Einige dich mit deiner Schwägerin über das Künftige.«

Inas Lippen kräuselten sich in Hochmut.

Der Geheimrat zeigte sich befriedigt. Er entwickelte dann seiner Tochter noch einen Plan. Sie möchte doch ein Inserat in mehrere Zeitungen tun, daß man eine Porträtmalerin von Ruf suche, die bereit sein würde, nach den Photographien von Friedrich und Albrecht lebensgroße Bildnisse herzustellen.

Ina dachte, noch eine Hausgenossin sei ein wenig viel. Doch sie widersprach nicht.

Sie hatte nun viel an Walter zu schreiben. All das Tatsächliche, die Reise nach Regensburg, die letzten Nachrichten über die Brüder, Joachims Heirat, bot Stoff genug. Es war nicht, daß seine Briefe ihn ihr näherbrachten. Seine Ausdrucksweise, sein Stil waren sehr beherrscht und seltsam altmodisch, etwas steif, respektvoll. Man konnte sich gar nicht recht denken, daß derlei Briefe in der Aufregung, der Anstrengung des Krieges verfaßt würden. Erzählte er einmal einige Kleinigkeiten über die Kameraden, die Unterkunft und dergleichen, so endete er halb beschämt: »Aber ich komme ins Schwatzen, das Gräßlichste an einem Manne.« Oder er fragte, ob die Straßen in Erlangen durch die vielen Soldaten und Munitionsarbeiterinnen nicht jetzt sehr »volkreich« seien, und Ina doch nicht unvorsichtig sein möchte beim Ausgehen. Oh, er sagte auch, daß er sie liebe. Doch sie möchte nicht denken, er erwarte, daß sie für ihn dieselben Gefühle hätte. Er wisse wohl, er habe sie bei dem Gemeinsamen für die Heimat gerufen. Und wenn es das Schicksal wolle, würde er ihr einst die Heimat teuer machen, so hoffe er. Sein altes Giechstein, die Wälder dort, das schwermütige Land. Briefe und



Tagebücher seiner Mutter lägen dort. Wenn sie die erst läse, würde sie vielleicht gern an demselben Platz stehen wie jene gütige und tapfere Frau. Als hätte er nie zu leben gelernt, klang es aus diesen Briefen. Oder als wäre er schon mit der Uniform eines Kammerjunkers in die Welt eingetreten. Ein Feinfühliger, ein leise Ermüdeter, der es sich nie gestattete, sich gehen zu lassen, der sich schon einen Schwätzer nannte, wenn er lieb und zutraulich ein wenig erzählte und vielleicht einmal gestand, daß er litt. Denn manchmal fand sich ein Satz wie: »Ich ging am Abend noch mit hinaus, Verwundete zu suchen. Da sieht man Dinge, die man nicht beschreiben will. Man schämt sich, daß man noch heil und gesund ist.«

Die Schwägerin war einen Tag lang in Tränen gegangen um ihren Bubi, wie sie Joachim betitelte. Dann fand sie, daß einer Kriegerfrau Fassung gezieme. Das Wort Kriegerfrau erfüllte sie besonders dann mit Entzücken, wenn sie ihre elegantesten Sachen anhatte. Es war aus »Wir Offiziersdamen« entsprungen. Die Kriegerfrau ließ es an nichts fehlen. Sowohl Kant als Spinoza fanden sich in ihrem neuen Wohnzimmer. Denn die Kriegerfrau hatte doch einen Philosophen geheiratet. Daß sie Genuß von der Lektüre hatte, behauptete sie nicht. Die Kriegerfrau betrieb es ein bißchen, daß der Dekan der Fakultät sich mit Joachims Arbeit befaßte. Sie machte Besuche und kam angeregt und mit hundert Erlebnissen nach Hause. Sie regte die ältesten Professoren an, aus den verstaubten Klavieren einstiger Herzenszeiten die Töne verschollener Galanterie zu holen. Sie gab es strahlend wieder.

Es ist ein wenig hart, immer aufgemuntert zu werden, fühlte Ina. Man las die Zeitung, man bekam Briefe, man sah, ach! schon so viele schwarzgekleidete Frauen in der Stadt. Man wußte seine nächsten Angehörigen draußen, und die andern alle, die andern. Von denen man nichts wußte, als daß mit ihnen irgendwelchen andern Menschen ein Unwiederbringliches fallen würde.

Und man saß hier, lebte wie sonst, hörte von Not und Tod wie von Alltäglichem, und das Dasein floß so hin. —

Ein Oktobertag versank. Der Wind trieb welkes Laub über die verödeten Alleen des Schloßgartens. Ina zögerte, heimzugehen. Der Vater fuhr heute mit Helene nach Nürnberg, ins Theater. Trotz der Trauer. Es wurde wohl ein vaterländisches Stück gegeben. Nichts zwang Ina, auf den Augenblick da zu sein.

Als sie gegen den Vorgarten kam, begegnete ihr der Briefträger, lachte und sagte: »Da ist noch ein Brief an Fräulein Degen, Frau von Giech. Feldpost. Ja, jetzt melden sich die fernsten Bekannten für Zigarren!«

Der Brief wog wie eine Last in ihrer Hand. Er war von Clemens Goth.

Ina eilte hinauf in ihr Zimmer. Es kam ihr so finster vor, trotzdem das Licht brannte. Alles verschwamm vor den Augen. Sie hatte lange Mühe, zu lesen:

Ich bin ohne Abschied fort, sehr Geliebte. Lassen Sie das Wort stehen, es ist einmal da.

Jemand sagte mir, es war häßlich und peinlich für Sie, vor dem Gericht aussagen zu müssen. Ich glaube, Joachim, Ihr Bruder, ist das gewesen. Verzeihen Sie es der, die tot ist. Ich bin ohne Abschied fort, denn ich war unstet. Mir riß der Fluch am Herzen, daß ich nicht meiner Schwester Hüter gewesen bin. Vielleicht war's mir notwendig, daß ich mich quälte. Vielleicht hat es ihr Schatten gewollt, daß ich was spürte vom Hilflosen, worein das Weib gebunden ist. Alles ist wunderlich genug. Eine kleine Schramme genügt, daß ich einen Doktor finde. Und irgendein Dialektwort genügt, daß er mich fragt, woher ich bin. Und er erzählt, er ist in Gößweinstein zu Haus, dort, wohin die Leute wallfahrten und sich Billetten in den Himmel kaufen können. Und der Mann hat ein wenig Zeit oder er will nur das bißlein Fränkisch hören, was ich zu Erlangen gelernt habe. Und sagt: »Wie kann ein Taxis-Reiter so trübselig sein?« Da sage ich: »Ehe ich fort bin und ein Reiter geworden, hat sich in meiner Kammer ein Mädchen erschossen. So arm wie ich. Aus dem Volk, wie ich. Aber ich habe ihr nichts zuleide getan. Vielleicht zuwenig zuliebe. Aber doch nichts zuleide.« Da wird der fremde Mann zu mir wie ein Mensch. Er fragt und fragt. Und dann zieht er aus seiner Brusttasche ein abgegriffenes Buch, so eine Art Doktor-Tagebuch. Blättert, findet, zeigt mir eine Stelle:

20. Juli 1914. Das Mädel geht mir nach. Schauspielerin von der Schmiere. Ich hätt' es doch nicht sagen sollen. Nicht sagen, daß es keine Rettung mehr gibt. Aber sie sagte,



der Ort, wo sie sterben wolle, wäre nicht hier. Sie müßte noch eine Reise machen. So einer sollte man sagen dürfen: Wenn die Schmerzen zu arg werden, dann nimm das und schlaf ein. Ich konnt' sie nicht mehr operieren. Name: Marie Traunfelder.

Dieses las ich. Wir sind einmal Erdgeborene, und eine Schuld zu tragen will gelernt sein. Darum war diese Aufzeichnung in dem Notizbuch für mich eine gute Botschaft, obwohl sie den Jammer meiner Gefährtin enthüllte. Sie kam in mein Haus, um da zu sterben. Weil ihrem Leben die Frist gesetzt war. Weil sie sich ängstigte, noch andern, die ihr vielleicht geholfen hätten, die Krankheit zu bringen. Sie wußte, daß ich weinen würde. Nichts mehr konnt' ich für sie tun, als sagen, sie war mit mir verlobt. Es ist das einzige gewesen, was ich ihr noch erweisen konnte.

Nun wissen Sie alles, Ina. Auch warum ich keinen Abschied nehmen konnte. So ein Mädchen aus dem Volke, Ina, Sie wissen nicht, wie das ist, wie es ein Mann fühlt. Da ist ein Vater, abhängig vom Publikum, zerbrochenen Stolzes, wenn er je einen hatte. Da war eine Mutter, immer arm und krank. Der Vater zieht mit seinem Karren herum, redet von Kunst und macht Bücklinge, wenn ihm ein Lässiger ein paar Zigarren zuwirft. Packt ihn sein Elend ganz, dann heult er. Packt ihn der Zorn, so muß er was zerschlagen. Doch Gegenstände kosten Geld. Ein verprügelter Kollege läuft aufs Gericht. Warum geht es nur so schlecht? schreit man die Tochter an und läßt seinen Zorn an ihr aus.

Ach, Sie wissen nicht, wie Jugend sein kann. Wie hart! Sie wissen es nicht: solche Menschen wie das Mädchen und ich, die haben einander nichts zu schenken als ein wenig Wärme. Ich hatt' sie lieb. Vielleicht konnte ich schon sagen, wie einer immer sein altes Vaterland lieb behält. Doch wer für sein kleines Geschick die pathetischen Vergleiche macht, begibt sich in den Schein der Unwahrheit. Es ist auch nicht wahr, wenn ich sagte, sie ist meine Schwester gewesen. Wir leben nicht im alten Griechenland, wo die Antigonen weinten und die Oreste Iphigenien erlösten. Ich hab' sie liebgehabt und tat nichts, was ich nicht halten konnte.

Denn da kam andres über mich. Sie. Ich mußte immerfort an Sie denken und dachte doch nicht für Sie. Für einen Menschen denken, das heißt ja, ihm überlegen sein. Wie sollte ich dazu gelangen?

Sie traten mir entgegen wie das Vollkommene. Denn Ihre Natur gestattete Ihnen, Ihren Instinkten zu folgen. (Andre Menschen folgen dem Herkommen, den Gewohnheiten ihrer Umgebung, dem Befehl des Alltags.) Sie haben alles, was ich nie erreichen werde. Und Sie haben es mich nie fühlen, sondern nur genießen lassen, daß Sie alle Zukunft haben, weil sie mit der Vergangenheit der Welt so tief verbunden sind.

Sie haben Brüder, nicht wahr, Sie wissen solche Dinge: der Mann hat gar viele Möglichkeiten. Es ist eine hübsche, vielleicht auch eine süße, aber gewiß keine große Sache, ein wenig verliebt zu sein und die Stunde zu nehmen. Wir würden erschrecken, wollte es uns die Frau, die uns teuer ist, etwa gar verzeihen. Denn dadurch würde es ja erst zu etwas. Das bunte Nichts von Wanderjahren bekäme ein falsches Gesicht. —

Andrer Tag. Es ist eine sonderbare Erde hier. Sie zittert immer von den Kanonen. Ich muß mich eilen, den Brief fertigzuschreiben. Es ist ja nicht wichtig für Sie, ihn zu erhalten, aber es ist für mich das wichtigste, alles zu sagen. Wir glauben gerne, was wir möchten. So glaubte ich, am Tag, ehe die Schwadron ausrückte, Sie gesehen zu haben. Unter Grabsteinen und auf dem Weg nach einem Dom. Ich weiß es gewiß, daß nur Sie so gehen können, wie jene Gestalt in schwarzen Kleidern ging. Aber der Dom war leer. So sehen wir auch manchmal, was uns nicht begegnet.

Nun bin ich im Feld. Es ist sehr furchtbar. Man kann es sehr schwer lernen, im Feind nur den Feind zu sehen: die Summe von Vernichtungswillen. Die Feindschaft spielte bisher im Leben des Individuums eine unbedeutende Rolle, ihr galt nicht der hundertste Teil unsrer Gedanken. Es ist sehr schwer, die toten Kameraden zu sehen, sie in die fremde Erde zu legen und nur zu denken, sie sind Helden. Retter. Befreier. Man denkt, wenn man die stillen, einfachen Gesichter sieht: Ach, hätte man sie doch nicht geplagt mit Lernen, was sie nicht begriffen. Hätt' man sie Hirten werden lassen, Jäger, Waldbauern — Freie im Maß ihrer Natur. Natürlich gibt es andre. Im Feld hat der Mann eine andre Würde. Es gibt keinen Kompromiß mehr. All der Plunder solcher Dinge ist weggefegt.

Und weil man hier draußen keinen Tag mehr weiß, ob morgen das Herz noch schlägt, scheut es nicht seine letzten Wahrheiten.

Ich fühle es so, daß ich in allen Dingen des Lebens, die mir etwas schenkten, Sie vorausgewußt habe, Ina. Und selbst wenn Sie mir sagten, nicht öfter ging Ihr Gedanke zu mir und nicht bewußter, als Ihr Blick über das Gleichgültigste gleitet (es kaum fassend), es würde meinen Glauben doch nicht erschüttern. Dieser Glaube ist, daß ich Sie nie mehr verlieren kann. Und hörte ich kein Wort mehr von Ihnen im Leben. Sie sind mir eins mit allen Dingen. Und so bin ich doch glücklich. Ich habe nichts mehr, was ich nicht mit Ihnen teile. Sie müssen nicht fürchten, daß meine Gedanken Sie quälen wollen oder werden. Denn es sind die Gedanken eines unzerstörbaren Friedens.

Leben Sie wohl. Meine Wünsche für Sie wären arm, denn Sie haben ja immer das Beste: sich selbst.

Ich bin ganz der Ihrige

Clemens Goth.«

Die Nacht brach herein. Es wurde so still — tiefste Stille im Herzen. Gott war barmherzig, dachte Ina. Sonst wußte sie nichts.

Sie nahm ein Blatt Papier in der stillen Nacht. Sie schrieb irgend etwas und trug das fort, als es Morgen war.

Und dachte, könnte sie doch hinauswandern in den graukühlen, schauernden Morgen und im Nebel verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher

Buch an Buch in hohen Schränken.
Eintagsweisheit faßt es kaum:
Dreier Tausend Jahre Denken
Lebt und wirkt in diesem Raum.
An die sicheren, erprobten
Bände der Vergangenheit
Schmiegen sich die vielgelobten
Aus der Werkstatt jüngster Zeit.

Dumpfes Grübeln, tolle Launen,
Fromme Freude, frecher Spott,
Bange Seufzer, stilles Staunen
Auf dem weiten Weg zu Gott;
Werdewucht der Weltgeschichte,
Die der Menschheit widerfuhr,
Anmut holder Traumgesichte,
Rätselreichtum der Natur:

Was die größten Geister schauten,
Fiebernd in Gestaltungsglut
Losen Blättern anvertrauten,
Erbt sich fort als Dauergut.
Buch an Buch in hohen Schränken;
Lockend grüßt dich jeder Band:
»Ohnegleichen ist mein Schenken,
Nimm als ersten mich zur Hand!«

»Greife fraglos nach dem Neuen!«
Drängt der Ungeles'nen Chor,
»Keine Stunde soll dich reuen,
Die dein Tag an uns verlor.
Du beschränktest dich vergebens,
Dein Beharren führt zurück;
In der Weite deines Strebens,
In der Fülle liegt das Glück.«

»Nein, ins Tiefe mußt du schürfen!«
Fallen die Bekannten ein,
»Karger Tage Kräfte dürfen
Nicht zersplittert tätig sein.
Vielheit leitet nicht zum Wesen
Dieser Wunderwelt dich hin;
Nur beim Immerwiederlesen
Lichtet sich der letzte Sinn.«

»Ja,« bekräftigen die lieben
Freunde, gar gering an Zahl,
»Bleibe, wie du stets geblieben,
Treu den Treuen deiner Wahl.
Doch vergiß vor diesen Schränken
Nie, woher ihr Inhalt rührt:
Laß dein Herz vom Leben lenken,
Das allein zum Gipfel führt.

Leben, das in heißem Ringen
Unsre stille Welt erschuf,
Leben muß dich ganz durchdringen:
Dann entzündet uns dein Ruf;
Reiner Wahrheit lichte Lohe,
Milder Schönheit Feierglanz,
Alles Heilige und Hohe
Sucht dich und erfüllt dich ganz.«

Hanns Ruborff





Emil Orlik: Blick vom Wendelstein

Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin



Die Heimstättenbewegung — ein Weg zum sozialen Frieden

Von Dr. jur. h. c. Adolf Damaschke

Vorsitzenden des Bundes deutscher Bodenreformer in Berlin

Zum 20. März 1915 hatte ich eine Reihe befreundeter Organisationen eingeladen, um mit ihnen zu erwägen, was wir, die wir daheim bleiben mußten, in dieser Schicksalszeit für unser Volk tun könnten. Nach eingehender Beratung gründeten wir den »Hauptausschuß für Kriegerheimstätten«, dem sofort 28 Organisationen beitraten. Noch niemals hat ein sozialer Gedanke im deutschen Volke Herzen und Köpfe so schnell gewonnen wie der Gedanke der Kriegerheimstätten. In unserm Hauptausschuß sind heute mehr als 3700 Behörden und Organisationen aller Art vereint, die zusammen wohl über 6 Millionen deutscher Familien umfassen. Und immer mehr ringt sich der Gedanke durch, daß in einer bewußten großen Heimstättenbildung der einzige Weg gefunden werden kann zu einem Frieden auf sozialem Gebiet, zur inneren Gesundung, zum Neuaufbau.

Was uns zu jener Gründung trieb, war in erster Reihe die Erinnerung an 1871. Jener wunderbare Krieg hatte uraltes Sehnen erfüllt, und die nationale Begeisterung stieg so hoch, wie wir sie vielleicht nur aus den Augusttagen 1914 kennen. Und doch wandelte sich unmittelbar nach jener Erhebung die Begeisterung in ein Zweifeln und Verzweifeln in vielen Tausenden von deutschen Herzen. Die Ursache hat uns einmal der größte Volkswirtschaftslehrer des kaiserlichen Deutschlands, Adolph Wagner, in einer Bodenreformversammlung erklärt: Die Landwehrmänner, die bei ihrem siegreichen Einzug mit hohen Worten gefeiert, mit Blumen überschüttet worden waren, sie wurden bei ihrer Heimkehr empfangen von Mietsteigerung und, zumal wenn sie Kinder hatten, mit Wohnungskündigung. Unmittelbar nach dem Frieden entstand verhängnisvollste Wohnungsnot. Am 1. Oktober 1871 lagen allein in Berlin 10 600 Menschen obdachlos auf der Straße. Vor den Toren errichteten sie elende Bretterbuden oder hausten in alten Wagen und Spreekähnen. 1872 hat die Polizei und Feuerwehr in nächtlichen Streifzügen solche Barackenlager umstellt und sie dann abgerissen. Da ist es das erstemal vorgekommen, daß ein heimgekehrter Landwehrmann die alte schwarzweiße Preußenfahne von seiner Bretterbude herunterriß und durch ein rotes Tuch ersetzte. Es machte wenig Eindruck — die Sozialdemokraten schienen den klugen Politikern Berlins ohne jede Bedeutung zu sein, hatte doch bei der letzten Wahl im ausgesprochensten Arbeiterviertel Berlins, im 6. Wahlkreis, der sozialdemokratische Kandidat nur ganze 82 Stimmen erhalten. Nach dieser Enttäuschung aber veränderte sich das Bild. Bei der nächsten Wahl stieg in diesem Kreis die sozialdemokratische Stimmenzahl auf 2623, und Friedrich Engels benutzte im Leipziger »Volksstaat« die Wohnungsnot, um den Arbeitern klarzumachen, daß der Staat, der in der Not auch die Arbeiter zur Verteidigung aufruft als Kameraden und Brüder, der sie aber, wenn er sie nicht mehr braucht, mit Frau und Kindern dem Wohnungselend preisgibt, nichts ist als der »Gesamt-Kapitalist«, von dem die Arbeiter nichts zu erwarten hätten.

Von den liberalen Wortführern, die in jener Zeit die öffentliche Meinung beherrschten, verstand nur der Bürgermeister von Berlin, Hobrecht, die schicksalsvolle Entscheidung. Er brachte einen dringlichen Antrag ein, auf dem großen Gemeindegrundeigentum der Stadt in Erbpacht Heimstätten zu errichten. Aber die Stadtverordnetenmehrheit, nach veraltetem Gesetz ja selbst in der Mehrheit Vertreter des Grundbesitzes, begrub diese dringende Vorlage in irgendeinem Ausschuß. Sie stimmte im Herzen dem Jahresbericht für Hypotheken und Grundbesitz zu, worin E. Salomon 1872 schmunzelnd feststellte: »Das verflossene Jahr kann wohl als eines der ergiebigsten und günstigsten für den sogenannten Realkredit und Immobilienverkehr der letzten zehn Jahre bezeichnet werden ... Gleich nach Friedensschluß trat eine bedeutende Nachfrage nach Grundbesitz ein, dessen Folge eine ganz enorme Steigerung der Mieten war. Eine ganz natürliche Folgerung der Steigerung in Grundstücken war die Steigerung des Grund und Bodens, und haben die darin stattgefundenen Umsätze zu steigenden Preisen einen ganz enormen Umfang angenommen.« Über die Wirkung solcher Bodenpreissteigerungen führte der Direktor des Preußischen Statistischen Amtes, Geheimrat Engel, aus: »Der ‚Aktien-Bauverein Tiergarten' macht unter dem 15. Februar 1872 bekannt, daß er von seinem Besitz, dem 6400 Quadratruten umfassenden Park Birkenwäldchen, etwa 3300 Quadratruten verkauft und daran bis dato (die Gesellschaft wurde am 12. Januar 1872 gegründet), also in etwa vier Wochen einen Gewinn von 330 000 Talern realisiert habe ... So sind Hunderttausende von Quadratmetern Bauterrain in der Umgegend von Berlin gekauft und wieder verkauft worden, an welchen für die ersten glücklichen Verkäufer viele Millionen von Talern hängenblieben. Welche solchen Gewinnen äquivalente Arbeit ist hierfür geleistet worden? Welche Nachteile entspringen nicht aus so hohen Zwischengewinnen den künftigen Bewohnern der Häuser, die auf solchen verteuerten Baustellen erbaut werden?« —

Eine solche Erfahrung durfte ein Volk nur einmal machen. Und was bei unsern Vätern vielleicht entschuldigt werden kann aus Kurzsichtigkeit, das mußte uns, die wir jene Lehre kannten, zur sittlichen Schuld werden. Und das um so mehr, als jene Wohnungsnot, wenn auch die Symptome zurückgedrängt wurden, die dunkelste Seite unsers ganzen wirtschaftlichen Lebens blieb. Wer einmal einen Blick in diese Verhältnisse getan hat, dem waren die Augen aufgetan für tausend Erscheinungen, die sonst in unserm sozialen, sittlichen und geistigen Leben als unerklärlich gelten mußten. Fast drei Jahrzehnte versuche ich an der Spitze der deutschen Bodenreformbewegung das Gewissen unsers Volkes aufzurufen für diese Fragen. Und es war ein unsagbar bitteres Gefühl, öfter zu sehen, wie Menschen guten Willens mehr wußten von den Wohnverhältnissen der alten Ägypter, der Griechen und Römer oder auch von den Wohnverhältnissen der Eingeborenen Afrikas und Australiens als von den Wohnverhältnissen ihrer deutschen Brüder, wenige Gassen von der eignen Wohnung entfernt. Es soll hier nur eine Zahl stehen, mitten aus dem wunderbaren Aufstieg unsers Volkes, mitten aus dem Reichtum, der den Neid aller Völker erregte, nur eine Zahl von den Wohnungen, die das »Statistische Jahrbuch deutscher Städte« übervölkert nennt. So nennt es Wohnungen, die nur ein einziges heizbares Zimmer haben und dauernd von sechs und mehr als sechs Personen bewohnt werden, oder Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern, die dauernd von elf und mehr als elf Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts besetzt sind.

Solcher »übervölkerter« Wohnungen wurden gezählt am 1. Dezember 1905 in

Berlin	24 440
Breslau	6 876
Hamburg	5 662
Königsberg i. Pr.	4 630
Leipzig	3 987. —

Der Direktor des Posener statistischen Amtes, Dr. Franke, gab zum ersten Male über die Schlafverhältnisse der Bevölkerung zahlenmäßigen Aufschluß. Danach schliefen in der Stadt Posen nicht weniger als 25 302 Personen zu sechs und mehr als sechs in einem Raume.

Es lassen sich erschütternde Einzelbilder aus diesen Zuständen entrollen, es lassen sich viele Worte machen, wie aus solchen Zuständen heraus die Fäulniserscheinungen aufsteigen mußten, die wir erblicken im Rückgang der Geburten, in der Steigerung der Unsittlichkeit, in den Gefahren des Alkoholismus, in den Opfern der Tuberkulose usw.

Und alle diese Gefahren wurden nun durch den Krieg naturgemäß aufs äußerste verschärft, mußte doch im Kriege die Bautätigkeit zunächst fast völlig ruhen. Die erste Aufgabe der Heimstättenbewegung war, sie dem Spiel der Parteien zu entziehen. Und es gelang. Am 24. Mai 1916 nahm der deutsche Reichstag einstimmig folgende Entschließung an: »Der Herr Reichskanzler wird ersucht, die Bestrebungen nach Schaffung von Heimstätten für Kriegsteilnehmer oder deren versorgungsberechtigte Hinterbliebene tatkräftig zu fördern und baldmöglichst einer gesetzlichen Regelung zu unterziehen mit dem Ziele, Rechtsgrundlagen zu schaffen, welche solche Heimstätten ihrem Zweck dauernd erhalten.«

Und wie alle Parteien, so bekannten sich auch alle Berufe und Stände zu dieser Frage. Uns selbst überraschend war die Zustimmung in den Kreisen der Industrie: »Nach dem Kriege muß alles geschehen, um unser Wirtschaftsleben wieder aufzubauen. Kommen die Krieger zurück in Wohnungsnot und Mietssteigerung, so müssen natürlich erneute Lohnkämpfe die Folge sein. Nach dem Kriege aber können wir solche Kämpfe weniger denn je ertragen, und deshalb liegen gesicherte Heimstätten im gemeinsamen Interesse aller, die in deutscher Arbeit stehen!«

Es lohnt sich, einen Augenblick zu überlegen, wie die deutsche Entwicklung hätte gehen können, wenn wir einen Staatsmann gefunden hätten, der diesen von allen Parteien, von allen Berufen getragenen Gedanken aufgenommen und bewußt in den Mittelpunkt der innerpolitischen Entwicklung gestellt hätte. Von Herrn von Bethmann Hollweg freilich war nichts zu erlangen als freundliche Briefe, daß »Erwägungen« angestellt würden. Und dabei blieb es auch, als im Heer selbst immer mehr das Verlangen nach Heimstätten lebendig wurde. Meine Freunde und ich haben in zahlreichen Versammlungen an allen Fronten diese Lehre verkündet und überall begeisterte Zustimmung gefunden. Daraufhin erhielt ich eine Einladung ins Große Hauptquartier, und ich habe dort in persönlichen Unterredungen und dann auch in einem besonderen Vortrag in eingehender Aussprache, an der sich namentlich Hindenburg, Ludendorff und Krafft von Delmensingen beteiligten, die Frage der Kriegerheimstätten dargelegt. Zum Schluß erklärte mir Hindenburg, er sei gewiß, im Namen aller anwesenden Heerführer zu sprechen, wenn er erkläre, daß das Heer geschlossen hinter diesen Forderungen stehe. Und er schrieb mir dann auf meine Bitte einen Brief, der ein geschichtliches Denkmal dafür bleiben wird, daß unser größter Feldherr in diesem Weltkriege auch mehr war als ein Soldat:

Chef des Generalstabes
des Feldheeres.

Gr. H.-Qu., den 16. 12. 17.

Sehr geehrter Herr Damaschke!

Die Arbeit des »Hauptausschusses für Kriegerheimstätten« findet mein volles Verständnis.

Unsre Krieger, die ihr Vaterland unter schwersten Opfern so ruhmvoll vor dem Verderben geschützt haben, dürfen bei ihrer siegreichen Heim-

kehr nicht mit Wohnungselend empfangen oder gar mit Frau und Kindern der Obdachlosigkeit preisgegeben werden.

Das Vaterland soll jedem, der von ehrlicher Arbeit leben will, dazu verhelfen, ein vor Wucherhänden geschütztes Heim zu gewinnen, in dem deutsches Familienleben und der Aufwuchs an Leib und Seele gesunder Kinder möglich ist. Das will Ihre Bewegung, und deshalb werden die besten Wünsche aller derer mit Ihrer Arbeit sein, welche die Größe unsrer Zeit erkannt haben und es ehrlich mit unsern Kriegern und unserm Volke meinen.

Es handelt sich hier um ein Werk von größter sozialer Tragweite. Je eher dieses in Angriff genommen wird, desto mehr wird es eine Quelle neuer Freudigkeit und dankbarer Hingebung unsrer tapferen Truppen werden!

v. Hindenburg.

Aber trotzdem der Reichstag und das Heer es forderten, das Kriegerheimstättengesetz kam nicht. Der Gedanke, der ihm am meisten schadete, ging aus von dem »Schutzverband für Grundbesitz«, der dank der hinter ihm stehenden ungeheuren Mittel starken Einfluß gewinnen konnte. Das »Gesamtpräsidium« dieses Schutzverbandes hat am 29. November 1915 eine Entschließung angenommen, die sich — natürlich! — auch für Errichtung von Kriegerheimstätten ausspricht: »Aber sie hat zu gutem deutschem Recht zu erfolgen, nicht zu einem schlechteren Recht, wie es die Bodenreformer empfehlen. Insbesondere ist es fehlerhaft und entschieden zu verwerfen, wenn der Krieger die Heimstätte nicht unbeschränkt veräußern darf.«

Damit war der Aufbau von Heimstätten natürlich überhaupt undenkbar; denn Heimstätten waren nur möglich, wenn billiger Boden entweder aus öffentlicher Hand oder billig enteignet den heimkehrenden Kriegern zur Verfügung gestellt werden konnte. Welcher Minister, Bürgermeister, Pfarrer aber konnte, ja durfte Staats-, Gemeinde-, Kirchenland billig für Heimstätten zur Verfügung stellen, wenn der Heimstätter es heute oder morgen mit einem privaten Vorteil weiterverkaufen und so seiner sozialen Aufgabe entziehen konnte?

Vergebens schrieb mir der preußische Kronsyndikus Professor Zorn ein Gutachten: »Wie freies Eigentum nutzbar, dürfen diese Heimstätten weder unbeschränkt veräußerlich noch unbeschränkt verschuldbar sein. Nach beiden Richtungen muß vielmehr eine feste Grenze gezogen werden, damit nicht der Segen der Kriegerheimstätten sich in den Fluch der Bodenspekulation verwandle. Diese Schranken werden nicht minderes Recht sein, wie man wohl behauptet hat, sondern sie werden höheres Recht sein: altes, echtes, deutsches Recht.«

Und der bekannte Historiker an der Berliner Universität, Professor Dr. Eduard Meyer, schrieb auf meine Bitte eine besondere Schrift »Die Heimstättenfrage im Lichte der Geschichte« (Berlin, Verlag Bodenreform) mit folgendem Ergebnis: »Sie kann zu gar nichts führen und nur das Gegenteil des Erstrebten erreichen, wenn der als Heimstätte zugewiesene Boden nicht zugleich unter ein Recht gestellt wird, das ihn dem Schuldkapital und der Spekulation dauernd entzieht. Dagegen sträubt sich aber der Mammonismus mit Händen und Füßen; und wie gewöhnlich hat er dafür eine schönklingende Phrase bereit: Es würde dadurch ein »minderes Recht« geschaffen! Subjektiv mag, wer das behauptet, das auch glauben; aber in Wirklichkeit ist dies eine Unwahrheit, die den Tatsachen ins Gesicht schlägt.«

Der Kaiser lehnte es ab, mich zu empfangen, was ihm von mehreren Seiten nahegelegt wurde. Die Ursache war ein Urteil Helfferichs, der die Forderungen der Bodenreformer, die Heimstätten nur auszugeben zu dem in der Praxis tausendfach bewährten Ulmer Wiederkaufsrecht, als ein »minderes« Recht hinstellte. So geschah denn nichts, und im Heere wuchs eine tiefe Erbitterung, zumal als noch unglücklicherweise das preußische Ministerium einen Ausbau bis dahin verbotener Dachluken und Kellergelasse zu Notwohnungen für heimkehrende Krieger erlaubte. Es darf heute wohl gesagt werden, daß bei seinem letzten Aufenthalt im Großen Hauptquartier dem Kaiser die Augen geöffnet wurden, und daß er nun eine Kaiserliche Botschaft in der Heimstättenfrage plante, deren Entwurf bereits fertig war. Doch — zu spät.

Als ich an den »Rat der Volksbeauftragten« die Bitte richtete, in einer Notverordnung hier zu helfen, haben mehr als 500 Arbeiter- und Soldatenräte sofort ihre Zustimmung erklärt. Und der erste Arbeiter- und Soldatenkongreß, der vom 16.—20. Dezember 1918 in Berlin tagte, hat dem Zentralrat einstimmig eine Entschließung zur Berücksichtigung überwiesen, die den großen Grundsatz festlegen wollte, »daß der vaterländische Boden, der durch diesen Krieg mit einer ungeheuren Bluthypothek belastet ist, für alle Zukunft davor bewahrt bleiben soll, wie eine beliebige Ware behandelt, jedem Mißbrauch ausgesetzt und zu einem Gegenstand des Wuchers und der Ausbeutung erniedrigt zu werden.«

Inzwischen ist mancherlei geschehen. Am 1. Juli 1919 hat die Nationalversammlung ein Siedlungsgesetz beraten, das die Gründung von Wirtschaftsheimstätten wenigstens in den Gebieten des Großgrundbesitzes erleichtert, und auch für die städtische Wohnungsfrage sind schon mancherlei nützliche Verordnungen ergangen. Aber noch fehlt ein Reichsheimstättenamt, das alle die Fragen, die hier in Betracht kommen, kraftvoll zusammenfaßt und vor allem auch die Siedlungen pflegen kann, die für unser Geschlecht wohl die



wichtigsten sein werden: die halb städtischen, halb ländlichen, die »Wohnheimstätten« in Form des Gartenrentengutes. (Vgl. den von Professor W. v. Blume, Tübingen, Geh. Rat. Erman, Münster, und mir ausgearbeiteten »Gesetzentwurf zu einem deutschen Heimstättenrecht«; Berlin, Verlag Bodenreform.) Dieser Weg wird die Menschen unsrer Städte wieder zurückführen zum Boden, sie wieder im kleinen Kreise die Pflege der Pflanzen und Tiere lehren.

Jede Lohnerhöhung wird vergeblich bleiben, solange Mietsteigerung sie aufsaugen kann. Der Achtstundentag muß zum Unheil werden, wenn die freie Zeit zugebracht werden soll in überfüllten luft- und lichtlosen Wohnräumen. Der geistlähmende Mechanismus, der jeder Arbeit in Massenbetrieben innewohnt, wird auf das glücklichste ergänzt werden, wenn in der freien Zeit der Einzelne selbstschöpferisch sein kann im eignen Heim, im eignen Garten. Die Baustoffnot ist gewiß ein schweres Hindernis, aber kein unüberwindliches. So hat die Bodenreformfraktion in Frankfurt a. d. O. im Juli dieses Jahres beantragt, Lehmfachbauten mit Strohdächern zu errichten unter Hinweis auf ähnliche Notbauten aus der schweren Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, die heute noch in Frankfurt durchaus wohnlich bestehen. Dieser Antrag fand einstimmige Annahme.

Gebt unserm Volke wieder eine Hoffnung, gebt ihm wieder eine Arbeitsfreudigkeit, und es ist noch nicht verloren! Deutsche Menschen und deutsches Vaterland wirklich organisch miteinander verbunden — deutsche Kinder, zwar auch ohne Reichtum, aber in Gartenhäusern aufwachsend, in Luft und Sonne, gesund an Leib und Seele: dann dürfen wir mit neuer Hoffnung in die deutsche Zukunft sehen.

Zwei Gedichte von Friedrich Castelle

Spruch in die Zeit

Laßt die Not der Zeit uns enden!
Greifen wir mit vollen Händen
Wieder in die schönen Träume,
Die, von Blüten überschneit,
Hoch wie bunte dunkle Bäume
Über unsre tote Zeit
Wipfeln in die Ewigkeit!
Greift hinein mit vollen Händen,
Laßt die Not der Zeit uns enden,
Daß wir wieder fröhlich werden
Hier auf dieser armen Erden!

Margreit

„Holla, Margreit, sei lustig, sing und tanz'!" –
„Morgen schlaf' ich im weißen Totenkranz."

Im Grabe streckte die müden Füße Margreit.
Hans Jungweib lachte. Die Kinder verzehrte das Leid.

Sie gingen zum Kirchhof, klopften bei Mutter an.
Seufzend hat die schwarze Erdgruft sich aufgetan.

Margreit nahm das älteste auf ihren kalten Arm.
„Mutter, Mutter, wie bist du so weich und warm!"

Margreit deckte das zweite an ihre welke Brust.
„Laß mich trinken, Mutter, ich habe so Durst, so Durst!"

Margreit barg das jüngste tief in den heiligen Schoß.
„Mir ist so bange, Mutter, laß mich nicht los!"

Es fiel ein Schnee in kalter Winternacht.
Bei Mutter im Himmel sind die Kinder auferwacht.

Max Rappaport: Auf dem Balkon

Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf



Eingang zum Rosental — Nach einem Stich von F. A. Rosmäsler

Geselligkeit in Alt-Leipzig

Von Dr. Valerian Tornius



Fast alle, die im achtzehnten Jahrhundert nach Leipzig kamen, waren erstaunt über die ungeheure Fülle von Unterhaltungen verschiedenster Art, in denen das Leben seiner Bewohner dahinfloß. Leipzig galt schlechtweg in Deutschland als die Stadt der Geselligkeit. Sie offenbarte in dieser Hinsicht so viele verführerische Reize, daß kein Fremder ihnen zu widerstehen vermochte. Auch der junge Goethe erlag ihnen. Zwanzig Tage nach seiner Ankunft in Leipzig schrieb er bereits an seinen Freund Johann Jakob Riese: »Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, so viel es um diese Zeit angeht. Ha, das geht köstlich! Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel! Halt! Rettet! Haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten zwei Louisdor. Helft, da ging eine! Himmel, schon wieder ein paar! Groschen die sind hier wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche.« Es genügten also kaum drei Wochen, um den weltunkundigen und im galanten Ton unerfahrenen Frankfurter Patriziersohn in den Taumel des bunten geselligen Treibens hineinzureißen. Aber sehr bald schon wurde er dieser Lebensweise satt, durchschaute er die Hohlheit der Leipziger Gesellschaft und begann er, mit den Leipzigern unzufrieden zu werden. Er, der keine Karten spielte, etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als die übrigen besaß und offen seine abweichenden Ansichten äußerte, fühlte, daß er nicht zu diesen auf der Oberfläche des Daseins dahingleitenden Menschen paßte.

Leipzig galt zwar im galanten Zeitalter als die Stätte der feinen Umgangsformen, des guten Geschmacks und der vorbildlichen Mode, aber es machte trotzdem einen parvenüartigen Eindruck. Die Verlegung der Messe von Frankfurt hierher, das Aufblühen des Buchhandels, die günstige Lage für den Durchgangsverkehr hatten das ihrige zum Aufschwung der Stadt beigetragen und die Wohlhabenheit der Bürgerschaft gefördert, so daß selbst die harten Steuerlasten des Siebenjährigen Krieges keine wesentliche Verschiebung der Vermögensverhältnisse be-



Die Blaumütze bei Leipzig — Nach einem farbigen Stich von C. G. H. Geißler

wirkten, obgleich einzelne Handelsherren mit sehr ansehnlichen Summen unter den Kontributionsleistungen vertreten waren. Die erlittene Einbuße wurde schnell wieder nach Aufnahme des normalen Geschäftsganges ausgeglichen, und auch der alte Hang zum Luxus lebte bald wieder auf.

Es versteht sich, daß der Kaufmann, in dessen Händen sich der Reichtum konzentrierte, die tonangebende Rolle spielte. Dieser suchte es dem begüterten Edelmann gleichzutun und strebte danach, in der Öffentlichkeit das Ansehen eines großen Herrn zu genießen. Er hielt Dutzende von Bedienten, kleidete sich und seine Frau nach der neuesten französischen Mode, gab üppige Diners und kostspielige Gesellschaften und und ließ überhaupt bei jeder Gelegenheit merken, daß er ein Mann mit Geld sei. Doch das Verderblichste war, daß sein Beispiel auch auf die übrigen weniger begüterten Stände anreizend wirkte. Der Gelehrte wetteiferte mit dem Kaufmann, und selbst der kleine Bürgersmann lebte weit über seine Verhältnisse. Kurz-

Der Landadel auf der Messe — Nach einem farbigen Stich von G. Opiz

um, der Geldbeutel beherrschte alles. — Unter solchen Umständen konnte auch die Geselligkeit sich in keinen angenehmen Formen bewegen. Man kam bloß zusammen, um gut zu essen und zu trinken und über den lieben Nächsten zu klatschen. »In den meisten Gesellschaften«, sagt Prasch, »gibt der den Ton an, der mit der größten Geläufigkeit die Mängel andrer — wirkliche oder eingebildete, gleichviel — bekritteln, der die ärgerlichsten Anekdoten erzählen und am besten verleumden kann.« In der Tat, wenn die Männer nicht gerade am Kartentisch saßen — es wurde fast in jedem Hause und dabei sehr hoch gespielt — oder über Geschäfte und Politik sprachen, so bildete die Lästerchronik den einzigen Stoff der Unterhaltung. Die Damen pflegten über die Moden ihre Meinungen auszutauschen oder die Neuigkeiten des Tages bis auf die geringfügigsten Einzelheiten auszuschlachten. Damit war das Programm erschöpft. Auf die Art der Geselligkeit scheint es auch den Leipzigern am wenigsten angekommen zu sein. Viel größere Wichtigkeit hatte für sie das ganze Gefolge an Formalitäten. Diese mußten mit peinlichster Sorgfalt eingehalten werden, und wehe dem, der gegen sie verstieß! Bis zu welcher lächerlichen Wirkung solche Manöver ausarteten, zeigt die Schilderung eines Zeitgenossen, die in der Schrift »Das galante Leipzig« niedergelegt ist. Als zur Tafel gebeten wurde, begaben sich alle Anwesenden paarweise in das Speisezimmer. Jeder Herr führte eine Dame an der Hand. Nachdem sich die Gäste wie in Schlachtordnung neben der Tafel aufgestellt hatten, verstummte auf einmal alle Heiterkeit; jeder schlug die Augen nieder, bewegte die Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, und dann riefen alle einander »Gesegnete Mahlzeit!« zu. Nun begann das Platznehmen; niemand getraute sich zu setzen, ehe die richtige Reihenfolge hergestellt war. Bei jedem Gerichte, das aufgetragen wurde, weigerte sich der Empfänger, den ihm angebotenen Teller anzunehmen und suchte ihn seiner Nachbarin zuzuschieben, die ihrerseits ebenso hartnäckig blieb. Kurzum, man überbot sich an gegenseitigen Komplimenten. »Diese Höflichkeitsbezeugungen«, erzählt der Herr Verfasser, »dauerten bei allen Gerichten an bis zum Ende. Bei dem Weine wurde jedem insbesondere seine Gesundheit getrunken, und es mußten solchergestalt alle Gäste die Musterung passieren. Nichts kam mir drolliger vor als das öftere Kopfnicken zur Linken und zur Rechten. Denn es sah fast aus, als wenn alle Gäste heftige Verzuckungen hätten.«


Kaffeehaustreiben zur Meßzeit — Nach einem Aquarell von G. E. Opiz

Diese Betonung des gesellschaftlichen Zeremoniells und Etikettewesens beruhte hauptsächlich auf dem Einfluß, den die sog. französische Kolonie ausübte. Sie soll — so erschien es wenigstens dem Goethe von »Dichtung und Wahrheit« — ein Musterbild französischer Sitten gewesen sein. Wenn sie sich wirklich eines solchen Rufes erfreute, ist es



Die galante Leipzigerin Aus einem Leipziger Stammbuch

desto verwunderlicher, daß die übrige Leipziger Gesellschaft nicht mehr von ihr vorteilte. Jedenfalls fühlt man sich, nächst dem, was man aus zeitgenössischen Schilderungen über sie weiß, eher veranlaßt, einen andern Satz aus »Dichtung und Wahrheit« zu zitieren: »Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen.« Gewiß, in mancher Beziehung hielt man sich schon an das Vorbild, aber nur in modischen Dingen und Etiketteangelegenheiten oder, kurz gesagt, in allem, was die schimmernde Außenseite anbetraf. Daher kann es kaum auffallen, daß durchreisende Fremde, die natürlich nur oberflächlich die Verhältnisse kennen lernten, häufig eine Ähnlichkeit zwischen Leipziger und französischen gesellschaftlichen Zuständen feststellten. Bei Licht betrachtet, erwies sich diese Franzosentümelei als eine ganz geschmacklose Nachäfferei, die bei ernst denkenden Menschen schon damals Spott erregte. Es war eine Gesellschaft mit Form, aber ohne Geist, und dieses Manko läßt sich jedenfalls der damaligen französischen Gesellschaft, die gerade ihre Blütezeit durchlebte, nicht nachsagen.

Galant hieß das Modewort, vor dem die Leipziger sich wie vor einem überirdischen Wesen beugten. »Jedermann suchet galant zu sein,« heißt es in einer zeitgenössischen Broschüre. »Gemeiniglich hält man denjenigen vor galant, der heut zu Tage halb teutsch, halb französisch redet, und weil dieses in der teutschen Welt ungemein eingerissen ist, so giebt man auf den Discours derer Menschen genau Achtung.« Wer nicht in der Galanterie zu Hause war, konnte in der Leipziger Gesellschaft niemals eine geachtete Stellung einnehmen. Selbst die Studenten mußten sich, wenn sie in den wohlhabenden und führenden Kreisen Eingang finden wollten, dieser Forderung anpassen. Darum bestand auch zwischen dem Leipziger Studententum und dem der andern deutschen Universitäten ein so merklicher Unterschied. Während noch anderswo, namentlich in Jena, ein rauflustiger, bramarbasierender Ton herrschte, hielt sich der Musenjünger an der Pleiße von allem ungezügelten Betragen fern und befleißigte sich der Allüren eines vornehmen Mannes. Student und Kavalier waren hier eins. Zachariä hat in seinem »Renommist« diesen Gegensatz zwischen dem Jenenser Raufbold und dem Leipziger Elegant sehr hübsch geschildert:

So stellte sich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar,
Es rauschte West' und Rock, es duftete das Haar,
Und um ihn her goß sich in süßer Atmosphäre
Lavendel und Jasmin der schönen Welt zur Ehre.

Es genügte aber nicht nur, den Stutzer herauszukehren, à la mode gekleidet durch die Straßen zu gehen, im Tanzen und Reiten Gewandtheit zu zeigen, das Florett geschickt zu führen und im Lomber-, Pikett- und Billardspiel seinen Mann zu stellen, sondern man mußte auch in seiner ganzen Lebensart die Galanterie beobachten, mußte das Französische wie ein Franzose beherrschen, stets artig und zuvorkommend sein und in Gesellschaft es den Damen gegenüber an der notwendigen Höflichkeit nie fehlen lassen.

Nur in einem Hause kam der Leipziger Galan nicht auf seine Rechnung: im Salon der Frau Professor Luise Adelgunde Viktoria Gottsched. Diese Dame verlangte von

einem Kavalier etwas mehr als ein gesittetes Betragen und weiße Wäsche. Jene, die dem Kartenspiel, dem »Abgott schwacher Sinnen«, huldigten, waren vollends in ihrem Heim verpönt. Wer aber neben schicklichem Benehmen noch mit Bildung aufwarten konnte, wurde gern von ihr empfangen. Der durfte sich von dieser liebenswürdigen und geistreichen Frau in der Kunst der feinen Lebensführung unterweisen lassen und aus ihrer Unterhaltung Anregung und Belehrung schöpfen. Der Salon der Gottschedin war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der einzige Ort in Leipzig, wo die höhere Form der Geselligkeit Pflege fand. Hier sprach man nicht über die Kleinigkeiten der Haushaltung, lachte nicht über fade Neuigkeiten, plauderte nicht über die Mode, erzählte einander auch nicht, was in den Häusern der Nachbarn vorging; hier wurde weder geklatscht noch geflirtet noch gespielt. Dafür stritt man desto eifriger über Theater und Literatur und schenkte nebenbei der Musik aufmerksame Beachtung. Aber Ernst und Scherz wechselten wohltuend miteinander ab. Das zeigen die witzigen Gratulationssprachen, mit denen die Freunde und Freundinnen aus dem Gottschedischen Kreise an den Geburts- und Namenstagen sich gegenseitig beschenkten. Hier in diesem Kreise wurden wirklich französischer Esprit und französische Umgangsformen nicht einfach nachgeahmt, sondern ins Deutsche übertragen. Und der Zauber, der über dieser Gastlichkeit lag, reichte bis über die Grenzen Leipzigs. Hochstehende Persönlichkeiten von nah und fern versäumten bei ihrer Durchreise nie, in Luise Adelgundens Heim vorzusprechen, und behielten das Plauderstündchen und die genossene Geselligkeit als eine ihrer angenehmsten Erinnerungen lange noch im Sinn.

Was an dem gesellschaftlichen Leben Alt-Leipzigs besonders auffällt, ist die strenge Abgeschlossenheit der einzelnen Stände. Der Adel hatte seinen Kreis und seine Veranstaltungen, die Gelehrten pflegten ihre Zusammenkünfte zu haben, und die Kaufmannschaft bildete wiederum eine Gruppe für sich. Nur selten, wie bei den großen Assembleen, kam es vor, daß sich die Stände untereinandermischten. Diese Vorliebe für gesellschaftliche Absonderung spricht sich auch in dem Vorhandensein der zahlreichen Vereinigungen aus, die mehr oder minder alle dem Vergnügen dienten. Es gab unzählige Kränzchen, »Sechzehner-« und »Zwanziger-Gesellschaften«, bei denen Essen, Trinken und Spielen die Hauptsache war. Wie wichtig man dieses nahm, zeigt uns die sog. »Fraternität«, die schon 1624 begründet worden ist, und zwar zu dem Zweck, in Zeiten der Epidemien die Leichen ohne allen Pomp ordnungsgemäß zu bestatten. Dieser Zweck hatte längst seine Bedeutung verloren, aber die jährlichen Zusammenkünfte mit dem obligaten Mittagsmahl pflegten noch hundertfünfzig Jahre später die Mitglieder zu vereinigen.

Zu den wichtigsten gesellschaftlichen Ereignissen des Winters gehörte das »große Konzert«, eine Einrichtung, die im Jahre 1743 ins Leben gerufen wurde, und aus der sich später die berühmten Gewandhauskonzerte entwickelten. Ja, in der ersten Zeit ihres Vorhandenseins hielt sie sich noch in sehr bescheidenen Grenzen. Schon das Lokal — der Gasthof »Zu den drei Schwänen« auf dem Brühl — war wenig dazu geeignet, den an jedem Donnerstag der Woche stattfindenden Konzerten einen glanzvollen



Stubenmädchen aus dem galanten Leipzig
Nach einem farbigen Stich von Bandinelli

Hintergrund zu geben. Das Publikum mußte durch einen schmalen Gang an der Wirtsstube vorüber in den Saal, der eher einem Dorftanzboden als einem Konzertraum glich. Auf der einen Seite des Saales erhob sich ein hölzernes Gerüst, das für das Orchester bestimmt war, auf der andern eine Galerie für diejenigen Zuhörer, die sich »in Stiefeln und mit gepuderten Köpfen« einstellten. Als einzige Zierde prangte an der Wand das Bild des damaligen Kurfürsten von Sachsen. Auch die künstlerischen Leistungen ließen viel zu wünschen übrig. Erst als Johann Adam Hiller 1763 die Leitung der Kapelle übernahm, trat in dieser Beziehung ein Wandel ein. Er sorgte für eine straffere Organisation der Konzerte und bildete außerdem tüchtige Kräfte heran. Unter seiner Führung kamen Corona Schröter und Gertrud Schmeling zum erstenmal auf das Podium und eroberten sich durch ihre Gesangskunst die Herzen des Leipziger Publikums. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, den Ruf der »großen Konzerte« zu begründen. Nach ihrem Fortgang wurden die Schwestern Thekla und Marie Podleska die gefeierten Solistinnen. Hiller hatte auf der Leipziger Messe, wo sie beide als Harfenistinnen tätig waren, ihre schönen Stimmen entdeckt und sie sofort unter seine Obhut genommen. Seine Mühe trug reichlich Lohn: gleich mit ihrem Debüt errangen sie einen stürmischen Erfolg. 1781 konnten schließlich die Konzerte aus ihrem schlichten Heim in ein neues übersiedeln, und zwar in das sog. Gewandhaus, in dem sie über ein Jahrhundert lang, bis zur Erbauung des jetzigen Konzerthauses, ihre herrlichen Leistungen darboten. Hier erreichten sie in den dreißiger und vierziger Jahren, als Mendelssohn an ihrer Spitze stand, ihre höchste Blüte.



Leipziger Straßentypen: Der Gipsfigurenmann
Nach einem farbigen Stich von C. G. H. Geißler

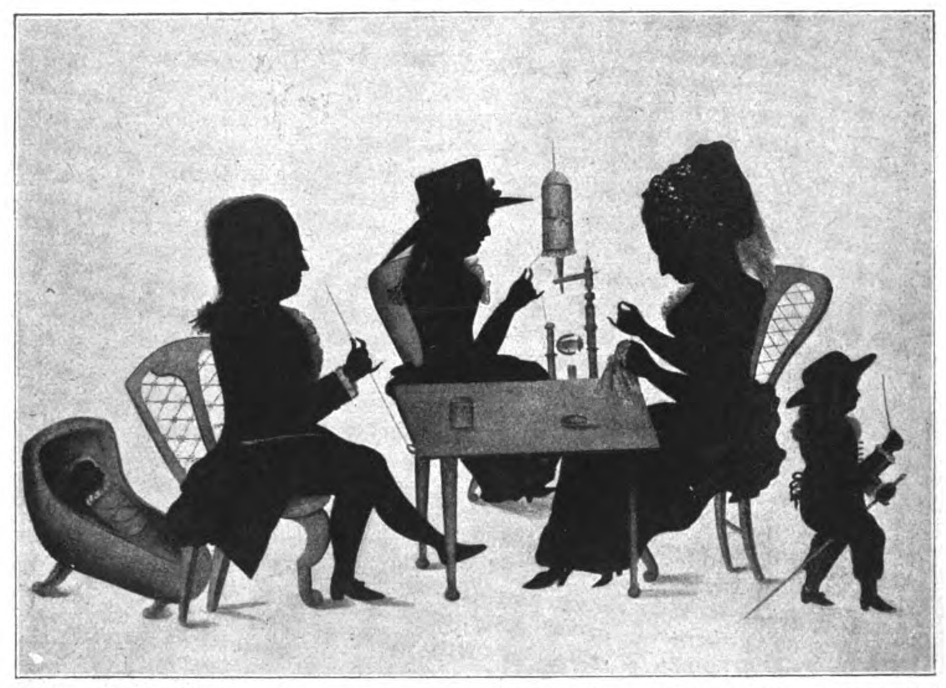
Ein idealerer Raum als der Saal des alten Gewandhauses läßt sich kaum denken. Er zeichnete sich sowohl durch schöne, vornehme architektonische Wirkung wie durch eine prachtvolle Akustik aus. Es war ein ganz außerordentlicher Genuß für jeden Fremden, einem solchen Konzert beizuwohnen. Und alle sind denn auch des Lobes voll über die Dirigenten — nach Hiller folgten Schicht, Schulz, Pohlenz und dann Mendelssohn —, über das Orchester und die musikalischen Leistungen. Selbst die spottsüchtigsten Pasquillanten müssen diese Vorzüge den Konzerten einräumen. Aber in einer Hinsicht stimmen sie doch alle wiederum, selbst die besonnenen Beobachter, überein — in der Beurteilung des Publikums. Sie beklagen sich über die mangelhafte Aufmerksamkeit der Zuhörer, die Plauderhaftigkeit der Damen und das Lorgnettieren der Herren. Selbst ein so ruhiger Mann wie der Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt macht sich über das Betragen des Publikums lustig. Allerdings stört ihn weniger die zur Schau getragene Steifheit und erzwungene Würde als die Rücksichtslosigkeit gegen die Musik. »Übrigens«, schreibt er, »ist dieses Konzert wie alle andern öffentlichen Konzerte beschaffen. Voll galanter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert ist, ein wenig steifer sitzt und ein wenig mehr unverschämter über die Musik räsoniert, als in andern großen Konzerten geschieht, aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen übrigen Konzertgesellschaften gemein hat. Zwar steht dafür ein Kaufmann, der die Besorgung des Konzerts auf sich hat, zur Wache und klopft, wenn jemand gar zu laut spricht, mit einem großen Ladenschlüssel ans Klavier, welches er zugleich verstimmt, indem er jenen das Stillschweigen anbefiehlt, die es dennoch



Stadtsoldaten — Nach einem Aquarell von C. G. H. Geißler

nicht halten. Dieses heldenmütige Betragen schränkt er indes nur auf die Mannsleute ein; für die Frauenzimmer hat er die in Paris erlernte Höflichkeit, sich zu ihnen zu gesellen und — den Diskurs zu vermehren.«

Das Leipziger Theater behauptete schon zu Goethes Studentenzeit — als Heinrich Gottfried Koch mit seiner Truppe hier spielte — einen wichtigen Platz in dem Programm der gesellschaftlichen Unterhaltungen. Jedenfalls machte Koch glänzende Geschäfte, und zwar hauptsächlich mit den Singspielen, die Christian Felix Weiße dichtete und Hiller vertonte. Die Leipziger hatten von jeher eine besondere Vorliebe für die Operette und haben diese noch heute. Erst als auf die Eingabe einiger Professoren, die der Bühne einen unheilvollen Einfluß auf die studierende Jugend zuschrieben, eine kurfürstliche Verordnung nur zwei Aufführungen in der Woche gestattete, begann der Besuch nachzulassen, und Koch trug sich bereits mit dem Gedanken, seine Truppe aufzulösen. Aber es gelang ihm doch, die Krisis zu überwinden, zumal da er 1768 in Weimar einen festen Boden für sein Wirken fand. Von hier aus kam er alljährlich zur Messe mit seinen Schauspielern nach Leipzig herüber und wurde trotz der Konkurrenz Starkes und später Döbbelins mit Beifall aufgenommen. Nach dem Hinscheiden Kochs erwarb sich Seyler das Privileg, in Leipzig spielen zu dürfen. Seine Ära währte jedoch nur kurze Zeit. Dann trat Bondini seine Nachfolge an, die sein ehemaliger Kassierer Franz Seconda nach seinem Tode fortsetzte. In dieser Zeit, als die Bondinische Gesellschaft das Schauspiel pflegte, scheint die Begeisterung der Leipziger für das Theater ihren Höhepunkt erreicht zu haben. »Wenn aber diese Gesellschaft«, berichtet Prasch, »auch noch viel schlechter wäre, als sie noch in der Folge werden muß, wenn die besten Mitglieder ihren Abschied zu nehmen fortfahren, so bin ich doch überzeugt, daß sie hier nichts als Beifall und Ehre zu erwarten hätten; denn ein Schauspieler ist hier an und für sich ein Gegenstand der Verehrung von vielen, die sich drängen, in Schauspielergesellschaft zu kommen, und sich gratulieren, wenn auch nur der Souffleur ihr Freund ist.« Der Enthusiasmus äußerte sich allerdings zuweilen auf sehr eigenartige und laute Art. Man applaudierte, daß die



Leipziger Familienleben — Leipziger Silhouette unbekannten Ursprungs (18. Jahrh.)

Wände dröhnten. Dadurch erlangte das Leipziger Parterre einen gewissen Weltruf. Wie stürmisch es sich dabei gebärdete, geht aus Kästners Epigramm hervor:

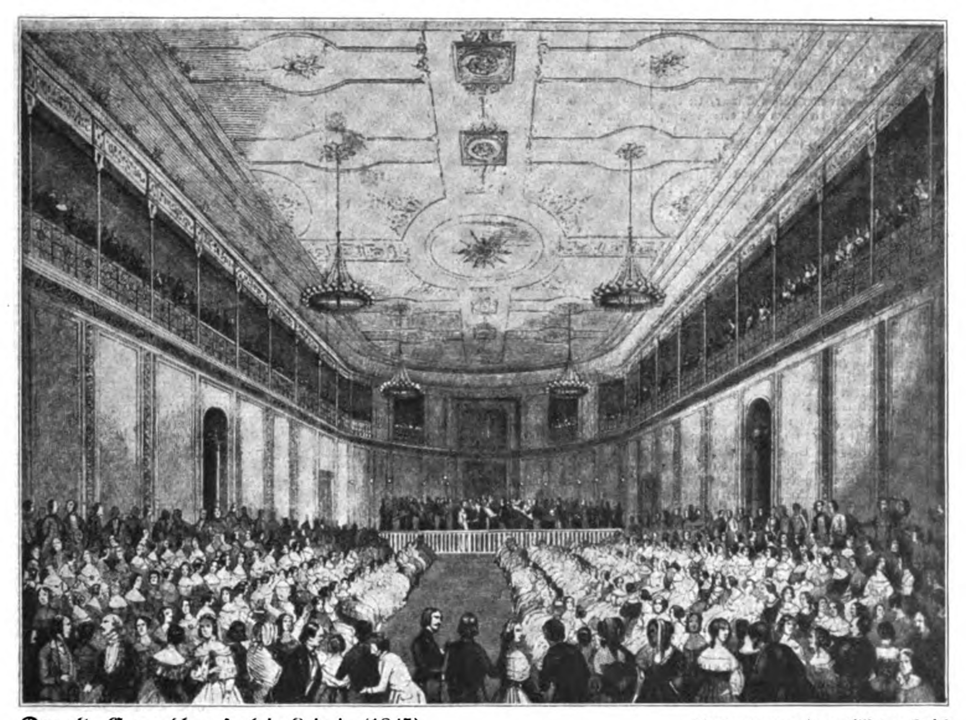
A.: Ich glaube an kein wütend Heer.
B.: Freund, warst du nie im Leipziger Parterre?

Aber eines noch größeren Beifalls erfreute sich in Alt-Leipzig ein andres Vergnügen: der Tanz. Es ist nun wohl etwas stark übertrieben, wenn Prasch in seinen »Vertrauten Briefen« behauptet, das unbändige Tanzen habe manchen Jüngling, den seine Eltern in den Himmel versetzt glaubten, weil »er eine Kondition in Leipzig erhalten« hatte, zugrunde gerichtet, doch steht das eine fest, daß die Bälle in dem Leipziger gesellschaftlichen Leben eine große Rolle spielten. Es gab zweierlei Bälle: geschlossene und öffentliche. Bei den ersten ging es, wie der Verfasser des Büchleins »Leipzig im Profil« lakonisch bemerkt, »vielen zu trocken, bei den andern zu naß her«. Unter den nichtoffiziellen Tanzgesellschaften stand der große Ball im Gewandhaus an der Spitze. Er wurde im Winter an jedem Freitag veranstaltet, und zu ihm hatten nur Bürgerliche (Großkaufleute und Gelehrte) Zutritt; der Adel pflegte seine eignen Bälle zu haben. Er begann um sechs Uhr und dauerte bis neun, worauf eine Essenspause eintrat. Die Anwesenden setzten sich dann, nach Tischkarten geordnet, und jeder eingeführte Gast erhielt seinen Platz an der Seite des Mitgliedes, das ihn eingeführt hatte. Gegen zehn Uhr erhob sich die Gesellschaft von der Tafel, und nun folgte der zweite Teil des Balles, der so lange währte, wie die Tanzlust aushielt. Wer nicht mittanzte, vergnügte sich mit Unterhaltung oder Kartenspiel. Zu den vornehmen Tanzveranstaltungen gehörten ferner die Bälle im »Kasino« und in der »Harmonie«. Hier ging es jedoch nicht weniger steif zu als bei dem großen Ball im Gewandhaus. Nicht so gebunden an eine herkömmliche Etikette war man bei den Bällen in minderbegüterten Bürgerkreisen, was dem dänischen Dramatiker Rahbek, der in Leipzig eine Zeitlang studierte, angenehm auffiel. »Ich muß gestehen,« bemerkt er, »daß die Leipziger Bürgertöchter nicht so spröde wie die Damen des Kasino waren und, wie es schien, recht gern mit uns tanzten, obgleich die Unterredung zwischen ihnen und mir sehr einsilbig war; denn die Frage: Sind Sie enga-

giert? von meiner Seite und ein Knicks von der der Dame, während sie mir die Hand gab, um sich an ihren Platz geleiten zu lassen, war alles, was dabei vorfiel«. Wen es jedoch nach noch freieren Umgangsformen gelüstete, der brauchte nur Sonntags auf einen der Tanzböden außerhalb der Stadt zu gehen, wo sich die Leipziger »Jungemägde« und »Femmes de chambre« vergnügten, von deren »schöner Naivität« sogar Schiller eingenommen war.

Im Sommer konzentrierte sich die Geselligkeit auf der Promenade und in den vielen Gärten und Vergnügungsetablissements. Bescheidene, unmittelbar an die Stadt sich anlehnende Baumpflanzungen mit Gelegenheit zum Spazierengehen gab es in Leipzig schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Aber eine eigentliche Promenade wurde erst 1725 angelegt und dann in den folgenden Jahrzehnten allmählich so weit ausgedehnt, daß sie schließlich die ganze Stadt umschloß. Man machte hier einen Unterschied zwischen Allee und Promenade. »Allee« hieß der ganze Weg um die Stadt und »Promenade« nur ein kleines Stück desselben, etwa so groß, daß man es mit einem guten Schritt in einer Viertelstunde wohl ein halbdutzendmal auf und ab wandern konnte. Es soll nicht gerade der schönste Teil der Allee gewesen sein. Die Aussicht hätte nicht zu den besten gehört, der Staub wäre dem lustwandelnden Publikum sehr lästig gefallen, und der Geruch aus dem Stadtgraben hätte sich hier am meisten bemerkbar gemacht. Über den üblen Geruch wurde noch 1770 geklagt. Dann suchte endlich der Rat durch Regelung der Kanalisation diese lästige Begleiterscheinung zu beseitigen.

Die galanten Leipziger müssen sich jedoch um die häßlichen Düfte wenig gekümmert haben. Die Promenade war und blieb trotz alledem der beliebteste Treffpunkt der großen Welt. Rosmäslers bekannter Stich zeigt dies deutlich. Man wird angesichts seiner unwillkürlich an eine Schilderung erinnert, die in Praschs »Vertrauten Briefen« steht. »Da wandeln denn nicht bloß die adonisierten Herrchen mit süßduftendem Puder oder das Heer der plattbrüstigen Koketten, sondern auch steife Magisters, spekulierende Philosophen, disputierende Juristen, Offi-



Der alte Gewandhaussaal in Leipzig (1845) — Nach einem zeitgenössischen Stich

ziere, Studenten, Kaufleute, Bürger, Handwerksburschen, Kindermägde, Matronen, selbst der Papst Leipzigs mit seiner Päpstin*, in bunter Vermischung von einem Tor bis ans andre, schnell sich umkehrend, wenn sie ans Ziel der Promenade gelangt sind, und sich wieder in die Staubatmosphäre hineinstürzend, in der sie sich drängen und keuchen und lachen und liebäugeln und bösen Leumund machen und ohne irgendeine Freude mehr, als welche sie auch auf einem alten Boden haben konnten, genossen zu haben, mit dem süßen Gefühl nach Hause gehen, daß sie heute mit der andern schönen Welt auf der Promenade gewesen sind.«

In der näheren Umgebung Leipzigs bildete das Rosental den Hauptanziehungspunkt der Spaziergänger, allerdings mehr jener, die auf galante Abenteuer ausgingen.

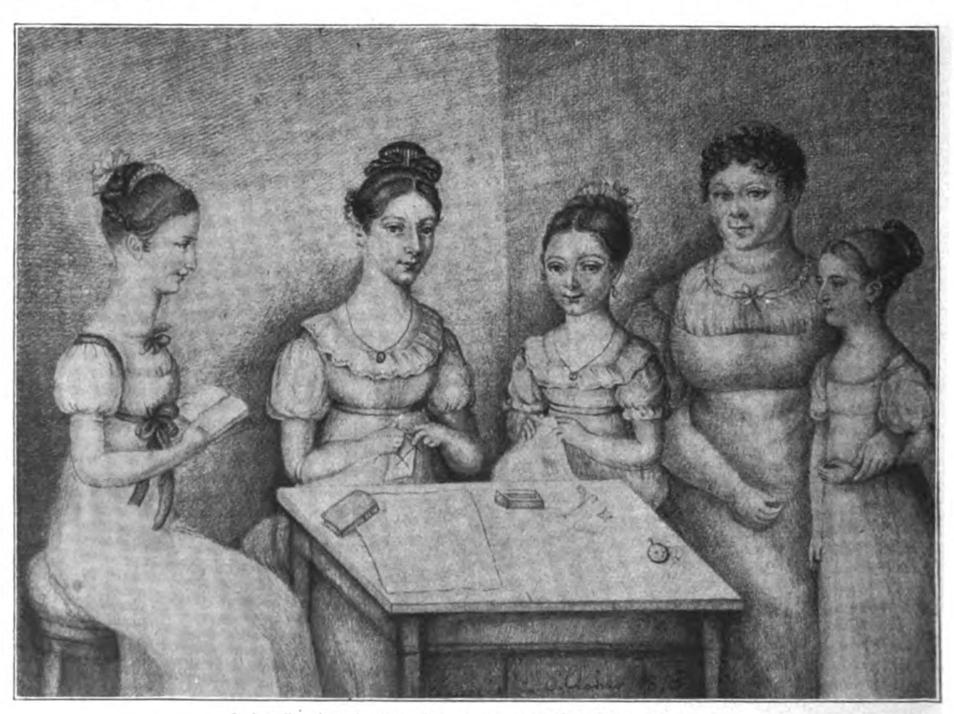
Da, wo vor Raustädts Tor der krummen Pleiße Wellen
Mit stillem, sanftem Lauf an grüne Küsten schwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit
In angenehmer Nacht den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosental genennet;
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?

Zachariä war nicht der erste, der seine Leier zu Ehren des Rosentals erklingen ließ. Er hatte einen noch bedeutenderen Vorgänger — Paul Fleming —, den dieses anmutige Wäldchen vor den Toren der Stadt zu dichterischer Begeisterung entflammte:

Itzund laß dich von mir führen
In den feuchten Rosental,
Daß sie sehn die Flora zieren
Ihren langen Wiesensaal,
Wie sie üm die Bäume tanzt
Und manch schönes Blümlein pflanzt.

Die Feuchtigkeit, von der Fleming spricht, ist noch heute eine charakteristische Eigenschaft des Rosentals. Und ebenso sind die «ausverschämten Frösche«, über die er in einer andern Strophe berichtet, nicht verstummt. »Von der Nacht bis wieder früh höret man sie schweigen nie.« Ursprünglich

* Der oberste der Universitätstheologen, Professor Burscher, ist gemeint.



Lesekränzchen junger Leipzigerinnen (Bleistiftzeichnung)
Nach einer Radierung von Marianne Chodowiecki (einer Nichte des bekannten Kupferstechers)



Der Groß-Bosesche Garten — Nach einem zeitgenössischen farbigen Stich

ein waldiges Sumpfgelände zwischen Elster und Pleiße, erhielt das Rosental erst zur Zeit Augusts des Starken, der 15 Alleen hineinhauen ließ, ein zivilisierteres Aussehen. Aber der Sumpfboden blieb bestehen, und auch der Knoblauch wucherte weiter, nicht gerade zum Genuß der Spaziergänger. Sobald jedoch in dieser Hinsicht ein Wandel geschaffen war, d. h. sobald man nicht mehr Gefahr lief, sich beim Spaziergang mit unausbleiblicher Sicherheit einen Schnupfen zu holen, wurde dieser natürliche Park mit seinen hundertjährigen Eichen, Hainbuchen und Rüstern Gegenstand allgemeiner Neigung. Dann konnte man auch die vornehmere Gesellschaft hier lustwandeln sehen und nicht bloß — wie zu Goethes Zeit — Studenten mit ihren Schönen oder auf der poetischen Gedankensuche sich befindende Dichter. Goethe selbst erzählt ja in »Dichtung und Wahrheit«, daß er »in dem wirklich herrlichen Rosentale« auf »poetisches Wildbret« ausging, bemerkt jedoch nebenbei, daß »zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen«.

Stätten reicher sommerlicher Freuden waren ferner die Leipziger Gärten, die das Entzücken des jungen Goethe bildeten. »Die Gärten sind so prächtig, als ich in meinem Leben etwas gesehen habe«, schrieb er an seine Schwester. »Ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von dem Entree des Apelischen, der ist königlich. Ich glaubte das erstemal, ich käme in die Elysäischen Felder«. Der Apelsche Garten war in der Tat damals eine Sehenswürdigkeit Leipzigs. Er lag im Westen der Stadt, hatte eine fächerartige Form, gepflegte Alleen und schönen Schmuck. Auf einer Terrasse standen Statuen antiker Götter, die aus der Werkstätte Balthasar Permosers herrührten. August der Starke hatte den Garten der Gattin des Leipziger Kaufmanns Apel geschenkt. Dem galanten König zu Ehren sind hier einst rauschende Festlichkeiten veranstaltet worden. Neben dem Apelschen hatte der Richtersche Garten einen weitverbreiteten Ruf. Im Jahre 1813 wurde der Richtersche Garten, ebenso wie die übrigen Gärten, arg von den Franzosen verwüstet. Er erlangte Berühmtheit dadurch, daß Poniatowsky hier in der vorüberfließenden Elster sein Ende fand. Das Denkmal, das zur Erinnerung an dieses tragische Gescheh-



Richters Kaffeehaus in Leipzig — Aus der Lipperheidischen Sammlung des Kunstgewerbemuseums in Berlin

nis an jener Stelle errichtet wurde, ist noch heute sichtbar, obwohl der Garten schon lange nicht mehr existiert.

Außer diesen beiden Anlagen wären noch eine ganze Anzahl andrer zu nennen, wie der Wendlersche, der Stiglitzsche, der Löhrsche und der Winklersche Garten. Sie befanden sich alle in Privatbesitz und waren deswegen für das Publikum nur selten zugänglich. Anders verhielt es sich mit dem sog. Groß-Boseschen Garten vor dem Grimmaischen Tor. Dieser trug einen öffentlichen Charakter. Dienstags und Sonnabends gaben die Hoboisten des in Leipzig stationierten Regiments in ihm immer ein Konzert. Dann pflegten auch die Herren Offiziere mit ihren Damen zu erscheinen, und es heißt, daß die Offiziersdamen hier »ein besonderes Air« annahmen. Überhaupt war es ein Garten für die bessere Gesellschaft. Der Groß-Bosesche Garten zeichnete sich durch eine außerordentliche Fülle an schönen und seltenen Blumen aus. Im Jahre 1755 blühte in ihm eine Aloe mit 22 Ästen, auf denen man 2294 Blüten zählen konnte. Selbst der damalige Papst erkundigte sich bei einem Reisenden nach dem Garten — so weit war sein Ruf gedrungen —, und ein Dichter namens Gottlob Benedikt Nitzsche ließ sich sogar verleiten, seine angebetete Chloë mit ihm zu vergleichen:

> Mein Liebchen ist, wie Bosens Garten
> Ein auserles'nes Blumenfeld,
> Das hier und da viel tausend Arten
> Vollkommner Schönheit in sich hält.

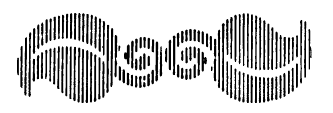
Solche Genüsse für die Augen bot Samuel Händels »Kuchengarten« in Reudnitz seinen Gästen zwar nicht, aber dafür kam der Magen hier auf seine Kosten. Er gehörte zu den beliebten Ausflugsorten des jungen Goethe, der in bombastischen Versen seine Begeisterung für ihn in einem Hymnus an den Kuchenbäcker Händel Ausdruck gegeben hat.

An solchen Eß- und Vergnügungslokalen, wie der Kuchengarten, war in Alt-Leipzig

kein Mangel. Die meisten von ihnen lagen in den Vororten, verborgen zwischen Wald und Wiese. Johann Friedrich Reichardt berichtet zum Beispiel in seiner Selbstbiographie von einem derartigen Etablissement in Schönefeld, wohin er mit der schönen Corona Schröter hinausgepilgert sei. »Dort wurden«, schreibt er, »in einem einsamen, an fruchtbarem Felde gelegenen Gartenhause sehr feine Biskuits gegessen, welche die zarte Corona ebenso vorzüglich fand als ihr an Süßigkeiten gewöhnter preußischer Anbeter.« Die bekanntesten Wallfahrtsorte der vergnügungssüchtigen Welt waren die »Blaumütze« und die »Funkenburg«. Hier schienen alle Standesunterschiede aufgehoben zu sein. Vom Universitätsgelehrten bis zum Straßenkehrer war alles vertreten.

Schließlich dürfen auch die »Kaffeehäuser« nicht vergessen werden, an denen Leipzig eine stattliche Anzahl besaß. Man konnte durch keine Gasse gehen, ohne auf etliche zu stoßen. Das älteste war der »Kaffeebaum«, in dem August der Starke 1694 die erste Tasse Kaffee getrunken haben soll. Seinen Charakter als Café verlor er jedoch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, und als die »Davidsbündler« ihren Stammtisch in ihm aufgeschlagen hatten, war er bereits, was er noch heute ist — ein Bierlokal. An erster Stelle stand in dem galanten Zeitalter das »Richtersche Kaffeehaus« in der Katharinenstraße. Dieses hatte einen Weltruf, der sogar bis Amerika und Asien reichte. Es besaß eine Anziehungskraft, wie sie etwa heutzutage »Auerbachs Keller« ausübt, nicht wegen des historischen Interesses oder der Güte des verabfolgten Kaffees, sondern wegen des Publikums, das man in seinen Räumen antraf. Als Schiller in Leipzig anlangte, suchte er es natürlich auch gleich auf und war von dem Eindruck sehr befriedigt. »Meine angenehmste Erholung«, schrieb er, »ist bisher gewesen, Richters Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammen finde und meine Bekanntschaften erweitere.«

Namentlich zur Meßzeit entwickelte sich an dieser Stätte ein bewegtes Treiben, wie ja überhaupt die Messe eine außerordentliche Fülle von Geselligkeit mit sich brachte. »Es war das gute Leipzig«, schreibt der Prediger Johann Christian um die Mitte des 18. Jahrhunderts in seinem Tagebüchlein, »in dieser Zeit einem Bienenkorbe ähnlich, wo nicht nur alles in seiner Beschäftigung emsig, sondern auch ein solches anhaltendes Geräusch war, das man sehr wohl mit dem Gesumse der Bienen vergleichen konnte.« Es waren nicht allein die ausländischen Gäste, die das Bild bunt und eigenartig machten, sondern ebenso die verschiedenen, aus allen Windrichtungen sich einfindenden Personen, die für die Belustigung der Fremden sorgen mußten — die Marktschreier, Gaukler, Luftspringer, Glücksbudenhalter, Bänkelsänger, Harfenistinnen und andern Jahrmarktsbummler. Zwischen ihnen drängten sich die mannigfaltigsten Straßentypen, die man zwar auch sonst, aber nicht in einer solchen Masse zu sehen bekam: die Gipsverkäufer, die Antiquare und Antiquitätenhändler, die Altenburgerinnen, die Botenfrauen und die Kuchenbäcker. Sehr putzig hob sich von diesen Gestalten aus dem Volke der angereiste Landadel ab, der gravitätisch und lorgnierend an den Meßbuden entlangschritt und sich wer weiß wie bedeutend erschien. Schön frisiert, mit großen Henryhüten, in modischen Kleidern und mit glanzgewichsten Stiefeln, im Zuschautragen ihrer Würde dem Adel nicht nachstehend, promenierten ferner die Stadtsoldaten durch die Straßen. Der Fremde, der sie zum erstenmal sah, konnte leicht in Versuchung geraten, sie für große Herren, zum mindesten für Studenten zu halten. So vornehm taten sie. Aber dahinter verbarg sich die niedrigste Gesinnung. Sie lebten in Saus und Braus, waren Spiel und Trunk ergeben, und wenn die Notwendigkeit wirklich einmal an sie herantrat, einen Tumult zu unterdrücken, dann versagten sie ebenso wie ein halbes Jahrhundert später die Kommunalgarde, die 1830 in den Stürmen der Revolution begründet wurde. Der Hang zu geselligem Lebenswandel saß eben zu tief in den Seelen der alten Leipziger Bürger. Und er bildete seine Leute.






Daniel Sanders

Worte der Erinnerung und Würdigung zu seinem 100. Geburtstage (12. November 1919)

Von Friedrich Düsel

Die Füße meiner Kindheit sind durch eine kleine mecklenburgische Stadt gegangen, um die Wälder rauschten, Wiesen grünten und Linden dufteten, durch deren Straßen morgens und abends das Geläut der Kuh- und Schafherden zog, tagsüber zur Sommerzeit vollbeladene Heu- und Kornwagen schwankten, im Winter schwer ächzende Fuhren mit Langholz sich zwängten — von Wissenschaft und Kunst schien nicht viel darin zu blühen. Ich glaube, ich war zwölf oder dreizehn Jahre alt, als ich zum erstenmal ein Gemälde sah, und was ein Gelehrter war, das dämmerte uns Jungen nur in dunkler Ahnung auf, wenn wir in der Dämmerung von unsern Räuber- und Husarspielen heimkehrten und zu dem früh erleuchteten Giebelfenster hinaufdeuteten, hinter dem der »Wörterbuchschreiber« bei seiner Arbeit saß. Die wenigsten von uns hatten ihn je zu Gesicht bekommen; aber seltsame Geschichten, von einer unverfrorenen Knabenphantasie munter ausgestaltet, umgaben seinen in der Stadt der Kröger und Möller, Kiesow und Rachow fremdartigen Namen. Mit dem großen Revolutionsmann Gottfried Kinkel sollte er zu tun gehabt, ja sogar an dessen abenteuerlicher Befreiung aus dem Gefängnis in Spandau mitgewirkt haben — und wenn er 1848 nicht auf den Barrikaden gestanden hatte, so doch als Volksredner auf der steilen Rathaustreppe, von wo mit den Menschenrechten freie Weide und freies Streuharken für die Bürger der Stadt, mehr Kartoffelacker für die Bauhöfischen gefordert wurde, ehe unsre tapferen Großväter mit Piken und Hellebarden, von denen noch einige verstaubte Exemplare auf den Bodenkammern standen, vor das großherzogliche Schloß der benachbarten Residenz gezogen waren. Eigentlich aber war das Jahr 48 weder fern noch ehrsam genug, um den geheimnisvollen Zauberschein zu erklären, der in unsern Augen den Professor Daniel Sanders umwob. »Helden« jenes tollen Jahres gingen ja doch noch rüstig und aufrecht in den Reihen der Schützenkompagnie, wenn sie um Pfingsten unter Paukenschlag und Böllerkrach zum »Königschuß« in die Bürgerhorst zog; er aber — das wußten wir vom Hörensagen — war ein kleines buckliges Männchen mit großem Kopf und kurzen Beinen, wie es in den Märchen vorkam, oder wie wir uns die mittelalterlichen Goldmacher vorstellten, die vor ihren Kolbengläsern saßen und den Stein der Weisen suchten. Und ein »Wörterbuch« hatte er geschrieben! Das sollte drei- oder viermal so dick sein wie die Bibel, und alle Wörter sollten darin stehen, die es im Deutschen gab, die die deutsche Zunge je gebildet hatte — reichte denn ein Menschenleben aus, um so viel zu lesen, aufzuschreiben, nach dem Abc zu ordnen und zu erklären? Auch um das Haus, in dem sich dies Wunder begeben hatte, spann sich ein Märchenschleier, und wenn es nicht gar so stattlich, breit und hoch dagestanden hätte zwischen den niederen Dächern seiner Umgebung, es wäre uns als ein Geschwister des Knusperhäuschens erschienen, in das Hänsel und Gretel die Hexe gelockt hatte ...



Daniel Sanders in den sechziger Jahren

Die Jahre eilten. Mit der Strelitzer Stadtschule war man schnell fertig geworden; nun ging es in langsamerem Schritt durch das Gymnasium Carolinum im vier Kilometer entfernten Neustrelitz. Die Welt fing an, sich vor einem zu erhellen. Ich trug schon die rotweiße Tertianermütze, las Ovids Metamorphosen, versuchte dem alten Césaire Villatte die französischen Nasallaute nachzusprechen und wußte was von Schiller und Goethe. Da kam mir eines Tags die alte Dörte, das Faktotum im Sandersschen Hause, auf der Straße nachgewackelt und fragte, ob der junge Herr — »junger Herr« sagte sie — nicht so

freundlich sein wolle, einmal zum Professor zu kommen, er hätte mir etwas zu sagen. Mit Herzklopfen stieg ich die breite, behaglich geschwungene Treppe empor, indes die Hausglocke durch Diele und Flur einen wahren Höllenlärm vollführte, und ließ mich vor die Tür zum Allerheiligsten geleiten. Was mich aber drinnen in dem mäßig großen Raum, einer Stube wie jede andre, empfing, war nicht dazu angetan, mich nur mit halb soviel »Ergebenheit und Ehrfurcht« zu erfüllen wie den Schüler in Fausts Studierstube. An den Wänden ein paar altersschwache Büchergestelle mit so viel schlecht gepflegten, halb zersetzten Bänden, wie ich sie selbst bald zahlreicher und besser zu besitzen hoffte, in der Mitte ein flacher Klapptisch, wie wir ihn zu Hause auch hatten, darauf ohne jedes weitere Schreibgerät ein einsames Tintenfaß und ein einzelner Federhalter — war das das Rüstzeug eines Gelehrten, mein Gott, dann konnte der Weg dorthin so weit nicht sein. Da, aus dem Nebenzimmer eine feine klangvolle Frauenstimme: »Daniel, du hast Besuch!«, und von fernher das krächzende Echo des Papageis: »Daniel! Daniel!« Da stand der mit Menschen- und Vogelstimmen Gerufene auch schon vor mir, in langem, bequemem Flauschrock, die Brille auf der großen knochigen Nase, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand. Ich war doch ein wenig verdutzt. Noch immer hatte ich ihn nie zuvor von Angesicht gesehen — so selten zeigte er sich auf der Straße —, und auch Bilder gab es kaum von ihm. Was ich da vor mir sah, hätte auch der höflichste Anthropologe für häßlich erklären müssen. Mir aber schien es schön. Denn dieses vor den Jahren verhutzelte Greisenantlitz, über das sich eine mächtige Glatze türmte, erhellte ein Lächeln von solcher Milde, Güte und Menschenfreundlichkeit, wie ich es bisher nur an meinem achtzigjährigen Großvater erlebt hatte. Und mit welchem feinen, zarten Respekt er mich begrüßte! Als spräche ein Gelehrter zum andern oder doch zu einem, der es werden konnte. Das war ganz anders, als unsre Lehrer uns Pennäler zu behandeln pflegten! Mit einem Schlage wußte ich, was »Humanität« heißt, und daß sich um alle, ob alt oder jung, die zu Homer und Plato wollen, ein geheimes Band des Verständnisses schlingt. Bald kam das besondere Anliegen zutage: ob ich ihm nicht dann und wann auf meinem täglichen Schulwege Bücher aus der Großherzoglichen Bibliothek mitbringen wolle; der das bisher besorgt habe, sei vor kurzem zur Universität abgegangen, schon der fünfte oder sechste seiner »Götterboten«, die ihm auf diese Weise untreu geworden seien. Ob ich wollte! Mir schien es fast, als empfinge ich hier eine Art Ritterschlag der Gelehrsamkeit, hörte ich doch gleichzeitig, daß die Bücher, die ich besorgen sollte, für das »Ergänzungswörterbuch« gebraucht würden, das damals, Mitte der achtziger Jahre, seiner Vollendung entgegenging.



Daniel Sanders im Alter

Ich bin dann im Laufe der nächsten fünf, sechs Jahre unzählige Male die knarrende Treppe zu Daniel Sanders' Studierzimmer hinaufgestiegen, eine ganze Bibliothek habe ich hin- und hergetragen, und noch heute will mir der Modergeruch nicht aus der Nase, den die alten, ach! so selten von ihrem Platz gerückten Bände ausströmten, wenn sie zu ihrer Verwunderung an die frische Luft mußten. Aus dem Boten wurde ein Helfer, aus dem Helfer ein Bewunderer, der sich, noch Primaner, zum Entsetzen seiner Lehrer erdreistete, dem Siebzigjährigen, weil sich kein Würdigerer dazu fand, die »Festschrift« zu rüsten, aus dem Bewunderer und Verehrer ein Freund, der, als er in den letzten Schuljahren schon allerlei von den künftigen germanistischen Fachstudien vorausnahm, von dem »Sprachmeister« wie ein Verbündeter auf gleichem Fuße behandelt wurde. Bis dann auf der Universität, in der historisch-philologischen Schule der Lexer, Weinhold, Roediger, Kauffmann, Golther und Erich Schmidt die Kritik erwachte und, wie das so geht bei Neubekehrten, eine Weile derartig sich übernahm, daß mir alles, was Daniel Sanders in einem langen, beispiellos fleißigen Leben an sprachwissenschaftlichen Arbeiten geschaffen hatte, keinen Pfifferling wert zu sein deuchte. Seitdem sind nun schon wieder fünfundzwanzig Jahre vergangen, und durch Schwärmerei, Überhebung und eigne Arbeit glaube ich jetzt erst den rechten Maßstab für den Wert des Sanderschen Lebenswerkes gefunden zu haben. So will ich denn zu seinem hundertsten Geburtstage sein Gedächtnis ehren, indem ich aus früher Erinnerung und später Erkenntnis sein Bild so zeichne, wie es mir heute erscheint.

Daniel Sanders' Stern und Unstern war seine geistige Einsamkeit. Nicht daß es ihm an Liebe und Freundschaft gefehlt hätte. Seine Kindheit — die Mutter hatte er bald nach seiner Geburt verloren — war von der zärtlichen Liebe eines milden und gütigen Vaters, eines wohlhabenden, allgemein geachteten jüdischen Kaufmannes, behütet gewesen; während seiner Universitätsjahre in Berlin und Halle, wo er mehr noch mathematische und naturwissenschaftliche als literarhistorische und philologische Studien getrieben hatte, war ihm die Freundschaft vielseitig angeregter Genossen, u. a. Heinrich Bernhard Oppenheims und Moriz Carrieres, zuteil geworden, und zwei junge Neugriechen hatten ihn in die Sprache und Literatur ihres Vaterlandes eingeführt, auf dem damals noch ein Abglanz vom Philhellenentum der zwanziger Jahre lag. Seine ersten literarischen Versuche galten denn auch der Übersetzung neugriechischer Volks- und Freiheitslieder, einer Darstellung des Volkslebens der Neugriechen auf Grund von Liedern, Sprichwörtern und Kunstgedichten sowie der metrischen Übertragung eines aristophanischen Lustspiels von Alexander Rhangawis (»Die Hochzeit des Kutrulis«). Als Lehrer an der »Öffentlichen und Freischule der jüdischen Gemeinde« in Strelitz, deren Leitung er bald nach Beendigung des Universitätsstudiums übernommen hatte, ließ er sich eine Weile sogar von den Wogen des politischen Lebens schaukeln, indem er eifrig an den demokratischen Volksvereinen des Landes teilnahm und zusammen mit seinem Freunde Adolf Glaßbrenner, dessen unruhiger Geist für einige Jahre in die mecklenburg-strelitzsche Residenz verschlagen worden war, 1850 ein Bändchen »Xenien der Gegenwart« herausgab, die mit Knüppel und Keule gegen alles Reaktionäre zu Felde zogen. Zur Strafe für diese »revolutionäre Tätigkeit« wurde dem jungen Gelehrten von der mecklenburgischen Regierung die Schule geschlossen — mitten in ihrer besten Blüte, denn er hatte sie, selbst in nicht weniger als zehn Fächern unterrichtend, in einem Jahrzehnt erstaunlich hoch gebracht und sich, ein »abgesagter Feind aller Dressur und Appretur«, bei Schülern und Eltern eine Verehrung errungen, die in dem Städtchen heute noch nachhallt.

An Arbeit sollte es ihm deshalb nicht fehlen. Schon während seiner Lehrtätigkeit hatte er angefangen, die Muße, die ihm sein Amt ließ, zu sprachwissenschaftlichen Studien und lexikalischen Sammlungen auszunutzen, und sich zu diesem Zwecke in eine ausgedehnte Lektüre der modernen deutschen Literatur gestürzt, so schwer dazu in seiner Umgebung oft auch die nötigen Hilfsmittel aufzubringen waren. Edward Schröder (Allgemeine Deutsche Biographie) will wissen, daß er im Laufe der vierziger Jahre umfangreiche Proben dieser Arbeiten Jacob Grimm vorgelegt habe, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand und seit Vollendung seiner »Deutschen Grammatik« und seiner »Deutschen Rechtsaltertümer« in ganz Deutschland als oberste Autorität der nationalen Philologie anerkannt war. Aber er muß dort nur eine matte oder zweideutige Ermunterung gefunden haben, die seinem Ehrgeiz nicht genügte. Eine Verbindung und ein Zusammenarbeiten der beiden, die sich so gut hätten ergänzen können, kam nicht zustande, ja man darf vermuten, daß in jener kühlen Ablehnung die Gereiztheit ihren Ursprung hatte, die Sanders alsbald gegen die Grimms herauskehrte, die ihm aber auch zum Sporn für seinen bis zur »Grimmigkeit« getriebenen Fleiß wurde. Noch einmal lockte die weite Welt: die israelitische Religionsgemeinschaft in Frankfurt a. M. trug ihm die Leitung ihrer Volks- und Realschule an, eine bequeme und sichere Stellung, die namentlich seinen Hinterbliebenen — 1847 hatte er sich verheiratet — einmal eine ausreichende Versorgung bot. Doch inzwischen war er schon zu tief in seine lexikalischen Sammelarbeiten hinabgetaucht, fühlte sich wohl auch durch die scharfe Kritik, die er 1852 und 1853 in zwei geharnischten Heften an den ersten Lieferungen des Grimmschen Wörterbuches geübt hatte, noch mehr aber durch sein bald darauf erschienenes »Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache« vor der Öffentlichkeit zu sehr zu eignem Bessermachen verpflichtet, als daß er von dem einmal betretenen Wege noch umkehren mochte. So lehnte er denn ab und blieb als Privatgelehrter in seinem Heimatstädtchen, um als Einzelner das Riesenwerk eines großen deutschen Wörterbuches auf die Schultern zu nehmen. Damit war, so viele Verbindungen er mit dem angeborenen Geschäftssinn seiner Rasse auch zu pflegen wußte, so viel Bewunderung und Schmeichelei sich auch von nah und fern an ihn heranzudrängen suchte, seine Abgesondertheit und Einsamkeit besiegelt, zumal in einer Zeit, da sich die junge germanistische Wissenschaft immer bewußter und betonter zu einem Zunftkreise zusammenschloß, der Außenseitern wenig hold war.

Wir wollen diese Einsamkeit nicht schelten. Sie war notwendig für einen Mann, der ein solches Werk des Fleißes, der Geduld und der Entsagung ohne Mitarbeiter, ja ohne jeden geschulten Helfer unternahm und entschlossen war, nach neuem eigenstem Plan fast jedes Steinchen zu dem Riesenbau selbst aus dem Boden zu holen. Aber wie die mittelalterliche Frau Welt, so zeigt auch Frau Einsamkeit ihrem Gesellen eine andre Rückansicht, als das lockende Antlitz vermuten läßt. Klopstock hat der Einsamkeit einen Becher der Freude in die Rechte, einen wütenden Dolch in die Linke gegeben, und Wilhelm Raabe hat sie unter dem Zwillingsbilde einer Mutter und einer Jungfrau gesehen: dem einen Maria die All-

Paul Jos. Wehrle: Herbst im Wald

Aus der Ausstellung der Münchner Sezession von 1918

Jetzt in Privatbesitz

beseligende, dem andern die eiserne Gestalt der Folterkammer, deren Arme zerfleischende Messer verbergen. Daniel Sanders hat in seinem langen Leben beides zur Genüge gekostet: den kühnen Aufschwung und das stolze Selbstgefühl, aber auch die Bitterkeit und die Austrocknung, die solche geistige Vereinsamung allmählich auf die Säfte des Gemüts und des Gedankenlaufs ausübt. Ein behender Witz, dessen Bissigkeit durch Güte und Menschlichkeit wohltuend gezügelt wurde, und eine innere Heiterkeit, die dem Kinderlosen namentlich in seinen jüngeren Mannesjahren alle Kinder und einfachen Leute zugetan machte, milderten das Gift dieser schleichenden Krankheit; ihre gefährlichen Ausbrüche und tückischen Zersetzungen aber sind in den Sandersschen Arbeiten für jeden erkennbar, der auf den inneren Ton achtet und nach dem dahinterstehenden Menschen späht. Sein Stil, anfangs nicht ohne eine gewisse kecke Frische und Schlagkraft, erlahmte mit der Zeit unter der gewaltigen papierenen Last, die auf ihn drückte; sein Gesichtskreis verengte sich, seine Gedankengänge kapselten sich selbstgenügsam ein und nahmen endlich nichts andres mehr auf, als was in seinen eignen Büchern, die sich nun immerfort selbst zitierten, irgendwo schon niedergelegt oder verarbeitet war; seine Einbildungs- und Vorstellungskraft — eine unentbehrliche Schwinge auch für den Sprachforscher — wurde müde und fand schließlich nicht mehr den Weg aus der trockenen Begrifflichkeit zu der sinnlichen Anschauung. Man hat manche dieser vielberufenen Sandersschen Eigenheiten und Schwächen unter den Hut der Eitelkeit bringen wollen, während er sich selbst nur zu oft und gern seiner Bescheidenheit rühmte. War es eine Eitelkeit, so war es eine gutmütig-naive, die sich nicht aufblähte, aber auch — zur Entschädigung gleichsam für die vielen Freuden und Ehren, auf die der Einsame verzichten mußte — sorgsam und geschäftig alle Brosamen zusammenkehrte, die ihm die Bewunderung — nur zu oft auch solche von »Kindern und Affen« — auf den Weg streute.

Am übelsten hat ihm die wissenschaftliche Welt seinen Angriff auf die Brüder Grimm nachgetragen. Ein Werk von ihnen, wie Sanders es in seiner kritischen Beleuchtung des Grimmschen Wörterbuches getan hatte, »in seiner ganzen Anlage und großenteils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt« zu nennen, war eine Sünde, die in den Augen der zünftigen Germanisten nie vergeben werden konnte. Jacob Grimm selbst reckte sich in der Vorrede zu seinem Wörterbuche (März 1854) zu dem ganzen ihm eignen und wohlanstehenden Stolze eines wahrhaft schöpferischen Geistes empor, den Unzulänglichkeiten an der Bedeutung seines Werkes nicht irremachen können: Zwei Spinnen, schrieb er mit der kraftvollen unverblümten Bildlichkeit seines Ausdrucks, seien auf die Kräuter seines Wortgartens gekrochen und hätten ihr Gift ausgelassen. »Mag das Wörterbuch den Einbildungen oder vorgefaßten Plänen dieser hämischen Gesellen* nicht entsprechen, die beide nicht einmal Halbkenner unsrer Sprache heißen können; das gab ihnen kein Recht, ein vaterländisches Werk, das alle freuen sollte und reiche Vorräte öffnet, zu verlästern, keine Kraft, es in seiner Wirkung aufzuheben oder auch nur zu schmälern. Ihr Frevel ist unsrer öffentlichen Zerrissenheit ein Zeichen. Alles Dankes, der ihrem armen Flicken an Zeug sonst vielleicht geworden wäre, gehen sie bar.« Das war hart, aber dem wohl erlaubt zu sagen, der auf eine so grundlegende und gediegene, stets im Dienste des vaterländischen Gedankens geleistete Arbeit zurückblickte wie Jacob Grimm, und der von seinen Gegnern noch nicht viel mehr gesehen hatte als verneinende Kritik oder vereinzelte Bruchstücke, die der bindenden, einheitlich tragenden Idee entbehrten. Schon nach dem Sandersschen »Programm«, das bald darauf erschien und mannigfache Proben brachte, hätte er freilich anders sprechen müssen. Denn da war ersichtlich, daß dieser Kritiker nicht nur die Schwächen des überhasteten Grimmschen Wörterbuches mit scharfem Auge erkannt hatte, sondern auch entschlossen und fähig war, dem seiner Meinung nach verfehlten und unfruchtbaren Gelehrtenwerke, das sich bei vielen deutschen Wörtern einfach damit begnügte, sie aufzuführen oder durch eine lateinische Übersetzung zu umschreiben, aus eigner Kraft ein andres entgegenzustellen, das zwar aus Mangel an germanistischer Schulung auf sprachgeschichtliche Herleitung und Entwicklung der Wörter verzichten mußte, dafür aber in der Vollständigkeit des neueren, noch lebendigen Wortschatzes, in der Überlegtheit und Durchdachtheit der Anordnung, in der Aufspürung, Gliederung, Abwägung und Unterscheidung der Bedeutungsmöglichkeiten eines Wortes, vor allem jedoch in der Reichhaltigkeit der neuhochdeutschen Belege dem Musterbilde eines wahrhaft volkstümlichen Wörterbuches für den allgemeinen Gebrauch ein gut Teil näherzukommen versprach als das Grimmsche.

Dieser kennzeichnende Unterschied zwischen den beiden feindlichen Werken hat sich erhalten und immer wieder bestätigt. Seit dem Jahre 1859 lief das Sanderssche Wörterbuch eine Strecke neben dem Grimmschen, bald aber überholte es seinen Vorgänger, und schon sechs Jahre später gelangte es — in ununterbrochener Reihenfolge, ein Werk aus einem Guß — ans Ende, während das Grimmsche, so viele Köpfe und Hände inzwischen auch daran weitergearbeitet haben, noch heute, siebzig Jahre nach seinem Beginn, unfertig und lückenhaft dasteht — ein Spielball persön-

* Außer Sanders hatte ein bayrischer Oberlehrer Wurm scharfe Kritik an dem Grimmschen Wörterbuch geübt.



licher Willkürlichkeiten, wissenschaftlicher Schrullen und schulmäßiger Mißhelligkeiten. Freilich — was heißt »fertig« bei einem Wörterbuch? Das ist eine Danaiden- und Tantalusarbeit, auf die der Spruch Zesens: »Man laß ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben« in tieferem Sinne zutrifft, als er gemeint haben mag. Denn eine lebendige Sprache ist etwas unaufhörlich Fließendes, stetig sich Wandelndes und Erneuerndes — welche Hand will sie haschen, welches Gefäß sie halten? So hatte sich auch vor Sanders, als er unter die letzte Zeile seines dreibändigen »Wörterbuchs der deutschen Sprache mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart« in begreiflichem Stolz die handschriftliche Bemerkung setzte: »Beendet den 11. Juli 1865, nachmittags 5 Minuten vor halb 2 Uhr«, schon wieder reichlicher Stoff zu Ergänzungen, Nachträgen und Verbesserungen aufgehäuft, und als vierzehn Jahre später, in abermals sechsjähriger Folge, sein »Ergänzungswörterbuch« erschien, eine »Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher, einschließlich des Grimmschen, mit Belegen von Luther bis auf die *neueste* Gegenwart«, da wird es ihm nicht besser oder schlechter ergangen sein. Zumal bei *seinem* Verfahren, das kaum einen Wertunterschied machte zwischen Belegen aus Goethe oder Hackländer, dem Messias oder den Fliegenden Blättern. Diese gleichmachende Wahllosigkeit, die noch dazu ihre Vorliebe für die liberale Tagesliteratur der jüngsten Zeit nicht verbergen konnte, ist ihm oft vorgeworfen worden, auch von denen, die sonst voller Anerkennung für seine Leistung waren. Und an Vorzügen fehlte es da gewiß nicht; das zeigte sich erst recht beim Gebrauch. Die augenfälligsten habe ich schon genannt; hier sei noch einer, vielleicht der wichtigste, hervorgehoben: Sanders bringt im Gegensatz zu der rein abecelichen Anordnung der Grimms, die von vornherein zur Verzettelung verdammt ist, alle Zusammensetzungen unter dem Grundwort und ermöglicht es dadurch dem Benutzer, gleich den ganzen Aufbau eines Wortstammes mit all seinen Ästen, Zweigen, Blättern und Zellen zu überblicken. Freilich ein lebendig bewegtes Bild von dem Werden und Wachsen unsrer Sprache, worum es den Grimms zu tun war, gewährt Sanders nicht. Dazu machte ihn schon seine Unkenntnis der älteren germanischen Dialekte und deutschen Sprachstufen — kaum das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche beherrschte er — unfähig; was seine spärlichen, oft aus trüben Quellen geschöpften Anmerkungen an etymologischen Erläuterungen nachtrugen, war entweder falsch oder so verworren und unzulänglich, daß es das innere Verständnis eher hemmte als förderte. Und noch eins fehlt dem Werke, was auch der emsigste Fleiß und schärfste Verstand nicht schaffen kann: die dichterische Nachempfindung der heimlichen Poesie, die durch unsre Sprache rauscht und webt, das Ohr für die leisen Gefühlsschwingungen, das Auge für die versteckten Vorstellungsformen, die hinter den toten Buchstaben schweben, der mitschaffende Geist, der die papiernen Schemen erst wieder mit Blut und Leben füllt. Darin gerade suchten ja die Brüder Grimm, von Hamann und Herder angeregt, ihren Hauptruhm und Ehrgeiz. Auch bei ihrer scheinbar so trockenen Wörterbucharbeit waren sie Dichter; jedes Wort hatte für sie eine Seele, führte sein persönliches Leben, das sie nun — wenigstens in den gründlicheren Artikeln — mit dem tiefschauenden seherischen Blicke des wahren Philologen durch die Jahrhunderte hindurch in seinen wechselnden Offenbarungen verfolgten und darstellten. Nichts lag ihnen ferner, als in ihrem Wörterbuch ein bloßes Nachschlagewerk zu platten Handlangerdiensten fertigzustellen, »das nur ein paarmal im Jahre aus dem Staub unter der Bank hervorgeholt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene«. Ein *Heiligtum* der Sprache wollten sie gründen, das deren köstlichsten Schatz bewahre und eine in der Erscheinung des Wortes zugleich verkörperte und verklärte Geschichte unsers Volkes umschließe. Ja, als ein Haus- und Andachtsbuch dachte sich Jacob in seinem kindlich-frommen Gemüte das vaterländische Werk: »Warum sollte nicht der Vater ein paar Worte ausheben«, meinte er, »und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne auffrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen, mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtnis gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andre, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem.« In solchen idyllischen Träumen suchte Sanders seinen Lohn nicht. Er wollte in erster Reihe Bucher des Sprachschatzes und Sprachgebrauches der deutschen Gegenwart sein. Die Grimms leiteten künstlerische, sittliche und gelehrte, ihn leiteten im wesentlichen praktische Ziele Als heute noch vollständigste Sammlung des neueren deutschen Wortschatzes wird der Sanders seinen Wert behalten; denn hier ist die Ernte einer Belesenheit aufgespeichert, wie sie vorher und nachher ein Einzelner kaum wieder besessen hat. Diese sowie den scharfsinnigen Sprachverstand mußte selbst Jacob Grimm anerkennen, so wenig er sonst vertrauten Freunden wie Salomon Hirzel gegenüber mit seiner persönlichen Verstimmung zurückhielt, als Sanders ihm mit seinem eiligen Wettbewerb den Markt verdarb.

Was Sanders außer seinem großen Wörterbuch sonst noch an lexikalischen Arbeiten verfaßt

hat, ist meistens von seinem grundlegenden Werk abhängig. Diese vier mächtigen Quartbände bildeten für ihn den Schacht, aus dem er zeitlebens sein Erz schürfte. Nur das zweibändige Fremdwörterbuch und zum Teil auch das Verdeutschungswörterbuch, das den gesunden Grundsatz vertrat, nicht etwa deutsche Ersatzwörter künstlich zu bilden, sondern sie aus vorhandenem, verschüttetem oder übersehenem Sprachgut zu gewinnen, beruhten auf neuer Sammel- und Forschungsarbeit, bei der sich sein alter Fleiß und seine nun aufs äußerste geschulte Sorgfalt und Umsicht bewährten. Bei seinen sonstigen nach Dutzenden zählenden Lehr-, Hilfs- und Handbüchern der Grammatik, Stilistik, Verslehre, Rechtschreibung usw. stieg er nicht selten tief zu den Bedürfnissen der großen Menge und den Geschäftswünschen der Verleger herab und gefährdete dadurch manchmal seinen Ruf. Wertvolleres haben der Sprachwissenschaft seine Sammlungen und Forschungen zur Synonymik, also zu der Lehre von den sinnverwandten Wörtern und Ausdrücken gegeben. Über sein »Wörterbuch der deutschen Synonymen« (1871), seine »Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik« (1881) und seine »Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen« (1889) ist selbst ein so strenger Germanist wie Schröder des Lobes voll.

Unter den Huldigungen, die dem Gelehrten 1889 zu seinem 70. Geburtstage dargebracht wurden, stand auch der Ausspruch du Bois-Reymonds, wie Leibniz zehn Jahre lang allein die Berliner Akademie der Wissenschaft gewesen sei, so Daniel Sanders jetzt noch allein die ersehnte Akademie der deutschen Sprache. Das war schon damals ein stark phraseologisches Wort, so sehr es wohl die geheimsten Wünsche des Gefeierten traf. Denn damals schon war auch der volkstümlich-praktische Wirkungskreis, den Sanders eine Zeitlang, vornehmlich in den sechziger und siebziger Jahren, geradezu als sein Eigenfeld ansehen durfte, von einem jüngeren Geschlecht unsrer wissenschaftlichen Germanistik erobert worden, das von Rudolf Hildebrand gelernt hatte, a u s dem Leben unmittelbar f ü r das Leben zu forschen und zu lehren. Sanders fühlte diesen von dem Leipziger Universitätsseminare ausgehenden, hauptsächlich für die Lehrerkreise so fruchtbaren Umschwung, und die Erkenntnis, daß dem Bildungsstrome seiner Schriften dadurch eine Hauptader abgegraben wurde, war ein Schmerz seiner letzten Lebensjahre. Denn persönliche Beziehungen und rege zufließendes Lob aus den Laienkreisen gehörten zu den Bedürfnissen seines sonst so anspruchslosen Daseins. Was ihm in seiner einsamen Studierstube an akademischen Ehrungen und fachgenössischer Anerkennung abging, das sollte ihm der begeisterte Dank des »Volkes« ersetzen. Noch einmal, und damit ist — abgesehen von der ihm nur äußerlich aufgenötigten Lohn- und Kärrnerarbeit an dem deutsch-englischen Teil des Muretschen Lexikons — das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens ausgefüllt gewesen, machte er den Versuch, sein altes Ansehen und Wirkungsfeld in den weiten Kreisen der Gebildeten zurückzugewinnen. Im Jahre 1887 gründete er seine »Zeitschrift für deutsche Sprache«. Wie er im Vorwort deutlich aussprach, wollte er auch hier so eine Art getreuer Eckart aller Ratlosen und Verirrten sein. Doch bald stellte sich heraus, daß er von seinem einsamen papiernen Posten aus den Zusammenhalt mit dem Leben nicht mehr zu finden vermochte. Seine abgerissenen, verzettelten Erläuterungen zu ausgewählten Stilmusterstücken unsrer Klassiker, zu modernen Romanen und Zeitungsausschnitten des Tages waren viel zu lehrsüchtig, schematisch, farb- und temperamentlos, als daß sie tiefer und weiter hätten wirken können. Wie einst Hildebrand bei den akademisch Gebildeten, so wurde jetzt Wustmann bei der großen Menge sein lachender Erbe.

Arbeitskraft und Geistesfrische sind dem schmächtigen Körper treu geblieben bis an die Schwelle der Achtzig. Sooft ich zu ihm kam, fand ich ihn an seinem Schreibtisch, zuletzt mit der Zusammenstellung eines umfangreichen Zitatenlexikons beschäftigt, in das er gern eigne Sentenzen einschmuggelte. Selten war er mürrisch, fast immer zu Scherzen und Neckereien aufgelegt. Ab und an hatte er ein eigentümlich verklärtes Lächeln um Mund und Augen, dann wußte ich, daß ihm ein paar Verse oder ein Sprüchlein geglückt waren. Denn in seinen »poetischen Nebenstunden« war er auch Dichter oder glaubte es zu sein, wenn er sich auch nicht verhehlen durfte, daß fast alles, was ihm die Muse schenkte, aus abgeleiteten Quellen kam, aus dem Überfluß der Dichter und Denker, bei denen er zu Gaste gewesen war. Er hat nicht bloß aus dem Neugriechischen, Hebräischen, Griechischen und Lateinischen oft recht anmutig übersetzt, er hat auch zwei Bändchen mit heiteren und fröhlichen Gedichten für die Kinderwelt gefüllt, hat Eignes und Angeeignetes »aus den besten Lebensstunden« zu einem lyrischen Schatzkästlein gesammelt, ist dem Antisemitismus, der ihn, wie Auerbach, mehr schmerzte als aufbrachte, als »Hans Sachs der Jüngere« schwankweis' zu Leibe gegangen (»Die beiden Apostel«) und hat endlich die borstigen Xenien seiner Jugend mit 366 Sprüchen einer nicht gerade tiefgründigen, aber milden und gütigen, lebensfröhlichen und zuweilen sogar übermütigen Altersweisheit zugedeckt. Als er am 11. März 1897 mitten in der Arbeit die Augen zutat, lag als Lesezeichen zwischen den Blättern des »Anton Reiser« von Karl Philipp Moritz, eines seiner Lieblingsbücher, der Zettel mit dem 311. Spruche seines weltlichen Andachtbüchleins:

Schaff', wozu du hast Kraft!
Man lebt nur, wenn man schafft.



Sonntagabend

Der Wagen prasselt zum Tore hinaus,
Ich trete allein zurück ins Haus.

Mein kleiner Junge, nun siehst du's ja nicht —
Die Tränen laufen mir übers Gesicht.

Novembernebel liegt auf dem Gut —
Ich weiß einen Herbst, der weher tut!

Ich geh' durch die Stuben im Dämmerlicht,
Ich suche und weiß doch, ich finde nicht.

Im letzten Zimmer am Nähtisch sitzt
Noch eine in Tränen, den Kopf gestützt.

Und wir fassen uns an und sagen kein Wort —
Unser kleiner Junge ging wieder fort ...

Börries, Freiherr von Münchhausen

In der Nacht

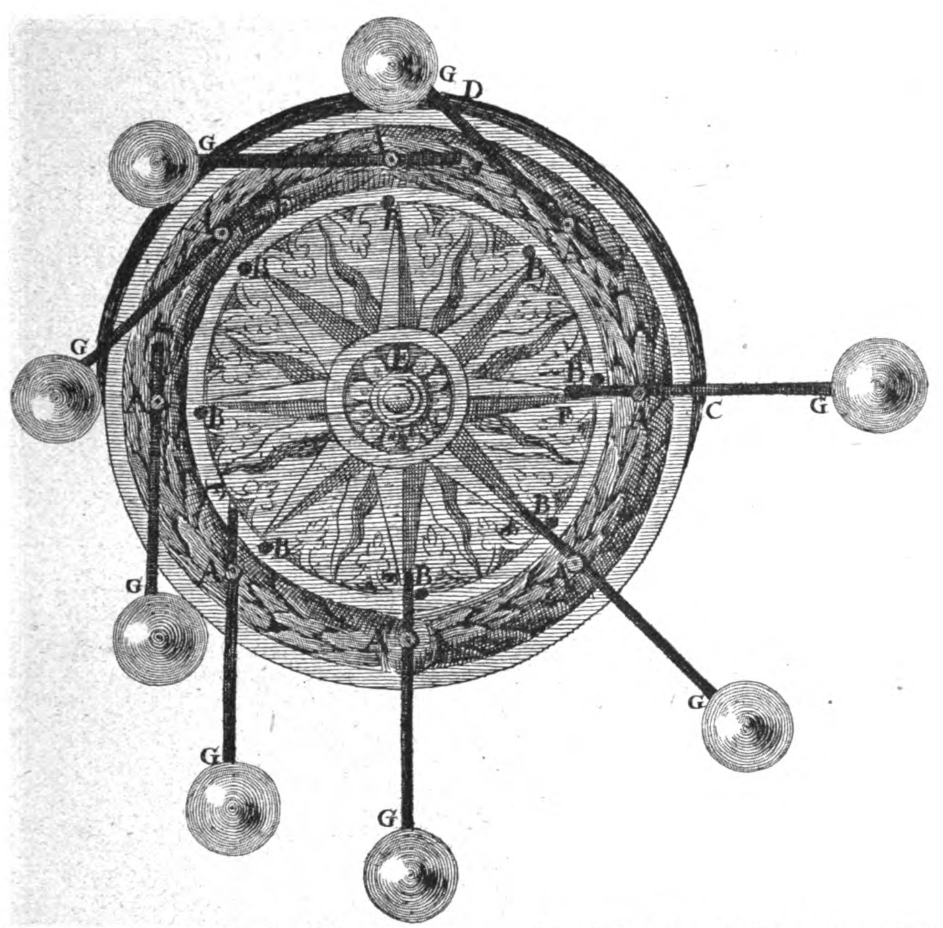
Noch glänzen Lichter durch die Nacht;
Was mögen sie wohl schauen?
Manch roten Mund, der scherzt und lacht,
Manch Auge, das in Sorgen wacht
Bis an das Morgengrauen ...

Nun seh' ich keine Lichter mehr
Und wandle fort im Dunkeln.
Es schweigt die müde Welt umher,
Mein armes Herz ist bang und schwer,
Und doch — die Sterne funkeln.

Die Sterne glänzen durch die Nacht,
Schau'n freundlich auf mich nieder.
Mein Auge hängt an ihrer Pracht,
Mein Herz fühlt, daß die Liebe wacht,
Und lernt das Hoffen wieder.

Louis Engelbrecht





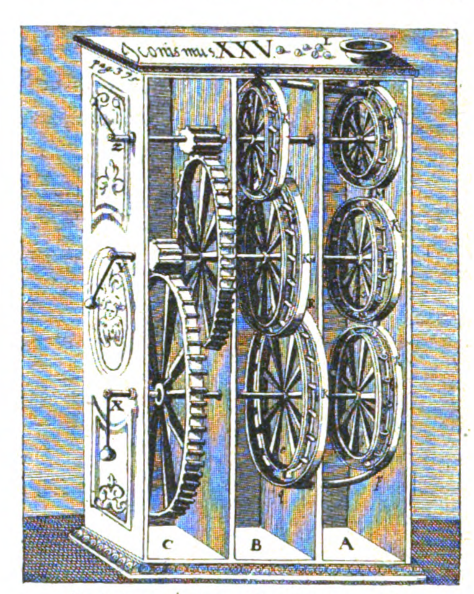
Perpetuum mobile des Jeremias Mitz — Aus: Caspar Schott, »Technica curiosa«, 1664

Das Perpetuum mobile

Ein Kapitel aus der Romantik der Technik von Georg Schmitz

Aus uralter Sehnsucht des Menschenherzens nach Ewigem geboren, hat die Idee des Perpetuum mobile Jahrhunderte hindurch die Köpfe der Gelehrten und Techniker beschäftigt, und aller Wissenschaft und Erfahrung zum Trotz ist sie lebendig geblieben bis heute. Noch immer gibt es werdende Techniker, die in stiller Stube Nächte über dem Problem vergrübeln, gibt es Entgleiste des Lebens, die ihre letzten Ersparnisse heimlichen Versuchen opfern, stille Schwärmer aus den Kreisen des werktätigen Bürgertums, denen der Glaube im Herzen glüht, der Welt das Perpetuum mobile schuldig zu sein. Und wer fühlte nicht den Reiz, der in dem Gedanken liegt, eine Maschine zu schaffen, die ihre Kraft immer wieder aus sich selbst gebiert, die sich ohne Unterlaß bewegt wie die Himmelskörper, wie Ebbe und Flut. Mit dem ganzen gewaltigen Rüstzeug der Technik und Physik haben die Erfinder sich auf die Fahrt nach dem Perpetuum mobile gemacht: mit Gewichten und Hebeln, mit Pumpen und Pendeln, mit Hebern und Wasserrädern, mit Magnetismus und Chemie. Aber die ewigen Gesetze der Natur lassen sich nicht umgehen, mögen die Wege dazu auch noch so geistreich und gewunden sein. Keine Maschine, keine Vorrichtung ist imstande, Energie neu zu schaffen, sondern sie vermag lediglich die Richtung der Kraftwirkung zu ändern und die zur Verfügung stehende Energie umzuwandeln.

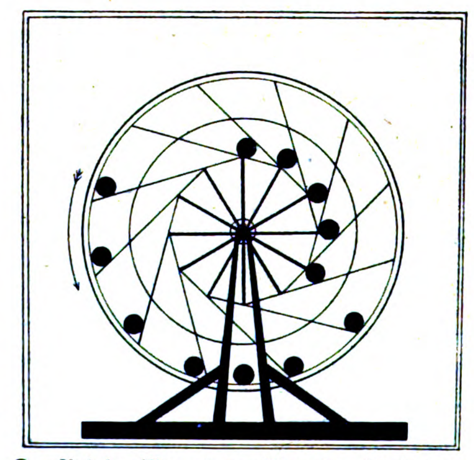
Seit im 13. Jahrhundert die Idee des Perpetuum mobile zuerst aufgetaucht ist, läßt sie den unruhigen Köpfen des Mittelalters keine Ruhe mehr. Keiner der großen Gelehrten und Techniker jener Zeit geht an dem Problem vorüber, das die Gemüter nicht weniger tief berührt als das große Magisterium der Alchimisten. Den Höhepunkt aber erreichte das Interesse für das Perpetuum mobile im 17. Jahrhundert, da allerenden Alchimisten und Goldmacher auftauchten



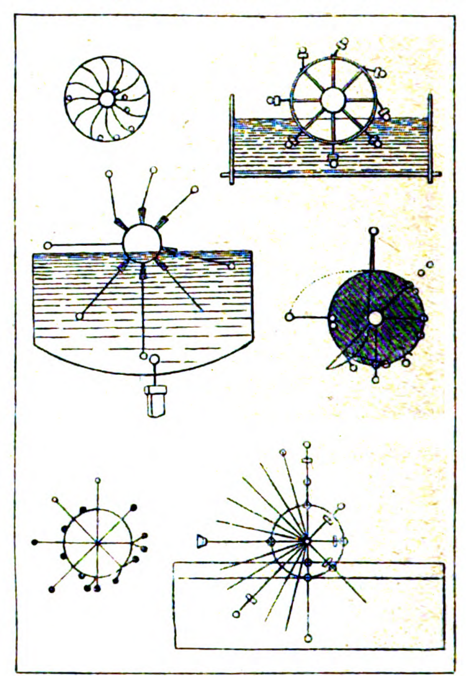
Wilhelm Schröters Perpetuum mobile
Aus: Caspar Schott, »Technica curiosa«, 1664

und Automaten und andre mechanische Spielereien an den Fürstenhöfen Europas mit eitel Gold aufgewogen wurden.

Die Alchimisten beriefen sich bei ihren Versuchen, auf chemischem Wege das Perpetuum mobile zu schaffen, auf ihren großen Nothelfer Paracelsus, der sich gerühmt haben soll, »mit Hilfe chemischer Separationen und Extraktionen eine förmliche Welt im kleinen mit allen Himmelserscheinungen herstellen und in einer perpetuierlichen Bewegung erhalten zu können«. Und nun kochten und destillierten, separierten und extrahierten all die großen und kleinen Schüler des Paracelsus in ihren Retorten nach dem Rezept ihres Meisters Quecksilber und Zinn, aber ihre Versuche, der Welt das Perpetuum mobile zu schenken, blieben so erfolglos wie die der Gelehrten und Techniker, die die Lösung des Problems auf mechanischem Wege erstrebten. Was diese lockte, war vor allem die Ausnutzung der Schwerkraft. War hier doch eine Kraft gegeben, deren geheimnisvolle Wirkung man unablässig im Leben beobachten konnte. Warum sollte es von vornherein unmöglich sein, die Schwerkraft etwa mit Hilfe eines Rades in dauernde Bewegung umzusetzen! Und man begann sinnreiche Apparate zu entwerfen, Räder mit gewichtbeschwerten Armen, wie das Perpetuum mobile des Jeremias Mitz sie zeigt (Abbild. S. 305). Dadurch, daß diese Gewichte jeweils auf der einen Hälfte des Rades weiter vom Mittelpunkt entfernt waren als auf der andern und daher, wie man sich ausdrückte, schwerer wogen, sollte das Rad in ununterbrochener Drehung erhalten werden. Den Menschen des Mittelalters, denen die Gesetze der Schwerkraft noch dunkel und verschleiert waren, mußte eine Vorrichtung dieser Art auf den ersten Blick verlockend erscheinen. Und obwohl es nicht an gewichtigen Einwänden fehlte — der Mechaniker Leupold wies z. B. darauf hin, »daß mit einem Pfund nicht mehr als wieder ein Pfund, ja nicht



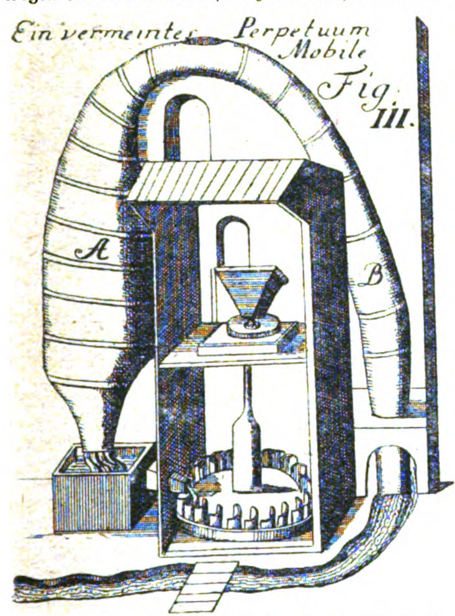
Das Rad des Marquis von Worcester (17. Jahrh.)
Aus: Jakob Leupold, »Theatrum machinarum generale«, Leipzig 1724



Skizzen Leonardo da Vincis zu seinen Studien über das Perpetuum mobile
Britisches Museum, London

einmal bewegt, sondern nur in aequilibrio kann gehalten werden« —, wird immer wieder versucht, mit Hilfe eines solchen Rades das Problem zu lösen, nicht nur von Schwärmern und Scharlatanen, sondern auch von ernsten Männern der Wissenschaft. So unternimmt es z. B. Athanasius Kirchner, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, das »Ewige Rad« theoretisch zu begründen und sich mit dem Gewicht seines Ansehens für die Möglichkeit seiner Ausführung einzusetzen.

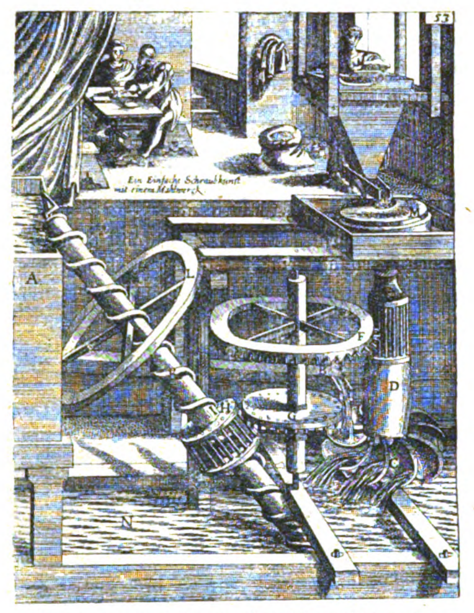
Und da die Erfahrung lehrte, daß mit einem einfachen Rade sich ein Perpetuum mobile nicht aufbauen ließ, versuchte man es mit ganzen Systemen von Rädern, in der Hoffnung, auf Umwegen die Natur überlisten zu können, wobei man



Das Perpetuum mobile des Zonca (Heber)
Aus: Joh. Joch. Becher, »Närrische Weisheit und weise Narrheit«, Frankfurt 1683

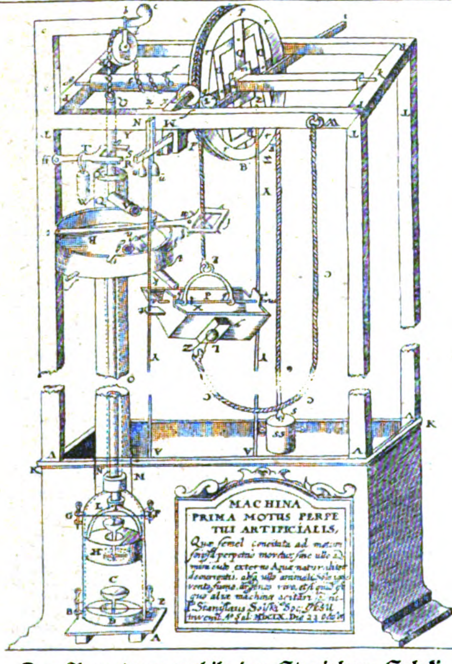
übersah, daß durch die Vermehrung der Räder die Reibung nur vergrößert und damit die Bewegung von vornherein erschwert statt erleichtert wurde. Dieserart ist das Perpetuum mobile des Wilhelm Schröter (Abbild. S. 306). Zum Antrieb dieser theoretisch fein ausgeklügelten Maschine sollten sechs Metallkugeln dienen, die in sechs Schaufelrädern einen ununterbrochenen Kreislauf zu vollführen hatten, rechts hinuntersteigend und gleichzeitig in der Mitte wieder emporgehoben — ein ewiges Spiel! Die mit Gewichten beschwerten Hebelarme (im Bilde links) sollten die Bewegung unterstützen.

Edward Somerset, Marquis von Worcester, ein tüchtiger Physiker und geistvoller Erfinder, wählte statt des mit gewichtbeschwerten Armen ausge-



Perpetuum mobile als Antriebsmaschine einer Mühle
Aus: Georg And. Böckler, »Theatrum machinarum novum«, Köln 1662

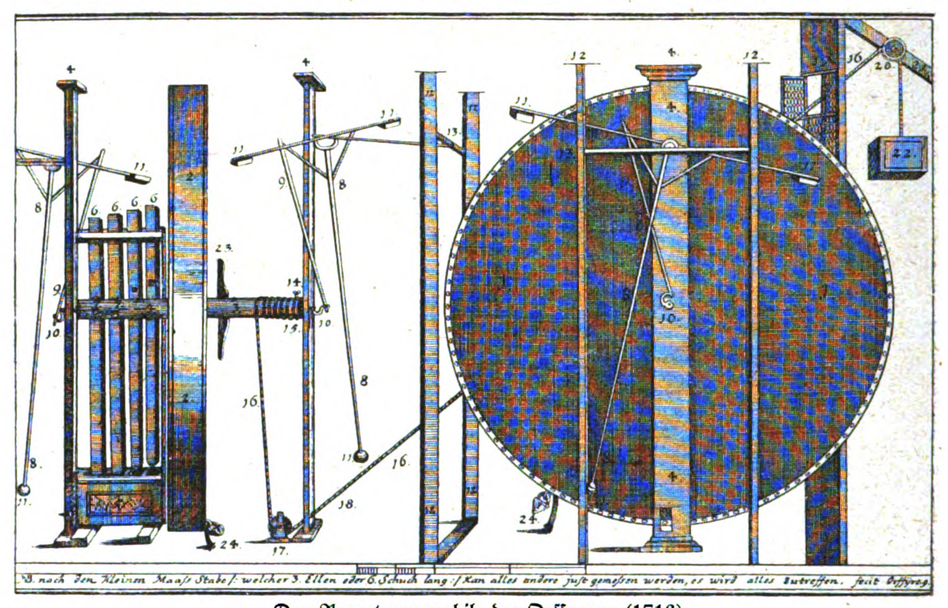
rüsteten Rades eine in Fächer geteilte Trommel, der in diesen Fächern rollende Kugeln die Be-



Das Perpetuum mobile des Stanislaus Solski
Aus: Caspar Schott, »Technica curiosa«, 1664

wegung erteilen sollten — eine Konstruktion, mit der sich, erhaltenen Skizzen nach zu urteilen, auch Leonardo da Vinci beschäftigt hat (Abbildung S. 306). Der Erfinder selbst nennt seine Maschine ein »sehr unglaubliches Ding, wenn man es nicht gesehen hat«. Die Zeitgenossen waren begeistert von diesem Wunder, und der König ließ sich das vierzehn Fuß hohe und von je dreißig Pfund schweren Kugeln angetriebene Rad im Tower vorführen. Hat das Rad sich wirklich längere Zeit aus eigner Kraft gedreht, so können seine Bewunderer nur das Opfer einer Täuschung oder eines Betruges geworden sein, genau wie all die begeisterten Anhänger des Orffyreus, der mit seinem Perpetuum mobile ungeheures Aufsehen erregte, sich sein Wunder von den größten Gelehrten seiner Zeit bescheinigen ließ und dem Landgrafen Karl von Hessen viele Tausende damit aus der Tasche zu locken verstand. Orffyreus (Ernst Elias Beßler), 1680 in der Nähe von Zittau geboren, führte ein wechselvolles Leben als Uhrmacher, Maler, Drechsler, Glasbläser, Windbüchsenmacher, Kupferstecher, Astrologe, Alchimist, Quacksalber, Soldat und Klosterbruder, ehe er, angeblich angeregt durch einen automatischen Bratenwender, sich an den Bau eines Perpetuum mobile machte. Zuerst versuchte er es mit einem kleinen Modell, das wenig Aufsehen erregte. Dann baute er (1715) in Merseburg eine größere Maschine und sorgte durch eine geschickte Reklame dafür, daß sie bekannt wurde. Der Zulauf war groß, und der geschäftstüchtige Orffyreus ließ an der Maschine eine Sammelbüchse für »wohltätige« Zwecke anbringen, was wiederum den Merseburger Magistrat dazu verleitete, das Wunderwerk mit einer täglichen Akzise von sechs Pfennigen zu besteuern. Das ärgerte den Orffyreus, und er zerschlug seine Maschine voll Zorn über eine Stadtverwaltung, die so wenig die Ehre zu würdigen wußte, den »größten Erfinder des Jahrhunderts« in ihren Mauern zu beherbergen.

Aus diesem Merseburger Mißgeschick erwuchs dem Orffyreus das größte Glück seines Lebens. Durch den Merseburger Skandal und wohl auch durch des Orffyreus reklamehaften »Gründlichen Bericht von dem glücklichen inventierten Perpetuo ac per se mobili nebst dessen accurater Abbildung« wurde der Landgraf Karl von Hessen, ein »curiöser« Herr und Freund der Physik, auf den Erfinder aufmerksam. Er berief ihn als Kommerzienrat an seinen Hof und stellte ihm die Mittel zum Bau einer neuen Maschine zur Verfügung. Auf Schloß Weißenstein bei Kassel baute Orffyreus im Jahre 1716 in aller Heimlichkeit sein Wunderwerk von neuem auf. Es war ein Rad von 12 Fuß Höhe und 14 Zoll Dicke, sorgsam mit gewachstem Stoff bespannt, um so den inneren Bau vor unberufenen Augen zu schützen (Abbild. S. 308).

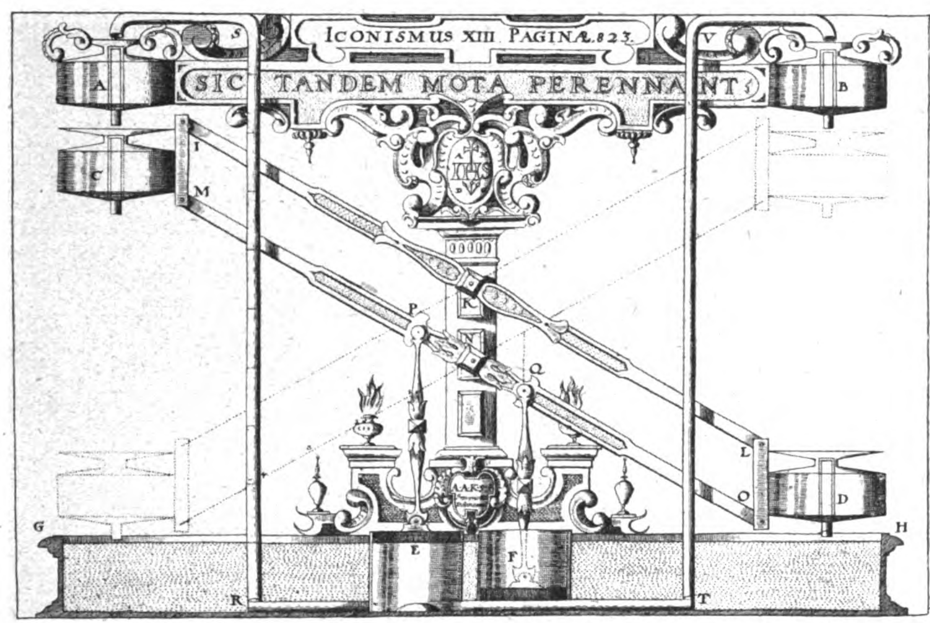


Das Perpetuum mobile des Orffyreus (1716)
Aus: »Triumphans Perpetuum mobile Orffyreanum«, Kassel 1719

Orffyreus hütete sein Geheimnis auf das sorgsamste und gab nur dem Landgrafen Einblick in das Innere der Trommel. Da berichtet wird, daß beim Drehen »ein Lärm wie von prasselnden Steinen« entstanden sei, liegt die Vermutung nahe, daß die Maschine von ähnlicher Art war wie das Rad des Marquis von Worcester. Die Trommel

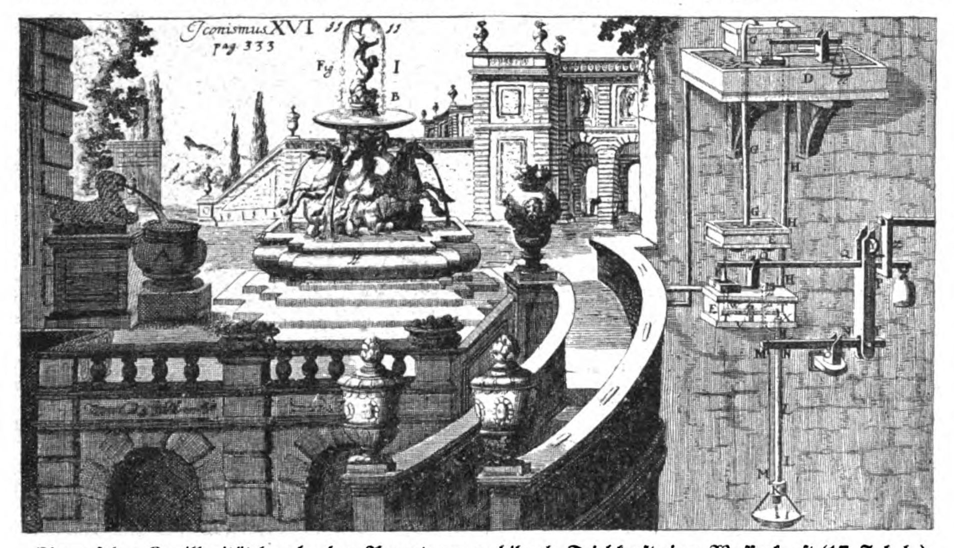


Paul Jos. Wehrle: Schelpenfischer



Die ewige Pumpe Aus: Jakob Leupold, »Theatrum machinarum generale«, Leipzig 1724

wurde von einer gelehrten Kommission besichtigt und der äußere Aufbau genau untersucht. Einmal in Bewegung gesetzt, drehte sie sich mit ziemlicher Geschwindigkeit und zeigte sich imstande, einen 40 Pfund schweren Eimer emporzuheben und ein Pochwerk zu betreiben. Irgendein geheimer Antrieb ließ sich nicht finden. Man versiegelte Türen und Fenster des Zimmers und ließ den Raum bewachen. Als man nach acht Wochen die unversehrten Siegel erbrach, drehte sich die Maschine noch immer wie am ersten Tage. Der Landgraf war begeistert und fand sich gern bereit, seinem ingeniösen Kommerzienrat ein feierliches Attest auszustellen, das bei »fürstlich wahren Worten« bezeugte, daß die Maschine »weder von einer äußeren Gewalt und Hilfe, noch viel weniger aber von etwan einigen innerlichen aufziehenden Uhrfedern oder Räderwerk dependiere, vielmehr vermöge fast unzähliger gelehrter Vorschriften allerdings diese lange gesuchte und gewünschte



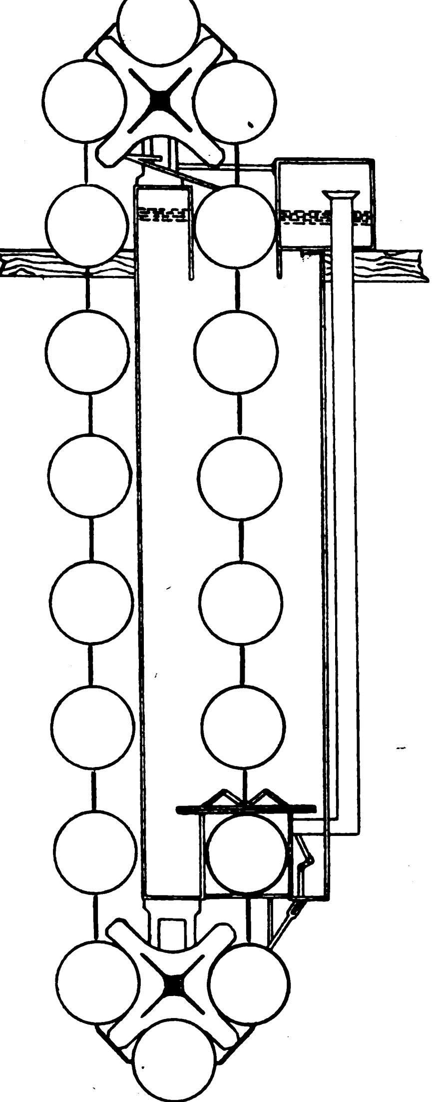
Ein auf der Kapillarität beruhendes Perpetuum mobile als Triebkraft einer Wasserkunst (17. Jahrh.)
Aus: Jakob Leupold, »Theatrum machinarum generale«, Leipzig 1724

Maschine oder sogenannte **Perpetuum mobile pure artificiale** sei«.

Orffyreus stand auf der Höhe seines Ruhmes. Was seit Jahrhunderten die größten Gelehrten und Techniker vergeblich erstrebt hatten, ihm war es gelungen: er hatte das Perpetuum mobile gefunden. Von allen Enden Deutschlands gingen ihm rühmende Anerkennungsschreiben von Gelehrten und Laien zu. Begeisterte Poeten griffen zur Leier: mag Mainz sich brüsten, daß in seinen Mauern die Buchdruckerkunst erfunden wurde, mag Straßburg auf seinen Dom stolz sein:

»Du werthes Hessen-Land streitst billig um den Rang /
Du prätendierst mit Recht den Vorzug unter allen /
Weil es dem lieben Gott beliebet und gefallen /
Daß die nützlichste Kunst in deinen Schlössern prang /
Ein Ewiges Mobile, die längst gesuchte Sach /
Mit ungestörtem Lauf sich um die Welle zwinget /
Und Centner schwere Last mit sich gen Himmel bringet /
Obschon es als Modell in sich noch etwas schwach!«

Der Landgraf beschenkte seinen »Commercien-rath und geheimen Mathematicum« mit Haus und Hof, und Peter der Große gab sich alle Mühe, die Wundermaschine für seine Kunstkammer anzukaufen. Da überraschte eines Tags die Magd des Orffyreus, der das Geheimnis sicher schon lange auf der Zunge gebrannt hatte, die Welt mit dem Bekenntnis, daß sie die geheimnisvolle Antriebskraft der Maschine sei. Tagaus, tagein hatte sie im Schlafzimmer hinter dem Bett ihres Herrn sitzen und zusammen mit dem Bruder des Orffyreus die Maschine drehen müssen, für zwei Groschen die Stunde, Tag und Nacht, da der Erfinder eine Überraschung befürchtete.



Triebkraftmaschine von Herm. Leonhard, auf dem Auftrieb des Wassers fußend (1865)

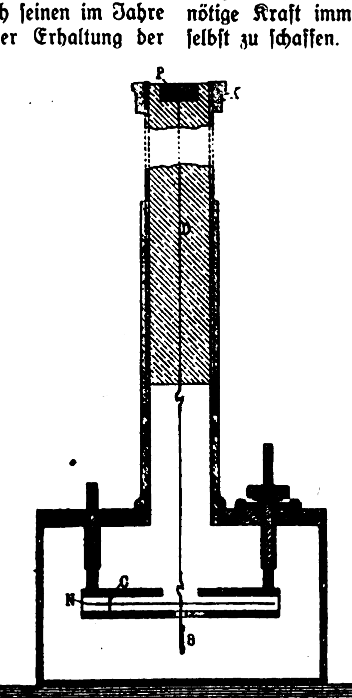
Orffyreus wußte sich durch allerlei Ausreden die Gunst seines Herrn zu erhalten, zog es nach dessen Tod aber vor, aus Kassel zu verschwinden. Er versuchte es zunächst mit einer Reihe religiöser Gründungen, wie der »Gottesburg« zu Karlshafen, wandte sich aber schließlich wieder der geliebten Technik zu. Er entwarf ein Unterseeboot, baute Windmühlen nach einer neuen, von ihm ersonnenen Bauart und gründete eine Reihe von Fabriken. Aber er hatte kein Glück mehr; er geriet in immer mißlichere Verhältnisse, bis der Tod ihn all seinen Entwürfen und Nöten entrückte.

Nach der Entlarvung des Orffyreus war die Welt um eine Enttäuschung reicher. Aber wann hätten Mißerfolge die Menschheit davon abgeschreckt, nach der Verwirklichung ihrer Ideale zu streben! Man probierte und experimentierte weiter. Besonders das Wasser spielte bei dem Suchen nach dem Perpetuum mobile im 17. Jahrhundert eine große Rolle. Bot doch die Natur gerade hier ein Beispiel ununterbrochener Bewegung: in ewigem Kreislauf bewegt sich das Wasser, kommt als Regen vom Himmel, fließt in Bächen und Flüssen dem Meere zu und steigt als Wasserdampf wieder zum Himmel empor, um sich dort zu verdichten und von neuem als Regen zur Erde zu strömen. Wenn es z. B. gelang, ein Wasserrad zu bauen, das das verbrauchte Wasser immer wieder zur Höhe zu schaffen vermochte, war dann das Problem nicht gelöst? Und man ersann Wasserräder und Turbinen, die durch Wasserschnecken das zu ihrem Antrieb nötige Wasser immer wieder emporheben sollten — ein ewiger Kreislauf, wenn die Räder imstande gewesen wären, so viel Wasser hochzuheben, wie zu ihrem Antrieb nötig war. Mit mächtigen Hebern oder mit Hilfe der Steig-

fähigkeit des Wassers in engen Röhren (Kapillarität) meinten andre das Wasser zu einem ewigen Kreislauf zwingen zu können (Abbildung S. 309). Wieder andre wollten die Pumpe zum Heben des Wassers benutzen, wie die Erbauer der Maschinen S. 305 u. 309. Das eine Mal sind es zwei auf einem Hebelarm sitzende Gefäße, die, abwechselnd gefüllt und entleert, auf und nieder steigen und dabei ein Pumpwerk zum Emporheben des Wassers betreiben sollten. Bei dem zweiten, noch verzwickteren Apparat des Stanislaus Solski sollte die dauernde Bewegung dadurch erreicht werden, daß das Gewicht ss den Eimer P emporhob und zugleich Wasser in den Behälter B drückte. War der Eimer bei B angekommen, so öffnete er durch die Auslösung J einen Hahn: der Eimer füllte sich mit Wasser, sank und saugte durch die Pumpe neues Wasser an, bis der Strick C durch seine Spannung den Eimer umkippte und entleerte. Dann sollte mit dem Emporsteigen des Eimers das Spiel von neuem beginnen.

Mühlen, Schleifereien, Wasserkünste und Maschinen aller Art sahen die Erfinder schon mit Hilfe solcher Vorrichtungen angetrieben — der Beginn eines goldenen Zeitalters auf dem Gebiete der Technik schien gekommen!

Die wachsende Naturerkenntnis verdrängte allmählich das Perpetuum mobile mehr und mehr aus dem Kreis der ernsten Forschung, wenn auch erst Julius Robert Mayer durch seinen im Jahre 1842 aufgestellten Satz von der Erhaltung der Energie es endgültig in das Reich der Träume zu verbannen vermochte. Im Jahre 1775 hob die französische Akademie der Wissenschaften ihre Ausschreibung von einer halben Million Franken für die Erfindung eines Perpetuum mobile auf und beschloß, angebliche Lösungen in diesem Sinne nicht mehr anzunehmen. Aber die Phantasten und Projektenmacher, die sich berufen fühlten, der Welt das Perpetuum mobile zu schenken, starben deshalb nicht aus. Die einen versuchten es, wie ihre Vorgänger im Mittelalter, mit Rad und Trommel, andre mühten sich, die Kraft der magnetischen Anziehung und Abstoßung in dauernde Bewegung umzusetzen, oder erhofften von der Ausnutzung der Schwimmkraft hohler Körper den Erfolg (Abbild. S. 310). Noch im 19. Jahrhundert wurden Patente für Kugelmotoren, Schwerkraftwagen und andre Maschinen nachgesucht, die in das Reich des Perpetuum mobile gehören, wenn sie auch die in Verruf geratene Bezeichnung vermeiden, und in London gründeten in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts unternehmende Leute sogar eine Aktiengesellschaft »zur Verwertung der durch die Gravitation gegebenen Triebkraft« (Predavals Motive Power Company).



Radium-Perpetuum-mobile von H. Greinacher (1911)

Selbst der Geist des Orffyreus wurde noch einmal lebendig, und zwar just in Merseburg, der Stadt seiner ersten Erfolge. Im Jahre 1878 ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß es einem Merseburger Schlossermeister namens Horstmann gelungen sei, nach achtzehnjähriger angestrengter Arbeit eine ewig laufende Schwerkraftmaschine zu bauen. Techniker und Laien wallfahrteten zu dem Erfinder und bestaunten das Wunderwerk mit seiner »rotierenden schiefen Ebene und seinen sausenden Balanciers«. Ein Betrug konnte Horstmann nicht nachgewiesen werden, und er hatte mit seiner Maschine mehr Glück als der Mechaniker Geiser, der im Jahre 1817 mit seiner Perpetualuhr in Frankfurt a. M. und weit darüber hinaus ungeheures Aufsehen erregte. Das Perpetuum mobile war scheinbar wieder einmal gefunden. Der Erfinder ließ seine Uhr durch Fachleute untersuchen, aber kein Antrieb war in ihr zu entdecken; sie schien die zu ihrer Bewegung nötige Kraft immer wieder von neuem aus sich selbst zu schaffen. Nach Geisers Tod nahm man die Uhr auseinander; wieder war die Suche nach einem versteckten Antrieb erfolglos, bis man plötzlich durch Zufall entdeckte, daß an der Welle des Sekundenzeigers vier Flächen angefeilt waren. Man ging der Spur nach und fand, daß das Zifferblatt eine dünne Kapsel darstellte, in der eine feine Antriebsfeder versteckt war.

Neben solchen zu Betrugszwecken gebauten »Ewigen Maschinen« gibt es ein paar physikalische Apparate, die auf den ersten Blick einwandfreie Lösungen des Problems darzustellen scheinen. Dazu gehört das »Elektrische Perpetuum mobile«, dessen Goldblättchen nunmehr bereits siebzig Jahre lang im physikalischen Kabinett der Karlsruher Hochschule zwischen den Polen einer Zambonischen Säule hin und her pendeln. Aber die Zambonische Säule — ein galvanisches

Element, bei dem abwechselnd aufeinandergeschichtetes Gold- und Silberpapier die Rolle der Metalle spielt und die im Papier enthaltene natürliche Feuchtigkeit an Stelle der Flüssigkeit steht — hat einen beinahe unmerklichen, aber doch vorhandenen Verbrauch, ihre Kraft läßt nach, und ihre Elemente müssen sich einmal erschöpfen.

Noch verblüffender ist das von dem Züricher Physiker H. Greinacher konstruierte Radium-Perpetuum-mobile (Abbild. S. 311), bei dem die fast unzerstörbare Arbeitsfähigkeit des Radiums dazu benutzt wird, eine feine Metallnadel in ununterbrochener Schwingung zu erhalten: das Radium (K) strahlt einem Metallplättchen (P) seine Energie zu, das sie durch den Draht D der Nadel N zuschickt; diese dreht sich unter dem Einfluß der Strahlungsenergie des Radiums, bis sie durch Anschlag an den Platinkontakt C entladen wird. Dann schwingt die Nadel zurück, wird von neuem geladen usw. — ein Spiel ohne Ende, bis die im Radium aufgespeicherte Energiemenge verbraucht ist. Aber auch abgesehen von dieser begrenzten Dauer der Bewegung ist diese Vorrichtung kein Perpetuum mobile im eigentlichen Sinne, da wir es hier nicht mit einer Arbeitsleistung zu tun haben, die aus sich selbst geschaffen wird, sondern die auf der im Radium wie in einem Akkumulator bis zum äußersten getriebenen Zusammenballung natürlicher Energiemengen beruht.

Auf welchen Wegen auch die Erfinder das Problem des Perpetuum mobile zu lösen versucht haben, am Ende stand immer die Enttäuschung. Aber es ist in all diesen »Ewigen Maschinen« doch ein solches Maß von Scharfsinn und Erfinderfreude, von verworrener Phantastik und rührender Ewigkeitssehnsucht, von betrügerischer Schwärmerei und zerschellter Hoffnung verborgen, daß es sich lohnt, einmal auf diesen dämmerigen, vielfach verschlungenen und gewundenen Seitenpfaden durch das Land der Technik zu gehen.

November

I

Noch gestern stand der Garten gelb und grün
Und sah versteckt im Grase Veilchen blühn.

Im Licht der Sonne funkelte die Pracht
Der Chrysanthemen. Und nach einer Nacht:

Die Blumenstengel dürr und falb das Gras,
Dazwischen blinken Flecken Eis wie Glas,

Ein Rauschegold um die Kastanie her
Dehnt sich ein tiefes, schweres Blättermeer.

II

Alter Kastanienbaum!
Da stehst du nackt,
In deinen Zweigen knistert's noch und knackt.
Das war kein Frühlingstraum,
Was diese Nacht dich angepackt.

Zum Himmel reckst du hilflos deine Arme —
Und warst doch sonst so stur und stark —
Voll Flehn, daß deiner Blöße sich ein Gott erbarme,
Und fühlst die Schauer bis ins Mark,
Wenn kühl die Winde durch die Gärten gehn.

III

Horch! Was rauscht in deiner Krone?
Blick nach oben, nicht hinab!
Meine Blätter sind verweht,
Und die Früchte sind gefallen;
Leben hat dies Los zum Lohne:
Alles Reife muß ins Grab.

Aber Knospen keimen schon.
Frühlingskräfte fühl' ich drängen,
Leben, Neues braust in mir,
Will die Hüllen schwellend sprengen.
Warte! und ich grüne dir.

Albert Sergel



Familie Rotbeuter

Von C. Freiherr von Kapherr

Mit vier Federzeichnungen von Emil Lohse

Der alte Heidefuchs, Herr Reinardus Rotbeuter, war ein geriebener Bursche. Drüben in den Heidebergen, wo der Wald so dicht und die Büsche zwischen den mächtigen Steinblöcken wuchern, hatte er seinen Bau gehabt. Er war verheiratet gewesen — mit einer Füchsin aus dem Anwalde — nicht weit von da; nur eine kleine Fuchsstunde geradeaus, über den Berg, dann links, dann rechts, dann wieder geradeaus und durch das Tal, wo der Bach läuft. Ganz leicht zu finden. Und sie hatten Kinder gehabt — manchmal drei, manchmal vier — je nachdem, jedes Jahr. Oh, so eine Firma fand man selten wieder in den Heidewäldern, wie die Firma »Rotbeuter & Söhne«, so ein vortreffliches, blühendes Importgeschäft von Geflügel, Wild und frischen Feldmäusen. Konkurrenz gab es wenig: der alte Bau, wo Frau Rotbeuter, geborene Hühnerdieb, herstammte, war eines Tags ausgeräumt worden, und die Firma »Hühnerdieb & Ko.« war von der Behörde in Gestalt des Försters und seiner beiden Polizeigehilfen »Krummbein« und »Waldmann« aufgelöst und amtlich liquidiert worden. Die Firma hatte Widerstand geleistet — umsonst. Bei der Liquidation und Beschlagnahme war allerdings wenig mehr herausgekommen: der Chef der Firma war verreist — unbekannt wohin —, und an Gütern fand man nur: drei Hühnerköpfe, die Reste von vierzehn Junghasen, Knochen von einem Rehkitz und Kopf und Ruder einer Gans, die, wie sicher festgestellt wurde, auf unrechtmäßige Art vom Schwanenwirt unten im Tal erworben war. Auch Frau Hühnerdieb, geborene Rotvoß, die Schwiegermutter unsers würdigen Herrn Rotbeuter, war nicht angetroffen worden, und so mußte sich die Behörde mit der Gefangensetzung der drei Sprößlinge und mit der Beschlagnahme des fast geräumten Warenlagers zufrieden geben — eine mäßige Ausbeute, die des Mitnehmens nicht wert war. — Seitdem gab es weit und breit keine Konkurrenzfirma. Herr Rotbeuter aber hatte ein gutes Leben gehabt, jährlich viele Kinder großgezogen, wobei er allerdings die häuslichen Arbeiten und die Ernährung und Erziehung der Sprößlinge fast ganz der Gattin überließ, und war weit und breit bekannt als — wenn auch nicht



solider, so doch wohlsituierter Mann. Es war doch recht nett gewesen. Wenn er, was so zwei- bis dreimal die Woche geschah, die Familie besuchte und im Bau nach dem Rechten sah, brachte er stets ein paar Feldmäuse mit, die er sorgsam im Fang trug. Manchmal brachte er sie lebend mit, damit die Jungen sich an den Fang von Mäusen gewöhnen könnten, eine grausame Spielerei, aber für ein hartes Gemüt, wie das des Herrn Rotbeuter, sehr ergötzlich. Wenn die Sonne schön warm schien, so saß alles vor dem Bau und spielte mit den armen, krabbelnden und quietschenden Mäuslein, die Herr Rotbeuter eins nach dem andern ausspuckte und den Jungen hinwarf. Und dann wurden sie schließlich verzehrt. —

Aber dies Glück hatte ein Ende: Frau Rotbeuter, geborene Hühnerdieb, hatte das Pech, dem jungen Jäger in den Weg zu laufen. Da hatte es geblitzt und geknallt — und aus war's! Die Kinder waren fortgezogen, eins nach dem andern, um eigne Firmen zu gründen, und endlich war Herr Rotbeuter allein geblieben. Er wohnte nun einsam und abgeschlossen im alten Heidebau und betrieb das Geschäft allein weiter. Denn erstens sagte er sich: »Selber essen macht fett«, und zweitens war er schon in die Jahre gekommen und konnte sich daher auch schwer entschließen, seiner Seligen eine Nachfolgerin zu geben. Ja, er galt für einen Weiberfeind und Sonderling. Aber er scherte sich nicht darum, was die andern sagten. Mochten sie lästern über ihn und Klatschgeschichten machen, so viel sie wollten — Rätsch, der Häher, Schackscharack, die Elster, Krakel, die Krähe, und wie sie alle heißen mochten. Er wußte, was er tat. Es ist immer ein gewagtes Spiel für so einen älteren Herrn, sich wieder zu verehelichen, denn die Weiber haben so ihre Eigenarten und wollen immer, daß man ihnen ihren Willen tut. Und dann — die schöne Sicherheit! So ein großer Bau mit Jungen drin ist immer gefährlich — die infamen krummbeinigen Hunde finden ihn gar zu leicht, und der Jäger merkt so eine große Firma recht bald, wenn man sich nicht sehr in acht nimmt. Und darum blieb denn Rotbeuter lieber allein und räuberte auf eigne Pfote und für eigne Rech-

nung — und die war erheblich. Der Schwanenwirt haßte ihn — er hatte auch allen Grund dazu. Denn Rotbeuter war ein Liebhaber von Gänsebraten und Entenfleisch. Der dicke Großbauer Jürgen Töffel haßte ihn nicht minder, denn Rotbeuter stahl ihm die Mistkratzer vom Hof. Der Jäger war ihm gram, denn Reinardus war ein Liebhaber von Hasen und Rebhühnern. Ja, selbst der gute Dorfpfarrer Aloisius Frömmelmann liebte den Herrn Rotbeuter nicht, da auch Frömmelmann Hühner und Enten hielt, fütterte und gern, ach, sehr gern, aß. So hatte Rotbeuter unter allen Menschen Feinde. Aber er war alt und schlau und vorsichtig bei aller Frechheit. Und darum faßten sie ihn nicht. Wäre das da nicht dumm gewesen, sich wiederzuverheiraten? J, den Deiwel werd' ich das tun! dachte Rotbeuter und blieb allein. —

Rotbeuter war auch sonst nicht beliebt. Rätsch, der Häher, und Schackscharack, die Elster, haßten ihn und krätschten und schackerten gehässig, wenn er sich mal am Tage zeigte. Sie wollten ihn wohl dem Jäger verraten, die Halunken. Auch Krakel, die Krähe, haßte ihn. Wohl, weil sie ebenso ein Lump ist, und aus Konkurrenzneid. Auch Gevatter Schmalzmann, der alte Dachs drüben im großen Hagbau, war ihm gram. Rotbeuter hatte wiederholt im Hagbau gerastet und sich, nach echter Füchse Art, so wenig stubenrein und manierlich aufgeführt, daß Schmalzmann tagelang damit zu tun hatte, den Bau von dem Gestank zu reinigen. Und Dachse halten sehr auf Sauberkeit und Akkuratesse und können es gar nicht verstehen, wenn einer seinen Bau nicht sauber hält. Und nun gar einen fremden Bau — als Gast! Ja, Schmalzmann hatte für Ferkeleien gar keinen Humor und haßte solch liederliches Pack. Pfui Deiwel, sah das bei so 'ner Fuchsfamilie aus! Da lagen Überreste von Mahlzeiten, Knochen und Haare herum, da stank es wie in einer Pesthöhle! Ekelhaft! Und dann — schon wegen der Sicherheit. So ein Gestank mußte ja geradezu Menschen und Hunde anziehen. Neulich, als der Stänker, der Rotbeuter, dieser Dieb und Hochstapler, mal wieder ungebetener Gast im Hagbau gewesen war, hatte sich in der Nähe so ein verdächtiger Kerl gezeigt. Auf ihn ging das ja natürlich nicht, denn er, Schmalzmann, hatte ja ein reines Gewissen. Aber, immerhin ... Und einmal gar waren so ein paar von den vertrackten kleinen krummbeinigen Hunden dagewesen und hatten stundenlang seine Ruhe gestört. Daran war natürlich auch wieder Rotbeuter, dieser Liederjahn, schuld gewesen, denn er war tags zuvor zu Besuch gekommen. Scheußlich, daß man nicht seine Ruhe hat. Auch Heinz Pickelmann, der Igel, haßte Rotbeuter von Herzen, denn er belästigte ihn, wenn er abends spazierenging, und zwang ihn mitunter lange Zeit, sich, zur Kugel gerollt, da aufzuhalten, wo es ihm gerade am wenigsten paßte. —

Kurz: Rotbeuter hatte keine Freunde in der Welt. Das aber war ihm egal, denn er gehörte zu den starken, selbstzufriedenen Naturen, die auf das Urteil der andern pfeifen und sich selbst genug sind. So hatte er Sommer um Sommer, Winter um Winter zugebracht. In der Fasanerie war er ein häufiger, aber ungern gesehener Gast, er brach in unverschlossene Hühnerställe ein, raubte junge Rebhühner wie kleine Junghasen, verstand es, auch alten Hasen aufzulauern, mordete die Kaninchen, wenn sie ahnungslos aus ihren Bauen krochen, fing mit Geschick Feldmaus und Maulwurf und verstand es, in unbewachten Augenblicken das Rehkitz zu würgen. Natürlich



gab's auch mal knappe Zeiten, in denen Schmalhans Küchenmeister war. Da mußte selbst mal der halberfrorene Frosch als Leckerbissen gelten, ja, es gab sogar einmal eine Zeit, da auch ein Stück Sohlenleder gekaut wurde oder ein alter Heringskopf willkommenes Labsal war. Aber diese Zeiten waren selten. —

Eines Tags kam Rotbeuter an einem Bau vorbei, in dem sich vor Jahresfrist — sehr zu seinem Mißvergnügen — ein paar fremde Füchse niedergelassen hatten. Neugierig pirschte er näher. Er wollte doch mal sehen, was das für Leute waren und ob sie überhaupt zu Hause. Wie er so vorbeischnürt, vernimmt er ein leises Winseln. Er bleibt stehen und verdreht den Kopf und lauscht. Merkwürdig — da ist das Winseln wieder — das Winseln von Jungfüchsen. Kein Zweifel: es ist Hungerklagen. Der alte Fuchs schleicht um den Bau. Eigentlich befaßt er sich nicht gern mit fremden Angelegenheiten, aber er kriegt mit einemmal so ein Gefühl — halb Neugier, halb Mitleid ... Rotbeuter sichert nach allen Seiten, dreht den Kopf schief und horcht. Und dann kriecht er vorsichtig in die Röhre. Im Kessel machen sich mit freudigem, aber schon schwachem Winseln zwei Jungfüchse an ihn heran. In der Ecke liegt ein dritter. Der ist still — ganz steif schon. Rotbeuter versteht: es handelt sich hier um Waisenkinder. Und er erinnert sich früherer Vaterfreuden, und es wird ihm ganz warm ums Herz, ganz mitleidig. Vorsichtig nimmt er das tote Füchslein — ach, wie ist es abgemagert! Er schleppt es heraus, trägt es einige Schritte weit in den Wald, scharrt Erde und Moos darüber. Und dann läuft er in Windeseile fort nach den Feldern, wo er viele Mäuse weiß. —

Bald ist er wieder da — im Fange trägt er vier Mäuse und ein junges Rebhuhn. Und er atzt die armen Waisenkinder.

Von da ab erschien Rotbeuter täglich mehrere Male am Bau und brachte Nahrung. Er hatte jetzt wieder Pflichten und fühlte sich sehr befriedigt in seinem neuen Amt. Nach einigen Tagen veranlaßte er seine beiden Schützlinge, den Bau zu verlassen und nach einer alten Notröhre, weit hinten in der Heide, zu ziehen. Dort war es sicher, denn dorthin kam weder Mensch noch Hund.

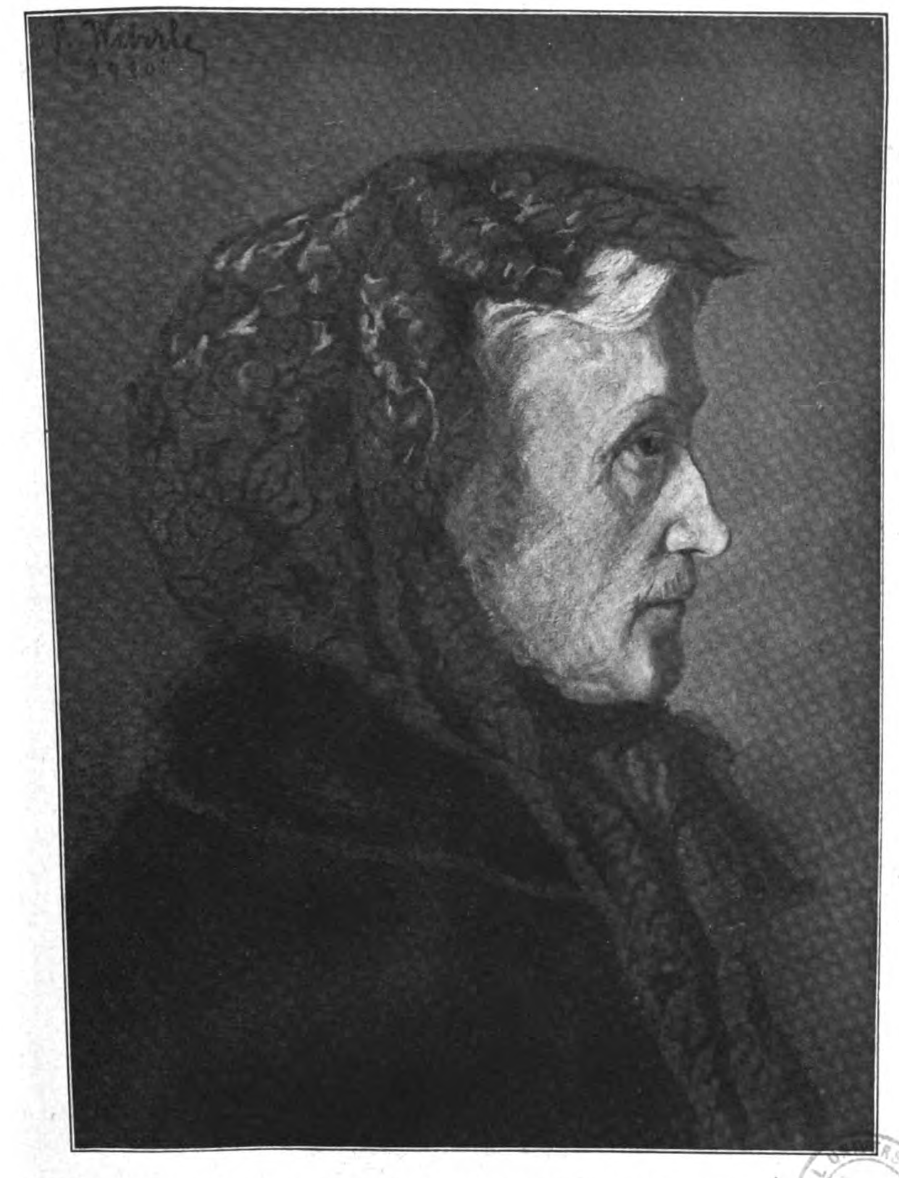
Dieser alte Notbau hatte ihm oft Unterschlupf gewährt, wenn er bei weiten Streifzügen von schlechtem Wetter überrascht wurde, oder wenn er sich verfolgt wußte. Und hier brachte er die Waisen hin, besserte den Bau etwas aus und zog die beiden Pfleglinge auf. Sie wuchsen und gediehen.

Mäuse, Wasserratten, junge Hasen und Rebhühner brachte er in den Bau, er machte nächtliche Besuche beim Dorfpfarrer und beim Ortsschulzen, brach in das Faselhaus des Schwanenwirts ein und raubte dem Bauer Jürgen Töffel die Enten vom Weiher. Einmal hatte er sogar ein eingegangenes Reh gefunden. Er schnitt es mit seinem scharfen Gebiß auseinander und schleppte es, Stück um Stück, zum Bau. Wenn sich dann die beiden Jungen um die Läufe und Knochen balgten, sah er interessiert und voller Vergnügen zu: die fremde Brut ward gut — da steckte richtiges Räuberblut drin!

So brachte Rotbeuter die fremden Jungen durch den Sommer. Im Herbst aber trennte er sich von ihnen: die Waisen waren erwachsen. Und bald kannte er sie kaum mehr. Und auch die Pfleglinge kannten ihn nicht mehr — sie hatten ihn vergessen. Das ist überall so in der Welt: man findet eher Gold und Edelgestein als Dankbarkeit. Rotbeuter aber machte sich nichts daraus, denn er war Philosoph. Ich glaube, er hatte recht ..

Der alte Heidefuchs soll heute noch leben. Freunde hat er nicht. Dafür aber ist er gefürchtet, und das ist doch immerhin etwas.





Paul Jos. Wehrle: Bildnis der Mutter des Künstlers (1910)




Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

IX

Zeichenlehrer am Französischen Gymnasium — Freundschaft mit Hans Herrmann, Bennewitz von Loefen und Walther Leistikow — Die »Elf« — Der Fall Munch — Die Münchner Sezession — Anton von Werner — An der Ostsee — Der Misthaufen und die drei weißen Enten — Bei Vater Schilling in Arkona — »Also doch!« — Das Wunder im Ruderboot — Der Rundschautisch und die »Klause« — Otto Erich Hartleben und das »Kind« — Otto Erichs Kopf und Herz — Hans und Muttchen Rosenhagen — »Kuxhaven ist doch schöner«

Als ich in Berlin in meiner neuen Wohnung Klopstockstraße Nr. 11 die Gardinenstangen höchst eigenhändig anklopfte, klingelte es draußen, und ein Herr kam herein, der sich als Direktor Dr. Schulze vom Französischen Gymnasium vorstellte. Er sei gekommen, sagte er, um mich zu fragen, ob ich bereit wäre, sofort den ganzen Zeichenunterricht am Französischen Gymnasium zu übernehmen. Er suche einen Zeichenlehrer, habe sich an Ernst Ewald gewandt, und der habe ihm gesagt, er könne keinen besseren finden als — mich.

Von der Höhe meiner Leiter herab, auf der ich gerade stand, und in dem Stolz und der Freude, als neugebackener Kunstschullehrer nunmehr meiner Kunst leben zu können, sagte ich kurzerhand nein. Als ich aber das »Nein« gerade ausgesprochen hatte, sah ich die Augen meiner Frau so ermunternd auf mir ruhen, daß ich wußte, ich würde das Angebot doch annehmen. Der Direktor, der wohl auch den Blick meiner Frau gesehen hatte, meinte, er möchte am nächsten Tage nochmals anfragen. Und er täuschte sich nicht, denn als er tags darauf seine Anfrage erneuerte, sagte ich ja und hatte nun zwar das doppelte Einkommen, aber auch die doppelte Last.

An diesen Lasten trug ich lange Zeit. Sechs Jahre lang erteilte ich am Französischen Gymnasium in Berlin den gesamten Zeichenunterricht. Ja, als eines Tags der Direktor mich zu sich bat und mir mitteilte, daß er jetzt gerade einen so großen Mangel an Lehrkräften für den mathematischen Unterricht habe, erklärte ich mich bereit, auch diesen mit zu übernehmen. An der Latina hatte ich schon in einer Quinta und in einer Quarta den gleichen Unterricht ein halbes Jahr lang zur Zufriedenheit des Direktors erteilt, wie ein darüber ausgestelltes Zeugnis besagte, und es ist mir noch heute der Satz aus der Zinsrechnung in Erinnerung geblieben, daß die Zinsen bei Staatspapieren stets vom Nominalwert und nicht vom Kurswert berechnet werden müssen. Viel praktische Verwendung für diese Weisheit habe ich allerdings bisher leider nicht gehabt.

Mit einmal aber sagte der Direktor des Französischen Gymnasiums, der fehlende Mathematiker habe sich gefunden. Nun mangelte es aber an einer Lehrkraft für Naturkunde in Quinta und Quarta. Ich hätte doch viele Tiere und Pflanzen gezeichnet; eigentlich hinge dieser Unterricht auch ganz eng mit meiner künstlerischen Tätigkeit zusammen. Da ich mich für Botanik und Anatomie stets interessiert hatte, sagte ich zu, und nun studierte ich auf der Stadtbahn, wenn ich zum Französischen Gymnasium fuhr, im Sommer das natürliche Pflanzensystem und im Winter die Eigenschaften der Amphibien und Weichtiere. Aus diesem Unterricht ist mir noch in Erinnerung geblieben, daß die Schlangen mehrere Beutestücke großen Umfangs hintereinander verschlingen können und daß sie sie so verdauen, daß das hinterste als erstes erledigt wird und als Anschwellung zuerst verschwindet. Viel habe ich aber auch mit dieser Weisheit im späteren Leben nicht anzufangen gewußt.

Der Zeichenunterricht an der Latina und die sechs Jahre am Französischen Gymnasium sind mir aber für mein späteres pädagogisches Wirken von größtem Nutzen gewesen, da ich dadurch gezwungen war, den Schulzeichenunterricht in der Praxis genau kennenzulernen und allen bloßen theoretischen Erörterungen gegenüber sehr vorsichtig zu sein.

Es ist wohl nicht weiter verwunderlich, daß ich Berlin nach Halle als eine große Befreiung empfand und mich lustig wie der Vogel in der Luft in dem reinen Kunsthimmel tummeln wollte. Zunächst frischte ich alte Freundschaften auf, in erster Linie mit Hans Herrmann und Bennewitz von Loefen; dann aber sollte ich bald auch neue Bekanntschaften machen. Zunächst lernte ich Walther Leistikow kennen, der in Vertretung des auf ein Jahr nach Paris beurlaubten Malers Robert Warthmüller dessen Malklasse an der Königlichen Kunstschule leitete. Auf eine eigentümliche Art wurde aus dieser Bekanntschaft eine dauernde Freundschaft. Im Herbst 1892 war ich an die Königliche Kunstschule berufen worden; im Frühling darauf malte ich schon eifrig draußen in Potsdam im Schilf der Insel Planitz ein Havelbild. Ich hielt etwas von dem Bilde, auch Richard Kaiser, der es entstehen sah. Da die Große Berliner Kunstausstellung bald darauf eröffnet wurde, schickte ich es ein. Es wurde aber in einen Seitensaal gehängt; hoch oben in einer der sogenannten Toten-





kammern prangte es, so daß es wohl niemand beachten würde, wie ich meinte.

An diesen Gedanken hatte ich mich so gewöhnt, daß ich, wenn von der Großen Berliner Kunstausstellung die Rede war, niemals erwähnte, daß ich auch ein Bild dort hätte, bis ich es selbst fast vergaß. Denn als eines Tags Freund Leistikow zu mir sagte, er habe ein sehr schönes Bild von mir gesehen, frug ich ihn ganz erstaunt, wo dies denn gewesen sei, und noch mehr wunderte ich mich, als er das Bild auf der Großen Kunstausstellung damit meinte.

Mit Leistikow war es übrigens geradeso gegangen. Auch seine Bilder hingen in den Seitenkabinetten, aber sie wurden doch gesehen, schon deshalb, weil seine literarischen Freunde darauf hinwiesen und in der Presse über ihren schlechten Platz gehörig Lärm schlugen. Ähnlich war es noch einer ganzen Anzahl von tüchtigen jungen Malern ergangen, die nicht zu einer der herrschenden Cliquen gehörten.

Eine große Unruhe herrschte überhaupt in den Kreisen der Künstler, das fühlte ich wohl. Es gärte allenthalben. Im Jahre 1892 hatte sich in München die Gründung des Vereins bildender Künstler Münchens, der Münchner Sezession, vollzogen. In demselben Jahre hatten sich in Berlin Max Liebermann, Leistikow, Skarbina, Hans Herrmann, Friedrich Stahl, Hugo Vogel, Mosson, Ludwig von Hofmann, Schnars-Alquist, Müller-Kurzwelly und Jakob Alberts unter dem Namen der »Elf« zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, die alsbald an der Spitze aller modernen Bestrebungen stand.

Im November 1892 hatte der »Fall Munch« den Verein Berliner Künstler mächtig erregt. Die Ausstellungsleitung des Vereins hatte den norwegischen Maler Edward Munch zu einer Sonderausstellung eingeladen. Diese wurde auch eröffnet, fand aber bei dem größten Teil der Mitglieder des Vereins Berliner Künstler eine solche Ablehnung und erregte einen solchen Grad der Entrüstung, daß sie allen Ausstellungs- und Billigkeitsregeln zum Trotz vorzeitig geschlossen werden mußte. Dieser gewaltsame Abschluß der Munch-Ausstellung war der Grund, daß eine ganze Anzahl junger Künstler, die Munchs Partei ergriffen hatten, aus dem Verein Berliner Künstler austraten.

Sonderbar lesen sich heute die damaligen Kommentare zum Fall Munch, selbst diejenigen, die auf »moderner« Seite standen. Man behandelte zunächst mehr die juristische Seite des Falles, indem man betonte, daß der Schluß der Ausstellung nach den herrschenden Satzungen zu Unrecht geschehen sei. Der künstlerischen Seite war man keineswegs ganz gewachsen. Man lobte Munchs ältere, unter dem Einfluß der streng zeichnenden französischen Schule entstandene Bilder am meisten, fand die impressionistischen schon bedeutend geringer an Wert, und die expressionistischen, wie man sie heute bezeichnen würde, hielt man schlechtweg für Entgleisungen. Gerade diese aber sind für die Jungen von 1919 eine Quelle der Anregung und des Studiums geworden.

Der erste Anstoß zur Gründung der Münchner Sezession hatte jedoch kaum etwas mit Kunstrichtungen zu tun. Noch hatte das Wort »Richtung« keine Bedeutung und auch keine werbende Kraft. Man unterschied nur zwischen guter und schlechter Kunst und hatte einen großen Widerwillen gegen die riesigen Kunstmärkte, wie sie der Münchner Glaspalast und die Große Berliner Kunstausstellung darboten. Man war auch entrüstet über das Cliquenwesen, das sich zum Beispiel bei der Verteilung der Medaillen breitmachte. Man wollte demgemäß auf die Medaillen verzichten; die Zulassung zur Ausstellung sollte als Auszeichnung angesehen werden.

So war der erste Anstoß für die anzustrebende Reform eine ausstellungstechnische Erwägung. Man wollte der großen üblichen Kunstschau, wo zwei- bis dreitausend Kunstwerke eng gepfropft aufeinander und manchmal in drei Reihen übereinander hingen, wo ganze Haufen von mittelmäßigen und geringen Arbeiten sich breitmachten und die ernsthaften Sachen erstickten, eine kleine gewählte Ausstellung entgegensetzen, die an die Nerven und Augen, besonders auch des Publikums, nicht diese ungeheuren Anforderungen stellte. Sich mit dreitausend Kunstwerken verschiedenster Art gleichzeitig auseinanderzusetzen, ist schon für den Fachmann eine gewaltige Leistung. Das ungeübte Auge des Laien muß ermüden und sich abstumpfen.

Daher begann die Münchner Sezession auf ihrer ersten Ausstellung im eignen Hause damit, nur ein paar hundert Nummern zu bringen und die Bilder in einer Reihe aufzuhängen. Man stellte von einem Künstler nur ganz wenige Bilder aus, hängte sie aber so, daß sie unbedingt gesehen werden mußten. Diese Reform ist mit der Zeit denn auch überall durchgedrungen, und selbst die großen Kunstausstellungen haben sich in der Folge, soweit sie nur irgend konnten, diesen Grundsatz zu eigen gemacht.

Nach der künstlerischen Seite war das Programm der Münchner Sezession in keiner Weise einseitig festgelegt worden. Alles sollte zugelassen werden, was ein ernstes Streben verriete. Alte und Junge, strenge Zeichner und farbenfreudige Maler, das Inland und das Ausland sollten der Aufnahme sicher sein. So künstlerisch allgemein gültig und selbstverständlich war das Anfangsprogramm, daß jeder Künstler es unterschreiben mußte, und es war daher auch gar nicht verwunderlich, daß der spätere grimmigste Gegner der Sezessionen, Anton von Werner, anfänglich seine Zustimmung zu dem Programm aussprach und seine Absicht, mitzutun, erklärte.



Günstiger als für die großen Kunstausstellungen gestaltete sich die Frage der Auslese der auszustellenden Arbeiten für die Münchner Sezession dadurch, daß sie nicht gezwungen war, eine große Anzahl alter Mitglieder mitzuschleppen, die durch langjährige Zugehörigkeit zum Verein sich gleichsam das Recht ersessen hatten, mit dabei zu sein. Dieser Ballast fiel für die Sezession fort.

Der »Fall Munch« führte in Berlin aber noch nicht unmittelbar zur Gründung einer Sezession. Zunächst bildete sich nur eine »Freie Vereinigung Berliner Künstler«, die größtenteils noch dem Verein Berliner Künstler angehörten, aber doch anfingen, Anton von Werner eine kräftige Opposition zu machen. Neben den Elfern entstanden aber noch eine Anzahl kleinerer Ausstellungsgenossenschaften und Künstlerklubs, deren einen ich in der Folge mitbegründen sollte.

Im ersten Jahre schien es mir aber wichtiger, fleißig zu malen, als mich mit kunstpolitischen Dingen zu befassen. Ich wollte auch die in Halle verlorene Zeit einholen. Ich malte in Potsdam, auch radierte ich viel und erhielt auf der Internationalen Ausstellung in Dresden 1892 für meine dort ausgestellten Radierungen ein Ehrendiplom. Für den Sommer 1893 lockte es mich, der ich als Binnenländer noch nie die See gesehen hatte, einmal an die Ostsee zu gehen und das Meer zu studieren. Dazu beredete ich meinen Bekannten Richard Kaiser, der damals Meisterschüler bei Bracht war und viel mit mir verkehrte, mitzukommen.

Pfingsten vorher waren Richard Kaiser und ich schon auf einer Erkundungsfahrt an der Ostsee gewesen. Wir waren damals bis Saßnitz gefahren und dann sehr gespannt nach dem Meer hinuntergelaufen. Dieses lag aber in vollständiger Windstille da, glatt wie ein Spiegel im opalisierenden Licht schimmernd. Die wenigen Segel und die weißen Wolken spiegelten sich ruhig in langen Streifen. Keine Bewegung, keine Welle, keine Brandung, nichts von dem Aufgeregten und Dramatischen der See war zu sehen, worauf wir so gespannt waren. Wir wanderten unten am ganzen Strand her bis Stubbenkammer. Die weißen Felsen standen leuchtend in der Sonne gegen den blauen Himmel und das buntfarbige Meer, aber nichts regte sich, und auch in Lohme, wohin wir weitergewandert und über die Felsen am Strande geklettert waren, war alles still; kaum daß das Wasser leise gegen unsre Füße spülte.

Das war eine große Enttäuschung, und so stiegen wir denn in Lohme vom Strand wieder in die Höhe und wanderten zwischen Bauerngehöften nach Nipmerow zu, müde und hungrig und mißmutig aus getäuschter Erwartung. Plötzlich war Kaiser in das große Tor eines Gehöfts eingetreten, und bald darauf hörte ich einen lauten Jubelruf. Strahlend vor Freude kam er heraus und rief mich, schnell hereinzukommen, er habe ein ganz gewaltiges Motiv gefunden. Er zeigte es mir. Wir standen an einem ungeheuren — Misthaufen. In dessen goldenen Wassern, in denen sich der tiefblaue Himmel spiegelte, schwammen drei weiße Enten. Dazu waren wir also einen halben Tag von Berlin mit der Bahn gefahren und einen weiteren halben Tag gewandert!

Wir gingen aber nachher im Sommer doch nicht nach Lohme, sondern nach Arkona, das wir von Lohme aus beständig vor uns hatten liegen sehen, und wohnten dort im Gasthaus bei unserm guten alten Vater Schilling, dessen Fremdenbuch wir bald mit Zeichnungen versahen und den wir sehr liebgewannen. Er war ein Original, und alles, was er anstellte, wirkte erfrischend und erheiternd.

Damals kam wöchentlich nur einmal ein Dampfer von Lohme aus nach Arkoma. Er legte unten bei den Kreidefelsen an; etwa 250 Passagiere stiegen aus, kletterten den Kreideweg in die Höhe, sahen sich den Leuchtturm an und die Sirene und kamen dann in Vater Schillings Gasthaus, das einzige in weiter Runde. Hier tranken sie mindestens 250 Glas Bier, weshalb stets bei dieser Gelegenheit ein frisches Faß aufgelegt wurde. Dann schrieben sie 250 Postkarten. Nach anderthalb Stunden Aufenthalt begann wieder das Einbooten, und eine Viertelstunde darauf setzte sich der Dampfer rückwärts nach Lohme zu in Bewegung und verschwand langsam in der blauen Flut. Zwischen den grauen Rücken der Felsen, die etwas von einer Elefantenhaut hatten, sahen wir ihn verdämmern. An klaren Abenden tauchte dann bald die volle Mondesscheibe über den Horizont. Ihr sanfter Glanz lag auf der fernen See, und wir waren wieder allein mit den acht Heidschnucken, die angepflockt über Nacht im Freien blieben und dann und wann ihr melancholisches Blöken hören ließen.

Wenn nun die Gäste den Berg herauf nach Schillings Gasthaus stürzten, gebrauchte Vater Schilling einen Trick, der nie versagte. Er ging auf einen Herrn oder eine Dame zu, die er gar nicht kannte, und sagte zu dem Betreffenden: »Ach, das freut mich aber, daß sie einmal wieder hier sind.« Nun konnte zweierlei passieren. Entweder war der Angeredete noch niemals vorher auf Arkona gewesen; dann sagte er einfach, daß Vater Schilling sich irre, Vater Schilling bat um Entschuldigung, und damit war die Sache gut. Wenn aber der Fremde wirklich schon vorher einmal auf Arkona gewesen war, dann gestaltete sich die Angelegenheit zu einer sehr dramatischen Szene. »Was?« sagte dieser dann geschmeichelt. »Vor fünfzehn Jahren war ich einmal zwei Stunden hier in Ihrem Gasthaus, und Sie kennen mich noch wieder?« — »Freilich,« log der alte Schilling, »Sie vergißt man doch nicht!« Und nun rief der gerührte Fremdling sein Weib, seine

Freunde und erzählte es überall als ein Zeichen von Vater Schillings Gedächtnisstärke. Wie groß stand der dann da!

Vater Schilling hatte sich bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten die Redensart angewöhnt: »Also doch!« Dies wirkte auf meinen Freund, den Dichter Cäsar Flaischlen, einst in einer sehr eigenartigen Weise. Flaischlen wollte zu Fuß über die Schaabe am Strand her nach Arkona wandern. In Lohme wurde ihm gesagt, dazu brauche man drei bis vier Stunden, aber Flaischlen konnte es kaum glauben, da Arkona doch so nahe zu liegen schien. Die Küste macht fast einen Kreisbogen, so daß man trotz allem Wandern in der Luftlinie lange in derselben Entfernung von dieser Nordspitze Rügens bleibt, die man beständig vor Augen hat. Flaischlen gedachte um sieben Uhr spätestens in Arkona zu sein. Er wanderte und wanderte, es wurde acht Uhr, es wurde neun Uhr, und er gelangte noch immer nicht an sein Ziel. Die Dämmerung brach herein; vollständige Einsamkeit umgab ihn. Es wurde dunkel; endlich um zehn Uhr war er auf dem Rasen vor dem Gasthause angelangt. Kein Mensch war zu sehen, aber die Haustür stand offen, und aus ihr ergoß sich ein Lichtschein auf den Rasenplatz. Flaischlen trat in den Hausflur. Aber auch hier war niemand. Plötzlich richtete sich von einem Sofachen im Hintergrund eine in eine Decke gewickelte Gestalt in die Höhe und sagte nichts als die Worte: »Also doch!« Es war der alte Vater Schilling, der so den späten Gast empfing und in ihm den Eindruck hervorrief, als sei er trotz all seiner langen Wanderung schließlich doch erwartet worden.

Böse Menschen sagten dem alten Vater Schilling nach, daß er viel tränke, nämlich in gewissen Perioden Selterswasser und Kognak. Und zwar so, daß er mit Selterswasser begann, den nächsten Tag etwas Kognak zusetzte, die folgenden Tage aber immer mehr, bis er beim reinen Kognak angelangt war. Dann folgte ein Tag der Ruhe in Gestalt eines gewaltigen Katers, und dann begann der Kreislauf von vorn mit dem reinen Selterswasser. An diesen Tagen war er sehr elegisch und zeigte jedem sein Getränk.

Der Vater Schilling hatte auch die meteorologische Station unter sich, die sich am Rand einer Klippe erhob. Was er da in dem kleinen Häuschen machte, in dem allerlei Instrumente standen, konnte von uns niemals recht aufgeklärt werden. Nur daß er die gefallenen Regenmassen maß, konnten wir beobachten. Wenn er nun mit allerlei Gläsern sich zu einem solchen Meßgang bereitmachte und von Fremden nach dem Zweck dieser Instrumente befragt wurde, antwortete er, er ginge damit seine gezähmten Seehunde melken.

Einst saßen wir, Richard Kaiser und ich, malend oberhalb der Liete (Taleinschnitt), in der das Fischerdorf Vitt liegt. Vor uns lag unten der Strand still in vollster Nachmittagssonne. Plötzlich kamen vom Dorf her einige Fischer gelaufen und guckten angestrengt hinaus auf die See, die etwas Wellen schlug, aber sonst nichts Bemerkenswertes bot. Die Fischer liefen hin und her, als ob etwas ganz Besonderes geschähe; andre Dorfbewohner kamen hinzu. Es bildeten sich Gruppen, deren Aufregung immer mehr wuchs, bis sie fast ins Ungemessene stieg.

Nach langem Warten sahen wir endlich ein Boot mit einem ganz kleinen Segel auf uns zukommen, das sich allmählich als ein kleines Ruderboot entpuppte, in dem der Maler und Radlerer Protzen, wie Kaiser ein Brachtschüler, von Berlin aus zu Wasser durch alle Flußläufe hindurch über Saßnitz an Lohme vorbei und durch das gefährliche Tromper Wiek nach Arkona gerudert war.

Das Erstaunen der Fischer kannte keine Grenzen. Wie eine überirdische Erscheinung starrten sie den Kollegen Protzen an, so wie die Wilden Amerikas die ersten Reiter als unbegreifliche Geschöpfe angestaunt hatten. Die Kunde von dem wunderbaren Fahrzeug verbreitete sich rasch auf der Halbinsel Wittow.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Protzens schmales Ruderboot war in den Schutz eines riesigen Holzschiffes gezogen worden, das am Strande lag, und unter dessen vorspringenden Wänden das Ruderboot sich nun barg wie ein kleines Hündchen im Schutze eines Nilpferdes. Von allen Teilen der Insel kamen die Bewohner, Fischer, Ackerbürger, Männer und Frauen, das Wunder zu vernehmen und das kleine Boot anzustaunen und zu betasten.

Die Motive, die ich auf Arkona besonders liebte, waren die Strandblumen, über denen sich die Küste und das Meer im Hintergrund dehnten. Die weißen Margueriten und die roten Klatschrosen einerseits, das gelbe Labkraut, die lila Disteln und die blauen Glockenblumen und Zichorien anderseits, wie sie der Zufall zusammenwirbelte, hatten es mir angetan.

Die Ergebnisse dieser Studienfahrt stellte ich im Frühling 1894 in Gurlitts Salon aus. Die Haupträume auf dieser Ausstellung hatte zur selben Zeit die Stillebenmalerin Hermione von Preuschen inne, deren effektvolle, aber hohle und äußerlich phrasenhafte Stücke meine Bilder doch in keiner Weise totschlagen konnten. Im Gegenteil fanden meine Blumenstücke eine warme Aufnahme, besonders aber bei dem damals auftauchenden Kunstschriftsteller Hans Rosenhagen.

Ich hatte Rosenhagen an dem sogenannten Freitags-Rundschautisch kennengelernt, an den mich mein Freund Fritz Rumpf gebracht hatte, der dort Stammgast war. Hier sah ich zuerst Cäsar Flaischlen, die beiden Brüder Hart, Heinrich und Julius, Otto Erich Hartleben, Carlot



Kurt Kempin: Der Feldhauptmann

Reuling, Hans Schliepmann, Paul Scheerbart, Gustav Renner, die Friedrichshagener Bruno Wille und Wilhelm Bölsche, auch Peter Hille, Richard Dehmel, John Henry Mackay, Hans von Gumppenberg, Willy Pastor und Max Dreyer.

Die Mehrzahl dieser Dichter und Schriftsteller verkehrten auch in dem literarischen Klub, der »Klause«. Dieser Klub, dem ich gleichfalls angehörte, hatte den Zweck, jungen literarischen Talenten Gelegenheit zu geben, sich zu Gehör zu bringen. Besonders stark war dies Bedürfnis auch bei den zahlreichen Damen vorhanden, die dem Verein angehörten. Nicht nur die der edlen Dichtkunst beflissen waren, auch die, die sich der holden Musika ergeben hatten, durften sich hören lassen. Davon machten die Damen einen ausgiebigen Gebrauch, so daß das Ansehen der »Klause« mit der Zeit darunter litt, und je mehr Damen an den Abenden erschienen, desto mehr verschwanden die Herren. Am Schluß blieb der Vorsitzende Otto von Leixner mit den Damen fast allein.

Im Kreise des Freitagstisches waren zu verschiedenen Zeiten verschiedene Schlagworte von starker Wirkung. Eine Zeitlang war es der »Alkoholismus«, dem, von Otto Erich angestiftet, jeder zu huldigen sich bestrebte. So auch Paul Scheerbart, der aber das Unglück hatte, nicht viel vertragen zu können. Besonders in seinen leeren Magen hinein, den er oft hatte, paßte der Alkohol recht schlecht, und er machte mit ihm denn auch allerlei bittere Erfahrungen.

Ein andres Schlagwort war das »Kind«. Plötzlich war ein jeder von der Heiligkeit des Kindes überzeugt. Man pries das Kind als den Höhepunkt der Schöpfung. Die Sehnsucht nach dem Kinde ward riesengroß. Auch Otto Erich folgte diesem Drange und hatte infolgedessen auch ein artiges Erlebnis mit einem Kinde. Bei Moppchen, seiner Frau, hatte sich leider kein Kind eingestellt. Als aber eine Kellnerin einst Otto Erich in München gestand, sie erwarte ein Kind von ihm, kannte sein heimlicher Jubel keine Grenzen. Er vertraute sich sogleich Moppchen an, und nach gemeinsam vergossenen Tränen, die aus sehr gemischten Empfindungen herkamen, wurde beschlossen, das Kind, das Ilsulein, der Mutter abzufordern und an Kindes Statt anzunehmen. Die Kellnerin, die das Kind gern loswerden wollte, willigte ein, und nun wurde mit dem Ilsulein ein Kult getrieben wie noch nie mit einem Kinde zuvor.

Das ging nun so einige Jahre, bis die Kellnerin sich verheiratete, Sehnsucht nach ihrem Kinde bekam und es wiederhaben wollte. Otto Erich weigerte sich erst ganz entschieden, aber die Kellnerin bestand auf ihrem Rechte. Und so wie sie Otto Erich das Geständnis gemacht hatte, daß das Ilsulein sein Kind sei, so machte sie ihm jetzt das Geständnis, es sei in keiner Weise sein Kind. So mußte Otto Erich das »Kind«, das Ilsulein, betrübten Herzens wieder herausgeben.

Armer Otto Erich! Was er sein wollte, ein Lebenskünstler, ist er niemals gewesen. Zwischen seinen beiden Frauen, der legitimen, dem Moppchen, und der Ellen Birr, der nicht gültigen, pendelte er hin und her, im Leben sowohl als auch noch im Tode. Erschütternd waren die Vorgänge bei seinem Begräbnis in Salò, wo die beiden Witwen zusammentrafen und sich in die Hinterlassenschaft teilten. Das ging so weit, daß die eine das wirkliche Herz, die andre den wirklichen Kopf Otto Erichs beanspruchte. Wie ein Stück aus einer Novelle von Maupassant liest sich das Folgende. Um den Schädel zu präparieren, war der abgeschnittene Kopf einem Barbier übergeben worden. Dieser hatte ihn, in ein Zeitungspapier gewickelt, mitgenommen, aber unterwegs in einem Wirtshause, in dem er eingekehrt war, liegenlassen. Dort war er aufgefunden worden, bevor ihn der Barbier vermißt und reklamiert hatte.

Friedrich Lange, der damalige Herausgeber der »Täglichen Rundschau«, verkehrte natürlich gleichfalls am Freitagstische. Er schenkte mir seine Gunst, und nach mancherlei Kunstgesprächen, die bei ihm stets einen politischen Charakter annahmen, bot er mir eines Abends an, das Kunstreferat an seiner Zeitung zu übernehmen. Nach dem Prinzip: Bilde Künstler, rede nicht, lehnte ich jedoch ab. Statt meiner erhielt es dann Hans Rosenhagen.

Mit ihm verband mich eine Freundschaft, die noch durch meine Zuneigung für seine Mutter verstärkt wurde. Ohne Hans Rosenhagens Mutter, das »Muttchen Rosenhagen«, wie wir sie im Freundeskreise nannten, könnte ich mir meine ersten Berliner Jahre gar nicht denken. Nun deckt auch sie schon lange der Rasen. Ein Leben, reich an Sorgen und Mühen, aber auch an Freuden, ging mit ihr zu Ende. Aber tapfer hat sie sich mit allem abgefunden, was das Schicksal ihr brachte, und von wirklicher Treue und Freundschaft hat sie einen ganz festen Begriff gehabt.

Rührend war das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Sie hatte ihr Hanschen aus mancherlei Entbehrungen heraus großgezogen, und Hans dankte ihr dies durch die rührendste Sohnesliebe. Viel erzählte Muttchen Rosenhagen von ihrer jungen Ehe, wie sie direkt am Garten des Prinzen Albrecht in der Wilhelmstraße wohnte und die Erlaubnis erhielt, manchmal mit ihren beiden kleinen Jungen in den Garten zu gehen, wie der Prinz sie einst selbst einmal angesprochen und sich nach ihren hübschen Buben erkundigt habe. Aus dieser ersten Zeit stammt auch die »Geschichte vom Kachelofen«.

Sie lebten noch in sehr bescheidenen Verhältnissen und konnten sich kein Dienstmädchen halten. Alles besorgte sich Frau Rosenhagen selbst. Wenn



ihr Mann ins Geschäft und die beiden Jungen in die Schule gegangen waren, war sie ganz allein zu Hause. Einst hatte sie nun Rindfleisch in der Küche auf dem Herde aufgesetzt, und weil das doch lange dauert, bis es in dem aufgeschütteten Wasser gar wird, sah sie sich nach einer Beschäftigung in dieser Wartezeit um. Da fiel ihr Blick auf ihren schönen weißen Kachelofen, dessen Reinheit ihr Stolz war und dem ein gründliches Putzen wieder einmal nichts schaden konnte. Oben auf dem Ofen mußte natürlich der Anfang gemacht werden, weil sich da der Staub am meisten sammelte.

Muttchen versah sich also mit Seife und Bürste und lauem Wasser, stellte eine Leiter an, stieg hinauf und setzte sich auf den Kachelofen, ihr Scheuerwerk zu beginnen. Aber die Porzellanwände waren glatt, und plötzlich geriet die angelehnte Leiter ins Rutschen und lag unten auf der Erde, bevor Muttchen noch zum richtigen Bewußtsein ihrer Lage kam. Zum Herunterspringen war es zu hoch, das sah sie ein.

Zunächst ließ sich's noch nicht so schlimm an, denn das Rindfleisch fing an zu kochen, und sein lieblicher Geruch durchzog von der Küche her Korridor und Stube. Es brotzelte lustig drauflos, aber bald kamen schärfere Düfte, je mehr das Wasser verkochte und verdunstete. Das Brotzeln ging in Zischen über; es kamen noch schlimmere Geräusche, wie vom Platzen des Topfes, kurz, Muttchen Rosenhagen mußte es riechen und anhören, wie ihr schöner Topf verdarb und ihr köstliches Rindfleisch verbrannte. Halb tot vor ausgestandenem Schreck wurde sie erst erlöst, als ihr Mann und ihre Jungen nach Hause kamen, wo sie statt des erhofften Mittagbrotes nur Jammern und Klagen fanden.

Muttchen Rosenhagens Mann ist früh gestorben. Viel Freude hat sie nicht an ihrem ältesten Sohn erlebt, so daß Hanschen ihr alles ersetzte und gutzumachen versuchte, was das Schicksal an ihr verbrochen. Da Hans Junggeselle blieb, putzte er sein Muttchen, als ob sie seine Frau wäre. Nie ging er ohne sie aus. Auch auf Reisen nahm er sie stets mit, und überall sah man sie in seiner Begleitung. Nach München ging sie besonders gern mit, wenn Hans über die Kunstausstellungen schreiben mußte. Abends blieb sie dann bis spät in der Nacht auf, wenn Hans mit Herrn von Stuck oder einer andern Münchner Größe im Gasthaus zusammen saß. Manchmal schlief Muttchen wohl ein wenig dabei ein, schrak dann plötzlich auf und mahnte zum Aufbruch, um, wenn dieser nicht erfolgte, noch ein wenig weiterzunicken.

Besonders reich an erheiternden Zwischenfällen war die italienische Reise, die Muttchen Rosenhagen mit ihrem Sohne und dem Rumpfschen Ehepaare gemeinsam machte. Erst sollte es für Frau Rosenhagen bloß eine Reise nach Kuxhaven werden, und sie hatte sich schon sehr darauf gefreut, an der »Stillen Liebe« zu sitzen mit einer Handarbeit und in Ruhe ihr Dasein zu genießen. Als sie nun in Neapel stand, sagte sie sehr enttäuscht: »Ach, Hanschen, Kuxhaven ist aber doch schöner.« Als sie an den Faraglioni vorüberfuhr, meinte sie, dort oben möchte sie gern mit einem Strickzeug sitzen. Gottlob sind diese Felsen so steil, daß niemand hinaufsteigen kann. Leitern waren auch nicht vorhanden, sonst wäre es Muttchen am Ende ergangen wie mit dem Kachelofen. Vor den schönsten Madonnen in den stimmungsvollsten Kirchen sagte Muttchen oft ganz plötzlich: »Hanschen, jetzt müssen wir essen.« Von der Farbe des Wassers an der Küste von Capri wollte sie ein Kleid haben. Aber im ganzen gefiel es ihr in Italien nicht sehr.

Insbesondere von Pompeji war sie nicht entzückt. Sie war es gewohnt, auf Reisen mit ihrem Sohne ein Schlafzimmer zu teilen, weil sie sonst nicht einschlafen konnte und »Geister sah«. Im kleinen Gasthaus in Pompeji, wo sie übernachteten, mußten sie aber getrennte Schlafzimmer nehmen, weil die Räume zu klein waren. Frau Rosenhagens Zimmer lag hoch oben unterm Dach. Als Fritz Rumpf spät nochmals hinaufging, um auf dem flachen Dach noch etwas Luft zu schöpfen, sah er ganz oben Muttchen Rosenhagen im Negligé auf einem Stuhle sitzen. Sie konnte nicht schlafen und »sah Geister«. Außerdem hatte sie ihre Zimmertür abschließen wollen, und das gelang nicht, weil sie nicht wußte, daß die italienischen Türschlösser umgekehrt schließen als in Deutschland. Dann war kein Stiefelknecht da. Niemand wußte das betreffende italienische Wort, und als man's endlich doch ermittelt hatte, wußte doch niemand etwas von einem Stiefelknecht. Kurz und gut, es war für Muttchen Rosenhagens Begriffe alles höchst unvollkommen in Pompeji.

Abendfriede

Auf seligmüdem Abendgang
Singt der Wind das Tal entlang;
Das Wasser rauschend geht;
Der Bergwald spricht sein Nachtgebet —
Auf einmal ist es still.

Du ahnst, daß Gott nun reden will;
Er ruft das Leid und Glück
In seine Hand zurück.
Nun bist auch du allein —
Schlaf ein! Schlaf ein!

Alo Vogeler





Philipp Franck: Kind mit Äpfeln

Darmstädter Ausstellungen

Von Dr. Robert Corwegh (Darmstadt)

Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen von Fr. van der Smissen in Darmstadt

uf der Reise durch die süddeutschen Bundesstaaten sprach Reichspräsident Ebert bei seinem Aufenthalt in Darmstadt vom Eigenleben der deutschen Stämme. Er verglich es mit dem Eigenleben künstlerischer Naturen und hob dabei Darmstadts Bedeutung für das künstlerische Deutschland hervor. Gegenüber der Kunstbetätigung in München, wo die künstlerische Atmosphäre durch den Zusammenschluß einer Menge Kunststrebender aus ganz Deutschland gebildet wird, verdankt Darmstadt seinen Ruf der Initiative eines Einzelnen, des ehemaligen Großherzogs. Will Darmstadt diesen Ruf wahren, muß an seine Stelle eine künstlerisch anregende Kraft von gleichem Einfluß, von gleichem Verständnis treten. Zurzeit ringen die verschiedensten Zusammenschlüsse in einem edlen Wettkampf, die Blicke der Allgemeinheit wieder auf Darmstadt zu lenken, teils Organisationen, die in ihrem Herzen noch am Alten, Vergangenen hängen, teils solche, die, wie die Phrase so schön lautet, mit den Tatsachen sich abgefunden haben und den Kompromiß zwischen Einst und der Zukunft verewigen, oder — auch ein Gemeinplatz des Tages — »radikale« Bestrebungen wollen aus der »künstlerischen Provinz Darmstadt« eine künstlerische Hauptstadt wiedererstehen lassen. Dieser Kreis schließt sich um Kasimir Edschmid, um Wilhelm Michel und die Zeitschrift »Das Tribunal«, stellt also eine Phalanx von Schriftstellern, Meistern des Wortes, die mit ihrer Feder Neuem den Weg bereiten oder zu bereiten suchen.

Leider wird aber auf ihre Weise an den Anfang das Wort, nicht die Tat gestellt, und so fehlt in dem Darmstadt von heute eine Persönlichkeit mit dem Vermögen, das Auseinanderstrebende und alles Vorwärtstreibende zu gemeinsamer Leistung zu vereinen.



Fritz Reusing: In der Nachmittagsonne

unter den alten Namen und auch von den neuen fehlten gar viele; aber bedenkt man die Zeit der Eröffnung dieser Ausstellung mit ihren ständigen Streiks, mit den Eisenbahnschwierigkeiten, erinnert man sich des vergangenen Winters der Kohlennot, wo viele Künstler im ungeheizten Atelier unfreiwillig feiern mußten, dann kann das Gebotene bei einigem guten Willen befriedigen, besonders da die Darmstädter Sezession im Bereich der neuen Kunst eine ausreichende Ergänzung bietet.

Zwei Weltanschauungen stoßen in der Kunstrichtung, die wir Impressionismus nannten, und in den Bestrebungen der Jüngsten gegeneinander.

Der Impressionismus wurzelt in der gleichen Auffassung, der wir Haeckels »Welträtsel« verdanken, in jener Anschauung von Natur und Welt, die das heilige »Thaumazein« (Staunen) mit verächtlichem Lächeln abtat und glaubte, mit Mikroskop und chemischer Analyse in die Werkstatt des Demiurg, des Weltenbaumeisters, blicken zu können. Diese Weltanschauung — sie nennt sich die wissenschaftliche — hat uns auf dem Gebiete alles Fachwissens Gewaltiges gebracht, ihr Triumph war die Technik des Weltkrieges. Sie ließ uns aber seelisch verelenden; denn jetzt, da sie in der Sozialdemokratie und mit ihr herrschend geworden ist, fühlen wir allgemein, wie sie unser Seelenleben nun und nimmer erfüllen kann. So mutet auch die Kunst des Impressionismus unsre Jüngsten (sie sind wie alle Streitnaturen mit gewissem Recht einseitig) rein als technische Leistung an. Im Gegensatz hierzu verachten sie das Technische, greifen zu barbarischen Ausdrucksmitteln und stellen das Geistige und Seelische in den Mittelpunkt ihres Wollens. Sie wollen nicht mehr ins volle Menschenleben greifen, das Interessante lockt sie nicht, sondern hinter die Dinge, ins Werdende wollen sie schauen.

Wie in alter Vergangenheit Sänger und Seher eins bedeutete, so wollen sie wieder das Wunder, und wenn es angeht, vom Tief-

Die beiden Ausstellungen in Darmstadt, auf der Mathildenhöhe und am Rheintor, die Ausstellung »Kunst des Jahres 1919« und die der Darmstädter Sezession, können daher einen Abgesang vergangener Herrlichkeit oder einen Auftakt zu neuer Größe bedeuten, je nachdem sich die kraftvolle Hand findet, die beim Zuschlagen nicht zertrümmert, sondern zusammenschmiedet, eine baumeisterliche Hand, die nicht Wirkung in die Weite erstrebt, sondern Tiefe. Nur so kann an kleinem Orte in dem armen Deutschland von heute Großes geschaffen werden.

Die Ausstellung »Kunst des Jahres 1919« wollte am Abschluß des Krieges, während der Vereinzelung Deutschlands, eine Übersicht über alle Kunstrichtungen des Tages bieten; es sollte deutsches Kunstwollen noch einmal zusammengefaßt werden, ehe man nach einem großzügigen Programm des Verbands der bildenden Künstler Hessens für die Zukunft darangeht, Übersichten über die Kunst Europas in Darmstadt zu eröffnen. In Anbetracht dieser großen Ziele hätte diese Ausstellung besser ausgewählt, reicher beschickt sein dürfen; denn



sten stammeln und stottern, wo die andern über die Oberfläche leicht und gewandt plauderten. Die andern! Hier setzt die Einseitigkeit dieses Urteils ein, denn unter diesen andern gilt es zu unterscheiden zwischen Mitläufern und Persönlichkeiten. Mitläufer füllen auch die Reihen der Modernsten, und nach meiner Überzeugung handelt es sich in allen Kunstkämpfen, bei Gegensätzen von »Ismen« um Schlachten der Tagesgrößen; der wirklich Große läßt sich nicht in bestimmte Formeln binden. Die große Persönlichkeit bleibt einsam und ragend. Mag der Künstler nach wissenschaftlicher oder metaphysischer Weltanschauung gerungen haben, seine Kunst wurzelt in der Tiefe seines Fühlens, seines Weltgefühls, und das läßt sich mit andern nicht auf die Richtigkeit —, denn was ist Wahrheit? —, nur auf die Größe vergleichen.



Carl Hans Schrader-Velgen: Sonnenblumen

Was den deutschen Impressionisten oft mangelt, im Gegensatz zu den Franzosen, das ist Verständnis für den Bildaufbau. Ein zufälliger Ausschnitt aus der Natur wird gewählt, und unterstützt von einer skizzenhaften Technik, stört an vielen Gemälden das Unfertige. Französische Skizzen sind im Gegensatz hierzu immer fertig; künstlerisch vollendete Ausgeglichenheit gibt den Werken Einheit. Hieran bereits läßt sich die Distanz der Bedeutung von Malern impressionistischer Richtung genau festlegen. Max Liebermann vergreift sich nur ganz selten im Gleichgewicht seiner Raumfüllung, die andern desto öfter. Neben Lovis Corinth, der mit den Mitteln impressionistischer Kunst eine erregte Szene, den »Raub der Helena«, voller Lebendigkeit in Farben und Linien gibt, steht ein Stilleben von Slevogt, mit stolzer Verwegenheit seiner Palette hingesetzt. Die verwandte Berliner Richtung vertreten daneben Joseph Oppenheimer und Philipp Franck. »Kind mit Äpfeln« nennt er sein Bild, und er verzichtet bei Darstellung und Namen auf die Novelle der vorimpressionistischen Zeit, auf die kosmischen Verknüpfungen des Expressionismus. Ihn interessiert — darin sind diese Künstler immer Neuentdecker einer freundlich nahestehenden Natur —, wie das Blau der Schleife auf dem Weiß des Kleidchens zum Grün und Rot der Äpfel stimmt, wie ein Patschhändchen auf einem Apfel und auf dem Weiß eines Kleides farbig wirkt. Diese Künstler fabulieren in ihrer Weise und können, bei genügender Begabung, den, der Augen hat, gar verständig und anregend unterhalten.

Sonne auf Menschengesichtern, Sonne sich spiegelnd im Weiß von Porzellan, huschend über Papier und Kleider, Sonne mit ihren Flecken im Laub schattender Bäume, das ist das Problem von Fritz Reusing in dem Bilde »In der Nachmittagssonne«. Auf geistige Probleme wird verzichtet, aber ich halte es nicht für ungeistig, mit heißem Bemühen das Spiel und Leuchten der Sonne in den Stunden, ehe sie scheidet, zu verfolgen und festzuhalten.

Die Münchner impressionistische Schule arbeitet in andrer Richtung. Sie offenbart nicht die Absichtlichkeit ihrer Probleme, bleibt in der Aufgabe schlichter und legt mehr Wert


Conrad Hommel: Kinderbildnis

auf Farbenspiel und die Feinheiten der Tönung. Auf einen Ton im Reichtum seiner Schattierungen ist das kleine »Kinderbildnis« Conrad Hommels gestimmt. Es ist eine Fuge auf das Thema Blau. Freilich Technik! Aber dieser Techniker ließ seine Hand von klaren Augen und feinstem Fühlen leiten.

Zwischen den Stilen, ein Übergang, steht Carl Hans Schrader-Velgen mit seinen »Sonnenblumen«. Noch schöpft er seine Formen nicht aus der Tiefe des Gemüts, sondern hält sich an die Natur, aber er steigert die Leuchtkraft aller Farben, er gleicht nicht aus oder vermittelt, er unterstreicht die Kraft und Eigenheit jeder Blume.

Noch ein Schritt weiter, bei Weglassung aller Zwischentöne und absichtlichem Beharren aller Lokaltöne (gleichviel, welche Tiefe der Luftschicht mit ihrer mildernden Kraft dazwischen schwingt), führt zu Max Pechsteins »Landschaft mit Apfelbaum«. Wir spüren Plakatnähe, und doch mied hier eine Künstlerhand reine Plakatwirkung.

Galt es den Meistern der neuen Richtung, Fühlen zu offenbaren, so mußte die Gebärde, die Geste wieder zur Geltung gebracht werden. Lange Unterdrücktes — denn es galt nicht für männlich, auch nicht für vornehm, sein Fühlen laut kenntlich zu machen — muß bei seinem plötzlichen Hervortreten überlaut und übertrieben scheinen. Daher das Interesse aller Künstlerkreise an rhythmischer Tanzkunst, weil hier die Musik die unterdrückte Gebärdensprache der Glieder löst und erlöst. Aus solchen Erwägungen heraus trete man Eduard Baudrexels »Apokalyptischer Madonna« gegenüber. Im Nachbewegen ihrer Geste fühle man die tiefe Empfindung nach, wie das Kind über dem Nachahmen des Äußerlichen unsers Lächelns zum Innerlichen des Frohseins vordringt.

Mit das stärkste Bild der Ausstellung, neben dem vor allem Kay H. Nebel mit seinen Gemälden in beiden Darmstädter Ausstellungen als zukunftsreichstes Talent genannt sei, stellt Willy Jaeckels »Bildnis eines Geistigen« dar. Auf reiche Farbengebung verzichtete der Künstler. Um die Gespanntheit und die Sammlung eines geistig Schaffenden kenntlich zu machen, vereinfacht er die Tönung nach Möglichkeit. Die Abgeschlossenheit in sein Tun stellt eine umschließende Helligkeit dar, und dann vereinigt der Künstler alles Licht auf der Stirn, dem Thron der Gedanken. Dunkel, besonders betont durch die


Max Pechstein: Landschaft mit Apfelbaum
Mit Genehmigung der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt, Berlin



Eduard Baudrexel: Apokalyptische Madonna

Umrahmung der Gläser, stehen die Augen darunter. Der zusammengekniffene Mund spricht vom Sichverbeißen in Probleme. An einem solchen Werke sieht man das Unnötige von Schlagworten zur Kennzeichnung einer Richtung; denn es ist weder impressionistisch, obgleich der Wiedergegebene sprechend ähnlich wurde, noch expressionistisch durch die Steigerung aller geistigen Werte im Ausdruck, sondern Jaeckel, Willy Jaeckel in jeder Absicht und Linie. Es fördern uns auch nie, die da in Reih' und Glied marschieren, nur die aus den Linien stürmen ins Ungewisse, in das ihnen vom Ich gewiesene Land, sind die Wegbereiter jeder Zukunft.

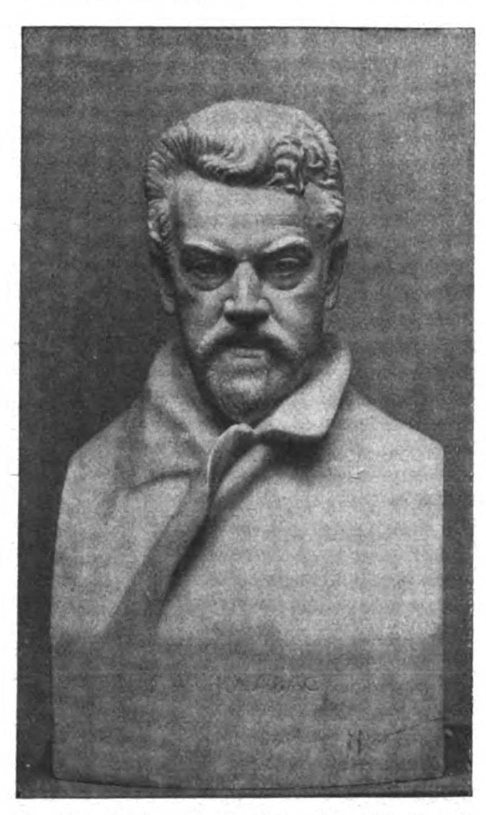
Wenn auch gering an Zahl, so ist die Plastik doch gut vertreten. Neben einem lebensgroßen Jüngling von Hermann Haller erfreuen kleine Tierplastiken von Renée Sintenis.

Hermann Hahn versteht in schlichter Vortragsweise in Marmor die Züge F. A. von Kaulbachs festzuhalten. Eine sichere Stilkunst, beeinflußt von Adolf Hildebrand, erfaßt das Charakteristische und sucht das Menschliche zum Ewigen zu verallgemeinern.

Eine andre Richtung verkörpert Edwin Scharffs »Weiblicher Torso«. Scharff will vereinfachen bis zur Unterdrückung alles Individuellen, er glaubt dadurch dem Allgemeingültigen sich zu nähern. Es ist eine neue Art des Idealismus, aber in der Absicht verwandt dem Kunstwollen eines Carstens vor hundert Jahren. Das Runde, Weiche als das Weibliche will der Künstler herausstellen. Diese Form gilt es ihm, in jeder Einzelheit kenntlich zu machen. Von der Bogenlinie der Augen läuft's leicht geschwungen über Wangen und Kinn, spielt in den Locken an der Stirn, gleitet weich über den Hinterkopf bis zum Haarknoten im Nacken. An den fleischlich betonten Körperteilen schwellen die Rundungen höher und fester. Der Künstler wandelt die Natur, um dem Urgrund der Natur im Weibe nach seiner Auffassung nahezukommen.



Willy Jaeckel: Bildnis eines Geistigen



Hermann Hahn: Prof. Ritter Friedrich August von Kaulbach

Bedeutungsvoller als Kunstwerk, als Ausdruck inneren Erlebens, in der Einstellung dem Sein und der Erscheinung gegenüber ist nach meiner Auffassung Ad. Antes-Worms in seinem »Marmorkopf«. Weh und Leid ist innere Zerrissenheit. Diese Zerrissenheit kann der Künstler nur in einer Zweiheit, das heißt in einer sichtbargemachten Spaltung, die er mit Takt verbindet, zum Ausdruck bringen. Den stilisierten Oberteil verbindet er mit einem naturwahr behandelten Mund und Kinn. Durch diese künstlerische Verschmelzung kommt für den Beschauer so viel Bewegtheit in diese Züge, daß man im Wandel der Sichten hundert Gesichter des Leidens von dem Marmor lesen kann.

Auch vor dieser Büste scheint es mir unangebracht, von Richtung oder Stilgattung zu sprechen; das ist ein Werk, aus dem Erleiden unsrer Tage geboren, von einem Künstler, der bei dem Suchen nach Neuland seiner Seele neue Formen des Ausdrucks finden mußte.

Mit diesen Beispielen rühren wir im einzelnen an die Probleme, die Künstler und Zeit bewegen, die die Ausstellung reichgestaltig spiegelt. Wir suchen uns als Historiker die Distanz zu den Dingen zu verschaffen und von dieser Entfernung aus der Bedeutung der Darmstädter Darbietungen gerecht zu werden.

* * *

Die Sezession bereichert nach der Seite der Neutöner das Bild. Josef Eberz zeigt sich vielseitiger als auf der Mathildenhöhe. Dülberg, der Farbensymphoniker, Ewald Hanau mit seinem reichen Eigenleben, Engert, der Meister der graziösen Linie des Scherenschnitts, Hecker als Bildnisplastiker von überscharfer Herausstellung der Charaktere, und mancher, dessen Namen ich weglasse.



Edwin Scharff: Weiblicher Torso



Fritz Oßwald: Marktplatz in Darmstadt

weil Namen ohne klare Vorstellung wenig geben, sie alle könnten wir in einigen ziemlich willkürlich gewählten Werken kennenlernen, wenn wir sie nicht längst kennten; denn für den, der in Kunst lebt, bringt diese Ausstellung bei vielem Guten wenig Neues. Das ist das Los von Ausstellungen überhaupt, nur wenige brechen Bahn dem Neuen. Der Wert aller Ausstellungen beruht im Vereinen, in der Darbietung von Möglichkeiten des Vergleichens.

Das ist es, was im Zusammengehen beide Darmstädter Ausstellungen über das Maß des Gewöhnlichen zu einer zukunftsfrohen Bedeutung erhebt.

Wenn jetzt die getrennten, auseinanderstrebenden Kreise der Kunstfreunde und Künstler in Darmstadt sich zusammenfinden, nicht mehr fragen nach Altem oder nach »radikaler« Gesinnung, sondern nach Gesinnung überhaupt und nach künstlerischem Wollen, dann kann mit dem Jahre 1919 eine neue Blüte Darmstadts anheben, eine Epoche, die aus dem Wollen des Tages zum Werden der Zeiten führt.



Adam Antes-Worms: Marmorkopf

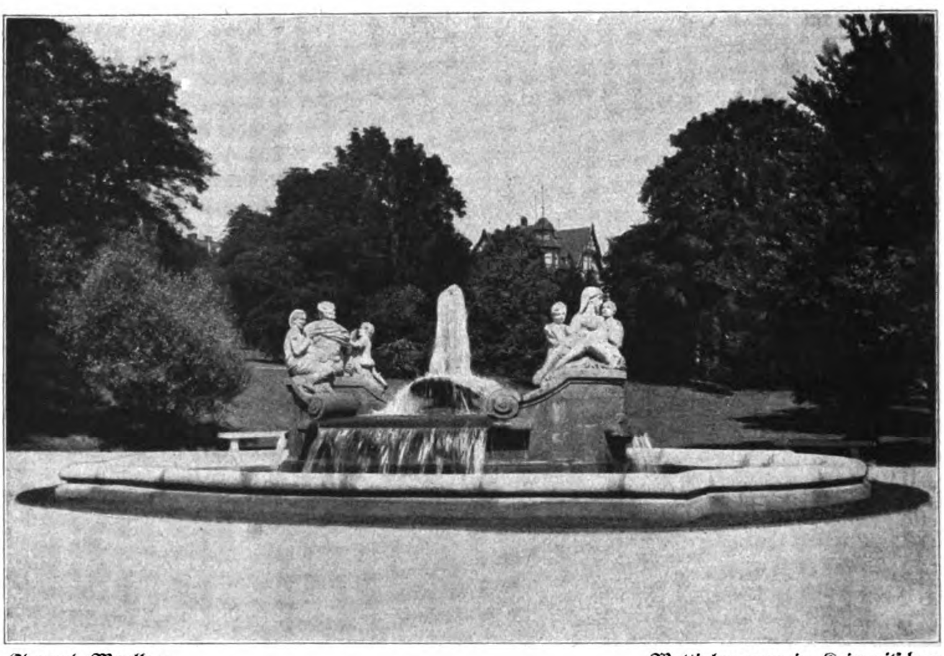
Orgelländler

Von Ernst Lissauer

Aus dem Zyklus „Anton Bruckner“

Tief versteckt in Spiel und Sinnieren
Bruckner sitzt über den Orgelklavieren.
Ganz leise, damit der Meister nichts merke,
Ein Raunen summt hin und wieder im Werke,
Es drehen sich sacht aus dem Holze die Pfeifen,
Zum Podium, zur Halle, lang zwischen den Bänken.
Sie schlenkern, sie schleifen,
Sie drehn, stampfen, schwenken —
Bruckner spielt auf, Bruckner spielt auf.

Lieblich Gedackt mit dem großen Gedackte,
Es schwingt sich Subbaß mit Gambe im Takte,
Sie fassen und lassen die Hände,
Dann leise zurück, daß der Meister nichts merke.
Sie stehen im Werke,
Das Stück ist zu Ende —
Bruckner sieht auf.



Edmund Moeller: Wettinbrunnen in Krimmitschau

Von Kunst und Künstlern

Hans Thoma: Landschaft am Gardasee — Franz Hoffmann-Fallersleben: Birke und Ebereschen an der Landstraße; Schäfer in der Hohen Rhön — Emil Orlik: Blick vom Wendelstein — Fritz Oßwald: Marktplatz in Darmstadt — Kurt Kempin: Der Feldhauptmann — Max Rappaport: Auf dem Balkon — Paul Josef Wehrle: Schelpenfischer; Herbst im Walde; Bildnis der Mutter des Künstlers — Edmund Moeller: Die Klage; Wettin-Brunnen in Krimmitschau; Bildnisbüsten von Max Liebermann und Paul Wiecke — Thoma-Denkmünze von B. H. Mayer in Pforzheim

Das Alter blättert gern in Erinnerungen, zumal wenn Gedenktage den Blick in die Vergangenheit locken oder eine trübe Gegenwart das Einst mit goldenen Schleiern umkleidet. So mag es auch unserm lieben Meister Hans Thoma ergangen sein, als sein achtzigster Geburtstag nahte. Da werden die schönen italienischen Reisen seiner frühen Mannesjahre in ihm erwacht sein, wie er bei Genua die ersten dunklen Zypressen in die silberglänzende Luft ragen sah und zum erstenmal die mildgrünen Oliven grüßte, die ihm dann so lieb geworden sind, wie ihm das alles aber gar nicht fremd erschien, sondern wie er vom ersten Augenblick das Gefühl hatte: da gehörst du hin! Du hast dies Land entdeckt, du hast somit ein Recht darauf. »Je länger ich in Italien war und je weiter ich in das Land hineinkam, desto lebhafter wurde dies Besitzergefühl; ich weiß aber, daß es andern Deutschen auch so geht, und schließe es aus dem trotzig protzigen Auftreten, welches viele in Italien annehmen; hat es ja doch schon Dürer gehabt, der da sagte: Hier bin ich ein Gentilhomo.«

An den Gardasee kam Thoma wohl erst auf seiner fünften italienischen Reise im Jahre 1897, wenigstens zu längerem Aufenthalt. Es war bald nach dem Tode seiner dreiundneunzigjährigen Mutter, der ersten großen Störung, die der Schnitter Tod in sein »stillruhiges« Leben in der Frankfurter Wolfgangstraße gebracht hatte. Gern folgte er damals der Einladung lieber Freunde, und die ganze Familie ging nach Gardone, wo dem Künstler in der Villa Cargnacco in der schönen Frühlingswelt neues Leben aufblühte. »Denn Gott sei Dank der Frühling wiederholt sich auch gar oft im Menschenleben, und über die Stürme hinaus, der die Blätter verweht, aus allem Dunkel heraus muß er immer wiederkehren — das ist ja Bedingung des Lebens.« Damals war seine wunde Seele für alles Schöne besonders empfänglich. Er wurde dessen schon gewahr, als er in der kleinen Bahn von Mori an den See hinüberfuhr. »Das Landschaftsbild von den Höhen aus, wo der blaue See, von den steilen Höhen umgeben, sich hinausstreckt nach der Ebene hin, ist eine der großartigsten Landschaftsszenerien, die man sich denken kann, die ganze Schönheit der Erde scheint sich hier zu vereinigen — dazu der ganze Glanz der südlichen Sonne, die Abhänge mit Ölbäumen und ernst im Schnee der kalte Monte Baldo.« Am Gardasee zeichnete er nun wieder viel nach der Natur, und eine ruhige Stimmung gewann allmählich die Oberhand.

Wir kannten bisher etwa acht Landschaften vom Gardasee in Thomas Schaffen. Dreimal gibt er von verschiedenen Höhen aus

gesehen, durch Olivenzweige in silbernem Lichte, durch schlanke, noch unbelaubte Bäumchen in heller, fast reiner Beleuchtung, und an Lorbeeren und Pappeln vorbei in goldigem Glanze, den meergleichen See. In einen Olivengarten, in dem silberweiße Schafe weiden, zu blühenden Kirschbäumen und in ein Lorbeertälchen führen andre Gemälde, wieder andre lenken den Blick auf den beschneiten Monte Baldo, hinweg über idyllisch belebte Vordergründe. Ein letztes, aus dem Jahre 1906, zeigt einen zur Dämmerstunde in seinem Weingarten mit Ochsen pflügenden Bauern. Dazu gesellt sich nun diese Farbstiftzeichnung, ein erst vor kurzem nach der Erinnerung und zur Erinnerung gemaltes Bild, das wohl nach älteren, an Ort und Stelle gemachten Studien oder Skizzen ein persönliches Augenblickserlebnis festhält, wenn es im Vordergrunde nicht gar den Maler selbst mit seiner Frau darstellt. Mit uns werden die Leser dem verehrten Jubilar für diese Gabe dankbar sein.

In der Werkstatt von Franz Hoffmann-Fallersleben, die jeder Sommer aufs neue bereichert, glauben wir uns diesmal etwas besonders Feines und Eigentümliches ausgesucht zu haben. Da ist zunächst das Herbstbild »Birke und Ebereschen an der Landstraße«, ein Motiv aus der Oldenburger Heide, deren herbe und doch saftige Natur dem Maler nächst seinen geliebten Weserbergen und dem westfälischen Lande wohl am meisten gegeben hat. Das stumpfe Rotbraun der blühenden Heide, der von leichtem Grau überwölkte durchsichtig blaue Himmel, das edle Weiß des Birkenstammes, das Korallenrot der Vogelbeeren — welch prächtiger, jede müde Schwermut durch Kraft zerstreuender Herbstklang! Timm Kröger sagt einmal von der Birke, sie sei ein feiner, ein weicher, ein in humoristischer Selbstironie sich demütigender Baum, dem's leid zu tun scheine, daß er zunächst mit frischem Mut hinauf in die Höhe geschossen sei, und der deshalb bald Wipfel und Zweige hangen lasse, als lache er über sein eignes großes Wollen und kleines Vollbringen. Davon ist bei dieser oldenburgischen Birke nichts zu spüren. Sie bleibt keck, mutig und aufrecht bis oben hin, und die geduckten Ebereschen, so rot sie prangen, sehen neben ihr wie Blumensträußchen in der Vase aus.

Zu dem »Schäfer in der Hohen Rhön« hat mich eine — Schnapsflasche gelockt. Keine gewöhnliche Fuselpulle, sondern eine fast zierlich aus weißem Glas geblasene Phiole mit bunter Blumenmalerei und einem eingebrannten originellen Spruch moderner Schäferpoesie, den ich doch hierhersetzen will:

Der Schäfer in der Rhön

Ach, das schlechte Hirtenleben
Hier in dieser schlechten Welt.
Durch die vielen Coluturen (Kulturen)
Werden die Hutungen gar zu weit;
Und die Jäger sein so schlimm,
Daß mer nich mehr weiß wohin. —

Sinnt er wieder über einen neuen Reim, der wetterfeste Bursche, der so regungslos auf seinen langen Stab gestützt dasteht, grübelt er über die schlimme Zeit oder gar über die Welträtsel nach? Sein Hund macht jedenfalls ein recht kritisches Gesicht dazu, und auch die, wie uns scheinen will, etwas flüchtig behandelte Landschaft hüllt sich in Schweigen.

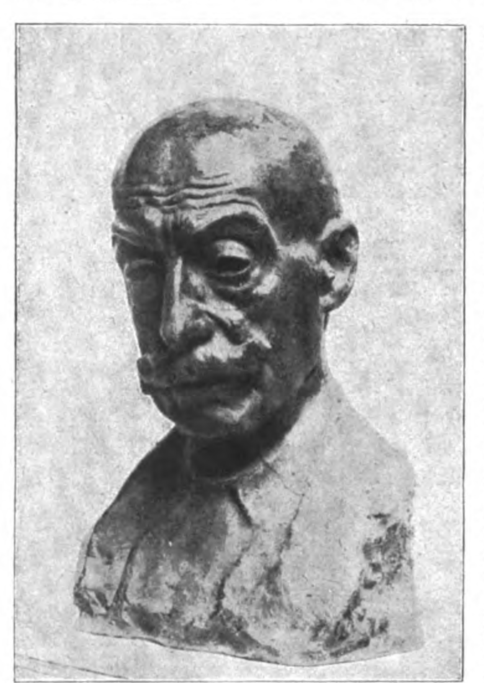
Ein großzügiges, ernstes und stimmungsmächtiges Gebirgsbild ist dem sonst leicht ins Kunstgewerbliche abirrenden Emil Orlik in seinem »Blick vom Wendelstein« gelungen. Diese erhabene Bergeinsamkeit, die all ihr Licht auf den Gipfel im Vordergrunde sammelt, hat etwas zur Andacht und Ehrfurcht Zwingendes. Man begreift, daß dies Bild auf der letzten Frühjahrsausstellung der Akademie in Berlin so viel Liebe und Bewunderung fand.

Fritz Oßwalds »Marktplatz«, dies sonnige, munter und fröhlich bewegte Stadtbild aus Darmstadt, ist wohl eine der letzten Huldigungen, die der Schweizer Maler der hessischen Hauptstadt dargebracht hat, bevor er — erst in diesem Sommer — in seine Alpenheimat zurückgekehrt ist. Eine Zeitlang hatte er hoch oben in einem Turmzimmer des alten Darmstädter Residenzschlosses seine Werkstatt aufgeschlagen; da wird neben manchem andern auch dies Bild, dem man die Liebe zu Stadt und Leuten ansieht, entstanden sein. Oßwald, der sicherlich noch eine reiche Entwicklung vor sich hat, wird nun wieder Gebirgsbilder, darunter gewiß neue leuchtende Schneelandschaften, malen; das Darmstädter Kunstleben aber wird seine Frische und Beweglichkeit noch lange schmerzlich vermissen.

Hessischen Ursprungs ist auch der »Feldhauptmann« von Kurt Kempin, ein Bild aus dem Jahre 1917, das unsre siegesgewisse Stimmung während der ersten Kriegsjahre zum Ausdruck bringen sollte. Die Zeit hat seine inhaltliche Absicht Lügen gestraft, die Kraft und Kühnheit aber, die in dem energischen Kopf dieses Eisengepanzerten gesammelt ist, kann sie nicht zerstören, und so soll uns das Blatt noch heute als ein Denkmal jener mannhaften Stimmung willkommen und wertvoll sein. Kempin (geb. 1874 in Giebichenstein bei Halle) ist ein Schüler der Karlsruher Kunstschule. Seine früh zutage tretende Begabung für dekorative Malerei führte ihn als Theatermaler an die Hofbühne in Darmstadt, für die er zahlreiche sehr geschätzte Szenenbilder entwarf. Aber auch mit figürlichen Kompositionen, Bildnissen und dekorativen Blumenstücken hat er auf den hessischen Kunstausstellungen der letzten Jahre gute Erfolge erzielt.

Max Rappaports Gemälde »Auf dem



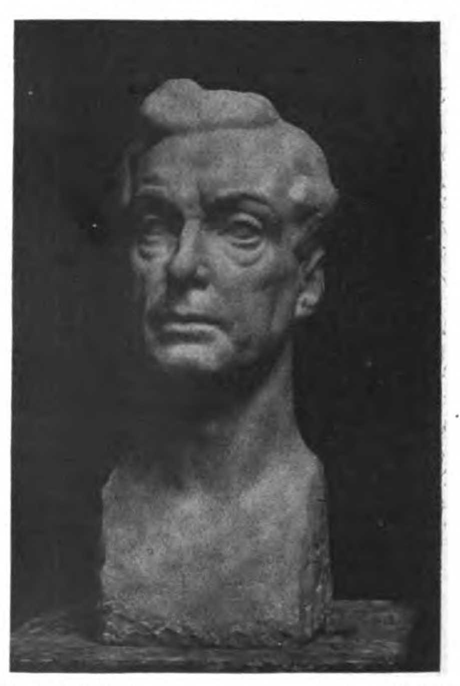


Edmund Moeller: Max Liebermann

Balkon« hätte eigentlich farbig wiedergegeben werden müssen. Unser Doppeltondruck vermittelt nur eine schwache Vorstellung von der schönen, ruhigen und satten Farbengebung, durch die es, das Werk eines noch jungen rheinischen Künstlers, auf einer der letzten Düsseldorfer Ausstellungen angenehm auffiel, und durch die der seelische Gehalt des Bildes so glücklich unterstützt wird.

Die drei Bilder, die der Karlsruher Paul Josef Wehrle uns für dieses Heft gegeben hat, zeigen drei Entwicklungsstufen des unsern Lesern nicht mehr unbekannten Malers. Die »Schelpenfischer«, 1913 auf einer Studienreise in Holland entstanden, verraten namentlich in der Farbengebung noch deutlich den Einfluß Liebermanns; der »Herbst im Walde«, einige Jahre jünger, geht in seiner eigentümlich lockeren und lichten Art eigne Wege, vielleicht ein wenig von der neueren schweizerischen Malerei und ihrem Führer Hodler beeinflußt, aber unbekümmert um Schlagwörter und Richtungen, wie sie heute so viele Köpfe und Hände unter den jüngeren Malern verwirren. Die früheste der Arbeiten ist das Bildnis der Mutter (aus dem Jahre 1910). Der Künstler war noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre alt, als er es malte, und in der Technik findet man wohl noch gewisse Schwächen und Unbeholfenheiten. Desto besser ist ihm der seelische Ausdruck, vor allem in der Milde und Zärtlichkeit der Augen, gelungen. Vielleicht mehr ein Werk des Herzens als der kunstgeübten Hand. Die Neapolitaner haben ein Sprichwort: La mamma è l'anima: Die Mutter ist die Seele. — Wie schön, wenn die Liebe des Sohnes die flüchtige Seele festhalten kann über Leben und Tod!

Der Dresdner Bildhauer Edmund Moeller, dessen Kunst in so erfreulich schnellem Aufstieg begriffen ist, hat zu den Einschaltbildern dieses Heftes die Plastik beigesteuert. Sein Marmorwerk »Klage«, augenscheinlich unmittelbar aus dem Block gehauen, erscheint auf den ersten Blick etwas kühn und nicht ganz ungesucht in der Stellung, bald aber empfindet man die Ruhe, Stille und Größe dieser Formen, zumal in der edlen und doch kraftvollen Rückenlinie, und das Gesicht hat bei aller Sparsamkeit der Mittel eine bezwingende Ausdrucksfähigkeit für das innerste Leben. Wer im Stein zu lesen weiß, wird den Rhythmus der Klage, der durch diesen Frauenkörper geht, sogar bis in die Ferse und die Zehen des linken Fußes verfolgen können. Um den Künstler gleich auch noch von andern Seiten seines plastischen Schaffens zu zeigen, geben wir zwei seiner neueren Bildnisbüsten, den von der Wucht schöpferischer Arbeit durchfurchten Kopf Max Liebermanns und die bildsame, jedem leisesten Druck des Gefühls wie Wachs gehorsame Maske des Dresdner Schauspielers Paul Wiecke. Dazu endlich noch eine Ansicht des Wettin-Brunnens in Krimmitschau (rechte Seite), die für Möllers erfolg-



Edmund Moeller: Paul Wiecke



Denkmünze zum achtzigsten Geburtstage Hans Thomas
Entworfen und ausgeführt in der Kunstprägeanstalt von B. H. Mayer in Pforzheim

reiches Streben zeugt, auch eine solche Monumentalplastik organisch und harmonisch in die natürliche Umgebung einzuordnen.

Die Thoma-Denkmünze, mit deren doppelter Wiedergabe wir diese Zeilen abschließen, ist dem Meister von B. H. Mayers Kunstprägeanstalt in Pforzheim zum 80. Geburtstage gewidmet worden. Wie dem Gefeierten selbst, wird sie gewiß auch seinen vielen Freunden und Bewunderern als würdiges und kunstvolles Andenken an den 2. Oktober dieses Jahres willkommen sein. F. D.

Zwei Gedichte von Alfons Petzold

Die Verdammung

Sechs Tage war ich ganz allein,
Am siebten aber trat er ein,
Der ewige und große
Schüttler der Menschenlose.

Mit Donnerwort kam er aus mir
Und sprach: „Was du an Stein und Tier,
An Wolke und Gebirg' gefunden,
Was gab es dir für große Stunden?

Zeig' her, was hast du dir errafft
Aus jener heil'gen Leidenschaft,
Die aus den Einsamkeiten lodert
Und mich selbst zu Gerichte fodert?

Da war ich stumm und war wie tot.
Doch mich spie an wie faules Brot
Der ewige und große
Schüttler der Menschenlose.

Der Fanatiker

Seht, er ist einer von den Ernsten,
Aus deren Auge nie ein Lächeln schlägt,
Seine Gedanken sind die allerfernsten,
Die Gott aus seinem Himmel trägt.

Er ist nicht Gang und ist nicht Stufe,
Kein Haus, das sich erleuchtet zeigt,
An ihm verhallen alle Rufe,
Stets nur ein Dunkles aus ihm schweigt.

Er redet nicht, wenn andre sprechen;
Nur nachts, wenn jedes Licht zerschmolz,
Da hörst du seine Worte brechen
Wie Rosse durch das Unterholz.

Sie brechen durch die Dunkelheiten
Mit einer unerhörten Kraft,
Und Gottes Mantel siehst du breiten
Um dieses Menschen Leidenschaft.

Literarische Rundschau

Walther von Molo: Luise — Josef Ponten: Die Bockreiter — Julius Rodenberg: Aus seinen Tagebüchern — Emil Gött: Briefe an einen Freund — Fritz Mauthner: Erinnerungen — Clara Blüthgen: Aus der Jugendzeit — Leopold Hirschberg: Erinnerungen eines Bibliophilen — Verschiedenes — Bücher unsrer Mitarbeiter

Walther von Molo ist dabei, eine neue historische Romantrilogie zu gestalten: nach dem dreiteiligen Schillerroman, der übrigens jetzt durch eine neue Bearbeitung auf zwei Bände zusammengedrängt worden ist, ein Triptychon aus den deutschen Befreiungskriegen mit dem Gesamttitel »Ein Volk wacht auf«. Der erste Band dieser Dreiheit war eigentlich nur das Vorspiel: »Fridericus« zeichnete mit gedrungenen Strichen auf dem Hintergrunde eines einzigen Tages das Leben, die Persönlichkeit und die Seele des großen Friedrich, dessen schicksalsbewußter Größe sich die preußische Folgezeit so wenig würdig erweisen sollte. Jetzt ist der zweite Band, »Luise« (München, Alb. Langen), erschienen, und da sind wir schon auf dem hohen Meere unsrer nationalen Tragik und Größe: das Heer, die Politik und damit das Reich Friedrichs stürzt zusammen, weil es den Nachkommen an Kraft, Geist und Ideen fehlt, die überlieferten starren Formen neu zu beleben, aber schon glimmt über dem Chaos ein Stern der Hoffnung auf, ein erster Morgenschimmer des neuen freieren und besseren Tages.

Viel von dem Guten und Tüchtigen, was den bisherigen Moloschen Romanbüchern eigen ist, darf auch diesem neuen nachgerühmt werden. Vor allem die Gabe, sich mit leidenschaftlichem Feuer in einen bestimmten Zeit- und Geisteskreis einzuleben, aber auch die Kraft und Kunst, ihn mit all seinen Ausstrahlungen für uns Nachlebende bis zur Greifbarkeit lebendig zu machen, und — was vielleicht, zumal jetzt, mehr ist als diese künstlerischen Vorzüge — eine seelische Durchwärmung des geschichtlichen Geschehens, so daß wir uns als unmittelbar Beteiligte, als Getroffene und Erhobene fühlen, auch wenn die Zeitbedeutsamkeit — um für den Popanz »Aktualität« ein höheres Wort zu wählen — weniger bewußt und tagesgefällig herausgearbeitet wird, als es stellenweise leider in diesem angeblich längst vor unserm Zusammenbruch vollendeten Bande geschieht.

Wieder, wie im »Fridericus«, zeigt uns die Gestaltung des tragischen Schicksals der jungen preußischen Königin, das hier nur bis zu den Unglückstagen von Jena und Auerstädt geführt wird, mehr ein dramatisches als ein episches Gesicht. Die einzelnen Kapitel stellen sich fast alle als hitzige Dialoge dar, nur unterbrochen durch spärliche Schilderungen der Handlung, um nicht zu sagen Regiebemerkungen, in denen jede Bewegung der Redenden mit der oft schier pedantischen Genauigkeit eines gewiegten Bühnenmannes verzeichnet wird. Ich kann mich für diese Art Romanschriftstellerei nicht so begeistern, wie es andre namentlich beim »Fridericus« getan haben. Es scheint mir nicht wohlgetan, einer epischen Kunstart ihren natürlichen Atem zu rauben, sie ein für allemal in einen Galopp zu peitschen, der von vornherein den Verzicht auf viele ihrer eigentümlichen Vorzüge bedeutet. Die schöne Ruhe des Erzählens — die keineswegs der regen, ja der leidenschaftlichen Teilnahme des Dichters wie der Zuschauer zu entraten braucht — scheint Molo für immer abgedankt zu haben. Weiß er, wie arm er sich damit macht? Weiß er, welches Kontrastmittel er sich dadurch verscherzt, um bewegte Momente desto bewegter und wirksamer hervorzuheben? Aber bei ihm ist eben alles »bewegt«, und so kommt in den Roman eine fliegende Hitze, die, anstatt zu spornen, bald ermüdet. Dazu treten kraftgenialische Gesuchtheiten des Ausdrucks, die oft geradezu krampfhaft anmuten und hier, in dieser Hofsphäre, vollends fehl am Orte sind. »Die Voß drosch sich die spitzen Knie.« — »Der Voß Blicke prügelten Köckritzens Rücken.« — »Ihr Gatte regiert wie ein miselsüchtiger Aktuar!« sagt Stein der Königin ins Gesicht. — »Die bösartige Giraffe kommt! Schauen Sie sich nur ihre miselsüchtige Visage an!« zischelt die Voß, als der König ins Zimmer tritt. Freilich tut sich Molo scheinbar besonders viel darauf zugute, von der Gestalt Luisens den süßlich romantischen Familienblattschimmer entfernt zu haben, mit dem die offizielle Legende sie entstellt hat. In der Tat zeigt er sie uns als blutvoll lebendigen Menschen, mit aller Anmut und allen Derbheiten ihrer süddeutschen Erziehung, mit allen Oberflächlichkeiten und Eitelkeiten der »Jungfer Husch«, mit allen Künsten und Schwächen der echten Frau, und es ist nicht zu leugnen, daß ihre aus dieser Kleinheit emporwachsende Charaktergröße, ihr zum beflügelnden Genius des schwachen und kleinmütigen Königs werdender deutscher Geist nun erst recht hoheitsvoll und gebieterisch dasteht, zumal wenn man sie an ihrer kleingeistigen und engsinnigen Umgebung mißt. Aber braucht es, um die Wirkung solcher Gegensätze zu erzielen, dieses Trotz- und Stallburschentons? Schlägt diese »Natürlichkeit« nicht vielmehr jeden Augenblick in Geziertheit und Gequältheit um?

Überhaupt dieser Moloсhe Stil! Wo hat er sein Deutsch gelernt? Und für wie begriffsstutzig muß er seine Leser halten, daß er ihnen alle sinngemäßen Betonungen durch Sperrdruck vorschreibt! Ein paar Beispiele: »Mit der ganzen



Welt zerfallen, rührte Friedrich Wilhelm in seiner nachmittägigen Teetasse herum: »Lasse mich in *Frieden* mit deinem *Blücher*!« — »Sein trostloses Elternhaus ließ ihn nicht ruhig entwickeln.« — »Luise erhob sich; den Blick starr vor sich tragend, ihn schwer vor sich einherschiebend, ging sie zur zweiten Frühstückstafel.« — »Glaubt nur nicht,« sagte Luise, gottlob, asylbietend eilte Frau von Berg die Parterretreppe nieder, einladend öffnete sie die schmiedeeiserne Vorgartentür, »daß bei uns in Berlin alles *vortrefflich* ist!« — »Luise ging, unschlüssig mit der feinen Hand, deren Finger starr gespreizt waren, den Rand eines Mahagonisessels, der ihr im Wege stand, überstreichend, in den Hintergrund.« — »Den Flor am Arm, spöttischzerfallen, maß Friedrich Wilhelm die Voß im schwarzen Seidenkleid, die feierlich vor ihm knickste.« — »Ein leerer Fleck entstand um Luise, sie starrten sie an.« — »Glänzend, erwartungsvoll und liebenwollend sahen Luisens Augen Friedrich Wilhelm entgegen.« — »Friedrich Wilhelms Augen ... waren wie staubtrübes Glas, auf das sturmgepeitschte Trauerfahnen kummervolle Schatten warfen.« — »Ihn?« fragte Louis Ferdinands Mutter mit agressivem Kopfriß.« — »Kopflos zappelten Herrenhüte in der Luft« usw. Und welche Eintönigkeit des Satzbaues! Drei Viertel aller Sätze fangen mit einem Adverb oder Partizip an. »Tief einatmend sah Luise zum hohen, sonneerfüllten Fenster ... Beschwörend, mit warnend erhobener Hand trat Frau von Voß einen Schritt vor. Erschrocken drehte sich Luisens Gesichtsoval zur Tür, es entspannte sich seines Schuldbewußtseins: behaglich schmunzelnd, gold- und silbergehängt trat der dicke Oberhofmeister ein. Ehrerbietig, vertraut schwenkte Herr von Massow seinen riesigen Dreispitz; die prallen weißen Waden zierlich stramm nebeneinander stellend, bei tiefer Verbeugung meldete Luisens Oberhofmeister« — das sind dicht aufeinander folgende Satzproben von einer einzigen halben Seite. Und damit haben die sprachlichen Unarten und Geschmacklosigkeiten, die sinnlosen Willkürlichkeiten der Zeichensetzung, die mißratenen Bilder und die verschrobenen Satzbauten noch lange kein Ende. Gern läßt man sich eine Auffrischung des allgemach etwas ledern gewordenen historischen Romanstils gefallen, aber diese Bemühungen dürfen nicht in Manier ausarten. Molo ist mit seinem Stil an einem Punkte der Manieriertheit angelangt, wo die Originalität zum Zerrbild wird. Will er seine schönen Gaben nicht völlig verrotten lassen, sehe er zu, daß er rechtzeitig den Weg zur Natur und zur Schlichtheit zurückfinde.

Wenn doch jemand käme und dem Wort und Begriff »aktuell« den Hals umdrehte! Was dadurch schon für Verwirrung und Verfälschung angerichtet ist, geht nächstens auf keine Kuhhaut mehr. Anstatt sein Werk hinzustellen und es wirken zu lassen so oder so, sucht es heutzutage jeder mit der Stimmung des Tages zu verknüpfen oder, wie der neueste Modeausdruck lautet, es darin zu »verankern«. *Josef Ponten* schreibt eine historische Novelle aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und macht die Anmerkung, daß sie 1918 vor unserm Zusammenbruche entstanden sei; der Verlag (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) behauptet kühnlich, daß hier trotzdem »ein Bild unsrer Zeit von erschütternder Wucht und Eindringlichkeit gestaltet sei«. Ich kann nichts von solcher Aktualität finden, auch wenn ich an Spartakus und seine Volksjustiz denke. »*Die Bockreiter*« sind eine durchaus in ihrer Zeit wurzelnde und in ihrem deutsch-niederländischen Grenzlande befangene geschichtliche Novelle, die in der guten, stilgerechten und wirksamen Erzählung einer »unerhörten Begebenheit« ihr Genüge finden sollte. Will man die Blutfülle ihres niederrheinischen Stoffes und Gehaltes auf eine trockene Formel bringen, so könnte man sie die tragische Novelle des Überflusses und Überfriedens, der menschlichen Narren- und Abenteuerlust nennen, die sich der uralten Motive des Femgerichts und des Haberfeldtreibens bedient. Das ganze Land Übermaas und Brabant gefällt sich seit langen Jahren in Fraß und Völlerei, schwimmt in genießerischer Üppigkeit und nichtstuerischem Wohlsein. Da sucht sich der nach Gefahren lüsterne, der Langenweile überdrüssige Tätigkeitsdrang der Menschen ein Ventil des Außergewöhnlichen, aus dem die aufgespeicherte überschüssige Kraft entweichen kann, und so entsteht der Geheimbund der Bockreiter, die nicht stehlen, um zu stehlen, sondern weil es »so lustig ist« oder weil das Eigentum besser verteilt werden soll, die aber auch vor Mord und Totschlag und noch schändlicheren Verbrechen nicht zurückschrecken, wenn Widerstand sie reizt oder in der Hitze des Kampfes die Begierde des überfütterten Fleisches erwacht. Pontens Darstellungsart, so sicher sie ihre Mittel und Wirkungen beherrscht, hat selbst etwas von dem Schlaraffenüberfluß seiner niederrheinischen Heimatlande, und wie ihnen, so wird diese Üppigkeit hier auch ihm zum Verhängnis. Die Schilderung der Bockreiterstreiche und -taten ist viel zu weit getrieben, um nicht als Selbstzweck zu erscheinen und ins Rohe und Widerliche zu entarten. Der sittliche Gedanke, der tiefere Sinn der Geschichte, als dessen Träger der Doktor Kirchhoff, der eifrigste Arzt und wärmste Menschenfreund, zu betrachten ist, geht darüber fast verloren. Auch seiner in das Joch des Alltags gespannten schwärmerischen Natur ist Geheimnis, Narrheit, Gefahr, Tollkühnheit Bedürfnis, aber was ihn eigentlich zum Hauptmann der Bockreiter macht, ist doch etwas Höheres: der Glaube eines un-



zerstörbaren Idealismus, der da meint, erst dem Unrecht und der Schamlosigkeit, wie der Überfluß sie mit sich bringt, nach Möglichkeit wehren, dann aber, als die Zeit sich gewandelt hat, die trägen und dumpfen Bürger durch Schreck, Scherz und Überraschung, durch Sprengung der zähen, stumpfen Ordnung aufrütteln zu können. Aber von dieser sittlichen Tätigkeit des »Erzengels Michael«, der unter der Maske des Teufels gegen die Untat kämpft, erleben wir zu wenig mit, und so bringt uns der ganze Aufwand einer glänzenden Schilderungs- und Erzählungskunst nicht dazu, diesem bürgerlichen Stiefbruder Karl Moors eine Träne nachzuweinen, wenn er seinen Gang zum Galgen antritt, obgleich Menschen-, Frauen- und Mädchenliebe ihm Rosen auf den Weg streuen.

Aus Julius Rodenbergs Nachlaß kommt jetzt die zweite Veröffentlichung: nach seinem Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer eine Auswahl »Aus seinen Tagebüchern« (Berlin, Fleischel & Ko.). Die Auswahl selbst hat Rodenbergs Witwe, seine getreue, kluge und verständnisvolle Lebensgefährtin, getroffen, also die pietätvollste Hand, die man sich für ein solches Geschäft denken kann. Aber wäre nicht doch vielleicht ein den Aufzeichnungen Fernerstehender dafür berufener gewesen? Über die mangelhafte und willkürliche Erläuterung der ausgewählten Stücke (in den Anmerkungen) ließe sich hinwegsehen; was aber die Kritik herausfordert, ist die — ich möchte sagen: sentimental-familiäre Tendenz der Auslese. Rodenberg selbst — und Ernst Heilborn in seiner gedankenreichen, Perspektive und Proportion herstellenden biographischen Einleitung unterstreicht das Wort — hat sich gern in dem bescheidenen Amt eines Chronisten gesehen, der aufnimmt und weitergibt, was er an Menschen und Dingen erlebt hat; hier aber wird zu oft und zu lange dem mit sich selbst Beschäftigten das Wort erteilt. Für solche egozentrische Selbstgespräche ist die Persönlichkeit Rodenbergs. denn doch zu eben, zu eintönig, zu wenig eigenwüchsig und eigenwillig, mit einem Wort: zu konfliktlos. Seiner Empfänglichkeit bekommt das Alleinsein nicht; er muß einen Partner haben, der ihm das Stichwort zubringt, einen Gegenpol, um seine geistige Elektrizität zu entbinden. Deshalb sind die ersten Teile dieser schon auf der Schule in Rinteln einsetzenden Tagebuchblätter, wo der »Fordernde«, wie Goethe sagen würde, subjektiv der Welt gegenübertritt, ziemlich unergiebig für uns Leser von heute, sofern uns nicht etwa ein persönliches Band der Liebe mit dem Monologisierenden verknüpft. Erst wenn literarische, künstlerische, wissenschaftliche und politische Persönlichkeiten in den Lebenskreis des werdenden Publizisten und Schriftstellers treten, auf die er sich abstimmen, zuweilen auch zuspitzen kann, bekommen seine Beobachtungen und Bekenntnisse Klang und Feuer. Er hat der Lande und erst recht der Leute viel gesehen, und alle haben sie ihm etwas zu sagen gehabt. Seit Ende der fünfziger Jahre entgehen ihm wenige der geistigen Berühmtheiten Deutschlands, und immer weiß er ihnen eine kennzeichnende Haltung, ein bedeutsames Wort abzugewinnen, wenn seine unverleugbare Liebenswürdigkeit und glückliche Selbstzufriedenheit auch gern die Ecken und Kanten abschleift. Im Berlin der fünfziger Jahre verkehrt der Student in den ästhetischen Salons, durch die noch der Altweibersommer der Romantik webt; in London lernt der Fünfundzwanzigjährige den Kreis der deutschen Flüchtlinge kennen: Gottfried und Johanna Kinkel, vor allem den herrlichen Freiligrath, »die treueste und biederste Seele, die er je gesehen und geliebt hat«; zu Anfang der sechziger Jahre macht sich der nun schon eifrig für Zeitungen und Zeitschriften Schreibende an Ort und Stelle mit der skandinavischen Welt vertraut; der Krieg von 1870 zeigt ihm aus blutigster Nähe sein schreckensvolles Antlitz, und seit der Gründung der »Deutschen Rundschau« (1874) fühlt sich ihr reiselustiger Herausgeber vollends als eine Art Gesandter der Publizistik, der die verschiedensten Fäden durch seine Hand gleiten läßt, um zu sehen, ob sich ein harmonisches Gebilde daraus wirken lasse. Turgenjew, Daudet, Renan, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Ibsen, Dingelstedt, Geibel, Storm, Mommsen, Curtius, Du Bois-Reymond, Helmholtz, Virchow bis auf Helfferich — das sind nur ein paar von den vielen Namen, die hier paradieren, von den vielen Menschen und Menschlein, mit denen Rodenberg sich — nie zu schlagen, immer zu vertragen weiß. Manchmal guckt ein bißchen gutmütige Eitelkeit und Selbstbespiegelung aus den Berichten über die stets höchst scharmant verlaufenden Begegnungen, doch fühlt man sich bald wieder durch die liebe, freundliche Menschlichkeit und Herzensgüte versöhnt, die der Grundton dieses Buches ist.

Seit dem Tode Emil Götts ist etwas mehr als ein Jahrzehnt verstrichen, für unsre landläufigen deutschen Begriffe nicht genug, um einen toten Dichter lebendig zu machen. Unter dreißig Jahre tun das bei uns weder die Verleger und das Publikum noch die Literaturgelehrten gern. Dem trotzigen Alemannen, der sich selbst so eigensinnig gegen seinen Lebtagsruhm sperrte, springen seine Freunde bei. Wie Roman Woerner ihm bald nach seinem Tode als Freundschaftsdenkmal die Gesamtausgabe seiner Werke bereitet hat, so wirbt jetzt sein badischer Landsmann und Karlsruher Jugendgenosse Gustav Manz für ihn durch die Veröffentlichung der Briefe an einen Freund, der Briefe Götts an Manz.





Hans Thoma: Landschaft am Gardasee

Sprunghaft und willkürlich, aufbrausend und widerborstig, bekenntnisfreudig und bis zur Wortkargheit verschlossen, wie Götts Dichten, so war auch sein Briefschreiben. Aber für den Menschen Gött, diesen genialen Sonderling, diesen Akademiker mit der Mistgabel, diesen Dichter hinter Pflug und Schraubstock, diesen »Cäsar in Gedanken und Kunktator in Taten«, diesen freundlichsten der Freunde, diesen erdgebundenen Himmelsstürmer und gottlosen Gottsucher, diesen Einsamsten in all seiner regen geistigen Geselligkeit — für ihn und das seltsame Auf und Ab seiner Lebensentwicklung sind diese Briefe, so oft sie auch für längere Strecken versiegen, höchst aufschlußreich. Und auch an Lebensweisheiten, die andern, den vielen ein Neuland ihrer Arbeit und ihrer Seele Suchenden von heute, unmittelbar fruchtbar werden könnten, fehlt es nicht. »O wie wonnig sich ein Schaufelstiel anfaßt! Das hab' ich dieser Tage genossen nach einer Stunde Ekel am Menschen.« »Du siehst, was für ein langer Kerl ich bin: mit den Füßen stampfe ich durch den bäuerlichen Dreck, die Hände packen jedes Werkzeug, jede Arbeit an, und mit dem Schädel — den verbrenn' oder verfrier' ich mir über den Wolken.« Vielen, die jetzt den Degen mit dem Spaten vertauschen müssen, mag das aus der Seele gesprochen sein. Oder das stolze Wort an die Freunde insgesamt: »Nix bin ich euch schuldig als die Treue, die ich **mir** halte! Alles andre kommt in deren Gefolge.« Wie manchem mag das heute ein Trost und Stab sein in Konflikten der Verantwortlichkeit und des Selbstgefühls. Oder aus den Tagen der Göttschen Burenbegeisterung, vielmehr ihres Abdampfens: »England, obgleich mit hundert schweren Krankheiten behaftet, wie jedes große Kulturvolk, ist — uns Deutschen dies Wort ins Gesicht gepeitscht! — ein **Volk**! Ein großes Volk und ein großer Charakter, alle Lächerlichkeiten inbegriffen ... Der Bur ist ihm das Kalb, an dem es sich stark genug trägt, einst den Stier durch die Völkerarena zu tragen.« Welch schmerzliche Prophetie! Zumal wenn man das Wort vom Januar 1900 dazunimmt: »Daß der deutsche Michel zur Größe geprügelt werden muß, ist keine von mir erfundene Tatsache« ...

Der Herausgeber füllt das Briefbüchlein (München, C. H. Beck) mit Sprüchen, Aphorismen und Gedankengängen aus Götts Nachlaß. Und das sind keine wertlosen von der Hobelbank gefallenen Späne, sondern, um einen Göttschen Ausspruch auf sie anzuwenden, »anthropographische Kärtchen«, die für spätere Studenten des Lebens — ein solcher war und blieb Gött zeitlebens — fruchtbar und rührend sein können. Daß **uns** diese oft scharf in die Seele schneiden, ist nicht Götts Schuld:

Wer sich wegwirft, wird auch weggeworfen;
Vor dem Stolzen sich die Kniee schorfen.

Nicht persönliche Eitelkeit und Plaudersucht des Alters hat den siebzigjährigen **Fritz Mauthner** bewogen, seine **Erinnerungen** (München, Georg Müller; 1. Band) zu schreiben, sondern die alte Kampfeslust und Fechterfreude, die schon den jungen Prager Studenten auf den »Graben« gerufen, den Parodisten »berühmter Muster« mobil gemacht und den mit Philosophie und schwerer Gelehrsamkeit gepanzerten Kritiker der Sprache gegen die wortgläubigen Philologen in die Arena gelockt hat. Diesmal kam der Stachel aus Mauthners Schulerlebnissen. Es schien ihm auf die Dauer unerträglich, in dem Kampfe gegen die »kindermörderische alte Schule« stille zu schweigen. So reifte zunächst einmal der Entschluß, die ganz gewöhnliche, fast lächerliche Tragik der eignen Schulerinnerungen zu erzählen; als aber die Schleuse erst geöffnet war, nichts Natürlicheres, als daß auch mancherlei andres aus den Horzitzer und Prager Jugendjahren mit hereinströmte. Die Schule freilich bleibt die Hauptsache. Wie tief muß sich der Stachel dieser Erlebnisse in die Seele des Knaben gebohrt haben, wenn er noch heute, nach fast 60 Jahren, nicht anders als mit äußerster Erbitterung daran denken kann, daß ihm, als er völlig reif für das Gymnasium war, durch eine dumme Pedanterie drei kostbare Jugendjahre von einer widerwärtigen Klippschule gestohlen wurden!

Wer Ähnliches erlebt hat, begreift das. Man kann sehr gut eines Tags einsehen, daß da Schweigen, vielleicht aus allgemeinem Pietätsgefühl oder aus Liebe und Dankbarkeit für einige Ausnahmen unter den Lehrern unsrer Jugend, Verbrechen wird, Verbrechen an den kommenden Geschlechtern, die vor der Wiederholung solches den Geist und die Seele tötenden Banausentums ein für allemal geschützt werden müssen. Ergreifend, wenn Mauthner immer wieder um die drei gemordeten Jahre seiner empfänglichsten Jugendzeit klagt: »Neid, bitterer Neid erfüllt mich noch heute, wenn ich sehen muß, wie gut es die jungen Leute (jetzt) haben, wie ihr Interesse für Natur und Kunst geweckt oder gefördert wird. Wie die Lehrer mit ihren Wandervögeln ins Gebirge ziehen, im Walde lagern, abkochen und der Stadt entflohen sind.«

Die anklägerischen Schilderungen aus dem Unterrichtsbetrieb, wie Mauthner ihn in den sechziger Jahren »genossen« hat, füllen einen großen Teil seiner Aufzeichnungen, ohne daß sie bärmelnd würden. Denn das Künstler- und Dichterauge in ihm sorgt dafür, daß trotz allem heute noch lebendigen Zorn die Belege für sein Schulelend, die eigentümlichen »Persönlichkeiten« der Nüchterlinge, Schulfüchse, Faulpelze oder Nichtswisser rund und prall hervortreten, Denkmäler der Lächerlichkeit, manchmal auch der Schande, die aufbewahrt zu bleiben verdienen.



Am bittersten wird Mauthners Stimmung, wenn er daran denkt, was Klippschule und Piaristen-Gymnasium mit seinem früh schon durch die Nebenbuhlerschaft des Deutschen und Tschechischen genährten und entwickelten Sinn für Sprachen angefangen haben. Nicht ein Sterbenswörtchen behauptet er in all den Jahren der Volks- und Gelehrtenschule über die Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Literatur vernommen zu haben, nie eine Silbe über Schönheit und Kraft unsrer deutschen Muttersprache. Seine »Kritik der Sprache«, trotz aller Zweifelsucht an der wissenschaftlichen, gedankenklärenden Verständigungskraft der Sprache eine einzige leidenschaftliche Liebeserklärung, ist die späte — Rache dafür. »Leidenschaftlich« wurde diese Liebe vielleicht gerade dadurch, daß dem Deutschböhmen eigentlich nicht das Geschenk einer ausgeprägten, schönen und kräftigen Mundart in die Wiege gelegt war. Der Deutsche im Innern von Böhmen, umgeben von einer tschechischen Landbevölkerung, spricht keine deutsche Mundart, spricht ein papiernes Deutsch, wenn nicht gar Ohr und Mund sich auf die slawische Aussprache eingerichtet haben.

Und wie Mauthner als Jude in einem zweisprachigen Lande keine rechte Muttersprache besaß, so hatte er als Sohn einer völlig konfessionslosen Judenfamilie auch keine Mutterreligion. Vielleicht wird durch diese eigentümlichen Jugendstimmungen und -erlebnisse die einzigartige frühe Hinneigung dieses Österreichers, der als Siebzehnjähriger aus nächster Nähe die Truppendurchzüge der siegreichen »Feinde« erlebte, zu den Preußen, ja sogar zu Bismarck erklärt. Man kann solche Sätze wie: »Nach der Besetzung Prags besiegten uns die Preußen moralisch« oder: »Noch waren nicht viele Tage vergangen, und wir Prager waren, ich habe kein andres Wort, in die Preußen verliebt«, heutzutage nicht stark genug unterstreichen. Jedenfalls war nach Mauthners Beobachtungen schon vier Wochen nach der Schlacht bei Königgrätz von Revanchegelüsten im Volke nicht mehr die Rede. Vielmehr wurde die Prager deutsche Jugend durch die Erlebnisse von 1866, nicht zuletzt durch die »freie Freude am Staate«, die sie an den Preußen beobachten konnte, aus ihrem nationalitätslosen Österreichertum und kosmopolitischen Liberalismus aufgerüttelt.

Zwanzigjährig bezog Mauthner die Universität, als ein Pessimist, als ein Zerrissener, als ein Nihilist. Kristallisation kam in sein Wesen erst wieder durch die Kämpfe oder Katzbalgereien zwischen Deutschen und Tschechen, die seine Universitätsjahre in Prag erfüllten. Von der Bevorzugung und Verhätschelung der Tschechen weiß er haarsträubende Geschichten zu erzählen, in denen die berüchtigte Königinhofer Handschrift und ihre Behandlung nicht gerade die bescheidenste Rolle spielen. Im fünften Semester begann es dem Rechtsstudenten, der nur mit halber Seele bei den Pandekten war, die Druckerschwärze anzutun. Mit 22 Jahren fühlte er sich, von Auerbachs Gönnerschaft und Alfred Klaars, des damaligen Schriftleiters des »Tagesboten aus Böhmen«, Herzenshöflichkeit bepatet, als »Schriftsteller«; im Jahre darauf (1872) erschien sein Sonettenbuch »Die große Revolution«, und bald darauf setzten die ersten, vielleicht zunächst noch unbewußten Vorstudien für die »Kritik der Sprache« ein. Mit dem Abschied von Prag schließt dieser erste Band, nachdem er in einem oft allzu breit gehaltenen Anhang noch allerlei ausführlichere Belege über besondere Ansichten und Auffassungen, Beobachtungen und Bekanntschaften des Verfassers vorgetragen hat. Die Fortsetzung, den Bericht über die Berliner Jahre Mauthners, dürfen wir wohl bald erwarten.

»Aus der Jugendzeit« — etwas von der süßen, sehnsüchtigen Wehmut, die das Lied erfüllt, klingt auch in Clara Blüthgens »Frühen Erinnerungen« wider, mit denen die Sechzigjährige das Gedächtnis ihrer Kinderjahre feiert (Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge). Die »gute alte Zeit« hat es heute nun mal besonders gut, wenigstens bei den vor siebzig Geborenen: am Horizont der düsteren Gegenwart wird jedes graue Gemäuer von damals zu einem Schloß mit goldenen Türmen. Was die Fabrikantentochter aus Halberstadt aus ihren ersten zwölf, allenfalls fünfzehn Lebensjahren zu berichten weiß — weiter reichen diese Erinnerungen kaum —, könnte jedes andre aufgeweckte Mädchen aus derselben Zeit und denselben bürgerlichen Gesellschaftskreisen in einer altertümlichen niederdeutschen Mittelstadt ungefähr auch erlebt haben: das behagliche Sichhaben und Gebaren eines derben, bodenständigen Volksstammes, wie es der der Huygegend heute noch ist; die Liebe und Güte tüchtiger, ehrenfester Eltern, von denen hier eher der musikalisch begabte, zitatenfrohe und kunstbegeisterte Vater als die lichte, geschäftige, immer lebensrege Mutter die »Lust zu fabulieren« weckt; das geheimnisvolle Dämmerweben eines alten winkligen, schon durch Geschlechter vererbten Hauses; die sanften Nachklänge der ach! so zahmen Revolution von 48, deren Bibel Herweghs »Gedichte eines Lebendigen« waren; die ersten schüchternen Regungen eigner Kunstübung, die zwischen Malerei, Plastik und Dichtung noch so gar nicht ihren Weg zu finden vermag, und die ersten Grübeleien über die Rätsel von Leben und Tod; die »Ereignisse« der »großen Wäsche« und der »ersten Reise«, die zu Festen, des ersten Schulbesuchs, der beinahe zu einem Trauertage wurde. Aber das Wie dieser unscheinbaren kleinen Erlebnisse, die Form, zu der sie sich im Gemüt und in der Phantasie

dieses Kindes umbildeten, das ist Clara Blüthgens Eigentum und Besonderheit, und darin kündigt sich, mag immerhin von späterher manches hineingetragen sein, bereits die künftige Dichterin an. Die Natur hatte das Kind mit dem blassen nachdenklichen Gesichtchen auch mit übergroßen blauen Augen begabt, die dem Leben ohne Erstaunen gelassen entgegensahen, aber doch schon früh bereit waren, jeden Schimmer dieser noch so neuen Umwelt in sich aufzusaugen und bald nichts ohne Kritik hinzunehmen. Daneben regte sich eine frühe, zum Träumen, zum Ausschmücken und Deuten bereite Einbildungskraft und ein gewisser Hang zum Übersinnlichen, von dem wir, werden die Erinnerungen fortgesetzt, wohl noch mehr hören werden. Hier sorgen diese Gaben dafür, daß in die jungen Erlebnisse, die sonst vielleicht dürr erscheinen möchten, ein feiner, gefälliger Sinn kommt, daß sich Lebenstendenzen und -maximen aus ihnen herausschälen, die uns in das Gehäuse einer liebenswürdigen, gütigen und klugen Persönlichkeit blicken lassen. Was die Verfasserin zum Beispiel über das Spielzeug von damals, die Laterna magica, das Kaleidoskop, das Lebensrad, im Gegensatz zu dem von heute, was sie über Tiere und Tierbehandlung, über den Rosenduft des alten Erinnerungssekretärs im Hause ihrer Tanten, der sich nur öffnet, »wenn der erste Schnee gefallen«, was sie über den Ursprung des Mitleids, über Schaffen und Vergehen zu sagen weiß, regt zum besinnlichen Nachdenken an und weckt den Wunsch in uns, Clara Blüthgen möchte nicht zum letztenmal »auf Kinderfüßen die Wege ihrer Heimat« gegangen sein.

Nicht nur Menschen, auch Bücher haben ihre Schicksale, und also verdienen auch sie wohl zum Mittelpunkt von Erinnerungen gemacht zu werden. Das tut *Leopold Hirschberg* in seinen »*Erinnerungen eines Bibliophilen*« (Berlin-Wilmersdorf, Bibliophiler Verlag von O. Goldschmidt-Gabrieli). Da schildert er mit viel Witz und noch mehr Humor, wie er im Laufe von 30 Jahren, oft auf geradezu abenteuerliche Weise und mit lächerlich bescheidenen Mitteln, zu den Schätzen seiner kostbaren, hauptsächlich die neuere deutsche Literatur seit Gottsched bevorzugenden Bücherei gekommen ist. Doch fehlt diesen Berichten und Schilderungen nirgends der tiefere Ernst und der bedeutsamere Sinn. Hirschberg gehört nicht zu den »Büchernarren«, die sich auf Kuriosa verspitzen, wodurch notwendig der edelste Zweck der edlen Leidenschaft des Büchersammelns in den Hintergrund treten und schließlich wohl ganz verlorengehen muß: das Studium dessen, was sie enthalten. Er liest, er kennt, er beherrscht das, was er schwarz auf weiß besitzt, was er unter Jubel und Entzücken von Bücherkarren, aus Antiquariatskellern oder von Versteigerungen nach Hause getragen hat. Die wahre Bibliophilie ist, wie er mehrfach betont und immer wieder beweist, von der Bibliognosie, der Bücherkenntnis, durchaus untrennbar. So sind denn auch Hirschbergs Erinnerungen ein Leitfaden für vernünftige Sammler und Leser geworden, ja mehr als das: eine Art neuere Literaturgeschichte auf bibliophiler Grundlage. Manchmal ist man wohl nahe daran, sich über eine gewisse »Andacht zum Unbedeutenden« zu ärgern; dann aber erfährt man, daß durch solche scheinbar pedantischen Angaben zum Beispiel eine Anweisung gegeben wird, wie der Katalog eines Bibliophilen angelegt sein muß, »um allen Ansprüchen dieser schnurrigen Gilde zu genügen«, oder wie Anregungen für den Leser, für den Drucker und Verleger gegeben werden, die alle das eine Ziel verfolgen, die »toten« Bände und Buchstaben für Auge, Verstand und Gemüt noch anmutiger und lebendiger zu machen. Genug, Hirschberg hat uns da — aus der Fülle seines Herzens, darf man sagen, denn er ist Bibliophile mit Leib *und* Seele — ein Buch geschenkt, aus dem jeder Bücher- und Kunstliebhaber mit Genuß Belehrung schöpfen wird. F. D.

Verschiedenes

Ada Schnee, die Frau des Gouverneurs, die sich bis zu ihrem Abtransport durch den Kongo 1917 in unsern schwer bedrohten Kolonien aufhielt, hat ihre *Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika* geschildert (Leipzig, Quelle & Meyer). Mehr noch als die aus dem unmittelbaren Erleben gewonnenen Bilder des Leidens und Kämpfens in harter Bedrängnis fesseln die politischen, wirtschaftlichen und moralischen Betrachtungen dieser hell- und weitblickenden Frau. Besonders das, was sie über die treue Haltung der Neger und Araber zu sagen weiß, bringt für uns eine tröstliche Genugtuung, die auch durch den jämmerlichsten Friedensschluß nicht zerstört werden kann. Ein Dutzend guter und seltener Bilder begleitet die in klarem, natürlichem Deutsch verfaßte Darstellung.

*

Robert Kohlrausch hat sich in zäher, gründlicher und tüchtiger Arbeit ein eigentümliches, zwischen Geschichte und Dichtung schwebendes Sondergebiet erobert: die Darstellung und Wiederbelebung historischer Denkstätten. Wie er uns vor 16 Jahren die Schauplätze unsrer klassischen Dramen geschildert hat, so jetzt »*Deutsche Denkmäler in Italien*« (2 Bände, illustriert von A. H. Pellegrini; geb. 8 und 9½ *M*, jeder Band selbständig; Stuttgart, Rob. Lutz).



Kohlrausch hat eine eigne Fertigkeit, ja Kunst dafür ausgebildet: eine liebevolle, farbenreiche Nachzeichnung der Zeit und des Ortes, wohlausgerüstet mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, doch nicht ohne die schöpferische Phantasie und das künstlerische Empfinden, die allein imstande sind, Totes lebendig zu machen. Gleich dem ersten Bande macht auch der neue den weiten Weg durch die ganze Geschichte des Mittelalters, von den Tagen der Ostgotenherrschaft bis zur letzten Krönung eines deutschen Kaisers auf italienischem Boden (Karls V. in Bologna). Ein Buch voll von Wehmut und gescheitertem Idealismus, aber auch voll von kühnem, hochgemutem Streben und ausdauernder Zähigkeit — ein farbenprangender Bildersaal der Weltgeschichte.

*

Ein neues Shakespeare-Buch von Levin L. Schücking, Professor an der Universität Breslau, geht eigne und neue Wege: es behandelt die »Charakterprobleme bei Shakespeare« (Leipzig, Bernh. Tauchnitz) nach geschichtlicher, d. h. nach der aus der Zeit und den Werken selbst gewonnenen Methode, wobei sich ergibt, daß der Dichter und seine Dramen oft viel wörtlicher, naiver und schlichter aufzufassen sind als die Shakespeare-Auslegung, die nur zu sehr auf den Tiefsinn aus war, uns bisher hat glauben machen wollen. Wir haben hier also eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers Shakespeare, die klärt und lichtet.

*

Im Inselverlage zu Leipzig ist der zweite und dritte Band von Theodor Storms Sämtlichen Werken (bis zur Viola tricolor) erschienen, herausgegeben von Prof. Albert Köster. Diese Bände sind reine Textausgaben, sie lassen allein den Dichter reden, verzichten auf jedes Wort fremder Erläuterung oder Anmerkung. Dafür ist der Text um so pfleglamer und zärtlicher behandelt; auch Papier, Rand, Type und Druck, selbst der sparsame Einband sind des köstlichen Inhalts wert, den sie bergen.

Bücher unsrer Mitarbeiter

Paul Steinmüller, der sich mit seinen religiösen Betrachtungsbüchern so schnell eine dankbare Gemeinde geschaffen hat, erfreut uns mit einem neuen. Er betitelt es nach dem, der lehrend, tröstend, aufrichtend und erquickend durch all diese Blätter geht, »Der Heiland« (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) und nennt es »einen Dank«, weil ihm selbst an der Seite dieses steten Begleiters erst Sinn und Wert seines Lebens aufgegangen ist, weil er ohne ihn durch das Wirrsal dieser Tage nicht hindurchgefunden hätte. Wie ihm, wird es vielen andern gehen, und so werden viele gleich ihm aus den Früchten, die er vom Baume der Erkenntnis gepflückt hat, Labung und Heilung für ihre Schmerzen, aber auch Vertiefung und Beseelung ihrer Freuden gewinnen.

Heinrich Lilienfein hat als Romanschriftsteller eine ganze Weile geschwiegen — nicht verwunderlich bei einem Dichter, der seine Gaben so tief aus dem inneren Erleben holt, und der deshalb auch nicht daran dachte, den Krieg, so nahe er ihn miterlebt hat, zur melkenden Kuh der Dichtkunst zu machen. Inzwischen hat er, gleichsam um die Flügel wieder zum höheren Aufstieg zu üben, zwei Bändchen kleinerer Erzählungen veröffentlicht. Das erste (»Im stillen Garten«; Heilbronn, Eug. Salzer; 21. bis 25. Tausend) ist hier schon früher angezeigt worden: das zweite (»Und die Sonne verlor ihren Schein«; ebenda) bringt drei Erzählungen aus dem Dreißigjährigen Kriege, Geschichten von starker Erfindung, satten Farben und äußerlich wie innerlich reich bewegter Handlung, in denen allen sich unter den furchtbaren Wetterschlägen der Zeit eine tiefgreifende seelische Wandlung zum Guten, Edlen und Lebensmutigen vollzieht.

Mit seiner Schrift »Die Begabungsschule« (Braunschweig, Westermann; geh. 3 M) hofft Wilhelm Lamszus einen Beitrag zu unsrer geistigen Wiedergeburt zu liefern. »Begabungsschule« heißt ihm nicht, die Begabten zu besonderen Schulen zusammenzutun, um sie mit den ausgesuchten Methoden einer Treibhauskultur zur Früh- (und Miß-) reife zu bringen, sondern: aus jeder Schule und jeder Klasse eine Stätte zu machen, wo jeglicher Schüler das Recht auf seine persönliche Entwicklung und die ihm eigentümliche Begabung findet. Zu diesem Ziele möchte das Buch des Hamburger Volksschullehrers ein Kompaß und Wegweiser werden.

Die Kindheitserinnerungen von Adolf Bartels, die mit Hebbel nicht bloß die dithmarsische Heimat gemeinsam haben, sind jetzt, mit ihrer zweiten Auflage, in den Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. übergegangen (»Kinderland.« Mit 2 Bildnissen; geb. 5 M). Wir erinnern an unsre ausführliche Besprechung im Aprilheft 1915 und empfehlen das auch kulturgeschichtlich wertvolle Buch aufs neue.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



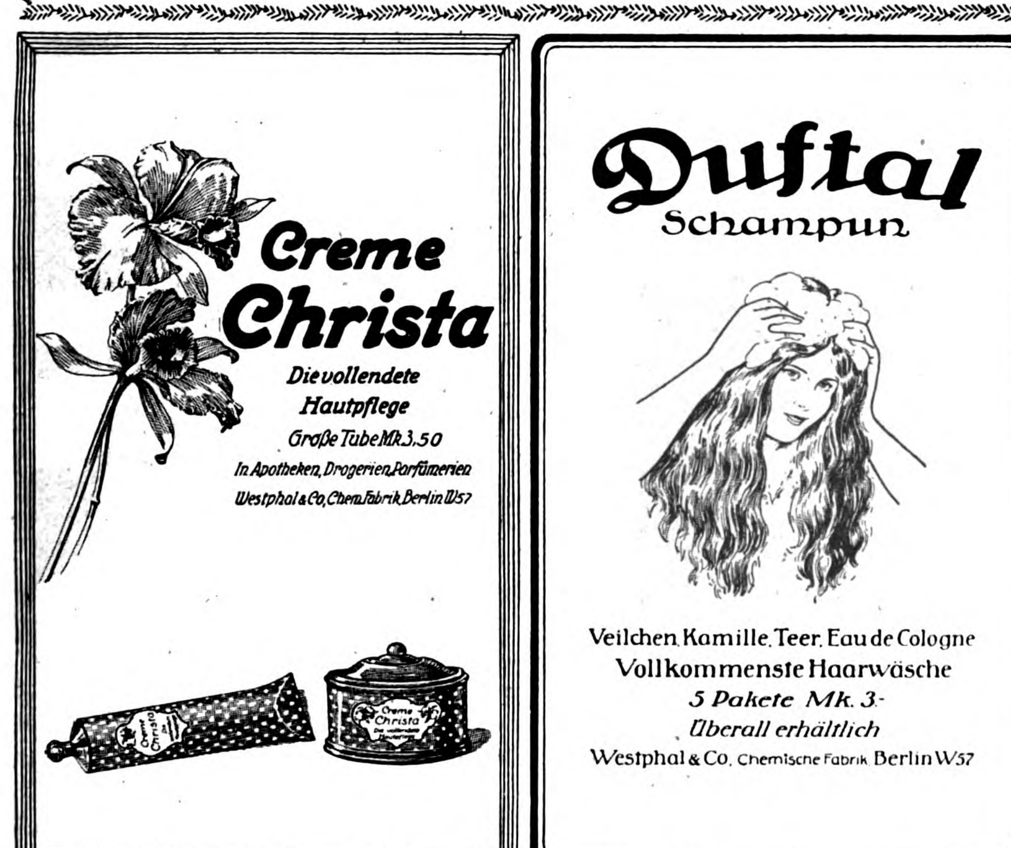
Kein Bad ohne Pinofluol

Was die „Pinofluol" Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten so besonders auszeichnet, ist die geradezu überraschende Wirkung auf das gesamte Nervensystem. Diese Tatsache findet ihre Bestätigung durch die täglich einlaufenden Gutachten. In Sanatorien, Krankenhäusern, Kliniken, Lazaretten usw. ständig im Gebrauch.

6 Bäder Mk. 3,75 12 Bäder Mk. 6,75

Erhältlich in Apotheken Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W 57, Abt C. 10 (Bei Anforderung Abt. genau angeben)





Neue literar. Erscheinungen
(Fortsetzung).

Reyhing, Hans, herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Förderung der Volksbildung: Der schwäbische Heimatkalender 1920. Geh. 1,20 M. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Roellig, Margarete: Liane. Eine sonderbare Geschichte. Kart. 1,80 M. Eisleben, Iso-Verlag, Walter Probst.

Rottländer: Liebeslieder. Geh. 1,50 M. Leipzig, Bruno Volger.

Rumpf, Dr. Th.: Die Erhaltung der geistigen Gesundheit. Geh. 3,90 M. Bonn, A. Marcus & E. Weber's Verlag, Dr. jur. Albert Ahn.

Sailer, Bischoff J. M.: Über den Selbstmord. Kart. 2 M. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Scharrelmann, Wilhelm: Rund um Sankt Annen. Neue Pickbalge-Geschichten. Geb. 7 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Semmig, Jeanne Berta: Die Geschichte der armen Isolde Weißhand und Herrn Tristan. Kart. 1,80 M. Dresden, Adolf Urban, Kommissionsverlag.

Simon, Max: Frohe freie Lieder. Gedichte. Liegnitz, Verlag Carl Seyffarth.

Stemplinger, Dr. Ed.: Sympathieglaube und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit. Geh. 5 M. München, Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin.

Storm, Theodor: Die graue Stadt am Meer. Drei Novellen. Der Hamburgischen Hausbibliothek 36. Band. Geb. 2,75 M. Braunschweig, Berlin und Hamburg, Georg Westermann.

Stransky, Univ.-Prof. Dr. Erwin: Der Deutschenhaß. Eine Studie. Geh. 6,30 M. Wien, Franz Deuticke.

Thurow, Franz: Der Waffenspielplatz. Gedichte. Geh. 2 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung.

Ujarski, Adolf: Die spanische Reise. Aus den Papieren des weiland Gemeinderatmitglieds Aribert Müffer. Geh. 7,50 M. Düsseldorf, A. Bagel.

Vitinghoff, Jeanne von: Die Weisheit des Guten. Zürich, Rascher & Cie., Verlag.

Wagner, Hans Gust.: Holger Korreland. Die Komödie eines Überflüssigen. Geh. 4 M. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Sozialismus, Der christliche, die Wirtschaftsverfassung der Zukunft. Nach Heinrich Pesch S. J. dargestellt von Heinrich Lechtape. Geh. 1,50 M. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Wengel, Ernst: Bergan! Ein Weggeleit für Deutsche. Kart. 4 M. Bonn a. Rh., Verlag Paul Rost.

Werkmeister, Wilhelm: Vorfrühling. Lieder einer Siebzehnjährigen. Geh. 1 M. Leipzig, Bruno Volger.

Wiesebach, Wilhelm: Am heiligen See. Roman. Geb. 6 M. Regensburg, Verlag von Friedrich Pustet.

Wissenschaft und Bildung. Leipzig, Quelle & Meyer.
Bd. 79: Radbruch, G., Einführung in die Rechtswissenschaft. Geb. 3 M.
Bd. 153: Schmidt, R., Die Grundlinien des deutschen Staatswesens. Geb. 3 M.

Wolzogen, Ernst Freiherr von: Wegweiser zum deutschen Glauben. Geh. 1,40 M. Oranienburg-Eden, Verlag Jungborn (Haake u. Teilh.).

Geschäftliche Mitteilungen









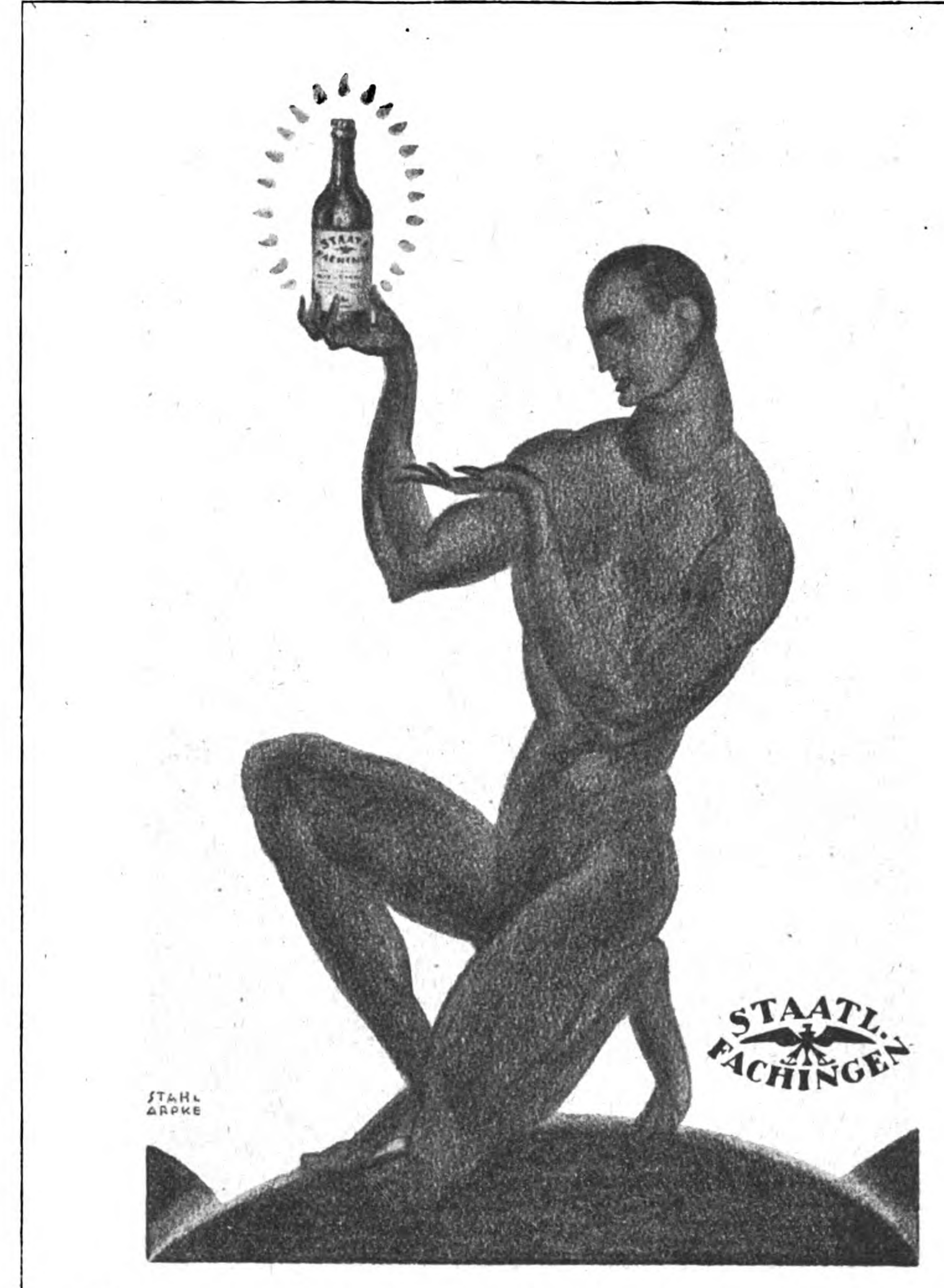
Helft den heimkehrenden, heimatlosen Kriegsgefangenen!

Der **Akademische Hilfsbund,** der während des Krieges mit großem Erfolge die Fürsorge für kriegsbeschädigte Akademiker durch das ganze Reich organisierte, hat neuerdings für heimat- und elternlose Kriegsgefangene eine großzügige Hilfsaktion eingeleitet. Unter den Zurückkehrenden sind Tausende, die Elternhaus, Angehörige, Arbeitsstätte verloren haben und nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, um Unterkunft zu finden. Die meisten stehen infolge der jahrelangen Stacheldrahthaft noch unter starker seelischer Depression und bedürfen liebevoller Fürsorge, vor allem der Familie, um wieder arbeitsfähige Glieder des Volkes zu werden.

Jedem Kriegsgefangenen, namentlich dem, der weder bei Eltern noch bei Angehörigen Aufnahme finden kann, sollte sich ein Haus öffnen, in dem er in gemütvollem Verkehr mit teilnehmenden Menschen sich freimachen kann von den seelischen Eindrücken der langen Abgeschlossenheit. Da wird er am ehesten wieder die innere Fassung gewinnen, die ihm unter der brutalen Gefangenenbehandlung in den meisten feindlichen Lagern verloren ging. Ein Aufenthalt von vier Wochen würde schon die wohltätigsten Folgen zeitigen. Studenten mögen bei Akademikern ihrer Berufsgebiete, Angehörige staatlicher und freier Berufe bei Berufsgenossen, Landwirte bei Landwirten, Arbeiter bei Arbeitsgenossen, kurz: jeder in der Umwelt sich eingewöhnen, aus der er durch den Krieg und die Gefangenschaft gerissen wurde, ohne daß im einzelnen Rang- und Standesfragen oder gar Klassengesetze irgendwie entscheiden sollen.

Der Akademische Hilfsbund wendet sich an alle Opferwilligen, die imstande sind, Hilfe zu leisten, mit dem Rufe: Öffnet eure Familien den zurückkehrenden heimatlosen Kriegsgefangenen und beherbergt sie einige Wochen, damit sie mit neuen Kräften an die Arbeit des Wiederaufbaues gehen können. Anfragen und Angebote sind zu richten an den Akademischen Hilfsbund E. V., Berlin NW 7, Georgenstr. 44.



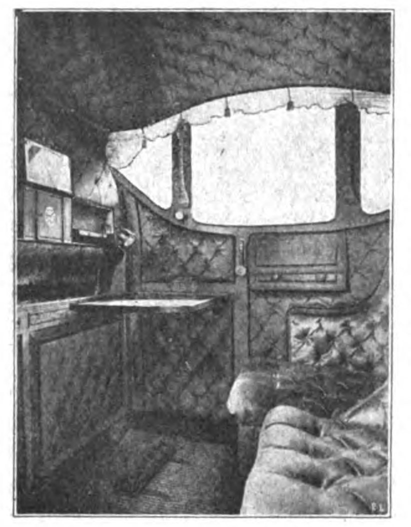


DAS NATÜRLICHE
MINERALWASSER
FÜR KRANKE UND GESUNDE


OSRAM
AZO
OSRAM
AZO
Gasgefüllte
Lampen bis
2000 Watt
Osramwerke G.m.b.H., Kommanditgesellschaft
Berlin O.17

Bilder aus der Zeit

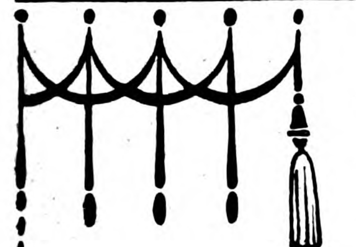
Das Flugzeug als Verkehrsmittel

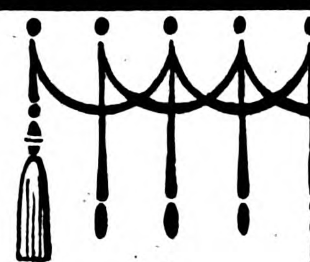


Nicht das Innere eines Luxusautomobils, wie man wohl auf den ersten Blick zu glauben geneigt sein könnte, zeigt die nebenstehende Abbildung, sondern sie läßt uns einen Blick in den Raum für die Fluggäste eines neuzeitlichen Reiseflugzeuges tun. Die von den Deutschen Flugzeug-Werken in Leipzig-Großzschocher erbaute „Luftlimousine" befreit das Reisen im Flugzeug von den vielerlei Unbequemlichkeiten, die bisher damit verbunden waren. Vor Wind und Wetter geschützt, frei von der lästigen Fliegerkleidung, sitzen die Reisenden in bequemen Polstersesseln und können sich ganz dem Genuß hingeben, den der Flug an sich und der Blick auf die Erde bieten. Der Lärm des Motors ist durch die schalldichten Abschlußwände fast völlig beseitigt, so daß die Fluggäste sich mühelos verständigen können. Das Flugzeug trägt außer dem Führer drei Personen und vermag bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 130 km in der Stunde ohne Zwischenlandung etwa 500 km zurückzulegen. Das würde der Strecke von Leipzig bis Aachen oder von Leipzig bis Kopenhagen gleichkommen. Die Maschine hat schon eine Reihe von Passagierflügen hinter sich. Ihre Zuverlässigkeit bei der Überwindung weiter Strecken hat sie bei einem Flug von (Forts. S. 4)



Kaliklora





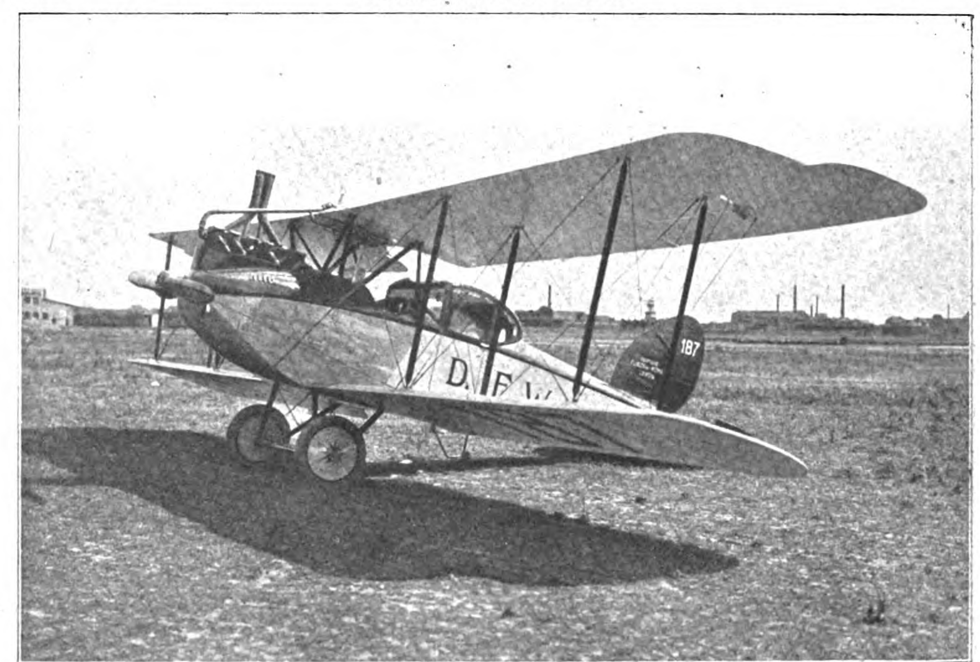
Alle Zähne sind schön,

wenn sie von Zahnstein befreit den natürlichen Schmelz zeigen. Das Putzen allein tut es nicht, sondern der Zahnstein wird aufgelöst durch bestimmte Salze, die in Queisser's „Kaliklora" enthalten sind. Diese wichtige Eigenschaft sowie die kräftige Mund- und Rachendesinfektion, ganz besonders aber das köstliche Aroma erzeugen nach Gebrauch von „Kaliklora" das belebende Gefühl von Frische und Sauberkeit im Munde bei jung und alt.

Queisser & Co., G. m. b. H.,
Hamburg 19.



(Fortsetzung von Seite 2)



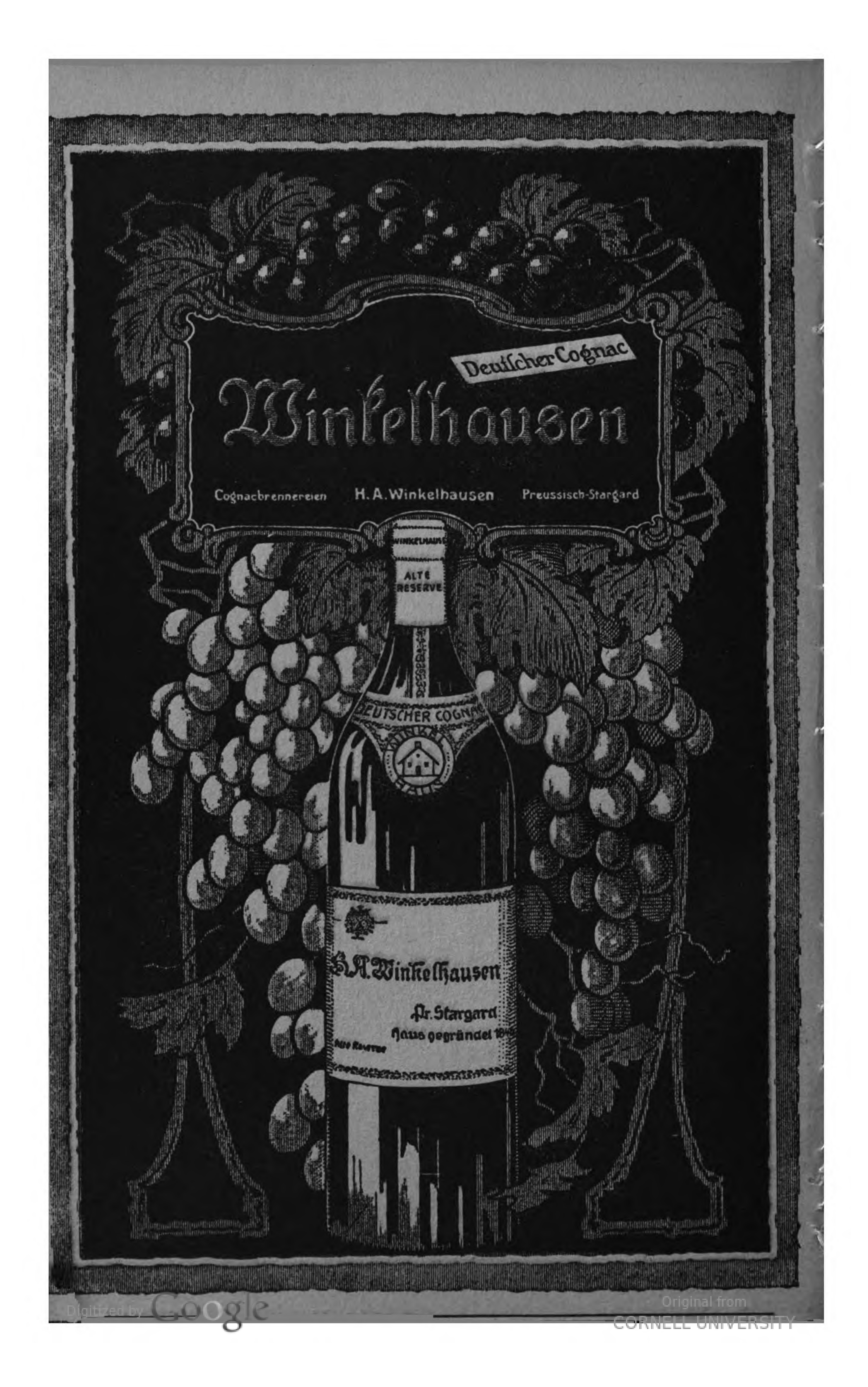
Leipzig nach Amsterdam bewiesen. Dieser Flug ist auch deshalb von Bedeutung, weil damit die ursprünglich für die Internationale Flugzeugausstellung in Amsterdam bestimmte „Luftlimousine" doch noch auf der Ausstellung ihre Besuchskarte abgegeben hat, von der kleinlicher Konkurrenzneid der Engländer und Franzosen die deutsche Industrie durch die Drohung ausgeschlossen haben, bei der Zulassung deutscher Firmen ihrerseits von einer Beteiligung an der Ausstellung abzusehen.

Westermanns Monatshefte



September 1919

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


Deutscher Cognac
Winkelhausen
Cognacbrennereien
H. A. Winkelhausen
Preussisch-Stargard
ALTE RESERVE
DEUTSCHER COGNAC
H.A. Winkelhausen
Pr. Stargard


DEUTSCHER COGNAC
Marke
Asbach
„Uralt"
Asbach „Uralt"
alter deutscher Cognac
Weitere beliebte Marke:
Asbach „Privatbrand"
Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Westermanns Monatshefte



Oktober 1919

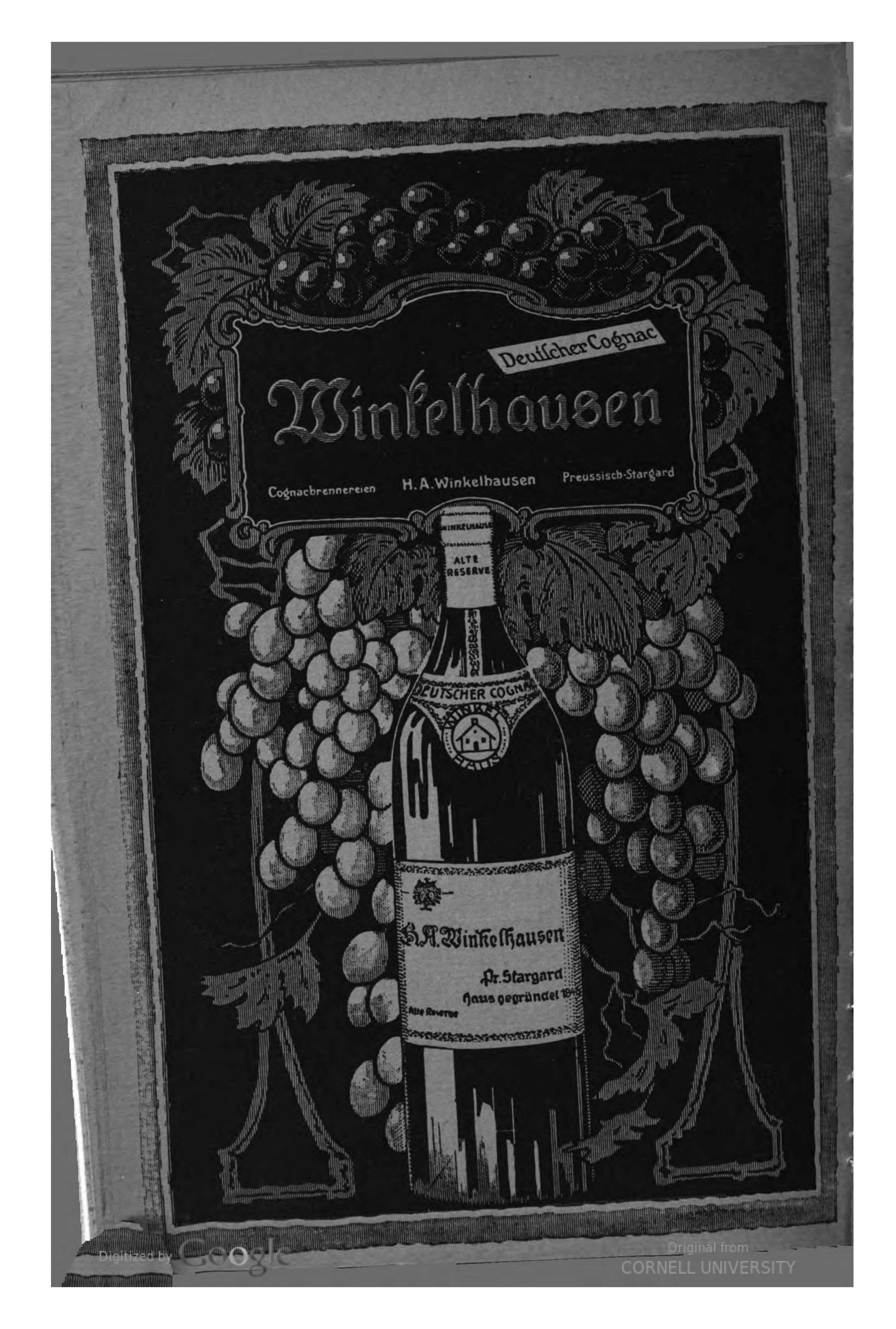
Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte



November 1919

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


Deutscher Cognac
Winkelhausen
Cognacbrennereien
H. A. Winkelhausen
Preussisch-Stargard
ALTE RESERVE
DEUTSCHER COGNAC
H. A. Winkelhausen
Pr. Stargard
Alte Reserve



Westermanns Monatshefte



64. Jahrgang. 127. Band. 2. Teil

Dezember 1919 bis Februar 1920

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig



Inhalt des hundertsiebenundzwanzigsten Bandes

2. Teil. Dezember 1919 bis Februar 1920



Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Das Reich der Frau. LIII

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel



Handwerk und Kunstgewerbe. VII

Kunstblätter und Einschaltbilder

Verzeichnis der Mitarbeiter





Philipp Franck: Unterredung

Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin



Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 127. II   Dez. 1919

Brot und Wein

Roman von Sophie Hoechstetter

IV



er Vater zeigte Ina einen herzlichen und höflichen Brief ihres Mannes, worin Walter bat, ob der Geheimrat gestatten würde, daß Ina zu Neujahr nach seiner Besitzung ginge. Er möchte durch sie seinem Dorf Grüße und Wünsche sagen lassen. Alexander Degen fand dies reizend und riet Ina, sich bei den Verwandten in Herzogsreuth noch etwas über den Umgang mit Bauern zu unterrichten.

Das hatte sie noch gar nicht bedacht. In ihrem Unterbewußtsein trug sie ein Gefühl, das sie etwas untätig machte. Es war die instinktive Überzeugung, nach diesem Kriege würde es Wandlungen geben, die man nicht einmal ahnen konnte. Sie sah wohl, alle Menschen beschäftigten sich fieberhaft, um zu nützen, zu helfen, aber auch, um sich eine eigne Wichtigkeit zu geben. Die Damen ihres Kreises hetzten zum Bahnhof und teilten Tee und Kaffee aus, kamen von der ungewohnten Kellnerinnenarbeit wie todererschöpft heim, rannten zu Strickmittagen, versammelten abends in Vereinszimmern Mütter und suchten diese auf eine Weise zu zerstreuen, die den Frauen vielleicht ein wenig wunderlich vorkam. Wir müssen! war überall die Losung. Alle jungen Töchter, ob befähigt oder nicht, machten rasche Kurse in Krankenpflege mit oder taten Handlangerdienste in Lazarettküchen. Geheimrätinnen strickten heldenhafte Strümpfe aus grauer Wolle. Es war sowohl heldenhaft, sie anzufertigen, als diese mißgeformten Gebilde zu tragen. Pakete um Pakete wurden gefertigt, Läden erstürmt, die Adressen von Bekannten gesucht, mit denen man nicht mehr den geringsten Verkehr gepflogen hatte.

Eine aufgepeitschte Nächstenliebe wandelte sich in Millionen kleiner Handlungen.

In Inas Charakter war eine geringe Hinneigung zur Kritik des Wollens andrer. Aber als sie wieder einmal aus einer solchen Versammlung kam, wo hundert oder mehr Frauen zwischen Erzählungen von Schlachten, Siegen, unerhörten Anstrengungen einiger Regimenter ewig von Marmeladen, Zigarren, Würsten, Strümpfen und tausend Inhalten der Feldpäckchen geredet, gedachte sie, heimwärtsgehend, einer alten Erzählung.

Während das Volk Israel gegen die Amalekiter stritt, war Moses in der Einsamkeit eines Berges und sandte seine flehenden Gedanken zu Gott. —

Es kam wieder ein Brief von Walter, der meldete, daß er verwundet sei. Unbedeutend. Nur Fleischwunde am linken Oberarm. Der Stabsarzt habe ihn heimschicken wollen. Und es sei für ihn ein schwerer Kampf gewesen.

Denn dann hätte er Ina wiedersehen können. Doch wegen einer Schramme, die in vierzehn Tagen wieder gut sei, ginge man nicht fort.

So säße er — geborgen, versorgt, ungeduldig genug — im Lazarett hinter der Front. Vielleicht freue es Ina, zu hören, daß man ihm, weil ihm ein nicht unwichtiger Erkundigungsritt gelungen, nun auch das Kreuz erster Klasse gegeben habe.

Ina antwortete, daß sie, wie er gewünscht, in den letzten Tagen des Jahres nach Giechstein führe, alles von ihm zu grüßen. Auch dies würde ihn freuen, wußte sie.

Marianne Ludwig, die Freundin, machte die Reise mit. Sie erreichten mit vieler Umständlichkeit das kleine Dorf. Ein Schlitten stand an dem Bahnhöfchen der Station. Ein alter Kutscher dienerte in ergebener Neugier.

Man fuhr durch schier endlose Alleen. Sie lagen in tiefem Schnee. Die Alleen kreuzten sich mit andern. Nirgend war ein Mensch zu sehen. Eine quälende leere Schwermut schien hier über allen Dingen zu ruhen.

Der Boden hob und senkte sich in schwachen Wellen. Am Himmel stand fahl ein schwacher gelber Schein.

Endlich kam das kleine Dorf. Es sah aus wie beiseitegedrängt von den Alleen, bescheiden, dürftig, mit schwarzen Schieferdächern und einer kleinen Kirche. Man fuhr daran vorbei. —

»Le village seigneurial,« meinte Marianne lächelnd und erhob sich ein wenig, nach dem Schloß zu sehen. Aber man war schon da. Die Allee verbreiterte sich zu einer Rampe — ein Herrenhaus im Regentschaftsstil mit der klassifizierten Fassade, einer wappengekrönten Tür und vielen, vielen grünen Fensterläden stand da.

Es war viel bedeutender, als Walter es geschildert. Und Ina mußte lächeln: seinen Besitz übertrieben hinzustellen, wäre für Walter wohl eine Todsünde gewesen. Es gab einen Kastellan und seine Gattin. Die begrüßten die Ankommenden in der Eingangshalle.

Ein wunderlich Männlein! Gebückt, breitspurig, aber sehr in Form. Um das alte Apfelgesicht stand ein Nebel weißer, störrischer Haare. Er trippelte herbei, stellte sich und seine Gattin vor: Lui Dennerlein und Schiljette Dennerlein. Schon hier gewesen zu den Zeiten der alten Gnädigen und der seligen gnädigen Frau Mutter. Es würde alles bestens zu Diensten sein. Der gnädige Herr habe befohlen, für die gnädige Frau und die werte Begleitung die grünen Gastzimmer zu richten, weil die am meisten Sonne hätten.

»Betreten wir die grünen Gastzimmer,« meinte Marianne. Es waren zwei Schlafräume und ein Salon. Gelbes Kirschbaumholz und grüne Seide. An den Wänden hingen einträchtig Friedrich Wilhelm und Luise, Napoleon und Josephine, Karl August, Goethe, Schiller, die Stein, der König von Rom, Gneisenau und der Kaiser Alexander.

»Ach Gott,« sagte Marianne Ludwig, »und Kastellans heißen Louis und Juliette Dennerlein. Und du wirst sehen, in der Bibliothek gibt es die Werke von Mr. de Voltaire, Molière usw. Wir sind ein Jahrhundert zurück. Ich sagte dir gleich, es ist un village seigneurial.«

Sie fand über einer Tür eine Inschrift, eingelassen in ein Stuckrelief: Hier wohnten in ihrer mutvollen Jugend schöne Sommertage lang der Leutnant August Neidhardt von Gneisenau und der Gelehrte Alexander von Humboldt.

Ina stand an einem der Fenster. Sie sah hinaus in eine melancholische Allee. Es war schon das dritte Fenster, aus dem man wieder in eine andre Allee blickte, deren Ende sich im Nebel verlor.

Gab es von hier aus noch Wege in das Leben?

Marianne saß in der glühendheißen Stube bei Lui und Schiljette. Die guten Alten, sie brauchten es schließlich nicht so genau zu wissen, daß es um die örtlichen Kenntnisse der jungen Gnädigen noch sehr schwach stand. Sie, die Fremde, fragte leichter. Sie vernahm zuerst, daß der Großneveu und Erbe auch im Felde stand. Glücklicherweise als Heilgehilfe. Liebes Vaterland, dachte sie, es hilft einmal nichts, man hat noch Neveus und heißt Louis.

Sie erinnerte an die Inschrift oben. Ja, gewiß. Der Herr von Humboldt hatten die Gesteine des Fichtelgebirges untersucht. Und der Feldmarschall waren als Leutnant in Baireuth gestanden. Es gab gute Leute im Land, die Pfarrer, die Oberförster, die Bergherren und die Vornehmen. Als der König Friedrich Wilhelm noch immer zauderte, sein Heer in Breslau zu sammeln, warteten sie hier in den Tälern schon alle auf den Ruf des Generals Gneisenau.

Die Königin Luise hatten in diesen Tälern geweilt, unfern des Hauses an der Kreuzung



der Kastanienallee mit der Baumreihe der Rüstern würde man einen Obelisken finden, der jenes bekundete.

»Und wie lange sind denn die Herren von Giech hier?«

»Seit den Kreuzzügen,« antwortete das alte Männlein. Und dann wurde es schwatzhaft. Die alte Gnädige sei eine gar Gestrenge gewesen. Eine Exzellenz. Man habe sie nur in seidenen Krinolinen gesehen. Und der Herr Sohn hätte ihr die Herrschaft gelassen bis an ihr seliges Ende. Sie habe auch so lange die Staatszimmer innegehabt. »Oh, vor der alten Gnädigen hat alles gezittert. Die hat den Menschen in Herz und Nieren geblickt. Das waren noch Zeiten. Da haben die faulen Mägde Prügel gekriegt, und die Gnädige hat zugesehen, wenn sie ihnen die Peitsche geben ließ. Und als der Herr Rittmeister den Abschied nahmen und mit der jungen Gnädigen hierherzogen, nu, das war ein schönes Verhältnis, ein gar gutes Verhältnis. Die alte Gnädige hat einen Willen gehabt wie drei starke Männer. Der Herr Sohn und die junge Frau Rittmeisterin haben ihr die Hand geküßt und sind in das zweite Stockwerk gezogen. Der Herr Rittmeister sind beim Fahren verunglückt, die alte Gnädige hatte gar feurige Ross' gekauft. Und die Frau Rittmeistern sind bald danach auch gestorben. Sie hat sich hier immer gefürchtet, weil die Alleen so dunkel sind und die Wälder so schwarz und der Winter so lang.«

»Ist sie wenigstens jetzt tot?« wollte Marianne Ludwig fragen, besann sich aber doch auf die Schicklichkeit und hörte an, daß die alte Gnädige für den achtjährigen Erben habe einen Neveu kommen lassen und einen Instruktor und das Herrchen noch gar stramm erzogen habe. Bis sie dann auf einmal während eines Erntefestes, wo sie gerade gnädig mit dem Bürgermeister sprach, in vollem Staat und Putz umgefallen sei, auf der Stelle tot.

»Doch mer hat so seini Gedanken. Wenn der Wind in den Kaminen heilt, und wenn es mannichsmal so klappert an die Dierklinken, dann sag' ich zu meiner Schiljette: Heerst es? Und sie sagt: Ja, ich heer die alte Gnädige. Mir wern doch nix verseimt hamm?«

Marianne hatte genug. Die Kommandos der alten Gnädigen saßen nach so viel Jahren Lui und Schiljette noch im Gebein. Ein nützliches Gespenst.

Aber man begriff nun ein wenig, warum Walter von Giech so scheu, so unendlich höflich, so leise ermüdet war.

Ina ging unterdessen durch die Räume. Es gab gute Bilder und schöne alte Möbel. Aber alles lag in ein Frösteln gehüllt. Es ist ja Winter, dachte Ina. Und dann wieder: Da gehe ich, sehe alles an, und es gehört mir mit. Barmherziger Gott, könntest du mir doch ein ruhiges und dankbares Herz geben!

Die Wege ins Dorf kamen. Marianne Ludwig mußte das Wort führen und kam sich vor wie die alte Gnädige mit ihrer Schwiegertochter. Ina war scheu und ungewandt, trotz allem guten Willen. Doch vielleicht kannten die Dorfleute die jungen Frauen aus dem Herrenhaus nicht anders.

Und dann, den muffigen Stuben entronnen, wanderten die beiden Freundinnen noch durch die Alleen. Man konnte hier einfach nirgend anders gehen als in Alleen.

Der Silvesterabend kam. »Höre, Ina,« sagte Marianne, »es ist ein Tag wie alle andern. Es ist ja jetzt kein Tag mehr, der nicht die Gedanken an das Vaterland bringt. Das einzelne Herz kann nicht Millionen umschlingen. Das ist Rhetorik. Der Einzelne ist dann am treuesten, wenn er in denen, die er kennt, der andern mitgedenkt. Wir wollen von Walter und Joachim sprechen heut' abend.«

Ina zuckte zusammen. »Ich bin wohl nervenschwach,« meinte sie. »Ich habe heute einen Brief von Walter gehabt, seine Wunde heilt gut. Aber er soll noch bis 10. Januar im Lazarett bleiben. Ich brauch' mich also nicht um ihn zu ängstigen. Walter ist der Gefahr entrückt für die nächste Zeit. Und doch fühle ich es hier immer, als müsse ich um ihn weinen. Diese Alleen, die im Nebel enden — und das Haus, in dem es überall so kalt und sonderbar ist — und die Großmutter — ach, vielleicht verstehst du?«

Marianne Ludwig sah über die melancholischen Baumreihen hin. »Es weinen viele Frauen im Land. Mit Tränen gibst du ihm nicht eine andre Kindheit.«

Das alte grüne Zimmer wärmte ein Kachelofen, und im Kamin war ein fröhliches Feuerchen aus Tannenzapfen. Lui und Schiljette hatten Punsch und Gebäck heraufgeschickt, waren besucht und bedankt worden. Der Abend würde nichts mehr zu erledigen bringen.

Ina saß in einem Armstuhl am Kamin. Sie dünkte sich ein Eindringling. Eine Fremde



ohne Recht. Denn die innere Sicherheit zu diesem Hause hatte sie nicht erworben.

Marianne Ludwig ging mit schlanken, leisen Schritten durch den Raum. Ab und zu kam eine Insel gestickten Stramins auf den weißgescheuerten Dielen. Sie sah auf Inas zusammengesunkene Gestalt, ungesprochenes Mitleid im Herzen. Denn das fühlte sie: so sieht man nicht den Besitz eines geliebten Menschen, wie Ina dieses alte Haus sah.

»Was schreibt euch Joachim?«

»Nichts,« antwortete Ina. »Oder alles, was du in den Zeitungen lesen kannst. Weißt du, Marianne, ich reiste mit dem Vater fort, um noch von den toten Brüdern zu hören. Unterdessen verloren wir Joachim. Alles in seinem Leben hat er so gemacht, wie es eines großen Wollens nicht unwert war. Nie hat er sich in einer ihm teuren Überzeugung zu Kompromissen entschlossen. Auch nicht Papa gegenüber. Es gab Kämpfe genug. Mühsal genug für ihn. Verstehst du es: in Hast, besinnungslos fast heiratet er eine Frau, die nicht im geringsten zu ihm paßt. Für die er nicht einmal eine lange, nur die Verliebtheit des Augenblicks hatte.«

Marianne Ludwig nahm den andern Kaminplatz ein. Sie zog einen silbernen Behälter heraus, zündete sich eine Zigarette an und wandte das schöne, dunkle Gesicht teilnehmend zu Ina.

Es war eine Weile still im Zimmer. Sie saßen so friedlich da. Aber Ina war aller Harmonie fern. Sie dachte, es kommt vielleicht nicht wieder eine solche Stunde — und ich weiß, Marianne schweigt, und was mehr ist, sie vergißt.

»Ich bin so verzweifelt,« sagte sie plötzlich. »Da sitze ich hier im Hause von Walter Giech. Und heiße nun Ina Giech. Du weißt nicht, wie das war, mit dem Vater, den Brüdern, allen. Zu dir habe ich es sagen können: ich quäle mich um einen Menschen, der mich nicht wiederliebt. Aber zu all den Männern — du kennst das nicht, wenn die stumme Verurteilung um einen steht. Ich war so gepeinigt. Eine unerwiderte Neigung gilt bei uns als eine Lächerlichkeit. Man läßt einem Menschen nicht das arme Glück. Und es waren diese häßlichen Äußerlichkeiten. Ich kann es nicht so sagen. Oh, Männer können sehr barbarisch sein!« Ihre Stimme wurde tonlos, gleichgültig. »Du würdest es gewiß lieber nicht hören, was er tat —«

»Nein; laß, Ina,« sagte Marianne Ludwig rasch. »Dein Vater ist sehr heftig, ich weiß. Sag' mir keine Einzelheiten. Ich weiß alles. Walter Giech war das Gegenteil. Er ist sehr ritterlich. Das dünkte dir eine Erlösung. Du nahmst sie an. Und nun bist du hier — und möchtest weinen — —«

Ina behielt das sonderbar abgekehrte Wesen. »Dies ist es nicht allein. Ich dachte, alles ginge. Du mußt gar nicht denken, daß ich ihn nicht liebhabe. Du mußt auch nicht von mir glauben, ich sei ohne Beherrschung. Ich habe ihn fast so lieb wie Joachim. Ich lese die Bücher, die ihn fesselten, ich schreibe ihm täglich, ich denke mir alles aus, was ich ihm schicken könnte, ich denke des Abends an ihn, wenn ich einschlafe. Ja, alles. Und morgens, beim Erwachen, wenn ich mich noch nicht so in Form habe, wenn ich noch halb im Unbewußten bin, dann fühle ich es am Herzen brennen — weiß, es gibt ein Unerhörtes in der Welt, bin wie irre, fühle die Sehnsucht wie einen körperlichen Schmerz, und sehe das Bild des — andern. Er hat mir geschrieben, weißt du. Schon lange. Aus dem Felde. Ich will den Brief heute verbrennen.« Sie griff in ihr Kleid. »Sieh, da ist er. Du warst mir immer gut, Marianne. Mir und Joachim. Wir sind so arm. Lies du den Brief. Ich bitte dich. Schau, ich will ja sehr tapfer sein, ich will an Walter denken und den Brief verbrennen. Ich möchte nur, du wüßtest, wie Clemens Goth ist.«

Und sie sah zu, wie die Freundin las. Sie sah, das dunkle Gesicht wurde bewegt.

»Nicht wahr, Marianne, wenn ich nicht so schwach gewesen wäre, wenn ich den Mut gehabt hätte, Glück oder Unglück vom Schicksal zu nehmen, oh, dann täte sich mir nun eine schöne Pforte auf.«

Sie nahm den Brief zurück, ihre Hände wurden armselig — sie legten ganz still die Blätter auf das Feuer.

Und dann sagte sie mit dieser sonderbaren Stimme, die nichts mehr fürchtete: »Ich habe noch einen andern Brief, Marianne. Clemens Goth ist in Würzburg. Am siebenten Januar muß er wieder hinaus. Er hat eine Verwundung. Er weiß, daß ich Walter geheiratet habe. Er bittet mich, ob er mich nicht sprechen könnte. Du fährst doch mit mir nach Würzburg, nicht wahr? Du verweigerst mir das doch nicht?«

Die Freundin legte den Arm um Inas



Schulter und streichelte das schmale, traurige Gesicht.

»Ina — gerade von hier aus? Du bist im Hause deines Mannes.«

»Aber Clemens geht doch wieder in den Krieg. Sieh, meine Brüder sind nicht wiedergekommen. Habe ich denn aufgehört, ein Mensch zu sein, weil ich nun Walters Frau heiße? Meinst du, aus all dieser Bitternis heraus schleiche ich wie jemand, der ein Unrecht will, zu verbotenen Dingen? Darf man denn nicht Abschied nehmen von seiner Jugend? Zu versprechen und zu schenken habe ich ihm nichts. Aber ich möchte es ihm sagen, daß ich durch ihn einmal gewußt habe, was Glück sein könnte. Sieh, Marianne, es ist ja so lange vorüber. Und wenn du mit mir gehst, kann niemand Häßliches dabei finden.«

Marianne Ludwig ging eine Weile schweigend durch das Zimmer. Endlich sagte sie: »Ich komme mit dir.«

In Würzburg war Tauwetter. Der Main trieb Eisschollen auf schaumigem Wasser. Die Reisenden gingen zu Fuß durch die Stadt. Es fehlte schon an Wagen. Fromme Frauen liefen in bunten Kleidern nach den Kirchen, von denen es immerfort läutete.

Es war der Dreikönigstag.

Goth konnte von fünf bis sieben Uhr kommen. Es blieb ihnen Zeit. Marianne führte die Freundin in die festlich geschmückten Kirchen, sie wußte nicht, daß Goth katholisch war und einst ein Ministrant gewesen. Sie sah Ina in rätselhafter Freude auf die kleinen Knaben blicken, die in weißen Spitzen und roten Kleidern nicht ganz verständliche Zeremonien erfüllten.

Der Tauwind fuhr über die Stadt hin, warf Schneebrocken von den Dächern auf erschrockene Weiblein, deren Hüpfen dann Kinder ergötzte.

Im Hotel waren die Zimmer nach dem Main gelegen, man hörte das Tosen des Eisgangs, Föhn war in der Luft. Die Stunde der Begegnung kam näher, und Marianne war besorgt um die Freundin. Sie sah so bleich und schmal aus in ihrem schwarzen Kleid. Und ihre grauen Augen hatten den Schimmer der Opale.

Marianne ging noch einmal zu ihr hinein in den Wohnraum. »Denke eins,« sagte sie warm und herzlich, »kein Erleben ist ein Irrsal, eine Sinnlosigkeit. Vergiß dieses nicht: wenn du dich diesem Gefühl hättest hingeben können, es wäre geworden, daß du sein Herz immer wieder mit jemand hättest teilen müssen. Unstillbar wird es ihn stets wieder zu denen seiner Abkunft ziehen — in Mitleid, in Rührung. Denke daran, sein Brief war aus der Ekstase der Entsagung heraus — und diese Abschiedsstunde hast du für dich allein. Ihn selbst hättest du nie allein gehabt.«

Ina war allein, stand am Fenster und hörte auf das Brausen des Flusses. Sie dachte wie aus weiter Ferne an ihre toten Brüder, die man niemals wiedersah. Sie dachte an Joachim, von dem man zu keiner Stunde wußte, ob er noch lebte. Und sie dachte: Wie gut wäre es, könnte ich von hier aus hinuntergehen zu diesen Wassern. Nachher, wenn ich ihn zum letztenmal gesehen habe. —

Doch als er dann vor ihr stand, ihre Hände nahm und zärtlich in den seinen hielt, war alles so anders. Einfach, fast leicht. Er sagte — mit derselben Stimme, die sie einst betört — weich, zärtlich: »Liebe Ina, ich wußte das. Ich wußte, daß ich Sie wiedersehe. Niemand geschieht ein Leid dadurch. Zweifeln Sie nicht, niemand. Denn was Sie mir sind, können Sie nie einem andern Menschen sein und bedeuten.«

Ihre Lippen zitterten, und vor ihren Augen war es wie ein Schleier. Aber sie sah doch: er lächelte. Über seine linke Wange lief eine rote Narbe. Sein Gesicht war sehr bleich, der rote Strich leuchtete auf.

»Tat das sehr weh?« fragte sie kindlich.

Er strich leise mit der Hand über den Ärmel ihres schwarzen Kleides. »Für wen ist das, Ina? Der Vater?«

Sie antwortete. Er beugte ein wenig das Gesicht.

»Zu dem Gedenken, daß die Brüder starben,« sagte er nur; aber es klang ihr wie ein altes Lied.

Es ist meine Stunde, dachte sie, und sie lächelte. Es sah wohl nicht so aus, dachte sie, denn seine Augen wurden dunkel. So stand er vor ihr, hielt wieder ihre Hände — so warm und stark waren die seinigen.

»Clemens,« sagte sie — und sie nannte ihn zum ersten Male so —, »ich habe oft an das Mädchen gedacht. Warum mußte sie sterben? Was ist das für ein Sinn, ein so junger Tod, schuldlos, im Jammer, allein?«

Er führte sie sacht zu einem tiefen Stuhl,



zog sich einen kleinen andern heran — und hatte ab und zu seinen Mund auf ihrer Hand, während er sprach: »Es ist das Geschick von denen, die aus der Tiefe sind. Aus jener Armut, die noch kein Wissen vor dem Eintritt ins Leben schützt. In die Geschlechter der Mühseligen ist der Drang gepflanzt, immer neue Mühselige ins Leben zu rufen. Eine kranke Mutter bringt ein krankes Mädchen zur Welt — und das gehorcht wieder dem Mann — und kann die nicht schützen, die sie arm dem Leben überantwortete. — Es ist für solche Menschen nicht so ungeheuerlich, sich auszulöschen. Denn sie haben kein Erbe anzutreten auf der Erde und keins zu hinterlassen. Ach, liebe Ina, dieser Zug all der Namenlosen, die kommen, um zu leiden, die zerschellen, ohne einmal ganz frei gewesen zu sein, ist etwas Furchtbares.« Er hatte seinen dunklen Kopf auf die linke Hand gestützt. Sie war blasser, schmaler geworden.

»Sie haben Giech geheiratet, liebe Ina. Und Joachim hat eine fremde Dame geheiratet. Das ist alles sehr sonderbar und vielleicht ein Selbsterhaltungstrieb. Sie gehorchten Ihrer Herkunft — und Joachim wollte wohl eine Erlösung aus seinen Müdigkeiten. In Ihnen beiden steckt etwas, das sich gegen den Untergang sträubt. Die alte Erziehung vielleicht. Sie gehorchen, ohne es zu wissen, einem Verantwortlichkeitsgefühl. Walter von Giech wird Ihnen ein achtbares Dasein bereiten. Sie können auch wirken. Sie haben da ein Dorf — Gutsleute. Sie können manches freundlicher machen. Vielleicht denken Sie später manchmal an die arme Marie. Vielleicht können Sie in jedem Mädchen aus dem Volke ein Stück von ihr sehen. Und können dann gut sein, liebe Ina.«

Wie sie ihn so sprechen hörte, ganz ruhig, als sei er ein ferner Zuschauer, der nur noch Wünsche für andre hat, fühlte sie, daß ihr die Tränen herunterstürzten. Ohne die Fähigkeit, sie zu hemmen. Und sie schämte sich, denn es war ihr, als beweine sie das eigne künftige Geschick.

»Ich muß doch alles sagen, liebe Ina, denn wahrscheinlich sehe ich Sie niemals wieder. Wir waren bestimmt, einander nahe zu sein. Liebe Ina! Es ist ja das letztemal, da kann ich es doch sagen: ich bin so namenlos glücklich durch Sie gewesen. Alles war leicht und hold, weil ich Sie wußte. Ich haßte nichts mehr. Ich glaubte an einen Gott in mir. Ich konnte alles nur noch lieben. Denken Sie doch, Süßeste, am andern Abend nach dem Cadolzburger Fest war ich hier mit einer fremden Frau. Sie hat mir von den Lupinenfeldern ihrer Heimat erzählt. Sie hat die Heimat vielleicht tausendmal beleidigt. Aber an dem Abend sprach sie davon, wie man von einer großen Liebe redet. Und ich dachte, ich will bei ihr bleiben. Es ist Ina, die diese Fremde tröstet. Ich dachte, weil Sie mich ein wenig liebhatten, Sie Einzige, darum sei nun alles gut, was ich tat.

»Ach, Liebe, ich war so glücklich! Ich dachte, ich kann durch Sie aus meiner Tiefe kommen. In alle Himmel, Ina. Ich weiß die Worte nicht so. Es ist mir über alle Maßen beglückend gewesen. Ich war wohl ganz vermessen. Ich dachte, ich durfte alles. Ich habe die kleine Marie geküßt, nachts im Wald, nachdem ich mit Ihnen in der Kapelle gewesen war, wo Sie mir von den Hohenzollern redeten. Können Sie es verstehen? ... Da warf mir das Geschick eine Tote auf mein armes Bett. Das Mädchen aus dem Volke, meinesgleichen in etwas.

»Sie wissen nicht, wie es mich quälte. Das können Sie nicht wissen. Es kam mir vor, als hätte ich mein Volk verraten. Vielleicht war ich krank. Aber nun bin ich ganz ruhig. Es geht ja alles so seine Wege. Wohin hätte ich Sie führen können, liebe Ina? Es muß nicht Ihre Bestimmung gewesen sein. In Ihnen ist dies, was mir fehlt: Fassung, Maß, Würde. Darauf wird Ihr Leben gebaut sein. Ihr Leben mit Walter Giech. Er wird auch wieder heimkommen, Süßeste, fürchten Sie nichts. Und Joachim kehrt zurück, Ihnen eigentümlich. Doch er möchte schwere Jahre haben, bis das mit der fremden Frau überwunden ist. Und Sie bleiben in dem Lande, das Sie so lieben. Und vielleicht sind es einmal Kinder, die Ihnen neu die Heimat teuer machen.«

Ina Giech erhob sich plötzlich. Sie trat ans Fenster, sah hinaus in die Dunkelheit des Januarabends, hörte das Tosen des Flusses und sah Lichter an dem Ufer.

Alles war richtig, was Clemens Goth sagte. Er wies ihr das Leben, das sie angenommen hatte. O nein, in der Stunde der Entscheidung war sie nicht stark genug gewesen, die Einsamkeit und die Freiheit zu wählen: den Wein des Lebens.



»Du zeigst mir bitter mein Maß,« sagte sie ohne Besinnung.

Er riß sie an seine Brust. Sie fühlte seinen Mund.

Sie fühlte in Aufruhr, Seligkeit und Jammer, was sie nicht besitzen durfte.

Er stammelte unter seinen Küssen: »Was hast du dich mir eingebrannt in meine Seele und gingst dann doch?«

Not floß um Ina. Die allergrößte: in Schranken gebunden zu sein, die das Herz nicht fühlt.

Sie hörte wieder seine Stimme: »O nein, ich will dich nicht quälen. Wenn du einst wieder frei werden könntest, so rufe mich.«

Und sie standen, aneinandergedrängt, hörten das Pochen ihrer Herzen und hörten draußen den Strom, der die Eisdecke gesprengt hatte und durch das Dunkel trieb.

Stöhnend, zerbrochen sagte Ina Giech: »Ich habe dem andern freiwillig mein Wort gegeben. Er war gut zu mir in böser Stunde. Sieh, Clemens, das ist nun.«

»Ich weiß es ja,« antwortete er. »Du hast ja auch dein Wort nicht gebrochen. Dies ist eine Stunde zwischen dem Leben. Nimm sie, wie du nachher die Glocken von Würzburg hörst. Die Glocken über den Wassern. Sie haben eine Verursachung, o ja. Alte Dome und Kirchen und einen Glauben, der nichts zu tun hat mit deinem Glauben. Und doch sind sie immateriell. Es ist sehr süß, dich zu küssen. Aber auch dies muß nicht sein. Ich fühle dich in allem, was lebt. Und ich glaube an eine Ewigkeit, seit ich dich liebe. Komm, laß uns stille sein, was sollen denn noch Worte —« Er saß bei ihr und hielt sie in seinem Arm, indessen die Zeit verrann.

Und ihr war, als lebte sie ihr ganzes Leben neu, anders wieder. Zu ihr kam die Kindheit — eine niegelebte strahlende Kindheit. Sie und der kleine Bruder hatten Veilchenkränze im Haar, und er hieß Clemens und war braun wie eine Nuß. Die andern Brüder waren auch da, aber Clemens gehörte ihr ganz allein. Sie fing plötzlich an zu erzählen — kindisch, wirr: sie gab ihm Knabenjahre voll Schönheit und voll von kühnen Dingen. Sie erzählte ihm ein kleines Märchen voll bunter und köstlicher Erlebnisse, zog dem Waisenbüblein ein samtenes Röckchen an und setzte es in einen blühenden Garten. Sie ließ ihn von Heldentaten und großem Ruhm träumen und dabei in rote Äpfel beißen und mit braunen Häschen spielen. Der Mann neben ihr streichelte ihre flackrigen Hände — und es ging Trost und Beruhigung von seiner Berührung aus.

»Du mußt morgen wieder fort, Clemens?«

»Ja, Ina. Morgen um vier Uhr. Da schläfst du noch.«

»Darf ich mit dir gehen, wenn du dann fort mußt, nachher?«

»Aber du findest nicht zurück in der fremden Stadt.«

»Nein, ich finde nie zurück.«

Und sie hatte ein Lächeln auf den Lippen, als habe sie etwas Seliges gesagt.

Die Glocken zum Angelus fingen an zu läuten. Sie klangen über den Wassern. Sie waren Aufruhr und Schmerz. Und sie waren unermeßlich schön …

»Ihr betet, wenn die Glocken läuten, Clemens. Sag' mir ein Wort, das du liebtest aus solchen Gebeten.«

Und sie war ihm ganz ergeben, beschlossen in ihm. Sie dachte: Oh, ich will wohl alles nachher ertragen für die Stunde!

Er antwortete ihr: »Surrexit de sepulchro, Alleluja. Das Auferstehungswort, weißt du.«

Und er hatte ihr Gesicht an seinem Herzen, streichelte ihr Haar und sagte mit der sanftesten Stimme: »Liebe, ich will nun gehen. Laß mich gehen, solange die Glocken noch läuten.«

Sie bat wie ein Kind: »Und darf ich nicht mit dir durch die Gassen gehen?«

»Nein, Geliebteste. Du darfst nicht allein dann durch die Gassen irren. Sieh, wenn ich noch einmal zurückkomme, dann rufe ich dich. Wieder hierher. Du sagst mir dann, wie alles bei dir ist. Walter liebt dich wohl, so wie er es kann. Du weißt ja alles. Hinaus in den Krieg mußt du ihm nichts schreiben, was ihm weh täte. Daß du heute hierherkamst, erzähle ihm, wenn er auf Besuch kommt. Wir mußten einander sehen. Sieh, das mußten wir, und auch er darf es wissen. Lebe nun wohl! Darf ich dich einmal küssen? Und nun mach' es mir nicht zu schwer.«

Er stand vor ihr, sah sie lange an und lächelte, während seine Augen sich verschleierten.

Sie fragte flehentlich, als vergäße sie sonst ein Unersetzbares: »Wie heißt das Wort, was du sagtest — Ressurecton?«

Er wiederholte: »Surrexit de sepulchro,



Alleluja.« Und er ging. An der Tür stand er noch einmal still und winkte mit der Hand.

Von den Türmen von Würzburg klangen noch die Glocken. Sie klangen über den Wassern. Sie pflanzten sich fort — ineinander verschlungen, und waren doch wie die Rufe einer einzigen Stimme: Surrexit de sepulchro, Alleluja.

Es war gegen den Frühling. Manchmal ging Ina die Straße, in der sie wohnten, weiter hinaus, bis die Häuser aufhörten und das Gelände sacht gegen den flachen Grund des Flüßchens abfiel. Da sah man über eine anspruchslose, stille Wiesenlandschaft. Die Wiesen wurden schon ein wenig grün. Es war nicht viel zu sehen da. Nur die allergrößte Einfachheit. Doch begegnete man keinem Menschen. Niemand nahm sich Zeit, so harmlose Freuden zu genießen.

Und manchmal ging Ina auch in die kleinen Häuser mit den gebrochenen Dächern hinter dem Hofgarten, wo Erlanger Handschuhmacher wohnen, deren Vorfahren einst aus der Dauphinée gekommen sind. Sie bestellte dann etwas. Handschuhe für Walter, für Joachim. Ina lebte ein wenig abwesend dahin. Ihre Reise nach Giechstein hatte sie noch nicht angetreten, denn sie war zu Hause nötig.

Man hatte nach vielem Prüfen und Wählen eine Malerin gefunden, die bereit war, mit Hilfe von Photographien die Bildnisse der gefallenen Söhne zu malen.

Ein großes Zimmer, hochgelegen, mit günstigem Licht, wurde als Werkstätte ausersehen, und da standen nun riesige Leinwanden, denn der Geheimrat wollte lebensgroße Kniestücke haben.

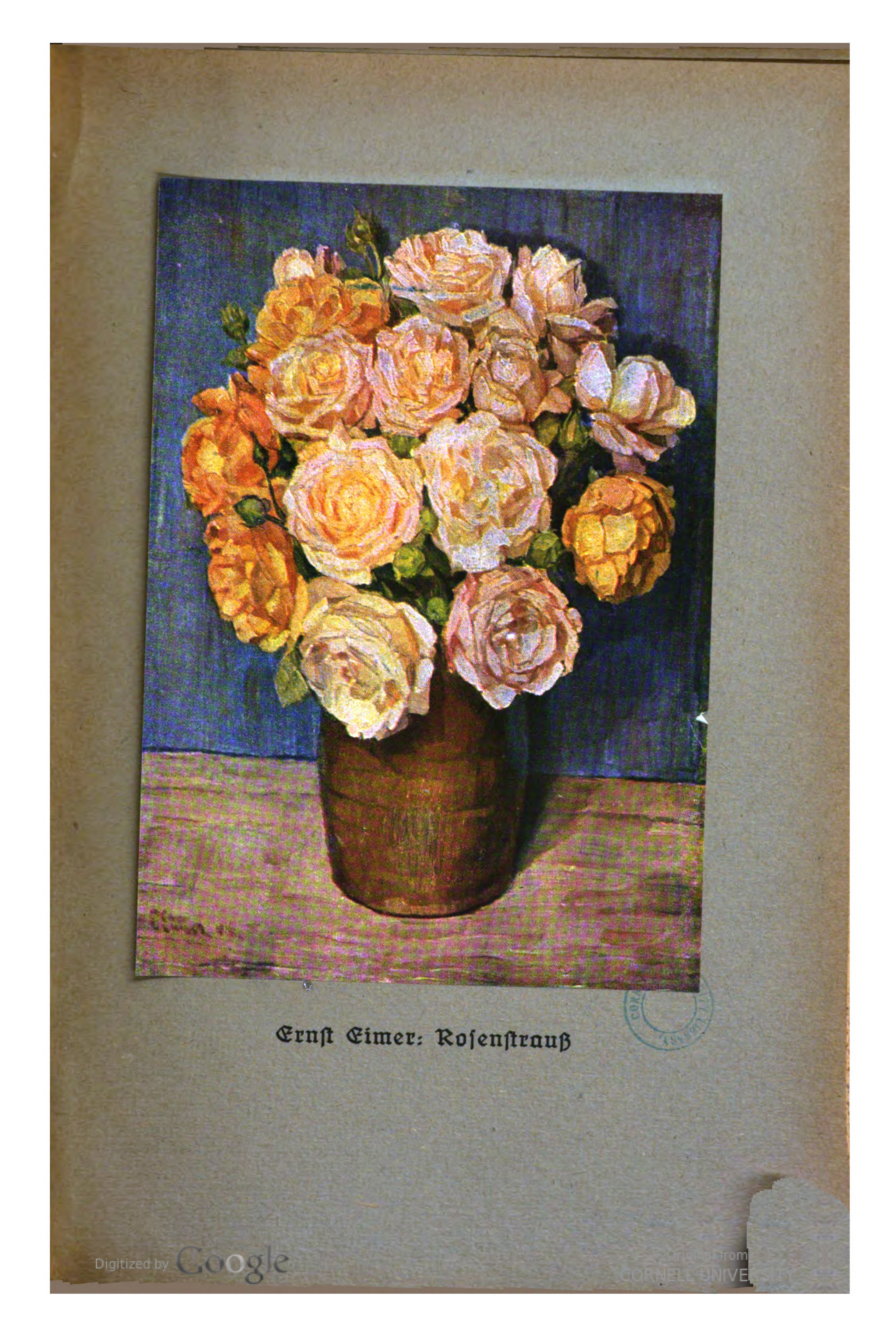
Die Malerin, eine Dame Ende Dreißig, war aus Berlin herbeigereist, mit gar vielen Koffern und Gepäck, das auf ein langes Bleiben schließen ließ. Sie gefiel Ina ganz gut, jedenfalls besser als die Schwägerin.

Es war März, und zum Juli erwartete Joachims Frau ein Kind. Dies erfüllte den Geheimrat mit lebhafter Freude. Alle Wünsche von Helene waren jetzt Befehle, und sie hatte nicht wenig Wünsche. Da sie doch später mit Joachim in dem geräumigen Hause bleiben sollte, war ihre einstweilige Besitzergreifung schon sehr merklich. Sie wünschte neue Tapeten, Gardinen und auch etwas eigne Sachen, und hatte eine große Freudigkeit in Veranstaltungen des Um- und Ausräumens, die denen weniger gefielen, die nichts von den Änderungen genießen sollten. Man fand jeden Tag andre Möbel auf der Diele stehen, erblickte neue Handwerker, und der Geheimrat sah in diesem eifrigen Tun die schönsten Hausfrauentalente. Agnes Körner, die Malerin, brauchte sehr oft Inas Urteil. Ina saß dann oben, sah dem Fortschreiten der Bilder zu und erzählte von den Brüdern. Fräulein Körner wollte Näheres über ihre Wesenszüge und Charaktere wissen — um vielleicht doch noch manchen Charakterzug zeichnerisch übersetzen zu können. Sie hatte den Ehrgeiz, Charakterköpfe zu schaffen, da sie doch bei der Art der Aufgabe auf rein malerische Werte verzichten mußte. Ina besann sich dann manchmal ganz verzweifelt. Es gab so wenig Charakterzüge von den Brüdern. Sie hatten in der Familie immer die Maske zur Schau getragen: die Wohlerzogenheit, korrektes Wesen und wenig eigne Anschauungen.

Diese Wiederauferweckung der Brüder hatte für Ina etwas sonderbar Schmerzliches. Sie empfand, wie wenig man von Menschen wissen kann, mit denen man doch sein ganzes Leben fast lebte. Sie quälte sich ein wenig ab, jedem das Seine zu geben, und konnte doch in ihren Erinnerungen so wenig Markantes finden. Dem Geheimrat freilich ging das sehr leicht. Ina staunte, wenn sie ihn sprechen hörte: Friedrich war ein passionierter Soldat gewesen, ein glühender Patriot, ein feiner Kopf. Albrecht hingegen hatte weltmännische Verpflichtungen in sich gefühlt, Wissen und Form harmonisch verkörpert, er sollte gemalt werden als der Höhepunkt eines Korpsstudenten, der, noch den Schwung der Jugend tragend, doch schon in seiner Erscheinung die ganze Würde von diplomatischen Gaben und zukünftiger Verantwortung ausdrückte.

Die Malerin bedankte sich für Inas Mühen und meinte, sie wisse nun schon, was der Geheimrat wolle.

Den Vater interessierte das Arbeiten der Malerin ungemein. Er war fast rührend in seinem Eifer, sich über ein Gebiet zu unterrichten, das ihm Neues bot. Behaglich rauchend saß er mit in der Dachstube, vergaß zuweilen die Rührung, die er sonst beim Anblick der wieder zum Schein des Lebens erweckten Söhne zu zeigen pflegte, und kramte



Ernst Eimer: Rosenstrauß

verschollene Kenntnisse aus, einer Töchterschülerin würdig.

»Bei Rembrandt ist es das Halbdunkel, auch clair-obscur genannt. Bei Tizian der Goldton. Bei Cranach die innige Schlichtheit. Bei Velasquez die Noblesse des Kolorits, und bei Dyck die Noblesse der Form. Und bei den Franzosen sind es die Valeurs! Das Licht. Das heilige Licht. Ja nun, mein liebes Fräulein, was bleibt da eigentlich den Heutigen? Nach Dyck, Tizian, Pesne, Anton Graff, Herkomer — oh, ich denke mir das Malen furchtbar schwer.«

»Ich auch, Herr Geheimrat,« sagte die Malerin fröhlich.

Er war ganz rührend in seinem Interesse. Wie wundersam sei es doch, aus Farben in Tuben mittels einer begabten Hand, des Auges und der geistigen Konzentration das Bild des Lebens schaffen zu können. Es bereitete ihm Genuß, zuzusehen, und er plagte Ina, mit ihm in die kleine Gemäldegalerie der Universität zu gehen. Da hingen allerhand nicht meisterhafte Kopien zu Lehrzwecken. Doch sie hingen in einem süßen Rokokobau, der alten Orangerie des Hofgartens, einem Halbrund, aus einem Erdgeschoß und einem gebrochenen Dach bestehend.

Die Räume waren ganz menschenleer. Sie waren auch ein wenig fröstelnd. Doch Ina ging geduldig, geduldig mit. Dann mußte sie zu der Tante Amelie. Siegmund war aus einem Lazarett in Comines heimgekehrt.

Bei der guten Tante war gerade ein Fest im Gange. Die Gerüche der Kuchen vermochten schon im Hausflur der Apotheke die Karbole, Lysole und Kräuter zu übertäuben. Die engen Zimmer starrten von Menschen. Einen Tag hatte die Tante den Heldensohn für sich gehabt, nun mußte er gezeigt werden.

Die Tante umfing Ina mit einer heftigen Umarmung, bahnte Wege durch Stühle, Menschen, Zigarrenrauch, zeigte nach dem Sofa und rief triumphierend: »Da ist er.« Und Siegmund schoß hoch, im Glanze einer Leutnantsuniform, mit der noch verbundenen linken Hand — er lachte selig und kindlich und hatte drei Orden auf seiner Brust. Er legte einen Butterkrapfen weg und bot Ina die bezuckerte Hand.

Sie freute sich von Herzen. Und all die neuen Freiwilligen oder Leichtverwundeten um den Tisch der Tante lachten mit. In diesem Hause war der Krieg ein Fest.

»Ja, Siegmund, Siegmund, das ist ja wunderschön. Wieder daheim.«

»Und er bleibt,« rief die Tante. »Zwei Finger hat er weg. Da bleibt er nun im Lande. Jetzt kann er wählen: freiwillig noch ein Ausbildungsoffizier bleiben oder wieder in seinen Beruf gehen. Oh, weil er nur da ist. Eßt,« sagte sie zu den andern, »tut uns die Ehr an und eßt. Ich muß es meiner Nichte, der Frau von Giech, erzählen, wie alles war, und ihr habt es schon gehört.«

»Das kann man gar nicht oft genug hören, Frau Hofrat,« sagte höflich ein junger Bursche, in dem Ina den früheren Hausknecht der Apotheke erkannte.

Und die Tante hob an, Gefühl und Überschwang gaben ihrer Sprache die heimatlichen Laute. »Ich hab's ja g'wißt, daß er bald heimkommt — aber nein, aber nein. Vorgestern abend, da sitz' ich so an mei'm Nähtisch, die Augen hamm nimmer gewollt, es war schon halbwegs finster. Da geht die Tür auf. Da steht ein Herr. ‚Siech i recht,' schrei' ich auf. Und es is der Siegmund. Großer Gott im hohen Himmel, da steht er vor mir. So stolz. Und mit drei Orden! Das Kreuz hat ihm der Oberst selber aufs Bett gelegt, und den Verdienstorden mit Schwertern hamm sie aus München g'schickt, und der Oberst hat zu ihm g'sagt: ‚Na, Herr Leitnant, die Frau Mutter wird sich freuen.' Da sagt mein Siegmund: ‚Vize, Herr Oberst, wenn ich mir erlauben därf.' — ‚Nein, nein, mein Lieber,' sagt der Oberst, ‚ich versprech' mich fei net.' Jetzt hat es mein Sohn zum Offizier gebracht, liebe Ina. Und für seine große Tapferkeit hat ihm der Großherzog —«

Da rief Siegmund aus seiner Sofaecke herüber: »Nee, Ina, Mutterchen erzählt das anders. Mein Mutterchen wird eine Geschichtsfälscherin. Es war nämlich so: ich sitze mal ganz gemütlich im Schützengraben und habe gerade einen Kuchen von Mutterchen ausgepackt. Weißt du, einen Butterteigkuchen mit Aprikosen und so Geländerchen von Teig darüber. Tadellos angekommen. Ich schau mir den Kuchen so an und denke mir, sollst du den ganz geheimnisvoll in dir verschwinden lassen, oder bist du nett und rufst die andern Vizes? Da gehen ein paar Herren durch den Graben. So Besichtigung, weißt du. Ein Jüngerer dabei, mit dem haben sie so ein Getu; ich ahnte gleich, der ist mehr, als er aussieht. Ich schieße hoch und mache

Front mit meinem Kuchen in der Hand. ‚Na?' fragt der Herr. Da sage ich mutig: ‚Zu Befehl, Majestät, darf ich den Kuchen vielleicht Eurer Majestät nachtragen? Er ist von meiner Mutter und sehr gut!' Eine Antwort gab mir der Herr nicht. Aber sein Adjutant hat den Kuchen genommen. Ja, und eine Stunde später waren mir die Fingerchen kaputt. Und am Abend, im Lazarett, da kommt der Adjutant wieder und sagt: ‚Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg schickt Ihnen das.' O Gott, das war der Orden. Siehst du. Für Mutterchens Kuchen!«

Die Hofrätin hatte glühende Backen. »Glaub' nur dem Siegmund nichts, beste Ina. Der ist viel zu bescheiden, es richtig zu erzählen, was er der mecklenburgischen Majestät oder Hoheit für Dienste geleistet hat. Er neckt bloß seine alte Mutter mit dem Kuchen.«

Ina schlich sich fort. Angesichts der naiven und unverhüllten Freude an der eignen Rettung, die der gute Vetter Siegmund bekundete, war ihre Stimmung nicht so recht fähig, sich einzupassen. Die Schatten der toten Brüder stiegen vor ihr auf. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß diese auch mit solchen Späßchen nach Hause gekommen wären. Sie wußte genau noch, weder Friedrich noch Albrecht hatten je gerade Gefühle gezeigt oder irgend etwas Besonderes getan. Jetzt aber gab ihnen der Schleier der Erinnerung für das vergangene Leben etwas von dem mutvollen jungen Tod, in den sie eingegangen.

Ina wollte nicht nach Hause. Das Wesen der Schwägerin peinigte sie. Sie besann sich wohl manchmal, wie es wohl möglich gewesen, daß Helene auch nur eine Stunde lang vielleicht schwieg oder nicht eine Trivialität sagte. Denn diese Stunde, meinte sie, wäre doch nötig gewesen, um sie Joachim wenigstens im Scheine dessen sehen zu lassen, was ihn anzog.

Die Gassen der Stadt waren so verändert. Statt der Studenten überall Soldaten, ein andres Bild.

Sie ging die alten Wege. Aus dem Gewinkel um die Apotheke heraus am Denkmal des Professors Herz vorüber zum Markt. Der große Marktplatz war fast leer. Das Schloß, seit hundert Jahren nicht mehr bewohnt, stand in seiner Verlassenheit, der Markgraf davor war wie immer gelangweilt auf seinem Piedestal, in einer Schläfrigkeit dehnte sich der Platz hin bis zu dem Hoffmannschen Haus, in dem einst Platen so sehnlich auf die Freunde wartete. Die Altstadt kam. Die Häuser wurden immer kleiner. Der Märzwind fegte über sie hinweg. Sie lagen blank und hell in letzter Abendsonne. Und Ina ging weiter, an der Altstädter Kirche vorbei und an dem schönen einstigen Rathaus mit seinem Balkon über dem Portal und dem gebrochenen Dache. Dann senkte sich die Straße, man kam zu der Brücke über das Flüßchen. Langsam ging Ina weiter, die Straße nach Baireuth. Bis ihr plötzlich einfiel, die führte ja an den Burgberg. Sie hatte hingehen wollen — hingehen und an jemand denken.

Nun wandte sie sich. Ihr Schritt wurde schleppend. Es ist so furchtbar, dachte sie, wenn jemand in der Stadt bleiben muß, wo ihn die Erinnerungen umfassen, die hilflosen Erinnerungen. Und sie begriff, daß manche Menschen aus der Heimat fliehen, weil sie sie nicht mehr ertragen und doch nirgend mehr vertraut und glücklich werden können, weil sie immer zurückblicken.

Als sie endlich doch nach Hause kam, trat ihr die Schwägerin entgegen. Sie hatte im Garten gewartet und geleitete Ina in ihr Zimmer. Dort nötigte sie Ina auf das Sofa, kuschelte sich zu ihr, nahm Inas Hände und sagte: »Liebste, sei mir nicht böse. Ich machte ein Telegramm auf. Gott sei Dank, die Nachricht ist besser, als ich fürchtete. Der Oberst telegraphiert dir, daß dein Mann wohl in Gefangenschaft geraten sei.« Sie zog das Blatt heraus, es stand da, Giech wäre am Bein verletzt draußen gelegen. Er habe nicht nachgeholt werden können im Andringen französischer Infanterie und sei wohl gefangen. Der Oberst hoffe bestimmt, gefangen.

Ina las das, Schreck überflutete sie. Wie furchtbar war das gerade für ihn, gefangen, untätig zu sein!

Die Schwägerin schloß sie in ihre Arme. Etwas Weiches, Warmes, unsäglich Frauenhaftes ging von ihr aus.

»Ina, quäl' dich nicht. Ein Verwundeter muß sich ergeben. Es ist hart für deinen Mann. Aber für dich ist es gut. Denn nun weißt du, daß du ihn wiedersiehst. Ach, meine liebe Ina, quäl' dich nicht. Glaube, was der Oberst mitteilt. Er würde nicht etwas Falsches telegraphieren.«

Da begriff Ina erst, die Nachricht bedeutete: vermißt. Verwundet. Vermißt. Man

wußte nicht, was weiter mit ihm geschehen. Sie begann zu weinen. Irgendwo lag nun Walter Giech, verwundet, der Willkür des Feindes preisgegeben. Er, der Vornehme, einer Willkür preisgegeben.

»Du weißt nicht, Helene, wie schrecklich das gerade für ihn sein muß. Seine Ehrbegriffe —«

Von der Frau, die Ina bisher so fremd gewesen, kam Wärme und Kraft. Sie tröstete Ina. Ihr gesunder Lebenswille kam stark zum Ausdruck und tat wohl. Ina begriff plötzlich, daß sie in der Stunde des Abschieds Joachim etwas bedeutet hatte. —

Doch nun kamen Wochen des Wartens. Man kannte Walter Giechs Schicksal ja nicht. Er konnte längst gestorben sein, fern von den Kameraden, irgendwo. Ungeliebt, unbetreut, den ärmlichsten und bittersten Tod für sein Vaterland gestorben.

Der Gedanke peinigte Ina über alle Maßen. Sie klagte sich für sinnlose Dinge an, als könne sie eine Schuld an dem Geschick haben. Sie fühlte sich ihm plötzlich so tief verpflichtet. Denn er hatte doch das Beste für sie gewollt. Soweit er fühlen und denken konnte, das Beste. Und ihre Gedanken waren immer nur wie auf Befehl zu dem gegangen, der nun vielleicht den bittersten und ärmlichsten Tod für sein Vaterland gelitten hatte.

In diesen gräßlichen Wochen der Ungewißheit kam Ina den Menschen näher. Die Teilnahme, welche ihr gegeben wurde, verletzte keine Einsamkeit des Fühlens. Die Leidenschaft braucht nicht Anerkennung des Geliebten, doch dem menschlichen Gefühl tut es wohl, von Nahestehenden zu merken, daß sie Neigung und Achtung erwecken.

Entfernte Verwandte Walters wandten sich an sie und sprachen ihr aus, wie froh sie wären, daß er eine Frau besäße. Die Menschen in der Stadt redeten mit Wärme von ihm.

Es gab harte Stunden für Ina. Stunden, in denen sie dachte, nicht ihr Wunsch — o nein, Wünsche hatte sie lange begraben —, sondern ihre unstillbare Sehnsucht nach Clemens Goth hätten dem andern Unheil gebracht. Aber dem Lande lag der Frühling. Der Vater fuhr, wie jedes Jahr, nach Cabolzburg, um die Baumblüte zu sehen. Sie weigerte sich, mitzugehen. Nein, nur dorthin nicht. Dort hatte jenes einzigen Tages Walter Giech ein altes Lied gesungen:

»Sag' ihm leise wie ein Kuß
Mit halb aufgeschloßnem Munde,
Wo mich um die heiße Stunde
Sein Gedanke treffen muß —«

Und sie war so glücklich gewesen um dieses Lied verschollener Zärtlichkeit: im Gedanken an den Einziggeliebten. Sie konnte nicht an diesen Ort. Alle Dinge der Heimat redeten dort. Die Schwägerin trat für sie ein: »Papa, Ina kann erst dann wieder ruhig sein, wenn eine Gewißheit ist. Du mußt nichts von ihr verlangen. Nun einmal keine Form und Fassung. Sie wird sie haben, wenn eine Entscheidung kommt.«

Und Ina war der Gesunden, Lebenstüchtigen jetzt oft dankbar.

Sie erhielt endlich die Nachricht. Es war eine vorgedruckte Karte aus einem Gefangenenlager im Süden Frankreichs. Sie meldete, daß Walters linkes Bein unterm Knie amputiert sei. Daß er humane Ärzte habe. Ganz kurz stand darauf, er bäte sie, nach Giechstein zu gehen und dort alles nach ihrem Ermessen zu leiten.

Ihre fürchterliche Nervenspannung löste sich. Nun hatte sie eine Pflicht. Nun konnte sie dem Fernen etwas tun, seinen Besitz verwalten. Oh, solche Dinge für ihn zu leisten, vermochte sie gern und mit allem Willen.

Der Vater begleitete sie. Es war um Pfingsten, und er konnte sich etwas losmachen. Er bat die Malerin, die zwar nun die Bilder der Söhne zu allgemeiner Genugtuung vollendet hatte, zu bleiben, für Helenens Zerstreuung. Papa besaß eine neue und seltene Rücksicht gegen Frauen.

Als nun Ina das zweitemal nach Giechstein kam, war es ihr ganz anders ums Herz. Sie fühlte sich nicht mehr als ein Eindringling, wie damals. Sie kam nicht mehr bedrückt durch sich selbst.

Nun stand sie vor einer Aufgabe, der gegenüber sie keine Gewissensnot belastete. Wie eine Verwandte, irgendeine Verwandte konnte sie hier für Walters Angelegenheiten sorgen, seine Dinge in die Hand nehmen.

In ihre Seele floß eine Stille. Sie war der Pflicht entbunden, dem Manne, der draußen gefangen im feindlichen Land lag, von der Not ihres Herzens etwas mitzuteilen. Es verbot sich. Die Briefe in die Kriegsgefangenschaft mußten so sein, daß sie jedermann lesen



konnte. Der Krieg, der mit an ihrem Geschick geformt hatte, entlastete es nun.

Sie durfte still und ruhig das Einfache tun. Ihr Vater ging würdevoll umher, alles zu besichtigen. Er besuchte den Pfarrer, fand einen gelehrten Junggesellen von sechzig Jahren und bekam die Überzeugung, daß seine Tochter nun auch gebildeten und passenden Umgang habe. Er unterließ es nicht, die Kastellansleute Lui und Schiljette zu unterrichten, welche Lebensstellung er einnähme. Er wußte ihnen die Überzeugung von einer Aristokratie des Geistes zu vermitteln, indem er an den Kollegen Humboldt anknüpfte, der einst in diesem Herrenhaus gewohnt hatte.

Und dann ließ er beruhigt seine Tochter in dem fremden Ort, der wie begraben lag unter der Last endloser grüner Baumreihen.

Ina fing an, zu lernen, was eine Landfrau tun muß.

Des Abends ging sie manchmal hinaus über die Wiesen, zu den Teichen, in denen die Frösche riefen und die weißen Wasserrosen blühten. Die Weiher lagen tief im Röhricht. Nur einer, nahe am Hause, hatte einen dunklen, klaren Spiegel.

Eine steinerne Bank stand da an einer alten Weide. Die hing zärtliche Zweige in das Wasser. Beugte sich Ina darüber, so sah sie ein ihr fast fremdes, stilles Gesicht. Und manchmal war es ihr, als sei alles schon vorüber. So ging sie durch den Sommer eines Landes, das allen Affekt der Natur in eine Schwermut zog.

Die Rosen kamen und verblühten. Das Gras wurde zum zweitenmal geschnitten. Das wenige Korn, das dieser Boden hergeben konnte, war eingebracht. Und wenn sie redete, waren es alte Leute, die ihr Antwort gaben. War dies ihrer Jugend Ziel und Erfüllung? —

Joachim war ein Sohn geboren worden. Er erhielt Urlaub und Ina eine Einladung zu der Taufe. Sie trennte sich beinah ungern für die kurze Zeit. Aber sie wollte doch Joachim sehen.

Sie fand ihr Vaterhaus von Fröhlichkeit erfüllt. Die Schwägerin war schon wieder auf. Sie zeigte stolz ein prachtvolles Kind, wohlgebildet, gesund, mit einem Kopf voll brauner Härchen. Das Kind beherrschte das Haus. Der Großvater lief zwanzigmal am Tag, es anzusehen. Joachim wirkte blaß und farblos neben seiner munteren Frau und dem bewegten Vater. Die Taufe wurde zu einem Fest gestaltet. Es erschien die Tante Amelie mit ihrem Siegmund, und es kamen die Cadolzburger Vettern mit ihren Frauen.

Die Vettern, die vor einem Jahr munter in den Krieg gezogen waren, schienen ebenso munter wieder dem bürgerlichen Leben eingereiht, als sei nichts geschehen. Sie trugen stolz die Verwundungen, die sie dem bürgerlichen Beruf zurückgaben. Siegmund arbeitete auf dem Amtsgericht, der eine Theologe gab Unterricht am Gymnasium, der andre war Hilfsgeistlicher. Sie kamen Ina keinen Zoll anders vor als früher. Sie hatten ihre Pflicht getan. Einem fehlten Finger, dem andern lahmte das Bein, der dritte hatte einen steifen Arm. Sie ließen den kleinen Friedrich Albrecht leben und strahlten ihre Gattinnen an, die dabei verlegen wurden. Die Töchter des Ackerbürgers sprachen jetzt ein wenig anders, und ihre Kleidung hatte das Grelle verloren. Ihren etwas einfältigen Gesichtern gab die kommende Mutterschaft Weichheit und einen Schimmer von Madonnentum. Sie hießen nicht mehr Retta und Kuni, sondern Gretchen und Gunda, und der Stolz, Pfarrersfrau zu sein, machte, daß das Bäuerliche an ihnen etwas von Würde erhielt. Sie waren auch nicht mehr befangen. Sie nahmen Ina ein wenig beiseite und fragten sie in schlichter Natürlichkeit, ob sie denn nur den Namen ihres Mannes trüge. Ina verstand die Natürlichkeit nicht gleich. Dann errötete sie wider Willen. »Hat so schnell fort müssen«, sagte die eine. Und »Weil er dir nur wiederkommt«, die andre. Da fühlte sie, die Töchter des Ackerbürgers wollten sie trösten an diesem Tauffest. Und sie wurde ein wenig gerührt. Niemand hatte an diese Frage getastet. Den Töchtern des Ackersbürgers war sie die einfachste. Sie standen hölzern, aber nicht ohne Reiz vor ihr und trösteten sie, daß ihre Bestimmung sich noch erfüllen würde.

Ach, die nun Gretchen und Gunda hießen und nicht mehr Kuni und Rettel gerufen wurden, wußten es nicht, wie sehr sie Ina trösteten. Sie dachte an die knappen Stunden nach der Kriegstrauung, einen hellen Augustnachmittag voll Sonne. Dieser blendenden Sonne — dieser blendenden Sonne.

Sie sagte mit einer sonderbar hellen Stimme: »Mein Mann ist ja aktiver Offizier. Er mußte gleich zum Regiment.«

Und die Töchter des Ackerbürgers sahen sie gütig an. Da wurde Ina sonderbar belebt.



Ein Gefühl von Freiheit überkam sie. Machte sie angeregt, heiter fast.

»Ach,« bat sie, »ich bin nun vom Land wie ihr. Ich weiß noch so vieles nicht, draußen auf dem Gut meines Mannes. Seid doch so gut und erzählt mir ein wenig, wie ihr es zu Hause gemacht habt. Wir müssen so viele Kartoffeln in Mieten legen und haben doch den nassen Boden.«

Da sprach die eine: »Ein Herr wie dein Mann, der wird Weinkeller in seinem Schloß haben. Den mußt du ausräumen lassen und die Kartoffeln hineintun. Jetzt sind die wichtiger als wie der Wein.«

Und die andre nickte: »Den Wein kannst du, in Stroh verpackt, auch in Parterrezimmern verwahren.«

Jetzt war Ina keine Einsame mehr auf dem Tauffest. Die Töchter des Ackerbürgers bewiesen ihr frauliche Freundschaft. —

Am Tage nach diesem Fest bat Joachim seine Schwester: »Ich möchte mit dir auf die Cadolzburg. Nicht zu den Verwandten. Nicht noch mehr Familienglück. Laß uns an dem alten Ort ein paar Stunden lang sein, als wäre alles noch wie einst.«

Und sie gingen durch die verklärte Stille des Septembers hinaus nach dem alten Hohenzollernschloß.

Das Laub stand schon farbig, in den Gärten wucherte herbstlicher Überschwang. Der wilde Wein trug kleine Trauben, die Georginen leuchteten in der Farbe der Leidenschaft, und die Fruchtbäume standen unter Lasten.

»Wie seltsamlich ernte ich!« sagte Joachim Degen. »Ein Kind, ja, ein Kind. Und mit seiner Mutter soll ich nun das ganze Leben verbunden bleiben. Ich darf nicht ewig ein Vize sein, oh, gewiß nicht. Helene sowie mein Schwiegervater teilen es mir beständig mit. Es rüttelt an den Pforten ihres Stolzes, daß ich ein Vize bin. Und meine Frau sagt mir, ich soll nun bald ‚das K. E. eins' bringen. Ist diese Fürsorge vielleicht ein Scheidungsgrund?« Er lehnte sich an den halbverfallenen Zaun eines Krautäckerchens, aus dem in herrlicher Bläue der Kohl leuchtete. Darüber reiften Tomaten.

»Sieh doch, wie schön dieser Garten alles vergilt, Ina. Doch meine Frau wüßte schon, wem er gehört. Sie wüßte auch, welche Feindschaften die Besitzer im Orte unterhalten. Sie wüßte, in wie vielen Flirts die mutmaßlichen Töchter dieser Gartenbesitzer betrogen wurden. Helene weiß alles. Es gibt keinen greifbaren Lebenszustand von Nachbarn, guten Freunden, ja nur lediglich Mitbürgern, der ihr entginge. Ihre Neugierde kann täglich fünfzig Geschicke konsumieren. Sie weiß, wieviel Hemden, wieviel Geld, wieviel Kummer, wieviel Verdienste jeder einzelne Mensch hat, dem sie einmal auf der Straße begegnet ist. Sie weiß die Rangliste auswendig und den Hofkalender. Wie glücklich könnte ich sein, wenn mein Lebensberuf ein Auskunftsbureau wäre!«

Er sagte es tändelnd und kalt. Seine Hände zerbrachen dabei eine fremde Baumlatte.

»Wußtest du denn das alles nicht, Joachim? Sie war doch immer so.«

»Ich wußte doch nicht, daß all ihre muntere Teilnahme an Menschen und Zuständen nichts als die platteste, seelenlose Neugier ist. Ich komme mir vor, wie an eine Spionin gefesselt.«

Auch Ina beugte sich über den Gartenzaun, denn sie war ein bißchen müde. Auch Ina starrte auf das Gewirr blauer Kohlköpfe und roter Tomaten, denn sie wollte nicht in die Augen ihres Bruders sehen. Dann gingen sie weiter. Vor ihnen lag das alte Schloß, grau, einsam, einer verschollenen Abtei ähnlich in der Einfachheit seiner gotischen Mauern.

Es war ganz still. Unter dem amethystenen Himmel ruhte das Land in einem verklärten Licht.

Und Ina dachte: Wie ist es möglich, daß nicht viel länger als ein Jahr ging, seit wir hier glücklich waren, rein und schuldlos glücklich?

Kaum ein Jahr ist vorüber, uns dünkt, wir haben nichts getan, und doch verloren wir die Krone des Lebens: die Freiheit der Hingabe.

»Ich habe Clemens noch einmal wiedergesehen,« sagte sie plötzlich. »Ich konnte nicht anders. Marianne hat mich begleitet.«

»Du tatest wohl recht, Ina.«

»O ja, ich wäre sonst gestorben und verdorben. Weißt du von ihm?«

»Ja doch. Er steht im Westen. Er lebt noch. Was sind wir Männer für Narren! Für meine Schwester wollte ich keinen, der schon andre liebgehabt hatte. Als wäre Liebe und Liebe gleich. Kannst du ihn nicht vergessen?«

»Ich würde mir nichts mehr glauben, wenn ich ihn vergäße.«

»Und wenn dann Walter wiederkommt, kleine Ina?«

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, geboren aus Gram. Es war ein Lächeln, das nichts mehr heischte.

»Ich weiß nichts, Joachim. Wenn Walter da ist, wird e r wissen. Ich kann nur alles für ihn tun wie eine Verwandte, weißt du. Ich gehe dort umher, als sei ich schon gestorben. Eine andre. Oh, glaube mir, die andre tut schon immer das Rechte. So wie es in unserm Herkommen liegt. Du wirst auch dazu finden.«

Joachim Degen senkte den schlanken Kopf.

»Wie alt sind wir denn? Vierundzwanzig, siebenundzwanzig. Und sollen schon die Jugend vergessen — sonderbar genug. Wir haben der Sehnsucht die Tore verschlossen.«

Ina nahm eine von den kränklich blassen, lila Skabiosen in die Hand, die am Wegsaum blühten. »Solange wir leben, können wir das wohl nicht.«

Und dann schwiegen sie lange. Saßen wie zwei Arme am Wegrain und sahen auf ein graues Schloß. Es war ihnen das Symbol der alten Heimat, das lang verlassene, lang verödete Hohenzollernschloß. Der Tag blieb so lange hell. Die Grillen riefen noch. Niemand kam, das Bild der Stille zu stören.

»Dem hier mußten wir treu bleiben, Ina, ein brandenburgisches Herz hat immer seine Pflicht gekannt. Ein brandenburgisches Herz ist nie dem Kleinmut unterlegen.«

Er erzählte plötzlich von draußen. Er habe prachtvolle Kameraden kennengelernt. Freunde gefunden. Freunde, die in allem Gräßlichen noch an den Sieg der Menschheit glaubten.

Er nahm die Hand der Schwester.

»Sei nicht traurig, wenn ich falle. Ich hätte schwer zu tun, mich zurückzufinden. Schau', es mögen hunderttausend Leute von einem Krieg um die Weltherrschaft, um Vorteil, um Geldgrundsätze und all dergleichen reden. Ich bin ohne Haß. Es vollziehen sich ja doch nur ewige Gesetze der Erneuerung. Gott schütze uns nur vor einer solchen, die nicht eine Wiedergeburt sein könnte. Ein Auferstehen. Unsre Nation hat ja noch nicht einmal das Erbe Goethes angetreten.«

Sie gingen den langen Weg heim durch das dunkelnde Land. Sie überschritten Wiesen, Dörfer — kamen in die Ferne blauer Waldstreifen und hörten die Stimmen des Abends.

Sie waren beide still, beide bereit zu der großen Fassung.

Am andern Tage wollte Joachim mit Ina in Walter Giechs Wohnung gehen, um mit ihr Bücher auszusuchen, die nach Frankreich gesandt werden sollten. Sie hatten diese Absicht bei Tisch ausgesprochen. Als es dann an der Wohnung klingelte, dachte Joachim, es würde seine Frau sein. Doch es stand Fräulein Körner, die Malerin, auf dem Flur und bat um eine Unterredung. Ihr Wesen drückte etwas Bestimmtes und Ernstes aus. Die Geschwister waren ein wenig betroffen. Warum mußte diese Besprechung in Walter von Giechs Räumen sein?

Joachim fragte: »Sie wollen meine Schwester allein sprechen, nicht wahr? Ich gehe.«

Doch die Malerin bat ihn, zu bleiben. Sie beide ohne weitere Zeugen sprechen zu können, sei ihre Absicht.

Joachim sah eine Verlegenheit auf dem Gesicht der Vierzigjährigen. Es war ein kluges, wohlgeformtes, auch sympathisches Gesicht mit großen grauen Augen.

»Frau von Giech und Herr Doktor Degen, ich wende mich an Sie im vollen Vertrauen auf Ihr Zartgefühl und Ihre vornehme Gesinnung. Ihr Herr Vater hat mir die Ehe angeboten. Bevor ich ihm antworte, muß ich mit Ihnen beiden, seinen Kindern, gesprochen haben.«

Es gab eine Pause. Joachim stand, ohne sich zu rühren. Auch Inas Gedanken jagten Erinnerungen: sie hatte etwas bemerkt an dem Vater, gewiß, lange schon. Sie hatte nicht so recht hinsehen wollen, um es nicht zu deutlich zu sehen. Ihr Gedanke war gewesen, die ewigen fraulichen Anspielungen und Reden der Schwägerin hätten seine Art so verändert — Ina raffte sich zusammen. Sie sagte mit großer Höflichkeit: »Verzeihen Sie, wenn mein Bruder und ich nicht gleich Worte finden. Ist es richtig, das heißt, verstand ich es recht, mein Vater wünscht sich eine neue Ehe?«

Die Malerin blieb ganz ruhig. Ina sah es wie eine Merkwürdigkeit, daß sie den Handschuh abstreifte.

»Ganz recht, Frau von Giech. Ich habe nicht an dergleichen gedacht. Gewiß nicht. Ich blieb gern auf seine Einladung länger als es nötig war. Ich habe ihm auch zuweilen



im Zusammentragen von Material geholfen, ich meine, die Zeitungsberichte für ihn geordnet und so weiter zu den Kriegsvorträgen. Ich kam mir vor wie bei einem Verwandten.« Sie lächelte etwas. »Nun, Sie glauben es mir wohl ohne weiteres. Denn wenn ich mit dem Geheimrat eine Art von Flirt oder dergleichen begonnen und er seinen Antrag auf diesem Wege gestellt hätte, wäre ich, das heißt, wäre die Persönlichkeit, die ihr Geschick so gewendet, wohl nicht hier, um mit Ihnen zu sprechen.«

»Nein, sicherlich nicht, ganz gewiß nicht,« antwortete Ina beklommen und hoffte, ihr Bruder würde nun in männlicher Fassung die Weiterführung dieses seltsamen Gespräches übernehmen.

Doch Joachim Degen schwieg und besah seine Hände. Da mußte Ina das Schweigen besiegen.

»Sie begreifen wohl, es kommt erwachsenen Kindern dergleichen so seltsam überraschend. Wir dachten nie daran. Unsre Mutter ist gestorben, als wir alle noch klein waren. Wir kannten unsern Vater kaum noch in Verbindung mit einer Frau. Es fehlt uns die Brücke zu einer Vorstellung. Doch ist das alles nicht lediglich eine Sache zwischen Ihnen, liebes Fräulein Körner, und ihm?«

Und es war ihr sehr hilflos ums Herz. Alles veränderte sich. Das Vaterhaus war dann wohl keine Heimat mehr. Die Malerin antwortete, sie würde diesen Schritt nicht ohne das Gefühl tun wollen, daß die Kinder des Geheimrats sie willkommen hießen. Sie möchte niemals zwischen den Vater und die Kinder sich stellen.

Da fand plötzlich Joachim die Sprache.

Er näherte sich der Erwählten seines Vaters, bog sein liebenswürdiges, stilles Gesicht ein wenig herunter und sagte: »Sehen Sie von uns ganz ab. Wir haben uns immer in unsern Vater gefügt. Doch Sie, gnädiges Fräulein. Ich bitte Sie, haben Sie es bedacht: mein Vater wird annehmen, Sie hätten im Leben nichts getan als gemalt. Und immer eine Tante oder dergleichen um sich gehabt. Sie verstehen mich gewiß. In Ihren Jahren sind auch die großen Erregungen noch nicht tot.«

Ina sah dankbar auf den Bruder. Sie hätte für dieses die Worte nicht so gefunden. Nicht so einfach und nicht so zartfühlend. Was für eine Lage! dachte sie. Wir reden plötzlich über unsern Vater, als seien wir seinesgleichen. Wir, die ewig gehorsamen Kinder. Sie sah ein Lächeln auf dem Gesicht der Fremden.

»Nein, das denkt er nicht mehr, dieses mit der Tante und dem Malen als einziger Lebensäußerung. Ich bin aus gutem Hause, und was hinter mir liegt, braucht das Licht nicht zu scheuen. Ich bin aus einem Hause wie Sie. Nur waren wir arm. Ich bin jetzt vierzig. Meine Bilder sind gut. Den großen Ruhm erreicht eine Malerin in Deutschland nicht. Sie sahen, ich arbeitete nach Photographien. Ich würde als die Frau Ihres Vaters nur noch nach meiner Inspiration arbeiten können. Ich schätze Ihren Vater sehr. Ich würde ihm auch gern sein Haus gut machen, wenn Sie, liebe Frau von Giech, doch jetzt immer auf den Gütern Ihres Mannes sind. Wie gesagt, mir wäre alles lieb und erfreulich. Ich käme in meine früheren Verhältnisse zurück, nach einem reichen, schönen, nicht immer bürgerlichen Leben, das der Geheimrat kennt. Eine Furcht für mich liegt nicht in meiner Vergangenheit. Ich gehe von hier aus zum Bahnhof. Der Geheimrat soll meine Antwort von Ihnen erhalten, habe ich ihm gesagt.«

Da wurde Ina von einer Erschütterung erfaßt. Ihr Vater, ihr herrischer Vater schickte diese Frau zu seinen Kindern mit der Frage, ob es ihnen recht, wenn er wieder heirate?

Sie befanden sich völlig entwaffnet.

»Ach,« sagte Joachim plötzlich, »wir hatten nie das Recht, zu fordern. Um unsre Gefühle war nie ein Werben. Dies sage ich nicht um unsertwillen. Unser Vater ist ein harter Mann. Er ist bedeutend, er ist sehr klug und von großem Charakter. Aber die Eigenschaften, die eine Frau braucht —«

»Aber wenn Fräulein Körner doch will —« warf Ina ein. »Sie weiß es doch besser. Sie kommt zu uns, Joachim. Und Papa wartet. Wollen Sie wirklich erst noch zu einem Bahnhof gehen?« Und sie fand ein kameradschaftliches Lächeln.

Die andre lächelte auch.

Joachim dachte: Oh, ich habe mir solche Dinge so tragisch vorgestellt. So, als wäre der Untergang einer Welt. Und nun ist nichts, als daß man ein wenig verlegen ist. Und irgendwo so erstaunt. Man gilt plötzlich auf so sonderbare Weise etwas.

»Müssen Sie noch zu einem Bahnhof?« wiederholte Ina.



»Ich wüßte gern Ihren Vornamen,« sagte Joachim.

»Ich heiße Agnes, lieber Joachim.«

»Da könnten wir vielleicht Agnes sagen, nicht wahr? Papa und Agnes.«

»Ja, gewiß. Nicht wahr, wir können immer die Vornamen sagen?«

»Und vielleicht — es wäre doch besser, zum Beispiel eine kleine Reise, und Sie und Papa kommen dann gleich verheiratet zurück?«

»Es wäre wohl so das beste, liebe Ina.«

Man ging zu dreien heim. »Ich werde Helene aufsuchen,« sagte die neue Agnes. »Ihr müßt doch erst mit Eurem Vater sprechen.«

Ina und Joachim standen allein auf dem Flur. Sie drückten sich zueinander durch stumme Blicke aus. Es lag darin ein grenzenloses Erstaunen und ein Zueinandergehören.

»Geh du zu Papa, Joachim.«

»Nein, wir beide.«

»Nicht wahr, man wird doch nicht lächeln über Papa?«

»Nein. Sie ist nichts zum Belächeln. Ich meine diese neue Agnes. Und im Kriege wird ja unablässig geheiratet.«

»So komm nur. Er wartet vielleicht.«

Sie traten ein. Die Machthaber über ihres Vaters Geschick kamen mit gesenkten Stirnen. Die Gratulanten zu ihres Vaters Glück fühlten sich belastet.

Alexander Degen stand auf. Er sah sehr schön und sehr würdevoll aus. Er hob die wohlgeformte Hand zu einer Gebärde, mit der er seine Hörer zu begrüßen pflegte. Und Ina zitterte. Oh, wenn er nur nicht sagen wollte, dies sei der schönste Augenblick seines Lebens.

Er schloß seine Kinder gerührt in die Arme. Sein weißer Bart war ein wenig jugendlicher zugestutzt als sonst.

»Ihr habt nun eure eignen Wege beschritten, liebe Kinder,« sagte er. »Laßt mir die große Freude, Agnes, die mir in einem schönen und ehrlichen menschlichen Gefühl zugetan ist, als die Gefährtin der Jahre zu haben, die mir noch bleiben. Sie rührt nicht an den Platz eurer seligen Mutter im Herzen. Wie sollte sie es können, wollen? Das Einziggeliebte vermag nichts anzutasten. Die Erinnerung nichts zu verkleinern.«

Da ging Ina in ihre Kammer und weinte — — —

Im späten Herbst kehrte Ina auf das Gut ihres Mannes zurück.

Sie wußte da noch nicht, daß es für ein Jahr war und noch ein Jahr.

Sie wußte es später selber kaum, wie all die Tage, Wochen, Monate in gleichförmiger Arbeit, in Gedanken an die Fernen, in Gedanken an das Geschick der Zeit sich einförmig verloren —

Kam denn nichts mehr? Nichts mehr?

An einem Novembertag von 1917 legte man bei Soissons Joachim Degen und Clemens Goth in denselben Lazarettzug. Sie hatten die Betten nebeneinander, waren beide von großem Blutverlust und Schmerzen sehr erschöpft und wurden an verschiedenen Orten ausgeladen. So war es nur wenig, was sie miteinander zu sprechen vermochten.

»Wo ist Ina, wie lebt sie?« hatte Goth gefragt.

Da erzählte Joachim. Er schilderte ihm ein wenig das einsame Leben von Ina, ihre übernommenen Pflichten, die große Stille ihrer Umwelt.

So erfuhr Clemens Goth wieder von Ina. Erfuhr, daß ihr Mann in Gefangenschaft lebte, und begriff, daß alles so sein mußte, wie es war. Da hat sie mir nicht schreiben können, begriff er. Denn wer sollte es vermögen, einem Manne in die Not der Hilflosigkeit hinaus von Zwiespälten des Herzens und des Gefühls zu berichten?

»Du wirst Ina sehen, Joachim, grüße sie. Mit mir ist es nicht besonders. Der Beinschuß wird heilen, aber ich bin ganz verelendet. Ich glaube, daß ich eine Weile im Lande bleibe.«

In Joachim stieg ein Mitleid auf. Armer Kamerad, armer Soldat! dachte er.

»Hast du gar keine Angehörigen, zu denen du auf Urlaub könntest?«

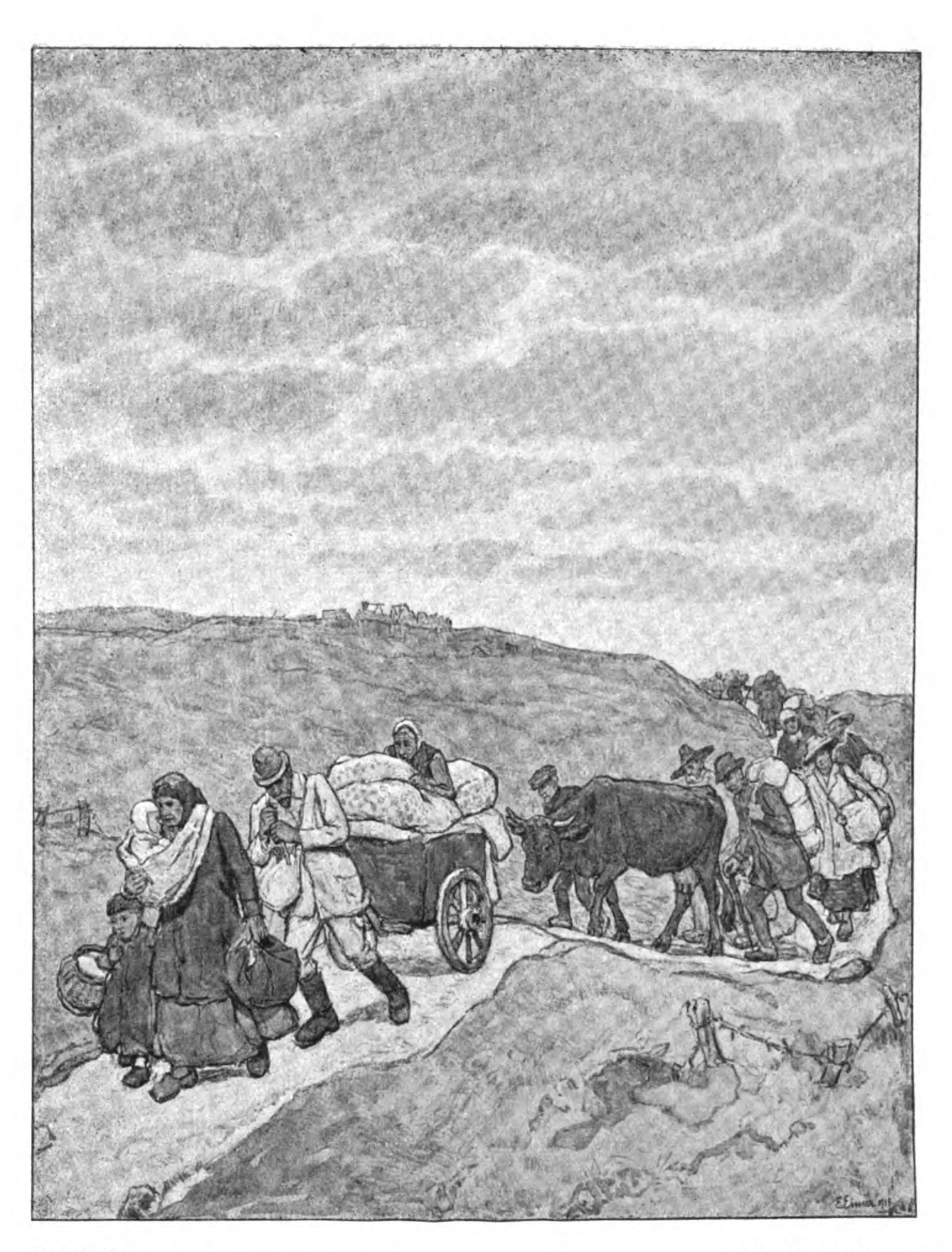
»Doch,« antwortete der Kamerad. »Wenn ich noch Erholung brauche und bewilligt bekomme, weiß ich ein Haus, wohin ich immer kann. Ich schreibe dir einmal, wenn ich dort bin. Du gehst zu Frau und Kind nach Erlangen?«

»Sobald ich kann. Meine Schulter ist total kaputt. Ich werde viele, viele Monate brauchen —«

Man holte die leichter Verwundeten aus dem Zug, in irgendeinem kleinen Städtchen bei Mainz. Goth sagte Lebewohl und hinkte davon. — —

Er verbrachte ein paar Wochen in einem





Ernst Eimer: Die Vertriebenen



Lazarett. Betreut und gepflegt von gar verschiedenen Schwestern und Helferinnen. Sie hatten ihn alle ein bißchen lieb. Das konnte er so ruhig und liebenswürdig hinnehmen. Es war ganz schön, einmal umsorgt zu sein. Und er dachte dabei, Ina würde es tun, wenn sie könnte. Als seine Beinwunde geheilt war, sagte ihm der Arzt, daß er für den ganzen Winter Erholungsurlaub bekäme. Denn seine Lunge wäre nicht gut. Sie wäre vielmehr schlecht. Ob er in ein andres Lazarett wolle oder in eine Privatpflege? Er könne ihm das erwirken.

Clemens Goth antwortete, er wisse ein Privathaus. Und er erschrak ein wenig, als er bei den verschiedenen Gängen und Abmeldungen erfuhr, daß er sich erst zu Ostern wieder stellen müsse. Da schien man ihm nicht viel Hoffnung zu geben.

Spät im Dezember fuhr er durch vielverschneites Land zu den Eltern eines Kriegskameraden. Es waren stille Leute, die mit vieler Entsagung den Sohn hatten Lehrer werden lassen. Sein Stübchen stand Clemens offen. Der Hausvater versah die Postagentur und trieb das Uhrmachergewerbe. Clemens Goth konnte bei der Post ein wenig helfen, und er gab den jüngeren Geschwistern des Kameraden Unterricht.

Der Winter war bitter kalt. Aber doch nicht so hilflos wie jene Winter der Kindheit, wenn man, lichtlos, frierend des Morgens aus einem armen Bett sich in ein eisiges Zimmer begab und zu eingefrorener Waschschüssel. Wenn man sich des Abends fürchtete vor der schmerzlichen Pracht der Gestirne, weil sie drohten, daß ihr kalter Schimmer alles Lebende erstarren lassen werde. Nein, so gequält war die Zeit nicht mehr.

Manchmal erzählte Goth den guten Leuten von der Zukunft. Versprach ihnen vom Frieden auch die Freiheit, die große Umgestaltung. Wenn er so sprach, glaubte er auch für sich selbst an schöne Dinge und war ganz fest überzeugt, wieder gesund zu werden. Er konnte nicht nur versprechen. Er hatte auch etwas Geld. Manchmal schickte ihm eine Zeitung für Dinge, die er schrieb, einen ganzen Reichtum, so gemessen an den Verhältnissen des kleinen Hauses.

Und manchmal dachte er auch, wie es wäre, wenn er zu Ina führe.

Es wurde so leicht. Man hatte die tausend Mühsale des Weges vergessen. Der Abendschein brannte über dem Land. Und jeder Schritt, den der Fuß tat, ging über geliebte Erde.

Clemens wußte, daß Ina in der Verlassenheit des Fichtelgebirges, unter finsteren Wäldern, bei schwermütigen Teichen und Alleen wohnte. Auf jenem Gedankenweg zu ihr war sie nicht mehr Frau von Giech, nicht die Hüterin andern Eigentums. Alles um sie gehörte ihr. Er träumte sich in den Schlaf — er vergaß so vieles über diesem Weg:

Um die sanfte Stunde, wenn im letzten Lichte
Des gewesenen Tages Wald und Fluren ruhen,
Will ich zu dir kommen. Letztes der Gesichte
Wird uns werden. Und das letzte Tuen.

Sieh, die Wandervögel unsrer Herzen schlafen,
Und die Unruh' sank in Gottes Hände,
Und die langen Leiden, die uns trafen,
Waren nur, daß unser Herz vollende.

Unsre Seelen, unsre bleichen Munde,
Die nach Brot und Wein verschmachtet waren,
Nehmen aus der Lebens-Abschiedsstunde,
Was die Träumenden im Sakrament erfahren.

O Geliebte! Tief in Gottes Willen
War, was wir gelebt, von Anfang her beschlossen.
Jetzt verstehen wir den schweren, süßen Willen,
Wir, die wir aus seinem Herzen flossen —

Sieh, wir hatten uns so ganz ergeben
In das Menschenlos, durch Einsamkeiten
Und das furchtbar schöne, wilde Leben
Als die *Niegestillten* hinzugleiten.

Und wir beide, *einzigen Geschickes*
Und Vertreter Endloser, die leiden,
Fühlen dieses unerhörten Augenblickes,
Daß wir *Gott* entgegenschreiten.

Als der Frühling kam, mußte Clemens nach Würzburg, sich wieder zu melden.

Der junge Aufruhr des Märzwindes fuhr durch die Stadt. Er riß an Fensterläden und Turmhähnen, er hatte den Schnee weggescheucht und begrünte die Ruten der Sträucher. Die Luft roch nach Veilchen. Die Glokken klangen von Frühling und Auferstehen.

Die Straßen waren voll Lebendigkeit, erfüllt mit warmen, angeregten Stimmen. Die Mainstadt hatte ihre alte, köstliche Heiterkeit nicht ganz verloren im Kriege. Und so viele, viele Kameraden! Es griff Goth ans Herz, als er die vielen Kameraden wiedersah. Die zogen wohl alle bald hinaus nach Flandern. Ach, wohl keiner dabei, der in den Krieg um des Krieges willen ging. Um der Heimat willen gingen sie dahin. Kameraden, Kameraden.

Er schritt hinunter zu der alten Mainbrücke. Die steinernen Heiligen standen da, die einst Blut und Leben für den Glauben gegeben. Tausend andre Geschlechter waren an ihnen vorbeigehastet. Aber es gab im deutschen Lande wieder einen Glauben, mochte er sich äußern, wie er wollte: daß wir ein freies Volk bleiben müßten, das seine Bestimmung sich selbst gibt.

Der Main raste so stolz dahin. Sein Rauschen tat, als sei es das ewige Meer. Und Clemens starrte auf die frühlingsbewegten Wasser hinunter. Ein paar Verse fielen ihm ein:

> Einstmals ist es wie ein Strömen,
> Das uns von der Jugend scheidet —

Er lächelte. Was sollte uns je von der Jugend scheiden? Ein erkaltetes Herz? Ein hundertmal gekreuzigter, müder Körper? Was sollte und könnte uns je von den Flammen unsers Lebens scheiden?

Er fühlte sich wohl. Es störte ihn nicht, daß er hustete und dies spürte. Jetzt wurde es ja Frühling. Erneuerung alles Lebens.

Durfte er Ina rufen? Er ging hinaus in schwere Dinge. In harte Schlachten. Man nahm so oft Abschied jetzt. Als wäre das körperliche Wiedersehen der einzige Trost, der noch bliebe. Und doch sind sie, die fielen, alle tausendmal schöner im Erinnern der Ihrigen geworden. Alle, die den jungen Tod der Schlachten starben, tragen die Züge des Unvergeßlichen. Zu Hause in den kleinen Kirchen der Dörfer hingen Kränze für sie mit Schleifen, auf denen etwas von Heldentum und Opfer für das Vaterland steht. All ihre kleinen Gewohnheiten sind nun heilige Erinnerungen. Und die einfachen Worte, die sie vielleicht noch gesagt oder geschrieben, bekommen Gewicht, werden oft in den Herzen bewegt und Symbol für jenes Ahnen im Menschen, dem man keine Worte weiß.

Nichts mehr kann die Toten von der Jugend scheiden. Und er dachte: Ich darf Ina bitten. Es ist für niemand etwas Unersetzliches, wenn sie drei Tage lang nicht dem Gute vorsteht, das ihrem Manne gehört. Was würde es ihn kümmern, wenn er einst zurückkommt, ob alles so ganz genau gemacht worden ist? Er nickte dem Fluß zu: Sie wird dein Rauschen hören. Er nickte den Brückenheiligen zu: Sie wird an euch vorübergehen. Er begrüßte die ganze schöne Stadt und dachte: Sie wird hier sein.

Und in sein Herz stieg der Rausch des Frühlings und der Erwartung. Er ging durch den kühlen Hofgarten, vorüber an Eibengebüschen, an Putten von Sandstein. Die Amseln riefen schon. Er spürte den Duft frischgebrochener Erde. Glück kam über ihn. Nun war er wieder lebendig. Stand vor dem Ausmarsch. Und dieser Abschied warf ihm das Glück zu, daß er Ina noch einmal sah.

Er erinnerte sich ihres Lächelns, das scheu, gütig, wie ein Geschenk aus ihrer Gefaßtheit brach. Er erinnerte sich ihrer schmalen und beseelten Hände und ihres Ganges, der eine Sehnsucht in Hochmut verbarg. Sie war ihm so gegenwärtig, daß er sich einbilden konnte, sie ginge neben ihm, und er müßte auf dem schmalen Weg die Eibenzweige zur Seite biegen, damit sie sie nicht streiften. Sie hat mich nicht gerufen, o nein. Wie konnte sie Walter Giech, der mit verwundeter Seele in Gefangenschaft sitzt, solche Dinge schreiben? Wie sollte sie, die er liebte, grausam und hart sein können? Einmal, des Abends, wenn man wieder Frieden hatte, wenn dieses ganze Erleben des furchtbaren Krieges als Erinnerung hinter den Menschen lag und sie die Stirnen wieder frei heben konnten, dem persönlichsten Schicksal zu, dann dürfte es wohl sein. —

Clemens Goth ging über den weiten Platz vor der Residenz. Das Pflaster war hellgefegt vom Märzwind. Irgendwo hing der Kasten eines Photographen. Er sah sich ein wenig Gesichter an. Jedes solches Bild sollte wohl jemand freuen. Jeder weiß jemand, dem sein Bild wohltut. Die Menschen haben es doch gut. Jedem gab Gott ein freundschaftliches Herz für seine Sehnsucht. —

Clemens Goth stand vor einem Stabsarzt. Auf seine Bitte sandte ihn dieser noch zu einem andern, dem Korpsarzt sogar. Diese Männer waren so freundlich. Sie gaben Clemens einen Zettel, auf dem zu lesen, daß er für drei Jahre zu jeder Verwendung im Heeres- und Zivildienst untauglich sei.

Er las es ein paarmal. Seine Stimme mühte sich nicht um Festigkeit, als er fragte: »Dies heißt — unheilbar krank?« Und er sah dabei ganz genau, wie die Möbel des Zimmers waren. Sie hatten graue Samtbezüge mit einem grünen Muster. An der Wand hing ein Bild von Robert Koch. Nicht von Hindenburg. Das fiel ihm auf.

Die Ärzte schwiegen einen Augenblick.



»Tätigkeit würde Sie unheilbar machen. Sie müssen viel liegen. Auf einer Veranda, gut in Decken gewickelt.«

»Ich darf nicht gehen?«

»Oh, wenn es Ihnen Freude macht, dürfen Sie auch gehen.«

Da wußte er, es war ganz gleich, was er tat. »Ist denn die Lunge schon ganz kaputt?«

»Es sind beide Lungen stark angegriffen. Nehmen Sie Kreosot. Sie können einreichen auf eine Rente. Tun Sie es. Wollen Sie in ein Lungensanatorium?«

Er wollte nicht. Er wollte nicht unter Hunderten liegen, die dasselbe Elend hatten.

In einer halben Bewußtlosigkeit ging er durch die Straßen. Er erinnerte sich eines Mannes, zu dem man großes Vertrauen hatte. Der Professor war auch zu Hause. Und Clemens Goth zog wieder seine Kleider aus und dachte, ob es wohl häßlich sei, wie er aussähe. Und wieder wurde er behorcht, hundert Dinge gefragt.

»Steckt das nun an, Herr Professor?«

»Wenn Sie vorsichtig sind, nicht. Sie haben wohl eine harte Jugend gehabt? Und Ihre Eltern?«

Er antwortete, daß man bei Eltern seines Standes kein so großes Aufsehen davon gemacht habe, woran sie starben.

Unten am Main fand sich eine arme Stube, die er mietete. Er kam noch in seiner Uniform. Die Frau hatte einen Sohn im Felde. In ihrem Mitleid lag der Gedanke an den Sohn. Sie versprach, auch ein wenig zu kochen.

Er zog in die arme Stube. Es wird ja Frühling, dachte er. Ich werde am Main sitzen und das Rauschen hören — — das Rauschen des Frühlings.

Bitternis überfloß seine Seele. Nun konnte er nicht mehr hinaus zu denen, die den jungen Tod der Schlachten starben. Nun war er ein Armseliger, der wartete zwischen Angst und Hoffnung — der niemand mehr rufen durfte zu einem stolzen Abschied.

(Schluß folgt.)

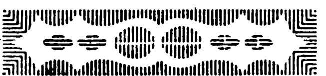
Lob- und Danklied

Euch nahezukommen, Vater und Mutter,
Und euch zu verstehn, die ich lange nicht verstand!
Ach, als ihr dem jungen Vöglein noch das Futter
Gereicht, wie pickt' es euch ungeduldig die Hand!
Wie dünkt' ihm das Frühere so verloren,
Wie schien ihm die Welt so einzig, so neu
An seinem eignen Geburtstag geboren —
Ihr aber lachtet und weintet und waret treu!
Du Vater! Schönster unter den Bäumen und Bergen!
Du gehst dahin, wie unter Riesen und Zwergen
Unter den Wesen der grünenden Natur,
Du sprichst zu ihnen, und sie nicken nur —
O Mutter! Liebste unter den Erdenfrauen,
Ewiges Mägdlein! Weidend im Himmelblauen,
Blumen bindend in alt' und neuen Tagen,
Unersättlich zu jubeln, zu tragen und zu fragen —
Ihr Eltern! Daß ihr noch lebt! Daß ich euch habe!
Dank, Himmel, für solche allerhöchste Gabe!
Aber bin ich euch denn nahe heute?
Ihr seid alte, weise, selige Leute,
Und ich bin noch des Lebensmeeres Beute!
Wann komm' ich euch nah, wann sind wir wirklich vereint?
Das wird dorten sein, wo Mond und Sonne nicht scheint,
Wenn uns das ungetrübte Licht empfangen,
Bei den Geschwistern, die vorausgegangen.

Erika Spann-Rheinsch







Zwei Legenden

Von Anna Haußmann

Die Sterne

Es war einmal, daß der Jesusknabe am Wegrande saß und wartete auf die Sterne, dieweil die Sonne im Untergehen war. Er sah des Tages Scheiden, sah zu dem Spiel des Lichts und lauschte voll Andacht den Stimmen des Abends, und als der erste Stern am Himmel aufglomm, neigte er das Haupt und grüßte ihn und freute sich seines Glanzes.

Es kamen viele Leute des Weges aus der Stadt, mit großen Wagen und schweren Lasten, die murrten und schalten und führten gottlose Reden. Der Jesusknabe aber stand auf, trat zu ihnen hin und sprach: »Was tragt ihr Bitterkeit in euren Herzen, seht ihr nicht, daß der Abendstern am Himmel aufgekommen ist?« Sie aber schüttelten den Kopf und höhnten ihn und sprachen: »Wie können wir den Himmel sehen; uns hat die Arbeit den Rücken gebeugt, und unsre Last drückt uns zu Boden. Leg' uns den Abendstern zu Füßen, daß wir ihn sehen.«

Da barmte es den Jesusknaben, und seine Seele suchte, wie er ihnen hülfe.

Und als er aufblickte, kam es über ihn, daß er die Arme breitete, weit — weit, und viel tausend kleine goldene Sterne kamen und legten sich still an seine Brust. Da nahm er sie und tat sie in den Staub der Straße, daß sie sich freuten, all die Müden, die den Himmel nicht konnten sehen unter der Last ihrer Bürde. Die Sternchen aber verblichen, und ihr Glanz erlosch.

Nur ein einziges funkelte noch und glänzte wie droben seine Geschwister. Und als der Jesusknabe zusah, fand er, daß es in einem Wässerlein lag, das der letzte Regen zurückgelassen. Und es jauchzte in ihm, und alle Sternlein, die ihm noch geblieben waren, drückte er fest an sein Herz und lief und tat in jeden Bach eines und in jeden Fluß und in jeden See, und ein Stückchen seines lieben Heimatshimmels dazu und der schönen Gotteserde.

Die Wanderer kamen, sahen das Wunder und sprachen: »Seit wann sind Sterne zu unsern Füßen?« Und sie griffen danach wie die Kinder und freuten sich und sannen und beugten sich leise dem Frieden des Abends. Der Jesusknabe aber ging, legte sich zu den Bäumen und Tieren des Waldes, denn er war müde geworden. Und Gottvater neigte sich vom Himmel und küßte seinen Sohn.

Die alten Männer vom Heimathaus

Jeden Mittag um die zwölfte Stunde, wenn die Sonne es am besten meint mit der Erde, machten die alten Männlein vom Heimathaus ihre Runde. Die schattige Allee entlang, an dem Kirchhofe vorbei und den kleinen Sandweg zurück — immer dasselbe, seit Monaten, seit Jahren. An der grünen Stelle, wo das Gras über den Weg gewachsen war, trafen sie dann das blonde Milchmädchen mit den langen Zöpfen, das seine Kannen ins Städtchen trug und sang. So hell und inbrünstig sang es, daß es gar nicht achtgab auf die alten Männlein, die ihm ja schon ein gewohnter Anblick waren. Und auch die Männlein gaben auf das Mädchen nicht acht; beileibe nicht! Sie gingen, den Knotenstock in der Rechten, die Linke auf dem Rücken, und sprachen von Tagesereignissen. Zwar mußte sich der Niels einmal herumdrehen, als das Dingelchen vorüber war; es war ihm ja doch absolut so gewesen, als habe er etwas verloren, und der Lars, der mußte sich schneuzen und wendete den Kopf dabei — er war ein wohlerzogenes altes Männlein.

Zu Hause bekam dann jeder eine Tasse Kaffee und dazu ein Stücklein Brot, auch manchmal eine Pfeife Tabak. Damit setzten sie sich auf die lange weiße Bank vor der Haustür. An der Tasse wärmten sie sich die Hände, denn wenn es auch Sommer war, die alten Männlein froren immer. Goldlack hatte sie am Mieder gehabt. Ob sie den wohl besonders liebte? Die blonden Haare! Ein blaues Halstüchlein mußte ihr gut zu Gesichte stehen. Wie sie wohl heißen mochte? Inge? Helga? Christel? Christel — ja das mochte für sie passen.

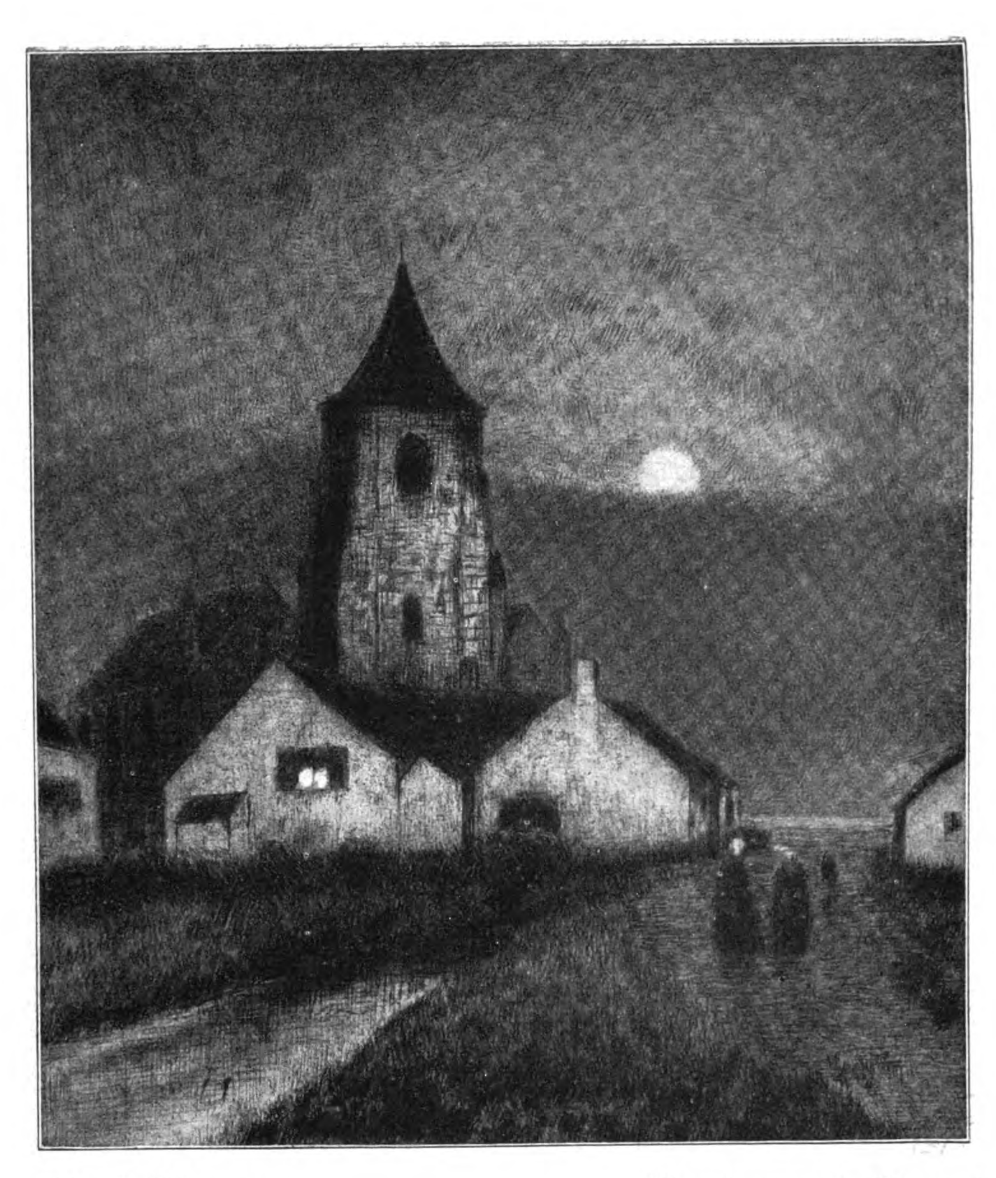
Wie von ungefähr blühte dann später auf einem der Beete leuchtender Goldlack oder das Aufwischmädchen fand einen kleinen Zettel, darauf standen von zittriger Hand ein paar Mädchennamen, die schönsten Schnörkel am Endbuchstaben, und in einer der roten Truhen, in denen die Männlein ihr Heiligstes bargen, lag wohlverwahrt und fein gefältet ein Halstüchlein in Seidenpapier. —

Eines schönen Frühlingstags aber, da ging ein Bursche neben dem Mädel einher. Die Männlein faßten den Knotenstock fester. »Wie die Kaffeepreise fallen!« sagte einer, und die andern räusperten sich vor Erregung.

Und dann war Hochzeit. Die lahme Frau erzählte es, die abends die Schrippen brachte. Als der Mond in selbiger Nacht über den Garten schlich, mußte er viele seiner prächtigsten Blumenkinder vermissen.

Die alten Männlein aber nahmen am nächsten Tag einen andern Weg. Den Strandwall entlang und den Philosophensteg zurück, und dabei blieben sie bis an ihr seliges Ende.



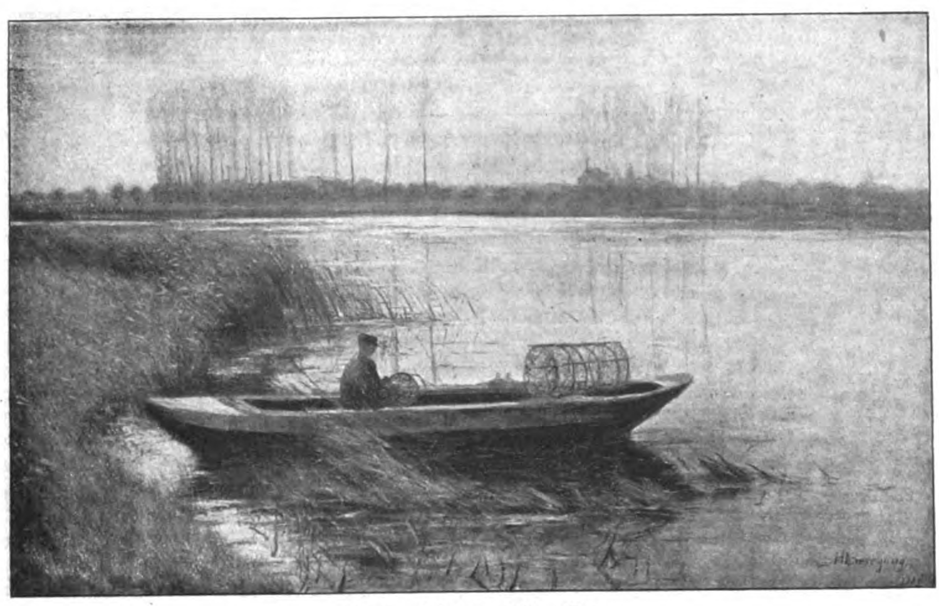


Helmuth Liesegang: Mannekensvere bei Nieuport

Nach einer Radierung

Zu dem Aufsatz »Helmuth Liesegang« von Georg Howe





Niederrheinisches Altwasser

Helmuth Liesegang

Von Georg Howe



ie moderne Landschaftsmalerei ist eine Schöpfung der neueren, nach Schiller durchaus »sentimentalisch« veranlagten Empfindungsweise der Menschheit. Germanische Stämme haben zum erstenmal die Naturdarstellung als Selbstzweck gepflegt. Während diese in der italienischen Früh- und Hochrenaissance immer nur eine untergeordnete Rolle spielte, erlebte die Landschaft um ihrer selbst willen die erste große Blüte bei den Niederländern des 17. Jahrhunderts. Auffallenderweise also in einem Lande, das nach landläufiger Anschauung der breiten Massen von der Natur nicht eben reichlich mit darstellenswerter Schönheit ausgestattet erschien. Unter den Holländern ist es Jakob Ruisdael, der fast alle seine Landsleute nicht nur an Mannigfaltigkeit, Tiefe und Feinheit der Beobachtung übertraf, sondern auch ihren Erbmangel, die Nüchternheit, durch seine außergewöhnliche Einbildungskraft und durch den Reichtum seines inneren Lebens besiegte. Er war ein tiefernster Charakter und stellte auch im Leben der Landschaft gern ihre ernste Stimmungen weckenden Seiten dar. Aber der Gipfel der Entwicklung, auf den er seine Kunst führte, deutete auch bereits leise den bald beginnenden Abstieg an. Wohl trug noch Watteau, der flämische Bauernsohn, in die meisterlich inszenierte Lebenskomödie des Rokoko etwas von seinem offenen, frischen Wirklichkeitssinn hinüber. Mit ihm schließt dann aber die Geschichte der Renaissance-Landschaftsmalerei: man vermochte aus der Natur keine weiteren Anregungen zur Fortbildung des Lebens zu ziehen. Einem Lessing galt die Landschaftskunst als eine minderwertige Gattung; als erste und wichtigste Aufgabe erschien durchaus die Darstellung des Menschen. Mindestens mußte die Natur ins Heroische gesteigert werden, um so als würdiger Schauplatz für bedeutende dramatische Geschehnisse gelten zu können und damit erst existenzberechtigt zu werden. Als man nach der großen Revolution der Natur wiederum Aug' in Auge gegenüberstand, merkte man, daß man sie überhaupt nicht kannte, daß man sich ihrer aufs neue bemächtigen müsse.

In Düsseldorf, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zweifellos bedeutendsten Kunststadt Deutschlands, geriet die Landschaft erklärlicherweise zunächst unter den umnebelnden Einfluß der vom breitesten Beifall des Publikums getragenen Düsseldorfer Romantik. Immerhin hatten Karl Friedrich Lessing und namentlich Andreas Achenbach durch intime Fühlung mit der niederländischen Kunst ihre unmittelbare Beobachtungsgabe der Naturerscheinungen in einer Weise entwickelt und geschärft, daß von ihnen aus eine bahnbrechende Änderung der gesamten Kunstauffassung sich vorbereitete. Dem in den siebziger Jahren einsetzenden Naturalismus und der daraus sich entwickelnden impressionistischen Richtung war es dann vorbehalten, die moderne Stimmungskunst zu schaffen, welche jener neuen Form der Liebe Rechnung trägt, mit der der



Mann im Boot



Leer in Ostfriesland

moderne Mensch, übersättigt und ermüdet von der alle seelischen Werte schwer bedrängenden Großstadtkultur, sich leidenschaftlicher als je zuvor an die Brust der Natur wirft, um aus ihr Kraft und Frieden zu schöpfen.

Es begann eine neue Art des Sehens und des Empfindens. Nicht mehr das äußerlich Effektvolle, nicht mehr die übliche Touristenschönheit oder das durch irgendwelche gegenständliche oder literarische Nebenbeziehungen Bemerkenswerte stand im Vordergrunde des Interesses. Man starrer Regeln gebracht worden. Jetzt schaute man zum erstenmal wieder in voller Unbefangenheit die Dinge dieser Welt, und die zahlreichen Entdeckungen, die Fülle und der Reichtum an Schönheit, die man zu seinem Erstaunen auch in den schlichtesten Motiven fand, ließen jede Rücksicht auf die Wahl »bedeutender« Stoffe in den Hintergrund treten. Voll hingebender Ehrfurcht widmete man sich der Betrachtung und der liebevoll nachschaffenden Darstellung der Mutter Erde. Langgestreckte Ebenen mit fernen Horizonten, grü-



Das gelbe Haus

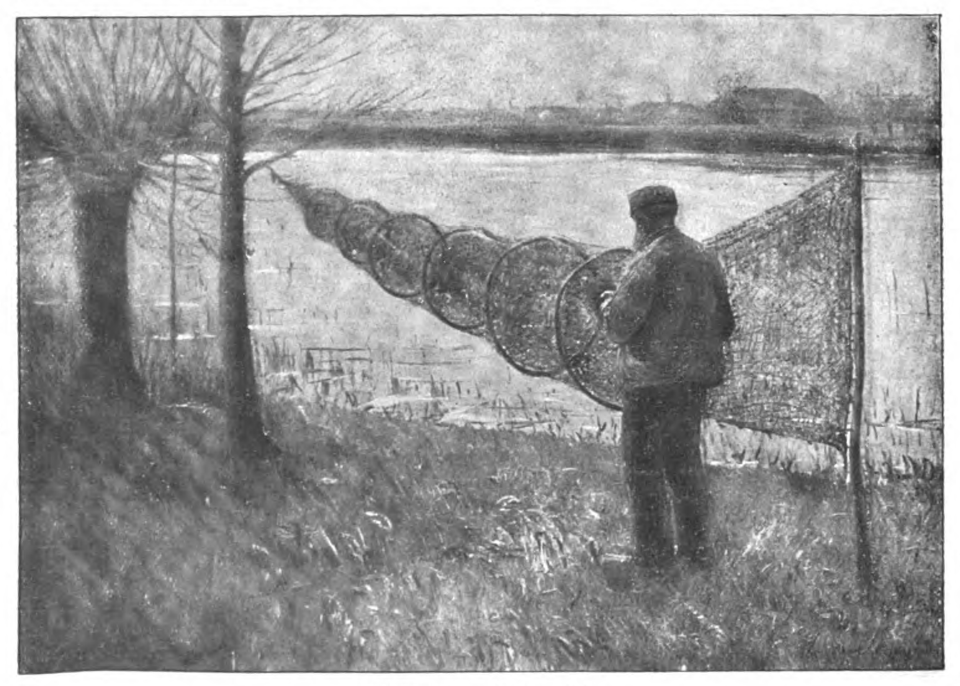
suchte und liebte das Einfache, das Alltägliche; man bemühte sich, in jedem kleinen Naturausschnitt einen Teil und ein Abbild der ganzen sichtbaren Welt zu erblicken. Das Auge stellte sich ganz anders und weit schärfer ein, als man es bisher gewohnt gewesen. Die rücksichtslose Befreiung von alten Herkömmlichkeiten und den vorgeschriebenen Malrezepten ließ eine Naivität des Schauens und eine Freiheit der Technik aufkommen, wie sie bis dahin unerhört gewesen war. Die Einflüsse von Luft und Licht auf die Erscheinung der Dinge waren den älteren Meistern ja naturgemäß nicht unbekannt; aber die Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete gemacht, waren alsbald in die Form feststehender Gesetze und nende und reifende Felder mit sparsam verteilten Büschen oder Bäumen, Heide und Moorland mit ihrer farbig oft so reizvollen Oberfläche, stille Bauernhäuser neben hohen Getreideschobern, enge Winkel und Gäßchen in alten Städten: das waren die Motive, die jetzt auftauchten und bald auch weiteren Kreisen die Augen für Schönheiten intimer Art öffneten, von denen man bisher umgeben gewesen war, ohne sie zu empfinden.

Diese moderne, unter der Herrschaft des Freilichts geborene Landschaftskunst stand im schroffen Gegensatz zu der vorausgegangenen, eng gebundenen Atelierkunst. Im Gegensatz zu der dunklen, kontrastreichen Palette, wie sie noch die Maler von Fontainebleau bevorzugt hatten, liebte

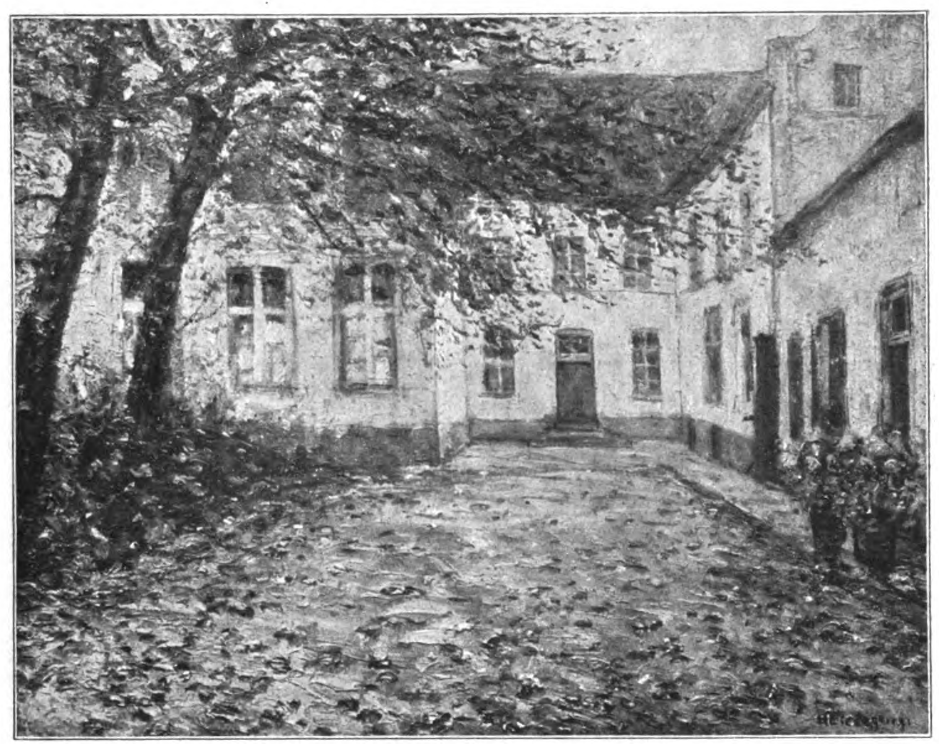
man jetzt die großen Harmonien der Helligkeit, wie sie uns die freie Natur in unendlich wechselnder Mannigfaltigkeit darbietet. Die Luft, die alle Dinge umspielt und die wechselnden Farben aufs stärkste beeinflußt, noch mehr das Licht, das diese Farben in ihrer unerschöpflichen Fülle erst erschafft, sie wurden zum Gegenstande des künstlerischen Interesses, zumal da sie sich immer deutlicher als die Hauptträger auch der seelischen Stimmung erwiesen. Man hatte es jetzt auch nicht mehr nötig, in die Ferne zu wandern und entlegene Studiengebiete aufzusuchen. Jeder Erdenwinkel bot des Darstellungswerten genug für ein ganzes, langes Künstlerleben. Die bekannte Erklärung, die Zola von der Landschaftsmalerei gab: »Le paysage, c'est un coin de la nature vu par un tempérament«, ließ die Heimatkunst im guten Sinne des Wortes entstehen, durch die unser ästhetisches Sehen und unser gesamtes Naturempfinden in so schätzenswerter Weise erweitert worden sind.

Dies war die Zeit, in der auch die Schönheit des Niederrheins — dies Wort in seiner weitesten Bedeutung, vom Austritt des Stromes aus dem Gebirge bis zur holländisch-belgischen Küste genommen — zum erstenmal in bedeutsamer Weise in den Gesichtskreis der Maler trat, die bis dahin nur die vielgefeierten Schönheiten des Mittelrheins mit ihrer romantischen Berg- und Burgenpracht ihres Pinsels für würdig erachtet hatten. Es bildete sich in Düsseldorf unter der Meisterleitung des aus dem baltischen Osten berufenen trefflichen Eugen Dücker eine jüngere Landschafterschule, die Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihre ersten Erfolge zeitigte, und die sich seitdem zu einer immer maßgebenderen und in immer weiteren Kreisen anerkannten Bedeutung entwickelt hat. Mit Eugen Kampf und Heinrich Hermanns gehört auch Professor Helmuth Liesegang zu jener nicht großen Gruppe glänzender Begabungen, die seinerzeit der deutschen Landschaftskunst einen kräftigen Impuls zu neuen Zielen gaben. Für ihre Naturauffassung und ihre Ausdrucksmittel hatten sie gewisse Einflüsse der besten holländischen und belgischen Meister nicht abgelehnt; auf dem Wege freier und selbständiger Weiterbildung des so Aufgenommenen gelangten sie aber zu einer bei jedem der drei wieder persönlich unterschiedenen Malweise, die, verglichen mit der älteren Richtung eines Achenbach und seiner Schule, als durchaus modern gelten mußte und von der Künstlerjugend damals lebhaft begrüßt wurde.

Als echter Sohn des Niederrheins wurde Helmuth Liesegang am 18. Juli 1858 in Duisburg geboren, verbrachte seine Jugend aber in Cleve, wo sein Vater als Gymnasialdirektor einen pädagogischen Ruf genoß, der heute noch in den Herzen seiner zahlreichen Schüler lebendig ist. Die Lage seines Heimatortes an der Grenze von Holland und Deutschland sowie die reizvolle und durchaus eigenartige Schönheit jener Ge-



Netzflicker am Niederrhein



Altes Pfarrhaus in Rees

gend, wo man von ansehnlichen Höhen in die weite, von Altwassern belebte Rheinebene mit ihrer reichen Kultur und ihren malerisch zwischen Baumgruppen auftauchenden Ortschaften hinausblickt, beeinflußte aufs stärkste bereits den Knaben und führte seine künstlerische Neigung und sein ästhetisches Empfinden in Bahnen, die der spätere Künstler, ohne je einseitig zu werden, nie wieder verlassen hat. Zeitlebens ist Liesegang dem Gebiete des Niederrheins treu geblieben, nie hat er die Versuchung gespürt, die schlichte und doch so zum Gemüt sprechende Schönheit seiner Heimat mit anspruchsvolleren Reizen einer fremden und entlegenen Natur zu vertauschen. Charakter und Wesen des ernsten, zu einer gewissen Beschaulichkeit neigenden Mannes fanden in dem lyrischen, oft geradezu elegischen Ton dieser in ihrer malerischen Wirkung ganz unter dem Einfluß der atmosphärischen Erscheinungen stehenden Landschaft ihren geistesverwandten und darum beruhigenden Untergrund. Auf der Düsseldorfer Akademie, die er 1877 bezog, wurde er bald der Schüler Dückers, der sich bei einer leichten Trockenheit eines auffallend klaren, durch nichts Überkommenes zu bestechenden Blickes für alles Seiende erfreute und sich in unablässigen selbständigen Studien die geeigneten Mittel verschafft hatte, um seine ehrlich naturalistische Anschauungsweise zu einem erschöpfenden und überzeugenden Ausdruck zu bringen. Ihm dankte der junge Künstler mit zahlreichen seiner Zeitgenossen jene gesicherte Grundlage einer gediegenen Technik, die freilich nicht das Ende, wohl aber der Beginn und die Vorbedingung einer zur Persönlichkeit führenden Entwicklung ist.

Als in den achtziger Jahren der Umschwung zu einer ausgesprochen impressionistischen Malweise sich zögernd auch in der deutschen Kunst geltend machte, konnte Düsseldorf sich bald rühmen, in dem jungen und schaffensfreudigen Liesegang einen der konsequentesten, kühnsten und erfolgreichsten Bekenner dieser Richtung auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei zu den Seinigen zu zählen. Als einer der Frühesten wagte er es, der Natur offen und vorurteilsfrei ins Antlitz zu sehen, sich frei zu machen von allen überkommenen Ateliermanieren, nur schauend und warm fühlend das unendlich reiche und unablässig wechselnde Spiel der Farben in sich aufzunehmen und dem willigen Laien die Augen zu öffnen für koloristische Wunder, an denen dieser bis dahin achtlos vorübergegangen war. Er suchte nicht mühsam nach bildmäßigen Motiven, sondern malte fast alles, was er sah: Feld und Wiese, Dorf, Stadt und Heide, Meer und Strand, ohne jemals in ein zur Erstarrung neigendes Schema zu verfallen. Er stand durchaus auf dem Boden einer frischen, vorwärtsstrebenden Kunstauffas-

sung. Sein Auge fühlte auf das feinste alle Reize des Lichts und der hellen Farben, für die uns erst der Impressionismus empfänglich gemacht hatte. Aber Liesegang besaß von vornherein etwas, was so vielen von den Jüngeren dieser Kunstrichtung abging: eine starke innere Wärme und eine volle Hingabe an den Natureindruck, wodurch jede Künstelei, jede scharfe Betonung eines engherzigen, bloß verstandesmäßigen Prinzips ausgeschlossen wurde.

Der Zug zum Romantischen und Pathetischen geht Liesegang völlig ab. Es liegt in ihm selber so viel feine poetische Empfindung, daß er die Poesie nicht von außen gewaltsam heranzuzwingen nötig hat. Aus den alltäglichsten Vorwürfen, aus einsamen Bauernhäusern, einer in schläfriger Ruhe sich spiegelnden Wasserfläche, einer ragenden Mühle, einer blumenbewachsenen Düne, einem verschlafenen Winkel in einem alten Städtchen versteht er es, eine stille Melodie der Linien, vor allem aber der feinen, zu klingenden Akkorden sich fügenden Farben herauszuholen. Es ist ihm nie um etwas andres als um die rein malerischen Reize zu tun, und doch wird er durch deren Nachschöpfung oft zu einem größeren Dichter als so mancher, der der Muse mit heißem Eifer nachläuft. Auf dem feinen Unterscheidungsvermögen für die unter dem Einfluß der Tages- und Jahreszeiten unendlich wechselnden, geradezu unerschöpflichen Erscheinungen von Licht und Farbe beruht der Reichtum seiner Tonverbindungen. Die Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit seines Schauens und Darstellens ist so offenbar, daß man auch bei verwandten Motiven niemals den Eindruck der Wiederholung und des Typischen erhält, sondern stets den einer unmittelbaren und dauernden Berührung mit der nie alternden Natur. Entsprechend den Grundsätzen des Impressionismus lehnt der Künstler jede Stilisierung, ja jeden irgend belangreichen Eingriff in die Komposition ab; schauend wählt er aus und gestaltet das kritisch Geschaute zur wirksamen Darstellung. Seine reiche Erfahrung und sein sicheres, auf dem innigen Verhältnis zu seinen Motiven beruhendes Gefühl lassen ihn dabei nie fehlgreifen.

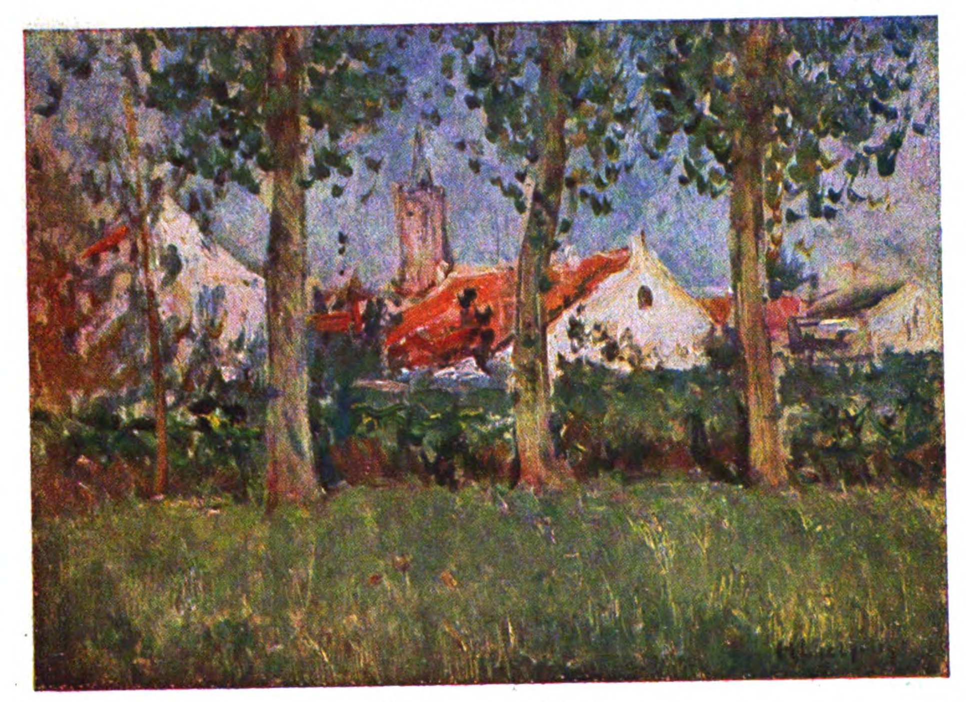


Brücke in Dixmuiden (Aquarell)

In Flandern, und zwar gerade dort, wo jahrelang der Krieg aufs furchtbarste tobte, wo er entsetzliche Spuren der Verwüstung zurückgelassen, hat Liesegang oft und gern geweilt. Besonders die kleinen, wenig anspruchsvollen und doch in ihrer ganzen Erscheinung die Zeichen einer alten, in sich gesättigten Kultur tragenden Städtchen, wie Dixmuiden, Nieuport, Furnes, an denen die Barbarei des modernen Industrialismus sich noch nicht versündigt hatte, reizten den Künstler mit ihrer bescheidenen, intime Gefühlswerte auslösenden Schönheit. Stille Straßen und Plätze,



Gehöft in Flandern

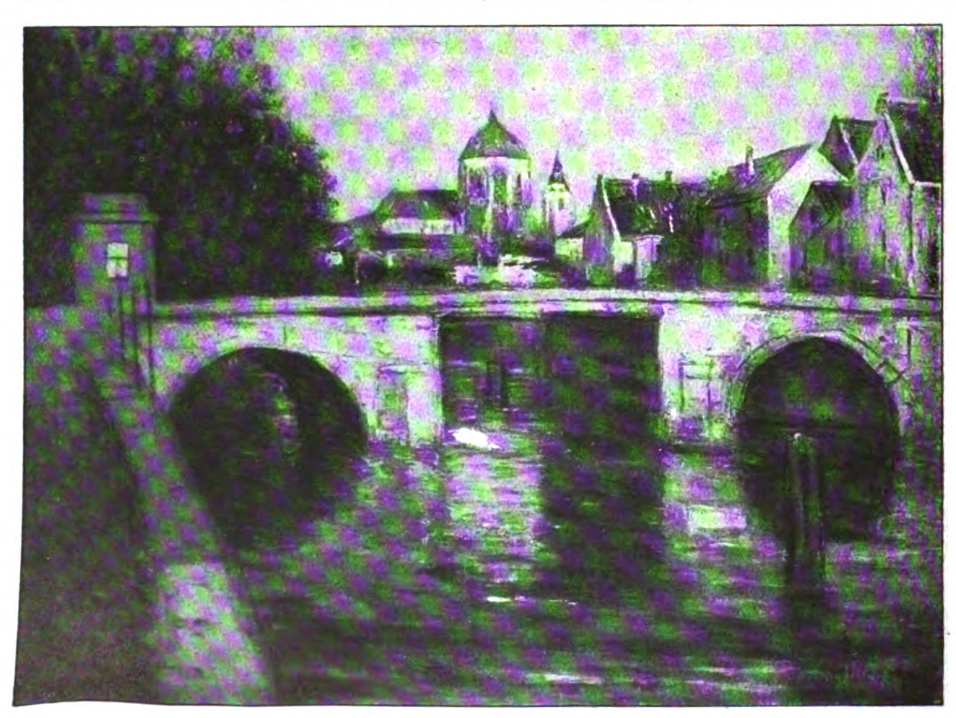


Städtchen zwischen Bäumen



Dixmuiden

Bogenbrücken über dem schläfrig daliegenden Kanal, zwischen den roten Dörfern ein aus der Ferne herüberwinkender gotischer Turm, Baumreihen am Wasser, verschlafene Beginenhöfe, in die man durch das tiefe Eingangstor wie in eine andre, längst vergangene Welt tritt: das sind die



Mecheln

Vorwürfe, die er hier mit einer nachfühlenden Innigkeit, in höchster malerischer Feinheit, dabei frei von jeder aufdringlichen Effektsucht zu gestalten wußte. Das Ziel jeder ernsten Kunst, jene Stimmungen, die das Innere des Malers unter dem Eindruck der Natur erregen und erfüllen, auch auf den willigen Beschauer zu übertragen, erreicht Liesegang in einer höchst vollkommenen Weise. Wir folgen gern seiner Art zu sehen, und es gibt wenige Bilder von ihm, denen wir nicht eine Bereicherung und Steigerung unsrer Fähigkeit zum Naturgenießen verdankten. In besonderem Grade kommt dies in den von ihm bevorzugten Stimmungen gegen die Sonne zur Geltung. Da scheint jeder Grashalm zu blitzen und zu funkeln; die oberen Kanten der Büsche und Bäume, die Firste der Dörfer und Türme sind in matten Silberglanz gehüllt, ein still geheimnisvolles, wundersames Leben erfüllt die Landschaft.

Auf der Grundlage einer gesunden Wirklichkeitsmalerei, bei einer nur gemäßigten Steigerung einzelner Töne, mit feinstem Gefühl aber für das musikalische Zusammenklingen der Farben ist



Eingang zum Beginenhof in Brügge

Liesegang ein Meister aller atmosphärischen Wirkungen geworden, die gerade in den der Seeküste naheliegenden Gebieten eine so bedeutsame Rolle spielen. Das gedämpfte, gleichsam von innen heraus leuchtende Rot der alten Dächer steht prachtvoll zu dem satten Blau der Luft, in der vom frischen Seewind getrieben, phantastisch geformte graue und weiße Wolkenballen sich hinwälzen. Der Künstler ist ein Realist und doch zugleich ein Dichter. Es geht oft etwas Träumerisches und Versonnenes durch einzelne seiner Bilder, und dies entspricht seiner rein und zart empfindenden Seele, seinem persönlichen Verhältnis zur Landschaft.

Auch wo er in das flandrische Flachland hinauswandert und uns bildartig geschlossene Blicke auf ferne Dörfer oder einzelne Bauernhöfe vorführt, die mit ihren rot leuchtenden Dächern und weißen Mauern, auf denen blaue Schatten liegen, so lustig und farbenfroh aus den fahlen Hecken oder hinter den hohen, schlanken Pappeln auftauchen, versteht er es, aus scheinbar nüchterner Wirklichkeit neue, bis dahin kaum empfundene Reize zu holen. Die Poesie des sommerlichen Mittags, wenn das Tagesgestirn hoch steht, ein leichtes Flimmern und Zittern über Feldern und Wiesen liegt, wo der große Pan schläft und selbst die zirpenden Grillen in der brütenden Hitze schweigen, um ihn nicht zu stören, sie hat sich ihm erschlossen und weckt auch in uns ein träumerisches Behagen.

Wenige Städte Belgiens und Hollands sind dem unermüdlich fleißigen Meister auf seinen

Studienfahrten fremd geblieben. In dem mittelalterlichen, an malerischen Stadtansichten so überreichen Brügge, in dem prächtigen Gent mit seinen monumentalen Resten aus einer entschwundenen Glanzzeit, in Mecheln mit seinen lindenumsäumten Kanälen und den schönen Bogenbrücken, ebenso wie in Amsterdam, Harlem und dem unvergleichlichen Dordrecht, das durch seine Bauwerke schon mehr als einen der heimischen Meister des 17. Jahrhunderts anzog, hat Liesegang mit Erfolg gearbeitet, die Fülle seiner künstlerischen Anschauungen vermehrt und zahlreiche Meisterwerke geschaffen, die öffentliche und private Galerien zieren.

Zu den Bildern, durch die er zuerst bekannt und geschätzt wurde, gehören seine in leuchtendem Herbstgold erstrahlenden Baumgänge alter, hochragender Linden und Ulmen, wie man ihnen am Niederrhein des öfteren begegnet. Eine Schafherde zieht durch den Laubgang, gelbe Blätter treiben auf dem zur Seite träge dahinschleichenden Wasserlauf. Wir fühlen mit Schmerz und Lust: der sterbende Sommer ist es, der in strahlender Schönheit Abschied nimmt. Auch graue, melancholische Stimmungen fehlen nicht. Ein zarter Nebelduft erweicht dann alle Umrisse; in mattem Spiegelglanz schimmert der feuchte Boden, und das Moosgrün der alternden Stämme vor den stillen weißen Häusern leuchtet märchenhaft durch die dunstschwere Luft. Oder Schnee deckt die Dächer der alten Giebelhäuser und Kirchen. Gespenstisch stehen die weißen Flächen gegen den dicken, von grauen Wolken verhangenen Abendhimmel, gelber Rauch qualmt aus dem Schlot eines kleinen Dampfers, und die ersten Lichter glimmen in der Uferstraße des stillen Städtchens auf. Schneebilder dieser und ähnlicher Art stellen oft besonders glückliche Leistungen des Künstlers dar. Im allgemeinen aber bevorzugt er doch die heiteren Stimmungen, wo das Sonnenlicht durch die Gipfel dünnbelaubter Bäume rieselt, zarte blaue Schatten auf die hellen Wände der Häuser malt und die farbigen Dächer zwischen dem Grün zum jauchzenden Aufleuchten bringt. Manches einsame Nest am Rhein — in letzter Zeit namentlich das malerische Rees — hat ihm wirksame Vorwürfe geliefert. In ungestörter Abgeschiedenheit sitzt der Künstler dort lange Sommermonate hindurch. Er malt die lustige Stromansicht des Städtchens, er zeigt uns den anheimelnden Marktplatz mit der ernst ragenden Kirche, den hellfarbigen Häusern und den sie umgebenden Bäumen, oder er führt uns in den verwilderten Pfarrgarten, wo Kinder im hohen Grase das Märchen ihrer Jugend träumen.



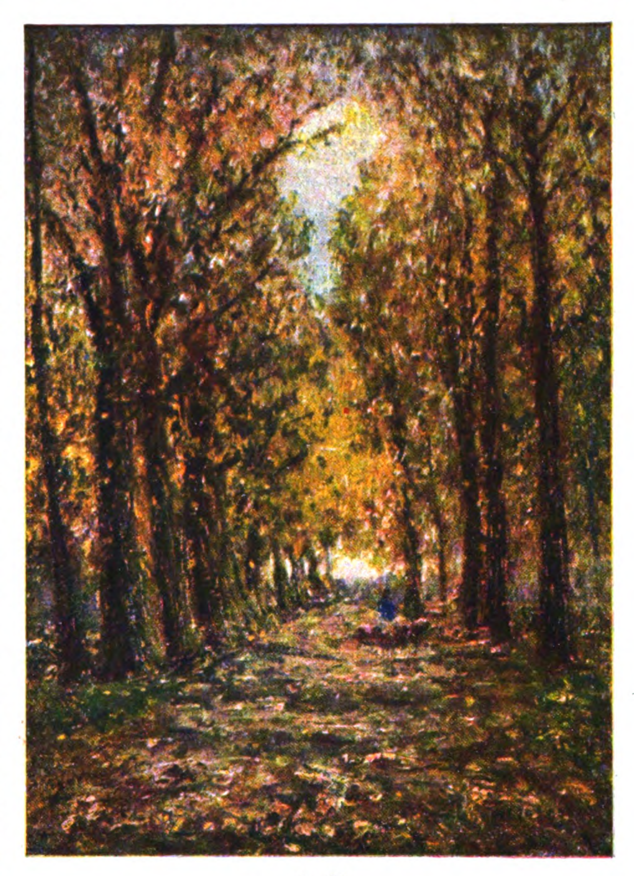
Milchmädchen

Eine unerschöpfliche Reihe von dankbaren Vorwürfen bot ihm alsdann der Rheinstrom selbst, der sich mit hoheitsvoller Ruhe durch die in üppiger Fruchtbarkeit prangende, von einem ewig bewegten Himmel überwölbte Ebene wälzt. Hier kam des Künstlers lyrische Natur besonders günstig zur Geltung. Auf den stillen Altwassern, den malerischen Resten, die der von Menschenhand noch nicht gebän-

digte Strom einst zurückgelassen, liegt der blendende Spiegelglanz der Sonne. Im Kahn träumt am Ufer ein einsamer Fischer. Aus dem blauen Duft des jenseitigen Gestades ragen blasse Pappeln; ein ferner Kirchturm, eine Mühle lassen das Dorf mehr ahnen als schauen. Im wogenden Röhricht glauben wir den singenden Ton des leichten Morgenwindes zu hören. Die köstliche Ruhe der fast ganz aus Licht und Luft aufgebauten Landschaft weckt weiches Behagen in unsrer empfänglichen Seele.

Hin und wieder sucht der Künstler auch wohl das in seinem Landschaftscharakter dem Niederrhein nahe verwandte Ostfriesland auf. In Emden und Leer fand er Szenerien, die seinem malerischen Empfinden entsprachen, und die atmosphärische Bewegtheit, die in diesen Küstengebieten herrscht, gab seinen Kanal- und Hafenmotiven stets den Reiz des Frischen, des Lufterfüllten und Leuchtenden.

Auch als Graphiker hat Liesegang sich einen Namen erworben, der ihn den besten, wenn auch nicht den »modernsten« Vertretern der Schwarzweißkunst beiordnet. Sein Stoffgebiet bleibt dabei im wesentlichen das gleiche. Daß winterliche Szenen unter seinen radierten Blättern verhältnismäßig häufig vorkommen, erklärt sich aus den starken malerischen Wirkungen, die der Radiertechnik gerade für Schneemotive eigen sind. Sein echt deutscher Sinn für das Gegenständliche und Charakteristische verläßt ihn auch auf diesem Gebiete nicht; überall begegnen wir dem Streben nach unzweideutigem, redlichem Ausdruck unter voller Wahrung des Gefühlsmäßigen in der Erscheinung. Jene Experimente neuester Zeit, in denen sich die Unfähigkeit hinter vollendeter Dreistigkeit verbirgt oder ein verbohrter Doktrinarismus ein Wesen treibt, das oft genug ins Groteske umschlägt, liegen ihm gar nicht. Anderseits benutzte er die größere Freiheit der graphischen Technik, um sich von der streng realistischen Anschauungsweise zu lösen und seiner Phantasie einen entsprechenden Spielraum zu gestatten.



Herbst

Liesegangs Entwicklung war von einer erfreulichen Stetigkeit. Äußeren Kämpfen mit Richtungen, die ihm widerstrebten, ging er klug aus dem Wege. In seinem ganzen künstlerischen Schaffen gibt es kein nervöses Hasten und keine sprunghafte Unruhe, keine Verstiegenheit und keine krankhafte Subjektivität. Die großen internationalen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte hat er sich für seine Kunstübung mit Geschick nutzbar gemacht, darüber hinaus aber nie die persönliche Verarbeitung und Fortbildung des Übernommenen vergessen. Trotz seinen 61 Jahren steht er durchaus auf der Höhe seines Schaffens. Nie hat er sich aber als Fertiger gefühlt, nie seine Entwicklung für abgeschlossen gehalten. In seinen jüngsten Schöpfungen ist nicht nur keine Spur eines Hinabgleitens zu einer bequemen Konvention wahrzunehmen, sondern, im Gegenteil, es scheint manchmal, als wenn er gerade jetzt eine Fortbildung seines malerischen Stils im Sinne einer noch unbefangeneren, kühneren Beobachtung der Helligkeitswerte und der Farbentöne erstrebte. Der Verbindung von starkem, echtem Gefühl und umfassendem, auf sicherster Grundlage ruhendem Können hat es Liesegang zu verdanken, daß seine besten Arbeiten in der Entwicklungsgeschichte der neueren deutschen Malerei stets einen Ehrenplatz behalten werden.

Erkenntnis

Springheller Bach, wie gleichst du
Dem tatfrohen Menschen,
Der in der Jugend
Kraftvoll die Arme bewegt!
Hoch in den Bergen
Zwischen kahlen Mauern von Stein
Hast du spielend dein Tagwerk verrichtet,
Mühlen gedreht und dröhnende Hämmer
Geschwungen.
Und nun eilst du lachend zu Tal,
Als gehörte die Welt dir.
Aber je weiter du rinnst
In das ebene Land, trübt deine Flut sich,
Wenn du vereint bist
Mit anderen Wandergefährten.
Wenn auch dort unten, fessellos scheinbar,
Deine Ufer sich weiten,
Ist deine Freiheit ein Zwang,
Der dich ins große schweigende Meer zieht.
Nur die Erinn'rung bleibt dir
Und die späte Erkenntnis,
Daß als quellfrischer Bach,
Wenn auch sprudelnd und schäumend
In der Enge der Ufer,
Dein glücklichster Tag war.

Heinrich Knöfel

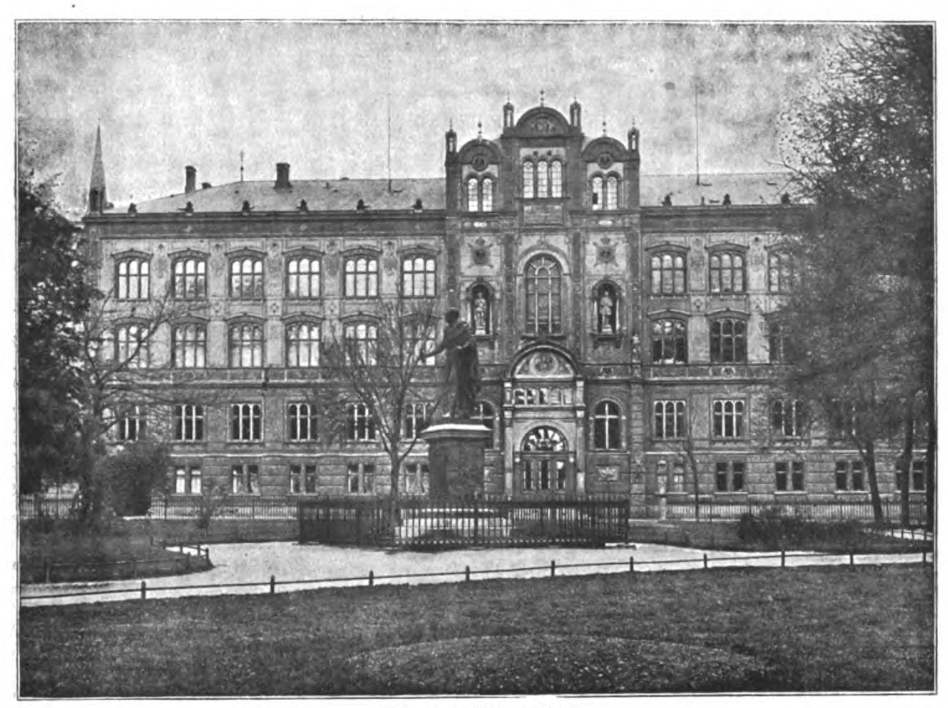
Vor Tag

Ich ging einmal vor Tag
Durch einen schönen Garten
Und dachte allgemach
Die Sonne zu erwarten.

Ein kleiner Vogel sang
Auf eines Baumes Spitze,
Als wärmten schon den Klang
Der Sonne erste Blitze.

O Herz, ergib dich nicht
Zur Nacht den trüben Sorgen!
Du selber birgst das Licht
Für deinen künft'gen Morgen.

Julius Havemann



Die neue Universität

Rostock und seine Universität

Zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Rostock

Von Annemarie von Harlem



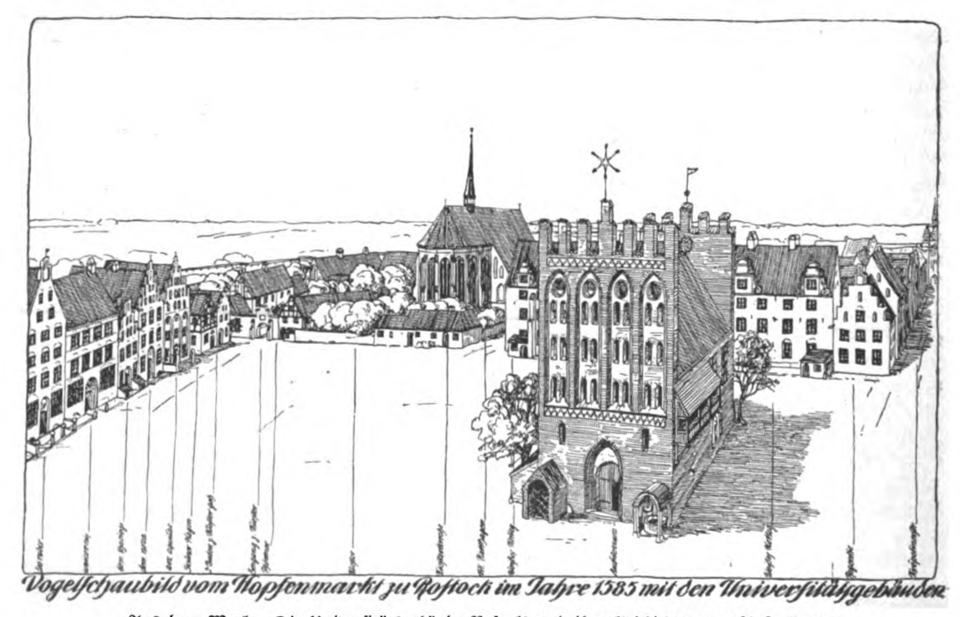
Den Fremden, der auf der Fahrt vom Süden Deutschlands nach den Ostseebädern oder nach Kopenhagen Rostock berührt, führt die Eisenbahn durch eintönige Flachlandschaft an eine gleichgültige Stadt. Wer Rostock lieben lernen will, muß sich ihm vom Wasser nähern. Breit hingelagert am Flusse, eng gedrängt die Häuser — nicht zahlreich, aber schwer und wuchtig die Türme, deren Umrisse verschwimmen im verschleiernden Dunst — diesem Stadtbild fehlt die Anmut der Linie, wie sie Rothenburg eigen ist, fehlt der berauschende Schwung, der das Gewirr von Würzburgs Türmen beherrscht. Ein herbes Bild, herb wie die norddeutsche Landschaft, stolz, selbstbewußt und zuverlässig, Verkörperung eines eigenwilligen Geistes. Man kann es nicht wieder vergessen.

Rostock ist nicht mehr eine von den berühmten »alten« Städten Deutschlands; zu viele seiner Bauten sind Bränden und verständnislosem Abbruch zum Opfer gefallen. Wer aber Freude am Suchen hat, der streife durch die engen Gassen; er wird zwischen hundert gleichgültigen ein altes stolzes Bürgerhaus finden, unter vielen einförmigen die feingeschwungene Linie eines gotischen Giebels, irgendwo eine reichgeschnitzte Tür, manchmal nur eine Türklinke, stille Winkel: herbe verschließt Rostock seine Schönheit und will erobert sein. Nur seine Kirchen reden laut und stolz. Wie sie weithin über das Wasser, über vorgelagerte Wälder zum Meere hinübergrüßen, so bieten sie sich in mannigfaltigem Durchblick immer wieder dem Auge. Zwar nur eine von ihnen ist geworden, was sie werden sollte, Sankt Petri, deren schlanker Turm vom schlanken Schiff nadelscharf aufragt. Den andern zwang Ungunst der Verhältnisse vorzeitig Dächer auf die zu mächtigerer Höhe bestimmten Türme: eigenwillig zeichnen sich ihre Silhouetten vom Himmel ab: Sankt Nikolai, die Verkörperung gedrungenster Kraft, Sankt Jakobis zierliche Helmspitze, deren grünes Kupfer wundervoll leuchtend vor grauen Wolken steht, Sankt Marien, deren mächtiges Kreuz als Krönung seiner harmonischen Verhältnisse ursprünglich zwei Türme hatte tragen sollen; so aber sitzt sein Dach wie eine Mütze auf dem Unterbau, stiernackig — mecklenburgisch.

So das Bild der Stadt, die der drittältesten Universität des Deutschen Reiches Heimat ist. Wohl lebte die Hochschule in Rostocks Mauern ihr eignes, schicksalsreiches Leben, aber tausend Fäden verbanden sie auch mit der Geschichte Rostocks,

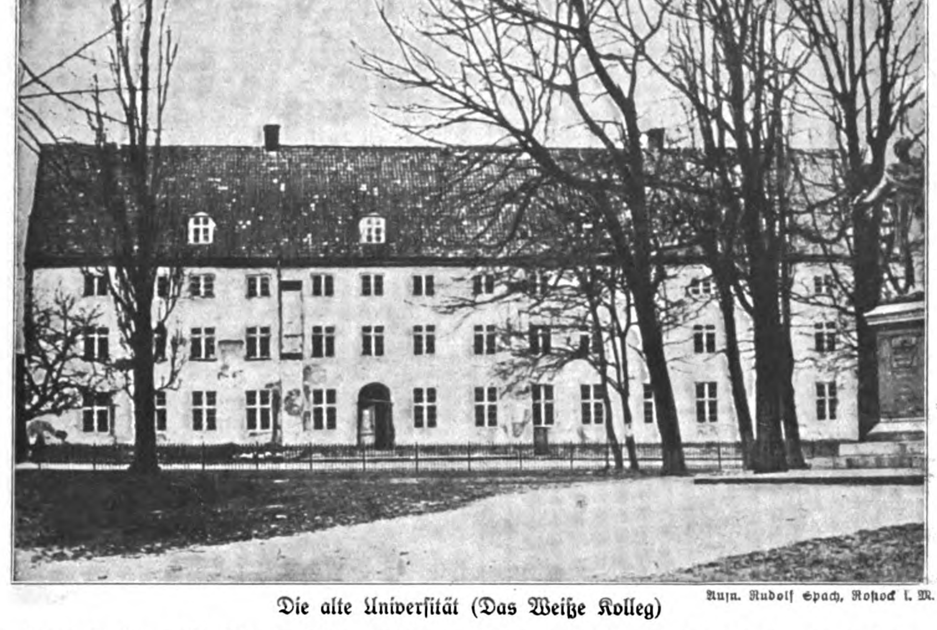
jener Geschichte, die ohne das Pathos heroischer Gebärde berichtet von vielen Kämpfen, von kühlem und nüchternem Bürgerglück und stolz getragenem Unglück. Siege und Niederlagen wirkten auch in die stillen Hörsale hinein, oft war die Universität gefährdet in den städtischen Kriegen, doppelt litt sie unter den Streitigkeiten mit dem Landesfürsten, in denen sie Kampfpreis war. Aber sie behauptete sich, der Geist der herberggebenden Stadt war auch in ihr; äußerer Druck steigerte nur die innere Spannkraft. Mit um so größerem Stolze kann die Alma mater Rostockiensis in diesem Jahre ihr fünfhundertjähriges Bestehen feiern; sie blickt zurück auf eine bunte Vergangenheit, wie sie reicher kaum eine andre Hochschule aufzuweisen hat.

Als nach langen schweren Bürgerkämpfen im Anfang des 15. Jahrhunderts Rostock wieder zur Ruhe gekommen war, wurde von den Herzögen Albrecht V. und Johann IV. von Mecklenburg unter Mitwirkung des Bischofs von Schwerin hier die Gründung einer Hochschule in die Wege geleitet; die Ausstattung mit Gebäuden und Grundstücken, die Bereitstellung der Geldmittel übernahm der Rat der Stadt. Nach der Bestätigung durch Papst Martin V. fand die feierliche Eröffnung am 12. November 1418 statt, die theologische Fakultät wurde allerdings erst später durch Papst Eugen IV. bestätigt (1432). Der erste Rektor, M. Petrus Stenbeke, wahrscheinlich Mitglied einer angesehenen Rostocker Familie, und die Mehrzahl der Professoren stammten aus Erfurt; eng lehnte sich auch die Verfassung der Hochschule an das Erfurter Vorbild an. Nach wenigen Jahren verheißungsvollen Aufblühens kam jedoch schon die erste Krise: in Rostock brachen Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft aus, die Universität mußte aus der mit dem Interdikt belegten Stadt auswandern. Sie wandte sich nach Greifswald zu mehrjährigem Aufenthalte, und den Rostocker Professoren, die sich später der Rückwanderung nicht wieder anschlossen, verdankt die dortige Universität ihr Entstehen. Den heimkehrenden verweigerte die empörte Stadt Rostock die Aufnahme; erst nach langen Verhandlungen öffnete sie ihre Tore unter der Bedingung, daß die Universität auf die ihr zugesagte städtische Unterstützung verzichte. Doch auch nach Unterbrechung des materiellen Zusammenhanges blieb der geistige bestehen. Die Universität, die erste und für ein halbes Jahrhundert die einzige niederdeutsche Hochschule, war auch fürderhin eine Vorkämpferin niederdeutschen Wesens. Aus ganz Niederdeutschland, von Westfalen bis Livland, sammelte sie ihre Schüler; auch aus Dänemark, Norwegen und Schweden kamen in Zeiten ihrer Blüte vornehme Herren und Bürgersöhne zu ihr. Es lebte in ihr eine klare Erkenntnis ihrer überlieferten Stellung; Rostock ist die erste deutsche Universität, an der schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts statt im herkömmlichen Latein in deutscher, das heißt natürlich niederdeutscher Sprache öffentlich gelehrt wurde. Man wollte sich damit freilich nicht eigenbrötlerisch der allgemeinen Zeitströmung verschließen, der Humanismus hatte in Rostock schon seit Ausgang des 15. Jahrhunderts willige Auf-



Vogelschaubild vom Hopfenmarkt zu Rostock im Jahre 1585 mit den Universitätsgebäuden

Aus dem Werke »Die Universitätsgebäude Rostocks und ihre Geschichte« von A. F. Lorenz
(Verlag von G. B. Leopolds Universitätsbuchhandlung in Rostock)



Die alte Universität (Das Weiße Kolleg)

Aufn. Rudolf Spach, Rostock i. M.

nahme gefunden. Die Namen seiner damaligen Lehrer, Herrmann von dem Busche, der zuerst als Student, dann zehn Jahre später als Dozent in Rostock weilte, Johannes Hadus, der vorher in Greifswald, später in Breslau, Krakau, Wien tätig war, Nicolaus Marschalk, der mecklenburgische Kanzler und eifrige Historiker, der auch Verfasser einer eigenartigen Geschichte der Wassertiere ist — Namen, die uns jetzt nicht viel mehr als Namen sind, hatten damals überall guten Klang. Der Student allerdings, der für die Dauer eines Winter-Semesters (1509/10), flüchtend aus Greifswald, in Rostock freundliche Aufnahme fand, hat als lebendigste Verkörperung des Zeitgeistes sie alle überlebt: Ulrich von Hutten.

Der Humanismus war Vorbote der Reformation; Bürgerschaft und studierende Jugend Rostocks nahmen sie begeistert auf. Schon 1525 wurde in der Stadt öffentlich lutherisch gepredigt; Rostocker Geistliche, Magister und Studenten gehören zu den eifrigsten Verbreitern Wittenbergischer Lehre. Aber die ältere Generation widersetzte sich den neuen Anschauungen; noch jahrelang war das Professorenkollegium überwiegend päpstlich gesonnen. Schwer mußte die Universität diesen Starrsinn büßen: die Hörsäle verödeten, die Zahl der Immatrikulationen sank und versiegte zeitweilig ganz, das Konzil schrumpfte bis auf ein halbes Dutzend Professoren zusammen, Geldsorgen drückten. Dem Eingreifen der Landesherren war die bleibende Wirkung versagt, weil sie selbst in politische Wirren verstrickt waren. Da wurde vom Rat der Stadt der Plan gefördert, die Universität auf Kosten der befreundeten Hansestädte, von Bremen bis Reval, zu unterhalten; die Reorganisationsarbeiten machten schon gute Fortschritte, als die Herzöge ebenfalls der Universität ihre Aufmerksamkeit wieder zuwandten. Langwierige Kompetenzstreitigkeiten entstanden, sogar die vom Rat besoldeten Professoren verweigerten den vom Herzog Berufenen die Aufnahme. Erst nach der Einigung (1563), die beiden Parteien ihre festumschriebenen Rechte zuwies, die Lasten der Universität dem Landesherrn und dem Rate der Stadt zu wohlerwogenen Teilen auferlegte, begann eine Zeit gesunder Arbeit, die höchste Blütezeit der Universität überhaupt. In der weiteren Verkündigung und Verteidigung der Reformation hatte sie die ihrem Geiste angemessenste Aufgabe gefunden. Rostocker Theologen, die bei dem berühmten David Chyträus studiert hatten — fast ein halbes Jahrhundert wirkte er in Rostock —, galten als ganz besonders sorgfältig ausgebildet, aber auch als besonders streitbar. »Obwol er van Rostock herkamen, so was er doch van Naturen fredefertig« — heißt es in einem Visitationsbericht von einem Pastor in Ostfriesland. Die Pflege der andern Wissensgebiete wurde nicht vernachlässigt. Schon aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind Vorschriften für den Betrieb einer Anatomie vorhanden; wohl zuerst in Deutschland wurde der Fakultät ein Garten zu botanischen Zwecken überwiesen. Wenige Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wurde die Universitätsbibliothek gegründet, wurden Anregungen zur Bidung einer philosophischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Joachim Jungius gegeben.

Die Wirren und Leiden des Dreißigjährigen Krieges suchten auch Mecklenburg schwer heim. Da verödeten die Hörsäle, und die Verrohung und Verarmung der Folgezeit war den Wissenschaften ebensowenig günstig. Das 18. Jahrhundert, das dem Lande schwerste Kämpfe für und gegen den Absolutismus brachte, hatte auch weder Geld noch Zeit noch Teilnahme für die Universität, soweit sie nicht selbst in die Streitigkeiten hineingezogen wurde. Als Herzog Friedrich der Fromme (1758) einen Vertreter der Hallischen Pietisten, den Magister Christian Albert Döderlein, nach Rostock berufen wollte, leisteten der Rat und die orthodox gerichtete Fakultät Widerstand. Der Herzog, auch aus andern Gründen mit der Stadt zerfallen, erwirkte ein kaiserliches Patent, das ihm die Gründung einer neuen Universität in Mecklenburg gestattete. Er siedelte die aus Landesmitteln besoldeten Professoren in Bützow an, die rätlichen blieben in Rostock — so gab es nun zwei Universitäten im kleinen Lande, wenige Meilen voneinander entfernt, und keine von ihnen war lebensfähig. Aber es dauerte fast dreißig Jahre, bis der mecklenburgische Eigensinn sich zum Nachgeben bequemte. Erst der Nachfolger des Herzogs Friedrich schloß mit der Stadt einen Vergleich (1788); die Angelegenheiten der Universität wurden neu geregelt, die Bützower Hochschule siedelte wieder nach Rostock über.

Wenn auch die schwere Franzosenzeit nicht ohne Schaden vorüberging, so brachte doch das neue Jahrhundert endlich wieder bessere Zeiten. 1827 wurde die Universität ganz von der Regierung übernommen. Man revidierte alle Statuten und Ordnungen oder setzte sie neu auf, die Seminare wurden gegründet, Institute für medizinische und naturwissenschaftliche Zwecke, die Kliniken gebaut. Unter Friedrich Franz II., den man mit Recht als zweiten Gründer der Universität verehrt, wurde an der alten Stelle ein neues Universitätsgebäude eingeweiht (1870); in ihm versammelten bedeutende Lehrer eine ständig wachsende Hörerzahl. Der Germanist Bartsch, die Juristen Sohm, Bach, Ihering, der Historiker C. von Hegel, der in der Revolutionsperiode auch politisch hervortrat, die Mediziner Stanisius, C. v. Bergmann, der Botaniker Link, die Altphilologen Kaibel und Friedrich Leo haben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hier gewirkt. Erst der Ausbruch des Weltkrieges hat den ruhigen Gang dieser gleichmäßig aufstrebenden Entwicklung unterbrochen.

Die Tage der Jubiläumsfeier haben viele Gäste in Rostock versammelt. Ehemalige Dozenten und Studenten haben der alten lieben Alma mater die Ehre erwiesen. Da war ein Erzählen, ein Fragen, alte Burschenherrlichkeit wachte auf. Wie viele Generationen sind vor uns durch dieselben Straßen ins Kolleg gewandert! Da waren die Studenten des fünfzehnten Jahrhunderts, züchtig in dunkle Tracht gekleidet; Halspapen, also halbgeistlich, nannte sie das Volk. In strenger Zucht hielt sie der Magister in den Regentien oder Bursen, die neben der Universität lagen. Ihre Professoren waren fast alle geistlich, alle, auch die weltlichen, ehelos; der Schatten der Kirche fiel auf die Hochschule. Die akademische Freiheit bedeutete nur eigne Gerichtsbarkeit der Universitäten; den Begriff Ferien kannte man nicht. Nur zum Pfingstmarkt, der schon damals ein Höhepunkt Rostocker Freuden gewesen sein muß, gab es acht freie Tage. Das neue Lebensgefühl des Humanismus sprengte auch diese alten Formen; Lebensfreude und Wanderlust der neuen Studenten verlangten ihr Recht. Auch die Strenge des Protestantismus vermochte die Ordnung der Bursen unter dem hervorragenden Schulmann und Freunde Melanchthons, Arnold Burenius, nur vorübergehend neu zu beleben; eine andre Generation schuf sich andre Sitten. Es entstanden die Nationen, in denen sich die Studenten eng mit ihren Landsleuten zusammenschlossen zur Pflege der Freundschaft und zu gegenseitiger materieller Unterstützung, die sich selbst auf gemeinsame Begräbnisstätten und Kirchenstühle erstreckte. Der steifen Würde der Zeit entsprechend, bildete man in diesen Verbänden eine festgefügte Hierarchie, deren feine Abstufungen auch äußerlich durch strenge Kleidervorschriften zum Ausdruck kamen. Federn und Schleifen waren Symbole. Die bekanntesten Nationen in Rostock waren die Westfalen, die Märker, die Pommern; mit ihnen befanden sich wie an allen Universitäten Rektor und Konzil in erbittertem Streite. Denn mit der Roheit, die dem Jahrhundert eigen ist, wurden bei ihnen die jungen Studenten, die Beani oder Füchse, von den älteren Semestern behandelt. Rostock gehörte mit zu dem Bunde, den die Universitäten Deutschlands zur Bekämpfung dieses sogenannten Pennalismus geschlossen hatten; ein Jahrhundert lang geht der Kampf zwischen den akademischen Behörden und der Studentenschaft hin und her. Erst die Universitätsteilung beendete seine letzten Ausläufer. Die Studentenzahl an der alten und an der neuen Hochschule war so klein, daß jetzt das Vereinsleben von selber einschlief.

Auch den Nachfolgern der Nationen, den nach der Wiedervereinigung gegründeten Orden, brachten Rektor und Konzil keine Gnade entgegen, denn sie standen unter dem Einfluß der Freimaurer, harmlose Zwecke mit feierlichem Geheimnis umgebend. Ruhigere Zeiten waren anfänglich der Burschenschaft beschieden, die sich eng an die Jenaer angeschlossen hatte, aber an der offiziellen Teilnahme am Wartburgfest durch Geldmangel verhindert war. Auch nach der Ermordung Kotzebues, als die Burschenschaft überall schwersten Verfolgungen ausgesetzt war, bis die nach dem Frankfurter Putsch (1833) erlassenen Bundes-





Aufn. von Quidde & Müller in Berlin

Emil Rudolf Weiß: Nicki



gesetze ihr das Ende bereiteten, ging die mecklenburgische Regierung in Rostock verhältnismäßig milde vor. Aber die Burschenschaft war hier in zwei Gruppen zerspalten, die Radikalen (Konstantisten, Vandalen) und die Gemäßigten, die sogenannte Allgemeinheit, »welche die sarkermentschen Konstantisten und Vandalen schändlicher Wis' die Gemeinheit näumen deben« (Fritz Reuter). Heftigste Kämpfe im Inneren, Duelle und gegenseitige Verrufserklärungen hätten ihr die Auflösung auch ohne behördliche Maßnahmen gebracht.

Manche der alten Sitten belächeln wir heute, manche der Fragen, die einst das Blut der Burschen in Wallung brachten, die Degen aus der Scheide rissen, erscheinen uns nicht mehr wichtig; heute wird nicht um Federn und Schleifen gestritten. Der Ernst der Gegenwart bringt ernstere Sorgen. Die Zahl der Studenten wuchs schon in den letzten Jahrzehnten beständig; seit Kriegsende hat sie sich verdoppelt, und damit ist die Frage nach Unterbringung und Ernährung um so dringlicher geworden. Die Studentenschaft arbeitet an ihrer Lösung Hand in Hand mit den akademischen Behörden. Das Wohnungsamt sorgt für behagliche Buden; das akademische Speisehaus gewährt Hunderten von Studierenden gesunde, reichliche Kost — Küchengemeinschaft bildet ein festes Band, so ist das Speisehaus geradezu ein Mittelpunkt akademischen Lebens geworden. Kommilitoninnen tragen das Essen auf und versöhnen durch dieses Liebeswerk auch grundsätzliche Gegner mit ihrer Existenz. Rhabarberschälen und Gemüseputzen, für die Studentinnen eine Ehrensache, wurde zum abendlichen Gesellschaftsspiel, bei dem auch Männerhände gern einmal zum Küchenmesser greifen. Was würden die strenggewohnten Halfpapen des fünfzehnten Jahrhunderts zu solchem Treiben sagen? Aber auch für sie gab es Tisch- und Küchendienst in den Bursen! So wiederholt sich alles in wechselnder Form. Die Jahrhunderte schließen sich zum Ring. Wenn sie hinwegsieht über das Trennende der Form, kann sich auch die heutige Generation eins wissen mit ihren akademischen Vorfahren — in dem alten studentischen Geist der Kameradschaft.

Auch die Formen studentischer Lebensfreude sind andre geworden im Wandel der Zeiten, unter dem Druck der Gegenwart. Naturfreude allerdings war dem deutschen Studenten immer eigen. Nun ist zwar Rostock keine von den Hochschulen, die wegen ihrer schönen Umgebung berühmt sind. Und dennoch! Da liegt in der Nähe die Heide, ein alter Wald. Meilenweit erstreckt er sich und lockt zum Wandern. Sonnenlicht flimmert auf lieblichen Waldwiesen, spielt auf schmalen Wegen, üppigem Boden entsprossen Farne und wirres Unterholz zu Füßen gewaltiger Stämme, schwarzes Wasser glänzt auf in dunklem Grunde. In der Ferne knacken Zweige, Wild kreuzt den Pfad. Aber allmählich werden die Bäume knorriger, windzerzaust; würziger Hauch weht uns entgegen, dumpfes Rauschen weckt geheimnisvolle Erwartung. Über eine Wiese geht's mit seltsam hartem Gras, hinan die Düne, und vor uns liegt das Meer.

Wat in ollen Tiden Tyrus un Sidon was vör de Welt wegen den Handel, wat vördem Athen was vör de Welt wegen Kunst un Wissenschaft, dat is up Stunns Rostock vor den Mecklenbörger un Warnemünde is sien Piräus,« sagt Fritz Reuter. Dem Studenten ist wohl wichtiger, daß Warnemünde ein vielbesuchtes Seebad ist. In einer halben Stunde erreicht er es mit der Bahn, kann sich in der Badeanstalt im Sande sonnen oder auf der Strandpromenade bummeln, bei den Klängen der Musik den bunten Flor der Damen bewundern. Im Frieden trug ihn gar die Fähre von hier nach Dänemark hinüber, die Reise nach Kopenhagen war ja der herkömmliche Pfingstausflug der Rostocker Studenten.

Warnemünde ist nur eine Blume aus dem Kranz mecklenburgischer Ostseebäder. Mit ihm wetteifern das lebhafte Arendsee und Brunshaupten, das stillverträumte Müritz und Graal, das vornehme Heiligendamm, das älteste der Ostseebäder mit seinem herrlichen Buchenwald, zu dessen Füßen das Meer rauscht. Von hier wandert man auf einer köstlichen, dunkelschattigen Allee hinüber nach dem lieblichen Doberan. Rings umgeben ist es von sanft geschwungenen Waldhügeln wie ein Thüringer Städtchen. Stille Straßen, über denen es schwebt wie ein ganz zartes altes Parfüm, wie ein Hauch aristokratischer Kultur. Doberan war ja schon vor hundert und mehr Jahren ein vielbesuchtes Stahlbad und plaudert den Besuchern noch heute von der vornehm-behaglichen Anmut damaliger Lebensfreude. — Inmitten aber liegt die alte Zisterzienser-Klosterkirche, das schönste Baudenkmal Mecklenburgs. Das ehemalige Klostergelände ringsum ist zu einem Garten verwandelt. So kann sich der Blick frei von allen Seiten an dem edlen Verhältnis ihrer Teile, an dem feinverwandten Schmuck ihrer bunten Ziegel laben. Auch im Inneren überwältigt die Harmonie des Raumeindrucks, die köstliche Klarheit der gotischen Anlage. Zu Füßen dieser reinen und strengen Säulen wuchert üppigstes Leben, blühendste Phantasie, die in dem Schnitzwerk des Chorgestühls tausend und abertausend neue Formen schuf. Und in trinkfesten, derben Sinnsprüchen hat das mecklenburgische Junkertum seine derbe Unverwüstlichkeit der Nachwelt selbst überliefert.

Neben Heidewanderung und Badeleben der Segelsport! In Rostock ist's, als ob der Geist der alten Bergenfahrer umginge und sich eine Behausung suchte in den Seelen der Studenten. Das Meer lockt: wenn bei Sonnenschein sacht das Boot dahingleitet, im Silberdunst der Strand verflimmert; im Sturm, wenn Mensch und Boot und Wogen sich messen. Nichts aber geht über der



Reiz einer nächtlichen Fahrt. Dunkle Stille über dunklem Wasser, Sterne am Himmel, Mond über schwarzen Uferwäldern — dann gleitet das Boot wie durch unendlichen Raum, vorbei an den braunen Segeln der Schollenfischer; gedämpft, verträumt klingt ihr Motor, als ob man das Herz des Meeres schlagen hörte.

Aus Rostocks Vergangenheit und Gegenwart wenden wir uns der Zukunft zu. Wie ein Augenblick des Besinnens liegt die Feier im November dazwischen. Jubiläum ist nicht nur Ausdruck der Freude über Erreichtes, am wenigsten in diesen trüben Zeiten tiefster deutscher Demütigung. Die Last der allgemeinen Not, die Erinnerung an die vielen Studenten — fast zweihundert sind es —, die auf dem Felde der Ehre fielen; die Stimmung der Heimkehrenden, die die Enttäuschung ihrer bei Kriegsausbruch so hochgestimmten und opferfreudigen Herzen tragen müssen, das verbietet laute Festfreuden. Jubiläum kann heute nur Bekenntnis und Gelöbnis sein. Bekenntnis zu den unzerstörbaren geistigen Werten der Überlieferung und zum Glauben an den Segen, den eines Tags auch jene Opfer wirken werden, Bekenntnis zu dem guten Geist deutscher Wissenschaft und Gelöbnis zur Mitarbeit an der Genesung der schwer gebeugten Nation. Rostock wird diesen Verpflichtungen gerecht zu werden suchen. Die Universität wird ausgebaut, um den Anforderungen der Neuzeit zu genügen. Zu den alten Fächern und dem soeben gegründeten Ordinariat für neuere Geschichte werden auch Kunstgeschichte und ein zweiter mathematischer Lehrstuhl, ferner eine Reihe außerordentlicher Professuren für Philosophie, Nationalökonomie, semitische Philologie treten; der besonderen sprachlichen Überlieferung wird durch Errichtung einer Professur für Niederdeutsch Rechnung getragen. Die Kliniken sind im Ausbau begriffen, ebenso sind in der juristischen Fakultät Veränderungen und Erweiterungen für die nächste Zeit geplant.

Der Blick auf die Vergangenheit gibt Hoffnung für die Zukunft; Sankt Marien, zu deren ruhiger Größe das Auge aus dem Hörsal so gerne hinüberschaut, mahnt zum Festhalten an der alten, zähen Art, die den Erfolg doch endlich zwingt. Vielen Stürmen hat sie getrotzt, und vielen noch wird sie trotzen. Glauben wir ihr! Der Geist, der in immer neuen Gestalten nach Entfaltung ringt, wird dem deutschen Volke endlich auch, so hoffen wir, die feste staatliche Form und die Stellung in der Welt verschaffen, die seinem Genius entspricht.

Heites Sehnen

Mien Sehnen un Verlangen
Büst du, dat lett kein Rauh,
Mien Sinnen un mien Denken
Gelt di — di ümmertau!

Kein Hartklag kann mi freuen,
Dei nich för di is west,
Wo du in mienen Harten
Dien stille Hüsung hest.

Mien Og, dei Hartensspeigel,
Süht ümmer blot nu di,
Kann 'ck di nich buten seihen,
Denn seih ick di in mi.

Un miene Lippen flüstern
Dagdäglich för sick henn
Gor oft den leiwen Namen,
Den ick allein blot kenn.

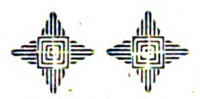
Ick heww em sülwst di gewen,
Un so is hei ganz mien,
Du dörfst em irst erfohren,
Wenn ick bün endlich dien!

Un süll dit Glück nich kamen,
Un gah ick an tau Grund,
Un ward vör Leiweskummer
Mien Hart ok dodeswund:

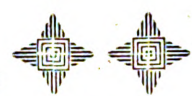
Dien bün ick, dien gehür ick
Un dröm ick in dei Nacht,
Denn steiht mien Leiwesgoren
In vulle Rosenpracht.

Denn büst du mi tau eigen,
Dei Rosen bläuhn so rod,
Künn 'ck doch in'n Rosengoren
So finnen mienen Dod!

Gustav Ritter-Grabow



Christophorus



Ein Weihnachtspräludium von Paul Steinmüller

Ich gehe in den Wald, einen Christbaum auszuwählen, und betrete ein Märchenreich: der Rauhreif hat während der Nacht an Gräsern, Wacholdern und Bäumen seine Kunst erprobt. Die feinen, glitzernden Kristalle legen sich wie ein unendlich zartes Gefieder um Zweige, Rispen und Halme. Die Tannendickung erscheint als verschlossene Kammer, hinter deren Wänden allerlei zärtliche Geheimnisse aufgebaut werden, und die schimmernden Buchenstämme gleichen den Säulen einer uralten Krypta, die in ihrem Dämmerlicht viel zu erzählen wußten, aber in dem plötzlich hereingebrochenen Tagesschein staunend erstarrt dastehen.

Es herrscht Tempelstille in der Runde, nur zuweilen ertönt der Ruf des Hähers, und von dem Zweig, auf dem er sich niederläßt, stäubt es flimmernd auf. Alle Winde halten sich still, um diese Pracht nicht zu zerstören, und die Sonne geht hinter einem dünnen Flortuch.

Nur eins ist unberührt von der feiernden Ruhe: unablässig wandern die dunklen Wasser des Flusses auf ihrer Talfahrt durch den weißen Wald. Der Strom gleicht der rastlosen Straße der Zeit, die an den Ufern schöner, ewiger Reiche entlangläuft.

Leise schreitet über das knisternde Moos die Sage auf mich zu und beginnt zu erzählen:

Suchst du die Furt, die durch den Fluß an das andre Ufer führt? Hüte dich, daß du sie nicht verfehlst!

Es war hier ein riesiger Alter, der kannte die Straße wie kein andrer, denn er durchwatete täglich den Strom und trug auf seinem starken Nacken die Wanderer hinüber und herüber. Und es war eine Nacht, die war anders als andre Nächte. Der Wald war wie heute in weißen Schmuck gekleidet, aber es ging ein seltsames Leuchten von den schneeigen Eisflocken aus. Die Sterne zogen durch das dunkle Blau des Himmels, aber sie brannten so hell wie strahlende Lampen am Deckengewölbe eines königlichen Festsaals. Der Alte sah verwundert in die außergewöhnliche Pracht, aber er war müde und suchte das Laublager in seiner Hütte auf. Er wünschte, daß in dieser Nacht keiner seinen Schlaf störe, denn in den Wellen des Flusses kräuselte sich ein bissiger Frost.

Kaum aber war er eingeschlafen, als eine feine Stimme von jenseits des Stromes rief: »Fährmann hol' über; ich bin da!«

Da machte er sich auf den Weg und sah am andern Ufer einen feinen Knaben. Er hob das Kind auf seine Schulter und fand es federleicht. Da glaubte er sich den weiteren Weg der Furt ersparen zu können und schritt geradeswegs in den seichten Strom.

Aber kaum bespülte das Wasser seine Knie, als er fühlte, wie die Last auf seinem Nacken wuchs. Er ging weiter, denn er vertraute seiner Stärke, aber immer mächtiger wuchtete der kleine Wanderer auf seinen Rücken. Der Schweiß tropfte dem Alten von den Brauen in den eisgrauen Bart, keuchend tastete er sich an seinem Stab durch den Schwall der Wasser, die heftig auf ihn eindrangen. Unerreichbar erschien ihm die weiße Wand der Tannenschonung am andern Ufer. Da verließen den erfahrenen Führer Mut und Zuversicht. Wenn er dieser Last erlag und in den Wellen umkam? Er würde keine Lücke in der Welt zurücklassen, aber er entdeckte plötzlich in sich selber eine große Leere, in die er gern noch etwas gefüllt hätte.

Da spürte er festen Grund unter seinen Füßen, und zwischen dem Gestrüpp der Baumwurzeln betrat er den Strand.

»Kind,« sagte er, »der Weg, den du mir schufst, war bitterer als jemals einer. Woher kommt dir diese Kraft?« — Und der Knabe hob die Hand und erwiderte: »Der Weg wurde dir schwer, weil du mich zu gering hieltest, die Furt zu beschreiten.« — »So sage mir,« fragte der Alte, »wer du bist.« — Da lächelte das Kind, und es war, als ginge um Mitternacht die Sonne über den Wald. Und der Alte warf sich nieder und rief: »Du bist mein Herr! O heil'ger Christ!«

Ich will fragen: Wie heißt der Fährmann? Aber die Gestalt der Sage hat sich bereits verflüchtigt wie der Hauch, der von meinen Lippen strömt. Und während ich den jungen Tannenbaum nach Haus trage, sinne ich über den Worten der Sage. Hieß der Alte nicht Christophorus? Gewiß, aber er ist so wenig eine vergangene Gestalt wie alle, von denen die Sage zu erzählen weiß. Der Christophorus ist zeitlos, er ist die Menschheit, ist du und ich, denn Christträger sind wir alle.

Wie munter haben wir einmal das Erbteil unsrer Jugend aufgehoben und in das Leben hinausgetragen! Aber viel später brach die Stunde an, in der an uns der Ruf erging: Ferge, hol' über; ich bin da! Und wir gingen ruhig, als gelte es eine alltägliche Pflicht zu erfüllen, und ahnten nicht, daß es ein Gott war, der uns rief, und daß es Augenblicke gibt, die einmal kommen und nie wieder.

Was uns ein Spiel dünkte, wurde in jener Stunde zur quälenden Last, die uns in die kühlen, beständig rinnenden Wogen des Zeitenstroms zu drücken drohte, in dem wir so gern nach Neuem fischten. —

Es blicken viele frohe Augen in den Glanz des Lichterbaums, aber viele Augen, die hineinsehen, verraten kalten Trotz und schwere Fragen. Das



sind jene, die das, was ihnen als Bürde erschien, von sich warfen, und die nun leicht aber freudlos und sehr arm durch das Fest gehen.

Wenige von ihnen mögen wissen, daß ihre Mühsal nicht Gott war, sondern das, was man gemeinhin Religion nennt. Sie sind nicht den Weg gegangen, auf den ihr Wesen sie hinwies, sie haben vielleicht nie über die Bedeutung des höchsten Gutes nachgedacht, sondern das dafür gehalten, in das einst Menschen ihre Ideen kleideten.

Religion ist ein prächtiger gotischer Dom mit unendlich vielen Feinheiten und von einer Fülle aufstrebender Macht, die uns erschauern läßt. Aber es wandern in ihm viele neugierige und geschwätzige Menschen umher, die unsre Andacht stören, es ist zu allen Jahreszeiten eine etwas frostige Kühle in ihm, und uns scheint, daß Gott vor der Sprache der tausend Sinnbilder verstummt. Religion ist ein blank geputzter Christbaum, dessen Zierat die Sinne so fesselt, daß wir den Duft des Waldes und seiner schwarzen Erde nicht mehr spüren.

Wenn wir die Blätter der Evangelienbücher wenden, werden wir nicht einmal das Wort Religion finden, von dem die Menschen so viel Aufhebens machen, um dessentwillen sich Freunde in Bitterkeit voneinander schieden und Völker in wildem Haß widereinander entbrannten.

Es gibt in der Tat keinen größeren Irrtum als den, Jesus sei ein Religionsstifter gewesen, und das göttliche Wesen könne sich in einer Religion völlig kund tun.

Aber unsre Sehnsucht, die schließlich die Mutter alles Schönen und Guten ist, wird sich immer regen, sobald ein Laut aus den ewigen Reichen an sie rührt. Es ist dann, als klängen in unserm Inneren Glockenlaute, wie sie zu bestimmten Zeiten die schweigsamen Erze der versunkenen Stadt auf dem Meeresgrund hören lassen, und immer werden sie ausgelöst von dem Gefühl, das wir Liebe nennen.

Die Liebe gehört mit dem Glauben zu den Urgefühlen, die wie Säulen irgendwo außerhalb von Zeit und Raum fußen, und die als Träger unsers Wesens in unser Sein hineinragen. Die Religion mag vielleicht gut ohne sie bestehen, aber es kann kein Mensch sie besitzen, ohne fromm zu sein. Sie lassen sich nicht erlernen, und keiner kann sie durch die Erkenntnis erwerben. Sie sind da.

Aber es häuften sich über sie so viele Unwichtigkeiten und Unwerte, daß sie verborgen ruhen, und nur selten befreit sie eine Stunde, die voll Licht und Güte ist, von dem Ballast. Das ist es, was wir Gott erleben nennen.

Es ist freilich so, daß uns diese Stunden nicht wie ein Geschenk in den Schoß fallen, sondern daß wir, um ihnen zu begegnen, einen Weg betreten müssen, den zu gehen sich nicht alle entschließen können. Es ist der Weg, der uns in die Kindheit zurückführt.

Nur auf ihm lernen wir verstehen, daß Weihnacht das Fest der Kindwerdung des Göttlichen, seine Ausgestaltung in der edelsten und reinsten Phase unsers Erdenwallens ist; nur der, der wieder Kind wird, begegnet der Liebe.

Wen sie segnete, der wird nicht über das verlorene Gut einer besseren Zeit klagen und nicht wider das Schicksal murren, das ihn in Nacht und Not stieß. Der wird nicht zögern, steinige Wege zu gehen, wenn sie nur aufwärts führen, der wird geduldig ein elftes Mal den Sandberg seines Tagewerkes wieder aufbauen, wenn ihn auch zehnmal mutwillige Füße zerstampften. Er wird nicht auf seine Kunst und andrer Gunst trotzen, aber doch unbeirrt seine Straße ziehen.

Das Kind ist der Natur und dem Schicksal in weit höherem Maße unterworfen als der Mann. Darum aber wird dieser immer stumm und staunend vor dem Kind wie vor einem Wunder stehen, wenn er auch laut ehrt, was starke Geister errangen und erzwangen. Wir mögen den stürmenden Flug der Ideen mit Hingabe verfolgen, aber je älter wir werden, um so mehr werden unsre Gedanken in die Zeiten unsrer Jugend zurückkehren.

Kind sein heißt Christträger sein; Kind sein heißt wieder lieben können.

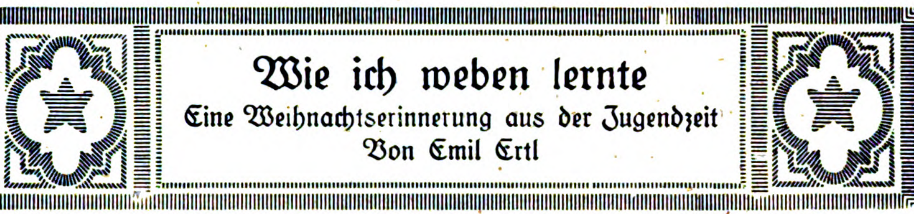
Denn im Grunde suchen wir auf unsern Irrfahrten nichts andres als die Liebe, die stark wie der Tod ist.

Viele der Besten kennen die großen Einsamkeiten inmitten der Menge, das Verlassen- und Alleinsein in Sturm und Not. Einige sterben darin, andre werden zu Helden, weil sie das Höchste in ihrem Inneren fanden wie einen Schatz im Acker. Die sind es dann, deren Leben nicht nur zum Rhythmus, sondern zu einer ewigen Melodie wurde. Die sind es, die nicht mehr ängstlich Geltungen und Autoritäten wägen, sondern die in der Stille eines vielleicht engen Raumes an dem Fortgang des Göttlichen bauen, das wir Gottes Reich nennen.

Die sind es, die, wie die drei weisen Männer, in dem seltsamen Stern die Verheißung einer neuen Zeit erblicken und wenig auf mühselige Wege achten, sondern ausziehen, um anzubeten.

Was bedeuten tägliche Nöte, die andre bei reichen Schüsseln vergessen, was bedeuten Jahre voll Unruhe und Enttäuschungen vor dem Reichtum dessen, der ein Ideal fand und es erstrebt!

Der Advent der Liebe und ihres Reiches weist uns in die Klarheit einer heiligen Nacht, die voller Wunder ist, in der alles Erwarten Erfüllung wird, in der wir Christophorus anbeten.

Wie ich weben lernte

Eine Weihnachtserinnerung aus der Jugendzeit

Von Emil Ertl

Ein resedenbraunes Seidenkleid mit grünen Blümerln darin, hatte ich meine Mutter einmal sagen hören, das wär' halt ihre ganze Sehnsucht.

Der Ausspruch wollte mir nicht mehr aus dem Sinn. Und eines Tags begab ich mich zum Großvater ins Magazin und drückte mich so lange um sein Schreibpult herum, bis er von seiner Arbeit aufblickte und mich fragend ansah.

Da faßte ich mir ein Herz und gestand, daß ich eine große Bitt' hätte. Wenn halt der Herr Großvater erlauben tät', daß ich sie vorbrächte?

»No, was gibt's denn?« ermunterte er mich. »So mach halt den Mund auf!«

»Weben lernen möcht' ich,« platzte ich heraus.

Der Großvater schob die Brille in die Stirn und machte große Augen.

»Nur gleich so —? Weben lernen? Was dir nicht einfallt! Knirps du! Weben lernen! Ja, zu was denn?«

»Zu was« hieß so viel wie wozu, ich sprudelte meine Gründe hervor. Bis Weihnacht war's ja noch eine gute Weile, aber wer dann nicht mit leeren Händen dastehen sollte, der mußte rechtzeitig vorsorgen. Und ich wollte der Mutter doch auch mal ein Christkindl bescheren, das sich sehen lassen könnte. Die bucklige Marie, die jahraus, jahrein hinter dem Kavilierstock saß und die schönen schimmernden Seidensträhne kavilierte, hatte ich schon ins Vertrauen gezogen und um Rat gefragt. Sie meinte, es käme ganz drauf an; wer sich nur anzuschicken wüßte, für den wär' das Weben auch gerade keine Hexerei nicht.

Der Großvater schmunzelte, ein schalkhafter Zug wetterleuchtete über sein altes, gutmütiges, aber für gewöhnlich ernst und würdig zusammengefaßtes Gesicht.

»No, wenn's die bucklige Marie sagt, die muß es natürlich wissen —«

Er schien zu überlegen. »Ein resedenfarbenes Seidenkleid ist schon was Schönes,« sagte er. »Und grüne Blümerln sollen drin sein? Das glaub' ich! Das möchte der Mutter freilich gut anstehn. Und wenn sie erst hört, daß du's selber gewebt hast — die tät' Augen machen —!« Er lachte vergnügt in sich hinein und hatte offenbar seinen Spaß an mir. »Alsdann meinetwegen,« schloß er; »so werd' ich halt nachschaun, ob ich die richtigen Farben auf'm Lager hab'!«

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen. Es kam also bloß darauf an, ob genügend Seide von der gewünschten Art im Hause wäre. Alles übrige hielt ich bereits für abgemacht und erledigt. Der Großvater zweifelte anscheinend nicht mehr daran, daß das Webenlernen für mich keine Unmöglichkeit sein würde, sonach kam's auch mir nicht in den Sinn, noch länger daran zu zweifeln. Ich sah mich schon in meiner Einbildung in die Wohnstube schleichen, wo die Weihnachtsbescherung vorbereitet wurde, und das herrliche, selbstverfertigte Stück Seidenzeug heimlich unter den Christbaum praktizieren. Wenn ich mir über etwas noch nicht klar war, so bezog sich das höchstens darauf, ob ich mein Geschenk offen ausbreiten oder in geheimnisvoller Verpackung und Verschnürung hinlegen sollte. Im ersten Falle würde es einen schier feenhaften Anblick geben, wie das Licht der Christbaumkerzeln über das wunderbar schimmernde Gewebe hinspielte. Und für das Einpacken sprach wieder die erhöhte Spannung und doppelt wirksame Überraschung, wenn aus der unscheinbaren Hülle etwas so Unerwartetes und zugleich Erwünschtes zum Vorschein käme.

Bald danach, an einem grauen, nebelreißenden Novembersonntagmorgen winkte mich der Großvater geheimnisvoll schon vom Frühstückstisch fort.

»Ich will ihm nur was zeigen,« sagte er erklärend zur Mutter. »Ausgehen werdet ihr bei dem Wetter doch nicht, und zur Zwölfermesse sind wir eh' wieder parat.«

Neben dem Magazin, das auch als Schreibstube diente, befand sich ein Arbeitsraum, wo wochentags die Seide auf mächtigen kupfernen Wagschalen gewogen, gesträhnt und an hohen hölzernen Kavilierstöcken weiter behandelt und vorgerichtet

wurde. Dort stand auch ein ungefüger alter Seidenwebstuhl, groß und schwerfällig wie ein Elefant, aus glattgescheuertem Balken- und Rahmenwerk aufgebaut, zwischen dem ein hundertfältiges Gewirr von Latten und Litzen, Schnüren und Zügen verheißungsvoll durcheinanderflitzte.

Mein Großvater war aus dem Handwerk hervorgegangen und hatte seine Werkstatt durch Fleiß und Umsicht nach und nach zu einem recht ansehnlichen Fabriklein erweitert. Im Sommer, wenn die Fenster offen standen, erscholl durch Haus und Hof das trauliche Geklapper der vielen klugen und wackeren Seidenstühle, die immer im gleichen Takt, jahraus, jahrein ihr gesegnetes Tagwerk verrichteten. In langen, weiten Sälen standen sie reihenweis wie brave Kühe im Stall friedfertig nebeneinander, sie wußten wohl, daß sie zu etwas nütze seien, man sah's ihnen gleich an, daß sie mit sich und der Welt zufrieden waren. Und zufrieden mit sich und der Welt waren damals auch noch die nicht minder klugen und wackeren Webergesellen, die sie betreuten und in Gang hielten. Auch ihnen konnte man's ansehen, daß sie ihr Tagwerk gern verrichteten, daß es ihnen eine Genugtuung gewährte, etwas Rechtes zu schaffen. Wenn sie am Feierabend scherzend und unbekümmert schwatzend das Haus verließen, blickten sie fest und selbstbewußt in die Welt, in der sie ihren Platz gewissenhaft ausfüllten, sie waren keine Überflüssigen und Halbpelzer, sie hatten sich ihr Leben, sie hatten sich die Stunden der Ruhe und Erholung redlich verdient. Und wenn man sie so in langem Zuge aus dem Tor strömen sah, mußte man sich immer wieder darüber wundern, wie viele es ihrer nachgerade schon geworden waren. Denn die Fabrik schoß in den letzten Jahren überraschend gut auf und schickte sich an, in aller Stille noch immer größer und größer zu wachsen.

Mit eignen Füßen die Weberschemel zu treten, hätte demnach der Großvater schon lange nicht mehr nötig gehabt. Aber er konnte nun einmal nicht davon lassen. Tat er's gleich nur in Freistunden zur eignen Herzerbauung, so tat er's doch mit Ernst, Beharrlichkeit und heiligem Eifer. Was einer selber verfertige, hab' ich ihn öfters sagen hören, sei verdoppelte Gottesgabe, weil die Arbeit auch den Menschen, nicht bloß sein Tagwerk vorwärtsbringe.

Bei solcher Gesinnung, ohne die ich die Bitte, auch mich das Weben zu lehren, wohl kaum auszusprechen gewagt hätte, war's selbstverständlich, daß, wenn der Großvater sich an den Webstuhl setzte, auch etwas Brauchbares dabei herauskommen mußte. Bloß zum müßigen Zeitvertreib weben, das hätt' er für Sünde am Handwerk gehalten. Und was da unter der Weberlade hervorquoll, wenn er eigenhändig die Schütze durchs Fach warf, das war weit mehr als bloß brauchbar. Es war schön, erlesen und äußerst kunstvoll, das gediegenste und griffigste Seidenzeug von der Welt, ein farbenprächtig schillerndes Meisterstück jede Elle, zur Freude und Erhöhung des Daseins geschaffen und gleichwohl nichts weniger als überflüssig und zwecklos. Trug's doch, indem es schönen und stattlichen Frauen zum Festgewande dienen sollte, gewissermaßen die innere Bestimmung in sich, die Krone und Blüte des Lebens noch über die angeborene Natur hinaus zu schmücken.

Ich hatte mir ab und zu einmal, wenn der Großvater hinter dem Weben her war, von ihm die Erlaubnis erbettelt, ganz mäuschenstill und schier andächtig zusehen zu dürfen. Und jedesmal lachte mir dabei das Herz im Leibe; es war eine wahrhaft schöpferische Tätigkeit. Auf dem großen alten Seidenwebstuhl aber, vor dem wir in jener Stunde standen, hatte ich ihn niemals weben sehen. An diesem gab's ja auch, wie ich erst jetzt bemerkte, gar keine Webertritte! Dagegen hingen allerdings, was mir an andern Stühlen nie aufgefallen war, zur Seite ansehnlich viele Schnüre nieder, mit Handgriffen dran, an denen man offenbar ziehen konnte. Und ich sperrte die Ohren auf, als mir der Großvater jetzt eröffnete, was ich da vor mir sähe, das sei der sogenannte Zampelstuhl und eigentlich der Stuhl aller Stühle. Auf ihm hab' er im zwanzigsten Jahr seines Lebens sein Meisterstück gewebt, und wie viele neuzeitliche Systeme inzwischen auch aufgekommen wären, keine spätere Erfindung sei imstande gewesen, den biederen Zampelstuhl von damals in Schatten zu stellen. Drum müsse man ihn auch ehren und eine gewisse Rücksicht auf ihn nehmen, damit er sich nicht am Ende gekränkt und gleichsam zum alten Eisen geworfen fühle. Aus diesem Grunde hätte er sich dafür entschieden, auch mich, seinen Enkel, der die Weberei von ihm erlernen



wolle, in diese edle Kunst auf demselben braven und würdigen alten Zampelstuhl einzuführen, der schon ihm vor mehr als fünfzig Jahren ein lieber Kamerad und hilfreicher Arbeitsgenosse gewesen.

So gut mir diese Worte gefielen, so ungeduldig brannte ich doch darauf, möglichst bald zur Sache, das heißt, ans eigentliche Weben zu kommen. Und auf einmal ging mein Eifer mit mir durch. Fast ohne mein Zutun saß ich flugs auf dem Bänklein, faßte die Weberlade an und griff schon nach der Schütze, mit der ich vermutlich eine heillose Verwirrung angerichtet hätte — als ich stutzte, die Augen weit aufriß und den Mund offen stehen ließ. Ich hatte zum Glück gerade noch rechtzeitig etwas erblickt, das mich starr vor Schrecken innehalten ließ. Denn während ich im Inneren des Fadengewirrs eine straffgespannte, grünlichbraun leuchtende Seidenkette wie einen stillen, spiegelnden Bach gegen mich herfließen sah, stürzte sich beim Austritt aus dem Stuhl eine brausende Welle von bereits fertiggestelltem Stoff als schillernder Wasserfall über den knapp unter meinen Augen befindlichen Stoffbaum, der dazu diente, die vollendete Webe wie auf einem walzenförmigen Mangprügel aufzurollen. Und da aus diesem herrlichen, resedafarbenen Schwall die von mir erträumten grünen Blümerln blühten und schimmerten, die mit freigebiger Hand darüber ausgestreut waren, so bildete ich mir ein, der Großvater sei mir zuvorgekommen und habe mein Christgeschenk für die Mutter allein und ohne mein Zutun bereits hergestellt. Enttäuscht sanken mir die Arme nieder, ich erhob mich vom Weberbänklein und fühlte mich um eine liebe Hoffnung ärmer.

»Nun brauch' ich's gar nicht erst zu lernen, Herr Großvater,« sagte ich mit Tränen kämpfend. »Da ist ja alles schon getan. Und so schön wie Sie hätt' ich's doch nie getroffen.«

Aber der Großvater wollte das nicht gelten lassen.

»Alles schon getan?« polterte er. »Was dir nicht einfallt, Tschapperl du! Glaubst am End', daß wir schon fertig sind? Dazu braucht's ein bissel mehr Arbeit, als bis jetzt da drin steckt.«

Und er erklärte mir, aufgebäumt müsse doch sein, eh' man ans Weben denken könne. Und wenn er ein Stückel angefangen habe, um in Schuß zu kommen, so sei das noch lange kein Seidenkleid. Dieses müsse ich schon selber weben, wenn ich es herschenken wolle. Übrigens werde er mich nicht nötigen, falls ich etwa die Lust verloren hätte. Blieb' ich aber meinem Vorsatz treu, so mög' ich mich nur an die Latzenschnüre stellen, dort sei beim Zampelstuhl der Platz für den Weber, am Bänklein sitze nur der Gehilfe, und den wolle er selber machen.

Seine Worte hatten mein Herz gestärkt, ich stellte mich rasch getröstet an die Schnüre, die er die Latzen genannt hatte, und er zeigte mir, wie und in welcher Reihenfolge ich daran zu ziehen hätte. Das war nicht schwer zu begreifen, es kam nur darauf an, sich ein paar Handgriffe zu merken, und allenfalls ein bißchen aufpassen mußte man dabei, damit man nicht an den unrichtigen Schnüren zöge. Darum wunderte ich mich, als der Großvater, nachdem ich es kaum ein paarmal geübt hatte, sich schon an die Weberlade setzte und sagte, probieren gehe über studieren, nun könnten wir gleich mit dem Weben anfangen. Ich sah, wie er mehrere Weberschützen mit verschiedenfarbigen Schußfäden in die Hand nahm, und weil es mir außerdem auch etwas verdächtig vorkam, daß meine Ausbildung in der kurzen Zeit schon abgeschlossen sein sollte, so stiegen mir abermals Bedenken auf.

Ob ich denn wirklich auf dem richtigen Platz stünde? fragte ich mißtrauisch. Soviel ich bisher gesehen hätte, säße der eigentliche Weber stets dort, wo der Herr Großvater sitze. Und es käme mir doch darauf an, das Seidenkleid für die Mutter selbst gewebt zu haben.

Aber der Großvater lachte mich bloß aus und meinte, er müsse vom Handwerk schließlich doch noch etwas mehr verstehen als ich, was ich natürlich ohne weiteres zugab. Im Grund war es mir ja ganz recht, wenn das Weben so einfach war wie die mir zugewiesene Tätigkeit. Ihr fühlte ich mich freilich gewachsen, ich hoffte sie tadellos zu verrichten, und wenn ich mit dem bloßen Anziehen an den Schnüren schon ein Seidenkleid zustande brachte, so konnte ich schließlich zufrieden sein.

»No alsdann,« sagte der Großvater aufgeräumt, »so sind wir ja alle zweibeide zufrieden. Wo einer sitzt oder steht, darauf kommt's nicht an, und beim Zampelstuhl ist das halt einmal so. Darum ist am Zampelstuhl das Weben um so viel leichter zu er-

lernen als bei jedem andern Stuhl. Denn bei den andern Stühlen sind Weberschemel da, der Weber tritt darauf, die Kettfäden steigen in die Höh', jetzt wirft er die Weberschütze durch das Fach, das sich gebildet hat, und schlägt mit der Lade den eingetragenen Schußfaden fest. Er muß also, das ist klar, mit Händen und Füßen arbeiten, gerade als ob einer allein auf dem Klavier vierhändig spielen wollt'. Ganz anders beim Zampelstuhl. Da hat das Eintragen und Festschlagen des Fadens der Gehilfe zu besorgen, und der bin jetzt ich. Der Weber aber, und das bist du, der zieht an den Latzen, die setzen die Korden und Platinen in Bewegung, und die zupfen aus der gespannten Kette die Fäden hoch, auf die's ankommt. Daß jedesmal die richtigen Fäden hochgehen und keine falschen, das bleibt die Hauptsach', sonst gäb's ein ganz verrücktes Muster. Drum ist der Latzenzieher beim Zampelstuhl die Hauptperson und der eigentliche Weber, das muß jeder einsehen ... Also paß gut auf,« mahnte er mich, »und zieh deine Schnüre der Reih' nach, wie ich dir's gewiesen hab', sonst machen wir einen Plutzer!«

Mir hatte es während dieser länglichen weberischen Auseinandersetzung zwar ein paarmal scheinen wollen, als säße dem Großvater ein Schalk im Nacken, doch fand ich keine Zeit mehr, mir darüber Gedanken zu machen. »Vorwärts! Los!« rief er mir zu, ich zog aus Leibeskräften, und mein Zug setzte sich durch das ganze Innere des Stuhles fort, daß sein Schnur- und Faden- und Nadeleingeweide in Bewegung geriet und lustig durcheinanderschoß. Die Korden strafften sich, die Platinen stiegen hoch und zupften mit stählernen Häkchen einzelne Seidenfäden oder ganze Fadenbündel aus der gespannten Kette. Der Großvater schoß ein, schlug mit der Lade an, und ich zog abermals und wieder und wieder und hatte gut aufzumerken, daß ich in der richtigen Reihenfolge immer am richtigen Strick zöge, wie es der Großvater mir gezeigt hatte.

Der alte Zampelstuhl ächzte und schnurrte. Alles war lebendig geworden in ihm. Er klapperte wie eine Mühle, stet und behäbig, und das vertraute Geräusch der Arbeit, das mir von frühester Kindheit auf in den Ohren geklungen hatte, erfüllte mein Herz mit Glückseligkeit, zum erstenmal in meinem Leben hatte ich tätigen Anteil daran. Ein wahrer Jubel brauste in mir. Wir webten! Es webte! Ich webte! Warum sollt' ich's nicht glauben? Der Großvater selbst hatte es gesagt. Er machte nur den Gehilfen. Ich war der Weber! Ich selbst war es, der webte!

Wo an jenem Morgen die Zeit hingekommen ist, weiß ich nicht. Sie flog nur so, das Weben war gar zu lustig. Mein Schwesterchen prasselte in die Stube: wo ich denn bliebe; die andern seien schon fortgegangen; ob ich nicht wüßte, daß Sonntag sei.

Der Großvater, der sich gleichfalls vergessen hatte, sah nach der Uhr. Höchste Zeit für die Zwölfermesse! Ich lief mit der Schwester hinüber, Hut und Mantel zu holen. Auf dem Weg zur Kirche blieb ich feierlich stehen, sie mußte mir ihr heiliges Ehrenwort geben, von dem, was sie gesehen hätte, nichts zu verraten.

»Was hab' ich denn eigentlich gesehen?« fragte sie harmlos.

Und ich antwortete großartig: »Daß ich weben kann, hast du gesehen! Daß ich ein Seidenkleid für die Mutter webe, hast du gesehen! Und vielleicht hast du auch gesehen, daß es gerade das Seidenkleid ist, das sich die Mutter schon lange wünscht: resedabraun mit grünen Blümerln darin!«

Sie wunderte sich nicht wenig, was sie alles gesehen hätte, und war stolz, so viele Geheimnisse in ihrem Busen verschließen zu dürfen. Ich wuchs sichtlich in ihren Augen, und begeistert sagte sie mir ihre Hilfe zu, wenn es gälte, die Mutter von der Arbeitsstube, wo der alte Zampelstuhl stand, abzuhalten, oder sie über mein öfteres Verweilen daselbst hinwegzutäuschen. Denn die Überraschung sollte eine vollkommene sein und auf den Weihnachtsabend aufgespart bleiben.

Übrigens hatte ich in der Hinsicht mit keinen besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Mutter schien es nicht zu bemerken, daß ich nun öfter mit dem Großvater zusammensteckte als sonst, und kümmerte sich auch nicht darum, was ich bei ihm triebe. Wir webten ungestört jeden Sonntagmorgen ein paar Stunden und manchmal auch unter der Woche. Der Seidenbaum, von dem sich die Kette abrollte, wurde schmächtiger, und der Stoffbaum, um den das fertige Gewebe sich aufwickelte, schwoll zusehends dicker und dicker. So weit wäre demnach alles in bester Ordnung gewesen. Aber je schöner die herrliche Webe gedieh, desto kleiner wurde der



Abend an der See
Nach einem Originalholzschnitt von Carl Alexander Brendel

Weber, bis er schließlich von seiner angemaßten Höhe herunterstieg und sich, zu seiner Ehre sei's gesagt, entschlossen dahin einreihte, wohin er seinem Alter und seinen Kenntnissen nach in Wahrheit gehörte.

Als ich das Ziehen an den Schnüren so weit im Griff hatte, daß ich daneben meine Aufmerksamkeit auch auf andere Dinge lenken konnte, bemerkte ich nämlich, daß der Großvater außer dem Einschießen und Festschlagen des Fadens noch hundert andre geschickte Handgriffe verrichtete, wie sie eben nur einem gelernten und geübten Weber zu Gebot stehen. Das machte mich abermals bedenklich, und diesmal ernstlicher und andauernder als zuvor. Überhaupt war ich in wenigen Wochen merkwürdig viel reifer und überlegter geworden, was ich, wenn ich hinterher darüber nachdenke, dem Einfluß und Segen der Arbeit zuzuschreiben geneigt bin. Denn meine Verrichtungen am Zampelstuhl, so wenig Kunst und Grütze dazu gehörte, erforderten doch eine stets gespannte Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer, abgesehen davon, daß auch eine nicht ganz unerhebliche körperliche Anstrengung damit verbunden war. Ein Hauch von Berufspflicht wehte mich an, es war die erste Tätigkeit, die ich in meinem Leben leistete, bei der es kein Abspringen, kein Handeln nach Belieben und Gutdünken, keine Willkür mehr gab. Das alles schärfte mein Urteil und trug dazu bei, meinen noch allzu kindischen und flatterhaften Sinn einigermaßen in Zucht zu nehmen.

Und wie ich mir nun des großen Abstands zwischen meiner und des Großvaters Arbeitsleistung immer deutlicher bewußt wurde, dämmerte mir, ohne daß ich es damals ganz überblicken oder gar in die richtigen Worte hätte fassen können, eine Ahnung davon auf, daß in seinem Wesen der Ernst und die Würde des Alters mit jener beweglich-heiteren, gutmütig-spitzbübischen Wiener Art seltsam gepaart seien, die sich an dem, was man »Anplauschen« nennt, so gern genugtut. Es wurde mir mehr als wahrscheinlich, daß er mich bloß zum Narren gehalten hatte, indem er mir einreden wollte, ich sei es, der webe, und er selbst bloß mein Gehilfe. Dazu kam noch, daß wir einen Webergesellen im Hause hatten, der ganz im Gegensatz zu den meisten seiner Genossen ein unzufriedener und hämischer Bursche war. Der betrat einmal, eine Auskunft vom Großvater zu erfragen, die Stube, in der wir webten, und hatte mich am Zampelstuhl arbeiten sehen. Seither hängte er mir, so oft ich ihm begegnete, den Namen »Latzenzieherbub« an, was offenbar ein Schimpf sein sollte. So kam ich allmählich dahinter, welcher Titel mir in Hinsicht meiner weberischen Leistungen in Wahrheit gebührte. Und daß es gerade kein Ehrentitel war, vielmehr eine untergeordnete, vom gelernten Weber geringgeschätzte Tätigkeit damit bezeichnet werden sollte, das ließ sich leicht erraten.

Indessen hinderte mich ein falscher Stolz, entscheidende Folgerungen aus meiner besseren Erkenntnis, die freilich schmerzlich genug war, abzuleiten. Ich hatte nicht nur meinen Geschwistern, sondern auch andern Hausgenossen, ja sogar ferner stehenden Kameraden gegenüber damit geprahlt, daß ich weben könne, und überallherum erzählt, ich stünde im Begriffe, für meine Mutter ein prächtiges Seidenkleid eigenhändig herzustellen, kurz, jedermann ins Vertrauen gezogen und zugleich mit eitler Wichtigtuerei einem jeden also Eingeweihten strenges Stillschweigen aufs Herz gebunden. Nun sah ich mich durch meine eigne Ruhmredigkeit umstrickt und der Freiheit beraubt, den falschen Schein ohne weiteres von mir abzutun. Die Beschämung, der ich mich ausgesetzt hätte, hinderte mich, zu widerrufen, und um von dem Bewußtsein, leere Schaumschlägerei betrieben zu haben, nicht völlig niedergedrückt zu werden, mußte ich fortfahren, sogar mich selbst zu betrügen. Ich redete mir also ein, es gehe niemand was an, wie ich es mit dem Großvater abgemacht hätte, und der Wert, den er meiner Arbeit zubillige, dürfe für mich und müsse für alle Welt der Maßstab sein, an dem meine Leistung zu messen sei.

Daß ich mich unter dem Schirm und Schutz so gewundener Trostgründe besonders wohl gefühlt hätte, ließe sich übrigens kaum behaupten. Meinen Obliegenheiten am Zampelstuhl entsprach ich zwar nach wie vor mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, doch hatte das eigentliche Ziel dieser Arbeitsstunden sich für mich wesentlich verschoben. Die rechte Freude am Seidenkleid für die Mutter, so herzlich ich ihr's gönnte, war mir abhanden gekommen, ich wünschte wohl, daß es fertig werden sollte, aber noch lebhafter wünschte ich selbst fertig zu werden. Ich sah jetzt dem Weihnachtsfest, das vor der Tür stand, nicht mehr mit den

kindlichen Erwartungen eines reinen und ungetrübten Herzens, sondern mit jener Unruhe und Ungeduld entgegen, die von dem Eintritt eines bestimmten Ereignisses Erlösung aus selbstverschuldeter Not erwartet. Denn am Christabend hoffte ich mit meiner Vergangenheit abzuschließen und aus der schiefen Lage mich auf halbwegs anständige Art wieder herauszuwutzeln, in die ich durch anmaßliche Überschätzung meiner selbst, durch leichtfertige Unterschätzung des edelsten und kunstreichsten aller Gewerbe, vor allem aber durch meine Dicktuereien und windbeutligen Prahlhansiaden geraten war.

Aber abscheulicherweise hatte ich mir's, wie ich zu meinem Bedauern eingestehen muß, derart zurechtgelegt, daß der krumme Weg, den ich doch zu verlassen wünschte, zum Abschied noch einmal einen letzten recht bedenklichen und ganz besonders gekrümmten Bogen um die Wahrheit herum beschreiben sollte, eh' er endgültig in den geraden einlenkte. Bei Überreichung meines Weihnachtsgeschenks an die Mutter war ich nämlich entschlossen, den falschen Schein, ich selbst hätte es verfertigt, noch voll aufrechtzuerhalten und mich als kunstreichen Weber weiblich bewundern zu lassen. Hierzu glaubte ich, wie die Dinge nun einmal lagen, insofern befugt, ja geradezu gezwungen zu sein, als im andern Falle meine Bloßstellung vor Geschwistern und Hausgenossen weit über das gerechte Maß hinaus empfindlich gewesen wäre. Nichts als Notwehr also. Eine letzte Schuldabzahlung an die Vergangenheit, dann war die Rechnung bereinigt. Dann mochte das neue Leben beginnen. Dann fing der gerade Weg an. Wie mit dem Lineal gezogen, verlief er von da ab in die Zukunft hinein. Der Zwischenfall war abgeschlossen, das Hintermirliegende lag hinter mir. Ich brauchte meine Kunst als Weber ja nicht weiter auszuüben, man redete einfach nichts mehr davon, es würde Gras über die Sache wachsen und ich wieder ein Menschenkind werden, das der Wahrheit die Ehre geben konnte.

Der Christabend sollte also die große Wende bedeuten. Bis dahin schien's mir eine bare Unmöglichkeit, die unliebsame Rolle zurückzulegen, die ich vor mir und andern zu spielen mich gezwungen sah. Und vielleicht wäre ich wirklich aus leidiger Menschenfurcht, die eine der großmächtigsten Großmächte dieser Welt ist, der Versuchung unterlegen, die Pflanzreißerei, die meiner Natur im Grunde gar nicht entsprach, bis unter die Lichter des Weihnachtsbaumes und die Augen der Mutter fortzusetzen, hätte nicht ein Zufall mir im letzten Augenblick noch eine bessere Richtung gegeben.

Im Nachbarshaus wohnte ein Junge, der mir als uferloser Aufschneider bekannt war und mir einmal aufgebunden hatte, er sei Mitglied der freiwilligen Feuerwehr, hätte schon soundso viele Dachstühle vor dem Zusammensturz bewahrt und soundso viele Kinder, Mütter und Greise aus den Flammen errettet. Die wachsende Zahl und Kühnheit seiner Heldentaten machte ihn mir verdächtig, bis ein Feuerwehrfest, wo er merkwürdigerweise nicht in Helm und Beil mitmarschierte, sondern wie ich von der Straße aus zusah, ihn völlig entlarvte. Ein andermal behauptete er, am Nordhang des Leopoldsberges eine Waldquelle entdeckt zu haben, für die er auf einen Namen sinne, weil er als Entdecker das Recht hätte, sie zu benennen. Ich nahm die Sache so lange für bare Münze, bis ein andrer Kamerad, der ihn auf jener Entdeckungsfahrt begleitet hatte, mir vertraulich bekannte, neben besagter Quelle ein — Wasserschaff stehen gesehen zu haben, was die Vermutung nahelegte, daß die angeblich neu entdeckte stille Waldesstelle vielleicht doch auch schon vorher von der Kultur nicht ganz unbeleckt geblieben sein mochte.

Zwischen mir und dem erwähnten Nachbarsbuben bestanden eigentlich fortwährend Reibereien, die nur durch sehr spärliche und rasch vorübergehende Freundschaftsanfälle unterbrochen wurden. Aber nie hatte ich weniger Zuneigung für ihn empfunden als gerade in dieser Zeit, vielleicht aus dem Grunde, weil das, was wir an uns selbst nicht lieben, uns an andern doppelt abstoßend erscheint. Als er einmal über der Gartenmauer auftauchte, um meinen Schneemann mit dem seinigen zu vergleichen, erzählte er mir unter anderm, während der Wochen, die wir einander nicht gesehen, hätte die Berufswahl ihm Sorge bereitet, bis er mit sich einig geworden, die Laufbahn des Künstlers einzuschlagen. Inzwischen sei er auch, wie ich vielleicht in der Zeitung gelesen hätte, ein berühmter Orgelspieler geworden.

Ich wurde rot bis über die Ohren, ohne recht zu wissen, warum. Vielleicht trat mir aus seinen nicht übermäßig glaubwürdigen



Behauptungen der von mir selbst begangene Fehler in der abschreckenden Übertreibung des Zerrbilds entgegen. Denn während ich mich über seine Worte lustig machte, nahm sich eine innere Stimme in mir die Freiheit, mit aller Dringlichkeit die Frage aufzuwerfen, ob denn gerade ich das Recht dazu hätte, und ob meine Zweifel an der Wahrheit seiner Aussagen nicht etwa in dem Sprichwort wurzelten: Wie der Schelm ist, so denkt er?

Als er merkte, daß seine heiligsten Beteuerungen mich nicht gläubiger machten, bot er mir den Beweis an. Am Heiligen Tag werden bekanntlich drei Messen hintereinander gelesen. Zu diesen würde er die Musik machen. Ich brauchte nur in die Kirche zu kommen, so würde ich mich mit eignen Ohren überzeugen können, wie schön er spiele. Ich versprach, seiner Einladung Folge zu leisten. Derselbe Kamerad aber, der am Rand der neuentdeckten Quelle das Wasserschaff hatte stehen sehen, hörte davon und schlug mir vor, statt der Messe selbst lieber der Musikprobe beizuwohnen, die am Nachmittag vor Christabend stattfinden sollte. Zu dieser Gelegenheit hoffe er Mittel und Wege zu finden, mir Zutritt auf das Orgelchor zu verschaffen, wo ich nicht bloß aufs Hören beschränkt wäre. Ich begriff, daß in diesem Falle das Sehen mindestens ebenso wichtig sei, und nahm sein Anerbieten gerne an.

Und als ich nun wirklich am festgesetzten Nachmittag in begreiflicher Spannung das Orgelchor betrat — was sah ich? Daß der Herr Lehrer die Orgel spielte, während der Nachbarsbub die Blasbälge trat. Eine unbegrenzte Heiterkeit bemächtigte sich meiner. Ich näherte mich dem verlegen gewordenen Maulmacher, dem es sichtlich kein Vergnügen bereitet hatte, mich so unerwartet hier zu erblicken, und lachte ihn weidlich aus. Da sprang er wütend von den Trittschemeln und lehnte sich gemächlich an die Wand.

»Gib mal acht,« sagte er, »ob die Orgel spielt, wenn ich nicht mittu'!«

Sie verstummte in der Tat. Der Herr Lehrer kam kopfschüttelnd nach hinten. Was denn los wäre? Er hätte nur den Beweis erbringen wollen, antwortete der unverschämte Blasebalgtreter, daß zum Orgelspielen ihrer zwei gehörten.

Der Herr Lehrer war ein breiter, behäbiger Mann, der sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen ließ ... »Freilich,« sagte er, »und wenn einer von den beiden nicht mehr mittun mag, so muß man ihn eben ersetzen.«

Damit wendete er sich an die versammelte Sängerbubenschar, die das Sanktissima zu singen hatte, und fragte, ob einer sich vielleicht bereitfinden lassen wolle, ihm die Blasebälge zu treten. Sogleich meldeten sich ihrer fünf oder sechs. Er wählte den Größten und Handfestesten aus und fragte weiter, ob einer vielleicht auch das Orgelspiel übernehmen wolle. Er selbst hätte schon lang genug gespielt, dreißig Jahre lang wenigstens, und wäre froh, auch einmal abgelöst zu werden.

Aber da blieb's ganz still. Niemand meldete sich, kein einziger. Der Herr Lehrer blickte fragend von einem zum andern.

»Nun? Findet sich keiner? Für die Blasbälge war doch gleich ein Halbdutzend da. Warum nicht auch für die Tasten und Register?«

»Das kann halt nicht gleich ein jeder,« antwortete ein Junge aus der Schar.

»So werd' ich's halt wohl selber machen müssen,« sagte lachend der Herr Lehrer und ging wieder nach vorne. Die Orgel brauste weiter, mein Nachbar aber stahl sich vom Chor und verschwand.

Und auch ich stahl mich vom Orgelchor und ging geknickt und nachdenklich heim. Wie ich's auch drehen und wenden mochte, so konnte ich mir mit dem besten Willen doch nicht verhehlen, daß zwischen dem Orgelbalgtreten und dem Ziehen an den Zampelschnüren eine gewisse fatale Verwandtschaft bestand.

In der Torfahrt begegnete ich der buckligen Marie.

»Ich hab's schon gehört,« sagte sie geheimnisvoll. »Na, die Frau Mutter wird eine Freud' haben —!«

Ich blickte zur Seite und wollte an ihr vorüber, aber sie hielt mich zurück. »Und wie g'schwind der junge Herr es erlernt hat!« wunderte sie sich. »Eine Hexerei ist es ja gerade nicht, aber in der Zeit hat noch keiner sein Meisterstück gemacht. Das liegt halt im Blut,« schloß sie mit wohlwollender Anerkennung, »weil schon der Herr Vatter und der Herr Großvatter ein Weber gewesen ist!«

Ich wäre am liebsten in den Boden gesunken, stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, was für ein guter Lehrmeister



der Großvater sei, und eilte weiter. Die ganze Nacht träumte ich vom Orgelspielen und Blasebalgtreten, und so oft ich dazwischen wach lag, dachte ich nach ...

Den nächsten Tag schon am frühen Nachmittag hatte ich mein Geschenk unter den Christbaum geschmuggelt. Und nun war endlich der Heilige Abend gekommen. Die Weihnachtskerzeln funkelten mit rauschgoldnen Nüssen um die Wette, Tannzweiglein knisterten und dufteten. Die Mutter nestelte den großen Packen auf — ich hatte mich schließlich doch fürs Einwickeln entschieden. Das gediegenste, schwerste, prachtvoll gemusterte Seidenzeug quoll ihr entgegen, resedenbraun mit grünen Blümerl darin.

Sie war erstaunt oder tat wenigstens so, erfreut aber war sie aufrichtig und ganz bestimmt. Sie sah den Großvater an, der lachte verschmitzt in sich hinein; sie lachten beide, und dann wies der Großvater mit einer Handbewegung auf mich, als wollt' er sagen: Bitte, da steht er, der Eigentliche, auf den's ankommt ... Die Mutter breitete die Arme aus und näherte sich mir. Aber ehe sie mich an sich ziehen konnte, hielt ich sie mit beiden Händen von mir ab und sagte laut, daß alle es hören konnten, auch die Geschwister und das ganze versammelte Hausgesinde: »Der Herr Großvater hat's gewebt, liebste Mutter, der Herr Großvater ganz allein! Ich hab' ihm nur ein ganz klein bissel dabei helfen dürfen als — Latzenzieherbub!«

Die Mutter schloß mich in die Arme. Und mir schien, wärmer und inniger als je. Jedenfalls hätte ihre Umarmung um nichts herzlicher ausfallen können, hätte ich das Seidenkleid wirklich selbst gewebt und verfertigt gehabt.

So leicht und froh wie in dieser Stunde war mir lange nicht ums Herz gewesen!

Später winkte der Großvater mich zu sich heran. Heiter und aufgeräumt fuhr er mir mit der Hand übers Haar, gab mir ein paar zärtliche Backenstreiche und sagte dazu: »Kampel du! Du Kampel!« Und noch ein paarmal hintereinander, während er vergnügt in sich hinein lachte und fortfuhr, mich mit der alten Weberhand zu tätscheln: »Kampel du! Du Kampel!«

Da konnte man sich aber schon sehr geehrt fühlen, wenn einem der Herr Großvater »Kampel« sagte! Obgleich niemand recht wußte, was ein »Kampel« sei, und was er eigentlich damit meine.

Nächtliche Gespräche

Am Himmel suchten wir, auf allen Sternen,
Ob dort ein Gott, ein Herr des Schicksals wohnte —
Das Bild, das in dem Kinderherzen thronte,
Wir scheuten uns, es lächelnd zu entfernen.

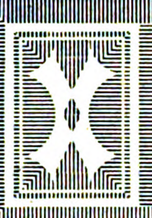
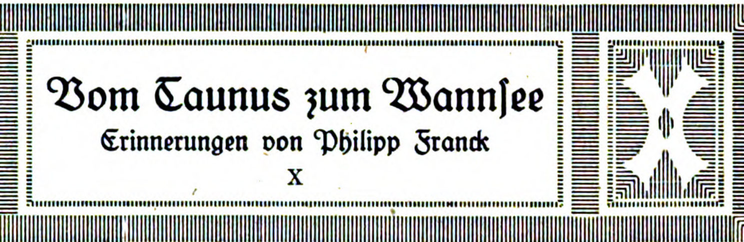
Den Anfang wollten wir, das Ende kennenlernen
Und forschten bang, ob sich's zu leben lohnte.
Wenn auch kein Zweifel unser Herz verschonte —
Die Klarheit floh in immer grau're Fernen.

Da galt es denn ein mutiges Besinnen,
Hinunter in des Busens Tiefen steigen,
Dort fand sich, was der Himmel uns versagt.

Durch Worte läßt sich Wahrheit nicht gewinnen.
Was dumpf du ahntest, ehre es durch Schweigen,
Du siehst es nicht, du fühlst's nur, wenn es tagt!

Karl Zuchardt



Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

X

Lehrer an der Schule des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin — »Alles Zeichnen ist gut, und alles zeichnen ist gut« — Landschaftsstudien in Lietzensee — Max Uth und seine Methode des »Hineinspritzens« — Uth-Scherze — »Ich setz' die Gans mit Wasser auf!« — Beginnende Reform des Zeichenunterrichts — Als Revisor des Zeichenunterrichts in den östlichen Provinzen Preußens — »Eine ausgestopfte Maus revolutioniert eine Tertia« — Die Kinderzeichnungen auf der Pariser Weltausstellung von 1900 — Die Mappe der Kaiserin-Elisabeth-Schule in Budapest — Paul Mohn als Leiter der Berliner Kunstschule — Die neuen Lehrpläne für den Zeichenunterricht in Preußen — Revisionsreisen von Leer bis Königsberg — Im Bürgergarten von Prenzlau — Das Notquartier in Neuzelle — Die Fünfmonatskinder — Gute Erfolge

Nach sechs Jahren legte ich den Zeichenunterricht am Französischen Gymnasium nieder, weil ich eine Lehrerstelle an der Schule des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin angenommen hatte. Zunächst übernahm ich an dem Zeichenlehrerseminar der Anstalt eine Gipsklasse, die ich aber nach einigen Jahren (nach Dettmanns Abgang) mit einer Landschaftsklasse vertauschte. Das Gipszeichnen erschien mir doch als ein sehr dürftiger Notbehelf. Wohl galt gewiß Menzels Ausspruch auch hier, den er tat, als er gefragt wurde, ob das Zeichnen nach Gipsmodellen gut sei. Er erwiderte: »Alles Zeichnen ist gut, und alles zeichnen ist gut.« Also auch das Zeichnen nach Gips. Aber wenn man die Kinder in den Schulen beobachtete und sah, wie sie nach der Darstellung der Natur drängten, wie sie instinktiv der Wirklichkeit vor allen Surrogaten den Vorzug gaben, mußte man doch stutzig werden. Da Gips in den meisten Fällen nur ein sehr unzulänglicher Ersatz für die Natur ist, kann man wohl begreifen, daß ich meine Gipsklasse an der Künstlerinnenschule gern gegen eine Landschaftsklasse vertauschte. Ebenso war es klar, daß ich an meiner Gipsklasse an der Königlichen Kunstschule nicht die Befriedigung fand, die ich erwartet hatte. Allen meinen Vorstellungen und Bitten, wenigstens teilweise nach der Natur zeichnen zu dürfen, setzte der Direktor Ewald starren Widerstand entgegen.

Er blieb bei seinen klassischen Formen, weil er deren erziehliche Kraft für unzweifelhaft hielt. Meinen Einwand, daß nur der die Antike richtig schätzen und verstehen könne, der die Natur als Grundlage und Ausgangspunkt kennt, berücksichtigte er nicht.

So mußte ich in der Königlichen Kunstschule notgedrungen in den ausgetretenen Bahnen wandeln und betrachtete es als eine Art von Befreiung, als ich mit meinen zweiundvierzig Damen, den Schülerinnen der Landschaftsklasse, draußen in Lietzensee im Park Witzleben bei Charlottenburg Landschaftsstudien treiben konnte.

Zweiundvierzig junge Damen, die kaum eine nennenswerte künstlerische Vorbildung hatten, in die Landschaftsmalerei einzuführen, war aber fast eine unmögliche Aufgabe. Zwar war der alte verlassene Park, der sich am Lietzensee hinzog, ein geradezu idealer Studienplatz, wie man ihn in dieser Schönheit kaum in der Nähe der Großstadt erwarten konnte. Er dehnte sich auf einer großen Fläche über Hügel und Täler aus und enthielt eine Anzahl von Tempelchen und alten Gebäulichkeiten der Empirezeit, die langsamem Verfall anheimgegeben waren. Mit seinen gewaltigen Baummassen und verschwiegenen Waldwegen, mit seinen Wiesen und kleinen Wasserläufen und Weihern bot er eine Fülle der schönsten Motive.

In die Landschaftsklasse wurden die meisten Damen aufgenommen, weil sie für figürliche Studien nicht talentvoll genug waren. Oft haperte es an den elementarsten Vorkenntnissen im Zeichnen. Ich hatte zwar versucht, während des Winters gründlich zeichnen zu lassen, hatte Stillleben aufgestellt, erst einfache, dann für die Vorgeschritteneren ganze Waschküchen und Grünkramecken, hatte Kirchenwinkel, mit brennenden Kerzen vor dem Madonnenbilde, und Hühnerställe hergerichtet, aber nur die Ernsthaften unter den Schülerinnen hatten dies ausgehalten. Wie sollte ich sie nun draußen beschäftigen, wie ihnen nur allein die Motive zuteilen und die Aufgaben stellen? Dort noch dazu im April, wo alles bei der wechselnden Beleuchtung sich im Handumdrehen von Grund auf änderte und die Anfängerinnen vor Probleme stellte, denen sie in keiner Weise gewachsen waren. Ich versuchte es so, daß ich die einzelnen Damen sich vor eine schöne Stelle setzen ließ und ihnen das betreffende Motiv mit ein paar Strichen rasch auf die Leinwand zeichnete. Wenn ich aber dann nach einer halben Stunde zurückkam, war von dem angedeuteten Motiv nichts mehr vorhanden. Die Damen hatten es nicht zu »halten« verstanden. Dann versuchte ich es auf andre Weise. Ich nahm ein Skizzenbuch und zeichnete, um den Damen zum Verständnis zu bringen, wie man ein Landschaftsmotiv in den Raum komponiert, fortwährend solche Motive mit einigen Strichen auf.

Ich marschierte zeichnend bergauf, bergab an der Spitze, die Damen, mir über die Schulter guckend, hinterher. Ganze Skizzenbücher habe ich auf diese Weise vollgezeichnet.

Leichter hatte es sich mein Kollege Max Uth gemacht, der auf meinen Vorschlag die zweite Landschaftsklasse an der Künstlerinnenschule erhalten hatte. Er ließ die Damen im Winter nach seinen Aquarellen und Studien einfach kopieren, so daß im Handumdrehen 45 kleine Uths im Entstehen waren. Er hatte stets noch etwas mehr Zulauf als ich, da den Damen das rasche Resultat außerordentlich gefiel. Außerdem half er den unvollkommenen Blättern tüchtig nach, indem er »hineinspritzte«, wie er es nannte. Viele der Schülerinnen blieben jedoch nur kurze Zeit. Sie verlobten sich und verheirateten sich bald, waren aber von ihrem künstlerischen Tun außerordentlich befriedigt, da sie ja eine Anzahl selbstgemachter Bildchen in ihren jungen Haushalt mitbrachten. Damit konnten sie ihre Wände schmücken, und es lag also kein Grund für sie zu weiterer künstlerischer Tätigkeit mehr vor.

Max Uth war eine lustige Haut und stets zu Scherzen aufgelegt, wenn sie auch oft auf Kosten andrer gingen.

Bei einer der Festlichkeiten, die die Schülerinnen von Zeit zu Zeit ihren Lehrern gaben, hatte ich erst nicht erscheinen wollen, weil ich kaum eine schwere Influenza überstanden hatte. Aber auf die inständigen Bitten der Schülerinnen, die mir versicherten, daß alle mich betreffenden Anspielungen des Festspiels ins Wasser fallen würden, wenn ich fehlte, war ich doch erschienen. Ich saß erschöpft auf einem Stuhl, als sich plötzlich Gruppen von Schülerinnen bildeten und eine Abordnung zu mir kam. Sie hätten eine große Bitte: ich möge doch einmal die »Tänzerin« mimen. »Welche Tänzerin?« frug ich. »Ach, Sie wissen ja schon,« sagten die Schülerinnen, »die, die Sie im Westklub immer so prachtvoll darstellen.« Ich war ganz verwundert, denn ich hatte niemals dergleichen getan. Die Schülerinnen beteuerten, Uth habe es erzählt. Und nun kam auch Uth hinzu und sagte zu meinem großen Erstaunen: »Nun stell' dich doch nicht so, du weißt doch, wie du dich immer auf die Fußspitzen stellst und düllilit, düllilit singst.« Kein Wort davon war wahr, aber das Drängen und Bitten der Damen währte über eine halbe Stunde, und niemand glaubte mir. Uth aber hatte seine Freude an dem allgemeinen Wirrwarr.

Auch mit Frau Rosenhagen trieb er seine Scherze zur großen Freude der Kinder. Bei den Zusammenkünften der »Novembervereinigung« war Muttchen fast immer zugegen. Besonders im Sommer, wenn wir aufs Land gingen. Wie anders sahen die Vororte um Berlin herum damals noch aus! Gärten und Wiesen waren da, wo jetzt die schweren Häusermassen stehen. Ins Landhaus nach Wilmersdorf gingen wir oft.

Dort saß einst Muttchen Rosenhagen neben dem stets liebenswürdigen Kurt Herrmann. Eine erregte Kunstunterhaltung war im Gange. Die entgegengesetzten Anschauungen prallten hart aufeinander. Dora Hitz vertrat das Prinzip, daß es vorerst bei einem Kunstwerk auf das Ganze ankomme, ein Beweis seien die alten Meister. Trübner war entgegengesetzter Meinung. Wenn man die alten Meister betrachte, so bestände ihr Wert gerade in der unglaublichen Kostbarkeit, mit der das Einzelne behandelt sei: ein Auge, eine Hand, ja die Spitze eines Ärmels oder einer Halskrause.

Muttchen Rosenhagen, der dies Gespräch nicht interessant genug erschien, hatte sich inzwischen mit Kurt Herrmann über Gänsebraten unterhalten, so daß man, als das Kunstgespräch gerade an einem Ruhepunkt angelangt war, plötzlich Muttchens Stimme hörte, wie sie sagte: »Ich setz' die Gans mit Wasser auf.« Und als im weiteren Verlauf des Gänsegesprächs Kurt Herrmann sich beklagte, als Junggeselle käme er nicht dazu, Gänsebraten zu essen, denn eine Gans sei für ihn allein zuviel, und aus Gänseklein mache er sich nichts, beteuerte ihm Muttchen, daß man jetzt die Gans auch zerteilt kaufen könne. Sie hätte stets auch ein gutes Bruststück gehabt, und laut über den Tisch hinüber rief sie um Hanschens Bestätigung: »Nicht wahr, Hanschen, ich habe immer eine schöne Brust gehabt.« Hans, der noch ganz vom Kunstgespräch benommen war, bestätigte ihr ganz zerstreut: »Ja, Muttchen.«

Für Corinth schwärmte Muttchen Rosenhagen sehr, weil er ein halber Landsmann von ihr war. Corinth war Ostpreuße, Muttchen Westpreußin. Corinth hat sie in ihrem Milieu gemalt, und es ist eins seiner allerschönsten Porträte geworden.

Die Erkenntnis, daß der Zeichenunterricht in der Schule im allgemeinen die Erwartungen nicht erfülle, brach sich mehr und mehr Bahn. Durch das Kopieren der gedruckten, meist häßlichen Vorlagen hatte das Volk in seiner Gesamtheit nicht zeichnen gelernt. Nur einzelne Begabte hatten vielleicht trotzdem etwas zustande gebracht.

Durch die Stuhlmannsche Methode hatten die Schüler zwar korrekte und technisch saubere Zeichnungen gemacht, aber nicht sehen gelernt. Den Universitätsprofessoren, zum Beispiel dem alten Virchow, fiel diese Tatsache bei den Studenten in erschreckender Weise auf. Konrad Lange in Tübingen und Georg Hirth in München hatten aus demselben Grunde gefordert, daß man die Natur, das Leben und die Umgebung den Schülern nahebringe, wie man es in England und Amerika bereits erstrebte.

Die Ausbildung der Zeichenlehrer hatte auf das Leben, auf die Bedürfnisse und Anforderungen, die die Wirklichkeit an das Sehen und an die Zeichenfähigkeit des Durchschnittsmenschen stellte, wenig Rücksicht genommen. Man hatte also genügenden Grund, sich mit dieser Ausbildung eingehend zu beschäftigen und besonders dem Zeichenunterricht in der Schule Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Auch hier war das Ausland insofern voraus, als in Frankreich, England und Amerika der Zeichenunterricht unter Aufsicht von Fachrevisoren stand. Es war daher eine Folge aller dieser Erwägungen, daß der Herr Kultusminister den Direktor der Königlichen Kunstschule zu Berlin, als den Leiter des weitaus größten preußischen Zeichenlehrerseminars, im Jahre 1895 beauftragte, den Zeichenunterricht in einer Anzahl der Berliner höheren Knabenschulen informationsweise zu revidieren.

Da Ewald anderweitig amtlich sehr überlastet war, und da man bald einsah, daß man Erfahrungen auch in den andern Provinzen sammeln müsse, wurde ich im folgenden Jahre mit der Revision des Zeichenunterrichts an den höheren Knabenschulen der Provinz Posen betraut. Das Ergebnis war, daß sich nur in ganz seltenen Fällen ein lebendiger Zeichenunterricht vorfand. Überdies war kaum die Hälfte der Zeichenlehrer staatlich geprüft und fachlich genügend vorgebildet.

Es ergab sich zunächst die Notwendigkeit, weiter die Wirklichkeit kennenzulernen, und so wurde der Maler Paul Mohn im Jahre 1897 gleichfalls mit Revisionen des Zeichenunterrichts betraut. Er wanderte nach Westen.

Zu derselben Zeit wurde der Direktor der Nassauischen Altertümer in Wiesbaden, Dr. Pallat, als Hilfsarbeiter ins Ministerium berufen, der nach Prüfung von höheren Knabenschulen in seiner Heimat zu ähnlichen Ergebnissen gekommen war. Die Folge war, daß 1899 die Revision des Zeichenunterrichts in höheren Lehranstalten amtlich in Preußen eingeführt und daß zunächst das ganze Königreich zwischen Paul Mohn und mir »geteilt« wurde. Mohn bekam die westlichen, ich die sieben östlichen Provinzen, und zwar Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und die Provinz Brandenburg. Die Hauptstadt Berlin fiel damals noch auf Mohns Anteil.

Und nun begann eine köstliche Arbeitszeit. Welch reiches Feld war zu beackern; wieviel Brachland kam da zum Vorschein! Wo beginnen? Das war die Frage. Ein Menschenleben reichte nicht aus, hier Wandel zu schaffen! Zunächst wurde es klar, daß die ganze Frage in erster Linie eine Lehrerfrage sei.

Aber da gab es sogleich schwere Konflikte. Zwar hatte Ewald eingesehen, daß die pädagogische Vorbildung der Zeichenlehrer nach der praktischen Seite vermehrt werden müsse, und mir die Einrichtung der ersten an der Königlichen Kunstschule bestehenden Übungsschule übertragen. Mit dem bisherigen System der künstlerischen und theoretischen Vorbildung jedoch wollte er nicht brechen. Ich stand vor einem Rätsel, denn für alle Kunstfragen allgemeiner Art hatte er ein tiefes Verständnis. Nur hier war es, als ob eine feste Mauer seinen freien Blick hemme. Man könne aus diesen Elementarlehrern nicht mehr herausholen, und man scheitere mit allen guten Absichten an ihrer Unzulänglichkeit. Auf diesem Standpunkt beharrte Ewald ganz schroff.

Es ist aber der Segen einer großen Sache, daß sie durch persönliche Gefühle und Rücksichten nicht aufgehalten werden kann. Die Wirklichkeit ist unerbittlich, und alle Entwicklung nimmt schließlich doch ihren logischen Weg. Es schmerzte mich, daß es nicht mit Ewald gehen sollte. So mußte es denn über ihn hinweggehen.

Überall zugleich hätte man beginnen mögen und müssen. Zunächst galt es, statt der ornamentalen Vorlagen, der Holzklötze und Gipsmodelle, taugliche Vorbilder für die Schule zu beschaffen. Auf die Frage, was man zeichnen solle, hatte Menzel doch richtig geantwortet: Alles. Mit diesem Worte konnten aber die an Ketten und Vorschriften gewohnten Lehrer nichts Rechtes anfangen. Also mußte man das »Alles« zergliedern, die ganze Welt mußte in Stücken ihnen vorgeführt werden. Man mußte ihnen sagen: Zeichnet Gefäße, Geräte, zeichnet natürliche Zweige, Blumen, Früchte. Zeichnet Tierschädel, und wenn ihr euch nicht an lebendige Tiere wagt, zeichnet nach ausgestopften. Zeichnet Musikinstrumente, zeichnet die alten Baudenkmäler, die alten Tore und Kirchen eures Städtchens. Zeichnet alles, was schön ist, seht mit Bewußtsein die Heimat und lehrt sie die Kinder sehen!

Also ordnete der Minister an, daß ein amtliches Lehrmittelverzeichnis hergestellt würde, das in photographischen Nachbildungen all die schönen Dinge der Wirklichkeit, wie sie Natur und Kunst boten, in einzelnen Tafeln vorführe. In gewissen Zwischenräumen wurden diese Publikationen fortgesetzt und an die Schulen versandt. Aber da entstand die große Schwierigkeit, schöne Formen zu beschaffen. Wo waren schöne Gefäße und geschmackvolle Geräte in unsern Läden zu finden? Nicht vorhanden! Noch hatte das Kunstgewerbe nicht den Aufschwung genommen, der im Anfang des neuen Jahrhunderts einsetzte. Also galt es, alte Kirchengefäße, alte Zinnkannen und Gläser zu kopieren, Geräte von schöner Form nach alten Mustern herzustellen und Fabriken für deren Anfertigung und Vertrieb zu interessieren. Es handelte sich darum, schöne Stoffe zu beschaffen und farbige Vorbilder für das Malen herzustellen.

Und wie reagierten die Kinder auf dies alles? Oh, glänzend; sie waren begeistert! In einem Bericht über den Zeichenunterricht auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 konnte ich schreiben: »Eine ausgestopfte Maus revolutioniert eine Tertia!« Man mußte die Jugend sehen, welch eine Wonne sie empfand, statt der Surrogate von früher nun ein Stück Wirklichkeit vor Augen zu haben.

So hatten wir das große Glück, daß der Minister auf unsre Bitten und Vorschläge einging, aber nur dann, wenn wir sie eingehend begründen konnten. Viele Seiten füllten die Revisionsberichte. Vielfach ließen wir zum Beweis für unsre Behauptungen während der Revision von den Kindern klassenweise Zeichnungen und Malereien auf mitgebrachtem Papier anfertigen. Diese lebendigen Dokumente legten wir den Berichten bei, die mit den Jahren viele Bände füllten.

Besonders zustatten kam uns die Pariser Weltausstellung von 1900. Der Minister hatte Paul Mohn und mich hingesandt, um Bericht über den Schulzeichenunterricht der fremden Nationen zu erstatten, dem ein breiter Raum auf der Ausstellung gegeben war. Nur Deutschland hatte sich bei diesem Wettbewerb nicht beteiligt. Dr. Pallat war gleichfalls nach Paris mitgekommen, ebenso Hans Rosenhagen, der über die große Kunst in den Kunstzeitschriften berichten sollte. Mohn, Rosenhagen und ich hatten ein paar Zimmerchen hoch oben in der Rue du dix-huitième septembre inne.

Unser gemeinsames Ziel war nun Tag für Tag die Ausstellung, aber schon am Eingang trennten sich unsre Wege. Rosenhagen suchte die Kunstausstellungen auf, und wir andern sahen uns die Kinderzeichnungen an, blätterten vierzehn Tage lang täglich zwölf Stunden in Mappen, ließen uns Schränke aufschließen und Zeichnungen und abermals Zeichnungen hervorholen, die wohl sonst kaum eines Menschen Auge auf der Ausstellung weiter angesehen hat.

Es war Ende September. Der Schluß der Ausstellung stand schon nahe bevor. Ich hatte über den Zeichenunterricht Frankreichs und der von seiner Zeichenmethode abhängigen Länder zu berichten, also über den konservativen Teil. Mohn hatte England und Amerika und dessen Anhang, also den fortschrittlichen Teil, obwohl oder gerade deswegen, weil unsre Charaktere dem gestellten Thema ziemlich entgegengesetzt waren.

Ich erinnere mich noch einer Episode in der ungarischen Abteilung. Dort ließ ich mir von dem überwachenden Diener einen Schrank aufschließen, in dem sich Mappen mit Zeichnungen ungarischer höherer Mädchenschulen befanden. Eine Mappe, weiß mit Goldpressung und hellblauen Atlasstreifen, fiel mir in die Hand. Es war die Mappe der Kaiserin-Elisabeth-Schule in Budapest. Aber als ich die seidenen Schleifen löste, fiel zwischen den Falten des Stoffes der dicke Staub heraus, der sich in schweren Brocken in den Vertiefungen des Bandes festgesetzt hatte. Wenn man bedenkt, mit wieviel Sorgfalt der Lehrerin, mit wieviel Trauer nicht berücksichtigter Schülerinnen die Herstellung einer solchen Mappe verknüpft war, so war das gewiß betrüblich. Aber das Pflaster kam nach Schluß der Ausstellung: die Kaiserin-Elisabeth-Schule in Budapest erhielt für ihre Mappe den — **grand prix**. Ich behielt es genau in der Erinnerung, weil mich der versöhnende Schluß bei der offenbar unberührten Mappe doch etwas verwunderte.

Von Paris selbst in der berückenden Herbstpracht habe ich wenig gesehen. Wohl entzückte mich seine schöne Lage an der Seine, diese oder jene Kirche, die ich besuchte, und dann der Louvre, in dem ich einen ganzen Tag lang umherlief. Auch die modernen Kunstausstellungen sah ich mir an. Nach Versailles aber bin ich nicht gekommen, so schmerzlich mir das war. Das Amt verschlang alle Zeit. —

Vielleicht war auch Ewalds beginnendes Herzleiden mit daran schuld, daß er nicht mehr dazu gelangen konnte, bei der Reform des Zeichenunterrichts mitzuwirken. Er legte nach einem halben Jahre die Leitung der Kunstschule nieder; Paul Mohn wurde sein Nachfolger.

Mohn hat nicht lange die rechte Freude an seinem Amt behalten. Er war ein feinsinniger Künstler und wurzelte mit seinen Anschauungen ganz in den Nazarenern. Als Schüler von Ludwig Richter und Gatte von dessen Enkelin begegnete er dem hereinbrechenden Realismus mit ehrlichem Haß. Menzel fand er roh und brutal; er hing an der römischen Tradition und an seinen alten Erinnerungen. Wenn er von Olevano sprach, floß ihm Herz und Mund über. Es ging ihm dann etwa so wie dem Zauberlehrling: die Geister, die er rief, wurde er nicht mehr los. Durch ein ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen verbitterte er sich und uns oft die Gegenwart. Man kam manchmal bei ihm hinter ganz verwunderlich kleinliche Gedankengänge. So waren die zehn Jahre seiner Direktionszeit, besonders die letzten, nicht allzu erfreulich. Mit gutem Humor halfen wir uns an der Kunstschule darüber hinweg, vielfach auch dank der nie versiegenden Laune des Kollegen Franz Kruse. Mohn starb, ziemlich verbittert, im Jahre 1910.

Das nächste Ergebnis der Pariser Weltausstellung war der Plan, für den Zeichenunterricht in Preußen neue Lehrpläne aufzustellen, ferner eine neue Prüfungsordnung für Zeichenlehrer zu verfassen. Da aber die Hamburger Lehrerschaft auf Götzes Anregung schon mit dem alten Stuhlmannschen System gebrochen und nach dem Vorbilde der Engländer und



Karl Sterrer: **Heilige Nacht**

Zu dem Aufsatz »Karl Sterrer« von Thomas Freiherr von Haerdtl



Amerikaner ihren Unterricht frei gestaltet hatte, sollten erst noch diese Ergebnisse angesehen werden. Wir fanden ein frisches, fröhliches Treiben und, trotz manchen Unzulänglichkeiten, so viel Leben und Entwicklungsmöglichkeiten, daß wir des Ministers Frage, ob mit dem bisherigen System in Preußen zu brechen sei, unbedingt bejahten.

So entstanden denn im Jahre 1902 die neuen Lehrpläne für den Zeichenunterricht an den höheren Schulen, denen bald die für die Präparanden-Anstalten, Volksschulen und Lehrerseminare folgten. In demselben Jahre 1902 trat dann auch die neue Prüfung für Zeichenlehrer in Kraft, die auch das Zeichnen nach dem lebenden Modell in sich aufnahm.

Der Pariser Weltausstellung folgten die Kunstkongresse: in Dresden 1904, London 1908 und wiederum Dresden 1912. Auf diesen Kongressen wurden alle Fragen der Kunsterziehung behandelt und durchberaten. Allen diesen Kongressen wohnte ich bei, dem letzten schon als kommissarischer Direktor der Königlichen Kunstschule und als Delegierter des Ministers. Eine vollständige Umgestaltung des Zeichenunterrichts, in erster Linie auch der Zeichenlehrerausbildung war die Folge.

Meine Revisionsreisen führten mich nun weit herum im lieben deutschen Vaterlande. Dabei erkannte ich erst, wie schön es ist. Da ich auch später zeitweise die Provinz Hannover zu bereisen hatte, lernte ich Preußen von Leer bis Königsberg kennen. Die reiche alte Kultur Sachsens, die Schönheiten des Naumburger Doms entzückten mich. Oft nahm ich meinen Aufenthalt in Weimar und besuchte von da aus Erfurt und Naumburg. Oder ich wohnte in Thale am Harz und revidierte von da aus den Zeichenunterricht in Quedlinburg und Halberstadt am Vormittag, während ich des Nachmittags für mich in der Stiftskirche zu Gernrode oder im Dom zu Quedlinburg studierte. Hildesheim und Goslar, Hameln und Stade, Wernigerode und alle die hübschen Harzstädtchen habe ich besucht und dabei immer wieder von neuem die Schönheit der Heimat empfunden. Die Ostsee an der Pommerschen Küste, das Haff bei Königsberg — in welch entzückenden Stimmungen habe ich sie erlebt!

Und auch der äußerste Osten, welch eine Schönheit zeigt sich dort! Wie gut erinnere ich mich eines Abends in Dirschau. Ich war spät angekommen, müde und zerschlagen von der Bahnfahrt, so daß ich vor dem Schlafengehen nur noch durch einige Straßen gehen wollte. Die Sonne stand schon tief; die Stadt lag im Abendschatten. Noch bis zum Ende einer ansteigenden Straße wollte ich gehen und dann ins Hotel zurückkehren. Als ich aber ans Ende der Straße kam, die durch eine Barriere nach der Seite zu abgeschlossen war, lag plötzlich die ganze Weichselniederung im Abendsonnenschein zu meinen Füßen. Weit zog der Blick über den breiten Fluß in die Ferne. Ein Gewitter stand über dem Strom. Unten im Abenddämmer wuschen Weiber auf den vorspringenden Steindämmen ihre Wäsche, Ziegen weideten am aufsteigenden Uferrand. Kähne mit sonnenbeglänzten Segeln zogen still auf dem Fluß dahin. Ein Bild des Friedens und der Unendlichkeit ...

Oder in Prenzlau. Nicht sehr reizvoll ist die Stadt, und vier Tage sollte ich dort zubringen, weil ich täglich eine der vier höheren Lehranstalten zu inspizieren hatte. Vormittags gab's da anstrengende Arbeit genug, aber schwer war es, die Nachmittage hinzubringen, wenn man in der auf die Revision folgenden Abspannung nicht mehr zu rechter geistiger Tätigkeit fähig war. Das Schlimmste aber waren die langen Abende. Am Nachmittag ging man fleißig spazieren, über den Marktplatz, wo die drei erzenen Reiterstandbilder stehen, der alte Kaiser Wilhelm in der Mitte, seine beiden Paladine Bismarck und Moltke links und rechts. Alle Spaziergänge münden wieder auf den Marktplatz. Kommt man von der einen Seite, so steht der Moltke links und der Bismarck rechts; kommt man von der andern, ist's umgekehrt. Das die ganze Abwechslung! Oder man geht an den Uckersee und wandelt zwischen dem Herren- und dem Damenbad auf und ab. Das kann man nicht ewig tun, und für vier Tage ist's etwas zu wenig. Ißt man zu früh Abendbrot und geht infolgedessen zu früh zu Bett, so schläft man die ganze Nacht nicht. Die »Fliegenden Blätter« hat man bald ausgelesen. Am letzten Tag bringt der Kellner die erlösende Nachricht, daß am Abend Konzert im Bürgergarten stattfinde. Also dorthin!

Im Bürgergarten sitzt alles abgemessen und abgezirkelt an Tischen. Hier als Vornehmster der Herr Leutnant mit dem Herrn Fähnrich und den Einjährigen, dort die Honoratioren an ihren bestimmten Plätzen. Auch die jungen Kaufleute bis herab zu den besseren Ladenmädchen haben ihre ihnen zukommende Stelle inne. Der fremde Gast, also in diesem Falle ich, sitzt allein an einem Tisch, ahnt aber noch nicht, w i e abgesondert er in Wirklichkeit ist.

Das Konzert beginnt. Erst sitzt man noch ein bißchen. Bald aber steht man auf und ordnet sich zu dem üblichen Rundgang, um die Tische in weitem Bogen herum, an dem Musikertempelchen vorbei. Die eine Partie geht links, die andre rechts herum, damit sich beide begegnen. Das ist der Zweck der Übung. Voran der Herr Leutnant mit dem Herrn Fähnrich und den Einjährigen. Es folgen die besseren Bürger je nach Ansehen und Rang. Es folgen die Damen. Ein Flirten und Grüßen beginnt. Es folgen die Schüler und die Schülerinnen der revidierten





Anstalten, die Backfische des Lyzeums, die Primaner des Gymnasiums und des Realgymnasiums; auch die Seminaristen des Lehrerseminars tun mit, soweit sie dürfen.

Das sollte den Herrn Revisor nachdenklich machen und ihn nicht verführen, die Runde mitzumachen. Aber er denkt, immer kann man nicht hinter einem Glase Bier sitzenbleiben, und will sich auch ein bißchen Bewegung verschaffen. Er riskiert also einen Umgang. Aber das Verhängnis naht. Ein entzückender Backfisch mit langen blonden Zöpfen hat ihn entdeckt und erkannt und knixt. Und dann gibt es ein Tuscheln, und beim nächsten Rundgang knixen schon etwa ein Dutzend Backfische. Dann fangen alle an zu knixen, und die Pennäler fangen an zu grüßen, und die Alten gucken und möchten am liebsten auch grüßen, und wenn das Grüßen und Knixen seinen Höhepunkt erreicht hat, entflieht der Revisor, wenn er gerade in die Nähe der Ausgangspforte gelangt ist, so schnell er nur kann. Aber das Ziel ist erreicht: mittlerweile ist es zehn Uhr abends geworden.

Und am nächsten Tag bei der Abfahrt steht alles wieder an der Bahn und sieht ihn abziehen: die Backfische, die Pennäler, die Seminaristen und die Präparanden, denn diese Abfahrt ist, wie übrigens jede Abfahrt und Ankunft eines Zuges, für die kleine Stadt ein Ereignis. Nur der Herr Leutnant und sein Anhang fehlen ...

Oder man ist in Neuzelle in der Mark. Man will tags darauf das Lehrerseminar revidieren und kommt abends spät auf der Station an. Man steht auf dem Bahnsteig, sein Köfferchen neben sich, und wartet auf den Hoteldiener. Der aber erscheint nicht. Der Zug ist im Dunkel verschwunden, die Lichter am Bahnhof werden ausgelöscht. Dem Revisor wird's unheimlich; er fragt den Lichterauslöscher, wo hier das Gasthaus sei. Ein Gasthaus sei nicht da, erwidert der. Er wolle am nächsten Tage ins Seminar, sagt der Revisor. Ein Seminar sei auch nicht da, sagt der Bahnbeamte. Ein andrer Mann kommt hinzu, der weiß, daß es eine halbe Stunde weit entfernt eine Klosterschule gibt. Vielleicht sei da das gesuchte Seminar. Natürlich jetzt, beinahe zwölf Uhr nachts, schläft dort alles. Aber in einem Dorfe in andrer Richtung, etwa zwanzig Minuten entfernt, gibt's ein Gasthaus. Vielleicht ist dort noch jemand auf.

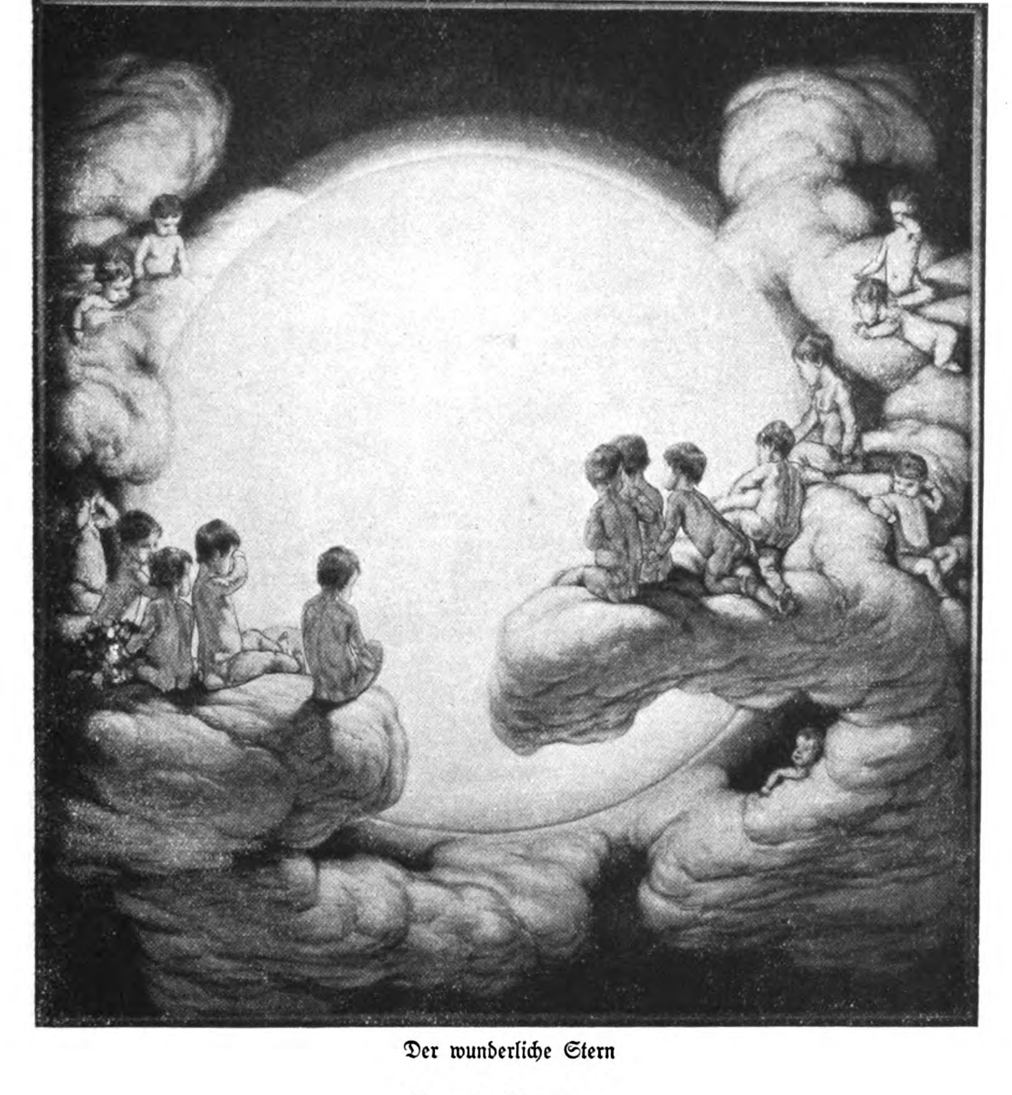
Man gibt dem Mann ein gutes Wort, und im Mondschein wandelt man an schlafenden Gehöften vorbei, der Mann mit dem Köfferchen auf dem Rücken an der Seite. An dichten Knicken vorüber, an dunklen Ställen, in denen dann und wann eine Kuh brüllt, gelangt man endlich auf eine Dorfstraße, vor ein langgestrecktes Gebäude. Man läutet. Nach langem Warten kommt eine Magd. Man erklärt, daß man übernachten wolle, wird treppauf, treppab über einen langen Tanzsaal in einen engen Korridor geführt. Die Richtung hat man längst verloren. Eine Stubentür tut sich auf; ein hohes Bett steht darin, mit schweren Kissen und Decken gefüllt. Es riecht nach Lavendel. Allein geblieben, schlägt man einen Fensterladen zurück, sieht ein Stückchen eines mondbeglänzten Bauernhofes und hört ein Rauschen wie von einem Brunnen. Sonst tiefe Stille. Man besteigt das hohe Bett und träumt vielerlei unter den heißen Kissen. Am nächsten Morgen raschelts an der Tür, und als man öffnet, ist's ein kleines schwarz und weiß geflecktes Kätzchen, das sich einem miauend zwischen die Beine schmeichelt.

Später, im Seminar, das in einem wundervollen alten Renaissancekloster liegt, erfährt man als etwas Selbstverständliches, daß für den Schulrat stets ein Bett bereit steht, also auch für den Zeichenrevisor, und wie schade es sei, daß man nichts davon gewußt habe.

Lebhaft steht die Marienburg vor mir mit ihrer riesigen, in die Kirchenwand eingelassenen Mosaikmadonna, ein richtiges Schreckbild für die Heiden, und mit ihren Remtern und Prachträumen. So sehe ich den Camminer Bodden vor mir liegen im Glanze des Herbstmorgens. In den Klöstern der Ursulinen fand ich die an der Königlichen Kunstschule vorgebildeten Schwestern als Zeichenlehrerinnen in eifriger Tätigkeit, die für sie ein Stück Gottesdienst ist.

Viel Widerstand gab's zu überwinden bei den vielen, im alten Trott Verharrenden. Aber auch viel Energie und Kraft gab's zu bewundern bei älteren Lehrkräften, die begeistert in das neue Fahrwasser einlenkten. Und das war bei der Mehrzahl der geprüften preußischen Zeichenlehrer der Fall, die alle rastlos an sich arbeiteten und weder Mühen noch Kosten scheuten, sich für die neuen Aufgaben mit den nötigen Kenntnissen auszurüsten. Informationskurse fanden an der Königlichen Kunstschule für die geprüften Zeichenlehrer statt. Fortbildungskurse für die nichtgeprüften, schon länger im Amte befindlichen wurden eingerichtet. Da diese fünf Monate dauerten, nannte man die meist ziemlich bejahrten Teilnehmer die Fünfmonatskinder. Auch da war oft der Widerstand nicht gering, aber es wurde durch diese Kurse doch möglich, den Lehrerseminaren und Präparandenanstalten, an denen es leider noch keine geprüften Zeichenlehrer gibt, etwas Hilfe zu bringen. Und so kann man heute wohl, rückwärts blickend auf die letzten zwanzig Jahre, sagen, daß die Reform in Preußen durchgeführt und der Zeichenunterricht im großen und ganzen auf eine gesunde Bahn der Entwicklung gebracht worden ist. Noch bleibt aber vieles zu tun übrig, bis er ganz die Stellung einnimmt, die ihm gebührt.





Der wunderliche Stern

Karl Sterrer

Von Thomas Freiherr von Haerdtl

Noch niemand hat etwas Ordentliches geleistet,
der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.
Marie von Ebner-Eschenbach

er von Karl Sterrer, dem Menschen und Künstler, erzählen will, dürfte getrost unter die Überschrift seines Aufsatzes den Untertitel setzen: Vom ehrlichen Schaffen und Streben eines deutschen Künstlers. Denn ehrlich ist Karl Sterrer in seinem Ringen und Werden, deutsch ist sein Wesen und deutsch seine Kunst.

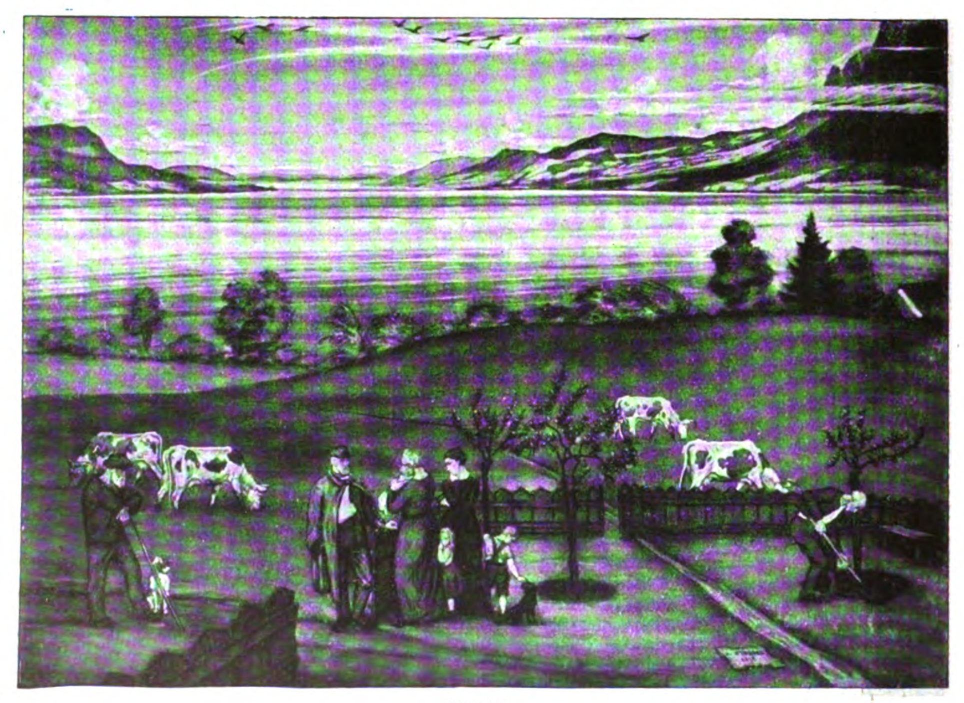
Wer Karl Sterrer, den Menschen, kennt, kennt auch den Künstler. Wer seine Bilder schätzt und liebt, kennt auch den Menschen Sterrer; denn seine Bilder sind er selbst. Sein ganzes Schaffen beruht auf einer seltenen Wesenseinheit des Künstlers und Menschen und gibt jeder seiner Schöpfungen jene persönliche Note, die ein Werk seiner Hand unter hundert andern hervorhebt.

Sterrer ist einer von jenen Künstlern, denen ihre Kunst Arbeit und tiefernstes Ringen bedeutet. Er ist keiner von denen, die mit verschwendender Hand ausgeben, was immer an schöpferischem Können die Natur ihnen zuteilte. Seinen Schaffensdrang hemmt und bändigt ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit vor sich selbst, vor den Hochzielen, die er sich gesetzt hat.



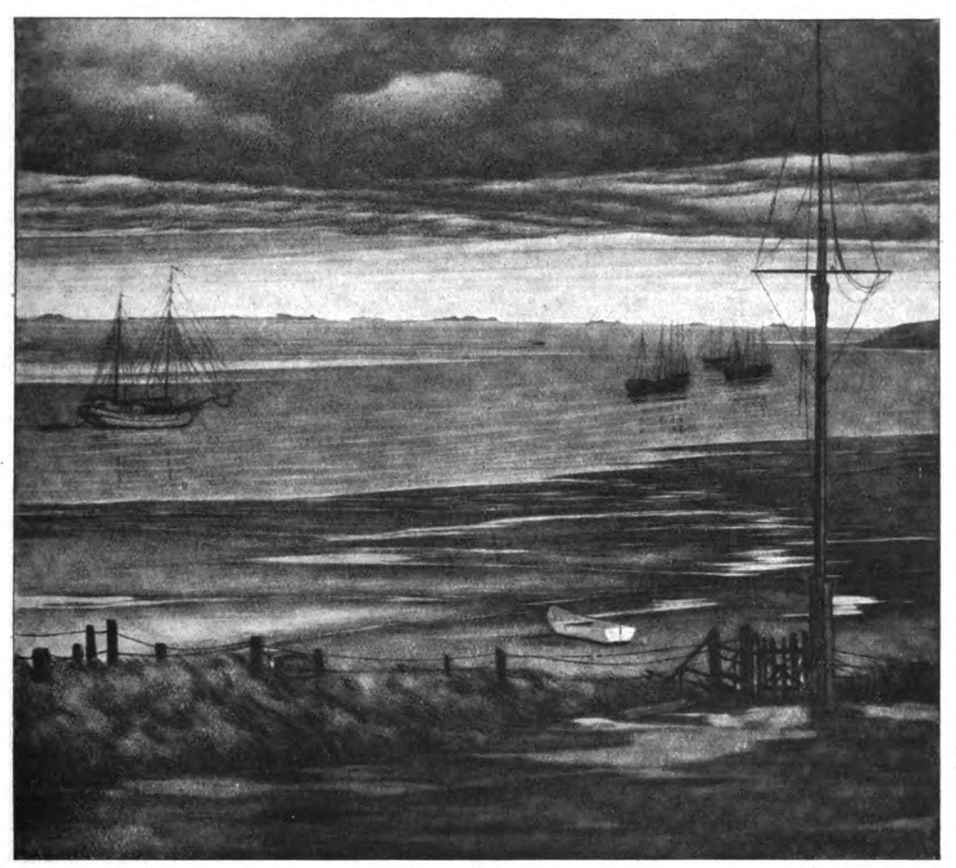
Capri

Sterrer ist deutsch als Künstler wie als Mensch. Aus Nordbayern kam sein Großvater nach Österreich, sein Vater lebte als Bildhauer von Ruf in Wien, und Karl Sterrer selbst, 1885 in Wien geboren, ist Deutschösterreicher durch und durch. Das Ernste, Gründliche und Unentwegte



Attersee

des deutschen Wesens, das fremden und leichtblütigeren Völkern oft wie Starrheit und Mangel an Phantasie erscheinen mag, ist bei ihm durch die Wiener Umgebung, in der er aufwuchs, gemildert. Wiener Lebenslust, das frohsinnige, traumliebende Wiener Gemüt, sie haben Widerhall in seinem Herzen gefunden und haben ihm als Erbteil von den Alt-Wienern etwas von jenem »Sinnieren« zugeteilt, von jener Nachdenklichkeit, die voll Schwermut und doch voll goldenen Leichtsinns ist und die oftmals wie ein Lächeln unter Tränen wirkt.



Nordseelandschaft

In Sterrers Werk gibt es Bilder, in denen er dichtet und plaudert; sie wechseln mit andern, in denen der Künstler neue Bahnen zu seinen Idealen sucht. Was immer Karl Sterrer entwirft oder durchführt, was immer seine Werkstatt verläßt, ist vom heiligen Ernst seines Schaffens durchglüht, hinter jeder seiner Arbeiten steht seine ganze Persönlichkeit, sein fester, gläubiger, tatfroher Wille. Jedes seiner Bilder, jede Zeichnung ist nicht nur ein Werk seiner Hand und seines Sehens, es ist auch ein Zeichen seines Herzens und seines Geistes und soll und will ein Stück seines Glaubensbekenntnisses zur Kunst bedeuten.

Fragt man Sterrer nach den Meistern, die sein Werden beeinflußt haben, so lächelt er und ruft sich wohl Goethes Wort zu Hilfe: »Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen: So wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eignes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.« (Zu Eckermann, 12. Mai 1825.)

Auch Sterrer mag vieles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sein — seine Kraft, sein Können, sein Wollen ist ihm ureigen. Mag man bei manchem seiner Bilder nach einem Vorbild suchen, mag man Hans Thoma bei seinen Landschaften, Fritz Boehle oder Meunier bei seinen wuchtigen Gestalten, die er wie ein Bildhauer hinmeißelt, Feuerbach bei seinen Akten, Dürer oder Holbein bei seinen Fliegerbildnissen



Baron Lanckoronski

zum Vergleich heranziehen wollen, immer wird man seine Eigenart herausfühlen und wird erkennen, daß es nur das Streben nach klarstem Ausdruck, nach würdigster Einfassung und Einordnung ist, was ihn mit jenen großen Meistern verbindet.

Ich habe Karl Sterrer zu einer Zeit kennengelernt, da auch bei ihm wie bei so vielen Meistern Frau Sorge kein fremder Gast war, und da das Ringen mit dem Alltag seine Kräfte, doch nie und nimmer seinen künstlerischen Willen und Glauben zu lähmen drohte.

Bald nach dem Beginn unsrer Freundschaft trat die Wende in seinem Leben ein. Ein wahrer Freund, den der Zufall ihm zuführte, und dem der Künstler wie der Mensch Sterrer gleich lieb geworden war, schuf im Verein mit andern Kunstfreunden, die gleich ihm das große ernste Streben und Können des werdenden Meisters erkannt hatten, die Grundlagen für ein sorgenfreies Dasein und für die volle Entfaltung seiner Begabung. Sterrer reiste nach Italien, widmete sich mit Feuereifer dem Studium der alten Kunst und fand bei ihr die innere Ruhe und Sammlung wieder, die ihm nottat.

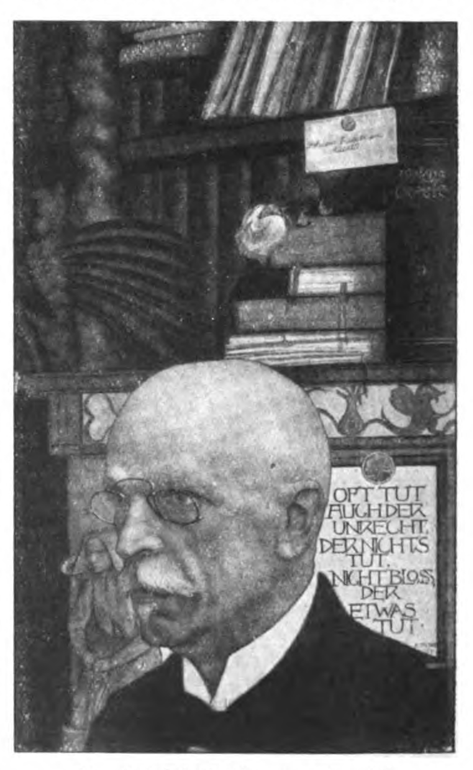
Reich an neuen Eindrücken kehrte er heim und gab sich, befreit von allem Druck der Lebensbedingungen, mit ganzer Seele der Arbeit hin. In seinem Wesen und Wollen hatte er sich nicht gewandelt, nur noch reifer und gefestigter war er geworden. Mit frischer Kraft schritt er auf der Bahn fort, die er auch in Zeiten der Not niemals verlassen hatte.

Der Erfolg blieb nicht aus. Der Beifall, den schon seine früheren Arbeiten gefunden hatten, steigerte sich von Jahr zu Jahr, Sterrer wurde bewundert, wurde verstanden. Auf den jährlichen Ausstellungen des Wiener Künstlerhauses, auf Ausstellungen in Berlin, München, Dresden, während des Weltkrieges auch in Holland, waren seine Bilder gerngesehene Gäste. Sie schufen seiner Kunst überzeugte Freunde, seinem Namen guten Klang. Eine Sammelausstellung seiner Arbeiten der letzten Zeitspanne (Frühling 1918 im Wiener Künstlerhause) gab zum ersten Male der weiteren Öffentlichkeit einen Überblick über sein neues Schaffen; die Heimat, die ihren Propheten erkannt hatte, wurde stolz auf ihn, und auch im Deutschen Reiche begriff man, daß der Name Sterrer heute schon eine Vollendung und doch noch eine frohe Hoffnung bedeutet.

Sterrer ist vierunddreißig Jahre alt. Unbekümmert um Gunst und Ungunst des Publikums, ungehemmt durch Erreichtes, strebt er vorwärts mit all der pflichttreuen Ausdauer, die innere Überzeugung deutschem Wesen zu geben vermag. Er wird nicht erstarren, wird nicht langweilig und einseitig werden. Er bleibt sich und dem Berufe, den er als heilig erkannt hat, treu und wird, wie es im deutschen Wesen liegt, ein Ewigstrebender und Starkwollender bleiben.

Wir haben von Karl Sterrer, dem Menschen und Künstler, von seinem Streben und seinen Erfolgen berichtet. Für sein Können mögen seine Bilder zeugen, von denen wir hier nur eine knappe, aber kennzeichnende Auswahl wiedergeben können: Phantasien, Landschaften und Bildnisse.

Heute schon erkennen wir die Richtung, in der



Dr. Heinrich Freiherr von Haerdtl



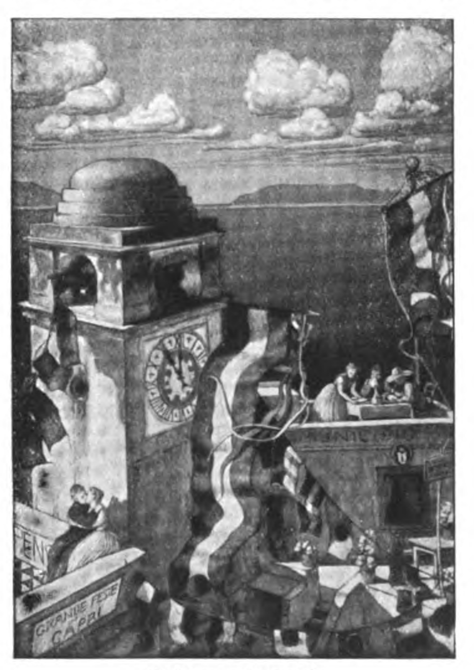
Studienkopf (Frau von C.)

Sterrers Ideal liegt, erkennen wir die Eigenart, die alle Werke seiner Hand kennzeichnet: seine Neigung gehört dem Monumentalen, Erhabenen und Ruhigen, seine Liebe dem Innigschlichten.

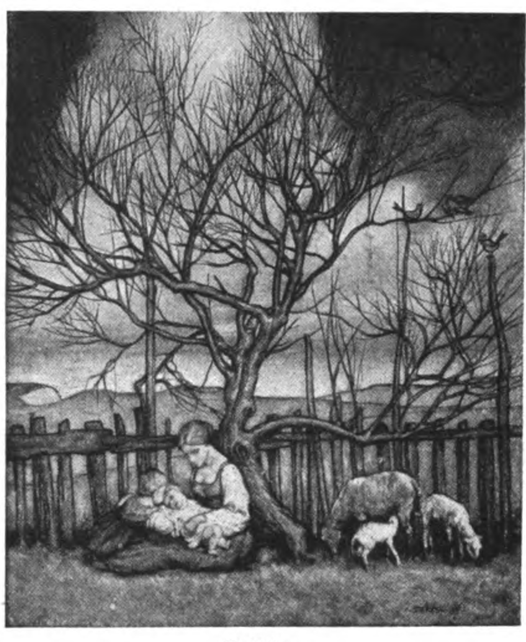
Der Hang zur erhabenen Größe, den Sterrer nie verleugnet, mag ein Erbteil vom Vater her sein oder aus der Zeit stammen, da Sterrer selbst Bildhauer werden sollte, bis Pinsel und Zeichenstift, vor allem der Zeichenstift, ihn zur Flächenkunst hinlockten. Denn Sterrer ist vorerst ein Meister der Zeichenkunst. Die Linie ist ihm fast alles, die Farbe oft nur Mittel, um die zeichnerische Wirkung zu vertiefen. Er hält sich fern von den modernen Richtungen, die in der Farbe, im ersten Eindruck Rettung und Vollendung erblicken, und wird doch selbst in seinen Bildern niemals farbenschwach wie die deutschen Romantiker und Klassizisten, zu denen von Sterrers Schaffen hinüber mancher eine Brücke wird schlagen wollen. Sterrer liebt Farben, seine Farben leuchten auch, aber mit seltsam verhaltener Kraft, wie von innen heraus, gedämpft und getönt gleich denen der alten Meister, freilich härter und herber in ihrem Zusammenklang und in ihren Übergängen. Nur in den köstlichen kleinen Aquarellen, die der Künstler wie Blüten einer sonnenfrohen Laune unter sein ernstes Schaffen einstreut, und von denen wir eins als Schlußvignette bringen, läßt er seine Farben rauschen und jubeln wie frohe Lieder deutscher Dichter. Denn Sterrer liebt die deutschen Dichter und hat Freude daran, ihre Lieder und Märchen in anderm Gewande, in neuer Umgebung nachzubichten. Aus dem Innigschlichten seines Wesens träumt und schafft er dann Bilder wie das »Klagelied« (s. das farbige Einschaltbild) oder das »Blümelein fein«.

Aber auch hier schlägt ihn das Monumentale in Bann, auch in seinen Landschaftsbildern verleugnet Sterrer den großen Zeichner nicht. Wir haben früher von seiner Schaffensart gesprochen, wie sehr seine Bilder nicht nur Arbeit seines Sehens und Wiedergebens, sondern wie sehr sie auch die Frucht seines Denkens und Durchgeistigens sind. Es wäre freilich verfehlt, wollte man seine Kunst als reine Gedankenkunst hinstellen. Aber es will mir scheinen, als empfinde Sterrer in seinen Bildern den wunderbaren, erhabenen Aufbau der Natur nach, als bemühe er sich, die seltsame Größe ihrer Linien und Formen nachzudichten, als konstruiere er in seiner Weise dem Schöpfer die Welt nach — nicht mit der berechnenden Ruhe des Mathematikers, sondern mit der leidenschaftlichen Hingabe eines dankerfüllten Menschen, der alles Wundersame, Erhabene und Großzügige der Landschaft mit ganzer Seele in sich aufnehmen, aus sich wiedergeben will.

Darum durchströmt die meisten seiner Landschaften die tiefe Ruhe des Großen und Erhabenen (Nordseelandschaft), darum sind die Menschen, die er in sie hineinstellt, ernst und monumental gedacht (Atterseebild, Klagelied), darum sind ihre Bewegungen wie von tiefer Würde erfüllt, der Ausdruck ihrer Züge ein Ausdruck der Andacht, des Ernstes oder der Sehnsucht. Die meisten seiner Landschaftsbilder verträumen in wunderweiten Fernen, als gäben sie das unendliche Sehnen des Künstlers wieder. Es gibt auch Bilder aus seiner Frühzeit, Bilder aus Capri und Mär-



Festtag auf Capri



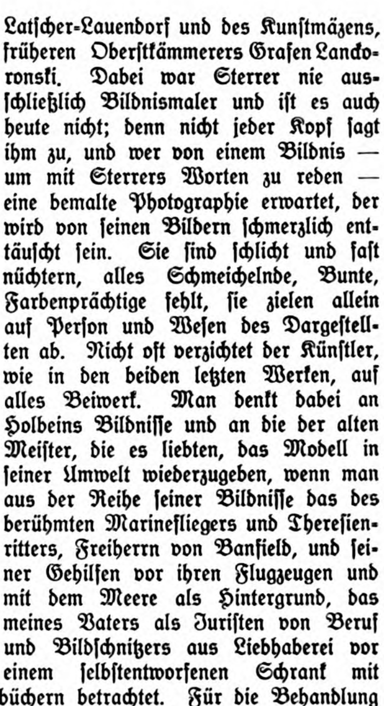
Frühling

chenbilder, in denen er bewegtes Leben zu fassen sucht (Wunderlicher Stern; Heilige Nacht; Sonntag auf Capri), Kriegsbilder mit wehenden Flaggen und belebten Massenszenen, doch auch sie kommen nicht ganz von der erhabenen Ruhe los, zu der es ihn immer wieder hindrängt. Das Wuchtige, Großzügige, in seiner Auffassung sucht höhere Ziele, sucht, befreit vom Stofflichen und von der Wirklichkeit, Ernst und Würde.

Das fällt besonders dort auf, wo Sterrer auf alles Beiwerk und alle Ablenkung verzichtet, in seinen Akten, die so wunderbar losgelöst vom Modell sind, und die er in jüngster Zeit auch als Steinzeichnung verwertet. Sie sind vielleicht das Stärkste, was Sterrer bis jetzt geleistet hat. Sie weisen als reine Zeichnung, als Tempera- oder Ölbild Größe der Auffassung und reife Meisterschaft auf, die ihresgleichen suchen.

Der Studienkopf der Frau von C. leitet auf jenes Gebiet über, auf dem Sterrer, abgesehen von seinen Akten, seine größten Erfolge erzielt hat, auf das Gebiet der Bildnismalerei.

Mit dem Bildnis der Schauspielerin Gemma Boic, das in diesen Heften schon früher seine Wiedergabe fand (Juniheft 1918), begann der Aufstieg. Vier Jahre später, während des Krieges, schuf Sterrer seine Fliegergemälde. Zu welcher Höhe er es in der Bildniskunst gebracht hat, zeigen die Bildnisse der schönen Freifrau von



Latscher-Lauendorf und des Kunstmäzens, früheren Oberstkämmerers Grafen Lanckoronski. Dabei war Sterrer nie ausschließlich Bildnismaler und ist es auch heute nicht; denn nicht jeder Kopf sagt ihm zu, und wer von einem Bildnis — um mit Sterrers Worten zu reden — eine bemalte Photographie erwartet, der wird von seinen Bildern schmerzlich enttäuscht sein. Sie sind schlicht und fast nüchtern, alles Schmeichelnde, Bunte, Farbenprächtige fehlt, sie zielen allein auf Person und Wesen des Dargestellten ab. Nicht oft verzichtet der Künstler, wie in den beiden letzten Werken, auf alles Beiwerk. Man denkt dabei an Holbeins Bildnisse und an die der alten Meister, die es liebten, das Modell in seiner Umwelt wiederzugeben, wenn man aus der Reihe seiner Bildnisse das des berühmten Marinefliegers und Theresienritters, Freiherrn von Banfield, und seiner Gehilfen vor ihren Flugzeugen und mit dem Meere als Hintergrund, das meines Vaters als Juristen von Beruf und Bildschnitzers aus Liebhaberei vor einem selbstentworfenen Schrank mit Gesetzesbüchern betrachtet. Für die Behandlung der Fleischtöne in seinen Akten und Bildnissen



Blümelein fein

Karl Sterrer: Das Klagelied

Zu dem Aufsatz »Karl Sterrer« von Thomas Freiherr von Haerdtl



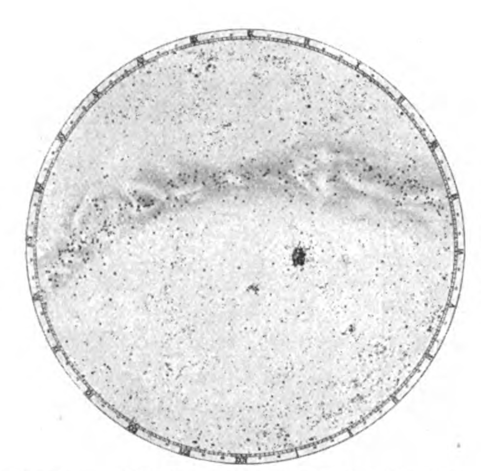
Freifrau von Latscher-Lauendorf

aber hat sich Sterrer ein eigenartig getöntes Braun zurechtgelegt. So gibt er den weichen Glanz der Haut mit ihm wieder, daß wir ihr Geäder zu erschauen vermeinen, so meißelt er seine Köpfe, daß sie Leben atmen und schier zu sprechen beginnen. Vor allem aber wird derjenige, der — soweit eine Eigenart wie die Sterrers Vergleiche überhaupt zuläßt — solche Parallelen ziehen will, beim Anblick dieser Bildnisse immer auf den Weg zur deutschen Schule kommen.

Gewiß ist Sterrer, wie Goethe und jeder, zu dessen Herzen alles, was Kunst und Schönheit bedeutet, Zutritt gefunden hat, nicht unberührt geblieben von den Einflüssen fremder Länder und fremden Könnens, doch die Urquellen seines Schaffens liegen in seiner starken, klaren Persönlichkeit. Und da Sterrer seinem ganzen Wesen und seinem Denken nach deutsch ist, so wird auch seine Kunst, soweit Kunst national zu sein vermag, die deutsche Heimat nie verleugnen.

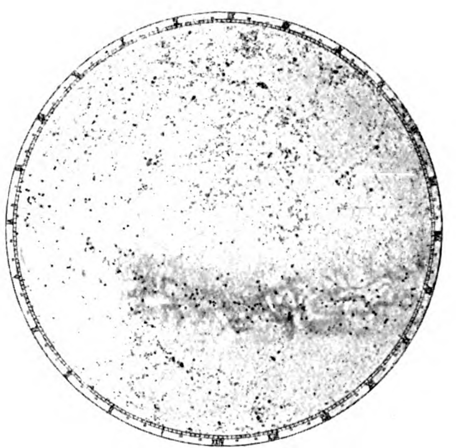


Neujahrsgruß





Die Sterne, Nebel und Sternhaufen der südlichen Himmelskugel



Die Sterne, Nebel und Sternhaufen der nördlichen Himmelskugel

Vom Bau der Welt

Von Felix Linke

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen: »Halt an, Waller! Was suchst du hier?«
Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

»Steh! Du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!«
Steh! Du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!

Ist die Welt wirklich unendlich?
Wer kann darauf Antwort geben?

Es gibt eine Wissenschaft, die sich mit den endlosen Räumen sehr viel beschäftigt: die Himmelskunde. Und was hat die Himmelskunde zu unsrer Frage zu sagen?

Sie hat die Welt auszumessen versucht und hat das auch bis zu gewissem Grade fertiggebracht. In das unendliche Gewirr der Lichtpünktchen, die sie als zahlreiche Sonnen gleich unsrer eignen erkannt hat, hat sie Ordnung gebracht und festgestellt, daß sie der Hauptsache nach einem Sternhaufen angehören, der die Milchstraße heißt. Wir kennen alle den matten Schimmer, der sich über den Himmel von Horizont zu Horizont wölbt, der den ganzen Himmel umspannt und uns als mattes Band erscheint. In unregelmäßigen Draperien zieht er sich, nur ungefähr einem Zuge folgend, von Horizont zu Horizont und bezeichnet den Weg, auf dem wir am Himmel die schönsten Sternbilder mit den hellsten Sternen finden. Das ist die Milchstraße.

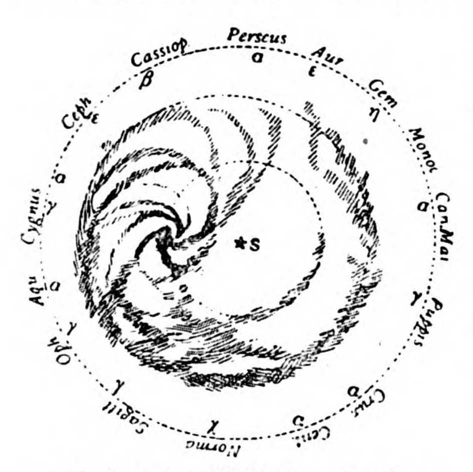
Sie ist nichts andres als ein Querschnitt, den wir sehen. Die Untersuchungen, die zahlreiche Astronomen angestellt haben, haben zur Gewißheit gemacht, daß die Milchstraße eine linsenförmige Sternanhäufung ist, in deren ungefährer Mitte wir stehen. Wir sehen sie daher im Kreise nach allen Seiten hin als Ring ausgedehnt, blicken also von innen her gewissermaßen auf die hohe Kante. Auch über die Maße haben wir zahlenmäßige Anhalte zu gewinnen vermocht. Man denke sich eine Linse von 20000 Lichtjahren Durchmesser und 12000 Lichtjahren Dicke — soweit man sich dergleichen überhaupt denken kann —, dann hat man die Maße des Milchstraßensystems. Dabei kommt's natürlich auf zehn Prozent mehr oder weniger nicht an.

Aber wieviel ist denn das eigentlich: 10000 Lichtjahre?

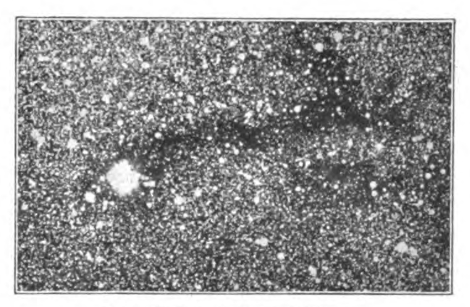
Unter einem Lichtjahr versteht man die Strecke, die ein Lichtblitz von der Ursprungsstelle seines Aufblitzens an in gerader Linie während eines Jahres zurücklegt. Wir wissen aus der Physik, daß ein Lichtimpuls in einer Sekunde 300000 km zurückzulegen vermag. Ein Jahr hat nun $365 \times 24 \times 60 \times 60 = 31\,536\,000$ Sekunden, also legt der Lichtblitz im Jahre $31\,536\,000 \times 300\,000 = 9\,460\,800\,000\,000$ km zurück. Ein Lichtjahr ist daher die Strecke von rund 9½ Billionen Kilometer! Eine Vorstellung für solche Maße fehlt uns, aber wir haben in der Abstraktion doch die Möglichkeit, zu sehen, wie ungeheuer-

lich diese Räume sind. Und die Milchstraße, in der die Sterne unsers engeren Weltsystems stehen, hat eine Ausdehnung von 20 000 Lichtjahren und eine Dicke von 10 000! Millionen Sterne stehen darin, Millionen, deren jeder wahrscheinlich wie unsre Sonne Zentralkörper eines Sonnensystems ist, deren jeder also selbst wieder Tausende von Himmelskörpern um sich kreisen sieht.

In der Welt muß also eine gewaltige Stoffmenge verstreut sein. Und doch, wenn man sich etwa fragt, wie dicht die Materie bei gleichmäßiger Verteilung wäre, kommt man wieder auf unvorstellbare Feinheiten. Denn auch im Himmelsraume stehen die Sonnen außerordentlich weit voneinander entfernt. Der matte Schimmer, zu dem die zahllosen Lichtpünktchen am Himmel zusammenfließen, löst sich in den großen Fernrohren zu lauter feinen glitzernden Sternen auf. Wir können für die Verteilung der Sterne im Raume eine Anschauung gewinnen, wenn wir alle Maße auf ein Billiontel verkleinern. Dann schrumpfen die Sonnen zu Stecknadelkopfgröße zusammen, und ihre Entfernungen verringern sich. Und dennoch würde jeder dieser Stecknadelknöpfe vom andern nicht weniger als rund 100 km entfernt sein. Man stelle sich vor, einen Stecknadelknopf im Raume von Berlin bis Magdeburg zu suchen! Die Stofferfüllung des Raumes ist also trotz den riesenhaften Weltkugeln darin und trotz ihrer ungeheuren Zahl fast unendlich gering. Versprengte man einen Liter Wasser über den ganzen Raum, den die Erdkugel einnimmt, so würde sich der Stoff so dicht darin vor-



Die Form der Milchstraße nach Easton



Der Kokonnebel im Schwan
Nach einer Aufnahme von Prof. Wolf in Heidelberg

finden, wie wenn man die Masse aller Sterne über den Raum der Milchstraßenlinse verteilte.

In Wirklichkeit ist aber die Sache noch viel krasser dadurch, daß neben der gewaltigen Konzentration des Stoffes in den Sternen und abgesehen von der schon ungeheuerlichen Verdünnung in den Weltnebeln zwischen diesen Himmelskörpern der Raum so gut wie absolut leer ist. Das ist allerdings in der Hinsicht von Bedeutung, als uns auf diese Weise von den fernen Welten Kunde zukommt. Denn wäre der Raum nur in feinstem Maße stofflich erfüllt, so wäre es dem Lichte unmöglich, von den fernen Weltkörpern zu uns zu gelangen. Wie sehr das mitspricht, mag aus der Tatsache erhellen, daß uns die Sonne absolut unsichtbar wäre, wenn der Raum zwischen ihr und der Erde mit Luft von der Dichte unsrer Erdatmosphäre erfüllt wäre. Kein Sonnenstrahl würde zu uns gelangen, so undurchsichtig würde eine Luftschicht dieser Dicke sein.

Außer den Sonnen mit ihren Planeten und Monden, mit den Kometen und andern sternschnuppenartigen Himmelskörpern sind aber noch weite Himmelsräume mit nebelartigen Anhäufungen erfüllt, die auch der Kraft der stärksten Fernrohre trotzen.

Ein Mittel, um festzustellen, ob es sich hier um nahe zusammenstehende Sterne handelt oder um wirkliche Nebelmassen, ist das Spektroskop. Mit ihm erkennt man, daß in der Tat neben den vielen Sternen auch Nebelzusammenballungen vorhanden sind. Die Massen, die durch Fernrohr und photographische Platten in lauter kleine Lichtpünktchen aufgelöst werden, sind eben Sterne, die von uns aus gesehen fast genau hintereinander stehen und doch voneinander sehr weit entfernt sein können. Sehen wir weiter zu, wie



Der große Nebel in der Andromeda Nach einer Aufnahme von G. W. Ritchny

die Nebel aussehen und welche Eigentümlichkeiten an ihnen etwa zu bemerken sind, so finden wir, daß um die Nebel her der Raum meist merkwürdig sternleer ist. Es hat den Anschein, als ob dort, wo die Nebel stehen, die Sterne alle aufgesaugt wären. Anderseits fällt es auf, daß innerhalb der Nebelmassen oft Kanäle vorhanden sind, die ganz frei von Nebel zu sein scheinen. Am einen Ende eines solchen Kanals findet man dann gewöhnlich eine kernartige Verdichtung isoliert stehen, oder auch unverkennbare Sterne, die anscheinend die Nebelmassen an sich gezogen haben. Dann findet man oft auch in den hinter solchen Sternen oder Verdichtungen stehenden Nebeln Kanäle mit einer Richtung, die auf die Sterne hinweist und deren Breite ihnen entspricht. Wir können deshalb einen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen nicht von der Hand weisen. Es scheinen hier kompaktere Massen durch die Nebel hindurchgegangen zu sein, die die Nebelmaterie um sich herum aufgesaugt und an sich gerissen haben.

Diese Erscheinungen alle richtig auszudeuten, war nicht leicht, aber es ist der Wissenschaft gelungen. Und selbst ehe man es wirklich wußte, hatte man schon eine Ahnung davon, wie man z. B. in Kants berühmter »Naturgeschichte des Himmels« nachlesen kann.

Nicht die sich uns als gigantische linsenförmige Spirale offenbarende Konstitution der Milchstraße erscheint mir aber als das bemerkenswerteste Ergebnis der Forschung, sondern vielmehr die Tatsache, daß die Milchstraße eine Weltinsel von begrenzten, wenn auch riesenhaften Dimensionen ist, die man am besten als universelle bezeichnet. Was aber ist hinter den Grenzen dieser Weltinsel? Ist dort nichts? Ist der Raum dort leer?

Fast ist uns auch diese Welt schon zu eng geworden! Unsre Frage deutet das jedenfalls an, und sie muß es auch, weil sie von der Forschung einfach dazu geführt wird. Wie unrecht hatte doch Schiller, wenn er der Phantasie riet, »ein mutloses Anker« zu werfen. Wir blicken jedenfalls nicht bloß über unsre engste Welt im Raume hinaus, nein, auch das Sonnensystem ist uns bereits viel zu eng, und sogar die höchste Organisationsform, in der es steht, die Milchstraße, genügt dem fragenden Menschengeiste nicht mehr. Wir suchen nach Ähnlichem, um auch hier

nicht ganz verlassen im Weltraume dazustehen, der sich in endloser Weise jenseits der Milchstraßenlinse dehnt. Dürfen wir etwa hoffen, im Himmel noch mehr Systeme zu finden, die unsrer Milchstraße gleichwertig sind? Fast erscheint es uns unmöglich, aber auch diese Unmöglichkeit wird zunichte gemacht durch eins der bekanntesten Himmelsobjekte, den Andromedanebel. Seine merkwürdige Struktur war allen älteren Beobachtern ein Rätsel, das sie sich nicht erklären konnten. Die großen Photographien unsrer bewährten Astrophysiker haben uns aber gezeigt, woher diese Streifen im Inneren dieses nebligen Gebildes kommen; es offenbart sich als ein riesiger geschlossener Spiralnebel von gewaltiger Ausdehnung, auf den wir schräg hinblicken. Wir können annehmen, daß dieses Gebilde, so riesig, daß es dem geübten Auge bei klarer Luft ohne astronomische Bewaffnung sichtbar wird, ein gleiches System darstellt wie unsre Milchstraße. Aber wir finden noch weitere solche Systeme, und zwar in absteigender Stufe der Entwicklung in den offenen Spiralnebeln. Der bekannteste von ihnen ist der in den Jagdhunden, der aus mehreren Spiralen besteht. Noch einfacher ist ein Spiralnebel, der nur zwei offene Spiralen hat; er steht im Pegasus. Er scheint die einfachste und normale kosmogonische Form zu sein, die vorkommt. Auch Arrhenius weist ihr in seiner Theorie der Weltentstehung oder besser der Weltumbildung diese Stelle an.

Unsre Frage nach dem Aussehen der Welt draußen vor den Toren der Milchstraße fand eine Beantwortung. War das nötig?

Mancher Leser wird erstaunt fragen, warum er hier nicht fragen solle, ob denn hier etwa eine Grenze gesetzt sei.

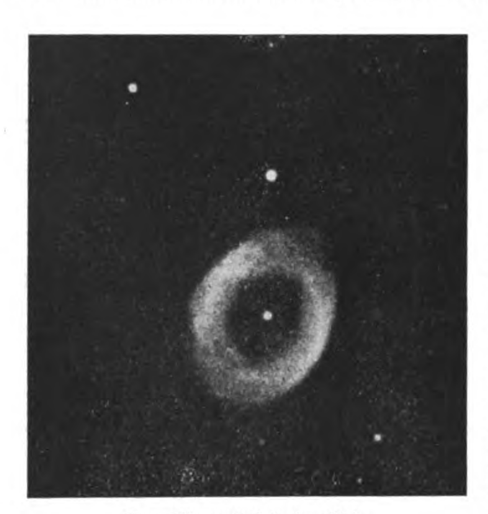
Unter Umständen kann man ja sagen. Man beachte nämlich, daß unsre Frage schon etwas feststellt, wovon wir gar nicht wissen, ob es so ist. Wer sagt uns denn, daß die Welt keine Grenzen habe? Wie die Körper des Milchstraßensystems durch die allgemeine Massenbeziehung in den Bann des Systems geschlagen sind, so kann es ja auch für den Raum einen Bann geben. Es ist durchaus nicht gesagt, daß der Raum nach allen Richtungen unendlich ausgedehnt, unendlich groß ist. Nun gibt es aber auch Gebilde, die nicht unendlich groß, aber dennoch unendlich sind. »Unendlich« heißt nur »ohne Ende«, aber nicht »ohne Ende groß«. Ein Kreis z. B. ist zweifellos unendlich. Kreis ist mathematisch die Kreislinie, und die hat weder Anfang noch Ende, ist also unendlich. Trotzdem ist ein Kreis nicht unendlich groß, denn die Kreislinie ist eine meßbare Länge, und die Kreisfläche ist begrenzt, eben durch die Kreislinie. Auch eine Kugelfläche ist unendlich, während doch ihre Fläche meßbar groß ist, so daß auch der Rauminhalt der Kugel keinesfalls endlos groß sein kann. Jede in sich geschlossene Linie ist endlos, und jede in sich geschlossene Fläche unendlich, ohne unendlich groß zu sein. Alle diese unendlichen Gebilde von endlicher Größe haben aber die gleiche Eigenschaft: sie sind gekrümmt.

Wenden wir das auf unsre Raumvorstellung an, so können wir auf die Idee kommen, zu fragen: Ist vielleicht auch der Raum unendlich, aber von endlicher Größe?

Wir wissen ja, daß der Sterninhalt der Milchstraße endlich und zählbar ist, daß die Milchstraßenlinse Grenzen hat. Unsre Frage liegt also nicht so fern, wie das auf den ersten Blick erscheinen mag. Ziehen wir die Konsequenz. Ist der Raum unendlich, aber von endlicher Größe, so muß er »gekrümmt« sein,



Der große Spiralnebel in den Jagdhunden
Nach einer Aufnahme von Roberts auf der Lick-Sternwarte



Der Ringnebel in der Leier
Nach einer Aufnahme der Lick-Sternwarte
(Mount Hamilton, Kalifornien)

wie die Linien und Flächen. Wäre das der Fall, dann gäbe es außerhalb des Raumes nichts, eben weil der Raum begrenzt ist; es gibt kein Außerhalb. Welche Krümmung der Raum hat, können wir dabei ganz unerörtert lassen.

Manchem wird es abgeschmackt erscheinen, sich in derartigen Vorstellungsbahnen zu bewegen. Doch nur wegen des Ungewohnten. Das darf aber nicht abschrecken, denn alles wirklich Neue ist ungewohnt. Zwar gibt es hervorragende Gelehrte, die solchen Gedanken abweisen. Und dennoch hat sich Helmholtz nicht gescheut, seine ganze Autorität dafür einzusetzen und klarzulegen, daß die Idee durchaus nicht »indiskutabel« ist. Auch Gauß, Riemann und andre große Männer haben sich mit dieser Frage beschäftigt. Und Schwarzschild sagt in seinem Buche über das Fixsternsystem (Leipzig 1909): »Es gab einst eine Zeit, in der man sich nicht vorstellen konnte, daß man zu demselben Punkte zurückkehren könne, wenn man immer genau geradeaus geht. Geht aber jemand auf der Erdoberfläche immer geradeaus, so kommt er schließlich zum Ausgangspunkte zurück. Wie Magelhaens das für die Erdoberfläche erwiesen hat, so läßt sich vielleicht auch für die ganze Welt erweisen, daß man zu demselben Ausgangspunkt zurückkommt, wenn man sich auf irgendeinem Wege von der Erde entfernt. Es wäre dann möglich, die ganze äußere Welt, soweit sie ins Große geht, den sogenannten Makrokosmus, zu erforschen, und dann ergäbe sich, daß es kein Ignorabimus gibt; denn sobald wir den Makrokosmus erforscht haben, können wir alles in der äußeren Welt erfahren und leisten.«

Unsre Betrachtung hat uns weit abgeführt? O nein! Sie gehört durchaus zum Thema und beweist, wie sehr auch die Fragen der Astronomie verknüpft sind mit den allgemeinsten Problemen, die den Menschengeist bewegen, mit dem wichtigsten, was die Menschheit betrifft. Dahin hat uns der Drang nach astronomischer Erkenntnis geführt, zu Fragen, auf die die meisten Menschen mit einem Lächeln blicken. So viel auch noch zu tun übrigbleibt, unser astronomisches Wissen vermag doch schon lehrend und klärend in die Weltanschauung einzugreifen. Man soll jene Bedeutung daher keinesfalls unterschätzen.

Noch wirbelt alles in unserm Wissen über den Bau der Welt, noch ist es nicht ganz in sich gefestigt, wenigstens nicht in dem Maße, daß wir sagen könnten, es gründe sich nur auf wissenschaftlich festgestellte Tatsachen, da tun sich schon wieder neue Welten auf, und das Problem, das wir eben erst zu bewältigen beginnen, es türmt vor uns schon neue Fragen auf. Wie der Hydra immer neue Köpfe



Der Nebel H V 19 in der **Andromeda, ein Spiralnebel, auf dessen hohe Kante wir blicken**
Nach einer Aufnahme des Yerkes-Observatoriums bei Chikago

wuchsen, zwei statt eines abgeschlagenen, so tauchten vor unsern erstaunten Augen schon wieder neue Probleme auf, bevor wir noch die alten erledigt haben. Und das ist ein Glück! Wir sehen, daß es uns nicht an Stoff und Arbeit fehlen wird, wenn wir auch noch so viel forschen und arbeiten und der Natur noch so viele Geheimnisse abgewinnen.

Unsre Himmelskunde ist bloß ein Zweig unserer Naturwissenschaften. Wundern dürfen wir uns über diese Unerschöpflichkeit der Natur nicht. Müssen wir doch nachholen, was alles vor der Reife des Menschengeschlechts zur wissenschaftlichen Arbeit geschehen ist. Glücklicherweise können wir das: wir brauchen nicht alles nochmals nacheinander zu durchleben, denn es ist eine der größten Errungenschaften des menschlichen Geistes, seine Methodik der Forschung schon an vielen Punkten so weit ausgebaut zu haben, daß er das Hintereinander in ein Nebeneinander verwandeln kann, daß er die scheinbar unüberwindliche Zeit, an die alles Geschehen gebunden ist, mit den Mitteln seines Geistes ausschaltet und so — stets siegreich und ungehemmt — den Faden seines Wissens und seiner Erkenntnis in die Unendlichkeit hinauswebt.



Trifid-Nebel G C 4355 im Schützen
Nach einer Aufnahme des Mount-Wilson-Observatoriums

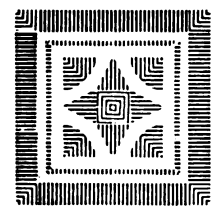
Helinda

Helinda hat mich am Abendrot entlang
Über einen leuchtenden Strom geführt,
Ich hab' im Träumen nicht den Untergang
All dieser Lust gespürt.

Helinda ist ein Kind des Abendwinds,
Das nie die Heimkehr unter ein Dach erwägt,
Die ersten Sterne sind die Freunde dieses Kinds
Und jede Woge, die an den Nachen schlägt.

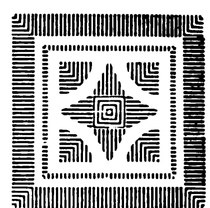
Helinda schenkte mir einen Becher ein,
Ich sah es nicht, ich blickte in den roten Schein
Und trank aus ihrer Hand zur Abendzeit
Einen Augenblick Ewigkeit.

Hans Aburi



Wärme und Heizen

Von Dipl.-Ing. Ernst Laßwitz



Noch nie haben wir um die für unser persönliches Behagen und unsre Gesundheit notwendige Wärme so gebangt wie in diesem Jahre. Nicht nur, daß die Kohlennot zu Einschränkungen zwingt, die unabsehbare volkswirtschaftliche Schäden hervorrufen, auch jeder einzelne leidet am eignen Körper durch den Mangel an Wärme. Ein kaltes Zimmer kannte früher nur der völlig Besitzlose, heute kann der Staat den Besitzlosen wohl vor finanzieller Not schützen, aber er ist nicht imstande, selbst den Besitzenden die zur Erwärmung des Körpers nötige Wärmemenge zu sichern. Die einzige Wärmequelle, die jedem, solange sein Körper gesund ist, unkontrolliert und unbehindert verbleibt, ist der Körper selbst. Und wir werden wohl oft in der kommenden Zeit auf diesen Ofen in uns zurückgreifen und seine Wärme soweit wie möglich ausnützen und aufsparen müssen, wenn wir an unsrer Gesundheit nicht Schaden nehmen wollen.

Die Wärme unsers Körpers entsteht durch Verbrennung der Nährstoffe, die wir ihm zuführen. Eine genügende Ernährung ist also die Grundbedingung für die innere Heizung unsers Körpers. In gleicher Weise gewinnen wir, abgesehen von der Wärme, die uns die Sonne durch Strahlung sendet, und die ursprünglich auch eine Verbrennungswärme darstellt, alle Wärme durch Verbrennung organischer Stoffe. Mit der Erkenntnis des Nutzens und der Beherrschung des Feuers trennte sich vielleicht der denkende Mensch vom instinktiv handelnden Tier. Seit Menschen bestehen, ist das Feuer neben dem Wasser deren bester Freund und größter Feind gewesen. Ohne die Wärme des Feuers ist die Entwicklung der Kultur unmöglich. Zum Gott wurde das Feuer dem primitiven Menschen, sorgsam hegte er es in heiligen Tempeln, zur wärmespendenden Sonne beteten die Völker, und noch in unsre Zeit hinein spielen mannigfaltige Volksbräuche, die die Verehrung des Feuers und der Wärme zum Ursprung haben.

Aber wir haben inzwischen auch gelernt, die Wärme wissenschaftlich zu betrachten. Sie ist für uns heute kein leerer Begriff mehr, sondern wir bestimmen, erklären und messen sie, wir berechnen im voraus die Menge der benötigten und zu erwartenden Wärme. Für uns bildet die Wärme eine Energieform, genau wie die Elektrizität eine Energieform darstellt. Und ebenso wie Energien überall, wo sie auftreten, das Bestreben haben, den Gleichgewichtszustand herzustellen, wie der Wasserstand zwischen zwei Gefäßen sich auszugleichen versucht in dem Augenblick, in dem die Gefäße miteinander verbunden werden, so strebt auch die Wärme nach Ausgleich. Stets wandert sie vom wärmeren Körper zum kälteren. Aber während wir durch mechanische Mittel leicht verhindern können, daß das Wasser aus dem höher stehenden Gefäß in das tiefer liegende abfließt, ist es uns noch nicht gelungen, einen völlig wärmeundurchlässigen Stoff herzustellen. Wohl können wir den Wärmeaustausch aufhalten und verlangsamen, gänzlich beheben können wir ihn praktisch nicht, denn wir können uns nicht mit einem völlig luftleeren Raum umgeben.

So müssen wir uns damit begnügen, mit der uns verfügbaren und zu bestimmten Zwecken erzeugten Wärme möglichst sparsam umzugehen, und uns bemühen, die Wärmeverluste auf das geringste Maß herabzusetzen. Dazu kann uns nur die Kenntnis der technischen Erzeugung der Wärme und der praktischen Verlustmomente verhelfen. Technisches Wissen muß uns die Grundlage geben, damit wir sparsam feuern, richtig heizen und mit der Wärme geizen lernen.

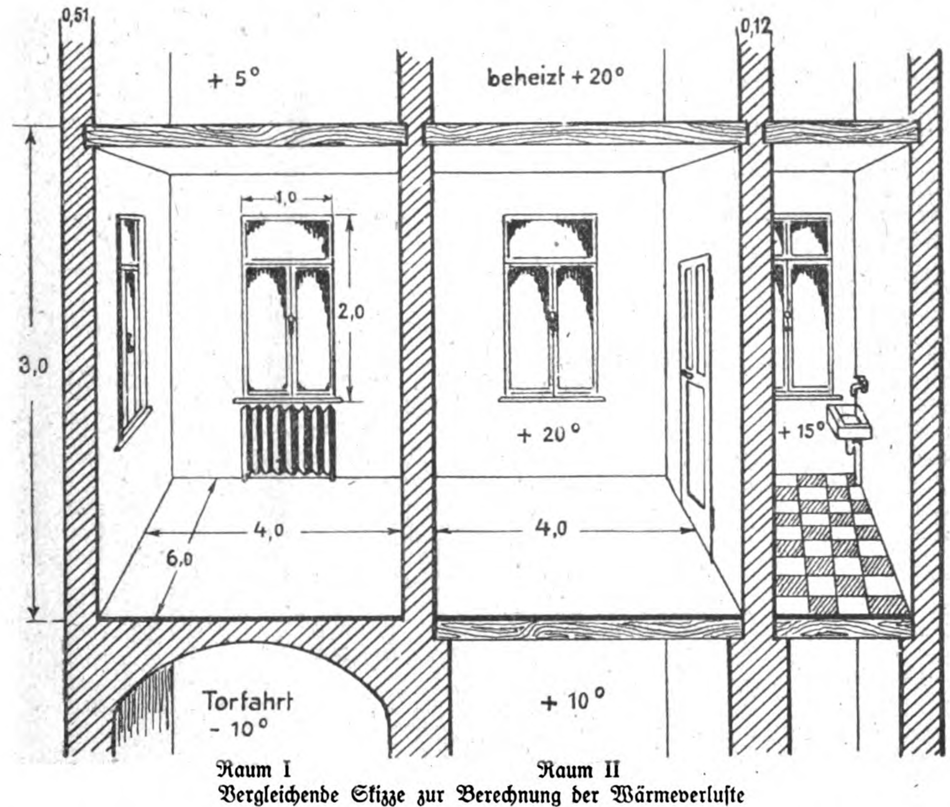
Wir messen die Wärme in Wärmeeinheiten (W. E.) oder, wie man früher fremdsprachlich sagte, Kalorien. Unter einer Wärmeeinheit versteht man die Wärmemenge, die nötig ist, um ein Kilogramm, also ein Liter Wasser von null auf ein Grad zu erwärmen. Auf Grund dieser Deutung ist es nun möglich, alle Wärmegewinne und Wärmeverluste zahlenmäßig zu bestimmen und rechnerisch festzulegen und zu verwerten.

Die aus einem bestimmten Brennmaterial theoretisch überhaupt erzeugbare Wärmemenge ist durch Versuche und Berechnungen festgestellt. Diese auf ein Kilogramm eines Heizstoffes bezogene Wärmemenge heißt der Heizwert dieses Stoffes. Es zeigt sich, daß er mit dem Alter des Brennmaterials zunimmt, entsprechend der Zunahme des Kohlenstoffgehaltes, und im umgekehrten Verhältnis zum Wassergehalt. Während der Heizwert des Holzes nur 4500 W. E. beträgt, steigt er bei der Braunkohle schon auf 5700 W. E. und erreicht in den ältesten Steinkohlen Werte von 8700 W. E. Man kann also mit einem Kilogramm Steinkohle fast die doppelte Wärmemenge theoretisch erzeugen wie mit einem Kilogramm Holz. Theoretisch, wohlgemerkt, denn in der Praxis werden diese Werte nie erreicht.

Das Bestreben der Wärme, von der höheren zur niederen Stufe abzuwandern, hat zur Folge, daß durch die festen Wände eines geschlossenen



Leopold H. Jülich: Forsthaus



Raum I Raum II
Vergleichende Skizze zur Berechnung der Wärmeverluste

Zimmers eine dauernde Wärmeflucht nach der kälteren Umgebung stattfindet. Die Wärmeverluste, die durch einen Quadratmeter Baufläche eines Materials von bestimmter Stärke und Beschaffenheit in einer Stunde und bei einem Temperaturunterschied von 1° C zwischen Innen- und Außenluft stattfinden, hat die wissenschaftliche Technik durch Versuche genau festgestellt. Die erhaltenen Werte werden Wärmedurchgangsziffern genannt. Sie sind in der folgenden Tabelle für die am häufigsten vorkommenden Baumaterialien zusammengestellt:

plizieren. Soll ein Zimmer bei —10° C Kälte noch auf + 20° C beheizt werden, so beträgt der Temperaturunterschied 30°. Die Aufstellung zeigt aber sofort, daß die schlimmsten Wärmefresser einfache Fenster sind, während Doppelfenster weniger als die Hälfte an Wärme durchlassen.

Ein Beispiel wird am besten die Berechnung der Wärmeverluste erklären. Es sollen die in der beigefügten Skizze dargestellten, in Fläche und Rauminhalt völlig gleichen Räume bei einer Außentemperatur von —10° auf + 20° C beheizt werden. Raum I ist ein Eckraum mit zwei

	Ziegelmauerwerk					Sandsteinmauerwerk				
Stärke des Materials in cm	12	25	38	51	64	50	60	70	80	90
Wärmedurchgangsziffer W.E./qm/Std.	2,4	1,7	1,3	1,1	0,95	1,7	1,55	1,4	1,3	1,2

Fenster		Fußboden			Decken		Türen	
einfache	doppelte	massiv	mit Dielung	Balken	massiv	Balken	6 cm	2 cm stark
5,3	2,2	1,0	0,45	0,35	0,7	0,5	1,1	2,1

Mit Hilfe dieser Zahlen ist es ohne weiteres möglich, die Wärmeverluste eines Raumes zu berechnen. Es sind nur die Flächen gleichen und gleichstarken Materials der Umfassungswände des betreffenden Raumes mit der Wärmedurchgangsziffer und dem Temperaturunterschied zwischen tiefster in Frage kommender Außentemperatur und der gewünschten Innentemperatur zu multi-

einfachen Fenstern, der außerdem über einer offenen Torfahrt liegt und über dem sich ein ebenfalls unbeheizter Raum befindet. Raum II hat über und unter sich beheizte Räume, neben sich die auch warme Küche. Die Wandstärken und Abmessungen sind in die Skizze in Metern eingetragen. Die Außenwände sollen aus Ziegelmauerwerk bestehen. Dann berechnet sich Raum I:

		qm		Temperatur-unterschied	Wärme-durchgangszahl	W.E./Std.
Fenster	1,0 × 2,0 =	2,0		× 30	× 5,3	= 318
Außenwand	6,0 × 3,0 =	18,0	– (Fenster) 2,0 = 16,0	× 30	× 1,1	= 528
Fenster	1,0 × 2,0 =	2,0		× 30	× 5,3	= 318
Außenwand	4,0 × 3,0 =	12,0	– 2,0 = 10,0	× 30	× 1,1	= 330
Fußboden	6,0 × 4,0 =	24,0		× 30	× 1,0	= 720
Decke	6,0 × 4,0 =	24,0		× 15	× 0,5	= 180
			Zusammen stündliche Wärmeverluste			2394 W.E.

Für Raum II stellt sich die gleiche Berechnung wie folgt:

	qm	Temperatur-unterschied	Wärme-durchgangszahl	W.E./Std.
Fenster	2 0	× 30	× 5,3	= 318
Außenwand	10,0	× 30	× 1,1	= 330
Innenwand	18,0	× 5	× 2,4	= 216
Fußboden	24,0	× 10	× 0,35	= 82
	Zusammen			946 W.E.

Zu diesen errechneten Wärmeverlusten treten erfahrungsgemäß noch bedeutende Zuschläge für Wind-, Regen- und Schneeanfall und für das tägliche Anheizen, die für Raum I mit etwa 400 W. E., für Raum II mit 150 W. E. in Ansatz gebracht werden sollen, so daß sich die runden Zahlen von 2800 und 1100 W. E. gegenüberstehen.

Was bedeutet das aber für den unglücklichen Bewohner von Raum I? Nichts andres, als daß er, selbst wenn er nur acht Stunden am Tage heizen wollte, monatlich über drei Zentner Kohlen mehr als sein glücklicherer Nachbar verfeuern müßte. Bei der heutigen Kohlennot dürfte ihm das freilich kaum gelingen.

Überhaupt werden wohl nur wenige in der glücklichen Lage sein, mehr als ein Zimmer ihrer Wohnung beheizen zu können. Es ist deshalb vor der Wahl des Zimmers eine reifliche Überlegung angebracht. Zu vermeiden sind Eckzimmer und neben Lichtschachten und ausgekälteten Räumen liegende Zimmer, zu bevorzugen die Räume neben den Küchen, Badezimmern, Vorfluren und solche, in deren Wand ein Kamin hochgeführt ist. Außerdem wird es ratsam sein, auf die Heizverhältnisse über und unter der eignen Wohnung zu achten oder sich mit den übrigen Hausbewohnern wegen der Beheizung der übereinanderliegenden Räume in Verbindung zu setzen. Eine kluge Hauspolitik kann hier jedem Vorteile bringen. Denn es handelt sich nicht nur um Ersparnis an Kohlen, sondern um eine wohl dieses Jahr jedem erwünschte höhere Temperatur des bewohnten Raumes.

Das vorher durchgeführte Beispiel macht aber noch auf einen Umstand eindringlich aufmerksam, der sehr zum Schaden der Bewohner fast in den meisten Fällen nicht beachtet wird. Die Temperatur der Nachbarräume hat auf die Erwärmung des beheizten Zimmers und den Kohlenverbrauch großen Einfluß. Man begegnet immer wieder der Tatsache, daß in dem benachbarten Schlafzimmer den ganzen Tag über die Fenster weit geöffnet sind. Wie sich die Verhältnisse sofort für Raum II verschlechtern, wenn die Temperatur in Raum I, der jetzt als Schlafzimmer gedacht sei, nur auf null Grad sinkt, zeigt die Rechnung, denn es treten nun noch folgende Wärmeverluste auf:

$$6{,}0 \times 3{,}0 \times 20 \times 0{,}35 = 126 \text{ W. E./Std.}$$

Diese anscheinend geringe Menge von etwa 130 W. E. bedeutet aber für das Jahr einen Mehrverbrauch von über eineinhalb Zentner Steinkohlen. Für Holz oder Briketts erhöht sich diese Zahl noch um ein Bedeutendes, denn das Verhältnis des Heizwertes des Holzes und der Briketts zur Steinkohle ist etwa 1,8 : 1.

Dabei ist das Offenlassen der Fenster in den zu lüftenden Räumen völlig überflüssig. Es genügt vollkommen, wenn die Fenster morgens und abends wenige Minuten geöffnet werden. Je größer der Temperaturunterschied zwischen der Raumluft und der Außenluft ist, desto schneller vollzieht sich der Luftwechsel. Die warme Innenluft stürzt geradezu hinaus in die kalte Winterluft, und die reine Außenluft drängt ins Zimmer. Der Austausch ist schnell geschehen. Ist aber erst ein Ausgleich zwischen der Innen- und der Außentemperatur entstanden, so hört der Luftwechsel nahezu auf, da ja im Zimmer ein durch die höhere Temperatur bedingter Überdruck nicht mehr besteht. Bleiben die Fenster nun noch offen, so geschieht weiter nichts, als daß den warmen Innenwänden die Wärme entzogen wird, was wir schon rechnerisch belegt haben. Daß außerdem durch die Türritzen noch unmittelbar kalte Luft in den beheizten Raum strömt und dem Ofen Wärme stiehlt, sei nur nebenbei bemerkt, denn oft werden gerade diese Zugerscheinungen, die vor allem die Füße abkälten, den Anlaß zum Schließen der Fenster in den Nebenräumen geben. Aber dann ist es meist zu spät, denn gerade während des Anheizens und der eigentlichen Heizzeit ist stundenlang ein Teil unsrer wertvollen Kohle zum Anwärmen des Wintertages draußen benutzt worden.

Das Lüften ist überhaupt eine schwierige Sache. Im allgemeinen soll man bedenken, daß bei einfachen Fenstern im Winter ein beheizter Raum, ohne daß ein Fenster geöffnet wird, seinen Luftinhalt ständig und hinreichend erneuert. Durch Fenster- und Türspalten, Undichtigkeiten, durch die Wände selbst wandert dauernd die wärmere



Innenluft ab und wird durch frische Außenluft ersetzt. Für Räume, in denen sich viele Personen aufhalten, in denen geraucht und gegessen wird, genügt das natürlich nicht. Dann wird es aber im allgemeinen ausreichen, auf wenige Minuten die Fenster zu öffnen. Ein solches schnelles Durchlüften hat sehr geringe Wärmeverluste zur Folge, da die Wände sich dabei nicht abkühlen. Längeres Lüften sollte man durch Öffnen hochliegender Fenster, am besten von Kippflügeln, bewerkstelligen. Auf diese Weise zieht zunächst die wärmste, an der Decke liegende und verbrauchte Luftschicht ab, während die neueinfallende kalte Luft beim Durchsickern durch die warme Zimmerluft sich schon erwärmt.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Erwärmung des Raumes und für den Kohlenverbrauch ist aber nicht das Lüften, sondern das Heizen selbst. Und geheizt wird in den meisten Fällen bei uns noch mit dem Ofen. Mag in den Städten auch die Zentralheizung schon große Verbreitung gefunden haben, in kleineren Städten, in fast allen Kleinwohnungen, auf dem Lande beherrscht der Ofen noch völlig das Feld. Wir müssen aber dazusetzen: Leider. Denn vom wärmewirtschaftlichen Standpunkt aus ist der Ofen ein leichtsinniger Verschwender, ja unter den heutigen Verhältnissen müssen wir ihn als einen gewissenlosen, unpatriotischen Feind unsers Wirtschaftswesens bezeichnen. Mögen die Ofeninteressenten sich noch so viel Mühe geben, die Feuerung der Öfen zu verbessern, mögen sie mit allen möglichen Zahlen den vorzüglichen Wirkungsgrad der Öfen beweisen, es bleibt die Tatsache bestehen, daß im allgemeinen nur wenige Prozente des der Kohle innewohnenden Heizwertes im Ofen nutzbringend verwertet werden.

Die Feststellungen darüber, wie wir wirklich am besten den Heizwert der Kohle ausnutzen, sind zwar noch nicht abgeschlossen. Die Meinungen gehen sogar oft stark auseinander, aber darin treffen sie sich, daß der Kohle die flüchtigen Bestandteile zu entziehen sind, bevor sie verbrannt wird. Drei hauptsächliche Verfahren kommen in Frage: völlige Vergasung, Entgasung und Halbentgasung. Bei der völligen *Vergasung* wird die Kohle gänzlich in ihre gasförmigen und flüssigen Bestandteile aufgelöst, es werden Teer und Gas gewonnen, also keinerlei feste Brennstoffe. Geschieht diese Vergasung bei niedrigen Temperaturen, so entsteht der sogenannte Urteer. Dieser Urteer oder besser Tieftemperatur-Teer hat besonders wertvolle Eigenschaften, da er dem Rohpetroleum sehr ähnlich ist. Die *Entgasung* entspricht dem allgemein in den Gasanstalten eingeführten Verfahren. Außer Teer, Ammoniak und Gas bleibt der Koks als entgaster wertvoller Brennstoff übrig. Die Ausbeute an Nebenprodukten ist gegen die Vergasung geringer. Bei dem dritten Versuch handelt es sich nur um eine *Teilentgasung*, so daß ein sogenannter Halbkoks entsteht und auch noch Nebenprodukte gewonnen werden. Während also in dem ersten Falle jede Verwendung fester Brennstoffe wegfiele und zum Heizen nur noch Gas oder Heizöle für alle Feuerstätten und Maschinen in Frage kämen, lassen die beiden andern Verfahren uns den Koks in verschiedener Form für alle diejenigen Verwendungen, wo die direkte Verfeuerung günstiger erscheint. Die zu lösende Frage ist also weniger eine technische als eine wirtschaftliche. Ihre Beantwortung hängt von einer großen Reihe von Voraussetzungen ab, die hier nicht behandelt werden können. Die Fragen sind auch nicht allgemein zu lösen, sondern nur von Fall zu Fall, denn die wirtschaftliche Überlegenheit des einen Vorschlags über den andern wird von der örtlichen Lage der Verwendungsstelle, dem Verwendungszweck des Heizmaterials, der Betriebsart des Unternehmens und der Preisgestaltung der Nebenprodukte bedingt werden. Immerhin ist das Wesentliche, daß die unmittelbare Verbrennung der Kohle unter Kesseln und in Öfen als unwirtschaftlich erkannt ist und Wege zu einer besseren Ausnutzung beschritten sind.

Sehen wir aber zunächst ganz davon ab, daß bei der unmittelbaren Verbrennung der Kohle im Ofen die wertvollen Nebenprodukte, die durch Vergasung gewonnen werden könnten, verlorengehen, daß die entstehenden Verbrennungsgase und ein großer Teil der erzeugten Wärme durch den Schornstein ins Freie strömen, daß die unverbrannte Kohle in Form von Rauch und Ruß die Luft verpestet und die Ofenrohre und den Kamin verstopft, so kommen im Ofen auch an und für sich immer nur Teile der entstehenden Wärme für die Beheizung zur Geltung. Wir brauchen nur auf die durch die baulichen Verhältnisse bei uns erzwungene Lage des Ofens im Raum und die aus unsrer Skizze zu entnehmende Lage der tatsächlichen Kältequellen zu sehen. Der Ofen steht in einer Ecke der Innenwände, die Hauptabkühlung ist gerade entgegengesetzt an den Fenstern und Außenwänden. Schon hierin ist die gut angelegte Zentralheizung, die die Heizkörper unter den Fenstern anordnen kann, der Ofenheizung weit überlegen, denn es ist klar, daß eine gleichmäßigere Erwärmung eines Raumes stattfindet, wenn die Kälte schon bei ihrem Eintritt abgefangen wird.

Die Vorteile der Zentral- oder Sammelheizungen liegen jedoch nicht nur in dieser wärmetechnisch besseren Anordnung der Heizflächen, sondern vor allem in der günstigeren Ausnutzung der Kohle durch die für diese Zwecke besonders konstruierten Heizungskessel als in den vielen einzelnen Zimmeröfen. Es ist wohl selbstverständlich, daß, wenn an hundert verschiedenen Stellen von hundert verschiedenen Händen Kohle verheizt wird, die Wertung nicht so gut sein kann, als wenn diese hundert



Stellen von einer Hand zentral bedient werden. Außerdem ist eine Regulierung entsprechend dem augenblicklichen Wärmebedarf und den allgemeinen Witterungsverhältnissen im Ofen kaum möglich, während sie der Heizer der Zentralheizung leicht vornehmen kann, soweit sie nicht selbsttätig geschieht. Schließlich sei nur noch auf die Ersparnis an Arbeitskräften und Transportkosten, auch auf die gesundheitlichen Vorteile hingewiesen, um kurz die Überlegenheit der Sammelheizung gegenüber der Einzelheizung darzutun.

Doch wir leben nicht in normalen Zeiten und können nicht bloß auf die Wirtschaftlichkeit sehen. Wir müssen uns vielmehr mit den Tatsachen abfinden, solange nicht der Ofen durch die staatlich geregelte Wärmezuteilung, sei es in Form von Gas, Elektrizität, Dampf oder heißem Wasser, überflüssig geworden ist. Vorläufig ist er trotz seinem unpatriotischen Verhalten unser Freund — wenn er heizt. Im allgemeinen heizt er auch. An den Mucken, die er oft zeigt, ist in den meisten Fällen der Heizer oder die Heizerin schuld. So alt der Ofen und ein so eingesessener Hausbewohner er ist, er bleibt immer eine technische Einrichtung, eine Maschine, und er will technisch richtig behandelt werden. Ganz besonders heute, wo ihm zugemutet wird, Stoffe zu verbrennen, für die er sich eigentlich gar nicht eignet. Da wir aber gezwungen sind, zu verbrennen, was wir gerade an Heizmaterial erhalten, so müssen wir uns die Mühe machen und unsern Ofen sorgfältig bedienen. Das darf er bei solchen Sonderleistungen entschieden von uns verlangen.

Als Hauptgrundsatz bei allen Brennstoffen kann gelten: bei möglichst geringem Zug soll das Feuer hell brennen, keine qualmenden Flammen geben. Der Aschenraum muß hell beleuchtet sein, das Rauchrohr darf nicht zu heiß sein, keinesfalls glühen. Es ist gerade das ein leider sehr verbreiteter Irrtum, daß ein Ofen erst richtig brenne, wenn er »bullert«, d. h. wenn das Rauchrohr glüht. Ganz abgesehen davon, daß der Ofen dadurch stark leidet, ist das Glühen des Rauchrohrs das Zeichen dafür, daß die Verbrennung der Kohle nicht richtig, d. h. nur unvollständig vor sich geht. Glühende Ofenrohre sind die äußeren Merkmale einer Kohlenverschwendung.

Holz brennt in jedem Ofen, es braucht aber genügend Luft. Das gilt auch für den **Torf**, der auf dem Lande dieses Jahr mehr als je zur Heizung herangezogen werden wird, ja, der sogar seinen Weg in die Städte gefunden hat. **Koks** brennt schwer an. Wenn er einmal brennt, empfiehlt es sich, ihn hoch aufzuschütten, auch muß gut abgeschlackt werden. Die Klagen, daß im Ofen Koks nicht brenne, sind oft unberechtigt. Er muß allerdings erst gut anbrennen, dann brennt er schon weiter. **Braunkohle** und **Braunkohlenbriketts** entwickeln viel Gas. Sie brauchen wenig Luft. Es ist nicht vorteilhaft, viele Briketts auf einmal einzubringen, man mache sich vielmehr die Mühe, häufig nachzulegen. Schüren ist entschieden zu vermeiden. Die Asche der Briketts fällt, da sie ganz klarbrennt, von selbst durch den Rost. Stochern bedeutet bei Brikettfeuerung stets Kohlenverlust. **Steinkohle** soll auch nur in flachen Schichten geschüttet und häufig nachgelegt werden. Die Schlacken sind zu entfernen, und vor allem ist die Asche auf unverbrannte Rückstände zu prüfen. Die Hauptsache aber wird immer sein, den Ofen mit Liebe und Sorgfalt zu behandeln. Wenn daneben noch die Ursachen der Abkühlung der Räume beobachtet und nach Möglichkeit beseitigt werden, so kann der einzelne selbst viel dazu beitragen, möglichst wenig frierend durch diesen schweren Winter hindurchzukommen. Und selbst wenn er so glücklich ist, mit Brennstoffen gut versehen zu sein, so bedenke er, daß **sein** Sparen eine nationale Tat ist. Denn Sparen und Arbeiten sind die Schlüssel, die uns allein das Tor zu besseren Zeiten wieder aufschließen können.

Hinterm Pfluge

Ich pflüge die Welten, ich säe das Brot;
Ich heile den Hunger, gebiete dem Tod.
Ich bin ein Kaiser und bin ein Tyrann,
Die Welt hängt an meinem Bauerngespann.

Anbeten soll sie den blanken Pflug,
Die Erde küssen, die Garben trug.
Und wehe den Stolzen, ich beuge sie doch,
Ich schwinge die Geißel und spann' sie ins Joch.

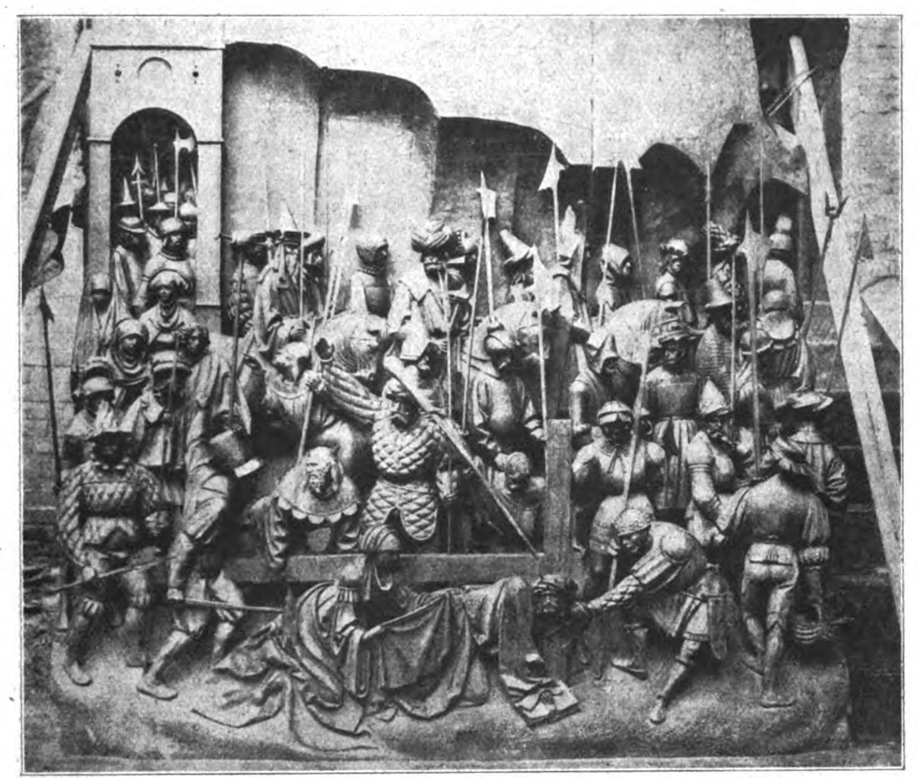
Dreimal rundum um Acker und Feld,
Das Eisen tief in die Schollen gestellt;
Ihrem Nacken — Blut, ihrem Stöhnen — Spott;
Wir sind die Herrscher, der Bauer und Gott.

Wilhelm Lennemann





Leopold H. Jülich Flußlandschaft



Aus dem Schleswiger Altar von Johannes Brüggemann

Etwas von niederdeutscher gotischer Plastik

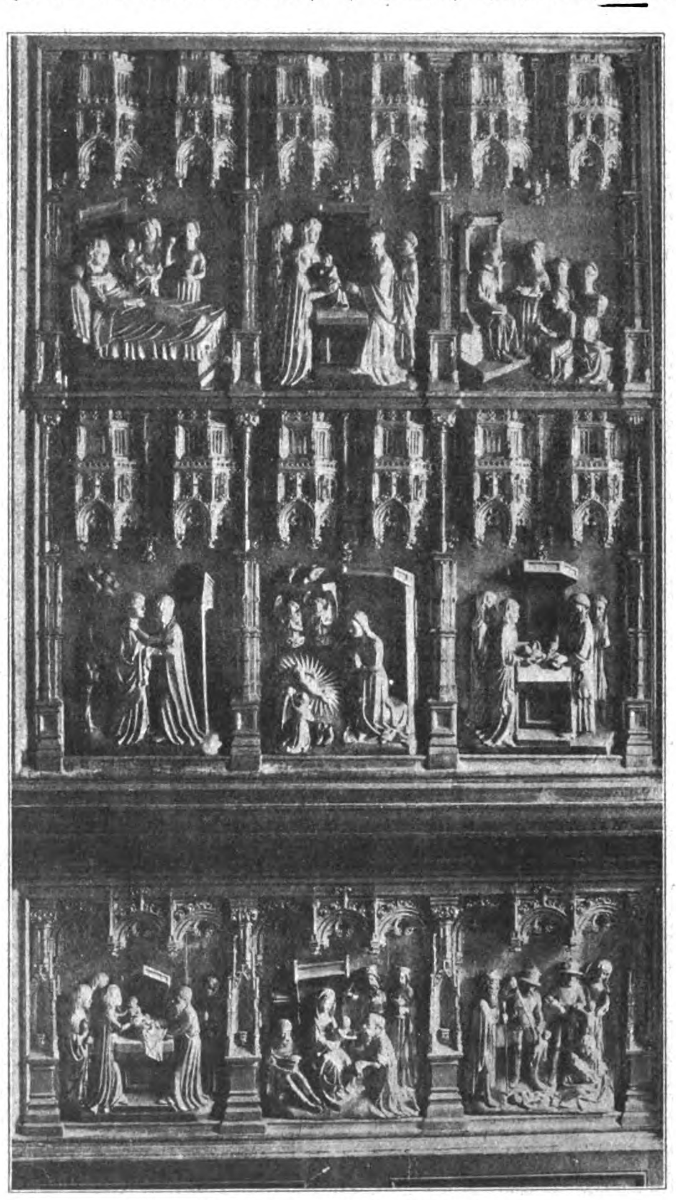
Von Prof. Dr. Hans Much

as ich heute zu sagen habe, habe ich nicht als Kunstgelehrter, sondern als Dichter zu sagen, der um so mehr das Recht, seine Stimme zu erheben, beanspruchen darf, als er auch die Schule des Denkens bis zu ihrem unerbittlichen Ende durchlaufen hat. Überhaupt wollen die großen Fragen der Kunst nicht vom Gelehrten beantwortet werden. Wohl ist auch eine Schulung nötig, aber nicht Kunstschulung, sondern Gesinnungsschulung, Gesittungsschulung, was wieder auf Denkschulung hinausläuft. Der sogenannte Fachmann kann als solcher immer nur über das Wie urteilen. Über das Was soll jeder urteilen, der begabt ist. Daß der Fachmann auf allen Gebieten fachmännisch auch über das Was urteilt und für dies Urteil Unumstößlichkeit beansprucht, das ist einer der Hauptgründe des Niederganges unsrer Kunst und Kultur.

Kant hat uralte Weisheit unumstößlich dargetan: Es gibt ein intelligibles Ich; und es gibt ein empirisches Ich, ein höheres und ein niederes. Das niedere Ich gehört der Erscheinungswelt an; das höhere ist jenseits der Erscheinungswelt. Ebenso gibt es eine Kunst des niederen Ichs und eine Kunst des höheren Ichs. Klassik ist Grobstoffkunst und Kunst des niederen Ichs, mit allen Mitteln der Erscheinungswelt sucht sie es zu verfeinern; Gotik ist Feinstoffkunst und Kunst des höheren Ichs. Mit ihren Mitteln an die Erscheinungswelt gebunden, sucht sie das Namenlose zu gestalten, wobei sie nicht vermeiden kann, es zu vergröbern. Die notgedrungene Vergröberung des höheren Ichs ist selbstverständlich unendlich viel wertvoller als die ausschließliche Verfeinerung des niederen Ichs. Klassik empfindet die Erscheinungswelt als Freude: sie kennt vom Menschsein nur die eine Seite, vom ewig unerkennbaren Reich des höheren Ichs weiß sie nichts. Sie ist einseitig und somit die Kunst der niederen, d. h. falschen Erkenntnis. Gotik kennt beide Reiche, denen der Mensch als Bürger angehört. Gotik emp-

findet die Welt des niederen Ichs, die Erscheinungswelt als Leid, aber die Welt des höheren Ichs empfindet sie als Freude. Kürzer und mit andern Worten: sie ist die Kunst der höheren, d. h. der richtigen Erkenntnis.

Gotik ist die Heimatkultur der Germanen. Heimatkultur ist dabei ganz anders zu fassen, als die Unzulänglichkeit der sogenannten Heimatkunst es tut. Heimatkultur ist alles andre als Abschließung. In Ägypten, Indien, Islamien und in der Hansa herrschte Heimatkultur mit eigenster Prägung am stärksten, obwohl gerade hier die regste Berührung mit der Außenwelt vorhanden war. Heimatkultur ist Zusammenschluß in Kraft. Sie ist immer ein Zeichen von Stärke im Geiste, von Selbstbestimmung und Gesinnungsgröße.



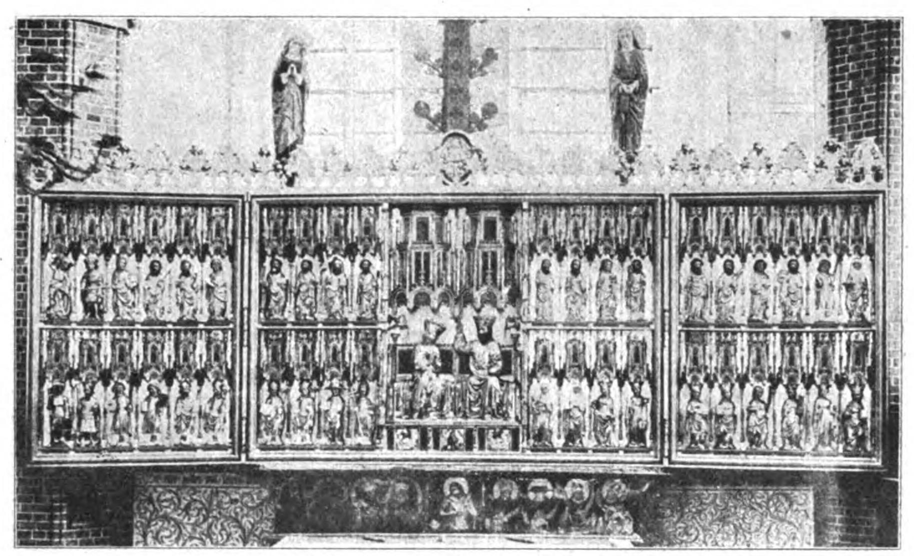
Altarflügel aus der Marienkirche in Lübeck

Wahre Heimatkultur ist Kultur der wahren Heimat. Das heißt des Ewigen. Die Berührung mit dem Ewigen ist als Allgemeinerscheinung nur in geistig starken Zeiten möglich. Die Stärke und Kraft aber quillt aus der diesseitigen Heimat. Die Heimat gibt die Kräfte und die Reisezehrung für den Aufstieg.

Die sogenannte Heimatkunst, die nichts weiter kann, als getreue Abbilder eines Fleckens Erde zu geben, ist nicht Heimatkunst, sondern Heimatbeschreibung; die wahre Heimatkunst greift weit hinaus über die Bezirke der irdischen Heimat, greift nach dem größten Ziel der Menschheit, nach dem wahren Wesen in seiner Unergründlichkeit. Sie tut das mit den Mitteln der Heimat, weil sie darinnen heimisch ist.

In diesem Sinne ist Gotik Heimatkunst. Wie jede höchste Kunst, steht sie unter der Losung: Los von der Herrschaft des Ichs! Das heißt zugleich: Los von der Herrschaft der Erscheinungswelt! Denn ohne Ich keine Welt; ohne Welt kein Ich.

Die große Aufgabe ist ohne eine gewisse Gebundenheit nicht lösbar. Alle Kulturzei-



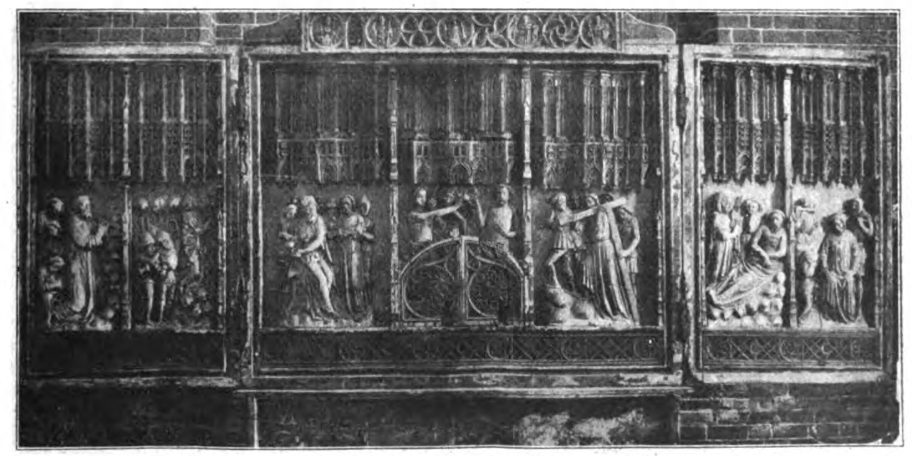
Altar aus St. Jürgen in Wismar

ten sind gebunden an Überlieferung und Gemeinsamkeit der Anschauung. Die gebundenste war die ägyptische — und ihre Blüte zählte nach Jahrtausenden.

Ein gemeinsames großes Ziel beraubt den Einzelnen durchaus nicht der Eigenart. Allerdings, wer sich nur an die Diesseitswelt hält, braucht keine Überlieferung. Wer aber nach dem Höchsten Ausschau hält, dem ist eine ersprießliche Verständigung und Wirkung ohne Überlieferung nicht möglich. Sie überhebt ihn der Mühe, bei jedem Werke immer wieder beim A anfangen zu müssen. Die Welt der Ideen, das Reich der Freiheit, das Dauernde, alles, was hinter der Erscheinungswelt liegt, ist ja nichts Greifbares. Obwohl es immer dasselbe bleiben muß, macht es sich jedes Volk anders, d. h. je nach seiner Eigenart vorstellig.

Auch die Gebundenheit in der Form ist durchaus von höherer und edler Art. Sie überhebt den Künstler der Mühe, den steilen Weg Schritt für Schritt emporzuklimmen, und der Gefahr, seine besten Kräfte rein technisch zu vergeuden. Sie stellt ihn gleich an eine hohe Wegstelle. Nur so erklärt sich die Kühnheit aller großen Kunstwerke, nicht nur die Kühnheit in Empfängnis und Gestaltung, sondern auch in der Technik.

Endlich rückt diese Gebundenheit, die in



Fuß des Triumphkreuzes in der Kirche zu Doberan

Wahrheit Freiheit ist, den Künstler selbst ab von seinem schlimmsten Hemmnis: seinem Ich. Das Schaffen einer sog. Schule hat mit ihr nichts gemeinsam; sie ist Ausdruck höchsten Heimatvermögens.

Unter allen bildenden Künsten kommt die Baukunst der hohen Aufgabe am nächsten. Auch sie ist an den Stoff gebunden, aber sie verfügt über Mittel genug, durch die Raum und Zeit überwunden erscheinen. Ihre Phantasie kann sie in gewaltigster Weise spielen lassen, an kein Vorbild der Erscheinungswelt gebunden, nur von der Mathematik geleitet und gezügelt.

Am gebundensten ist die Plastik, und doch kann auch sie das Größte geben. Ein kurzer Überblick, der uns dem Wesen wohl näher bringt als die Beschreibung einzelner Abbildungen, möge hier folgen:

Der Brahmane verleiht seinen Gestalten so viel Glieder und Organe, als er braucht, um seine Idee zu gestalten, ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, und doch im einzelnen Teil mit dem allerfeinsten Sinn für Wirklichkeit. Er räumt der Natürlichkeit nur so viel Platz ein, als seine geniale Phantasie für die Darstellung der Idee benötigt.



Madonna aus der Marienkirche in Lübeck

Anders der Ägypter. Er stattet seine Figuren, wenn er will, mit strengster Natürlichkeit aus, führt sie aber alle auf klare mathematische Verhältnisse zurück und stellt so die Verbindung mit dem Ewigen her. Oder er gibt, gleich der rein buddhistischen Kunst, seinen Gestalten erhabene Weltabgezogenheit, weltferne Größe, weltbefreite Ruhe und Erkenntnisklarheit. Die erhabene Ruhe wird viel zu wenig verstanden. Die Erscheinungswelt ist ewiges Werden, ewige Bewegung; die Ruhe als Gegensatz zur Bewegung ist ein wundervolles Ausdrucksmittel für den überweltlichen Zustand der Seele.

Die islamische Plastik verwirft die Gestalten ganz und macht das Kunstgewerbe zum höchsten Kunstwerk. Sie legt alles in den Innenraum. Der islamische Innenraum entrückt völlig von der Erscheinungswelt, führt

in trunkenselige Vergessenheit und Ruhe.

Und der Gotiker? Sage dir das selber. Ich will dir nur ein paar Winke geben.

Der Grundzug der niederdeutschen Backsteingotik ist die Besonnenheit. Das Reich der Notwendigkeit wird nicht verleugnet, vielmehr stark betont. Aber es wird innerlich überwunden. Mit starker Klarheit wird das Reich der Freiheit verkündet, ohne Überschwang, ohne Verzücktheit. Es gibt zwei Arten von Mystik: eine falsche und unedle, die Verzücktheit ist und zu nichts taugt, und eine wahre und edle, die nichts andres ist als ichbefreite Versunkenheit in die wahre Erkenntnis, als Abrückung von der Erscheinung, als gesammeltes Denken, das in seiner geklärten Sammlung erhebend wirkt. Nur in dem Sinne dieser wahren und klaren Mystik war der Niederdeutsche ein Mystiker und ist die Backsteingotik mystisch zu nennen.

Diese Besonnenheit und geniale Beschränkung zeigt auch die so ganz unbekannte niederdeutsch-gotische Plastik. Erst am Ausgange der Gotik kommt auch hier und da der Überschwang zu Wort, allerdings immer noch gemäßigt gegen Süddeutschland, am großartigsten in dem wagemutigen Meister der Güstrower Domfiguren. Selbst Hans Brüggemann wahrt sich bei aller Leidenschaftlichkeit im Aufbau seines prächtigen schleswigischen Altars eine Sachlichkeit und eine herbe Schlichtheit im einzelnen, die die niederdeutsche Seele in keinem Zug verleugnen können.


Madonna mit der Weintraube aus dem Lübecker Dom

Im allgemeinen zeigt schon der Aufbau der Altäre den Unterschied zwischen nord- und süddeutschem Empfinden.

So sind die großen Schnitzaltäre mit wenigen Ausnahmen (Doberan, Schleswig, Salzwedel) einfache Rechtecke, deren obere Wagerechte allermeist schlicht, ohne jeden Zierat abschließt. Höchstens findet man einmal eine Reihe von Kreuzblättern. Aus dem Rechteck entwickelt sich zuweilen ein mächtig aufgerecktes Triumphkreuz. Erst spätere Werke gehen von der eindrucksvollen Form des Rechtecks und seiner erhabenen Einfachheit ab, aber auch dann kommt es nicht zu der jauchzenden Diesseitsvergessenheit süddeutscher Werke: eine wellige Linie ist das einzige, was sich der niederdeutsche Spätgotiker erlaubt, um sich und seine Kunst über die Erdenschwere der Wagerechten hinüberzuheben.



Frauenkopf aus dem Lübecker Museum

Die Welt der Ideen, die er gestalten will, bildet er im Inneren des diesseitsgebundenen Rechtecks. Aber auch hier ist alles äußerst klar und rein. Die Szenen bestehen aus wenigen Figuren, die mit außerordentlicher Feinheit zueinander gestellt sind und durch ihre schlichte Sachlichkeit und erhabene Einfachheit eine gewaltige Wirkung hervorbringen. Zumeist aber sind die Felder ausgefüllt von einzelnen Figuren, die groß und vernehmlich ihr Eigenstes ausdrücken. Das Ganze wird durch die Art der Anordnung, durch die vornehme Ruhe und die mit Gold reich durchmischte prächtige Bemalung über den Dunstkreis der Erscheinungswelt in den Lichtkreis der wahren Wesenhaftigkeit hinaufgehoben.



Frauenkopf aus einem lübischen Sippenaltar

Immer wieder wird die Wagerechte, auch in den Zwischengliedern, betont, teils durch breite Friese von Maßwerk, teils durch mächtige Bänder, teils durch wagerechte Einlagen in die Streben der Baldachine.



Männerfigur aus dem Lübecker Museum

Auch die Baldachine sind im Anfang einfach und schlicht, ebenso wie die zur Trennung der einzelnen Nischen verwandten gotischen Formen. Sie dienen ihrem Zwecke der Abgrenzung rein und unverschnörkelt: keine Ablenkung durch eingestreute kleinere Darstellungen.

Aus allem spricht der niederdeutsche Geist, die souveräne Vorherrschaft des *Gedankens*. Was ich über den Geist der Backsteingotik sagte, gilt auch hier: Wo wir unsrer Heimatkunst auch begegnen, immer bleibt das Ewige Sieger. Nichts täuscht über die Schwere des Kampfes hinweg. Schwer ringt sich die niederdeutsche Seele hindurch zu ihrer wahren Heimat. Hart ist der Kampf. Aber das Ende ist der *Sieg*. Ehrlich wird dieser schwere Kampf betont, und ehrlich wird auch der Sieg gefeiert. Kein Rausch, sondern ein tiefes, ruhiges Aufatmen, eine ernste, klare Weihe — das ist das Wesen dieser Kunst.

Zwei Apostelfiguren aus dem Lübecker Museum

Die schönsten Altäre dieser Art findet der Heimatswanderer in Lüneburg, Wismar (Georgskirche), Lübeck (*alter* Altar vom Mariendom, Grönauer Altar u. a. im Museum), Güstrow (Dom, ein mächtiges niederdeutsches Werk), Schwerin (leider im Museum), Prenzlau, Hamburg (Kunsthalle), Rostock, Stralsund, Odense, Wittstock und in vielen kleinen Städten Niederdeutschlands. Auch in mancher Dorfkirche Mecklenburgs finden sich vortreffliche kleinere Arbeiten. Barbarisch ist die Verschleppung der schönen Werke in die Museen, denn sie waren im Einklang mit der gotischen Bauidee gedacht. Eine rühmliche Ausnahme macht das Lübische Museum, das in einem alten Kloster untergebracht ist. Bezeichnend für unsern Niedergang ist auch, daß die Werke von ihrem eigentlichen Platz häufig durch hohle, phrasenhafte Barockaltäre verdrängt sind und in einem Seitenschiffe oder gar in einem Verstecke ein unwürdiges Dasein fristen.

Erst ganz spät am Ausgange der Gotik



Aus der Marienkirche in Lübeck



Frauenfigur aus dem Lübecker Museum

ändert sich der Ausdruck der Werke. Zwar bleibt auch hier noch allermeist die einfache Grundform erhalten, aber die einzelne Szene und die einzelne Figur ist nicht mehr von der erkenntnisklaren Ruhe erfüllt. Statt ihrer herrscht oft erkenntnissuchende Unruhe, die sich teils in der Häufung der Figuren, teils in der mächtig aufrauschenden Gewandung ausdrückt. Auch sie will richtig verstanden sein. Doch ist hier mehr der *Kampf* mit der Welt des Scheins und der Erscheinungen betont, im andern Falle mehr der *Sieg*.

Was ich hier über die großen Kompositionen sagte, gilt auch für den Geist, aus dem heraus die einzelnen Figuren geschaffen worden sind.

Die Plastik ist für die Darstellung des Reiches der Freiheit von allen Künsten unzweifelhaft die gebundenste. Sie ist am meisten mit den Vorbildern aus der Natur verquickt. Und ihre Mittel, über die Erscheinungswelt hinauszuheben, sind notgedrungen beschränkt. Um so mehr erstaunt ein sehendes Auge, wie sie in ihren Grenzen die höchste Aufgabe löst. Die geniale Plastik des Inders unterscheidet sich dabei völlig von der Riesenplastik des Ägypters und der Heimatkunst des Gotikers. Entkörperung, Entmenschlichung, Hinaushebung über die Erscheinungswelt, das ist das hohe Ziel. Der Gotiker gibt zu



Törichte Jungfrau aus dem Lübecker Museum

dem Ende seinen Figuren oft unmögliche Stellungen, die aber gerade das ausdrücken, worauf es ihm ankommt. Der Gegensatz von Gebundenheit und Freiheit wird scharf und erschütternd beleuchtet. Diesen Gegensatz auszudrücken, greift er in der einzelnen Figur dazu, daß er Gesicht und Hände an die Natur gebunden behandelt, daß er sich dagegen im Gewande völlige Freiheit läßt. Die unmöglichen Stellungen sind im Norden seltener als im Süden. Dafür zieht der Norden es vor, seinen Gestalten den Ausdruck einer erhabenen Weltferne zu geben. Auch das gelingt ihm mit andern Mitteln als dem Süden. Er kennt weniger die scharfe Herausarbeitung des Persönlichen, des einzelnen Charakters, die ja selbst bei der Darstellung eines möglichst vollendeten Charakters immer noch stark an die Erscheinungswelt gemahnt: er behandelt die Gestalten mehr groß und allgemein.

Die Gegensätzlichkeit des Reiches der Freiheit und des Reiches der Notwendigkeit muß beleuchten, wer wahrhaft große Kunst schafft, wer das Reich der Freiheit andeutend gestalten will. Schon die Mittel muß er ja dem Reiche der Notwendigkeit entnehmen. Auch der Gegenstand der Gotik, die Leidensgeschichte Christi, betont diesen Gegensatz. Es ist gewaltig, wie das Leid des niederen Ichs überstrahlt wird von der Freude des höheren. Trotz dem an sich traurigen Gegenstande leuchtet die Freude der Freiheit aus diesen Gebilden mit allen Mitteln einer wahrhaft großen Künstlerschaffenskraft. Wer vor diesen Gebilden Leid empfindet, empfindet niedrig und sieht jämmerlich nahe. Das Leid des niederen Ichs ist ganz und gar unwesentlich, wenn es die Freude des höheren gilt.



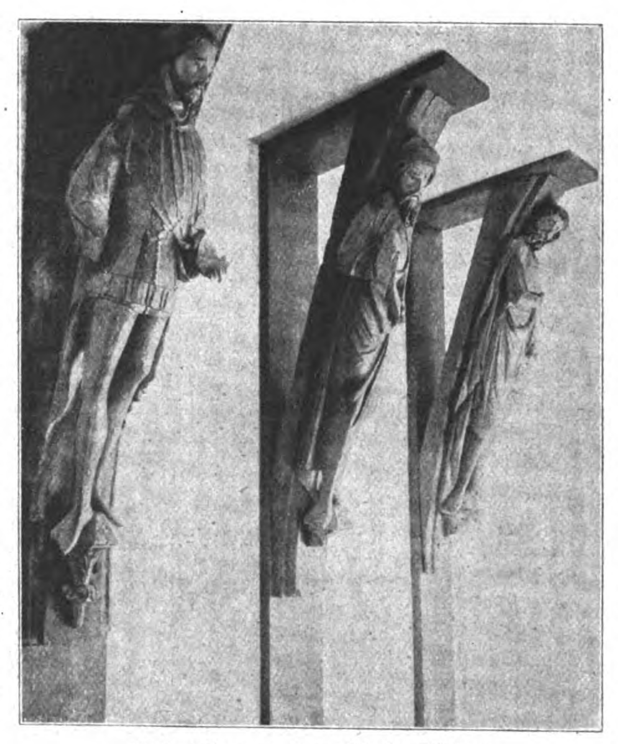
St. Wolfgang aus der Johanniskirche in Thorn

Das Unvergängliche, was dauert in der Erscheinungen Flucht, schwingt mehr um diese Gestalten wie etwas schwer zu Fassendes, als daß es in der Einzelheit der Züge, Haltung und Bewegung zum Ausdruck käme. Auch liegt ein Unterschied und gerade ein Vorteil darin, daß das Gewand allgemein und nach dem Ganzen, nicht nach dem Besonderen der einzelnen Figur behandelt wird, wenn auch gerade dieser Unterschied nicht überall streng hervortritt oder zu verfolgen ist.

Während die Kirchenkunst überall die große Aufgabe erhaben und feierlich löst, zeichnet sich die niederdeutsche Bürgerkunst durch eine gewisse Derbheit aus, die ihr nicht zum Nachteil gereicht. Manchmal geht etwas von dieser Derbheit auf die Altarfiguren über (z. B. im Güstrower Dom), ohne zu schaden. Weit entfernt, in die Plumpheit des niederländischen Genres zu führen, gibt sie den Gestaltungen etwas männlich Starkes und Gefaßtes.

Die wunderbarsten Werke des Anfangs tragen keinen Künstlernamen. Man schuf damals so aus dem Vollen und losgelöst vom Persönlichen, daß es auf den Namen nicht ankam. Es ist das immer ein Zeichen einer wirklich großen Zeit. Die Kunst, die über das Erscheinungs-Ich hinausführen will, rückt auch den Künstler ab von der eitlen Betrachtung und Feilbietung seines Erscheinungs-Ichs.

Ich will heute nur hindeuten und andeuten. Die Bilder mögen für sich selber sprechen, so gut sie das vermögen. Gehet hin und schauet! Dem Stoffe nach habe ich Beispiele von Holz-, Stuck-, Bronze- und Steinarbeiten gewählt. Besonders und eigen sind die Stuckwerke. Die lübischen Madonnen geben davon Kunde. Erwähnt sei nur noch, daß es oft eine Künstlerhand ersten Ranges ist, die Friese und Kapitelle mit Blatt- und Blütenwerk überrieselt. Das Doberaner Blatt- und Blütenwerk findet wohl nirgend seinesgleichen. Es lehnt sich an die Natur und ist doch keine Natur. In der Art seiner Anbringung und in seiner wundervollen Feinheit führt es weit hinaus über sie.



Balkenträger aus dem Lübecker Museum

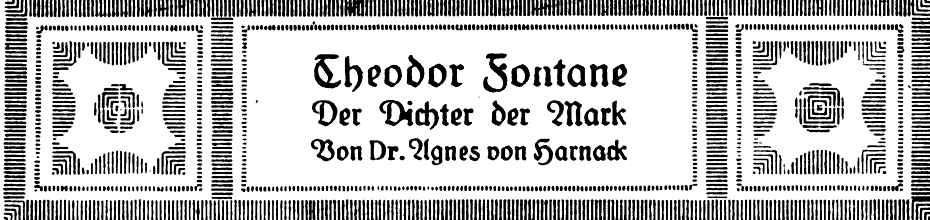
Seinen eigensten und stärksten Schwingungsrhythmus hat Deutschland in der Gotikzeit; der fremde Schwingungsrhythmus, der mit dem Humanismus bei uns eindrang, hat uns verarmt und dahin geführt, wo wir jetzt sind. Der Gotiker, der einen Meister Eckehart verstand, Eckehart, der unsrer geistig entarteten Zeit ein Buch mit sieben Siegeln ist, er wußte auch, was seine Kunst wert war:

Ichne geloube niemer mê,
daz sunne von Mycêne gê;
ganzlichiu schoene ertagete nie
ze Griechenland; sie taget hie.

Weihnacht im Walde

Die Weihnacht sinkt ins winterliche Land,
Der Wald steht still, und seine Bäume schweigen,
Als wären sie in Ehrfurcht tief gebannt.
Und manchmal streicht ein Windhauch von den Zweigen
Mit zarter Hand die schneeig lichte Last.
Mir ist, als flöss' ein Schauern durch die Bäume
Vor all dem Glück der Kinderweihnachtsträume,
Vor all der Liebe, die das Fest umfaßt.

Thomas Freiherr von Haerdtl

Theodor Fontane

Der Dichter der Mark

Von Dr. Agnes von Harnack

Es ist eine alte, oft angestellte Betrachtung, ob das Studium der Geschichte mit dem Ergebnis abschließt, daß die Menschen sich zu allen Zeiten gleichgeblieben sind, oder ob es im Gegenteil zu der Erkenntnis führt, daß die Menschen als solche tiefgehende seelische Veränderungen und Entwicklungen durchlaufen haben. Für den einen wie für den andern Schluß lassen sich Beweise anführen, so daß das Ja zu guter Letzt ebenso berechtigt erscheint als das Nein; so viel aber steht fest, daß an sich gleichbleibende, unveränderliche Werte von den Menschen in den verschiedenen Zeitaltern sehr verschieden betrachtet, beurteilt und benutzt worden sind. Die Betrachtung eines solchen, an sich unveränderlichen Wertes gibt uns einen sicheren Maßstab dafür, wie verschieden verschiedene Zeitalter empfunden und bewertet haben. Als einen solchen unveränderlichen Wert läßt sich die *Landschaft* bezeichnen. Die deutschen Menschen oder, im besonderen, die deutschen Dichter der letzten Jahrhunderte sind von ihr in ganz gleicher Weise umgeben gewesen: die norddeutsche Tiefebene, das deutsche Mittelgebirge, die fruchtbaren Main- und Rheingegenden — sie stehen heute genau so da wie vor ein paar hundert Jahren —, und doch zeigt schon ein Rückblick auf ein paar, etwa drei oder vier Menschenalter, daß diese selbe Landschaft, diese selben Berge, Bäume, Wiesen und Ströme jeder Generation etwas anderes zu sagen hatten, oder richtiger, daß jede Generation diese von der Natur gebotenen Urstoffe zu einem Bau in einem ihr eignen, gemäßen Stil verwendete.

Es wäre eine Aufgabe, die nur ein sehr geringes Resultat ergeben würde, wenn man sich etwa das Thema »Die Klassiker und die deutsche Landschaft« stellen wollte. Denn es würde sich sehr bald erweisen, daß unsre Klassiker, voran Goethe und Schiller, fast nirgends in ihren Dichtungen das aufweisen, was man heute Lokalkolorit nennt. Für sie besteht die Größe, die symbolische Bedeutung der Natur durchaus in dem, was typisch ist, und nirgends im Individuellen. »Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll« — nämlich das Wasser an sich; niemals, außer in den Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinne, könnte es bei Goethe heißen: »Ruhig fließet der Rhein.« »Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel« — aber ob dieser Berg auf die Wellen der Saale oder auf die Fluten des Peneios herabblickt, darüber erfahren wir nichts, und so hat das Gedicht in seinem Fortgang auch die Möglichkeit, bald altgriechische Bilder vor uns aufzurollen, bald uns die Französische Revolution vor Augen zu führen. Die Klassiker stellen Landschaften zusammen, sie komponieren sie mit völliger Freiheit, und der Stil, in dem dies geschieht, ist immer der heroische. Heroisch ist die Schweizer Landschaft im »Tell« gefaßt, heroisch der Sonnenaufgang im zweiten Teile des »Faust«; alles ist auf Größe, Bedeutung, tiefen, verborgenen Sinn eingestellt. Die Bilder, die sich dabei ergeben, stehen im ganzen südländischen Landschaften näher als der deutschen Heimat. Und das ist nur natürlich; findet sich doch am Gestade des Mittelmeeres, in den klaren, kühnen Linien des italienischen Gebirges, in den farbentiefen, felsumragten italienischen Seen der imposanteste Hintergrund für tragische Leidenschaft und heldenhafte Überwindung innerer und äußerer feindlicher Gewalten, ja, auch die Resignation nimmt in solcher Umgebung einen heroischen Charakter an.

Gehen wir eine Generation weiter, so finden wir uns unter den Romantikern und sind damit von der *heroischen Landschaft* eben in die *romantische Landschaft* geraten, und auch diese romantische Landschaft ist durchaus nicht die deutsche Landschaft schlechthin. Den Klassikern war die Landschaft der Hintergrund für Handlungen und Erlebnisse innerer und äußerer Art. Dem Romantiker ist sie der Spiegel, in dem sich Narziß beschaut: sein eignes Bild sucht er in Quellen und Seen, sein eignes Lied singt ihm die Nachtigall, seine eigne Sehnsucht lockt von den geheimnisreichen Bergen und rauscht in den dunkelgrünen Wäldern, sein eignes Schicksal erblüht in der blauen Blume. Die Romantik mit ihren zarten, verfließenden Konturen, mit ihrem wunderlich-willkürlichen Spiel zwischen Traum und Wirklichkeit, mit ihrer Ironie, die das eigne kunstvolle Gebäude jeden Augenblick umzureißen verlockt ist — so wie Kinder den selbsterrichteten Turm aus einem dunklen, geheimnisvollen Drange heraus schließlich wieder zerstören, indem sie *einen* kleinen Stein lockern und herausziehen —, diese Romantik war nicht dazu geschaffen, eine Landschaft ruhig, andächtig und gesammelt als etwas Gegebenes auf sich wirken zu lassen und sie mit epischer Gelassenheit und liebevoller Sachlichkeit zu schildern. Zu solcher Auffassung fehlt ihr das Auge; sie erlebt viel stärker mit dem Ohr, musikalisch und rhythmisch; sie »denkt« nicht nur »in Tönen«, sie »sieht« gewissermaßen auch in ihnen

Wenn sie sich aber irgendeine Landschaft aussuchen soll, die ihrem Empfinden entgegenkommt, so wird sie sie eher in Süddeutschland als in Norddeutschland finden, und am ehesten wieder in Italien. Die norddeutsche Tiefebene ist im romantischen Sinne im ganzen wenig verwendbar.

Und gehen wir noch eine Generation weiter, etwa in die Zeit von 1825 bis 1855. Sehen wir ab von zwei großen Dichtern, die ihre eignen Wege gingen und mit ihren eigensten Augen sahen, von Annette Droste und Eduard Mörike, und fragen wir uns, wie die Generation der Reaktionszeit, der vierziger und fünfziger Jahre die Landschaft sahen: bewundert werden Lenau, Freiligrath, Pücklers »Briefe eines Verstorbenen«, Victor Hugos »Orientales«. Welche Landschaft führen sie uns vor Augen? Gewiß nicht die deutsche. Exotisch ist der Geschmack als ein Ausdruck der Sehnsucht, aus biedermeierlicher Enge und Bravheit hinauszukommen, als ein Versuch, wenigstens in der Poesie die Fesseln zu sprengen, die sich drückend und hemmend um das deutsche Leben legten. Also hinaus aus der deutschen Heimat! An den Niagara mit seinem donnerähnlichen Getöse, in die indianische Wildnis oder in die weite madjarische Steppe, oder in jenes geheimnisvolle Land, dessen Schilderung beginnt: »Wüstenkönig ist der Löwe.« — »Über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen« — das gefiel, das reizte Nerven und Gefühl, das war die sensationelle Landschaft, deren Fremdartigkeit den eignen Wünschen und Träumen entgegenkam. Es ist ja das Zeitalter der großen Auswanderung, und der Auswandernde nahm sich nicht die Zeit, liebevoll bei dem Landschaftsbilde zu verweilen, das er verließ, sondern malte sich die Eindrücke, denen er entgegeneilte, mit glühenden Farben aus.

So haben wir nacheinander die heroische, die romantische und die sensationelle Landschaftsbetrachtung; und nun fragen wir uns: Wodurch wurde diese letzte, gewiß nicht erfreulichste und künstlerischste Betrachtungsweise abgelöst? Sie verschwand mit dem Beginn der sechziger Jahre, und an ihre Stelle trat eine im besten Sinne realistische Betrachtungsweise. Ein solcher Wandel ist leichter festzustellen als zu begründen; zunächst handelte es sich wohl um etwas wie eine Reaktionserscheinung; man wurde der Sensationen, des In-die-Ferne-Schweifens müde und überdrüssig, nicht zum mindesten deshalb, weil man das Theatralische, ja vielfach geradezu Unwahrhaftige, weil Unerlebte dieser Schilderungen empfand. Man entdeckte die Heimat, und zwar in Nord und Süd, in Ost und West ziemlich zu gleicher Zeit. Da erschien Mecklenburg, gesehen mit den Augen Fritz Reuters, und die Waterkant, geschildert von Klaus Groth. Da erzählt Auerbach Schwarzwaldgeschichten, und Anzengruber bringt den österreichischen Bauern auf die Bühne, und da erscheint endlich auch jene Landschaft, der man weder heroisch noch romantisch und am wenigsten sensationell beikommen konnte: die Mark Brandenburg. Ihr Entdecker war Theodor Fontane.

Auch er kam zu seiner Heimat, der Mark, von der romantischen, ja von der sensationellen Landschaft. Dreimal war er in den fünfziger Jahren in Italien und Schottland; die gewaltigen Zeugen englischer Geschichte, die Schlösser und Burgen der alten Geschlechter, die romantisch wilden Hochmoore, die ernsten Kirchen, die erinnerungsreichen Schlachtfelder zogen ihn aufs lebhafteste an; die Balladenentwürfe drängten sich, in meisterhafter Weise verschmolzen darin Landschaft und Geschichte — aber dazwischen lockte und winkte die Heimat, und er erwiderte ihr Rufen und Grüßen:

> Blaue Havel, Grunewald,
> Grüß' mir alle beide,
> Grüß' und sag': ich käme bald,
> Und die Tegler Heide.

Gerade unter den romantischen Bildern und Gestalten der englisch-schottischen Geschichte tauchte in ihm der Plan zu seinen »Wanderungen durch die Mark« auf. Er selbst schreibt darüber: »Das interessanteste Blatt für mich ist das mit dem Douglasschloß im Kinroßsee, zu dem ich mit Lepel im Boot hinüberfuhr, und als wir zwei Stunden später, nach Besichtigung von Schloß und Insel, über denselben See hin die Rückfahrt machten und ich dabei an Rheinsberg und den Rheinsberger See dachte, stand es in meiner Seele fest, die Mark Brandenburg und ihre Schlösser und Seen beschreiben zu wollen.« (An Frl. v. Rohr, 16. Mai 1888.)

Bei diesem Entschluß ist er geblieben und hat ihn mit der ihm eignen Treue und Zähigkeit durchgeführt. Er sah darin seine Spezialmission, die ihm gerade dann am deutlichsten wurde, wenn ihn äußere Umstände von ihr abzogen. So schreibt er von seinem Aufenthalt in Neapel in Wendungen, in denen sich Stolz und Selbstironie in der ihm eignen Weise mischen: »All dieser Herrlichkeit gegenüber empfand ich deutlich und nicht einmal schmerzlich, daß meine bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt, und inmitten aller Herrlichkeit, die nur eben bildartig gesehen und dann in den Kasten der »Anschauungen« hineingetan sein wollte, zog es mich an die schlichte Stelle zurück, wo meine Arbeit und in ihr meine Befriedigung liegt.« (An Frl. v. Rohr, 24. November 1874.)

Und noch summarischer hat er der gleichen Empfindung bei einem Aufenthalt in Paris Ausdruck gegeben:

> Ich bin für alle diese Dinge
> Vielleicht zu deutsch, gewiß zu alt!

So haben ihn die »Wanderungen« durch ein gut Stück Leben begleitet; von 1862 bis 1881



schrieb er an den fünf starken Bänden, feilte, stellte um, erweiterte und verbesserte. Rechnet man dazu, daß die beiden großen Romane »Vor dem Sturm« (erschienen 1878) und »Stechlin« (erschienen 1898) eigentlich auch Wanderungen durch die Mark sind, und weiß man ferner, daß er im Jahre 1898, kurz vor seinem Tode, noch einmal beschloß, »zu den alten Göttern zurückzukehren« und ein Buch über Friesack und die Bredows zu schreiben, so ist es nicht zuviel gesagt, daß die Wanderungen ihn fast fünfzig Jahre lang beschäftigt haben.

Fünfzig Jahre seines Lebens setzt man aber nur an eine Aufgabe, bei der einem ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen schwebt. Ein solches Ziel hatte Fontane. Er schreibt darüber an Wilhelm Hertz am 31. Okt. 1861: »Die letzten 150 Jahre haben dafür gesorgt, daß man von den Brandenburgern (oder Märkern oder Preußen) mit Respekt spricht. Die Taten, die geschehen, und die Männer, die diese Taten geschehen ließen, haben sich Gehör zu verschaffen gewußt; aber man kümmerte sich um sie mehr historisch als menschlich. Schlachten und immer wieder Schlachten, Staatsaktionen, Gesandtschaften — man kam nicht recht dazu, Einblicke in das private Leben zu tun, und die Wenigen, denen solch Einblick vergönnt war, versäumten es, Aufzeichnungen darüber zu machen. Mangel an literarischem Sinn und Überfluß an sogenannter Diskretion (ein höchst albernes und stupides Ding, der Tod alles Interesses und zuletzt aller Geschichte) ließen den Eingeweihten nicht dazu kommen. Eine Folge davon war, daß die Schauplätze, auf denen sich unser politisches Leben abgesponnen, auf denen die Träger eben dieses politischen Lebens tätig waren, relativ unbelebt blieben. Interesselos ging man daran vorüber. Man wußte allenfalls: hinter diesen Mauern hat der und der gelebt, aber man wußte nicht, wie er gelebt hatte, und mußte sich mit zwei extremen Arten von Mitteilungen begnügen: mit seiner Beteiligung an Schlachten und Staatsaktionen und mit allertrivialstem Klatsch. Das Schönmenschliche blieb tot. Der Zweck meines Buches ist, nach dieser Seite hin anregend und belebend zu wirken und die Lokalität wie die Prinzessin im Märchen zu erlösen. Abwechselnd bestand meine Aufgabe darin, zu der Unbekannten, völlig im Walde Versteckten vorzudringen oder die vor aller Augen Daliegende aus ihrem Bann, ihrem Zauberschlaf nach Möglichkeit zu befreien. So tauchen denn abwechselnd Namen auf, die (engste Kreise abgerechnet) niemandem bekannt waren; daneben bekannte Namen, aber auch nur bekannt als — Namen. Detailschilderung behufs besserer Erkenntnis und größerer Liebgewinnung historischer Personen, Belebung des Lokalen und schließlich Charakterisierung märkischer Landschaft und Natur — das sind die Dinge, denen ich vorzugsweise nachgestrebt habe.«

Die Bücher entstanden zunächst »wandernd, plaudernd, reisenovellistisch«; aber bald wuchs der Verfasser mit seiner Aufgabe. Der Stoff packte ihn und zwang ihn zu immer größerer Vertiefung, und so entstanden neben Kapiteln, in denen man nur den liebenswürdigen plauderhaften Reisebegleiter zu hören meint, andre, hinter denen ein großer, gewissenhaft benutzter historischer Apparat steht. Von Jahr zu Jahr verstärkte sich diese eigentliche Forschungsarbeit, und mit Stolz durfte er von einer ganzen Reihe seiner Bilder sagen: »Es sind Arbeiten entstanden, die absolut Neues bringen und, in ihrem Kern weit über das bloß Unterhaltliche hinausgehend, unsre Spezialgeschichte in der Tat bereichern. Diese Arbeiten sind das Beste, was über die betreffenden Dinge und Personen existiert, weil eben nichts existiert als das, was ich darüber gesagt habe.«

Wie er den unendlichen feinkörnigen, immer wieder unter den Händen zerrinnenden Stoff sammelte, wie er ihn formte und gestaltete, wie aus Steinchen neben Steinchen allmählich die Bilder alter, längst verklungener Tage farbig und lebensvoll aufleuchteten, davon hat er selbst in seinen Briefen mancherlei erzählt. Bei den märkischen Verkehrsverhältnissen sind noch heutigestags Ausflüge in die weitere Umgebung auch nur Berlins eine ziemlich schwierige Angelegenheit; zu Fontanes Zeiten waren sie ein Unternehmen, das meist mehrere Tage kostete und mit allen denkbaren Unebquemlichkeiten verknüpft war. Und seine Ziele lagen ja immer abseits der großen Straßen; keinem Geschichts- oder Geographiebuche konnte er sich anvertrauen, sondern mußte gerade in die Gegenden wandern, von denen kein Mensch sprach und die niemand kannte. Und da wurden denn die Pfarrer besucht und die Kirchenbücher nachgeschlagen, da mußte der Küster die kleine märkische Kirche aufschließen und vielleicht auch die Gruft, in der irgendein altes, längst ausgestorbenes Geschlecht im letzten Schlaf ruhte; da galt es Bilder zu suchen, Gedenksteine, Freundschaftstempelchen, verborgene Mauerecken in längst verwilderten Parks aufzuspüren, da hieß es vor allem, die Bewohner des Dorfes im Kruge, an der Fähre oder auf der Feierabendbank vor dem Hause zum Reden und Erzählen zu bewegen — eine gewiß bei jedem Bauern schwere, bei dem Märker aber beinah unlösliche Aufgabe. Aus jeder Reise erwuchsen neue Beziehungen, weitverzweigter Briefwechsel, Besuchs- und andre Verpflichtungen. Aber jede Reise stellte auch neue reizvolle Aufgaben. Immer galt es, Sage und Geschichte zunächst auseinanderzuwirren und dann wieder zu kunstvollem Ganzen zu verflechten. Oft ist es ein Bild, oft ein Vers, oft ein verschollener, halbverwischter Brief, aus dem die Vergangenheit hervorsteigt. So sieht er in Freienwalde in der Kirche das Bild eines frühverstorbenen Knaben mit feinen, abligen, aber unendlich wehmüti-

gen Zügen; dazu hört er aus Volksmund einen rührenden Vers:

Alle Liebe ist nicht stark genung,
Ich muß doch sterben, und bin noch so jung.

Und nun ruht er nicht eher, als bis aus Schrein und Truhe, aus Handschrift und mündlicher Überlieferung die Geschichte vom Glanz und Untergang derer von Uchtenhagen lückenlos hervorgeht. Unendliche Kleinarbeit, aber in der Vollendung gekrönt von einem unbeschreiblichen, man darf sagen einzigartigen Reiz.

So entsteht die »historische Landschaft«. Fontane selber hat das Wort nicht geprägt; aber er war glücklich, als es ihm in einer Rezension entgegentrat. »Historische Landschaft. Das ist eigentlich die ganze Geschichte. Zuletzt sieht man immer, daß das, was man auf vier Seiten nicht sagen konnte, in zwei Worten fix und fertig am Wege lag.« (An Wilhelm Hertz«, 13. Dezember 1861.)

Historische Landschaft ... Wie sah Fontane das märkische Land? Tausendmal hatte man es dürftig, kümmerlich, arm und reizlos gescholten. Fontane entdeckte seine Schönheit. Er sah die Havel im Schmuck ihrer prächtigen Schwäne, oder vielmehr er sah jeden Havelsee mit den ihm eignen Zügen: die mummelnüberwachsene Schlänitz, den anscheinend gutmütigen, aber unberechenbaren Schwielowsee, und drüben auf der andern Seite den ernsten, einsamen Scharmützelsee, die böse Müggel, in deren Tiefe noch die alten Heidengötter wohnen. Wunderbar weiß er das Luch zu schildern, dessen brodelnde, gefährliche Tiefe sich alljährlich für ein paar Monate mit einem farbenbunten Gras- und Blumenteppich überzog, und in dem es von allerlei Getier wimmelte, bis die Fürsorge der Hohenzollern das gefährliche schöne Stück Natur in eine blühende Weidegegend verwandelte. Aber warum von Einzelnem erzählen? Ein Bild reiht sich an das andre: bunte neben düsteren, bewegte neben eintönig ernsten, und in diesem Wechsel liegt der Reiz, der sich nur dem ganz erschließen wird, der nicht nur liest, sondern auch mitwandert.

Und verwachsen mit dieser Landschaft erscheint die Historie. Allen voran die Gestalten der Hohenzollern. Wie lebendig wird da der Eindruck, daß die Mark den Hohenzollern fast alles verdankt! Tüchtigkeit und Gewerbefleiß, Lebensernst und Lebensschmuck — mit allem ist ihr Name verknüpft. Es entsprach Fontanes Art, daß er sich weniger mit den Sternen erster Größe als mit den mehr Zurückstehenden beschäftigt. Die Gestalt des Prinzen Heinrich, seine Hofhaltung, die Schilderung seiner Umgebung füllt viele Kapitel; die Tragödie von Küstrin, die mit der Enthauptung Kattes endigt, wird fein ausgearbeitet und wirkt in der Schlichtheit der Darstellung doppelt erschütternd. Daneben treten dann, mit gleicher Liebe behandelt, völlig fremde Namen; aber was er auch schildert, immer leitet den Verfasser ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl und der ernsteste Wunsch, Menschen und Dinge so zu schildern, wie sie wirklich waren. Diese Aufgabe war durchaus nicht immer leicht zu erfüllen, und nicht immer schrieb er den Überlebenden zu Dank. Er, der so ungern tadelte, der aus einem gütigen und weisen Herzen heraus so unendlich viel verstand, was andre Menschen rasch zu verurteilen pflegen, mußte immer wieder darunter leiden, daß man ihn selbst tadelte und mißverstand. Bald hieß es, er habe sein Werk geschrieben, um sich bei dem märkischen Adel lieb Kind zu machen, und unentwegte Liberale warfen ihm geradezu seine Gesinnungslosigkeit vor. Und dabei geht aus Briefen und Schriften nichts so deutlich hervor, als daß er sich bei allem Nachempfinden ein durchaus unbestochenes Urteil bewahrt hatte. Er kannte die Schwächen des märkischen Adels sehr wohl und konnte gelegentlich unmutig humoristisch schreiben: die Kerle sind unausstehlich und reizend zugleich. Oft genug hat er mit einer gewissen Bitterkeit davon gesprochen, daß ihm gerade aus diesen Kreisen fast nie ein Dank oder eine Anerkennung kam. Im übrigen aber konnte er sich wohl die Äußerung zu eigen machen, die er selbst seinem Freunde Louis Schneider in den Mund gelegt hat: »Ja, Kinder, in gewissem Sinne bin ich der richtige Byzantiner. Ich leugne nämlich nicht, daß, wenn es sich um Teeabende handelt und ich dabei die Wahl zwischen Frau Salzinspektor Krüger und der Kaiserin von Rußland habe, so bin ich immer für die Kaiserin von Rußland.« Von andrer Seite kam der Vorwurf mangelnder Genauigkeit. Die unbedeutendsten Dinge wurden von eifrigen Regenwürmersuchern herausgeklaubt, Geburts- und Sterbedaten wurden ihm korrigiert, auch wo sie völlig belanglos waren, so daß ihm seine Freunde die scherzhafte Mahnung widmeten:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Selbst bis an Schinkels Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Schadows Wiege ab.

Aber das Schlimmste waren, wie man sich denken kann, beleidigte Angehörige, beleidigt oft über die wunderbarsten Dinge. So beklagten sich zum Beispiel die Nachkommen des alten Schadow, ihr Großvater habe zwar Platt gesprochen, aber nicht so platt! Da reizte es dann Fontane, den Nachweis zu führen, der ihm auch vollkommen gelang. Aber all diese Angriffe, Strebereien und Nichtigkeiten sind heute längst vergessen. Unvergessen aber sind die »Wanderungen«, und wer sich in sie vertieft, wird die Empfindung haben, daß sie ein unveraltbares, ein zeitloses Werk sind, ein wahrhaft würdiges Ergebnis jahrzehntelanger, hingebungsvoller Arbeit.

»Historische Landschaft.« Vom Landschaftlichen und vom Geschichtlichen haben wir gesprochen und haben gesehen, wie Fontane damit umgeht. Aber



zum Begriff der »historischen Landschaft« gehört noch ein drittes: das psychologische Moment. Menschen zu schildern war die eigentliche Leidenschaft des Dichters, und gewiß boten die Wanderungen auch dazu reiche Gelegenheit. Aber doch treten die Menschen in ihnen nur wie auf einem Wandelbilde auf, meist ist es dem Dichter nur vergönnt, sie eine kurze Strecke Weges zu begleiten, oft hüllen sie sich in ein beharrliches, rätselvolles Schweigen — da ist es wohl begreiflich, wenn der Dichter den Wunsch hatte, auch einmal Mark und Märkertum in freien Schöpfungen zu erfassen und zu gestalten. Fast in all seinen Romanen und Novellen treten Gestalten auf, die wir als spezifisch märkisch empfinden; selbst drüben in Amerika, das der Dichter in einem seiner Romane zum Schauplatz wählt, wird ihm erst wohl, als er einen echten Märker wenigstens als Nebenfigur in die Handlung hineingebracht hat, ja, man hat das Gefühl, als ruhte sich der Dichter in den Reden dieser Person geradezu von dem Zwang aus, den das fremde Milieu ihm auferlegt. Auch das Berlinertum an sich ist Gegenstand der Schilderung in vielen seiner Novellen; aber Berlinertum und Märkertum ist zweierlei und wird auch von Fontane sprachlich und psychologisch fein unterschieden. Dem märkischen Wesen gelten die beiden großen Romane »Vor dem Sturm« und »Stechlin«; jener der erste, dieser der letzte in der Reihe seiner Dichtungen.

Beide Romane — sie liegen zwanzig Jahre auseinander — sind in der Form eng miteinander verwandt. In beiden ist auf Handlung und damit auf Spannung im landläufigen Sinne vollkommen verzichtet. »Vor dem Sturm« spielt im Jahre 1812 und erzählt uns von einem mißglückten Versuch einiger märkischer Gutsherren und ihrer Bauern, die französische Besatzung von Frankfurt a. d. O. zu überrumpeln; die Handlung des »Stechlin« läßt sich überhaupt kaum in Worte fassen: ein junger märkischer Adliger verlobt sich und heiratet, sein Vater stirbt — das ist tatsächlich alles! Beide Bücher sind trotz diesem Mangel an Handlung sehr umfangreich; und sie bestehen fast nur aus Gesprächen, die teils auf märkischen Gütern, teils in den kleinen märkischen Städtchen, teils in Berlin geführt werden. Aber welch eine Fülle der Gestalten, die der Dichter da zum Reden bringt! Er kennt sie alle, er hört mit feinem Ohr den Tonfall ihrer Stimme, die Wortwahl und den Bau ihrer Sätze; er weiß, wie sie mit Vor- und Zunamen heißen, und er irrt sich nie in der Namengebung. Da kommen der Schulze und die Bauern, der Landpastor und die halb hexenhaften Dorfalten, der Lehrer und der Justizrat; da kommen die Diener und Verwalter, die Stiftsfräulein und die Gardedamen, die esprits forts und die gläubigen Seelen. Da kommen endlich die Töchter und Söhne der Gutshäuser und die Schloßherren und Schloßfrauen selbst; und nach den ersten Worten, die sie sprechen, stehen sie da als Menschen von Fleisch und Blut, mit unzähligen Eigenheiten und Einzelheiten, die wir gewissermaßen gleich beim ersten Blick mit übersehen, und die uns bei der Schilderung im einzelnen nachher ganz selbstverständlich und natürlich erscheinen. Eins ist ihnen allen gemeinsam: sie plaudern gern; und doch haben wir in beiden Büchern nirgends den Eindruck der Schwatzhaftigkeit; denn so gern der Dichter sie alle sprechen läßt, so zurückhaltend, so diskret und zart ist er überall da, wo es sich um innerste persönliche Angelegenheiten seiner Helden — man möchte lieber sagen: seiner Freunde — handelt. Man kann durch die großen Entscheidungen des Lebens, durch Liebe, Trennung, Vereinigung, durch Leiden und Sterben nicht vornehmer, nicht gehaltener gehen als diese Fontaneschen Gestalten. Und doch fühlt man sich ihnen nirgends näher als in diesen Augenblicken; weil sie nicht mehr sagen, als Menschen unsrer Zeit in solchen Stunden sagen können und sagen dürfen, sind sie ganz die Unsrigen.

Beide Romane sind nicht nur Schilderungen, sie sind geradezu Bekenntnisse zum märkischen Wesen und zu all den Quellen, aus denen das protestantische, ernste, kritische Norddeutschland durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder seine besten Kräfte geschöpft hat. Ja, die Arbeit an dem ersten Roman wurde Fontane selber zu einer solchen Kraftquelle. Er schrieb ihn unter dem schwersten äußeren und inneren Druck: stellungslos, mittellos, zukunftslos, in Mißverständnissen mit seinen nächsten Angehörigen, in Unverständnis von seiten derer, die ein Urteil über seine Leistung hätten haben müssen und die Verpflichtung gehabt hätten, ihm zu helfen. »Der Roman ist in dieser für mich trostlosen Zeit mein einziges Glück, meine einzige Erholung. In der Beschäftigung mit ihm vergesse ich, was mich drückt. Aber wenn er überhaupt noch zur Welt kommt, so werde ich, im Rückblick auf die Zeit, in der er entstand, sagen dürfen: ein Schmerzenskind. Er trägt aber keine Züge davon. Er ist an vielen Stellen heiter und nirgends von der Misere angekränkelt... Ich empfinde im Arbeiten daran, daß ich nur Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf — mag der aufgeblasene Bildungspöbel darüber lachen — mein Glück finden konnte.« (An Frl. von Rohr, 1. Nov. 1876.) Was dann schließlich nach Jahren ernster Arbeit zutage kam, war aber auch der vollendete Ausdruck seines Wesens. Den Schwerpunkt des Buches sah er in der Gesinnung, nicht im Landschaftlichen, wo ihn die Kritiker suchten, die ihn als den »Mann der Wanderungen« abgestempelt hatten und ihn damit erschöpft zu haben glaubten. »Die Welt sehnt sich aus dem Haeckelismus wieder heraus, sie dürstet nach Wiederherstellung des

Idealen. Jeder kann es jeden Tag hören. Und es ist ernst gemeint. Da kommt nun dieses Buch, das dem in tausend Herzen lebendigen Gefühl Ausdruck leiht. Hätt' ich es gewollt, hätt' ich auch nur einen Tropfen fromme Tendenz hineingetan, so wäre es tot wie alles Zurechtgemachte. Aber es steckt in dem Buche ganz gegen mein Wissen und Willen. Ich finde es jetzt zu meiner Überraschung darin, und doch liegt eigentlich kein Grund zur Überraschung vor; denn alles, was ich gegeben habe, ist nichts als der Ausdruck meiner Natur.«

»Nichts als der Ausdruck meiner Natur«, diese letzten Worte treffen vielleicht in noch stärkerem Maße auf das Alterswerk, den »Stechlin«, zu. Niemand wird der Gestalt des alten Dubslav von Stechlin gegenüber nicht die freudige Erkenntnis empfinden: »Das ist er, das ist sein eigen.« Und so schließen wir unsre Betrachtung mit der letzten Frage: Wie war dieser Urmärker, der alte Stechlin, wie war der Märker von Wahlverwandtschaft, Theodor Fontane selber?

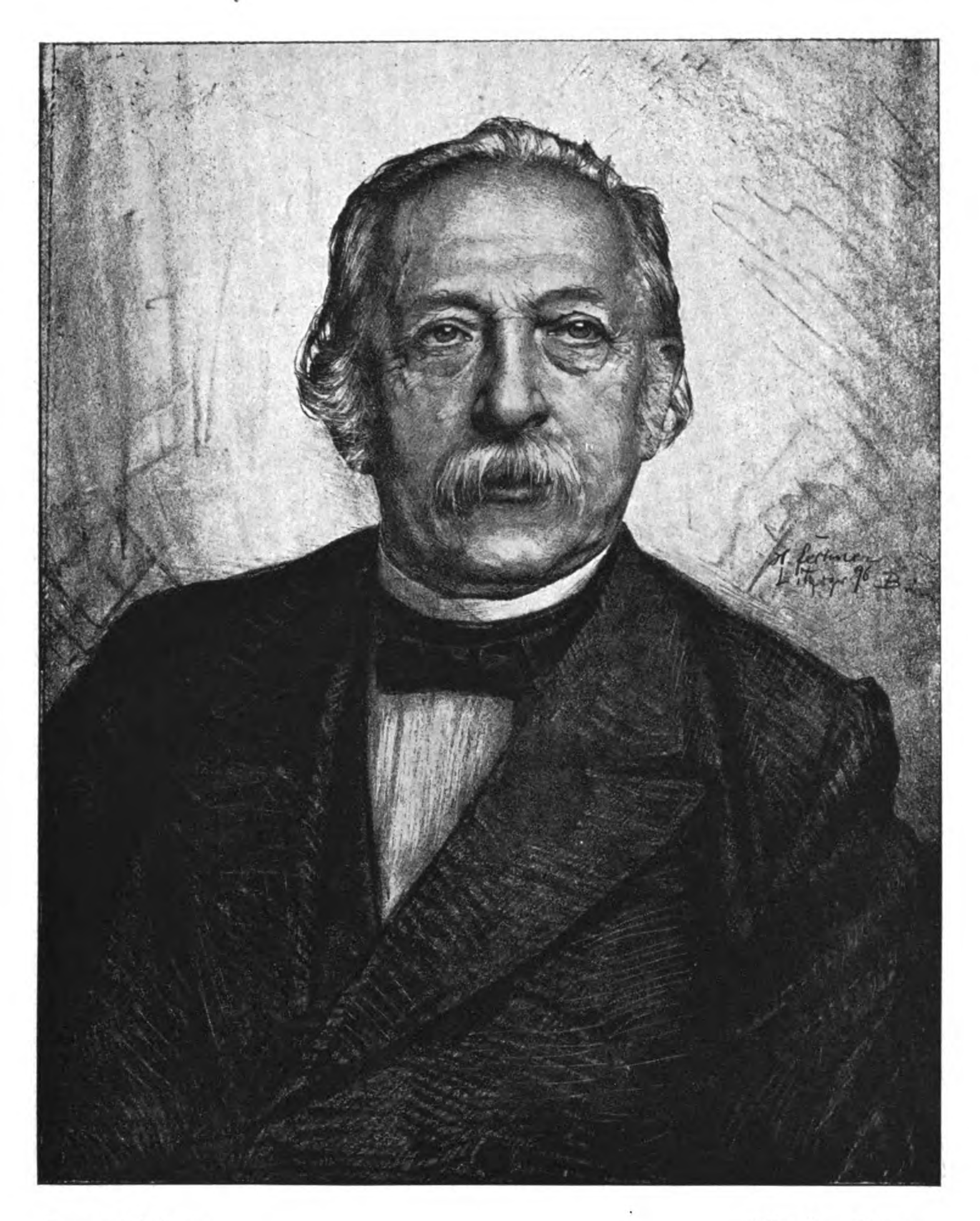
Als erster, als entscheidender Komplex von Eigenschaften tritt uns bei seiner Betrachtung die unbedingte Wahrhaftigkeit entgegen. Er sah Dinge und Menschen durch und durch, er trat auch den eignen Gefühlen und Erlebnissen mit einer gewissen nüchternen Härte entgegen — eben um der Wahrheit willen. Was aus diesem Grundzug erwuchs, das nannte er selber »fehlenden Sinn für Feierlichkeit«. Der Ausdruck, so oft er auch von Biographen und Essayisten aufgenommen worden ist, trifft aber eigentlich die Sache keineswegs. Echte Feierlichkeit, ja starkes Pathos ist bei Fontane durchaus nichts ganz Seltenes; wer sich davon überzeugen will, der lese die Schlußkapitel von »Vor dem Sturm« oder die großen Balladen, vor allem die aus der englischen Geschichte. Aber in tiefer Seele verhaßt war ihm alles Aufgesteifte, Unechte, äußerlich Angeklebte, alles Sich-in-Szene-Setzen, alle Bemühungen der Menschen, mehr zu scheinen, als sie sind, alle unwahrhaftige Scheinmoral; diesen Dingen gegenüber war er von schneidender Schärfe, von einem oft geradezu vernichtenden Sarkasmus. Glücklich war er da, wo ihm die Menschen unverstellt entgegentraten; da hielt er ihnen viel, fast alles zugute und jedenfalls mehr, als die Prüderie seiner Zeitgenossen ihnen zubilligte. Wenn es aber wahr ist, was Goethe sagt, daß nämlich Wahrheitsliebe darin besteht, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß, so ist auch seine zweite große und bestimmende Eigenschaft, Gerechtigkeit und Wohlwollen, ein Ausfluß aus diesem Grundzug seines Wesens. Als ein weiser und gütiger Mann stand er dem Tun und Treiben der Menschen gegenüber; er kannte Schwachheit und Kraft des Menschen, wußte, daß verschiedene Stunden uns auch als verschiedene Wesen finden und daß niemand über seine Kräfte verpflichtet sei. Aber dieses Wohlwollen, diese verstehende Güte hat nichts gemein mit gedankenlosem Mitlaufen oder mit müder Charakterlosigkeit. Er kannte die Menschen, erklärte ihr Tun, entschuldigte sie — aber er hielt sich innerlich von ihnen abgesondert. Er hatte es erfahren und ausgesprochen: »Du mußt frère-cochon oder einsam sein«, und er — hielt sich einsam. Die Menge kribbelt und wibbelt weiter, aber er läßt das Hasten und Treiben längst von andern machen. Die Jagd nach dem Glück reitet er nicht mit:

> Es muß sich dir von selber ergeben,
> Man hat es oder hat es nicht.

Bei den kleinen Freuden und Genüssen des Lebens stellt er sich die Frage: Würd' es mir fehlen, würd' ich's vermissen? Und in der Frage selbst liegt schon die verneinende Antwort. Eine tiefe Skepsis breitete sich mit den Jahren immer stärker über ihn aus, aber — und das ist das Wunderbare — diese Skepsis ist ganz frei von Bitterkeit oder Pessimismus. Gerade weil das meiste und die meisten ihm mit den Jahren immer gleichgültiger und entbehrlicher wurden, gerade darum scheint er wie einer, der sein Haupt immer höher über seine Umgebung erhebt und darum immer weiter und immer tiefer sieht. Wo ihn ein Hauch von Jugend, von Anmut, von Geist — nichts haßte er so sehr wie Geistlosigkeit! — grüßte, da wurde ihm bis zuletzt das Herz warm, und er fand eine freundliche, geistreiche Antwort. Die Hoffnung leitete ihn, nicht eine irgendwie deutlich gestaltete, in Worten formulierbare Erkenntnis — er selber findet dafür schöne Worte vor der Statue der Spes auf der Humboldtschen Grabstätte in Tegel —, wohl aber eine freundliche, still leuchtende Ahnung. Sie trug ihn von Tag zu Tag, und sie gab ihm den Gleichmut und die innere Überlegenheit, die ihn bis zum letzten Augenblick seines Lebens auszeichneten. Symbol und Siegel dieser Hoffnung war ihm die Natur, seine märkische Heimaterde, deren Erneuerung nach langer, grauer Winterruhe er immer wieder mit Entzücken genoß:

> Wohl zögert auch das alte Herz
> Und atmet noch nicht frei
> Und bangt und sorgt: es ist erst März,
> Und März ist noch nicht Mai.
> O schüttle ab den schweren Traum
> Und die lange Winterruh,
> Es wagt es der alte Apfelbaum,
> Herze, wag's auch du.





Hanns Fechner: Theodor Fontane



Der Dieb Unsrer Lieben Frau

Eine Legende nach dem Altfranzösischen von Franz Adam Beyerlein

In der Stadt Poitiers lebte zur Zeit des heiligen Ludwig, des Königs der Franzosen, eine fromme Witwe namens Madeleine. Ihr Mann, ein Schieferdecker, war vom Dach der Kirche Unsrer Lieben Frau herabgestürzt und hatte grausam den Hals gebrochen. Madeleine aber war zu eben der Zeit gesegneten Leibes. Den Toten begrub die Zunft, die Witwe aber nahm das Joch der Armut auf sich. Sie murrte nicht über ihr hartes Los und ließ sich nicht irren in ihrer Liebe zu Unsrer Lieben Frau. Darum erbarmte sich auch die christliche Caritas ihrer, und sie löffelte manchen Teller Suppe aus, der nicht auf ihrem Herde gekocht war.

Indessen blieb ihr Leben doch höchst armselig, und besonders wenn sich, wie dies den Frauen vor der Mutterschaft auferlegt ist, allerhand Gelüste nach gewürzten und gesäuerten Speisen in ihr regten, weinte sie bittere Tränen. Denn so eitel diese Wünsche sein mochten, so ungestüm laut bellten sie doch in ihrem Magen, und bei Haferbrei und schwarzem Brot konnte sie ihnen nicht nachgeben. Eines Tags erblickte sie nun im Küchenfenster des Gasthauses »Zum silbernen Sporn« eine Schüssel gesulzter Fische, welche die Wirtin zum Abkühlen hinausgestellt hatte. Sogleich befiel Madeleine ein unbändiger Heißhunger nach diesem Gericht. Kein lebend Wesen war auf und ab zu erspähen. Wohl kämpfte Madeleine aufs hartnäckigste mit sich, aber das Gelüst war stärker als die Scheu vor der Sünde, und sie schlich dem Fenster immer näher, indem sie ein Stoßgebet zu Unsrer Lieben Frau emporsandte und sprach: »O du gebenedeite Gottesmutter, wenn anders auch du Verlangen trugst nach seltsamen Speisen, als du den süßen Salvator unterm Herzen trugst, so verzeih mir den Diebstahl und gönne mir jenes Stück Hecht, das dort mit der Schwanzflosse aus dem Sulz hervorragt!« Und Unsre Liebe Frau, die sich wohl erinnerte, einmal vor der Geburt unsers Herrn in einen grünen, unreifen Pfirsich gebissen zu haben — aber an ihren Lippen war die Frucht allsogleich rosig und reif geworden —, ließ das Lichtlein vor ihrem Bild im Gastzimmer des »Silbernen Sporns« ein wenig blaken, so daß die Wirtin es schneuzen mußte und eine kurze Frist später in die Küche zurückkehrte. Inzwischen aber hatte das arme Weib den Fischschwanz erhascht und sogleich abgenagt. Als hernach die Wirtin die Gräte sah, sprach sie nur: »Sieh da, die Katz!« und drohte dem Tier, das in einer Ecke des Hofes just seine Pfoten beleckte, mit dem Rührlöffel. Madeleine aber überwand von Stund an alles unrechte Begehren und vergriff sich nicht wieder an fremdem Gut, wozu sie doch das Gelingen des ersten Versuches leicht hätte verführen können.

Als ihre Stunde gekommen war, gebar sie einen Sohn, den sie Blaise nannte, so wie der Vater des Kindes, ihr Gatte, geheißen hatte. Der Knabe wuchs heran jedermann zur Freude und schien wohlgestalt an Leib und Seele. Besonders war er dem Dienst Unsrer Lieben Frau ergeben, und schon als winziges Büblein ging er an keinem ihrer freundlichen Bilder in Stein oder Farben vorüber, ohne vor ihm das Knie zu beugen und ein Ave zu sprechen. Um dieser Frömmigkeit willen war er wohlgelitten bei jung und alt, und niemand dachte daran, ihn der Tat zu zeihen, wenn den kleinen Genossen seiner Spiele hie und da Dinge von geringem Wert, etwa ein Ball oder eine Murmel, ein Apfel oder ein Kupferheller abhanden kamen. Als er gemach älter wurde, begann er Körbe zu flechten. Er schnitt mit Erlaubnis der guten Nonnen der heiligen Radegundis Weiden an den sanften Ufern der Boivre und verfertigte allerhand Behältnisse daraus, flache Schwingkörbe für Körnerfutter und Spreu, tiefe geräumige Körbe für die Rüben und Wurzeln und kleine zierliche mit Henkeln für Eier und trockene Zwiebeln. Er führte seinen Vorrat auf einem Wäglein, vor das ein gelbgefleckter Hund gespannt war, durchs Land, und weil er seine Ware bescheiden und sittsam anbot, kauften ihm Bürger und Bauern gern ab. Oft wußte er dann von Zigeunern und verdächtigem Gesindel zu erzählen, das ihm unterwegs begegnet sei, und diesem Wegelagererpack war es wohl zuzuschreiben, daß just um die gleiche Zeit, in der Blaise seine Körbe feilgehalten hatte, allerlei, was nicht niet- und nagelfest war, aus Höfen und Häusern zu verschwinden pflegte, Geflügel, Stallhasen, Wäschestücke, Schuhe oder gar eine Geldbörse oder ein Schmuckstück.

In Wirklichkeit aber war Blaise der Dieb. Und zwar verhielt es sich folgendermaßen mit ihm: so fromm er sonst dahinlebte, so nüchtern, keusch und züchtig sein Wandel war, so streng er alle Gebote der Kirche, Regeln und Fasten hielt, so inbrünstig er sich insbesondere dem Dienst der gebenedeiten Heilandsmutter weihte, so gering oder vielmehr so gar nicht achtete er die Sünde des Diebstahls. Ja, wie er keinen seiner Körbe zu flechten begann und wie er seinen gelben Hund nicht vor den Wagen spannte, ohne Unsre Liebe Frau zuvor anzurufen, so machte er die Finger niemals lang, nicht einmal nach einer Birne, die über den Zaun herüberhing, ohne sich ihr vorher zu Gnad' und



Huld empfohlen zu haben. Von dem gestohlenen Gut aber behielt er nicht eine Flaumfeder Gewicht für sich, sondern gab, indem er mit seiner Mutter nur von dem Erlös seiner Flechtkunst sich nährte, alles den Armen dahin. Das tat er heimlich, so daß er stets ein unbekannter Geber blieb. So kam es, daß manchmal ein armes Spittelweib in Poitiers ein Hemd auf dem Leibe trug, das vorher im unfernen Vivonne zum Trocknen auf der Leine gehangen hatte, und umgekehrt etwa ein hungriger Tagelöhner in Vivonne ein Huhn im Topfe hatte, das noch am Morgen auf den Wällen von Poitiers fröhlich gegackert und gepickt hatte. Geld hingegen, Silber, Gold und Schmuck legte er im großen eisenbeschlagenen Opferstock nieder, der in der Kirche Unsrer Lieben Frau unter ihrem steinernen Bilde stand.

So lebte er viele Jahre dahin, und obwohl er manche ehrsame Jungfrau und einmal sogar eine vermögliche Witwe hätte freien können — denn er war wohlangesehen um seiner Frömmigkeit und Sittsamkeit willen —, wollte er doch keinem irdischen Weibe angehören, sondern nur der Knecht und Jünger Unsrer Lieben Frau sein. Darüber starb ihm die Mutter. Aber auch dann hielt er Unsrer Lieben Frau die Treue und hauste einsam für sich zwischen seinen Weidenruten und Körben.

Die gebenedeite Mutter Maria sah blutenden Herzens zu, wie Blaise es trieb. Sie vermochte sich keinen gehorsameren Diener zu denken als ihn, und dennoch stahl dieser selbe treue Mann! Hierbei entsann sie sich, wie sie dereinst der Madeleine, als sie Blaise erwartete, hinsichtlich des gesulzten Hechtschwanzes Nachsicht hatte angedeihen lassen. Es war klar, diese Gelegenheit hatte Satan wahrgenommen und die Diebsgelüste in die unschuldige Seele des Kindes hineingeschmuggelt. Darum schmerzte sie der Frevel, daß ihr im Gebet zugemutet wurde, einen schwarzen Diebstahl unter ihrem güldenen Mantel zu hehlen, mehr als daß er sie erzürnte. Denn wie nach einem Wetter auch ein klarer Quell trübe fließt, entsprang auch diese eigentlich teuflische Bitte einem frommen Gemüt. So schaute sie also finster weg, wenn Blaise stahl; in allen andern Dingen aber nahm sie ihn in ihre liebreiche Huld und machte ihn durch ihre Gnade angenehm bei seinen Mitbürgern, wodurch sie freilich wiederum bewirkte, daß er immerzu in seinem schändlichen Gebaren fortfahren konnte, da sich ein Verdacht an ihn nie heranwagte.

Endlich aber ertappte die alte Wirtin »Zum silbernen Sporn« den Korbflechter, wie er aus dem Küchenfenster eine silberne Kelle stahl. Sie mochte ihn nicht sehen, weil er einst ihre Tochter Jeanne-Marie verschmäht hatte, und hatte sich hinter dem Herd verborgen, als er vom Hof aus seine Körbe ausrief. »O du Heimtücker und Leisetreter,« sagte sie, »es ist nur gut, daß deine Mutter auf dem Gottesacker zu St. Petri liegt. Denn das war eine brave Frau, die sich eher die Zunge abgebissen hätte, als daß ihr ein gestohlener Bissen darübergegangen wäre.«

Blaise vermochte in keiner Weise zu leugnen. Er wurde vor die Schöffen geschleppt und verurteilt, wegen des Diebstahls in der Frühe des nächsten Tages gehenkt zu werden an seinem Halse, bis er tot sei. Die ganze ewigkeitslange und doch viel zu kurze Nacht lag er auf den Knien, schlug seine Brust und flehte zu Unsrer Lieben Frau um Erbarmen. Denn es graute ihm vor dem Sterben, weil er alsdann um seiner Sünde willen vom Antlitz der heiligen Gottesmutter geschieden sein sollte. Aber soviel er auch betete, er erflehte sich nicht die Gewißheit der Erhörung.

Als es tagte, schlossen der Henker und sein Knecht die Tür seines Gefängnisses auf. Weil es aber kalt war, hatten sie sich einen starken Würzwein gekocht und taumelten, als sie Blaise auf den Karren hoben. Dann führten sie ihn zum Tore von Tours hinaus, wo der Galgen erbaut war. Ein Mönchlein hockte neben dem armen Sünder und sollte ihn trösten.

Da war für Unsre Liebe Frau guter Rat teuer. Die Klage des Korbflechters war zu ihren Ohren emporgedrungen und hatte ihr das Herz zerrissen. Weinend warf sie sich am Throne Gottvaters nieder und flehte ihn um Barmherzigkeit an. Aber der Schöpfer Himmels und der Erden schüttelte ernst das Haupt und erwiderte mahnend: »O du mein liebstes Kind, weißt du denn nicht? Einmal mußt' ich ungerecht sein, als ich den Kreuzestod deines eingeborenen Sohnes geschehen ließ. Aber das war um der Sünde der Menschheit willen. Bedenke jedoch: wer soll besser sterben, der Korbflechter oder die Gerechtigkeit?« Da ging sie betrübt von dannen, einsehend, wie richtig die Rede des Allmächtigen war, und brachte es doch nicht über sich, ihren getreuen Knecht zu verlassen.

Inzwischen war der Karren am Galgen angelangt. Der Gehilfe des Nachrichters hatte schon den Knoten nach den Regeln der Kunst geknüpft, und Blaise stand auf der Leiter. »Nu man runner mit em!« sagte Meister Hans, der Henker. Der Korbflechter schickte noch ein letztes Gebet zur Himmelskönigin empor und empfahl ihr seine arme Seele. Dann fühlte er die Sprosse der Leiter unter seinen Füßen weichen, stürzte, und — es wäre um ihn geschehen gewesen. Aber ehe sich noch die Schlinge um seine Kehle zuziehen und ihn erwürgen konnte, war Unsre Liebe Frau herbeigeeilt, hatte den Körper des Diebes mit ihren zarten Händen aufgefangen und hielt ihn in der Schwebe, also daß ihm kein Schaden zustieß. Vielmehr schwamm er sanft wie auf einer weißen Wolke im blauen Himmel, und seine Augen wurden begnadet, daß er die gebenedeite Heilandsmutter in all ihrer Schöne schauen durfte als ein irdischer Mensch. »Ei du«, sprach er, »Maria, Mutter der Gnaden, wie bin ich wert, daß mich deine



Lilienfinger anrühren? Lasse mich sinken, damit ich meiner Missetat Lohn erleide!« Aber Unsre Liebe Frau schüttelte schweigend den Kopf, indem sie ihn nur erbarmend ansah.

Da ward Blaise der seligen Gnade inne, wie er statt in den Höllenrachen zu stürzen in die weichen Arme der Heilandsmutter zu ruhen gekommen war, und er begann unter fließenden Zähren den Lobgesang anzustimmen und sang hinterdrein noch einen Dankpsalm und abermals einen und noch einen. Unsre Liebe Frau aber hielt ihn immerzu empor, während er sang. Der irdische Leib des Korbflechters wog wie ein Spinnweb in ihren Händen, aber seine Sünden hatten schon ein schwereres Gewicht. Und zu alledem glimmte der Allgütigen allmählich ein Lichtlein auf, daß sie sich hier in ein recht schwieriges Unternehmen eingelassen habe. Nachdem sie den armen Sünder einmal aufgefangen hatte, wie er von der Leiter gestoßen worden war, durfte er wohl mit einigem Recht erwarten, sie werde ihn hinterdrein nicht fallen lassen, so daß sich die Schlinge doch noch um seine Kehle schnürte. Wie aber oder auch wie lange sollte sie ihm diesen Dienst ihrer abgründigen Liebe leisten? Außerdem war es auf die Dauer gar nicht so einfach. Nach einer Weile begannen ihr die schlanken Arme zu zittern, und der helle Schweiß trat ihr auf die klare Stirn.

Blaise aber merkte von alledem nicht das geringste. Er fühlte sich, wie es denn auch in Wahrheit der Fall war, herrlicher aufgehoben als in Abrahams Schoß und sagte voll inbrünstiger Dankbarkeit alle Psalmen und Sprüche auf, die er wußte, indem er immer wieder von vorn anfing. Endlich erachtete es Maria für an der Zeit, einmal zu verschnaufen. Sie wünschte sich den heiligen Georg herzu, der ihr oft schon viele Ritterlichkeit erwiesen hatte, und bat ihn mit einem Zucken ihrer feinen Brauen, ihr die Last des Korbflechters für einige Zeit abzunehmen. St. Georg, dachte sie, ist ein starker Mann und wird es schon eine Zeitlang aushalten; hat er doch den Drachen erlegt. Aber weit gefehlt! Unsre Liebe Frau, die von Geburt an ohne Makel ist, hatte wohl das Gewicht der hangenden Sünden tragen können, aber der Ritter Georg, der sich erst selbst durch manche irdische Finsternis zur Glorie des Heiligen hatte durchfinden müssen, war der schwierigen Aufgabe, fremde Sünden noch dazu zu tragen, nicht entfernt gewachsen. Schon nach wenigen Minuten wurde ihm Blaise zu schwer, und eilends mußte der Genosse St. Georgs im Drachentöten, der Erzengel Michael, zur Ablösung herzuspringen. Aber auch dieser erlahmte bald und rief einen ritterlichen Kameraden, den heiligen Martin, zu Hilfe, dieser wieder die streitbare heilige Barbara, und so einer und eine die andern, so daß schließlich fast der ganze Himmel mit seinen Engeln, Heiligen und Patriarchen auf der Galgenwiese von Poitiers versammelt war und der arme Sünder am Strick von Hand zu Hand ging wie der Eimer bei der Feuersbrunst. In seinem überschwenglichen Dankempfinden spürte Blaise jedoch nichts davon, sondern sang immerfort laut und schallend seine Psalmen. Unter ihm aber schnaufte alles ringsum, wischte sich den Schweiß und hatte steife, unmächtige Arme, und fast war die Reihe zum ersten Male herum — denn es befanden sich auch viele auf der Galgenwiese, die, gleich den elftausend Jungfrauen, schlechterdings zu schwächlichen Körpers waren —, da erinnerte sich das gescheite Käthchen, die heilige Katharina, des starken Simson. Schnell wurde St. Sebastian, der sich um seiner leichten Bekleidung willen vorzüglich zu derlei Botendiensten eignete, abgesandt, ihn herbeizuholen. Er fand den Helden in tiefes Nachdenken über die Eigenart der weiblichen Seele versunken und führte ihn an seiner längsten Locke heran. Simson besah sich den Handel, machte, weil ihm über dem Simulieren die Glieder eingeschlafen waren, erst ein paar Kniebeugen und nahm dann den Korbflechter zwischen seine mächtigen Hände. Eine Weile ließ sich alles ganz gut an, dann aber ermattete auch er, trotzdem ihm die Haare üppig wie ein Urwald wuchsen. Da wurde St. Sebastian noch einmal bemüht und nach der Hölle geschickt, um Herkules und den Riesen Goliath heranzubeordern. Die beiden erhielten denn auch Erdenurlaub und kamen heraufgestapft. Die heilige Agatha blickte sogleich beiseite — denn Herkules war splitternackt —, aber die heilige Magdalena nickte bedachtsam: »O ja, so was gab es schon.« Das waren aber auch Kerls! Die Himmlischen staunten. Und ein seltsames Betragen war das! Da rief z. B. Herkules, als er Blaise anpackte, laut: »Hoppla, mein Junge!«, so daß der Korbflechter sein Psalmodieren mit einem falschen Schnörkel beschloß und über dem Anblick der muskulösen Arme jäh verstummte. Goliath aber lachte, wie Herkules mit den Beinen zu rücken anfing und die Füße immer öfter wechselte, und fragte höhnisch: »Na, Gevatter, kannst du noch?!« Aber hernach »konnte« der Philister auch nicht länger als der Grieche. Er klappte sogar so geschwind zusammen, daß der heilige Georg, der das Ganze überwachte und leitete, eben noch zufassen und retten konnte.

In diesem Augenblick kehrte Unsre Liebe Frau nach der Galgenwiese zurück. Sie war am Throne Gottvaters gewesen, hatte sich an den Stufen niedergeworfen und zu ihm aufgeschaut. Und der Herr hatte ihr das seidenweiche Haar zärtlich von der Stirn gestrichen und ihr mit einem Zipfel seines himmelblauen Mantels den Schweiß getrocknet. Aus den Falten seines Gewandes hatte die Kühle einer sommerlichen Nacht ihre erhitzten Gedanken angeweht, und sie war, geschmiegt an die Knie des Allmächtigen, sanft eingeschlummert. Frisch gestärkt eilt sie nun herzu, umschlang mit ihren weißen Armen den Korbflechter und hielt ihn.

Blaise aber sprach: »O du gebenedeite Jungfrau, du Morgenstern und Stern des Meeres, ich bitte dich, du sollst nicht um meiner Sünde willen mit schnaufendem Atem und mit klammen Armen stehen wie diese! Laß mich dahin fahren, wohin meine Missetat mich weist, denn ich habe dich gesehen in deiner Schöne und die Heiligen des Himmels in ihrem Glanze. Das sei mir genug!« Aber Unsre Liebe Frau erwiderte ihm sanft: »Nein, nein, das sei ferne, daß du einen schmählichen Tod sterben solltest! Hast du mir nicht als ein treuer Knecht gedient dein Leben lang und nur gesündigt in dem einen? So sei getrost!« Da neigte Blaise sein Haupt und schlief ruhig ein, als läge er in seinem Bett und hätte das Gebet zur Nacht gesprochen. Und Unsre Liebe Frau blieb bei ihm und hielt ihn, drei Tage lang.

Am vierten Tage aber in der Frühe sagte Meister Hans, der Henker, zu seinem Gehilfen: »Komm, laß uns den Dieb herunterschneiden, damit wir ihn verscharren.« Denn weil Blaise sonst ein gottesfürchtiges Leben geführt hatte, war ihm verwilligt worden, daß sein Leichnam nicht sollte von den Raben gefressen, sondern im Winkel bestattet werden. Als sie aber zum Galgen kamen, lebte der Korbflechter noch und sprach just den Lobgesang. Da fuhr der Nachrichter den Knecht hart an: »Wie hast du den Knoten in deiner Trunkenheit so schlecht geknüpft, du Saufsack! Schande über dich, der du unser Gewerbe also verschimpfierst!« Aber Blaise versetzte von oben herab: »Ei nein! Sondern Unsre Liebe Frau hat mich gehalten und gehegt, daß ich nicht zu Tode kam.« — »Das lüg du und der Teufel!« schalt der Henker. »Wie soll ich dir dieses wohl glauben?« — »So nimm deinen Spieß«, antwortete der Korbflechter, »und durchstoße mir die Kehle! Alsdann wirst du sehen, ob ich lüge.«

»Ja,« sagte der Meister Hans, »das wollen wir sehen!«, nahm seinen Spieß und zückte ihn wider die Kehle des Gehenkten. Aber die scharfe Spitze stieß wie gegen einen Marmelstein und zersprang in viele Stücke. Da erschrak der Nachrichter sehr, schnitt mit seinem Messer den Strick eilfertig durch, daß Blaise zur Erde fiel, und lief samt seinem Knechte davon.

Unsre Liebe Frau beugte sich sogleich trotz ihrem schmerzenden Rücken sorglich zu dem Gestürzten nieder, ob er nicht Schaden genommen habe. Da flehte der Gerettete: »O du süße Maria, du hast mir mein Leben durch dein hochheiliges Wunder wiedergegeben, also daß ich wie neugeboren bin. Soll ich nun zum andern Male in Sünden geraten? Und meinst du, ich könnte fortan in Dunkelheit leben, nachdem ich dich in deiner Glorie schauen durfte? Nimm mich auf in deine Hände!«

Da nickte ihm die liebreiche Heilandsmutter Gewährung, und seine Seele verließ den dürftigen Leib und ging ein zur ewigen Freude.

Maria im Walde

Maria des Weges geschritten kam;
Die Hasen und Rehe, die folgten ihr zahm.

Die Augen in Sinnen sie unter sich schlug,
Dieweil sie den Christ unterm Herzen trug:

Maria, du güldener Gottesschrein,
Dir neigen in Demut sich Felsen und Stein!

Sternblumen entblühten vor ihrem Fuß,
Ihre Ohren vernahmen den englischen Gruß.

Maria nickt, und die Palmknospe sprang;
Sie lauscht, und der Wald ward voll Vogelgesang.

Im grünen Rauschen des tiefen Getanns
Die Mutter Gottes umfing lichter Glanz.

Und da sie trat an den klarblauen See,
Da sprangen die Fischlein silbern in die Höh'.

Die Wellen netzten ihr Sohle und Zeh —
Ein Glockenton ging über den flimmernden See.

So sie noch einen Schritt am Ufer getan,
Alle Glöcklein huben zu singen an.

Kurt Siemers





Otto Thiele: Dame mit Mandoline





I. Fritz Zalisz: Schiffe bei Mondschein

Von Kunst und Künstlern

Philipp Franck: Unterredung — Leopold H. Jülich: Flußlandschaft und Forsthaus — Carl Alexander Brendel: Abend an der See — Ernst Eimer: Die Vertriebenen; Rosenstrauß — Otto Thiele: Dame mit Mandoline — Leo Samberger: Bildnis meines Vaters und meines Sohnes — E. R. Weiß: Nicki — Hanns Fechner: Theodor Fontane — Radierungen und Holzschnitte von Fritz Zalisz



Aus den Erinnerungen Philipp Francks, die so viel Anerkennendes und Liebenswürdiges von der Kunst seiner Freunde zu sagen wissen, aber so bescheiden von seinen eignen Schöpfungen sprechen, könnte der Leser fast vermuten, wir hätten es bei ihm nur mit einem Landschafter zu tun. Nun ist die Landschaft freilich Francks Liebe und Verzug geblieben, im Taunus wie am Wannsee, aber daneben hat er doch auch immer wieder Figuren-, vornehmlich Innenbilder gemalt, kleine intime Gruppen und Szenen aus dem Garten, vom Balkon, aus dem Kinder- oder Wohnzimmer. Neuerdings scheint ihn besonders das geistige Beieinander zweier Menschen anzuziehen, ein malerischer Beleg sozusagen für die Plauderkunst, die ihm eigen ist, wenn er zur Feder — zur Schreib-, nicht zur Zeichenfeder — greift. In der »Unterredung«, einem der anziehendsten und vornehmsten Stücke der letzten Berliner Akademieausstellung, haben wir wohl das Reifste und Feinste dieser Gemälde vor uns. Die beiden Menschen — wir vermuten: Mutter und Sohn — sitzen ganz still, ohne eine Spur von Erregung oder auch nur Bewegung einander gegenüber, und doch haben wir den untrüglichen, bezwingenden Eindruck, als verbände sie ein starker, tief bewegter Verständnisstrom, als seien sie in einer ernsten und bedeutsamen Zwiesprache begriffen. Das Hauptgewicht scheint allerdings auf die Figur des jungen Mannes gelegt zu sein. Seine Individualisierung durch Haltung, Gesichtsausdruck und nicht zuletzt durch die sprechenden Hände ist viel weiter durchgeführt als die der Dame, und auch das augenblickliche Leben, das diesem Partner der Unterredung eigen, spricht sich mit einer prachtvollen Frische und Unmittelbarkeit aus. Die Dame hat dagegen etwas betont Zurückhaltendes und Abwartendes, aber gerade darin bekundet sich ihre geistige Reife und Überlegenheit. Liebe, Verständnis, Respekt und Kameradschaftlichkeit finden sich hier zu einem Bunde zusammen, von dem etwas wohltuend Festes, etwas Vertrauenerweckendes ausgeht. Auch die Farbengebung und -abstimmung nimmt daran teil. In der Gruppe ist kein einziger schreiender oder auch nur lauter Ton, alles ist gedämpft und abgetönt, von einer selbstsicheren, beruhigten Kultur durchdrungen. Wer mit einem solchen Bilde den Weg in sein siebentes Jahrzehnt antritt, der braucht als Künstler um die Flucht seiner Jugend noch nicht zu bangen.

Leopold H. Jülich ist gut zwanzig Jahre jünger als Franck und ist weder durch die strenge Zeichenschule noch durch den Wandel der Rich-

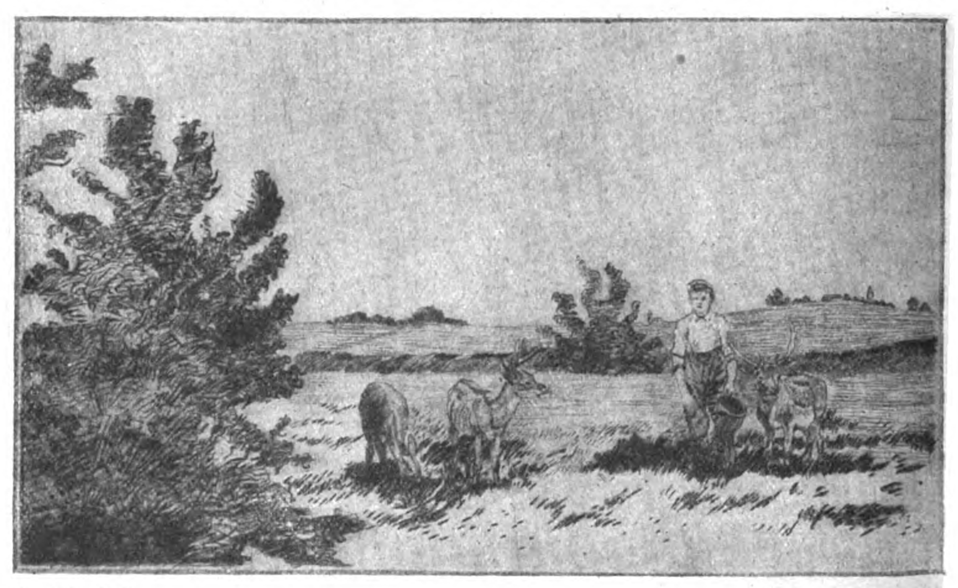
tungen und Geschmackszeiten gegangen, die der geborene Frankfurter in Düsseldorf, Cronberg, Würzburg und Berlin durchgemacht hat. Er hat es leichter gehabt, ein Eigner zu sein oder zu werden. In der Flußlandschaft mag man Corotsche Töne, in dem Forsthaus Leistikowische Anklänge entdecken, Abhängigkeit von irgendwelchen Vorbildern könnte man weder diesem noch jenem Werke vorwerfen. Wer im Frühling dieses Jahres ins Künstlerhaus kam, der fand im ersten großen Saal treffliche ältere Meister der deutschen Landschaft beisammen, Bilder von einer schönen Ruhe, Reife und Ausgeglichenheit — den packenden und überzeugenden Eindruck einer frischen, eigentümlichen und neuartigen Persönlichkeit gewann er erst im zweiten Raum, der fast ganz mit neueren Bildern Jülichs gefüllt war. Da fühlte man sich plötzlich in den Armen der Natur, nichts Fremdes, Erkältendes stand mehr zwischen ihr und uns; es war, als würde man mit sanfter Gewalt eingeladen, in die Bilder »hineinzugehen«. Und eine frühlingsmäßige Heiterkeit strömte von diesen zumeist märkischen Landschaften aus der Havelgegend aus, eine Heiterkeit, die manchmal geradezu an Lustigkeit streifte, ja bei all ihrer behaglichen Freude am Schildern und Erzählen etwas übermütig Lebensfrohes hatte. Solche Bilder braucht diese trübselige Zeit: sie können helfen, uns wieder gesund und fröhlich zu machen.

Ganz anders Carl Alexander Brendel, der Sohn des einst so berühmten und beliebten Weimarer Tiermalers. Bei ihm herrscht fast immer eine gewisse lyrische Schwermut vor, und die flächige Behandlung des farbigen Holzschnittes, den er mit besonderer Liebe pflegt, unterstützt diese Stimmung und Wirkung noch. Sein »Abend an der See«, ein Motiv vom Bodden bei Ahrenhoop an der Ostsee, wirkt er nicht wie eine künstlerische Illustration zu Lenaus »Meeresstille«:

> Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
> So tief ungestört,
> Daß die Seele wohl ihr eigen
> Träumen klingen hört ...

Dem Darmstädter Ernst Eimer verdanken wir in seinen »Vertriebenen« ein erschütterndes Zeitbild aus dem Jahre 1918, obgleich der Pinsel des Malers sich hier alles Pathos versagt hat und allein die nackte, sachliche Wirklichkeit wiedergibt. Aber auch ohne Farbe redet dies Blatt eine ins Herz schneidende Sprache. Dagegen prangt der »Rosenstrauß« in all dem samtenen, feingetönten Schimmer der Blütenfarben, den dieser für gewöhnlich so zurückhaltende Künstler auf seiner Palette hat.

Otto Thiele kennen wir längst als feinnervigen, farbenfrohen Maler großstädtischer Blumenhallen und Warenhäuser. Wohl ein halbes Dutzend unmittelbar nach der Natur gemalter Berliner Blumenhallen sind im Laufe der Jahre aus seinen fleißigen Händen hervorgegangen, alle verschieden schon durch die Verschiedenheit des Raumes und seiner Lichtverhältnisse, noch mehr aber durch die vorherrschenden Farbenklänge: einmal eine Fanfare von Orange, Gelb und Weiß, ein andermal ein Konzert von Rot, Weiß, Grün und Blau mit einem leisen graubraunen Unter-

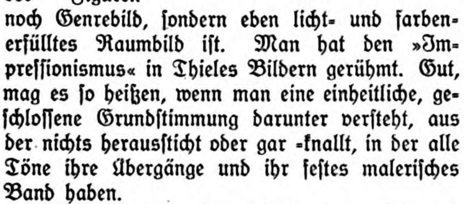


J. Fritz Zalisz: Nach der Fütterung

klang, ein drittes Mal der fein abgestimmte Dreiklang Gelb, Weiß, Lila, eingehüllt in ein gedämpftes Halbdunkel mit vielfach gebrochenem Licht. Diese Freude am gedämpften und gebrochenen Licht, eng verbunden mit einer sicheren Abstimmung vornehmer warmer Farbtöne, kennzeichnet auch das neue Innenbild, das sich »Dame mit Mandoline« nennt, aber weder Figuren- noch Genrebild, sondern eben licht- und farbenerfülltes Raumbild ist. Man hat den »Impressionismus« in Thieles Bildern gerühmt. Gut, mag es so heißen, wenn man eine einheitliche, geschlossene Grundstimmung darunter versteht, aus der nichts heraussticht oder gar -knallt, in der alle Töne ihre Übergänge und ihr festes malerisches Band haben.



J. Fritz Zalisz: Das alte Leipziger Rathaus



Die Bildnisse dieses Heftes setzen sich nach Stil, malerischem Handwerk, künstlerischer Herkunft und Gegenstand recht mannigfaltig zusammen. Da ist zunächst Leo Sambergers Doppelbildnis seines Vaters und seines Sohnes, dem man auch in unsrer einfarbigen Wiedergabe die schweren, tiefbraunen Ateliertöne des Originals ansieht, die dieser Münchner Porträtist, mehr ein Meister eindringlicher Charakteristik als der Farbe, unbekümmert um den andersgearteten Zeitgeschmack, pflegt. Sodann das taufrische, lieblich schlanke Mädchenbildnis »Nicki« von Emil Rudolf Weiß, einem Kalckreuth- und Thoma-Schüler, der seine Herkunft aus dem Kunstgewerbe nie ganz verbergen konnte, auch wohl nicht wollte, an dem Berlin aber, wenn er sich nach fünfzehn Jahren fruchtbarer Tätigkeit an der Kunstgewerbeschule, wie es letzthin drohte, entschlossen hätte, in seine badische Heimat zurückzukehren, viel verloren haben würde.

Und als drittes ein Dichterbildnis: der kluge, helläugige Kopf Theodor Fontanes als Begleitung zu dem Gedenkaufsatz von Dr. Agnes v. Harnack. Es stammt aus den letzten Lebensjahren des Dichters, ist aber in seiner Auffassung etwas »zurückdatiert«, so daß es uns in seiner geistigen Frische und Munterkeit durchaus noch an den »märkischen Wanderer« glauben läßt, der, mit Knotenstock und Plaid bewaffnet, forschend, entdeckend und dichtend den versunkenen oder mißachteten Schönheiten seiner Mark Brandenburg nachging.

Den Text begleiten ein paar Zeichnungen von J. Fritz Zalisz. Dieser noch junge Leipziger Maler ist auf einem merkwürdigen Umweg in die bildende Kunst gekommen, nämlich durch die — vergleichende Anatomie. Als Jenaer Student saß er zu den Füßen Ernst Haeckels, und im persönlichen Verkehr mit dem bewunderten Lehrer lernte er dessen Freund, den Münchner Maler Gabriel Max, den Liebhaber einer übersinnlichen, melancholisch-poetischen, an Tod und Verwesung erinnernden Gedankenmalerei, kennen, der ihn bald in sein gefährliches Fahrwasser hineinzog und als dessen Schüler er sich zum Teil heute noch bekennt. Eine Reihe von Radierungen, wie »Vergleichende Anatomie«, »Neanderschädel« und »Prometheus« (im Besitz des Phyletischen Museums in Jena), sucht in teils phantastisch-witziger, teils stark pathetischer Art Haeckels Lehre und Maxens Malweise zu vereinigen, ja auch auf das furchtbare Erlebnis des letzten Krieges zu übertragen. In letzter Zeit hat sich Zalisz von diesem Einfluß mehr und mehr gelöst, um auf den Boden eines gesunden Realismus zurückzukehren. Davon mögen die vier Proben zeugen, die wir nach neueren Radierungen und Holzschnitten hier wiedergeben. F. D.



J. Fritz Zalisz: Kinderköpfchen

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Zeitgeist und Drama — Georg Kaiser: »Die Bürger von Calais« — Walther Hasenclever: »Der Retter«; »Die Entscheidung« — Ernst Toller: »Die Wandlung« — Wilhelm Speyer: »Er kann nicht befehlen« — Heinrich Pfeiffer: »Die letzten Ritter« — Harry Kahn: »Krach« — Hermann K sser: »Summa summarum« — Björnson: »Paul Lange und Tora Parsberg« — Frank Wedekind: »Schloß Wetterstein« — Anton Tschechow: »Iwanow« — Rolf Lauckner: »Christa, die Tante« — Lucie Höflich als Maria Stuart — »Cymbelin« im Deutschen Theater

an hat die neue Zeit der Umwälzung, die am 9. November 1918 in einem Augenblick höchster vaterländischer Bedrängnis mit brutaler Gewalt ihre Rechte forderte, als krank und hinfällig bezeichnet, weil ihr die ästhetische Grundlage der Phantasie und Poesie fehle, weil sie nicht nur der großen führenden Persönlichkeit ermangle, um die sich alles schart, sondern auch des Sängers, der die Herzen entzündet und den Willen entfacht. Unsre junge Republik, meinte ein italienischer Schriftsteller, werde nur deshalb im Volke nicht geliebt, weil sie »nicht schön« sei, weil ihr das Echo der Kunst und Dichtung fehle. Darin mag ein Körnchen Warheit liegen, letzten Endes ist es doch nur eine oberflächliche und kurzsichtige Tagesweisheit: oberflächlich, weil sie völlig die Widerstandsmotive unsrer geschichtlichen Ehrfurcht und Treue vergißt; kurzsichtig, weil sie nur den Schaum der Dinge sieht, nicht aber die tieferen Strömungen, die schon seit Jahren durch den Fluß unsrer Dichtung gehen.

Diese Strömungen in allen Einzelheiten zu verfolgen, könnte nur die Aufgabe einer eignen Abhandlung sein. Hier müssen wir uns darauf beschränken, ihre Spuren im Spielplan der Berliner Bühnen aufzuweisen, der nun doch wohl wieder, mehr, als es eine ganze Weile der Fall war, zum Spiegel der dramatischen Gegenwartsbestrebungen und Zukunftsgelüste werden wird. Es ist eine oft bestätigte geschichtliche Erfahrung: je aufgeregter und neuerungssüchtiger die Zeit, desto heftiger drängt ihr Pulsschlag in die Großstädte, wo sie sich ein willigeres Verständnis und eine schnellere Rückwirkung versprechen zu können meint, zumal wenn sie es mit einem fieberkranken, niedergeschlagenen Volke zu tun hat, das für dramatische Reize naturgemäß empfindlicher ist als die Gesellschaft eines in üppiger Friedensgesundheit prangenden Reiches. Wir dürfen heute schwerlich noch mit der Wiederkehr eines so naiven Ereignisses rechnen, wie es sich 1830 in Brüssel nach der Erstaufführung der »Stummen von Portici« vollzog, als die erregten Zuschauer aus dem Théâtre de la Monnaie auf die Straße stürmten, um die holländische Oberherrschaft abzuschütteln. Aber etwas von dem Machtgefühl und der Verantwortung, die Beaumarchais, der Dichter von »Figaros Hochzeit«, als Bahnbereiter der französischen Revolution trug, braucht auch dem deutschen Dramatiker von heute nicht fremd zu sein. Ob er sich dabei zur alten oder zur neuen Gesinnung bekennt, spielt keine entscheidende Rolle. Die Hemmung ist im Räderwerk der Zeit nicht weniger wichtig als der Antrieb.

Ein kennzeichnendes Beispiel für das dichterische Vorbeben politischer Erschütterungen und Umwälzungen sind Georg Kaisers »Bürger von Calais«. Dies dreiaktige Bühnenspiel zählt zu den frühesten Werken des bald so fruchtbar gewordenen Dramatikers; aller Wahrscheinlichkeit nach ist es schon 1913 geschrieben worden. Um die vorangegangenen Stücke des nicht mehr jungen Magdeburgers hatten sich Bühne und Kritik kaum recht gekümmert; dieses griffen sie leidenschaftlich auf, und Fanatiker wie Gustav Landauer, der »Edelanarchist«, der in den Falten seines sozial-idealistischen Schwärmertums längst das Schwert der Revolution trug, feierten es fast als ein Evangelium des heraufdämmernden Umsturzes. Keineswegs aus rein künstlerischen Gründen. Sondern weil hier jener heroischen Weltanschauung und vaterländischen Gesinnung der Fehdehandschuh hingeworfen war, die ihnen als das verhängnisvollste und hassenswerteste Hindernis auf dem Wege zum »freien Menschentum«, zum »neuen Mute friedfertiger Werktätigkeit« erschien.

Stadt und Festung Calais sind den Engländern, ihren Belagerern, verfallen; es gibt keine Rettung mehr. Nur die eine Frage erhebt sich noch: Sollen die Bürger sich und ihren Besitz bis zum letzten, wenn auch hoffnungslos, verteidigen, oder sollen sie sich dem Machtwillen des Siegers beugen und gelassen die damit verknüpften Demütigungen auf sich nehmen? Der fränkische Hauptmann tritt mit leidenschaftlichem Feuer für die Verteidigung, für den Widerstand bis aufs äußerste ein: Frankreichs Ehre steht auf dem Spiel, wen schiert es da, ob die Bevölkerung zugrunde geht, ob die Stadt und ihr Hafen — um den, das Werk jahrelangen Fleißes, die Hoffnung friedfertigen Weltverkehrs, handelt es sich hauptsächlich — der Vernichtung preisgegeben werden! Einen Augenblick tatbegeisterte Zurufe der zur Beratung versammelten Bürgerschaft. Dann aber steht Eustache de Saint-Pierre, der Älteste und Weiseste im Rate der Bürger, auf, um der widerstandslosen Übergabe der Stadt und damit der schimpflichen Auslieferung von sechs auserlesenen Bürgern das Wort zu reden. Warum? Weil

dadurch allein der Hafen, wenn auch hinfort als Besitz der Feinde, erhalten bleiben kann, erhalten als Denkmal des werktätigen Bürgerfleißes, als Brücke des ruhigen Verkehrs von Volk zu Volk. Was bedeutet dagegen der Streit der Könige, was die gerettete Ehre, was Stolz, was Vaterland! »Wir suchten den Ruhm Frankreichs nicht. Wir suchten das Werk unsrer Hände!« So prallt in der Bürgerversammlung der Verkünder und Vertreter eines neuen Mutes, einer neuen menschlichen Gemeinschaft, einer neuen sittlichen Weltanschauung, wie Kaiser meint, mit dem Verteidiger des alten heroischen Vaterlandsgeistes, einer national beschränkten Vergangenheitsmacht zusammen ... Sechs Opfer für Büßerhemd und Galgen fordert der siegreiche König; sieben melden sich, darunter als erster Eustache de Saint-Pierre. Das Los soll entscheiden, welcher von ihnen als Überzähliger verschont bleiben darf. Aber droht damit nicht eine allgemeine Entweihung des heiligen Willens zur Hingabe, gleichviel, wie das Los fällt? Eustache findet, nachdem alle im zwiespältigen Gefühl nahen Todes oder letzter Lebensstunden quälenden Abschied genommen haben, die einen von Bruder und Schwester, Sohn und Vater, die andern von Braut und Gattin, ein Mittel, keinen das Los der Rettung ziehen zu lassen und die Entscheidung unter dem Grollen des um sein Hab und Gut zitternden Pöbels bis zum andern Morgen hinzuzögern: wer zuletzt auf dem Markte ankommt, um vor versammeltem Volke in den Armensünderkittel gekleidet zu werden, der soll frei sein. Es kommt — keiner zuletzt, oder vielmehr, der letzte, der siebente, Eustache selbst, der Pflanzer und Lenker dieses neuen Gemeinsinnes, kommt als Toter auf der Bahre: er hat sich mit eigner Hand von der Tafel des Lebens ausgelöscht, damit keiner schwach werden, keiner seinem opferwilligen Entschlusse noch entrinnen könne. Die Tat war überflüssig, doppelt überflüssig. Denn über Nacht sind alle sechs Opfer zum Tode lauter, zum Dienst am Leben reif geworden, und im letzten Augenblick läßt der König von England, dem in selbiger Nacht ein Sohn geboren, melden, daß er auf Bußgang und Hinrichtung verzichte. Aber hier gilt der Wille für die Tat. In verzückten Worten verkündet Eustaches uralter Vater, dem die Jahre das Licht der Augen genommen, die Seele aber doppelt hell gemacht haben, an der Leiche seines Sohnes den Sinn solcher kommunistischen Tat: Die neue Republik, der neue Geist ist gegründet, aber die neue Tat hat keine einzelnen Täter, jeder ist alle, alle sind jeder. »Wer seid ihr noch? Wer scheidet Glied von Glied und stört die Vollendung? Durch euch rollt euer Werk — ihr seid Straße und Wanderer auf der Straße. Eins und keins — im Größten die Kleinsten — im Kleinsten die Wichtigsten. Teil mit eurer Schwäche an jedem, stark und mächtig im Schwung der Vereinigung!«



Aufn. Hetz, Frankfurt a. M.

Georg Kaiser

Das sind ekstatische, vom Hauch der Zukunft und des Jenseits mystisch angehauchte Worte, die auf der Bühne des Volkstheaters noch viel verschwommener und verworrener klingen als hier, wo sie aus der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) zitiert werden. Und diese worttrunkene Verschwommenheit ist das Kennzeichen des ganzen Werkes, ist der Strudel, in dem sein kühnes und hohes, doch einem neuen Heiligtum der Tat geweihtes dramatisches Wollen zugrunde geht. Gottfried Kellers erhabenes Wort aus seinem eidgenössischen Bettagsmandat: »Alles Echte und Große ist einfacher Art«, es wird diesem Werke Kaisers zum Verdammungsurteil. Nichts darin ist redlich und natürlich gesagt, alles wird geschraubt und gekünstelt vorgebracht. Ich habe nur ein Bild für diese unglückselige Verschrobenheit, die sich vom Wort auch auf die Handlung fortpflanzt: jedes von Natur gerade Stück Eisen verbiegt sich in der Hand dieses Dichters zu einem Korkzieher, der dennoch wieder in der Flasche steckenbleibt, die er öffnen soll. Gerade so zweischneidige Wahrheiten, wie sie hier vorgetragen werden, dürften nicht früher aus der Scheide gezückt werden, bevor sie durch das Feuer des Charakters gegangen, auf dem Amboß der Persönlichkeit genügend ausgehärtet sind. Wer aber findet für Kaisers bald nach Dutzenden zählende Stücke den geistigen oder seelischen Generalnenner? Sie spritzen auseinander wie die Funken eines Feuerwerks, die wohl einen Augenblick die Netzhaut entzücken, doch auf die Dauer weder Licht noch Wärme verbreiten. Man bewundert die



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Ernst Stahl-Nachbaur als Eustache de Saint-Pierre (rechts) und Leo Viktor als französischer Hauptmann in Georg Kaisers Drama »Die Bürger von Calais« (Volksbühne in Berlin)

wachsende Kunstfertigkeit der Hand und den beharrlichen Stilwillen, der sie leitet — nach der Quelle des inneren Erlebens, dem Mutterboden des großen einheitlichen Gefühls sucht man vergebens.

Im Gleimhause zu Halberstadt steht ein Spruch aufgezeichnet, dessen Sinn keineswegs so verblichen ist, wie die altfränkische Form vermuten läßt: Oh, keinen Tritt hinein, ihr, die ihr nicht Exempel / Zu Euren Lehren seid / Und brächtet ihr ein Werk, gestempelt mit dem Stempel / Der Ewigkeit!

Will das junge Geschlecht der Dramatiker damit Ernst machen — wohlan! Mit solcher Inschrift am Giebel lassen wir uns gern ein »aktivistisches Theater« gefallen. Die auf Charlottenburger Grund neugegründete »Tribüne«, geleitet von dem Schauspieler Franz Wenzler, dem Spielwart Karl Heinz Martin und dem Schriftsteller Rudolf Leonhard, scheint solchen Ehrgeiz zu hegen. Sie fordert eine »Revolution des Theaters«. Die Bühne soll hier wieder zu einer Rednerempore, einer Kanzel, einer Plattform der Tat werden, »auf der zu unmittelbarer Wirkung mit der stärksten Methode, nämlich Handlung und Darstellung und Erzwingung lernbegieriger Mitahmung mehr als nur gepredigt wird«. Die alte Form unsers Theaters schien den Leitern dafür untauglich zu sein. So begannen sie den Umsturz der Gesinnung mit einem Umsturz des Bühnenraumes. »Wir werden«, verkündigten sie, »ohne Dekorationen spielen, aber (ihr Deutsch scheint auch revolutionär geworden zu sein) die notbehelfliche Kenntlichmachung des Schauplatzes auf einer beschriebenen Papptafel durch bildhafte Andeutung und gegenständliche Arabeske ersetzen.« So, meinten sie, müsse aus der unnatürlichen Zweiheit von Bühne und Zuschauerraum die lebendige Einheit eines künstlerischen Raumes zur Vereinigung Schaffender — hingebend und aufnehmend Schaffender — entstehen und »aus passiven Zuschauern produktiv erregte Teilnehmer an der künstlerischen Gestaltung werden«. Das ist ein Programm, in dem viel Wahres steckt. Nur daß es nicht so neu ist, wie diese jungen Stürmer und Dränger zu glauben scheinen. Im Grunde hat Laube dasselbe gewollt, als er Ohren- statt Augenregisseure forderte. Heut wie gestern kommt es allein darauf an, wie das Werkzeug dem Geiste dient.

Seelen- und Gesinnungsoffenbarungen verspricht dies aktivistische Theater; »Fanfaren der Liebe« sollen aus seinem Munde erschallen. Am ersten Abend hörte man nur die Fanfaren und allenfalls etwas schwächliche Gesinnung — von Seelenoffenbarungen und Liebe war nicht viel zu spüren. Hasenclevers »Retter« ist ein stumpfes, ermüdendes Gespräch zwischen dem Feldherrn, dem Vertreter der unerbittlichen Staats- und Kriegsräson, und dem Dichter, dem Propheten friedlicher, geistig verklärter Nächstenliebe, worin der Mangel an Handlung sich vergebens hinter der Ekstase schwülstiger Worte zu verstecken sucht, seine Revolutionsposse »Entscheidung« nicht mehr als ein billiger Tagesspaß, dessen satirische Geschosse gegen Schieber und Spieler nirgends ins Schwarze treffen. Beide Stücke hätten ohne jeden Bühnenapparat ebenso gut oder schlecht vorgelesen werden können; ihretwegen Theater und Publikum zu revolutionieren, war unnützer Aufwand. Die Illusionsbühne lachte sich ins Fäustchen, die Zuhörer blieben ungerührt.

Anders am zweiten Abend. Da ward die Tribüne zum Tribunal. Was Hasenclever nur beredet oder durchhechelt, das packt Ernst Toller, der Münchner Revolutionär, ein Aktivist auch auf der Bühne, bei der Wurzel des innersten Erlebens und Erleidens. Freilich, die »Stationen« seiner »Wandlung« sind nur eine lose Folge von Szenen aus dem Kriege, vom Schlachtfeld, aus dem Schützengraben, aus den Lazaretten, aus der Künstlerwerkstatt, in die der begeisterungstrunken und tatenfroh ausgezogene Freiwillige, angeekelt von dem Scheuel und Greuel, den er draußen gesehen, flügellahm heimkehrt, um hinfort dem Evangelium der Menschenliebe und der Volksbefreiung zu leben; nach einem festen Gewebe dramatischer Handlung sucht man vergebens. Was aber dieses »Ringen eines Menschen« so eindringlich und so überzeugungsstark macht, ist

die Gewißheit, daß hinter diesem Bekenntniswerke das persönliche Erleben voller Blut und Wunden steht. Diese Dichtung sagt uns, auch wenn wir es nicht aus andern Quellen wüßten: ihr Verfasser ist den Weg oder die beiden parallelen Wege, die er seinen jungen Helden Friedrich gehen läßt, selbst gegangen: von der Kunst in den Krieg, vom Schlachtfeld zurück in die Werkstatt, von der friedlichen Arbeit zur Barrikade, und gleichzeitig den andern: aus dem seelischen Ghetto des vaterlandslosen Juden hin zur Gemeinschaft der Deutschen und wiederum aus ihr heraus zur Menschenverbrüderung. Wenn einer, so kann er sagen, daß er »Exempel zu seinen Lehren« sei. Unser gesitteter Geschmack mag sich vor den Schwären und Beulen, die Toller vor uns aufreißt, noch so sehr entsetzen, unser Verstand und unsre Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen und Notwendigen mögen sich noch so heftig gegen die Flüche auflehnen, mit denen hier Krieg und Soldatentum gegeißelt werden, unsre vaterländische Gesinnung mag das Ziel und vorläufige Ende dieser »Wandlung« noch so verwerflich oder abscheulich finden — es gibt ein Bild im Tempel der Kunst oder des Menschentums — beides geht hier ineinander über —, vor dem alle Stirnen sich neigen: das ist das Ringen einer Seele mit den lichten und dunklen Mächten, die in ihr wohnen oder von außen ihre Flügel um sie schlagen. Ich habe mit dem Gedankengange dieses Dichters, mit seinen sozialen Bestrebungen und politischen Zielen nichts gemein; aber daß es ein Gott war — ein andrer als der meine —, der ihm dies alles zu sagen gab, woran er so furchtbar litt, wogegen er sich so mannhaft wehrte, was ihn emporhob zu den Sternen und niederdrückte in den Staub, bis er endlich doch zu der Erfüllung seines Ichs und der Selbsterlösung seines Wesens gelangt zu sein glaubte: ich fühle es an meiner Ergriffenheit. Und was mich keine Reden, keine Broschüren, keine Manifeste haben lehren können, das weiß ich jetzt: auch dieser gewalttätigen Bewegung, die so viele Flecken auf ihrem Kleide, so wenig Pietät in ihren Herzen hat, braucht Reinheit und Adel der Seele nicht fremd zu sein. Freilich bleibt in uns Menschen, wenn wir einen andern, vor dem wir Achtung haben, so weit von uns weggehen sehen, immer der Wunsch lebendig, die Wege möchten sich einmal wieder begegnen. Ich kann und will nicht glauben, daß dies des Dichters letztes Wort, daß er in den Neubau der Menschheit, zu dem er seine Brüder und Schwestern aufruft, gar nichts von dem aufzunehmen gesonnen ist, was uns andern am Vaterlande teuer war und heilig ist. Preisgegeben seien mit ihm, so leicht er's sich mit ihrer zerrbildartigen Verspottung auch macht, die lieblose, aufgeblähte Schein- und Schablonenwissenschaft, der selbst angesichts des Todes vor ihrer Gottähnlichkeit nicht bange wird, die schellenlaute Salbaderei einer gewissen Talarfrömmigkeit, die nationalistische Eisenfresserei der Mantel- und Ordensträger und erst recht das »kommishafte« Anreißertum des windigen Gassensozialismus. Bei den Bildern aus den Truppenzügen aber, aus den Wasserlöchern, Drahtverhauen und Granattrichtern, den Lazaretten und Gefängnissen halten wir uns an das Schaudern, »der Menschheit bestes Teil«, hinter dem der Dichter vergebens seine Selbstergriffenheit, ja seinen Respekt vor der Größe und Erhabenheit dieser Dinge zu verbergen sucht: wer dabei so in Schöpferglut und Gestalterlust gerät — der nächtliche Totentanz der klappernden Skelette im Drahtverhau ist eines Holbein und Rethel würdig —, der wird bei der Verneinung der heute als »heroisch-pathetisch« verspotteten Gefühle schwerlich stehenbleiben. Nicht ohne Grund ist die Szene, wo Friedrich über das Vaterland hinweg an die Menschheit gewiesen wird, eine der schwächsten der ganzen Folge, und selbst da, wo die Szenen den Pfad des sozialen Erlebens betreten und mit Hilfe des heiligen Krippenbildes zu einer Art Glorifizierung der menschlichen Bedürftigkeit hinstreben, erreichen sie nicht die Wucht der Kriegsgesichte. Da es sich bei einem so selbstherrlichen Werke um die Macht der Tradition nicht handeln kann, muß in diesen Dingen eine elementare Gewalt stecken, die von Größe so weit nicht entfernt sein kann. — Tollers Stationenfolge hat in sich selber Bild-


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Maria Orska als Lady Milford in Schillers »Kabale und Liebe« (Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Maria Orska als Effie in Frank Wedekinds »Schloß Wetterstein« (Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin)

kraft genug, um auf die dekorativen Ausstattungshilfen der Bühne verzichten zu können. Visionenartig gleiten und huschen die Szenen vorüber; mehr als einmal denkt man an die nächtliche Szene im Faust, wo Gretchens Verführer mit Mephisto am Rabenstein vorüberjagt, wo auch jede Szenenkunst überflüssig wäre, weil das dichterische Wort selbst stark genug ist, alle Fesseln der Phantasie zu sprengen. Hier war also die puritanische Sparsamkeit der neuen Bühne am Platze. An die bizarr gezackten Pappflächen, vor denen die auftretenden Menschen etwas Puppenhaftes bekommen, wird man sich allerdings erst gewöhnen müssen. Einstweilen stören sie kaum weniger als Prospekte und Maschinen.

Die Revolution mit ihren Geistern und Unholden spukt auch sonst auf den Berliner Bühnen. Ihr zu Ehren hat man im Theater an der Königgrätzer Straße, wo sonst unsre heimischen Klassiker neben Strindberg und Wedekind nur selten eine Stätte finden, Schillers »Kabale und Liebe« hervorgeholt und eine mondäne Kokottendarstellerin wie Maria Orska sich als Lady Milford »mit dem ganzen Stolze Englands umgürten« lassen; sie zu frozzeln, hat Wilhelm Speyer seinem schon im vorigen Spieljahr aufgeführten »Revolutionär«, der Tragödie eines russischen Umstürzlers, dem auf deutschem Boden die Gesinnung abhanden gekommen ist, im Kleinen Schauspielhause einen höchst oberflächlichen Schwank nachgeschickt, in dem die Devise »Er kann nicht befehlen!« bald ihren eignen Herrn erschlägt, den verlumpten Proletarier nämlich, der glaubt, mit seinen plumpen Herrschergebärden an Stelle eines weichherzigen und zaghaften Erbsohnes den Prinzipal in dessen Großbetrieb spielen zu können, schließlich aber froh sein muß, daß ihn die Genossen wieder in ihren Karten- und Kegelklub aufnehmen. Auch Heinrich Pfeiffers Lustspiel »Die letzten Ritter«, ein nicht ohne behaglichen Humor und gewiegtes Bühnengeschick in Szene gesetztes Lanzenstechen gegen die zeitwidrigen Auswüchse des Korpsstudententums (Deutsches Künstlertheater), und Harry Kahns Komödie »Krach« (Kleines Schauspielhaus), eine aus Literatenklatsch, Kaffeehauswitzen und unverfrorenen Schwankeinfällen zusammengeleimte Satire auf ein gewisses, von der Revolution großgepäppeltes Hochstaplertum der Presse, plätschern in dem Kielwasser des 9. Novembers.

Ernster meint es Hermann Kessers Tragikomödie »Summa summarum«. Ein Diplomatenstück, aber eins, das ins blutende Herz der politischen Gegenwart zielt. Sind wir nicht alle ein Stück von diesem Baron Hugo, der sich bei der Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten bewußt wird, wie eng sich in seinem Leben und Handeln Wahrheit und Lüge, Freiheit und Zwang, Verdienst und Schuld verketten, und den es zwingt, seine Verantwortung für das Schicksal eines Volkes erst vor sich selber, dann auch vor der Öffentlichkeit zu bekennen? Wie er, so sind wir wohl alle unschuldige Mitschuldige an dem, was unser Land betroffen hat. Auch hier ist etwas von dem Aktivismus, dem sittlichen Aktivismus der neuen Dramatik, der zur Reinlichkeit und Rechtlichkeit erziehen soll. Vieles in dieser zu einem einzigen Akt zusammengeballten Standes- und Zeitabrechnung, die die Summe ihres Wertes mit einem Pistolenschuß zieht, ist aus seiner geistigen Vereinzelung nicht zu konzentrischem Leben gebracht, manches verfällt sogar der Karikatur. Aber Militarismus und Kapitalismus, die beiden Hauptangeklagten unsrer schuld- und leidbelasteten Gegenwart, sind selten vor einen freieren und vornehmeren Richterstuhl geladen worden als in diesem vom Kleinen Theater aufgeführten Stücke eines Journalisten, der den Ernst dieser Abrechnung aus dem Verantwortungsgefühl schöpft, mit dem er seinen eignen Beruf verwaltet und zum Gegenstand dichterischer Darstellung macht.

Als Warnungstafel gleichsam vor den Lockungen und Schlingen, mit denen die Politik das Leben und damit die Dichtung bedroht, steht im gegenwärtigen Spielplan der Berliner Bühnen



Aufn. von Rud. Rost in Darmstadt

Leo Samberger: Bildnis meines Vaters und meines Sohnes



Björnsons oft gespieltes Schauspiel »Paul Lange und Tora Parsberg« (Volkstheater am Bülowplatz). Denn hier muß ein Staatsmann hohen Maßes zu seinem tödlichen Schmerz erfahren, ein wie gefährlicher Wahn es ist, vom Schicksal zu verlangen, daß der Politiker und Parlamentarier auch einmal Mensch, nur Mensch sein dürfe. Für Friedrich Kayßlers edle Schauspielkunst ist das eine Aufgabe, die sich ihre geistigen und seelischen Darstellungsmittel aus den Tiefen seines eignen Charakters holen darf, und Helene Fehdmer ist ihm dabei eine Partnerin, der es gelingt, die menschlich schönen Dialogszenen der beiden zu unvergeßlichen Kabinettstücken deutscher Bühnenkunst zu machen.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Helene Fehdmer als Tora Parsberg in Björnsons Schauspiel »Paul Lange und Tora Parsberg« (Volkstheater am Bülowplatz in Berlin)

Oft, wenn wieder eine neue Schwäre oder Pestbeule am kranken Körper unsrer Zeit aufbricht, muß ich denken: hätte doch Frank Wedekind diese Orgien des Schieber- und Spielertums, des Dirnen- und Hochstaplerwesens noch erlebt, auch am Schaft seiner Dramatik wäre dann gewiß eine neue Blüte aufgebrochen. Denn das war ja ihre Welt, in diesem Sumpfe fühlte sie sich am wohlsten. Doch wir dürfen uns trösten: Wedekind hat manches von dem, was heute die Luft unsers geschlagenen Vaterlandes verpestet, vorausgenommen, und wenn man ihm einst Übertreibungen und Verzerrungen in den Typen einer gewissen »Gesellschaft« vorwarf, so wird man diesen Einwand heute kaum noch aufrechterhalten können. Auch in seinem nachgelassenen »Schloß Wetterstein« wirkt manches, als sei es unmittelbar von der Tafel unsrer Tage abgeschrieben worden. Was sein Lebekavalier sich da an Abenteuern, Prellereien und Betrügereien leistet, was insbesondere seine Stieftochter Effie, eine Dirne aus Weltanschauung, in seinem als Freudenhaus eingerichteten Ahnenschloß an erotischen Ausschweifungen und Tollheiten zuwege bringt, ehe sie einem abgelebten amerikanischen Nabob als Opfer seiner verderbten Greisenlüste in die Arme sinkt, das hätte nur einiger Farbentupfen von der Palette des ersten Revolutionsjahres bedurft, um als ein Zeitstück von heut oder morgen gelten zu können, reif für das Kino, wie geschaffen für eine neue Moralhetze unsrer Feinde gegen den »europäischen Schandfleck Deutschland«. Aber ein Moralist, ein wütender, bis zur Raserei gesteigerter Moralist, sagen seine Freunde, war dieser Wedekind ja selber! Was wollte er anders mit seinen Schmutz- und Greuelanhäufungen, als warnen, abschrecken, Ekel und vorzeitigen Katzenjammer erregen; nur Mißgunst oder Kurzsichtigkeit kann diese seine »sittlichen Absichten« verkennen! Das Theater in der Königgrätzer Straße bestätigt und bescheinigt diesen Erzieherwillen Wedekinds noch, indem es — wohl mit Rücksicht auf die wenig höfliche Aufnahme, die das Stück letzthin in Hamburg ge-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Friedrich Kayßler als Paul Lange in Björnsons Schauspiel »Paul Lange und Tora Parsberg« (Volkstheater am Bülowplatz in Berlin)


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

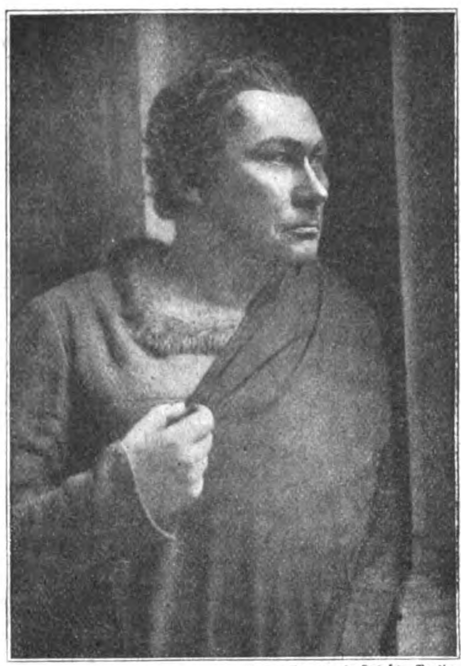
Agnes Straub als Königin Elisabeth und Carl Clewing als Leicester in Schillers »Maria Stuart« (Schauspielhaus in Berlin)

funden hat — dem Theaterzettel eine Selbstrechtfertigung beigibt: »Die Hervorkehrung der vom Dichter tief ernst und moralisch gedachten Idee war die ausschließliche Triebfeder für die Veranstaltung der heutigen Aufführung«. Und freilich hat diese alles getan, was Spielleitung und Darstellung tun können, um aus einem Bordell ein Bethaus zu machen. Selbst Maria Orska, als Effie ungleich besser an ihrem Platze denn als Lady Milford, gab sich augenscheinlich Mühe, die natürliche Nacktheit ihrer Rolle wenigstens mit einem moralischen Schönheitspflästerchen zu bedecken. Aber was kann das helfen! Solange uns der Dichter selbst nicht von seiner künstlerischen Reife, seiner geistigen Überlegenheit und seinem sittlichen Ernst überzeugt, solange er, statt auf den Saiten der Seele und den Tasten der Charaktere, wie ein Clown auf der Holztrommel und Schweinsblase musiziert, werden wir uns schwerlich dazu verstehen, an das Märchen von seinen moralischen Absichten zu glauben.

Wie sittlicher Ernst und Erzieherbewußtsein wirklich aussehen, lehren uns die großen Bekenntnis- und Anklagedichtungen Tolstojs und Dostojewskis. Aber selbst Gorki, der stark nach dem Naturalismus, und Tschechow, der nicht weniger stark nach der Lyrik hinneigt, sind einem Wedekind in der dramatischen Gestaltungskraft, im wahrhaften Lebensgehalt und im sittlichen Verantwortungsgefühl unendlich überlegen. Wir kennen nun wohl in Deutschland alles, was Anton Tschechow in seinem kurzen Leben für die Bühne geschrieben hat. Sein letztes Stück, den »Kirschgarten«, hat vor einem Jahre die Volksbühne gespielt, seinen wenig bekannten, auch in Rußland selten gegebenen »Iwanow« führten — wohl Moissi zuliebe, der hier eine neue dankbare Rolle für die müde Schwermut seiner nervösen Schauspielkunst findet — jetzt eben die Kammerspiele auf. Wesentlich bereichert oder vertieft werden unsre Anschauungen von Tschechows Dramatik durch dieses Stück nicht. Sein Bemühen, einen stärkeren Strom von Handlung durch seine leise Stimmungskunst, seine feine Seelenmalerei und seine glänzenden Gesellschaftsschilderungen rinnen zu lassen, muß scheitern, weil wir es auch hier nur mit haltlos schwankenden Seelen und gebrochenen Charakteren zu tun haben. Der nicht mehr junge Gutsbesitzer Iwanow Alexejewitsch strebt von seiner lungenkranken Frau, einer Jüdin, fort zu einer gesunden, scheinbar lebensfroheren und geselligeren Nachbarstochter; aber als der Weg zu ihr frei wäre, hat er weder Mut noch Kraft genug, über die Leiche seiner Frau hinweg zu seinem Glücke zu schreiten: Reue und Lebenszagheit, das fühlt er und fühlt seine Braut, würden ihm dies neue Glück doch vor den Händen verzehren. So erschießt er sich, als die Braut schon im Hochzeitsschleier wartend vor ihm steht. Das ist so ziemlich alles, was »geschieht«. Aber um diesen dürftigen Handlungskern hat der Dichter auch diesmal ein reiches Gewebe innerer Seelen- und äußerer Sittenschilderei gesponnen. Die zersetzende Krankheit der Willens- und Hoffnungslosigkeit, von der die russische Intelligenz des letzten Übergangszeitalters befallen war oder ist, das unglückselige Gehen- und Geradeseinlassen, zumal in den Land- und Gutsbesitzerkreisen, sie haben keinen liebevolleren Beobachter und feineren Kenner gefunden als Tschechow. Von Beruf Arzt, tritt er auch als Dramatiker leise und behutsam an das Bett seiner sterbenskranken Menschen. Er fühlt den Puls — so hat ein russischer Kritiker den Vergleich fortgeführt —, er hört den Herzschlag, er spricht vorsichtige, milde Worte, dann aber wendet er sich rasch ab, um vor dem Kranken die Tränen zu verbergen, die in seinen Augen zittern — im Gefühl seiner Ohnmacht, die Krankheit zu besiegen.

Ein leiser medizinischer Beigeschmack ist auch Rolf Lauckners Drama »Christa, die Tante« nicht abzusprechen (Buchausgabe bei Erich Reiß in Berlin). Eine halbverblühte Jungfer und Haustante, die noch auf ihre alten Tage von einem heftigen Johannistrieb befallen wird und ihre sinnlich erregte Zärtlichkeit just ihrem Neffen, ihrem geistigen Wahlsohn sozusagen, zuwendet: wir sind in solchen Fällen leicht mit dem halb mitleidigen, halb wegwerfenden Ausdruck »hysterisch« zur Hand und empfehlen

die Bedauernswerte einem Frauenarzt, wenn wir es nicht etwa noch bequemer finden, die Sache mit ein paar Witzen abzutun. Anders der Dichter. Er späht nach den körperlichen und seelischen Ursprüngen solcher »Verirrung«, findet, daß sich auch hier Gut und Böse, Reines und Trübes zu Menschlichem, Allzumenschlichem miteinander mischen, und wälzt die größere Hälfte der »Schuld« der Umgebung, in diesem Falle dem Dunstkreis einer satten, wohlbefriedigten Spießerehe, mehr noch dem heißen Anhauch der im allzu nahen Jünglingszimmer erwachenden Mannbarkeitsgefühle zu. Mehr als das: Lauckner, der schon in seinem »Sturz des Apostels Paulus« ein feines Organ für vertrackte, abseits gehende Menschenkinder und ihre krausen Schicksalswege bewiesen hat, windet eine Krone des bitteren Dulder- und Märtyrertums um das Haupt dieses »späten Mädchens«, um schließlich sogar, als die letzte Anwandlung des Blutes überwunden, einen Strahl von der Glorie jener schmerzlichen und doch seligen Mütterlichkeit darauf fallen zu lassen, an die wohl Marie Ebner-Eschenbach gedacht hat, als sie sagte, die Kinderlose habe die meisten Kinder. Vieles, was lahm oder schief, auch wohl peinlich und verkränkelt ist in diesen selbst von der liebevollen Darstellung des Lessingtheaters nicht ganz erfaßten neun Bildern, wird durch die zarte, innig ergreifende Abschiedsszene wettgemacht, in der Tante Christa, nach langer Krankheit zu weißem Haar und stiller Entsagung genesen, eine anima candida trotz ihrem »Fall«, den Neffen, »ihren Knaben und schmerzlichen Sohn«, in die Weite, ins freie Leben entläßt.


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Paul Wegener als Jachimo in Shakespeares »Cymbelin« (Deutsches Theater in Berlin)

Seit in Berlin die preußische Zucht des Zusammenspiels in die Brüche gegangen ist — schon eine geraume Weile vor der Revolution —, bekommen die Schauspieler von Jahr zu Jahr mehr Übung in dem für die Kunst ach! so wenig gesunden Bewegungsspiel »Verwechselt das Bäumchen«. So begegnet uns in dieser Spielzeit Lucie Höflich, der Zögling und lange der Stolz des Deutschen Theaters, plötzlich im Schauspielhaus des Staatstheaters als blonde Maria Stuart neben der herben Agnes Straub als Elisabeth, und im Deutschen Theater spielt Helene Thimig, die noch vor wenigen Jahren ganz am Schillerplatz heimisch zu sein schien, die Imogen in Shakespeares gern etwas aschenbrödlerisch behandeltem »Cymbelin«. Aber damit nicht genug der Wandlung der Gesichte. Max Reinhardt, der die Spielleitung Shakespearischer Stücke bisher als ein unveräußerliches Kronrecht pflegte, gönnt den Dreizack hier auf einmal dem jungen Dr. Ludwig Berger, der in vielem geradezu ein Gegenfüßler seiner eignen Jugend ist, ja duldet es, daß der fruchtbare und lebensvolle Gegensatz der kalten, stumpfen und herzlosen Sphäre des Hofes und der großen Welt zu der warmen, gesunden und freudigen Freiheit der Natur, wie sie in den Bellarius-Szenen waltet, untergeht in einem zwar originalgetreuen und fast lückenlosen, aber nur oberflächlich und mechanisch abgewandelten szenischen Einerlei, das wohl Stil, aber wenig Farbe und Bewegung hat. Berger, dem wir auch eine eigne, der Gundolfschen ebenbürtig scheinende Übertragung danken, hat den bestechenden Ausspruch getan, man solle Shakespeare nicht für die Bühne, sondern die Bühne für Shakespeare bearbeiten. Das nenn' ich den Deutschen dort fassen, wo er sterblich ist, bei seiner philologischen Pietät! Gewiß kann man es bei einem Genie auch so machen; in Shakespeares Hause sind viele Wohnungen, und aus keiner läßt sich so leicht sein Geist und seine Kunst vertreiben. Aber wenn ich mich nach solcher Probe einer spitzen, steilen, starren Stilisierung frage, ob ich nun auch alle andern Wunderblumen dieses paradiesischen Gartens so knospenhaft strenge geschlossen sehen möchte, so rufe ich nein und abermals nein und wünsche mir und euch noch einmal zu sehen den »Sommernachtstraum« und das »Wintermärchen« und den »Kaufmann von Venedig«, wie ich in meiner Jugend sie sah, in voll erschlossener, schimmernder und duftender Blüte, entfaltet unter dem Zauberstab Reinhardtischer Regie.

Literarische Rundschau

Weihnachtliche Auslese

I

Die meiste Anziehungskraft werden dies Jahr wohl die historisch-politischen Veröffentlichungen ausüben, wie sie uns die letzten Monate in einer nicht immer erfreulichen Freigebigkeit gebracht haben, von rechts und von links, aus Vergangenheit und Gegenwart, Krieg und Frieden, Schlössern, Kabinetten, Studierstuben, Verwaltungs- und Kommandostellen. Nicht alle diese Werke können aufgeführt, geschweige denn gewürdigt werden; bei den meisten haben das außerdem zur Genüge schon die Tageszeitungen getan. Wir erinnern nur an die wichtigsten dieser Bücher und lassen uns bei der Auswahl mehr durch allgemein literarische oder historische als politische Gesichtspunkte leiten.

Den Beginn machte eine Wiederveröffentlichung von Kaiser Friedrichs Tagebuch, das bisher, von Bismarcks Grimm in der Wurzel getroffen, aus dem Gehege der »Deutschen Rundschau« nicht in die breitere Öffentlichkeit, nicht einmal in die Buchform gedrungen war. Jetzt sind diese Aufzeichnungen, von denen heute niemand mehr bezweifelt, daß sie eine der glaubwürdigsten Quellen zur Geschichte der deutschen Reichsgründung darstellen, mit den Aktenstücken über ihre Verfolgung und Unterdrückung sowie mit einer historisch-kritischen Einleitung von Eduard Engel allgemein und leicht zugänglich (Halle, H. Dieckmann; geb. 5 ℳ).

Von seinen »Betrachtungen zum Weltkrieg« hat Th. v. Bethmann Hollweg den ersten Teil vorgelegt (Berlin, Hobbing), ein echtes Diplomatenbuch, aber eins, das mit all der vom »Kanzler der Reinheit« gewohnten Offenheit, Ehrlichkeit und Menschlichkeit die Wurzeln des Weltkrieges bloßzulegen sucht, dabei jedoch nur von neuem die Schwäche und Unentschiedenheit seines politischen Charakters enthüllt. Den Verlauf des Weltkrieges selbst, mehr vom innerpolitischen und wirtschaftlichen als militärischen Standpunkt aus, schildert Karl Helfferich, zunächst in einem über 400 Seiten starken Bande »Vom Kriegsausbruch bis zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg« (Berlin, Ullstein). Kein Zweifel, hier waltet ein ungleich freierer und weiterer Blick als in Bethmanns Betrachtungen, und die Zusammenhänge der Dinge treten in dieser sachlich nüchternen, von vornherein skeptischen Darstellung weit klarer hervor. Es ist das Tiefbringendste, was von diplomatischer Seite bisher über den Krieg gesagt ist.

Nicht das Umfassendste, nicht das Machtvollste und nicht das Erregsamste. Das kommt aus dem militärischen Lager. Die einen halten dafür die Kriegserinnerungen Ludendorffs (Berlin, Mittler), weil sie von der entscheidenden Stelle herrühren, von der heißesten Katastrophenluft erfüllt sind und am tiefsten in die Tragik des Kriegsschicksals blicken lassen; die andern sehen es in den Erinnerungen von Tirpitz (Leipzig, K. F. Koehler; geb. 20 ℳ), weil hier eine Fülle bisher unbekannter Tatsachen enthüllt wird, der Gesichtskreis bis zu einer weltumfassenden Weite gespannt ist und die auch in literarischem Sinne glänzende Darstellung, weit entfernt, sich auf eine persönliche Rechtfertigung zu beschränken, nicht selten geradezu die dramatische Wucht einer welthistorischen Tragödie bekommt, in der der Verfasser früh eine hervorragende Rolle spielt. Die »Erinnerungen« greifen bis in die sechziger Jahre zurück, erreichen in den Kapiteln »Reichsmarineamt und auswärtige Politik«, »England und die deutsche Flotte« und »Unterseebootkrieg« ihren Höhepunkt, flachen dann aber in den mehr intimen als eigentlich historischen Kriegsbriefen etwas ab.

Ein ganz andres, durch und durch soldatisches Gepräge haben die »Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges« von dem ehemaligen Generalquartiermeister, späteren Kriegsminister Dr. von Stein (ebenda; geb. 10 ℳ), obgleich sie in den erzählenden Teilen, sozusagen in der Litewka, fast einen Plauderton anschlagen und sich in den darstellenden und kritischen Teilen in der Form persönlicher Bekenntnisse äußern. Steins Sprache ist hier ungezwungener als in seinen berühmt gewordenen »steinernen« Tagesberichten aus dem Anfang des Krieges, aber gerade, kernig und packend. Ein Offizier von altem Schrot und Korn legt Zeugnis von seiner Königstreue und Gottesfurcht ab, bekennt sich frei und offen zu der altpreußischen Manneszucht, weiß sich aber in der Politik augenscheinlich nur schwer zurechtzufinden, so gründliche historische Kenntnisse er auch zeigt. Trotzdem oder gerade deshalb ist er es, der das Kind beim rechten Namen nennt, der dem Empfinden des »gemeinen Mannes« am meisten aus dem Herzen spricht und dem gesunden Menschenverstand am deutlichsten die Ehre gibt. Was er z. B. über Österreich sagt, wirkt wie eine Erlösung überlange gefesselter Gefühle. Dabei erweist sich Stein als ein glänzender Charakteristiker, der mit einer (richtig angewandten) Anekdote eine ganze Persönlichkeit zu erleuchten versteht.

Hermann Stegemanns »Geschichte des Krieges« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hat ihren dritten Band abgeschlossen. Er trifft auf andre Empfindungen als seine beiden Vorgänger, aber es wäre törichte Unvernunft,



dem Historiker einen Teil des Dankes oder Lohnes zu entziehen, weil der Ausgang dessen, was er schildert, uns nicht den erhofften Triumph gebracht hat und anders ausmündet, als die erste Laufstrecke vermuten ließ. Die Treue, die der Geschichtschreiber den Ereignissen hält, mögen sie enden, wie sie wollen, sollten die Leser nun ihm halten. Auf ihrer Höhe sind Stegemanns vielbewunderte, des mächtigen Stoffes würdige Darstellungsgaben vielleicht jetzt erst, in der Schilderung der kriegerischen Ereignisse von 1915, die zwar in der zusammenhängenden Darstellung des Seekrieges ebenso frei über diese Grenze zurückgreift, wie sie anderwärts (Balkankrieg und Dardanellenfeldzug) darüber hinauseilt. Frische und Farbigkeit des Stils haben nicht gelitten, Umsicht, Kunst der Zusammenfassung und Energie der Endurteile sind mit der sich ständig erweiternden Aufgabe sichtlich gewachsen; jetzt erst ist der Verfasser im Vollbesitz seiner Historikertugenden.

Nach den Staatsmännern, Heerführern und Militärschriftstellern kämen nun wohl die politisch und sozial gerichteten »Dichter und Denker«, die sich in besonderen Büchern mit der Zeit des Krieges und des ihr folgenden Umsturzes auseinandergesetzt haben. Aber die Arena ist zu bevölkert, der aufgewühlte Staub noch zu dicht, als daß man sich Klärung und Gewinn versprechen könnte, wenn man in das Gewühl hinabtaucht. So seien nur kurz drei Bücher dieser Art hervorgehoben und zum wachsamen Lesen empfohlen: Thomas Manns freilich oft mehr selbstkritische als eigentlich zeitgeschichtliche »Betrachtungen eines Unpolitischen« (Berlin, S. Fischer), Richard Dehmels Kriegstagebuch »Zwischen Volk und Menschheit« (ebenda), in dem sich der Stimmungswandel so vieler unsrer »Geistigen« spiegelt, wenn auch dieser starke Bekenner seine deutschbewußte innere Selbständigkeit bis zuletzt behauptet, und als drittes eine Art Beichtspiegel aus dem Seelenleben des Frontsoldaten, Franz Schauweckers ehrliches und ergreifendes Buch »Im Todesrachen« (Halle, H. Dieckmann), für das eigentlich sein Titel zu eng ist, da es nicht bloß Schrecken und Grauen des Krieges malt, sondern auch dessen strenge Größe, kameradschaftliche Gemeinschaft und Charaktererziehung zu Ehren bringt.

Wer deutet uns die Zeit, wer erhellt uns die Zukunft? Kein andrer als der Historiker. Freilich wird der, den wir ersehnen, anders verfahren müssen als seine Vorgänger. Nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart wird er zur Achse seiner Darstellung wählen müssen. Der erste, der damit Ernst macht, ist Albrecht Wirth in seiner »Weltgeschichte der Gegenwart« (Braunschweig, Westermann; vierte, umgeänderte Auflage mit etwa 80 Abbildungen). Hier wird nicht nur wirklich die ganze Welt, vornehmlich Amerika, Ostasien und Südafrika, in den Kreis der Betrachtungen gezogen, hier werden alle Geschehnisse und Entwicklungen mit Energie und Konsequenz auf Deutschland, seine Entwicklung, seine Überwältigung und sein künftiges Wiederemporkommen bezogen. Der jetzt immer häufiger erhobene Ruf: Lehrt uns uns selbst, unsre eigne Zeit verstehen, Wirth hat ihn erhört und gestillt. Die neue Bearbeitung, die sich einer bei der Weite des Schauplatzes und der Höhe der Aufgabe erstaunlichen Knappheit befleißigt, reicht bis in unsre Tage, bis zur Unterzeichnung des Gewaltfriedens von Versailles.

Nur bis an die Schwelle des Weltkrieges will den Leser Heinrich Friedjung, der österreichische Geschichtschreiber, in seinem Werk »Das Zeitalter des Imperialismus 1884 bis 1914« führen (Berlin, Neufeld & Henius). Ursprünglich als eine Fortsetzung der Schlosserschen Weltgeschichte angelegt, hat es sich davon mehr und mehr zur Selbständigkeit losgelöst, schon weil der moralische Standpunkt Schlossers für unsre Zeit nicht mehr vorbildlich sein kann. Friedjung nähert sich vielmehr Ranke. Wenigstens in dem vorliegenden bis zum Russisch-Japanischen Kriege reichenden ersten Bande, der sich im wesentlichen darauf beschränkt, das zwischenstaatliche Geflecht der äußeren Politik, das Zusammen- und Gegenspiel der internationalen Entwürfe und Handlungen der führenden Männer aufzudecken. Dabei ist dem Verfasser seine langjährige ausgedehnte publizistische Tätigkeit und sein weitverzweigter Verkehr mit europäischen Staatsmännern auf Schritt und Tritt förderlich gewesen.

Wie manch andrer Zweig der Geisteswissenschaft hat im Kriege auch die deutsche Literaturgeschichte ruhen müssen. Jetzt treibt sie desto heftiger. Zwischen Friedensschluß und Revolution erschien zunächst in neuer, vielfach erweiterter und verbesserter Auflage das zweibändige Werk von Vogt und Koch (Bibliographisches Institut), das auf fester, wissenschaftlicher Grundlage ruht, eine gefällige, leicht lesbare Darstellung pflegt und seinen Text reich mit zeitgenössischen Abbildungen illustriert, vornehmlich aus der älteren Zeit, wo Handschriften, Buchausstattung u. a. gute Hilfen für eine lebendige Anschauung sind. Daß oberflächliche Werke wie die von König oder Leixner durch dieses ungleich gediegenere verdrängt worden sind, ist ein Erfolg der germanistischen Wissenschaft, auf den sie stolz sein darf.

Eine noch gründlichere Bearbeitung hat während des Krieges die Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels erfahren, obgleich die neue Ausgabe (7. und 8. Aufl. mit 12 Bildnissen; Braunschweig, Westermann) in einem statt in zwei Bänden erscheint.



Den Hauptfortschritt dieser Bearbeitung erblicken wir darin, daß die frühere Teilung in allgemeine Übersichten der Entwicklung und einzelne Würdigungen hervorragender Einzelerscheinungen jetzt zugunsten einer zusammenhängenden, einheitlichen Darstellung aufgegeben ist. Der planvolle Aufbau, Bartels' Stärke von jeher, tritt so noch klarer hervor, die Entwicklungslinien prägen sich fester aus und ein, das Ganze liest sich flüssiger und läßt uns, wenn man über eine gewisse Nüchternheit hinwegsieht, leichter zum ästhetischen Genuß kommen. Noch entschiedener als durch diese Eigenschaften gegen Bieses Literaturgeschichte grenzt sich die Bartelssche durch ihre Betonung des Volkstums und der Persönlichkeiten, als der eigentlichen und wahrhaften Träger der Literatur, von R. M. Meyers nachgelassenem Werk ab, das in der Tat stark unter dem Zwang formalistischer, um nicht zu sagen papierner Gesichtspunkte steht. Eng damit zusammen hängt die national-erzieherische Absicht, von der Bartels geleitet wird: überall ist er bestrebt, »das völkische Woher und Wohin deutlich aufzuzeigen und so die notwendige deutsche Erneuerung langsam mit herauszuführen«. Daß dazu für ihn in erster Linie die Entlarvung und Bekämpfung des Judentums in der Literatur gehört, ist bekannt. Diese Tendenz gibt sich jetzt womöglich noch streitsamer als früher, bieten doch die neuesten Richtungen unsers Schrifttums, die Bartels bis zu Edschmid und Kokoschka verfolgt, überreichliche Angriffsflächen dafür.

Neu ist Waldemar Oehlkes Geschichte der Deutschen Literatur« (Bielefeld, Velhagen & Klasing; mit 24 Einschaltbildern). Sie behandelt, wohl mit Rücksicht auf Schulzwecke, die ältere Literatur verhältnismäßig ausführlicher als Bartels, verfällt aber in der neueren Zeit mehr und mehr dem unglücklichen Streben, möglichst viel Namen zu bringen, die dann natürlich bei der Fülle des Stoffes und bei der notgedrungenen Kürze oft ohne jede Charakteristik bleiben müssen. Im übrigen ruht auch sie auf nationaler Grundlage und sucht die Literatur als einen Bestandteil der allgemeinen Kultur, als ein »Organ des Gesamtbewußtseins der Menschheit« zu begreifen. Vor der philologischen Wissenschaft hat sie mehr Respekt als der Hasser der zunftmäßigen Germanistik, zumal der Scherer-schen Schule, wenn sie auch keine gelehrten Kenntnisse voraussetzt, vielmehr der Bequemlichkeit des Lesers durch eingestreute Textproben zu Hilfe kommt. Eigentümlich sind ihr die Schlußübersichten über Buch und Presse, Jugendliteratur und das Handwerkszeug der Literaturwissenschaft, die zumal jungen Studenten von Nutzen sein mögen.

Oskar Walzels Arbeit »Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod« (Berlin, Askanischer Verlag) ist aus der Aufgabe hervorgegangen, Scherers nur bis 1832 reichendes Werk bis auf die Gegenwart zu ergänzen, hat sich dann aber durch allerlei Erweiterungen aus einer Skizze zu einem recht ausführlichen, selbständigen Werk ausgewachsen. Schon diese Entstehungsart kennzeichnet ihren Gegensatz zu Bartels. Mehr noch unterscheidet sich Walzel von ihm durch die Betonung der dichterischen Form und Technik, die so weit geht, daß alle rein tatsächlichen Angaben über das Leben der Dichter grundsätzlich ausgeschieden werden. Ohne Vorbereitung, ohne vorausgegangene Lektüre der Dichter läßt sich diese Arbeit kaum fruchtbar machen. Dem schon Vorgeschrittenen gibt sie freilich gerade durch ihre in die geistigen Zusammenhänge, Übergänge und Abschattungen der Literaturgruppen eindringende Betrachtungsart desto mehr. Ihr Leitgedanke ist das höchst anregende Bemühen, Dichtung mit Hilfe von Begriffen zu fassen.

Unsre volkstümlichen Dichterbiographien haben durch Waldemar Oehlkes zweibändigen »Lessing« eine des großen und schwierigen Gegenstandes nicht unwürdige Ergänzung erfahren (München, Beck; mit zwei Gravüren.) Freilich war hier, besonders durch Erich Schmidt, reich und gründlich vorgearbeitet. Doch darf sich Oehlke rühmen, als erster in allgemein verständlicher, anregender Darstellung die weit ausgreifende Erscheinung seines Helden in den lebendigen Bau des großen Kulturlebens seiner Zeit eingegliedert zu haben, ohne dadurch die Reize der Persönlichkeit zu verwischen und die heute noch vorbildliche Bedeutung seines Charakters und Einzelwirkens zu lähmen. Wie die übrigen deutschen Dichterbiographien des Verlages Beck, sieht auch diese ihren Hauptehrgeiz darin, als ein Haus- und nationales Erziehungsbuch für Lernende und Studierende zu wirken.

Dem Weimarer Kreise dürfen wir uns nicht nähern, ohne an Gundolfs Goethebuch zu erinnern (Berlin, Bondi), das Tiefste und Reifste, was über Goethes Gesamtpersönlichkeit in den letzten Jahrzehnten gesagt worden ist. Mehr auf die Psychologie Goethes selbst als auf die seiner Frau zielt auch Etta Federns liebevolles Buch über Christiane von Goethe (mit 16 Bildern; München, Delphin-Verlag), und erst recht mit stetem Gedenken an den großen Vater des kleinen Sohnes lesen wir Wilh. Bodes kenntnisreiches und fesselnd geschriebenes Lebensbild August Goethes (mit 16 Bildnissen; Berlin, E. S. Mittler & Sohn).

Der Schauplatz, auf dem sich die klassizistische Periode unsrer Nationalliteratur abgespielt hat, scheint manchem durch den Sturz des so eng mit ihr verbundenen Fürstenhauses und die Tagung der Nationalversammlung von Grund auf und für immer in seinem Geiste gebrochen zu sein. Aber man nehme nur die jetzt von Dr. Hans Wahl in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage besorgte reizvolle Kulturgeschichte »Weimar« von



Paul Kühn vor (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; mit 47 Bildertafeln), und man wird aus dieser vom Mittelalter bis in die neueste Gegenwart reichenden Entwicklung die Gewißheit schöpfen, daß der genius loci zu tief gewurzelt ist, ja auch an neuen Zweigen des alten Stammes zuviel frische und kräftige Triebe angesetzt hat, als daß man um sein Fortleben zu bangen brauchte.

Das Goethe-Handbuch, das Dr. Julius Zeitler in Verbindung mit 35 Fachgelehrten aus fast allen Wissensgebieten herausgibt, ist jetzt vollständig geworden (drei Bände; Stuttgart, J. B. Metzler; geb. 66 ℳ). Wenn man es praktisch erprobt und monatelang, nicht bloß bei Arbeiten über Goethe, sondern auch in andern Zusammenhängen benutzt, erweist es seine Gediegenheit und Zuverlässigkeit. Vielleicht überwiegt hier und da das Philologische zu sehr, aber das kann Verdienst und Wert des Ganzen nicht herabsetzen. Leichter, freier und vielseitiger als zuvor übersehen wir jetzt die vielverzweigten, tiefdringenden Beziehungen, die Goethes Persönlichkeit, sein Dichten, Denken und Tun mit den verschiedenartigsten Kultur- und Lebensgebieten verknüpfen, und mit bescheidenster Mühe ist es uns jetzt möglich gemacht, im Nu nach diesen abclich geordneten Schlagwörtern festzustellen, wie Zeitgenossen, Ereignisse, Örtlichkeiten, Werke und Taten auf Goethe gewirkt haben, wie er selbst sich mit ihnen auseinandergesetzt, wie er sie künstlerisch bezwungen hat, und welche Stellung wiederum diese seine Schöpfungen und Bekenntnisse innerhalb seiner Entwicklung einnehmen.

Wenn literarische Behandlung ein Maßstab für die Liebe ist, die ein Dichter auch allgemein bei den Lesenden genießt, so steht gegenwärtig keiner in so hoher Gunst wie Eduard Mörike. Zweier Ruhmespfleger erfreut er sich insbesondere, die nicht aufhören, ihn und seine Dichtungen, vor allem seine Lyrik, dem Volke immer wieder ans Herz zu legen. Das sind Walther Eggert Windegg, dem wir u. a. die Herausgabe des Haushaltungsbuches und der Brautbriefe Mörikes verdanken, und Hans Wolfgang Rath, der sich dem Dichter zunächst mehr aus Bücherliebhaberei genähert hat, dann aber auch zum literarischen Verkünder an ihm geworden ist.

Von Eggert Windegg haben wir kürzlich eine überarbeitete Auflage seiner kleinen Mörikebiographie erhalten (Stuttgart, Strecker & Schröder), die lange vergriffen war, in der neuen Gestalt aber, mit dieser Wärme und sicheren Kennerschaft, in dieser glücklichen Beschränkung auf die großen Linien des Lebens und Schaffens, gewiß von neuem viel für das Verständnis der menschlichen und künstlerischen Art des schwäbischen Dichters tun wird. Doch auch etwas Neues von seinem geliebten Poeten hat uns der Unermüdliche gebracht: er hat uns Mörikes »Wispeliaden« erschlossen, drei hinterlassene scherzhafte Dichtungen, in denen die von Mörike und seinen jungen Freunden erfundenen komischen Figuren, der windige unverschämte »Barbier und Professor« Liebmund Maria Wispel und sein grandios flegelhafter Geselle, der »Uchdrucker« (Buchdrucker), auftreten, um mit viel Laune und Witz ihre literarischen Possen zu treiben (»Wispel und seine Gesellen«; ebenda).

Rath hat zwei bisher nur unvollständig überlieferte Briefwechsel Mörikes mit kunst- und herzensverwandten Freunden ihrer Vollständigkeit und Geschlossenheit zugeführt. Der Briefwechsel zwischen Mörike und Schwind, wechsel zwischen Mörike und Schwind, wie ihn 1890 Bächtold gab, konnte nur ein paar Briefe des Dichters beibringen; Rat hat nicht weniger als 21 bisher völlig unbekannte aufgefunden. So greifen nun in seiner Ausgabe (Stuttgart, Jul. Hoffmann; mit 6 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 13 weiteren Beigaben) Brief und Antwort lückenlos ineinander, und wir nehmen teil an dem Freundschaftsverkehr, den die beiden von Kunst und Leben geläuterten Alten sieben Jahre lang pflegten (1863 bis 1870), mit den reinsten Gefühlen, der wärmsten Teilnahme und dem feinsten Verständnis füreinander, obwohl sie im Grunde recht verschieden veranlagt waren. Ähnliche Verdienste erwirbt sich Rath um den Briefwechsel zwischen Storm und Mörike, wenn er die alte, übrigens fast verschollene Sammlung Bächtolds um 17 Briefe bereichert (gewechselt zwischen Storm und Mörikes Witwe) und seine so ergänzte Ausgabe mit einem Viertelhundert bisher unbekannter Bildnisse und andern Beigaben schmückt (ebenda). Bedauerlich ist nur die Unterbrechung der Brieftexte durch erläuternde Klammern: liebe Menschen läßt man hübsch ungestört ausreden; was Herausgeber zu sagen haben, sollen sie bescheidentlich unter den Briefen anbringen.

Dem Jubilar dieser Tage, dem hundertjährigen Theodor Fontane, dem aus dem eigentümlichen konservativ-demokratischen Mischcharakter seiner Persönlichkeit und seiner Dichtung die Aufgabe erwächst, die Brücke der Verständigung zwischen gestern und heute zu schlagen, gilt ein Buch von Conrad Wandrey (München, Beck; geb. 15 ℳ). Es die erste Fontanebiographie zu nennen, geht nicht gut an, denn das Persönliche und Lebensgeschichtliche tritt hier zurück, und auch das Historische läuft nur nebenher; hauptsächlich liegt dem Verfasser daran, das lebendige Gegenwartsbild des Dichters, vor allem des Romandichters Fontane einzufangen und diesem den ihm gebührenden Platz neben Gottfried Keller zu erobern. Das geschieht nicht kritisch zergliedernd und zerfasernd, sondern nachformend und aufbauend, so daß ein frisches und anschauliches Buch zustande kommt.

Unsre Blütenlesen und Auswahlbände, einst durch ihre minnigliche Zartheit verrufen, kleiden sich heute gern in Stahl und Eisen oder spielen den Revolutionär. So hat Peter Hamecher noch vor Kriegsende unter dem Titel »Das Lied vom großen König« das Bezeichnendste von dem zusammenzufassen gesucht, was sich in lyrischer Form um die Gestalt Friedrichs des Großen sammelt: Kunstgesang und Soldatenlied, Stimmen der Bewunderung und der Anfeindung, alles auf das sachliche Ziel hin, den ersten Band eines vaterländischen Lesebuches aus der neuen Geschichte zu schaffen (Berlin, Morawe & Scheffelt).

Ob das Unternehmen nicht in den Anfängen steckenbleiben wird? Jedenfalls sind dem Friedrichssang alsbald die politischen und Revolutionsanthologien nachgestürmt. Eine kleine Auswahl aus unsrer politischen Lyrik von Walther von der Vogelweide bis auf Herwegh und Freiligrath gibt Dr. Owlglaß, der Mitarbeiter des »Simplizissimus«, unter dem von Heine geliehenen Titel »Schlage die Trommel und fürchte dich nicht« (Stuttgart, Strecker & Schröder; geb. 3,60 M). Die ältere Zeit wird recht stiefmütterlich behandelt, etwas eingehender schon die Zeit der Befreiungskriege, am ausführlichsten Reaktion und Vormärz, wo Uhland, Arndt, Dingelstedt, Herwegh und vor allem Freiligrath die Wortführer sind. Ein letzter Abschnitt überschreibt sich »1848 und die Folgen«, bringt aber nur ein paar willkürlich ausgeraufte Disteln und Dornen zu Markte. — Kenntnisreicher und sorgfältiger verfährt Julius Bab in seiner geschichtlichen Auswahl »Die deutsche Revolutionslyrik« (mit Einführung u. Anmerkungen; Wien, Ed. Strache). Hier ist, von Luther und Hutten bis auf Hasenclever und Werfel, die geschichtliche und soziale Entwicklung unsrer revolutionären Lyriker herausgestaltet und dem Mittelmäßigen kaum ein Zugeständnis gemacht. Besonders fesselnd erscheint das Emporkeimen des neuen sozialen Revolutionswillens aus der Kriegslyrik — ein merkwürdiges, fast unheimliches Schauspiel!

Doch auch friedlicheren und lieblicheren Mächten werden noch Kränze gewunden. Fritz Droop gibt eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe (»Mutter«; München, Hanfstaengl). Den deutschen Müttern gewidmet, gliedert sie sich in drei Abschnitte: Deutsche Männer und Frauen an ihre Mütter; Wie die Mutterliebe noch verherrlicht wird; Die deutschen Mütter im Kriege. Nicht alles ist künstlerisch einwandfrei, dafür aber läßt diese »Aristeia der Mutter« (um mit Goethe zu reden) wohl kaum ein Motiv aus dem weiten Gefühlskreise unbesungen.

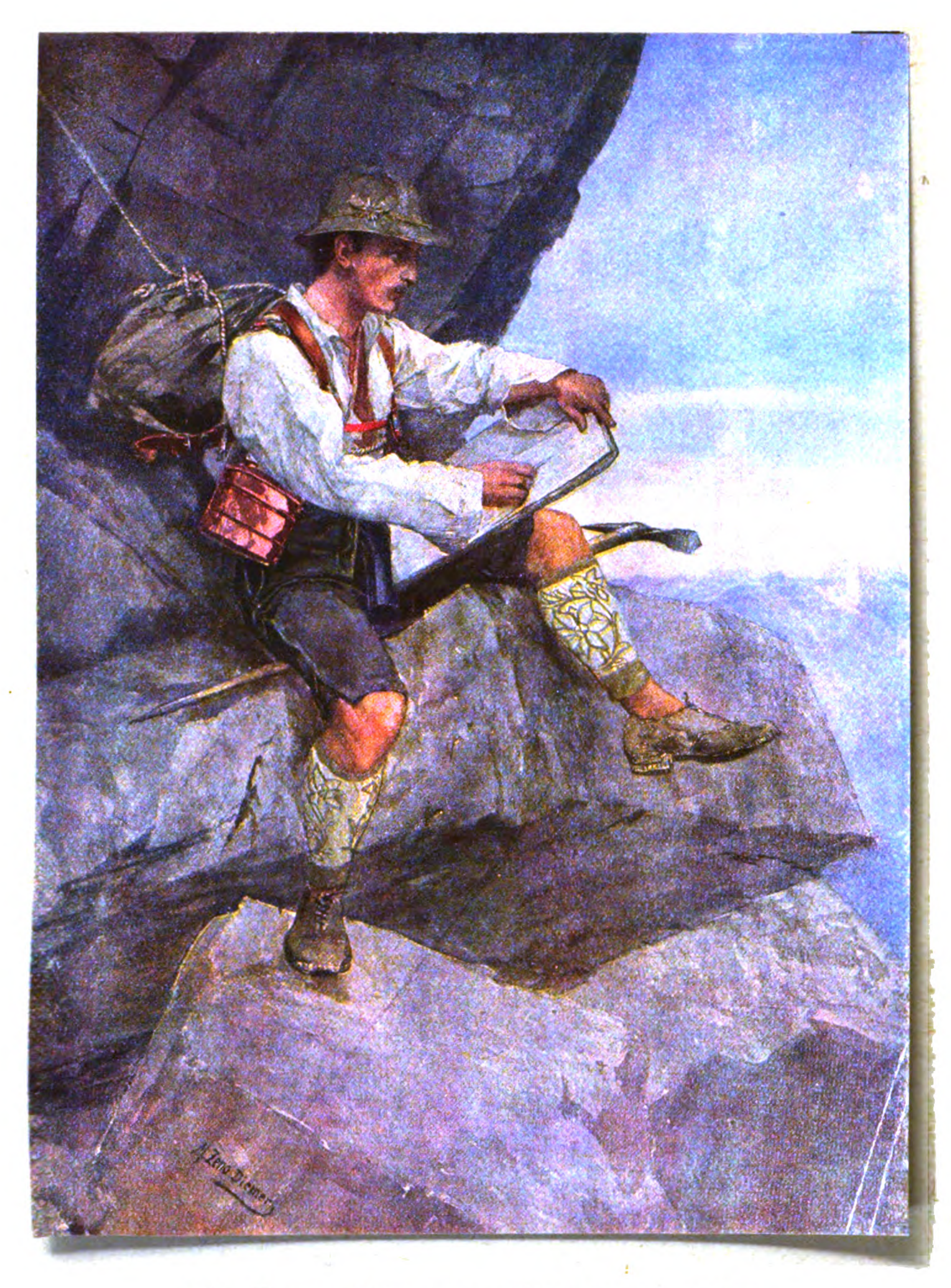
Am fruchtbarsten erweisen sich immer wieder die landschaftlichen Lesen; daran wird auch die neue Zeit nichts ändern. Wie reizvoll und lehrreich, aus der »Flämischen Liederdichtung alter und neuer Zeit«, wie sie uns in guten deutschen Nachdichtungen Heinrich Brühl im Auftrage der Deutsch-Flämischen Gesellschaft geschenkt hat (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag), das völkische Gepräge des unserm niederdeutschen so eng verwandten Stammes zu erkennen und weiter aus dieser ausgesprochenen Volksdichtung flämisches Leben und flämische Geschichte zu lesen.

Noch vertrauter klingt uns ins Ohr und Herz, was die »Lerche« singt, jene Auswahl schwäbischer Lyrik von den Anfängen (Walafrid Strabo um 800) bis auf die Gegenwart (Bruno Frank, Ludwig Knapp), die Ludwig Finckh, selbst ein vollwertiger schwäbischer Poet, gesammelt, geordnet und eingeleitet hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch die Mundart ist hier in zahlreichen Proben herangezogen, und sie vornehmlich sorgt für den Humor, die Grobheit und die Kauzigkeit in dem sonst mehr zur Nachdenklichkeit, Beschaulichkeit, Frömmigkeit und Schwermut neigenden vielstimmigen Konzert der Gefühle und Formen.

Aus Gustav Falkes Gedichten, von denen einige trotz der Feinheit der Form, der Innigkeit des Gefühls und der Melodie der Stimmung zu sehr Früchte der Gelegenheit und des Augenblicks sind, als daß alle auf die Nachwelt kommen könnten, hat der Dichter selbst noch eine Auswahl veranstaltet (Braunschweig, Westermann). Was hier in etwa 140 Gedichten beisammen ist, darf nicht bloß als das Kennzeichnendste und Eigentümlichste, sondern auch als das Reifste und Dauerhafteste dieser so reichen lyrischen Lebensernte gelten. »Ausbruch« nennt man so etwas beim Wein, wenn die süßesten und edelsten Beeren vor den andern von den Stöcken genommen werden. Hier kommt nun aber, den Genuß zu erhöhen, noch das edle, feingeschliffene Gefäß hinzu, in dem der Trank kredenzt wird. Der Band ist nach Papier, Druck und Ausstattung ein kleines Juwel, so bescheiden sich auch die mehr symbolischen als illustrativen Schmuckzeichnungen von C. O. Czeschka dem Wort des Dichters unterordnen. F. D.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien XIX/1, Burkergasse 3. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



M. Zeno Diemer: Gebirgsmaler

(Selbstbildnis des Künstlers)

Zu dem Aufsatz „Alpenreisen deutscher Gelehrter, Dichter und Künstler"
von Dr. Aloys Dreyer



Der Schatz im Acker

Novelle von Heinrich Lilienfein

ine Stunde und darüber saß er nun schon so, die Ellbogen breit auf den Tisch gestemmt und den Kopf mit dem kurzgeschorenen falben Haar zwischen den Fäusten. Bald waren seine Augen geschlossen, ohne daß er schlief, bald blinzelte er durch das offene Fenster über die Straße nach der Ladentür, über der mit dicken Buchstaben »Gemischtwarenhandlung« zu lesen stand. Er konnte dort hinter dem Ladentisch eine hochgewachsene weibliche Gestalt sich bewegen sehen: wie sie mit unerschütterlichem Gleichmut jedem hereintretenden Kunden das seine zuwog und hingab. Eigentlich hätt's ihm eine Freude sein müssen, ihr zuzusehen bei ihrem rüstigen, sicheren Hantieren. Vorher schon hatte er bei ihr im Laden gesessen, in einem Winkel, und sich wohl auch gefreut. Ein tüchtiges, handfestes Mädel war sie doch, die Justine, seine Justin', mit der er jetzt schon an die zehn Jahre »ging«; bloß gerad' die knochige, verschaffte Hand hatte sie ihm geboten, als er gekommen war — seit zwei Jahren im Feld zum erstenmal! — und hatte gleich fortgeschafft und nur zwischenhinein ein sparsames Wort mit ihm gewechselt. Jawohl, zuerst hatte er sich gefreut und sich gesagt, so müss' es sein. Aber dann war ihm doch die Zeit lang geworden, und er hatte sich hinausgedrückt. Jetzt wartete er hier, wie er drüben gewartet hatte …

Die Schatten auf der sonnigen Dorfgasse wurden länger. Bisweilen fuhr ein schwerbeladener Erntewagen vorbei, daß es ganz dunkel wurde in der niedrigen Stube, das Häuslein unter dem Gewicht der goldenen Fuhre erzitterte und ein Duft von Staub und Korn hereinwehte. Je länger je mehr schnürte sich ihm die Kehle zu. Es war Ärger; es war ein dumpfes, weichmütiges Unbehagen, für das er keinen Namen hatte. Da hatten sie ihn hertelegraphiert, weit, weit aus dem Russischen, weil seine Mutter, die arme, müdgeschundene Keinathin, im Sterben sei; schon unter der Erde lag sie, bis er heut' am Mittag angekommen war. Ein paarmal geschluckt hatte er und »So, so!« gemurmelt, wie sie's ihm sagten, und war dann zur Justine gegangen. Nein! Daß sie viel Aufhebens davon würde machen und von seinem Kommen, hatte er nicht vermeint. Jetzt aber war's ihm doch eng um die Brust, so eng, daß er einen ächzenden Laut hören ließ. Am End' war's doch seine Mutter gewesen, und die kümmerliche Stube, in der er aufgewachsen war, war so leer, und drüben, in der anstoßenden Kammer, zu der die Tür offen stand, auf dem schmalen Bett, hatte die Alte ohne ihn den letzten Seufzer getan. Gar so verlassen kam er sich vor. So wortkarg er selber war — er hätte gern einen gehabt, der bei ihm gesessen wäre. Der mit ihm geredet hätte, gar nicht





von der Toten, bloß überhaupt geredet. War die Justine nicht die Nächste? Warum schloß sie ihren Laden nicht zu, machte Feierabend — eine Viertelstunde bloß eher als sonst? Was lag an den paar Pfennigen, die sie heut einstrich statt morgen?

Der Ludwig Reinath rückte auf seinem Stuhl, strich sich über die Stirn. Dann drückte er die Fäuste gegen die Augen, um ja nicht mehr hinüberzublinzeln und zu sehen, wie sie immer und immer wieder so gelassen hinter ihrem Ladentisch wog und waltete. Nicht erst seit heut — seit zehn Jahren wartete er so! Das Warten stand ihm bis an den Hals! So lang' er's schon mit ihr hielt, rechnete die Justine Brahner ihm vor, und immer war's nicht genug für einen Hausstand. Freilich, sein Taglohn war gering gewesen, und er hatte die Mutter mit verhalten — gerad' wie die Justine bis kurz vor dem Krieg ihren siechen Vater mit durchbrachte. Jetzt, wo die beiden Alten tot waren — was sollte sie jetzt abhalten, ein Paar zu werden? Schon dazumal, als ihr Vater verstarb, hatte es Unfrieden gegeben, weil er heiraten wollte und sie dagegen war. Nun, auf der langen Herreise, hatte er's fest mit sich ausgemacht: sie mußten ins reine kommen! Er ging nicht wieder hinaus, ohne daß er wußte: wenn du wiederkommst, wird sie dein Weib! Und dabei blieb er ...

Er ließ die Arme auf den Tisch fallen wie einer, der seines Wollens gewiß ist, und stand auf. Als sein Blick durchs Fenster glitt, war drüben über der Straße die Ladentür geschlossen. Und neben dem Haus vor kam die Justine, eine Sense über der Schulter, und schritt gegen ihn her. Fast erschrocken war er, wie er sie sich plötzlich so nah sah — die hohe, starkknochige Gestalt stramm aufgerichtet und mit den scharfen, dunklen Augen unter dem Kopftuch zu ihm hereinforschend.

»Kommst mit?« Es klang mehr wie ein Befehl denn wie eine Bitte, als sie vor dem Fenster anhielt.

»Willst noch hinaus?« stotterte er verlegen. Es ging ihm nicht in den Sinn, daß sie noch immer nicht Feierabend machen wollte.

»Auf dein' Acker, net auf meinen!« gab sie fast barsch zur Antwort. »Das Korn ist so schon am Ausfallen. Gehst net mit, so schneid' ich's allein.«

»Ich komm schon,« murmelte er. Es war da nichts einzuwenden. Mechanisch ging er aus der Stube, griff im Schuppen nach einer Sense. Als er vor die Haustür trat, war die Justine schon ein Stück Wegs voraus, und er mußte mit seinen kürzeren Schritten sie einholen. Sie waren ein ungleiches Paar, wie sie so nebeneinander hergingen, der Ludwig Reinath und die Justine Brahner. Obschon gut mittelgroß, wirkte neben ihrem hohen und breiten Leib der seinige schmächtig und klein. Und während ihr Kopf steil im Nacken stand, war seiner gesenkt, und seine Augen hafteten am Boden.

Am Ausgang des Dorfes, eh' die Straße auf die Felder trat, lag hinter einer niedrigen Mauer der Friedhof. Die beiden waren schon am Gittertor vorbei, als er anhielt. »Ich wär' noch gern an meiner Mutter Grab, wenn dir's recht ist,« sagte er ungeschickt, wie ein Mann dergleichen vorbringt. Hatte er gehofft, sie würde selber auf den Gedanken kommen?

»Wie d' meinst,« sagte sie trocken, aber mit einem mißbilligenden Runzeln der klaren, ebenmäßigen Stirn. »Ich denk', 's wär' auch nachher noch Zeit, wenn's im Feld dunkelt. Auf 'm Heimweg. Aber wie d' meinst!« Sie machte eine Bewegung zum Umkehren.

Doch nun rückte er den Kopf und ging weiter. Er ließ ihr den Willen. Aber es kam ihn so leicht nicht an. Konnte sie's nicht fühlen, daß ihm die Ehrerweisung für die Tote zunächst am Herzen lag? Sie war halt die Besonnenere. Wie immer. Halb und halb bewunderte er sie drum und war's doch nicht zufrieden.

Als merkte sie jetzt doch, was in ihm vorging, fing sie von sich aus an, von der alten Reinathin zu reden. Vor acht Tagen wär's unvermutet als eine Ohnmacht oder ein »Schlägle« an die Alte gekommen, beim Zeugauswaschen in ihrem Hof, neben dem Schuppen. Des Nachbars Christian, dem Schreiner sein Jüngster, hätt' sie, die Justine, hergeholt — gerad' noch recht, um die Alte aufs Bett zu bringen, wo sie dann von Tag zu Tag weniger geworden sei. Und am Montag, just nachdem der Doktor das Telegramm ins Feld aufgegeben hab', sei sie gegen Abend unverhofft »'nüberduselt«, ohne daß jemand um den Weg war ... Sonder Beiwerk und Gefühlszutaten berichtete die Justine, was sie wußte. Er hörte ihr schweigend zu, während sie durch den hellen Abend

gingen. Die Sonne neigte sich tief zu den Wäldern, die das fruchtgesegnete Land einsäumten. Goldrot schimmerte es in den Haferbüscheln und auf den dicken Kornkolben. Da und dort, weitab von der Landstraße, arbeiteten Menschen im Feld: vereinzelte Laute, die herdrangen, vertieften nur die Stille. Ein Kuhgespann kam den beiden entgegen. Ein Gruß flog ihnen zu, den nur die Justine knapp erwiderte. Er war ganz ins Zuhören versunken. Zwischen wehmütigem Gedenken an die Mutter und der Befriedigung darüber, daß die Justine nun doch von dem sprach, was ihn bedrückte, und so seinem Empfinden begegnete, war sein Herz geteilt.

»Hast dich schon umg'sehen im Häusle?« brach sie jetzt ihr Erzählen ab, und ein seitwärtiger Blick, den er nicht beachtete, streifte aus den grauschwarzen Augen zu ihm hin.

»Was gibt's da viel zu sehen?« fragte er mit zerstreutem Verwundern. »Meiner Mutter ihre paar Habseligkeiten kenn' ich eh' schon lang. Eher ärmer statt reicher könnten ein' die machen!«

»Sag' des net!« Sie zog die Sense fester an die Schulter. »Was so 'n alt's Weib ist, hat seine Heimlichkeiten. Vielleicht war se so arm net, als du denkst!«

Ehrlich verdutzt sah er zu ihr auf. »Des sagst net im Ernst, Justin'!«

»In Geldsachen trau' ich keiner net, und kein'm, daß d's weißt!« erwiderte sie eifrig. »Auch deiner Mutter net! Der Schwegler-Jakob von Grasfurt, der G'schwisterkind ist mit ihr —«

»'n Windbeutel ist der sell, 'n Schelm und Leutverhetzer —«

»Aber zu deiner Mutter Leich' ist er doch 'rüberkommen! Und 'n Kranz hat er auch spendiert. Und der dümmste ist der lang net und kennt dein' Mutter von Kind auf. Er sagt, gar wohl könnt' se ihr Verspartes haben — so dürftig se sich gehalten hätt' und so viel g'jammert! Und wir sollten uns bloß aufs Suchen verlegen!«

Sie waren, von der Landstraße ab, einen kurzen Grasweg entlanggegangen und hielten jetzt an einem spitzwinkligen Äckerlein, das in eine schattige Bucht des nahen Buchenwaldes sich einschmiegte. Kopfschüttelnd lehnte der Ludwig sich gegen seine Sense. Die hellbraunen Augen standen noch staunend in dem arglosen, runzligen Bauerngesicht, während die Mundwinkel unter dem dünnen Bärtchen sich niedersenkten. »Und des glaubst du, Justin'? Von so ein'm läßt du dich ans Narrenseil nehmen?«

»Ich glaub, was ich mag, hörst?« Die Justine riß barsch die Sense von der Schulter, daß sie gegen den Boden fuhr. Eine verkniffene Schärfe entstellte ihr längliches Gesicht, und ein rechthaberischer, zürnender Glanz schoß aus ihren Augen. »Mich führt so leicht keiner am Narrenseil, aber vielleicht dich! Dein' Mutter in Ehren. Ich sag' nix über die Toten. Bloß —« Ein vielsagendes Lippenrümpfen vollendete ihren Satz. Dann schritt sie hinein in das Dinkelfeld und ließ mit mächtigem, wie grollendem Schwung die Sense gehen, daß die Halme fielen und sanken.

Untätig, wie geschlagen von ihren herben Worten, sah er ihr zu. Und sah doch nichts, denn die Augen brannten ihm — so heiß stieg es ihm von der Brust auf, bis unter's kurze fahle Haar. Auch den Halsriegel riß er noch auf am feldgrauen Wams, streifte sich's vollends ab und warf's an den Feldrain. Daß sie das von seiner Mutter glauben konnte, um deren blutsaures Darben und Hungern er wußte, so weit sein Denken reichte! Daß sie — und wie sollte er's anders verstehen? — der Alten übers Grab hinaus ansann, auch ihn, den eignen Sohn, mit ihrem Geiz hintergangen zu haben! Ihn, für den die Mutter sich bis zuletzt abgerackert hatte, um ihm — keine vier Wochen waren's her — noch ein Päcklein hinauszuschicken, seinem Verbieten zum Trotz! Er fühlte, wie die Empörung und das wehe Unbehagen, das er schon zuvor daheim, im leeren Haus empfunden hatte, ihm die Augen feuchten wollte. Da riß er sich zusammen, packte die Sense und tat's mit Mähen der Justine nach, die schon tief im Acker schwang und fällte.

Rot schwand die Sonne des heißen Sommertags hinter den Buchenwipfeln hinunter. In leuchtender Milde spannte sich der Abendhimmel. Aus dem Wald zog ein frischer, erquickender Hauch her, streichelte die erhitzten Stirnen, trieb ein verliebtes Gewimmel weißer Schmetterlinge vorüber. Während die Justine unbeirrt und ohne Rast fortarbeitete, hielt Ludwig Keinath oft und öfter inne und sah verstohlen zu ihr hin. Sein Mißmut war verraucht. Auch der letzte Rest verging ihm, wie er sie so schaffen und schreiten sah, ragend in Kraft, mit weitausladenden Ge-

bärden. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten: dunkel und dicht legte sich das Haar um das strenge, geschlossene Gesicht mit den gebräunten Wangen und den herrschenden, sicheren Augen. Nun war's wieder der Stolz, der sich in ihm regte. Wo fand er eine, die so, ohne Ermüden, von Morgen bis Abend sich umtat und rührte? War's nicht sein Acker, sein kümmerliches Erbteil, das sie selbstverständlich, als wär's ihr eigen, mitbebaute und miterntete? Und wenn sie, in fälschlichem Übereifer, nach verborgenen Schätzen spürte — dachte sie bloß an sich? War's nicht ihrer beider Wohl, nach dem sie begierig war? Ein sanftes, reuiges Gefühl überschlich ihn. Sehnsüchtig wartete er auf den Augenblick, da sie sich in ihrer geteilten Arbeit treffen mußten.

Sie kamen sich nahe. Er ließ die Sense ruhen, rührte an ihren Arm.

Sie sah flüchtig über ihre Schulter. Ein Lächeln, halb Triumph, halb versöhnliche Verschmitztheit, huschte um ihren Mund. »Als weiter! Was hältst Maulaffen feil? Noch ist net Feierabend!« Sie deutete auf den schmalen Winkel, in dem die Halme noch aufrecht standen. Doch klang es ihm gut in die Ohren. Eine Verheißung. Feierabend! Einmal mußte es doch Feierabend werden, und dann war seine Zeit. Dann wollte er reden, und sie würde zuhören, und sie mußten einig werden, wie er sich's vorgenommen hatte ...

Vom Kirchturm her, der allein vom ganzen Dorf aus den Obstbäumen sich reckte, läutete gerade die Betglocke, als die zwei einsamen Mähder die Sensen sinken ließen über dem geschnittenen Korn. Es dämmerte. Eine Fledermaus schoß, ihnen zu Häupten, durch die verblassende Luft. Die Justine hatte nichts dagegen, daß ihr der Ludwig den Arm um die Hüften legte und sie mit sich auf den nahen Waldrain, unter die tiefhangenden Buchenzweige zog. Auch als er dort die Arme dichter um sie legte und mit Küssen ihren Mund suchte, ließ sie's geschehen. In der Ermattung nach der ruhelosen Arbeit des Tages, umflossen von der sinkenden Dämmerung, die hinter ihnen im Wald schon fast zur Nacht gediehen war, fühlte auch sie, wie wohl es tat, einen Augenblick ohne Besinnen sich im Arm eines andern zu bergen, und eine Ahnung des Hingebens zitterte durch ihre spröde Natur. Erst nach einer Weile drängte sie ihn nicht unsanft von sich.

»Jetzt sind Dummheiten genug g'macht,« erklärte sie, sich aufrichtend. »Jetzt laß uns was G'scheites reden, wenn d' was weißt!«

»Grad' was G'scheites weiß ich,« meinte er herzhaft. »Eigentlich hab' ich schon damit ang'fangen, Justin', und ich mein', du könntst mich zur Hälft' schon verstanden haben!«

»Net daß ich wüßt',« gab sie kurz zurück.

Sie gingen, wie in stillem Einverständnis, Seite an Seite auf einem Holzweg tiefer hinein in den nächtigen Wald, und sein Arm lag wieder zutraulich um ihre Hüfte. Ihre ungewöhnliche Nachgiebigkeit und das friedliche Dunkel unter den alten Buchen, in das kaum ein ferner Stern zaghaft hereinblitzte, mehrten seinen Mut. Er sprach von dem festen Vorsatz, mit dem er hergereist sei, und der sich ja mit ihrem eignen Wünschen treffen müsse: des Wartens sei's nun genug. Nun sie beide alleinstünden in der Welt, sei's Zeit, Mann und Weib zu werden. Nicht wieder ins Feld wolle er, ohne daß sie eine bestimmte Frist sich gesetzt hätten und über das Aufgebot einig geworden seien. Wenn er, noch vor dem Frühjahr, wieder auf Urlaub käme, sei's zum Hochzeitmachen!

Er verwunderte sich selber, daß er sich so keck und flüssig aussprechen konnte. Praktisch redete er, wie's sein mußte: den Kaufladen, der nicht nach seinem Sinn war, möge sie behalten, bis der Krieg vorbei sei; verkaufe sie ihn dann, und er lege dazu, was er aus dem Haus seiner Mutter — so baufällig es sei — zu erlösen hoffe, könnt's wohl zum bescheidenen Hausstand langen, wenn er nebenher noch fleißig auf Taglohn gehe. Bloß das »Nebeneinanderherlotteln« — jahraus und jahrein, nicht ledig und nicht verheiratet, das vertrüg' er nicht länger! Das müßt' ein End' haben!

Der Holzweg, den sie hinschritten, trat auf eine Lichtung. Unweit stand ein weißer Stein, und zwei Straßen, die aus dem Wald herliefen, kreuzten sich dort. Danach hieß die Kreuzung der »Weiße Stein«. Auch der Forst schied sich dort in Laub- und Nadelwald. Unter einer hohen Tanne war eine Bank, auf die sie sich setzten: man sah von da über die eine Straße fort, wie sie, von den dunkelmassigen Bäumen gesäumt, bergan stieg und unter dem blauen, sternüberrieselten Nachthimmel weiß und unendlich in die Unendlichkeit zu verlaufen schien.

Noch immer schwieg die Justine, während



er sein Herz ohne Rückhalt aufschloß. Von dem Leben im Feld erzählte er. Er war als Fahrer bei einer Kolonne. Vom Dienst, von den Kameraden, von der großen Einsamkeit im fremden Land. Die Sehnsucht nach einem Heim, an das er denken konnte, zitterte scheu unter seinen ungelenken Worten. Noch nie hatte er, der verschwiegene Bauer, sich vor sich selber, geschweige vor einem andern, so bloßgelegt wie hier in der verschwiegenen Sommernacht.

Ein Raubvogelruf, tief aus den Tannen, nachthaft-unheimlich, war das einzige, was mitunter seiner drängenden Stimme Antwort gab. Da unterbrach er sich endlich. Er suchte, fast ängstlich geworden, ihr Gesicht, das ihm der Schatten unter der Tanne verbarg.

»Und du? Was meinst jetzt du?« fragte er beklommen. »Red' du auch einmal, Justin'!«

»Ich lass' dich halt so daherschwätzen ... Wie ein Brunnenwasser hört sich's in der stillen Nacht da und schläfert einen ein!« Gleich einem gutmütig-gelassenen Lachen begleitete es ihre Rede.

»Ich red' aber im Ernst, du!« Er preßte ihre Hand hart zwischen seinen Fingern, wie zur Bekräftigung. »Und ich möcht' eine Antwort!«

»Ich will's halt überlegen,« kam's ausweichend zurück.

»So kommst mir nimmer aus, Justin'! Überlegt ist's g'nug — zehn Jahr lang. Ich brauch' eine Antwort!«

Eine Pause folgte, während der nur sein hastiger Atem laut war.

»Und wenn ich ja sagen möcht', und wir täten uns zusammen im Frühjahr, und der Krieg wär' net aus, und du kämst um draußen, und ich säß' als Wittib da und gar mit einem Kind — — meinst, da wär' eine Überlegung drin?« Ihre Worte fielen, eins ums andre, klar und hart und ohne Aufgeregtheit, lauter schlagende, unwiderlegliche Vernünftigkeit.

Der Ludwig ließ ihre Hand los. Er krümmte sich in sich zusammen wie vor einem körperlichen Schmerz. Das Vernünftige — er begreift es wohl — und doch geht's ihm, ein eiskalter Stich, durch und durch. Als wär's gar nicht die Ungunst eines gedachten Schicksals — als wär' sie's, die Justine, die ihn mitten heraus aus dem verlangenden, liebebedürftigen Leben zum Tod brächte mit ihrem »Und du kämst um da draußen ...« Wenn sie das kann, mit dürren Worten, heut' und in so einer Stunde, wie ist's dann beschaffen um ihre Liebe zu ihm? Wenn sie schon recht hat, hundertmal recht mit ihrer Besonnenheit gegen seinen Unverstand — ja, wie steht's um ihre Liebe?

Die Justine merkte nichts von dem, was in ihm vorging. Jetzt war sie ins Reden gekommen, und wie vorhin seine dringende, sehnsüchtige, so herrschte jetzt ihre klare, scharfe Stimme. Unerbittlich rechnete sie ihm vor und widerlegte seinen Leichtmut, Posten um Posten, mit ihren Zahlen. So viel brachte ihr der Laden; so viel trugen ihre drei Felder; so viel hatte sie erspart: das war ihr Zubringen. Und er? Selbst wenn er heil aus dem Krieg zurückkam, fand er gleich einen auskömmlichen Taglohn? Sein mütterliches Häuschen, die wacklige Hütte — noch nicht das Salz an die Suppe würd's ihm eintragen! War das dann ein Leben, um das sich das Heiraten verlohnte?

Und ich denk', du hast mich auch gern! Ein bißle bloß gern, hätte er rufen mögen. Aber der Ruf erstickte in seiner Brust, ehe er die Lippen auftat.

»Ja, wenn auch du dir was hättst versparen können!« fuhr sie in ihrem geschäftlichen Eifer fort. Sie sah gar nicht nach ihm hin. Sie sprach nur immer vor sich hinaus, so war sie besessen von ihrer rechnenden und rechtenden Gier. »Wenn — ich sag's wieder — deine Mutter uns einen Sparpfennig hinterlassen hätt'! ... Und ich geb's noch net auf! Gewiß hat sie was versteckt! Oder hat's auf einen Zettel geschrieben, wo sie's versteckt hat! Ich hab' mich bloß noch net recht können dahintermachen. 's ist einem auch zuwider, so lang das Tote im Haus liegt. In den Schubladen, weißt! Im Schuppen kann's versteckt sein, auf'm Dachboden — oder vielleicht, manche tun's jetzt, sie hat's vergraben — im Kartoffelgarten hinterm Haus oder im Acker ... Bloß suchen heißt's!« Ihre Augen fieberten. Die starken Hände krampften sich auf und zu. Sie hatte alles um sich vergessen.

Von der Seite sah er sie an, mit weit offenen Augen. Wie eine Wildfremde erschien sie ihm jetzt. Er rückte von ihr weg. Leibhaftig sah er sie durch das Haus geistern, in der Kommode wühlen, den Boden abklopfen, die Erde aufgraben — bei den Kartoffeln

hinterm Haus und draußen im Acker ... »Ja, ja — im Acker — hast recht — dort wird ſe's vergraben haben — bloß suchen heißt's!« Er sagte es mit einemmal laut von der äußersten Bank her, mit einer fremden, eisigen Stimme, die gar nicht aus ihm zu kommen schien.

Die Justine horchte auf, nickte wie jemand, der sich verstanden glaubt und zugleich in einem überstürzten Gedankenlauf anhält und umkehrt. »Ich sag' bloß, überlegt will's sein mit dem Heiraten. 's pressiert mir halt net so unvernünftig wie dir, Ludwig!« Sie wandte den Kopf nach ihm, streckte die Hand aus ... Sie sah und sie griff ins Leere. »Ludwig, wo bist denn?« Sie meinte Zweige knacken zu hören, irgendwo im Gebüsch. »Ludwig! Was gibt's denn? Ludwig!« Sie stand auf. Weiß lagen die sich kreuzenden Straßen, weiß und leer unterm Sternhimmel. Dort — huschte dort nicht ein Schatten, im Zickzack, auf der Straße, die bergan stieg und in die Unendlichkeit zu verlaufen schien? »Ludwig!« Zornig klang es ein letztes Mal durch die einsame Nacht ...

Jetzt war's ihr über den Spaß. Wenn ihm nach Narrheiten der Sinn stand, ohne Anlaß und Zweck — ihr nicht. Mocht' er sie suchen — sie suchte nicht ihn. Wohl zuckte es ihr durch den Kopf, sie könnte was Unrechtes gesagt und ihn bös gemacht haben. Seine eigne Schuld war's, wenn er so dumm war und kein vernünftiges Wort hören konnte!

Furchtsamkeit war ihre Sache nicht. Mit großen, festen Schritten ging sie den Holzweg hin, den sie gekommen waren, trat aus dem Wald. Eine breite rötliche Scheibe, hob sich der Mond über dem fernen Kirchturm herauf. Der Acker lag, wie sie ihn verlassen hatten, mit seinem gemähten Korn im Winkel der Buchen. Bedächtig nahm sie ihre Sense und, in einer mehr haushälterischen als gutmütigen Anwandlung, auch die seinige. Mit einem eigentümlichen, spürenden Blick streifte sie den Acker, trat den Heimweg an. Bah — der Ludwig! Früh genug würd' er morgen bei ihr in den Laden treten und den Bubenstreich ihr abbitten ...

Der Morgen kam, und die Justine Brahner stand in ihrem Kaufladen, wog und rechnete wie jeden Tag. Der Ludwig Keinath kam nicht. Als die Stunde vorschritt, sah sie manchmal neugierig hinüber nach dem kleinen Haus über der Gasse. Er hatte die Läden zugesperrt. Wie lang' wollt' er wohl noch schlafen? Ihr konnt's gleich gelten. Einmal kam er doch und bettelte um gut Wetter.

Es wurde Mittag, und die Fenster öffneten sich nicht. Die Justine wog und waltete weiter, aber je länger, je öfter huschte es doch wie Unruhe über das strenge Gesicht, und die starken Arme schafften nicht ganz so gleichmäßig wie sonst. Doch erst nach Feierabend und wie zufällig ging sie hinüber, pochte an einen der Läden. Nichts regte sich dahinter. Sie ging an die rückwärts gelegene Haustür, klinkte. Verschlossen ...

Über die Hecke des Kartoffelgärtleins rief die Nachbarin, die Frau des Schreiners, sie an. Ob sie denn nicht wisse, daß er fort sei, der Keinath-Ludwig?

»Wohin — fort?« fragte die Justine.

»Halt wieder ins Feld! Mit dem frühsten!« lautete die Antwort. Der Haist, der Schlossertoni, wie er, um Hufeisen zu holen, nach Sonnenaufgang über Land gefahren sei, hab' ihn noch gesehen. Da sei der Ludwig schon hinter der Mauer, auf dem Friedhof, bei seiner Mutter Grab gestanden — mit dem Tornister auf dem Buckel.« Hätt's net dacht, daß er's so kurz macht!« schloß die Schreinersfrau mit einer lauernden, schadenfrohen Bedeutsamkeit.

Eher hätte sich die Justine die Zunge abgebissen, als daß sie ihr erschrockenes Staunen sich hätte anmerken lassen. Aber während sie umkehrte, schaffte und kochte es in ihr. Fort! Ohne Abschied! War's denn nur möglich? ... Oh, wenn das wahr blieb, das vergaß sie ihm so bald nicht! Konnte sie dafür, daß er den Ernst und die Vernunft nicht vertrug? So ein Narr! So ein Dickkopf! So ein Heimtücker! Bloß erst schreiben sollte der wieder aus dem Feld! Bloß erst um Verzeihung kommen, wenn's ihm leid wurde! ...

Aber er schrieb nicht. Die Tage vergingen einer um den andern. Das Korn war schon gedroschen. Die Kartoffelernte ging zur Neige. Die Justine stand wie immer tagsüber hinter ihrem Ladentisch. Des Abends ging sie ins Feld — aufrecht, mit großen Schritten. Niemand sah ihr im verschlossenen Gesicht eine Veränderung an, im sicheren, handfesten Gehaben. Auch des Keinath Acker am Buchenwald hatte sie längst wieder bestellt, wie sonst, und mit Wintergerste angesät. Das hätte sie nun schon so in der Gewohn-



heit. Und einmal würd' er ja doch schreiben ...

Aber er schrieb nicht. Es ging in den November, und der Briefträger gab noch immer keinen Feldpostbrief im Kaufladen ab. Da kam ein seltsames Gerede auf im Dorf. Die Kinder brachten's zuerst vom Holzholen mit, aus den Buchen. Die Brahner-Justine sei dabei, des Keinaths Acker am Wald umzugraben, wo schon die Wintergerste handhoch aus dem Boden sei. Bis in die späte Nacht grabe und grabe sie ... Die Erwachsenen wollten's nicht glauben. Aber als der Justine ihr Laden einen Nachmittag und noch einen vor der Zeit geschlossen war, machte der und jener einen Umweg zu des Keinaths Acker. Und da stand wahrhaftig die Justine. Der Wind, der rauh über die rostigen Buchen herblies, zauste ihr dunkles Haar. Mit gespreizten Beinen, den breiten Rücken gestrafft, schwang sie die Hacke, der jungen Saat zum Trotz, und riß ungestüm die Erde auf. Mitunter, wenn der Schlag auf einen Stein traf, horchte sie auf, beugte sich gierig vor, wühlte mit den Händen, als gelte es einen Topf mit goldener Last zu bergen. Dann hob sie von neuem an, doppelt zäh und leidenschaftlich, und riß den unschuldigen Boden auf ... Die, die ihr fernher zusahen, schüttelten den Kopf: es stimmte; es war nicht richtig mehr mit der Brahner-Justine ...

Am Freitag in der gleichen Woche ließ der Schultheiß die Justine zu sich kommen.

»Was ist's mit dir, Justin'? Grabst, so lass' ich mir sagen, dem Keinath sein' Waldacker um, nachdem d' eben erst selber d' Wintergerst' eingesät hast?« Der Schultheiß sah sie mit einem Gemisch von Neugier und Vorwurf an.

»'s ist mein' Sach, was ich sä' und grab'!« gab sie, an ihm vorbeiblickend, finster zurück.

»So lang's kein Ärgernis gibt — länger net! Sonst freilich kannst machen, was d' magst. Der Acker wird ja der deinig' jetzt!«

Nach den letzten Worten, die er geflissentlich betonte, strichen ihre Augen verständnislos über ihn hin.

Der Schultheiß nahm allerhand Papiere von seinem Tisch auf und tat ihr im Amtston zu wissen, daß vom Kriegslazarett in X eine Bescheinigung eingegangen sei, wonach der Wehrmann Ludwig Keinath an den Folgen einer durch Fliegerbombe verursachten Verwundung verstorben sei. Beigelegt war ein vom Kriegsgericht beglaubigtes Schreiben des Inhalts, daß der pp. Keinath das Seinige rechtsgültig der Justine Brahner im Fall seines Ablebens vermache. Das Schreiben reichte der Schultheiß ihr hin.

Die Justine hielt es in der Hand, ohne drin zu lesen, und blieb stehen wie jemand, der auf Weiteres erst noch harrt.

»Was fehlt noch?« fragte der Schultheiß, nicht allzu freundlich.

»Ist's auch wahr, daß er tot ist?« sagte sie mit einer seltsamen Hast und das »tot« mit scheuem Widerwillen vorstoßend.

»Guck selber!« Er hielt ihr den Totenschein unter die Nase.

Sie las lange. Ungläubig wiegte sie den Kopf zwischen den Schultern und ging. Also tot war er — der Ludwig ... Also wieder hat sie recht behalten, ist das erste, was sie denkt, wie sie überhaupt zu denken wieder anfängt. Was hätt's ihm nun geholfen und ihr, wenn sie auf sein Betteln wär' eingegangen, und sie die Eh' ausgemacht hätten? Und was ihn jetzt getroffen hat — wenn's ihn später, nach der Hochzeit, überkommen wär' — wieviel schlimmer wär's noch gewesen! Jawohl, recht hat sie gehabt ...

Auch an diesem Tag, aber erst gegen Abend, machte die Justine sich ans Graben. Sie grub sogar noch zäher und heftiger als sonst. Mit einer wahren Wut riß sie auf und um, was noch nicht umgerissen war vom Acker — von ihrem Acker. Aber als es dunkelte und der Wind mit Stöhnen über den Wald fegte und mit welkem Laub sie ins Gesicht schlug, fuhr sie auf wie aus einem Traum und warf die Hacke von sich wie einer, der sagt: Einmal und nicht wieder .... Und langsam schritt sie den Buchen zu, ganz langsam hinein in den Wald, den Holzweg hinunter. Es war eine kühle, klare Nacht. Tausendfältig funkelten die Sterne durchs kahle Astwerk. Am »Weißen Stein«, wo die Straßen sich kreuzten, stand die Bank unter der Tanne. Dort setzte sie sich und schaute und schaute, die weiße Straße hinan, die in die Unendlichkeit zu verlaufen schien. Auf der hatte sie in der warmen Mitsommernacht den Schatten des Ludwig Keinath sich entschwinden sehen ... Was hinter ihrer steilen, rechthaberischen Stirn vorging, wer vermöchte es zu erraten! Wartete sie auf den, den sie so lange hatte warten lassen? Sie war daran verzweifelt, den Schatz im Acker zu finden.

Ahnte sie, daß sie um dessentwillen den größeren Schatz, der seine Liebe war, verschmäht und verloren hatte? Hatte doch nicht sie recht behalten, sondern er?

Wochen vergingen und Monate und Jahre. Die Justine Brahner stand in ihrem Laden wie immer, wog und rechnete und gab ihre Waren hin. Und nach Feierabend bestellte sie ihr Feld. Sie war ganz wieder die alte. Und doch schüttelten die Leute im Dorf, wenn sie's nicht sah, die Köpfe. Und wenn einer fragte: Warum?, sagten sie in ihrer eigentümlich bildhaften Sprache, mit einem geheimnisvollen Raunen: »Des Nachts geht sie in die Wälder, die Justin'!« Das hieß, daß ihrem Geist nicht zu trauen war, obschon es unter Tags keiner erriet. Aber der und jener hatte sie gesehen, wenn er spät noch, im Dunkeln, unterwegs war und am »Weißen Stein« vorbeikam: da schritt ihre große, starkknochige Gestalt aufrecht den Holzweg her, oder sie saß steif und steil auf der Bank bei der Tanne und schaute aus, immer aus, der weißen Straße nach, in die Unendlichkeit ...

Schill

Stralsund! — Im Häuserschatten ein Stein,
Ein Puppenwagen rollt darüber hin,
Und eine helle Kinderstimme singt ein altes Kinderlied. —
Meerwärts aus naher Kirchturmluke dröhnt
Die Glocke. —
„Weißt du denn, was du singst, du deutsches Kind?
Du singst ein deutsches Lied! —
Doch, weißt du, wem du's dankst, daß du es singen darfst,
Und kennst die Stelle du, auf der du stehst?
Hat dir Großmutter nie erzählt von jenem Mann,
Der feststand, als Europa wankte? —
Als Generäle, Hunden gleich, schweifwedelnd vor dem Korsen krochen,
Als eine Festung nach der andern fiel,
Erstarrt vom Blick des Schlangenbändigers,
War er der Einzige, der diesen Bann durchbrach,
Der Erste, der den Weg zur Freiheit wies,
Nur er allein! —
Allein sein, Kind, ist schwer.
Wer solche Taten tut, ist stets allein,
Denn solche Tat, sie spricht:
Siegst du, bist du ein Gott, ist ew'ger Lorbeer dein,
Doch — siegst du nicht — bist du ein Marodeur!

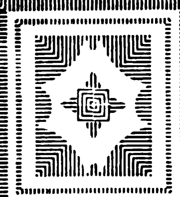
Er siegte nicht. Er fiel. Achtlos zerfetzt
Von fränk'scher Übermacht brach er zusammen.
Sieh her — sein Name steht auf diesem kleinen Stein —
Der Name Schill!
Dein Puppenwagen fährt nun drüber hin,
Und deine ahnungsvolle Kinderstimme singt:
Wir treten auf die Kette."

H. von Hippel





Gertrud Zuelzer: Auf dem Balkon





Der Expressionismus im Spiegel der Zeit

Von Otto Linck

Eine neue Kunstrichtung, die, aus dem Urgrund des schöpferischen Lebens eines Volkes, ja der ganzen gebildeten Welt auftauchend, mit zwingender Gewalt alle Gebiete der Kunst, weite Kreise der Künstler erfaßt und erregt, gibt stets zu denken. Sie ist irgendwie Notwendigkeit, Ausdruck und Sehnsucht der Zeit, aus der sie herauswuchs. Dies gilt heute in hervorragendem Maße für die neue Kunst des sogenannten Expressionismus. Wer daher sein Erscheinen und seinen Sinn in Beziehung zu unsrer dunkel gärenden Zeit betrachten will, dem werden sich überraschende Einblicke eröffnen nach beiden Seiten hin, einmal in das Wesen und die Grundlagen, ja in den Wert dieser zunächst so seltsamen Kunst selbst, anderseits in die sinnlos scheinende Wirrnis der politischen und sozialen Kämpfe der Gegenwart; und er wird daraus das Gewordene mancher heutigen Zustände erkennen aus künstlerischen Offenbarungen, wie sie schon vor und in dem großen Krieg ertönten und — mißverstanden wurden.

An Programmen und Reklamen für den Expressionismus fehlt es gewiß nicht, rührige Verleger sorgen dafür zur Genüge. Es gibt auch kluge Bücher über ihn, aber noch mehr solche, aus denen kein Mensch klug wird. Denn wenn sich über seine auf den ersten Blick fremdartigen, ja sinnverwirrenden Schöpfungen auch noch ein gesuchter, geschraubter Ergründerstil breitet, so ist die Wirkung auf den unverbildeten Leser meist wahrhaft verblüffend.

Es soll hier vorwiegend vom literarischen Expressionismus die Rede sein; unschwer und lohnend wird der Kenner gleichgerichtete Züge in der bildenden Kunst und der Musik verfolgen können. Und von drei verschiedenen Seiten soll die Betrachtung des einen, untrennbaren Gegenstandes ausgehen: vom Sinn und Gedankengehalt, der die neue Kunst schuf und trägt, von der dadurch bedingten neuen Form und Sprachsetzung, und endlich von den zahllosen Berührungspunkten dieser Kunst mit der Politik und der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung unsrer Tage. Dabei wird es sich herausstellen, daß der Expressionismus, aus geistigen Nöten und Forderungen entstanden, nicht nur Verkünder, sondern bewußter Vorkämpfer einer völligen Umwertung unsrer ganzen Lebensverhältnisse ist.

Was den Expressionismus von vornherein von der Kunstauffassung der vergangenen Zeit scheidet, ist letzten Endes die andre Idee, die veränderte Welterfassung und Weltanschauung, die hinter ihm steht. Der Impressionismus, aus dem der Expressionismus übrigens nicht einmal gegensätzlich herausgewachsen sein will, gab, roh ausgedrückt, Schilderung eines bestimmten Augenblicks einer Tatsächlichkeit, im besten Fall schuf er so durch die Macht der dichterischen Persönlichkeit eigen und einmal, groß und klar geschaute Bilder; der Expressionismus sieht die augenblickliche Tatsächlichkeit nicht mehr, er will hinter die zufällige Erscheinung der Dinge, der Menschen dringen und sucht so das Wesentliche der Dinge selbst: die Seele, das Unfaßbare, das rein Erfühlbare. Er ist so im höchsten Grade intuitiv, wo der Impressionismus diskursiv verfuhr. Wer nun freilich der philosophischen Überzeugung ist, daß die »Idee« Platons die Grundlage und das Ziel aller künstlerischen Gestaltung bildet, der wird hier zwei Wege zum gleichen Ziel wahrnehmen, einen über die Anschauung und einen über die Spekulation. Beide haben aus der menschlichen Natur heraus ihre Berechtigung, beide führten schon zu Kunstwerken von tiefstem Wert, beide Wege müssen sich wohl, wie Parallelen im Unendlichen, im Ziel der gemeinsamen Idee schneiden, und das Genie, das der Idee am nächsten kommt, mag manchmal auch die beiden Wege gleichzeitig sehen. Die Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver, harmonischer und dämonischer Kunst, die auch schon vorgeschlagen wurde, drückt denselben Gedanken aus, läßt aber noch manche Lücke und manchen Übergang.

Der Expressionismus jedenfalls ist spekulativ oder, wenn man so sagen will, dämonisch, subjektiv. Was der überwundene Naturalismus noch bis ins kleinste als wichtig und wesentlich hatte schildern wollen, was der Impressionismus fortschreitend zum persönlich erlebten, großzügigen Bild- und Gefühlseindruck in sich aufgenommen und komponiert hatte, diese Vielheit der gegenüberstehenden realen Welt wird vom Expressionismus nicht mehr gutgläubig und beglückt als bestehend hingenommen, sie wird leidenschaftlich durchdrungen und durchstoßen, bis schließlich das Äußere nur noch als Stückwerk den geistigen Kern umgibt; »nicht Erschütterungen der Sinne, sondern Erschütterungen der Seele« will der Expressionismus geben. Das Wesen aller Dinge liegt also wieder im Menschen selbst, nur in seinem Bewußtsein formt sich diese ganze Welt mit allen



ihren Erscheinungen. »Die Welt fängt im Menschen an«, sagt daher Werfel einmal; und »uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen« ist die Umkehr des Satzes. Die Weltanschauung des Expressionismus muß aus dieser Erkenntnis heraus als eine ausgesprochen idealistische bezeichnet werden. In der künstlerischen Erfassung führt dieses Gefühl aber von der Expansion, dem Verlorengehen an die Vielheit der Dinge, zur Konzentration, und zwar zur Konzentration auf das Ich. Der Expressionist schildert, malt, beschreibt daher diese Außenwelt nicht mehr, er erlebt unmittelbarer von innen heraus, er hat Gesichte, Phantasien, mystische Visionen, Rausch und Ekstasen. Und unbeirrt durch Erfahrung und Realität weitet sich seine Sehnsucht oft über Raum und Zeit hinaus zu Gott und Ewigkeit.

In dem Augenblick, in dem der Expressionismus die Welt, den Inbegriff des »Außerichs«, als ein Rätsel empfand, war auch sein Verhältnis zur Natur ein völlig andres als das bisher gewohnte, wie es sich in der deutschen Dichtung am höchsten in Goethe verkörperte. Oskar Walzel hat dies im vierten Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft eingehend nachgewiesen. Die Liebe zur Natur, die zärtliche Natureinfühlung Goethes versteht der Expressionismus nicht mehr, für ihn ist die Natur etwas Fremdes, und zwar etwas Fremdes, das sich ihm drohend aufdrängt und vor dem er eine unbestimmte Angst empfindet wie vor aller Wirklichkeit. Dies ist statt der Naturnähe Naturferne, wie sie dem dunklen, dämonischen Empfinden des Orients entspricht. Solche Stimmungen sind in unsrer Geistesgeschichte einzeln leiser oder lauter immer vertreten gewesen, sie erschienen als Weltflucht, als Furcht und Ekel vor der Welt und ihrem Treiben, wenn sie sich auch nicht zu der letzten Erkenntnis durchrangen, daß sie Angst hatten vor allem, was unerkennbar außer dem Menschen liegt und doch so rätselhaft und sinnlos bestimmend immer auf ihn einwirkt. Aber, geben wir Walzel recht, so scheint es, als ob jetzt zum erstenmal jenes naturnahe Verhältnis, das seit der griechischen Kultur bis nach Goethe das Geistesleben des Abendlandes beherrscht hat, sich nach dem Gesetz des Gegensatzes wieder dem urmenschlich-orientalischen Verhältnis zur Natur nähere. Und sehen wir uns in unsrer Zeit um, so treffen wir auf manches, was in gleiche Richtung weist. Man denke an die Philosophien, an die Heilslehren, wie Masdanan und Bahai, die Tag für Tag mehr Boden unter uns gewinnen, und die alle, auf orientalischen Gedanken fußend, die Umwelt überwinden wollen, oder man betrachte etwa die architektonischen Entwürfe des bekannten Plastikers Bernhard Hoetger, die durchaus morgenländisches Stilempfinden verraten, oder man nehme sich Zeichnungen und Bilder der modernen primitiven Malerei vor und halte sie gegen nachgelassene Schöpfungen untergegangener Kulturen. Dies alles sind Anzeichen, Einzelheiten eines Stromes, der unser gesamtes Daseinsgefühl in andre Bahnen treibt; die Ursachen für diese Veränderung im Grundgefühl ganzer Völker sollen im folgenden gesucht werden, soweit der mechanische Begriff der Ursache für geistige Wandlungen anwendbar erscheint.

Es ist kein gutes Zeichen für die dichterische Kraft des Expressionismus, daß er so stark mit gedanklicher Erkenntnis, mit Theorie durchsetzt und belastet ist. Anderseits zeugt dies von der Schärfe der Problemstellung, und es stellt uns leicht die Grundzüge der Bewegung vor Augen. Mit dem Gedanken des Gegensatzes zu der überall auf den Menschen andringenden Realität stellt sich der Expressionismus bewußt feindlich gegen die jüngstvergangene Zeit, in der er in noch nie dagewesenem Maße einen allgemeinen, vernichtenden Sieg des Materiellen über das Geistige zu erkennen glaubt. Er wendet sich dabei gleichermaßen gegen die Überschätzung des rein Technischen und Mechanischen wie gegen die eingebildete Wissenschaft der Universitäten, die das ganze Leben äußerlich in erstarrte Formeln schlagen wollte; hier geht der Kampf hauptsächlich gegen Medizin und Psychologie, ja gegen die Logik und Systematik unsers gewohnten Denkens mit den Anschauungsformen der Kausalität und der Entwicklung. Sie alle will der Expressionismus als unfruchtbare Verirrungen überwinden und verlassen, um durch rein seelisches Suchen und Erfühlen eine unmittelbare, nicht durch Erfahrung oder verstandesmäßige Überlegung gewonnne Einsicht zu bekommen. Die Theosophie und die Wiedererweckung der Mystik, die unsre Tage erleben, sind auf diese Weise nur andrer Ausdruck derselben Gesinnung. Der ganze Kampf richtet sich letzten Endes gegen den Materialismus, wie er im letzten Jahrhundert nach der Periode des Idealismus philosophisch begründet, durch volkstümliche Aufklärung im Volk verbreitet wurde und nach dem Expressionismus dann auch tatsächlich als Materialismus der Praxis das ganze Leben der letzten Jahrzehnte erfüllte und verarmen ließ. Der Expressionismus will demgegenüber einen neuen Glauben an die Macht des Unsichtbaren, Geistigen, Seelischen, eine neue Ethik neuer Gottsucher, mit andern Worten einen neuen Idealismus. Heinrich Mann spricht solche Erkenntnis der jungen Dichtung einmal in scharfen, schon ans Politische streifenden Sätzen deutlich aus: »Für Ideen leben statt für Erwerb und Genuß — vom Ende des Jahrhunderts bis 1914 schien es unmöglich, es wurde angesehen wie Selbstbetrug oder Spaß ... Sogar die Armen samt ihren Führern verloren stückweise ihren Glauben und kämpften nur noch um Pfennige, um ein weniges mehr am Wohlleben ... Die Macht des Stoffes, nie die des Geistes galt.« So

erscheinen die jungen, unruhigen Dichter und Künstler als Sucher einer neuen idealistischen Weltanschauung. Sowie man aber mit ihnen den Materialismus in jeder Form als die Grundlage unsrer jüngstvergangenen Zeit ansieht, erscheinen sie in ihrem Streben notwendigerweise als revolutionär im höchsten Grade; sie wollen die Grundlage der Zeit untergraben, denn auf dieser dünkt die Zeit ihnen sinnlos, grauenhaft, tot, unmenschlich, ohne Gott.

Das Streben nach Umsturz und Besserung ist auf diese Weise untrennbar mit dem Expressionismus verbunden; daß es sich dabei nicht um eine Rückkehr zur Natur nach Rousseau handeln kann, geht aus ihrem veränderten Verhältnis zur Natur hervor. Äußerst charakteristisch für diese ganze Dichtung ist nun die Art, wie diese Dichter die Sehnsucht der im Materiellen untergegangenen und verlorenen Menschheit aussprechen. Sie werfen der künstlerischen Erfassung des Impressionismus von vornherein vor, er stehe kühl und unberührt beiseite, lasse die Dinge auf sich wirken und lauere geduldig auf die Impression, um sie eitel und egoistisch zu formen, sie aber suchen leidenschaftlich das Wesentliche auf, stellen sich in die Dinge selbst hinein und geben deren erfühlte eigenste Expression. Sie empfinden dabei vor allem immer die Qual und die Not der Zeit, den Drang nach Erlösung, und sie suchen in selbstzerfleischendem, ekstatischem Eifer die Not da auf, wo sie am tiefsten ist: in den Abgründen verirrter, perverser Seelen, in den Großstädten und Fabriken, in den Stätten des Lasters und der Sünde, in Schmutz, Krieg, Blut und Entsetzen. Die dabei höchst gesteigerte Erregung läßt ihren Ruf zum schrillen Schrei werden, ihr Glaube an die Zukunft weitet ihre Gedichte zu prophetischen Aufrufen und Anklagen, überstürzt ihre mächtig einherrollenden Verse in gehäuften, wilden Bildern. Schon die Überschriften ihrer Gedichtbücher verraten dies: »Der Mensch schreit«; »Verkettung«, »An Europa«; »Tod und Auferstehung«; »Septemberschrei«; und besonders »Wir sind!«, jene Überschrift des starken Gedichtbandes von Werfel, die zum Geleitwort der ganzen »Kunst vom Menschen« geworden ist. Walzel zieht dazu trotz mancher Unstimmigkeit eine jäh aufblitzende Parallele, wenn er diese expressionistische Kunsterfassung voll heftiger Leidenschaft und Erregung einmal mit der wildbewegten Formgebung der Barockplastik vergleicht. Hermann Bahr aber, der feinfühlige Deuter neuer Kunsterscheinungen, umreißt in seinem Buch über den Expressionismus diesen Zug in hart gestochenen Sätzen: »Niemals war die Welt so grabesstumm. Niemals war der Mensch so klein. Niemals war ihm so bang. Niemals war Freude so fern und Freiheit so tot. Da schreit die Not jetzt auf. Der Mensch schreit nach seiner Seele, die ganze Zeit wird ein einziger Notschrei. Auch die Kunst schreit mit, in die tiefe Finsternis hinein, sie schreit um Hilfe, sie schreit nach dem Geist: das ist der Expressionismus.«

Die Entwicklung des Expressionismus — um dieses verhaßte Wort zu gebrauchen — mag etwa folgendermaßen verlaufen sein: Zunächst standen die Vertreter der neuesten Dichtung noch dem Gegenpol, dem sogenannten Amerikanismus, gar nicht so fern, wie er sich in den namenlosen Eisernen Sonetten des Inselverlages, in den Versen Verhaerens und besonders in dem Roman Kellermanns »Der Tunnel« so voll Siegesstolz und Natureroberungsgefühl des 20. Jahrhunderts aussprach. Aber langsam löste sich die Wirklichkeitsfreude an der modernen Zivilisation, an der Gigantik der Technik, an den unbegrenzten Möglichkeiten der Naturwissenschaft, die Lust an den tausenderlei Künsten der modernen Weltstadt in ein staunendes Fragen nach Ziel, Zweck und Glück dieser Geschäftigkeit für den Menschen auf. Die ungeheuren Schäden dieser Zunahme der Zivilisation auf Kosten der Kultur wurden erkannt; die Sehnsucht nach Besserung wurde zum Schrei, und der Mensch kam sich auf einmal rettungslos verloren vor, verraten an diese Maschinen, an dieses ganze Getriebe, das er sich selbst geschaffen hatte. Das Werkzeug war Herr über ihn geworden, es war nicht mehr Mittel, sondern es hatte sich gerächt, es war Selbstzweck geworden, und es hatte dem Menschen das Höchste genommen, was er besaß, seine Seele. Diese Not schrie und schreit nun in zahllosen Gedichten sich aus; sie zeigen die Welt sinnlos, roh, gemein, grell, ihr Inhalt ist Haß, Kampf, Verneinung des Bestehenden. Darüber hinaus erhebt sich aber schon in leisen Anfängen eine neue Ethik mit neuen Idealen und ein positiver Aufbau, und zwischendurch gibt es wohl schon manchmal Ruhe und Einkehr, und es entstehen Gedichte, die sich nach Form und Inhalt überraschend Klopstock und Hölderlin nähern.

Daß sich mit der gänzlich veränderten Grunderfassung im allgemeinen aber auch die Form der dichterischen Werke ändern mußte, wird jedem klar sein, der weiß, wie eng Inhalt und Form beim wahren Kunstwerk verwachsen sind. Strebte der Impressionismus nach kurz zusammengefaßter, möglichst gedrängter Form, so sind jetzt die Verse und Prosawerke maßlos, gelöst und überfließend. Das Gedicht erstrebt auch nicht mehr, wie das Goethische in seiner Vollendung, einen klar umrissenen Inhalt und einen harmonischen Abschluß, es bleibt im Gegenteil nur Ausschnitt und endet voll schriller Dissonanz. Wir erinnern uns hier daran, was eingangs über harmonische und dämonische Kunst, über Vergleiche mit der Barockplastik gesagt wurde; der harmonische Dichter fühlt sich nahverwandt ein, der disharmonische schafft triebhaft so, wie er muß,

im Kampf mit sich und der Welt. Das Übermaß des Gefühls, der Leidenschaft sprengt nun entsprechend der Durchdringung der Realität auch das sichere, gewohnte Gefüge der Sprache, es setzt sich über die Grammatik hinweg und lockert den Satzbau; nur wie Fetzen hängt schließlich das Gewand der Sprache noch um den Sinn, das Wesentliche herum. So erscheinen die Schöpfungen des Expressionismus verzerrt, und geht dieser Vorgang überschäumend über eine gewisse Grenze hinaus, so bleibt, zumal bei schwacher Kraft, nichts andres als ein unverständliches Gestammel übrig. Das beschreibende Wort verschwindet, der Natur des Expressionismus folgend, zuerst, dann fallen die Füllwörter, das Zeitwort als das stärkste sprachliche Ausdrucksmittel strafft dicht gehäuft den Gedanken zusammen; Worte verschmelzen sich in der Glut zu neuen gewaltsamen Bildungen, und nie geschaute Bilder tauchen mit unerhörter Wucht empor. So schafft sich der Expressionismus eine eigne Sprache, die auch bewußt das abgegriffene poetische Rüstzeug der vergangenen Zeit einschmelzen und umprägen will. Aber dieselbe gelockerte, freie Form eröffnet auch der Unfähigkeit alle Tore, und deren nicht aus der Not geborene Schöpfungen sind es, die den Expressionismus in Verruf gebracht haben.

Die politische Einstellung der neuen Dichtung war, wie gezeigt, in dem Augenblick gegeben, in dem sie den Kampf gegen den in ihrer Zeit herrschenden Materialismus aufnahm. Er richtete sich sofort entschieden gegen alle Erscheinungsformen desselben, gegen die Wissenschaft, gegen die Schäden in der Volkswirtschaft und schließlich gegen den Staat, der diesen Materialismus in sich barg und förderte. Die jungen Dichter beschränkten sich dabei keineswegs nur darauf, mittelbar durch ihre Ideen zu wirken, sie warfen auch unmittelbar die lohenden Brandfackeln krasser Revolutionsgedichte in das von ihnen als faul und brüchig erkannte Haus, alles zu einer Zeit, in der man sie mit ihrer Voraussage der Revolution noch schlechtweg auslachte. In der Folge darf es uns aber nicht wundernehmen, sie auch heute auf dem äußersten linken Flügel zu finden, im Streit mit den bürgerlichen Parteien, die sogar die erste Stufe, die soziale Auswertung der Revolution, im Politischen ausgehen lassen wollen. Der Expressionismus greift aber noch weit über den materialistischen Sozialismus, der im Grunde lediglich eine andre Güterverteilung bedeutet, hinaus als überzeugter Glaube an eine völlige geistige Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse. Das Proletariat erscheint ihm dabei wie bildungsfähiges Neuland gegenüber dem zäh und träg beharrenden Bürgertum, und kommt der Expressionist zu der Überzeugung, daß die Macht der Idee gegen dessen tote Widerstände nicht durchdringt, so wird er, wenn man so sagen darf, zum »geistigen Spartakisten«, der zunächst einmal die Zerstörung des Bestehenden für Vorbedingung des Neuaufbaues hält.

Für den politischen Werdegang des Expressionismus ist es kein Zufall, daß er von sich selbst sagen kann: »Fast alle kommen wir aus den großen Städten.« Dort war die Not am größten, dort wurde der Expressionismus auch in dieser Richtung sehend; und es ist wiederum auch kein Zufall, daß die meisten Expressionisten in Berlin leben, daß es auf dem Lande, ja in Süddeutschland Expressionisten kaum gibt. Das Angstgefühl vor dem Überhandnehmen des Stofflichen über den Menschen steigerte sich beim Anblick der Großstädte, vor allem beim Anblick der Maschinenindustrie zu besonders deutlicher Erkenntnis. Da waren Menschenklassen, denen die Technik und die Wirtschaftsform der Zeit die Seele ausgesogen hatten. So wurde der Expressionismus sozial. Politisch aber nahm er Stellung gegen den Staat, der den Materialismus überall begünstigte, in Nationalismus, Imperialismus und Militarismus ihn selbst verkörperte; gegen den Staat, der sich überall dem Menschen aufdrängte, »der, nach Erfolg hungrig, sich anmaßte, über den Menschen zu stehen«; gegen die »gealterten Mitglieder der Parlamente, die plötzlich unter dem Tisch einige liegengebliebene Volksrechte entdecken«, und überall gegen »die Heiligung des Eingesetzten statt der überall umgehenden Revolte«. Von Goethe bis zur unmittelbaren Gegenwart rechnen die jungen Dichter den bürgerlich-nationalen Bogen der Menschheit, der jetzt einem kosmopolitischen Menschheitsideal weichen soll. Revolution ist dazu notwendig: »Nichts ist weniger zu fürchten als der innere Kampf, die Selbsteinkehr der Nationen, ihn fürchten nur die, die sich selbst überheben, für sie ist immer ein innerer Feind da, den sie hassen.« Der vergangene Krieg aber bedeutete in diesem Rahmen nur eine besonders mächtige Aufwallung des Materialismus einer ganzen Welt, und man denkt hier unwillkürlich mit daran, wie sehr auch äußerlich dieser Krieg durch die Überlegenheit des Materials beendet worden ist. Pinthus sagt über ihn selbst: »Das grausige Erlebnis des Krieges änderte nicht, sondern befestigte unser Wissen und den Willen, zu ändern.« Und im weiteren zeigt er auch den Weg, den der Expressionismus zur Verwirklichung seiner Ziele gehen will, er erstrebt »Politik, die nicht durch Zustände den Menschen, sondern durch die Menschen die Zustände ändert.« Der Expressionismus fängt also auch hier beim Kern aller Dinge, dem Menschen, an, und dies unterscheidet ihn scharf von jeder Form des Sozialismus, der immer den umgekehrten Weg macht. Aber trotzdem ist er durchaus antibürgerlich: »Die geistig Lebenden waren keines andern Sinnes als jene, die wirtschaftlich und politisch obenauf waren, oder als

selbst die Unterlegenen und die Armen«, und gegen sie alle gilt es daher »eine Partei des Geistes zu organisieren« als »erste Auflehnung gegen den in Riesenverbänden organisierten Widergeist«. Gegen die Real- und Interessenpolitik geht also auch hier der Kampf, gegen eine Politik, von der man »das große Dementi erfahren wird, daß die wahre Wirklichkeit in den Geistern besteht, nicht in den Taschen.« Träger dieser Gedanken ist die dichterische Jugend, die »die Literatur und die Politik, so lange ruchlos getrennt, endlich wieder vereint in ihrem Herzen.«

Es soll hier keine Untersuchung angestellt werden, inwiefern der Ruf des Expressionismus genützt oder geschadet haben mag, auch davon soll abgesehen werden, wieviel Spekulation oft an Stelle heiligen Eifers getreten ist, wieviel Namen von undeutschem Klang in den expressionistischen Verlagsverzeichnissen zu finden sind und wie unangenehm uns die kosmopolitische, heimat- und vaterlandslose Gesinnung gerade nach dem verlorenen Krieg berührt. Es handelt sich vielmehr darum, die gemeinsamen Kräfte aufzudecken, die unsre Zeit getrieben haben und noch umtreiben, und für die der Expressionismus der frühzeitige künstlerische Ausdruck war.

Die Forderungen der neuen Kunst lauten kurz zusammengefaßt: Erkenntnis, daß unsre Zeit krank ist am Materialismus, Kampf gegen diesen Materialismus, in welcher Form er sich auch geben mag, und Überwindung der überwuchernden Realität zugunsten einer mehr auf das Geistige eingestellten wahren Kultur und ethischen Ordnung, alles auf Grund einer neuen idealistischen Weltanschauung. Aber steht die Kunst damit allein? Erheben nicht Hunderte zu gleicher Zeit ihre Stimme und verkündigen Heilslehren, Geisteswissenschaften, soziale Utopien, Weltfriedensgedanken? Und wird nicht immer mehr erkannt und zugegeben, daß vieles in unsrer so sorglosen Zeit vor dem Kriege faul war, daß damit die Revolution notwendig war? Kann uns der Bolschewismus nicht als die letzte Konsequenz des Materialismus erscheinen, eines Materialismus, den alle gepflegt und gehegt haben, bis er sich nun in diesen furchtbaren Krämpfen selbst überwinden will? Und erkennen nicht allmählich selbst die politischen Führer, daß es mit Besitzverteilung allein nicht getan ist, daß die entgötterte, nur nach Genuß und Gütern gierige Menge Ideen braucht, ja nach Ideen sucht in aller Zerstörung? Der Kernpunkt dieser ganzen Revolution, dieser Umwälzung, die so nahe am Abgrund vorbeistreift, liegt im Geistigen, sie ist mehr als eine Magen- und Geldbeutelfrage! Daher muß auch im Geistigen angefangen werden, nur Maßnahmen, die von dieser Wurzel ausgehen, haben Aussicht auf Erfolg, alles andre ist vergängliches Flickwerk. Und viele — darin besteht die Hoffnung — haben dies schon erkannt, auf vielen Wegen wird bewußt oder unbewußt dasselbe Ziel gesucht. Es sei nur an Rudolf Steiner erinnert. Auch er sieht, von andern Ausgängen kommend, den Kernpunkt der sozialen Frage im Geistigen, vor allem in dem Mangel der Arbeitermassen an Seele, die ihnen die Maschine, die Wissenschaft und die gedankenlose Aufklärung der Gebildeten geraubt hat. Nun werden sie haltlos im materialistischen Strudel hin und her geworfen, aber die Schuld trifft nicht sie. Der Mensch schreit nach seiner Seele. Die Zeit schreit nach Verinnerlichung und Beseelung, nach Gott und Religion. Künstler und Dichter erfühlten den Zeitpunkt dieses Zustandes, ehe er war, und der Expressionismus ist dafür mit der gewaltsame Ausdruck.

Eine eigentlich literarhistorische Würdigung der neuen Kunst erscheint noch verfrüht. Die geistige Kraft der Bewegung ist wohl wesentlich stärker als ihre dichterische Gestaltung. Hindernd steht der Betrachtung aber auch vor allem im Wege, daß sich ein über das gewöhnliche Maß hinausgehender Satz von Unfertigkeit und Unfähigkeit neben den wirklich bedeutenden Begabungen, wie Werfel, Hasenclever, Trakl, breitmacht und von geschäftstüchtigen Verlegern als Modedichtung schwungvoll vertrieben wird. Der Begriff des Expressionistischen kann aber auch keineswegs als scharfe Insel vom übrigen literarischen Leben abgesondert werden; Übergänge, so unmöglich sie scheinen, sind zahlreich vertreten. Meist liegen sie nicht in der Form, sondern im Gedanken und Gehalt, der sich von der Wirklichkeit abkehrt und nach Besserung ruft. Und so ist es zu begreifen, daß allmählich alle möglichen Dichter, die selbst nicht entfernt daran dachten, als Expressionisten bezeichnet werden; ja man kann so weit gehen, daß man sagt, kein tiefer, wesentlicher Dichter wird von diesem Strom, von der allgemeinen Not unberührt geblieben sein.

Dazu muß man sich noch vergegenwärtigen: der Expressionismus will gar nicht etwas noch nie Dagewesenes, unbeschränkt Neues sein. Er sucht und liebt die vielen Vorgänger seines Geistes; nur was er so in Dichtern aller Zeiten verstreut findet, das will er zum erstenmal zu gesammelter Anschauung zusammenschließen. Er erkennt, um einmal wenigstens eine Linie hinüber zur Malerei zu ziehen, die Ekstase des Schmerzes bei Grünewald, den visionären Teil der zwiespältigen Natur Dürers als nahverwandt; er folgt den Mystikern in das Gewebe ihrer dunklen, lichten Gänge, er spiegelt sich in manchen abgründigen Romantikern, in Novalis und besonders in Arnim, und er entdeckt Züge seines Gesichts in den zerrissenen Naturen von Lenz und den ganzen Stürmern und Drängern, von Kleist, Grabbe, Hebbel, Büchner. Zahlreich



sind auch die guten Namen unter den Modernen, die ihm irgendwie wesensähnlich erscheinen. Er fühlt seinen Geist wirken in äußerlich so verschiedenen Dichtern, wie in dem furchtlosen Verneiner und Zerstörer des bestehenden Scheins, Strindberg, in dem nach dunklen, unfaßbaren Trieben handelnden Hamsun, in dem über alle Welt in klare Mystik entrückten Rilke, dem Dichter des Stundenbuches. In Form und Sprache nähert er sich aber bewußt mehr und mehr Klopstock und Hölderlin, bei dem die Sehnsucht nach einer besseren Welt zu milder Musik geklärt ist. Seltsam erscheint auf den ersten Blick die mannigfaltige Mischung dieser Beziehungen, und doch heben sich auch hier klar die zwei Züge aus dem Überblick heraus: Ringen, Kampf und Umsturz gegen die Wirklichkeit und Gegenwart, Streben nach Besserung durch das Übersinnliche.

So ist der Expressionismus nicht eigensüchtige Literaturströmung, Laune und Mode, er ist Weltanschauungsfrage und künstlerischer Ausdruck der Seele unsrer Übergangszeit. Er ist noch keine Erfüllung, sowenig wie die jetzige Zeit, er ist Suchen und Übergang. Er hat auch noch keine Weltanschauung, die er an Stelle des Materialismus setzen kann, aber er will sie mit ganzer Kraft, und zwar eine idealistische; und sie wird kommen, wenn der Ruf am stärksten ist. Der Expressionismus ist damit begründet und gut, und es ist ein müßiges Beginnen, seine Bedeutung für die Zukunft der Literatur ergründen zu wollen. Jedenfalls bereichert er sie um neue Sprach- und Bildkraft, und er ist Reaktion gegen die Überschätzung des grob Äußerlichen. Aber wenn einmal die wahrhaft neue Zeit gekommen sein wird, nach der alle diese Kämpfe verlangen, dann wird auch in der Literatur wieder Beruhigung eintreten müssen, dann wird auch der Expressionismus sich still, tief und klar ausweiten müssen. Heute ist er vor allem Zeichen der Zeit, Schrei und Sehnsucht, Haß und heiliger Eifer, Sturm und Drang.

Frage in der Jugend

Wie seltsam selten taucht aus unserm Sinnen
Die Frage auf: Wann wird die Stunde sein,
Wann stürzen Gärten, Kerker ein,
Daß wir befreit zu fremdem Ziele rinnen?

Wann wird die Nacht verbrennend uns umspinnen
Und in uns löschen Sonnenwiderschein,
Wann wird ein Ende uns geöffnet sein,
Um dunklen Anfang ewig zu beginnen?

Wie wird es sein, wenn uns die Lider fallen
Und sich verschließen wie ein Schleiertor,
Wenn immer ferner unserm Ohr
Die lieben Worte leis' verhallen?

Wie wird es sein, wenn wir in letzten Küssen
Verwelkend atmen alles Erdenglück? –
Ist es ein gütiges Geschick,
Daß wir so selten daran denken müssen?

Georg Eltzschig



Amalie Kotzebues Liebes- und Ehestandsgeschichte

In Briefen mitgeteilt

von Prof. Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek in Weimar

I

Zu den Mädchen und Frauen, auf die ein Strahl von Goethes Dichtersonne fiel, gehört auch **Amalie Kotzebue**. Am 1. Oktober 1759 kam sie als Tochter des Legationsrats Karl Christian Kotzebue und seiner Gattin Anna Christiane, geb. Krüger in Weimar zur Welt. Die »Wöchentlichen Weimarischen Anzeigen« berichten zugleich mit dem frohen Ereignis, daß die Herzogin Anna Amalia und die Markgräfin von Baireuth, die seit einigen Tagen zum Besuch am Weimarer Hof weilte, die Patenstelle übernahmen. (Nr. 40. Sonnabend, 6. Oktober 1759.)

Amalie wuchs mit zwei Brüdern in dem sogenannten gelben, 1704 von Herzog Johann Ernst III. erbauten Schlosse auf. Ihr Vater, der von der Herzogin Anna Amalia als Kabinettsekretär aus deren Heimat Braunschweig in die thüringische Residenz berufen worden war, starb, nachdem er sich um seine Fürstin große Verdienste erworben hatte, bereits 1763. Seine Witwe, die als eine gestrenge, kampfbereite Dame galt, blieb mit geringen Mitteln zurück. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, wobei ihr der seit 1763 als Pagenhofmeister, seit 1769 auch als Gymnasialprofessor in Weimar wirkende Dichter **Musäus**, dessen Gattin Magdalena Juliane ihre Schwester war, treulich zur Seite stand.

Für die guten Kenntnisse, die sie ihren Kindern vermittelte, hat ihr namentlich der jüngere Sohn August stets Dank gewußt. Der spätere bekannte Bühnenschriftsteller hing, wie einige Gedichte beweisen, mit zärtlicher Liebe an der Mutter, und diese fand darin für die mancherlei Sorgen, die ihr der Sohn bereitete, eine gewisse Entschädigung. Was August ferner — und mit ihm gewiß auch seine Schwester — dem Oheim Musäus zu verdanken hatte, finden wir mehrfach von ihm ausgesprochen. Wielands und Bürgers Dichtungen besonders scheint Musäus den Kindern seiner Schwägerin nahegeführt zu haben.

Von der Jugend Augusts ist uns manches überliefert, das ebenso Amalies Kinderjahre beleuchtet. Frühzeitig wird auch sie **Goethe** kennengelernt haben, der viel in ihrem Elternhause verkehrte, und gleich dem Bruder in nahe Beziehungen zum Theater getreten sein. Das Haupterlebnis ihrer Mädchenjahre war die Uraufführung von Goethes unvergänglichem Einakter »Die Geschwister«, bei der August die Rolle des Briefträgers übernahm und sie die Marianne spielen durfte, während der Dichter selbst den Wilhelm gab.

Am 26. Oktober 1776 war Goethe der Gedanke zu dem Stück gekommen; er entwarf es auf einer kleinen Reise nach Thalbürgel, ging daheim in seinem Gartenhäuschen sofort an die Ausführung und beendigte es in wenigen Tagen. Schon am 16. November begab sich der Dichter, wie wir den Tagebüchern entnehmen, zur Probe zu dem Registrator Schmidt, der den Fabrice darstellen sollte, und hernach aus derselben Veranlassung zum »Misel«, d. h. zu Amalie Kotzebue, die er aus dem nämlichen Grunde auch am Nachmittag des folgenden Tages aufsuchte. Am 20. November scheint eine gemeinsame Probe im Gartenhause stattgefunden zu haben, und am Abend des 21. November gelangten »Die Geschwister« zusammen mit dem Singspiel »Erwin und Elmire« zur Erstaufführung auf dem Weimarer Liebhabertheater. Philipp Seibel schreibt darüber an Lenz: »Ich habe, Fabricens Rolle ausgenommen, die sehr elend war, doch nichts so Liebes gesehen. Das Maibel, ich hätte sie nun auffressen können. Sie war eben ganz Marianne, und der Hr. Geh. L.-Rath ganz Wilhelm. Ich kann's Ihnen nicht sagen, was es auch vor einen Eindruck auf alle Leute machte.« Und Bertuch soll erklärt haben, daß unter allen schauspielerischen Darbietungen Goethes auf dem Weimarer Liebhabertheater die in den »Geschwistern« »Malchen Kotzebue gegenüber« die beste gewesen sei.

Der Dichter legte selbst großes Gewicht auf seinen Einakter und war in Sorge, daß das Manuskript vor der Drucklegung in die Hände von Unberufenen geriet. Noch 1823 gedachte er des gemeinsamen Theaterspielens mit dem lieblichen Mädchen und bekannte, daß dabei eine »wechselseitige Neigung« gewaltet habe.

Die Tatsache, daß Goethe der jungen



Amalie Kotzebue die Darstellung einer seiner anmutigsten und in ihrer schlichten Natürlichkeit reizvollsten Gestalten übertrug, läßt uns vermuten, er habe seiner Marianne Züge ihres Wesens geliehen und gerade darum die Rolle durch sie verkörpert sehen wollen, und diese Vermutung wird verstärkt, wenn wir aus handschriftlichen, bisher in Familienbesitz der Forschung unzugänglichen Quellen einen Begriff von Amalies Sein gewinnen.

Die bisher fehlende Möglichkeit ist uns durch die Auffindung alter Briefe gegeben, die mir in Abschrift aus dem Nachlaß einer Urenkelin Amalie Kotzebues, meiner verstorbenen Kusine Auguste zur Nedden, geb. Deetjen, von deren Gatten, Regierungspräsidenten a. D. zur Nedden, freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Die Briefe, zu deren Erläuterung ich den Aufzeichnungen einer andern Nachkommin, der verstorbenen Frau Athenäa Passow, wertvolles Material verdanke, zeigen uns, wie Amalies Verbindung mit dem um neun Jahre älteren Johann Friedrich Gildemeister entstand. Dieser Liebesbund ist noch dadurch von besonderem Interesse, daß der Vermittler kein Geringerer als der damals in der Blüte seiner Jahre stehende liebenswürdige Musäus war (geb. 1735 in Jena).

Gildemeister, am 16. Oktober 1750 in Bremen als Sohn eines Senators geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde von seinem Vater anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete sich aber 1771 der Rechtswissenschaft. Nachdem er im Mai 1775 in Göttingen zum Doktor beider Rechte promoviert worden war und eine Zeitlang in Wetzlar noch das Kammergerichtsverfahren studiert hatte, ließ er sich in Bremen als Advokat nieder. Eine Reise, die ihn in das Thüringer Land führte, begründete sein Lebensglück.

Einem Freunde schreibt er darüber:

Sie haben nicht falsch geraten: ich habe in Weimar eine Freundin gefunden, deren Herz und Geist mich sogleich zu ihrem Gefangenen machte; ich lernte in Erfurt bei Herrn Professor Trommsdorff* einen Herrn Professor Musäus aus Weimar kennen, der mich wie auch seine artige Gattin auf eine solche Weise baten, sie zu besuchen, daß ich es nicht abschlagen konnte. »Sie sollen« — war seine Rede — »ein paar Gerichte und eine freundliche Miene finden und ein artiges Mädchen kennenlernen.«

Den folgenden Tag ging ich nach Weimar zu meinem Musäus.* Die Schwester seiner Frau, eine Witwe, war nebst ihrer Tochter da und aßen mit uns. Ich achtete nicht weiter auf das Mädchen, weil es sehr still war und sich auch keine Mühe gab, zu glänzen. In der Tat ist das Mädchen auch keine eigentliche Schönheit. Nach Tisch fuhr ich mit den drei Damen spazieren und speiste abends wieder bei dem Professor Musäus. Nach und nach entfaltete sich meinen Blicken die moralische Schönheit des Mädchens. Amalie ist nach allem, wie ich sie damals und nachher kennenlernte, das beste, lieblichste Geschöpf. Sie ist etwas größer als ich, geht ins sechzehnte Jahr. Ihr Gesicht ist nicht regulär, ihre Haut nicht wie der Schnee, ihre Haare etwas braun. Aber ihr Auge ist groß und braun; Geist, Unschuld, Heiterkeit, die allen ihren Handlungen ein gewisses gefälliges Leben gibt, Gefühl für die Schönheit der Natur und richtige Ideen von dem wahren Glück der Menschen, das — aber wer könnte das Gemälde vollführen? — das sind die Waffen, mit denen sie mein Herz, ohne es zu wollen, bestürmte. Ohne jede Sprödigkeit erlaubte sie mir wie andern freundschaftliche Küsse,** und erst als sie den Eindruck merken mochte, den sie auf mich gemacht hatte, machte sie Schwierigkeiten. Fast täglich war ich in ihrer Gesellschaft und ging ungern aus Weimar weg. Aber ich glaubte zu müssen, weil mein Vater wünscht, daß ich komme. Amalie und andre baten mich, bald wiederzukommen. Ich mußte es versprechen und hielt es. Ich ritt die zwölf Meilen mit dem größten Vergnügen (von Leipzig zurück nach Weimar), denn ich fühlte zu sehr, daß ich ohne Amalie nicht froh sein kann. Als ich wieder hinkam, wollte sie eben mit einer Gesellschaft nach Gotha reisen. Ich sollte

* Wilhelm Bernhard Trommsdorff, Professor der Chemie und Arzneiwissenschaft an der Erfurter Universität (1738—1782).

* Musäus wohnte damals am Ausgang der Seifengasse in nächster Nähe des Parkes.

** Wer die Naivität kennt, die damals den gesellschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern beherrschte, wird diese Worte nicht mißverstehen.



Kurt Haase-Jastrow: Aus dem Schloß Freienwalde

mit, und ich tat es. Dort ward ich allenthalben hingebeten, wo sie war, als ob ich zu ihrer Familie gehörte. Wir gingen oft spazieren, in die Komödie usw. Täglich ward ich mehr an sie gefesselt. — Daß ich sie liebe, muß sie gewiß bemerkt haben, gesagt habe ich es ihr nicht. Ich denke, man wartet die Zeit ab. Ich war oft schon im Begriff, ihr alles zu gestehen, aber glückliche Zufälle hinderten es; ihre Mutter, eine vernünftige Frau, sagte mir einmal (vermutlich mit gutem Vorbedacht), sie hielte nichts auf Versprechungen, die zu früh geschähen. Ich will also erst sehen, was ich zu tun habe, um meines Vaters Erlaubnis zu bekommen, denn besitzen muß ich sie schlechterdings. Sie selbst, wie sie mir öfters sagte, ist mir sehr gut, und wie ich glaube bemerkt zu haben, liebt sie mich auch. — Der Abschied ward mir schwer. Sie wollte, ich sollte noch länger dableiben, aber ich antwortete, ich müßte zu Hause eilen, weil ich mit meinem Vater Sachen von größter Wichtigkeit abzumachen hätte. Oft sagte sie, »nun bekommen wir uns wohl nie wieder zu sehen.« Ich antwortete, ich wollte sie einmal nach Bremen holen, um auch diesen Ort kennenzulernen. Sie meinte, das sei nicht möglich und werde wenigstens böse Nachrede veranlassen. Unter einer gewissen Bedingung würden alle Schwierigkeiten wegfallen, versetzte ich. Sie konnte sich aber gar nicht vorstellen, was das für eine Bedingung sein könnte. — Oh, wenn nur die Bedingung nicht wieder eine andre Bedingung bei sich hätte, nämlich, ob mein Vater es werde zufrieden sein. Er wünscht mich gewiß recht glücklich zu sehen, aber er denkt andre Mittel dazu zu kennen als ich. Er meint zwar auch, daß man beim Heiraten auf die geistigen Eigenschaften der Person vor allem sehen müsse, allein er rechnet auch viel auf die äußeren Glücksumstände. Ich rechne darauf nichts. Amalie bringt mir weder Geld noch Konnexionen zu, aber von beiden habe ich das Notwendige, und mehr will ich nicht. So viel ist wenigstens gewiß, man könnte mir eine so reiche Frau bieten, als man wollte, die auch sonst liebenswürdig wäre, ich schlüge sie Amaliens wegen aus. Ich sehe also nichts andres, was ich tun könnte, als daß ich mit meinem Vater die Sache durchdiskutierte und ihn durch den größten Gehorsam in andern Dingen willig machte, mir nachzugeben.

Es ist mir um ein Beträchtliches leichter zumute, nachdem ich Ihnen dies alles gesagt habe. Sonst war ich fast immer äußerst niedergeschlagen, wenn ich nicht bei meinem Mädchen sein konnte. — Sie ist der letzte Gedanke des Nachts und der erste beim Erwachen. Sie können sich nicht denken, wie sehr das Mädchen eine solche Sehnsucht verdient. Was ich von ihr sagte, ist nur allgemein geredet, aber wenn Sie ihr holdes Auge, ihre menschenfreundliche Miene, ihre harmonische sächsische Sprache, ihr Herz und ihren Verstand kennten, ich fürchte, Sie verliebten sich auch in sie. Was mich aber am meisten ängstigt, ist, daß mir sie ein andrer wegnehmen könnte, denn sollte es nicht möglich sein, daß andre ihren Wert ebenso empfänden wie ich? —

In Gotha sah mich der Hamburger Schlüter (der auch in Herzensangelegenheiten dort soll gewesen sein) und Herr von Bevern. Ich fürchte, daß es dadurch in Göttingen und dadurch in Bremen bekannt werde, daß ich dort war. Wissen mag die ganze Welt, daß ich Amalie liebe, nur muß es in Bremen nicht zu früh bekannt werden, weil das schaden könnte. Wo ich war, merkte es jeder, und ich ward in allen Gesellschaften an meines Mädchens Seite gesetzt: der größte Gefallen, der mir geschehen konnte. Welche seligen Stunden habe ich der Liebe zu danken! Es ist ein ganz andres Leben als sonst. Selbst die traurigen Stunden nach der Trennung sind unschätzbar. Ich bin von meinem gar zu großen Phlegma geheilt; ich empfinde ganz anders, und erst jetzt hat sich eine Begierde zu leben bei mir eingefunden. Alles, was die Dichter von der Liebe sagen, ist nichts. Fühlen muß man es; jede Beschreibung ist kalt. — Ich wünsche Ihrer Tugend, daß Sie auch so glücklich werden wie ich.

Sie fragen mich, weshalb ich Weimar so bald verlassen konnte. Es geschah teils meiner Kasse wegen, teils auch, weil ich, wie gesagt, meines Vaters wegen zu Hause eile. Sobald sich die Gelegenheit gibt, werde ich ihm alles entdecken. Zürnen kann er mir nicht, da ich keine Schritte bisher getan habe, die seinem Willen entgegen geschehen wären, die einzige wiederholte Reise vielleicht ausgenommen. Und daß ich das vortreffliche Mädchen liebe, wie kann man mir das übelnehmen? Ich mußte sie lieben; ich konnte es nicht vermeiden, oder ich müßte ganz anders empfinden und denken, als ich tue. —



Johann Friedrich Gildemeister
Nach einem Gemälde in Privatbesitz

Der letzte Sonntag war der Tag, wo ich meine Geliebte zuletzt sah. Wir waren recht froh, wenn wir nicht an die Trennung dachten. Nach dem Essen führte ich sie in ein besonderes Zimmer, ihr Schattenbild zu machen, welches ich als meinen größten Schatz aufhebe. Auch mußte ich ihr das meinige zurücklassen.

Zu den besten Stunden, die ich bei ihr zubrachte, gehören die, da wir in Gotha in der Komödie waren, als »Der Minister«, ein Stück voll der rührendsten Stellen, aufgeführt ward.* Unsre Empfindungen trafen immer zusammen. Auf dieses Stück folgte »Medea« von Gotter, ein herrliches Stück, wo die Musik die Prosa begleitete, welches eine ganz neue Erfindung ist.**

Der beste Trost in meiner jetzigen Lage ist, daß ich mit Amalie korrespondieren darf. Sie selbst bat mich, ihr sogleich meine glückliche Ankunft in Leipzig zu melden. Ich tat es auch. Aber wie schwer ward es mir, die Maske des Freundes nicht abzuwerfen! Wenn wir uns wiedersehen, kann ich Ihnen vielleicht einige ihrer Briefe zeigen, aus denen Sie sehen werden, daß sie meiner ganzen Liebe würdig ist. Ihre Mutter hat sie überaus gut erzogen. Den Putz liebt sie nicht, und sie sagte mir, als wir von Gotha wieder zurückkehrten, ich gefiele ihr so in meinem braunen Rock und Stiefeln weit besser als in der andern Kleidung. Sie trägt sich immer mit Geschmack, und die reizende Art, wie sie immer ihre Gliedmaßen braucht, machen bei ihr den Putz sehr entbehrlich. Wie entzückt ward ich oft, wenn ich traurig, daß ich sie noch nicht besitze, dasaß und sie dann mit der holdseligsten Miene ihre Hand mir reichte! Ich muß aufhören; denn wenn ich alles sagen wollte, könnte ich noch einige Bogen vollschreiben. — Von hier gehe ich nach Dresden am 22. dieses Monats.

Ich bin ewig Ihr Gildemeister.

Leipzig 1775, den 19. Juli.

Gildemeisters Hoffnung, sein Vater werde ihm erlauben, ein unbemitteltes Mädchen, und obendrein eine Lutheranerin, zu heiraten, war zu kühn. Der alte Senator duldete in



Amalie Gildemeister, geb. Kotzebue, in späteren Jahren
Nach einem Gemälde in Privatbesitz

* Ein fünfaktiges Lustspiel von Gebler. Die Seylersche Truppe, die durch den Brand des Weimarer Schlosses obdachlos geworden war, spielte seitdem in Gotha.

** Ein Melodram von Friedrich Wilhelm Gotter, dem Archivar in Gotha; Georg Benda hatte die Musik dazu geschrieben.



Legationsrätin von Kotzebue
Nach einem Gemälde in der Landesbibliothek zu Weimar

seiner Umgebung nur Reformierte und hatte gegen Lutheraner eine solche Abneigung, daß er nicht einmal lutherische Handlungsgehilfen und Dienstboten anstellte, und so hätte er den Herzenswunsch seines Sohnes niemals erfüllt. Zu dieser Einsicht kam Johann Friedrich auch bald, als er von seiner langen Studienreise in das Vaterhaus zurückgekehrt war, und verzichtete darauf, sich dem Vater zu offenbaren. Da um jene Zeit kein Mann ohne die väterliche Genehmigung heiraten durfte, blieb dem jungen Advokaten nichts übrig, als geduldig zu warten.

Das Schicksal schien ihm günstig zu sein, denn unerwartet schnell starb der Senator im Februar 1776, und sein Sohn glaubte sich schon dem ersehnten Ziele nahe. Doch er wurde bitter enttäuscht. Bei dem Ordnen der Hinterlassenschaft stellte sich heraus, daß die Söhne, die sich an den Gedanken gewöhnt hatten, dereinst ein reiches Erbe anzutreten, in zerrütteten Verhältnissen zurückblieben, da ihr Vater vor dem Bankrott gestanden hatte und sein glänzendes Dasein nur hohler Schein gewesen war. Gildemeister sah also die Erfüllung seines Wunsches, um Amalie Kotzebues Hand anzuhalten, abermals in weite Ferne gerückt. Kraft seiner Tüchtigkeit gelang es ihm allerdings, eine Stellung zu gewinnen, die ihm einen bescheidenen Unterhalt gewährte: er wurde Professor an dem Bremer Gymnasium illustre. Aber erst als er 1777 als Professor beider Rechte an die 1655 von dem Großen Kurfürsten gegründete reformierte Universität in Duisburg berufen worden war, konnte er daran denken, sich um die Geliebte zu bewerben und ihr ein wenn auch nur sehr einfaches Heim anzubieten.

Der freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und Amalie war inzwischen nie ganz ins Stocken geraten, wenn sich auch Gildemeister im Hinblick auf die Unsicherheit seiner Verhältnisse eine Zeitlang etwas zurückgehalten haben mag, um in Amalie nicht unerfüllbare Hoffnungen zu erwecken. In einem der Briefe, die er von ihr empfing, heißt es:

Ungeachtet ich durch den häufigen Umgang mit Ihrem Geschlecht ziemlich die Erfahrung gemacht habe, wie wenig man alle den Schmeicheleien Glauben beimessen darf, welche Sie täglich bemüht sind, uns vorzuschwatzen, so weiß ich doch nicht, wie es kam, daß Sie sich durch Ihr offenes, treuherziges Gesicht in einen solchen Kredit bei mir gesetzt hatten, daß ich mir öfters einbildete, Sie hätten es vielleicht nicht bloß über die Lippen hinweggesagt, wenn Sie mir schriftlich wie mündlich beteuerten, Sie läsen meine Briefe mit Vergnügen und wünschten recht sehnlich, nur erst mehrere derselben zählen zu können. Aber



August von Kotzebue
Nach einem Gemälde in der Landesbibliothek zu Weimar

wie sehr bin ich durch Ihre bisherige Saumseligkeit im Schreiben überzeugt worden, daß Sie diese Zeilen bloß hinsetzten, um, nach der Gewohnheit der meisten Herren, etwas Angenehmes dadurch zu sagen. Denn wie könnte ich wohl glauben, daß Ihnen nur das Geringste an meinen Briefen gelegen wäre, da halbe Jahre verstreichen, ohne daß Sie nur eine Zeile von sich blicken lassen ...

Und nun hätte ich Ihnen also, nach der angeborenen Aufrichtigkeit meines Herzens, alles frei herausgesagt, was ich über Ihr langes Stillschweigen gedacht habe; unser kleiner Zwist wäre wieder friedlich beigelegt, und wir wären wieder so gute Freunde wie zuvor. Von Herrn Professor Musäus hörte ich, daß Sie die Osterferien bei uns in Weimar zubringen wollen. Ungeachtet Ihres langen Stillschweigens kann ich Ihnen versichern, daß Sie noch aus keines Gedächtnis hier verbannt sind, sondern daß alle Ihre hiesigen guten Freunde Sie gewiß mit großem Vergnügen aufnehmen werden. Also halten Sie nun auch hübsch Ihr Versprechen. Der jetzige Ort Ihres Aufenthalts soll, wie ich von verschiedenen Personen gehört habe, die ihn kennen, nicht der angenehmste sein. Ich bedaure Sie von Herzen. Sollte es Ihnen indessen nach einiger Zeit gar nicht dort gefallen, so hängt es wahrscheinlich nur von Ihnen selbst ab, ihn gegen einen andern, der Ihnen besser zusagt, zu vertauschen. Aber mich haben Sie erst Ursache zu beklagen, denn leider ist es nur mehr als zu gewiß, daß wir Ostern nach Jena ziehen. Alle Anstalten werden schon dazu gemacht, und fünf bis sechs Jahre, welche die Mama da zu bleiben gedenkt, sind in meinen Augen eine ganze Ewigkeit. Ich bin überzeugt, daß es mir noch manche traurige Stunde verursachen wird.

Wir haben hier jetzt verschiedene Lustbarkeiten, als: Redouten, Komödie u. dgl. Wir fangen alle an, so starke Akteurs und Aktricen auf unserm Liebhabertheater zu werden, daß wir täglich mehr Beifall einernten. Ich wünschte recht sehr, daß Sie zuweilen einigen von unsern Komödien mit beiwohnen könnten.

Ihre ergebenste Freundin
Amalie Kotzebue.

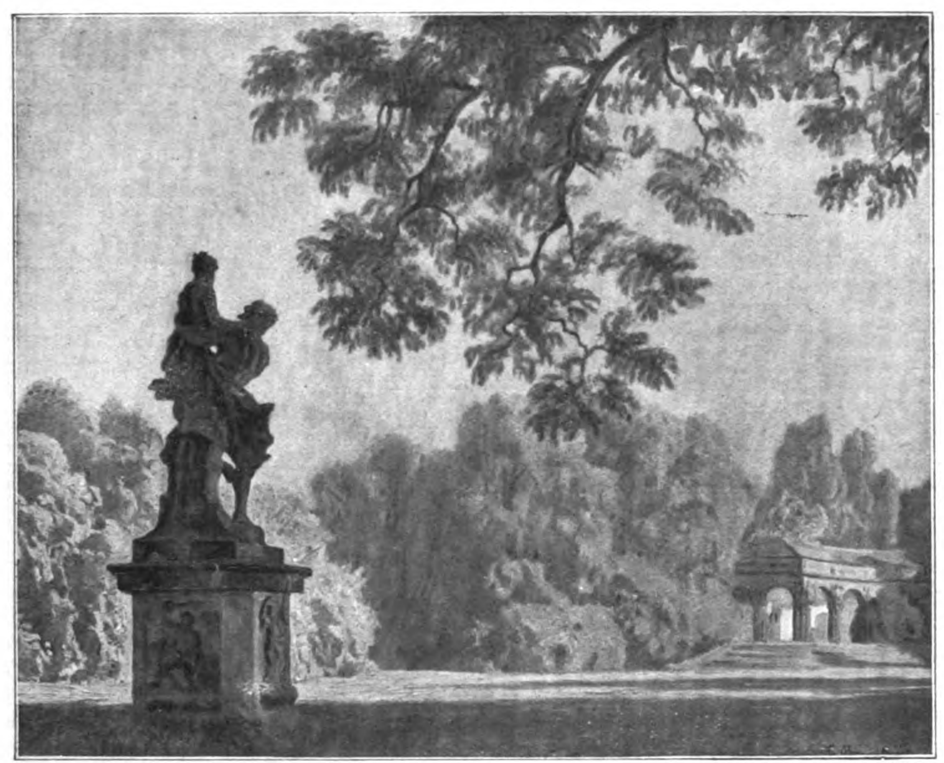
Weimar, den 5. Februar 1777.

Der nächste Brief Amalies an den Freund ist bereits aus Jena datiert, wohin die Mutter des Sohnes wegen, der dort die Universität besuchen sollte, gezogen war. Er lehrt, daß sich ihre freie Natürlichkeit unter dem Zwang der dortigen steifen akademischen Geselligkeit nicht wohl zu fühlen vermochte. Vielleicht mag sie sich darum mehr denn je nach einem verstehenden Herzen gesehnt haben.

Beklagen Sie mich ein wenig, bester Freund, wir sind nun seit sechs oder sieben Wochen wirklich in Jena, dem Orte, vor welchem ich mich so sehr fürchtete, und den ich auch ganz so fatal, wo nicht noch fataler finde, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Lebensart, die Menschen, die Häuser, die Straßen, alles mißfällt mir hier. Die Steifigkeit und das Komplimentieren hat hier seinen ordentlichen Wohnsitz. Kommt man in Gesellschaft mit Professorsfrauen, die meist alle einen ziemlichen Dünkel besitzen, so ist solch ein Mädchen, wie ich bin, viel zu gering, als daß viel auf sie geachtet würde, und man muß auf seinem Stuhl so steif und ehrenhaft sitzen wie angenagelt. Kommt man etwa bei ähnlichen Gelegenheiten mit Studenten zusammen, so muß man natürlich äußerst zurückhaltend sein und doch noch bei jedem vielleicht etwa munteren Schritte, als die Jenaserinnen tun, befürchten, daß man für frei ausgeschrien wird. Ob ich gleich sagen muß, daß mich das Urteil der hiesigen Damen wenig kümmert, sobald ich durch die Ruhe meines Gewissens und durch den Beifall meiner lieben Mutter zu meinen Handlungen von der Unschuld meines Herzens überzeugt bin. Sie wissen aber wohl, wieviel oft lächerlichen Moden und närrischen Vorurteilen aufgeopfert werden muß. Hätte ich nicht den süßen Trost, daß Weimar so sehr nahe ist, um meine dortigen Freunde öfters zu sehen und zu sprechen, und sodann die frohe Aussicht, daß wir nur vier oder fünf Jahre hier zubringen werden (freilich jetzt in meinen Augen eine ganze Ewigkeit), so würde mir Jena noch weit unausstehlicher sein. ...

Weimarische Neuigkeiten kann ich Ihnen diesmal nicht mitteilen, weil ich ja zwei Meilen davon entfernt bin. Nur das kann ich Ihnen mit Gewißheit sagen, daß jedermann, der Sie in W. kennt, Sie liebt und schätzt. Schreiben Sie bald wieder und denken Sie zuweilen an Ihre ergebenste Freundin

Amalie Kotzebue.



Abendsonne — Aufn. Jager & Gorgen, München

Ein Maler der versunkenen Gärten

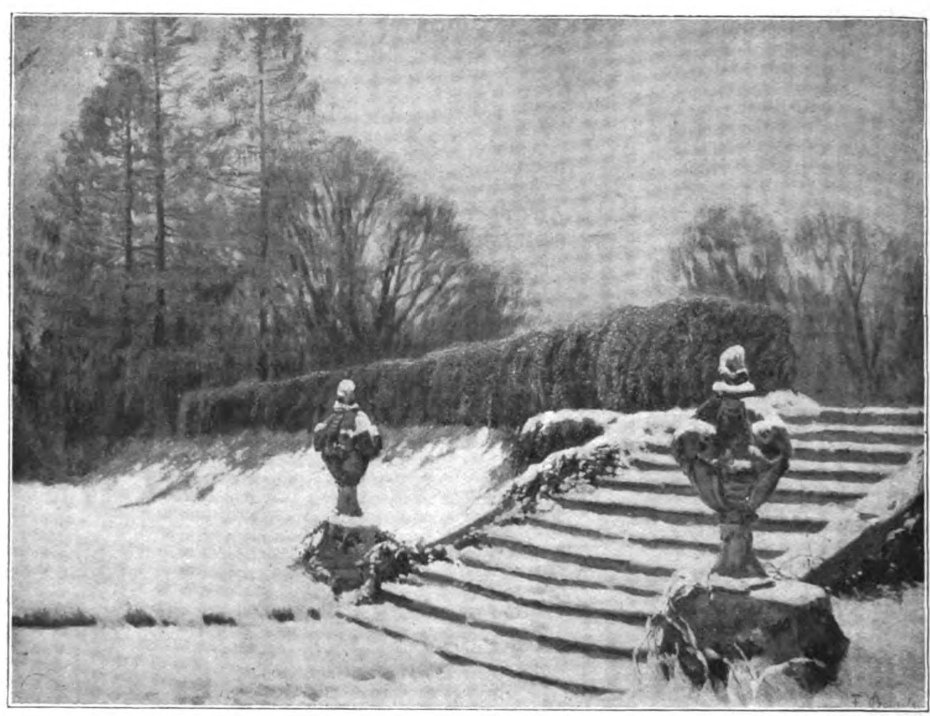
Mit zwölf Textbildern und zwei Einschaltbildern nach Gemälden von Fritz Bayerlein

Von Fritz von Ostini (München)



Gärten des 18. Jahrhunderts — einst bunt durchwebt und durchrauscht von der Pracht fürstlichen Hoflebens, wundersam gepflegt und gebändigt, heute verwildert, versunken und noch tausendmal schöner als einst! Einstmals war dort jede Pflanze ein Ornament, jeder Baum und jede Hecke ein Baustein im architektonischen Ganzen, und das Lebendigste, von den Menschen abgesehen, waren noch die Steine: die lustigen und liederlichen Götter und Göttinnen, Schäfergruppen, Faune und Nixen, Tiere und Fabelungeheuer aus Sandstein, Marmor, Bronze oder vergoldetem Blei, die im Grün standen, sich in blauen Wassern spiegelten, aus dunklen Grotten hervorleuchteten. Heute sind die Menschen fort aus diesen Gärten, die Steine sind tot, und dafür lebt die Natur wieder frei in dieser Einsamkeit. Vielleicht pflegt Pietät und Schönheitssinn der Nachfahren noch den Teppich des Blumenparterres, hält Wege sauber und die Linien der Rasenkanten rein — aber aus den Hainbuchenhecken wurden wilde Laubgänge mit knorrigen, mächtigen Stämmen, aus den geschnittenen Zierbäumchen wurden grüne Riesen, aus zierlichen Baumreihen Alleen mit moosigen, zerrissenen, oft wild gespaltenen Baumstrünken, vom Sturm oder Blitz vielfach gelichtet.

Einstmals waren diese Gärten mit ihrer bis zum Widersinn vergewaltigten Natur unpoetisch, Erzeugnisse künstelnder und mit kalten Symbolen spielender Prachtliebe, reizvoll vielleicht für übersättigte Augen, zeitgemäß als Stätten überfeinerter Außenkultur, einer Kultur der schönen Lüge und der anmutigen Sünde. Sie hatten keine Seele. Heute ist die Poesie dort wieder eingekehrt. Das Unechte und Ungesunde ist tot, eine Schwermut, die nicht erlogen ist, ein tiefer, kaum zu enträtselnder Zauber wohnt in der Einsamkeit. Denn einsam sind diese Gärten alle, gleich-



Aufn. Jager & Goergen, München
Wintertag
Original im Privatbesitz in Leipzig

gültig, ob zu bestimmten Tagesstunden Fremdenführer und uniformierte Kustoden eine Schar Neugieriger an den »Sehenswürdigkeiten« vorbeitreiben oder nicht. Der kurze Trubel einer Besuchsstunde oder eines Sonntagnachmittags weckt die versunkenen Gärten nicht auf. Sie schlafen nur um so tiefer ihren Dornröschenschlaf, sobald nur der Kies unter dem letzten Tritt geknirscht, das Gittertor sich kreischend geschlossen hat.

Man kann die versunkenen Gärten zerstören, wecken und erheben kann man sie nicht. Es ist wirklich wie ein Zauber. Die französische Republik hat die wundervollen Gärten von Versailles dem Volk freigegeben, und an Sonntagen wimmelt's da von Besuchern; buntes und lautes Volk spielt und lagert, trinkt und ißt auf den Rasenflächen, treibt sich geräuschvoll in den Laubgängen und Alleen umher. Aber an den Werktagen ist der Park von Versailles ein versunkener Garten wie nur einer, das Gespenst einer Zeit, die mit der unsrigen nichts, aber auch gar nichts mehr gemein hat, webt in seinen Weiten, und es herrscht jene Stimmung, in der jeder laute Ton, jede heftige Bewegung, jede grelle Farbe eine Entweihung bedeutet. Alle diese Gärten schlafen, sie sind die stillsten und einsamsten Stätten der Länder, einsam wie verlassene Tempel, in denen man nur flüstert statt zu reden, wie schöne, romantische Friedhöfe, in denen auch der Kälteste und Kühnste ein Gefühl hat, als müßten die Geister der Begrabenen ihn umschweben. In den Gärten von Versailles spukt heute noch der Sonnenkönig mit seinem Hofstaat, in den Hainen von Sanssouci wandelt der Schatten des großen, einsamen Friedrich, und wer gar die Spielzeug-Idylle von Klein-Trianon an einem stillen Maimorgen erlebt hat, ohne in ahnungsvollem Schaudern die Geisternähe des letzten unglücklichen Königspaares von Frankreich — die Späteren waren ja keine Könige mehr! — gespürt zu haben, dem fehlt überhaupt der Sinn für die Seele der Dinge.

Diese Gärten sind verfallen und eingeschlafen, aber ihre Seele lebt. Sie sind nicht so »irgendwie« entstanden, wie heute noch ein großer oder kleinerer Garten angelegt wird. Sie wurden geschaffen als Ausdruck eines Willens, einer Zeit, einer Kultur, eines Temperaments. Die Kunst, die sie schuf, so groß

sie oft war, macht nur einen Teil ihres Wesens aus — maßgebend war die Persönlichkeit, die befehlend hinter dem Geiste des Künstlers stand: eine prunkliebende, sich überhebende dort, eine einsiedlerische und tiefe hier, spielerische, am Abgrund tändelnde Geister da; Denkmäler sind solche versunkene Gärten, Denkmäler, die sehr viel deutlicher reden als alle andern aus Erz und Stein, weil eben ihr heimliches Leben nicht auszulöschen ist. Die Steine, selbst die Erzbilder verwittern und brechen nieder — die Gärten ändern sich und altern, aber sie leben weiter. Auch der Gedankenloseste, der sich nicht bewußt wird, daß jede Pflanze umher ein Stück Leben ist wie er selber, fühlt so etwas wie Ehrfurcht vor den alten Bäumen, in deren Schatten schon seine Ureltern geruht, vor jenen grünen Lebensgemeinschaften wie Wald und Wiese, die schon in der Väter Zeiten lebendig waren. Und wenn sie nun, wie in jenen alten Gärten, auch noch durch zwei Jahrhunderte oder länger die alte Form gewahrt haben, erzwingen sie noch mehr die Ehrfurcht und das Gefühl des heiligen Schauderns. Sie sind nicht verblaßt und vermodert wie drinnen im Schlosse etwa die Säle und Kabinette mit ihren zerschlissenen Seidentapeten, ihrem abbröckelnden Stuck, ihren auslöschenden Vergoldungen. Der Geist jener Gemächer haucht Moderdüfte aus — in den Gärten umher ist im Grunde alles lebendig, das Grün der Wiesen und Bäume ist das gleiche wie damals, als noch Serenissimus mit seinen buntbefrackten Höflingen durch die Alleen stelzte und die Hofdamen seiner allerdurchlauchtigsten Gemahlin im Reifenspiel über den Rasen schwebten oder in Grotten und Labyrinthen mit den Kavalieren scharwenzelten. Und ebenso blieb das Blau des Himmels und das Gold der Sonne das gleiche. Alles, was den Garten ausmacht, ist sich in der Hauptsache gleich geblieben, nur die Staffage hat gewechselt, der Statuenschmuck ist, zerfallend und moosüberzogen, älter und schöner geworden, und diese barocken Gestalten erzählen heute viel lauter und deutlicher als damals, da sie, von schnellfingerigen Bildhauern aus dem Welschland hergestellt, eben nichts waren als die herkömmlichen Götter und Halbgötter, Weltgegenden und Erdteile, Temperamente, Jahreszeiten und sonstigen landläufigen Allegorien. Jetzt reden sie von einer versunkenen Zeit, die mit allen ihren Torheiten, Sünden und Nöten doch reicher und schöner war als das Heute.

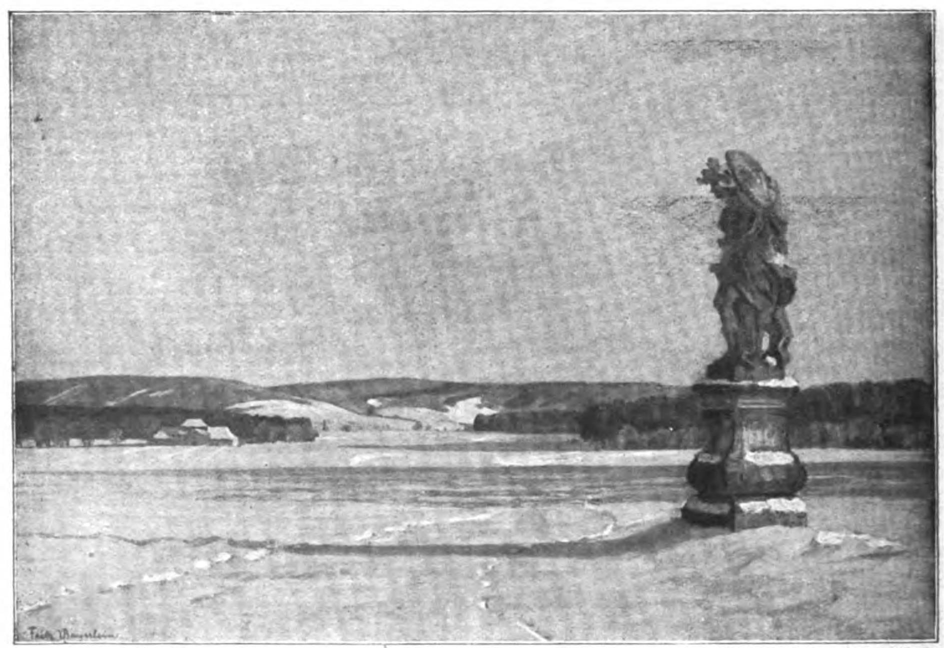


Aufn. Jäger & Görgen, München

Frühling in Hellbrunn bei Salzburg — Original im Privatbesitz in München

Um wieviel selbstsicherer und zielklarer war damals das Prachtbedürfnis, in dem sich das Machtgefühl der Großen äußerte, um wieviel großzügiger, als sich etwa die Luxusliebe eines Mammonarchen der Gegenwart kundtut! Eine gewaltige Schöpferfreude offenbart sich trotz allen spielerischen Einzelheiten in jenen Anlagen, eine Lust am sieghaften Überwinden der wilden Natur. Verirrung und Größe zugleich! Für den Zauber der ungebändigten, durch keinerlei Kunstmittel dem Menschen nähergebrachten Natur hatte man im 17. und 18. Jahrhundert noch wenig Sinn. Es war etwas wie Furcht vor der Wildnis in dem Menschen, als dächte er sich jene, soweit sie sich sein Formwille noch nicht unterworfen, noch bevölkert mit allerlei drohenden und geheimnisvollen Mächten, und erst **die** Natur scheint dem Kulturmenschen vergangener Tage freundlich und ungefährlich begegnet zu sein, die er mit Mauern umzogen und dem Stil seiner Zeit entsprechend zurechtgestutzt hatte. Wie das barocke Schäferspiel aus der Art der Naturmenschen eine kokette Maskerade machte, so jene Gartenkunst aus der Landschaft. Nur als mehr oder minder fernen Hintergrund nahm sie die Natur, ließ diese am Ende einer Parklichtung oder einer weiträumigen Allee den Wandelnden sehen, indem sie die hohe umschließende Parkmauer in einen erst in nächster Nähe sichtbaren Graben hinunterführte, so daß der Blick ungehemmt ins freie Land schweifte. Und noch bis jenseits der Mauer dehnte der Gartenarchitekt seine gekünstelten Beziehungen aus, pflanzte etwa drüben ein paar hohe Pappeln, die den Fluchtpunkt abgaben für die Perspektive einer weiträumigen Allee im Park, oder legte Schneisen und Lichtungen so an, daß in weiter Ferne vielleicht ein schöngeformter Berg, ein mächtiges Bauwerk dem Auge als der Brennpunkt des ganzen Landschaftsbildes erschien. Ein Beispiel: eine ganze Anzahl von Schloßgärten in der Nähe der bayrischen Hauptstadt aus herzoglicher und kurfürstlicher Zeit war mit ihren Achsen so angelegt, daß diese in der Verlängerung auf das mächtige Massiv der Münchner Liebfrauenkirche hinwiesen, und die Orientierungslinie war wieder betont durch die Baumreihen an den Landstraßen, die nach der Stadt hinführten. So wirkte jene Gartenkunst mit gewaltigen Mitteln, machte sich die weite Landschaft untertan, mit welcher sie den Garten eine gigantische Einheit bilden ließ.

Und alle diese Dinge sind lebendig geblieben, ob sich die tausend Einzelheiten in den Gärten auch verändert haben, verwildert, zer-



Abendschatten

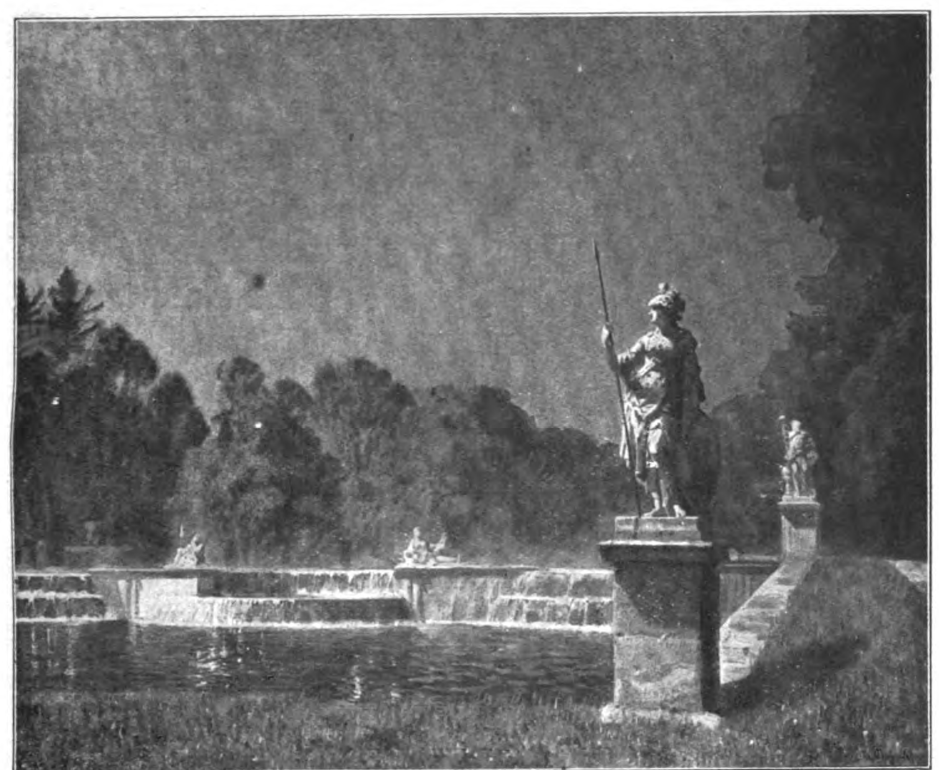
Aufn. F. Bruckmann A.-G., München

Fritz Bayerlein: Aus der Eremitage in Bayreuth

Aus dem Besitz des Königs Ludwig III. von Bayern

Zu dem Aufsatz »Ein Maler der versunkenen Gärten« von Fritz von Ostini





Aufn. Jager & Görgen, München

Sommernacht in Nymphenburg (Mondschein)

bröckelt oder in Zauberschlaf verfallen sind. Jene sinnigen und großzügigen Beziehungen zur weiteren Umwelt sind das Monumentale und Wundervolle an den alten Gärten, die trotz aller Kunst und Künstelei organisch, gewachsen erscheinen. Solches war freilich nur zu erreichen in Zeiten, da suprema lex noch wirklich regis voluntas war, in der man die Landstraßen noch so baute, wie der fürstliche Bauherr es seinen Schlössern zuliebe haben wollte, in der er Regimenter dazu kommandieren konnte, um Hügel einzuebnen, Flußläufe in gerade Uferlinien einzuspannen, Teiche einzufüllen oder neu auszugraben, oder in eine wasserarme Gegend von weither einen befruchtenden Kanal zu leiten. So ist der einst so prachtvolle Schleißheimer Schloßgarten mitten in dürrer Heide entstanden — fronende Sklaven und »Untertanen« leiteten das Wasser der Würm heran, und vor den Fenstern des Münchner Klein-Versailles rauschte dann blitzendes Wasser über Marmorkaskaden. Was erzählen diese versunkenen Gärten uns heute noch alles von versunkener Macht und Größe! Gerade in der Bewältigung enormer Schwierigkeiten mag für ihre Schöpfer ein besonderer Anreiz gelegen haben, ihr Machtgefühl hat in diesem Sieg über die Natur vielleicht eine viel größere Freude empfunden als in dem Gewinn an Schönheit, den er brachte. Vielleicht wäre es dem abenteuerlustigen Kurfürsten Max Emanuel gar nicht eingefallen, an jener Stelle ein Lustschloß zu errichten, wenn dort statt der Kiefernheide schon von vornherein etwa üppiger Laubwald an fruchtbaren Flußufern gestanden hätte. Wie unsre alten Monumentalgärten und die dazugehörigen Schlösser so ausschließlich aus dem Wesen *ihrer* Zeit heraus entstanden sind, kann man nicht übel aus späteren, mit unzulänglichen Mitteln geschaffenen Nachahmungen erkennen. Man denke an die phantastische und schief gerichtete Baulust eines Ludwig II. von Bayern. Eine Kopie von Versailles pflanzte er in eine Insel eines Voralpensees — das Ding ist nie lebendig gewesen, hat nie organisch in der Landschaft gestanden wie sein imposantes Vor-



Autn. Jager & Görgen, München

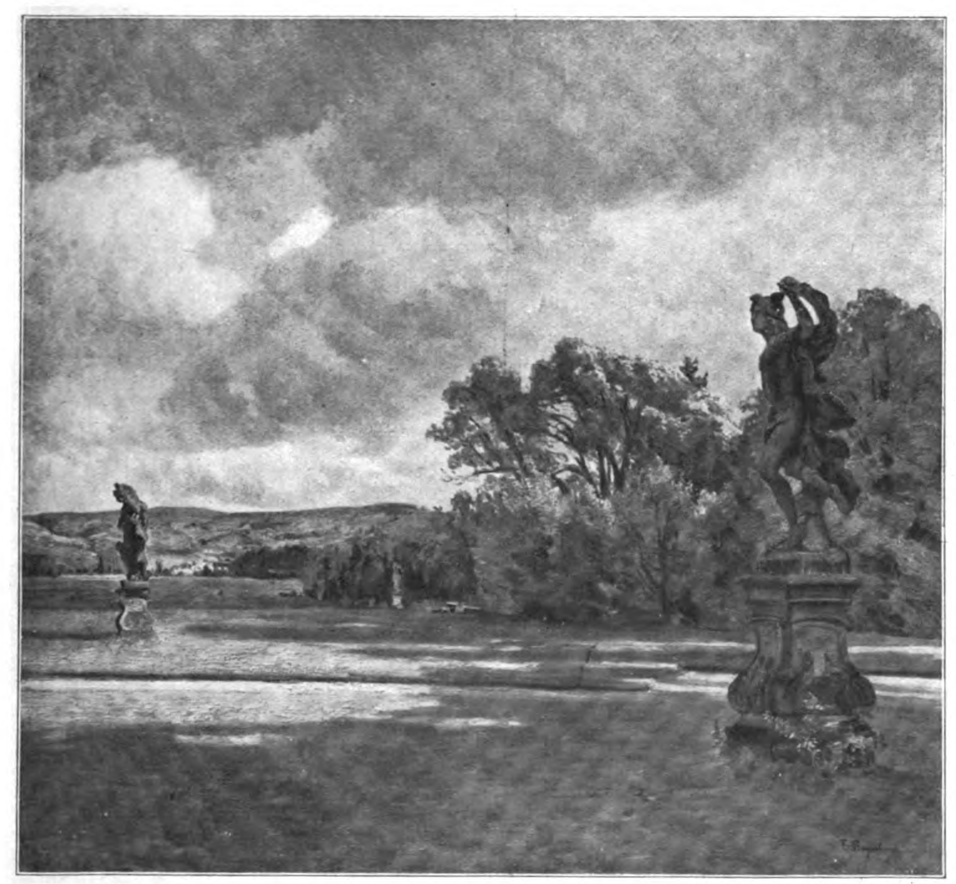
Wintertag Original im Privatbesitz in Frankfurt a. M.

bild, das mit seinen Gärten so ganz aus seiner Umgebung herausgewachsen erscheint. Ein üppiges Schlößchen in Rokokoimitation setzte derselbe König mitten ins Gebirge — Schloß Linderhof, das da drinnen verloren liegt wie eine gemachte Rose in blühender Wildnis. Die Zeit für die Schöpfung solcher Dinge ist seit anderthalb Jahrhunderten vorbei, wie die Machtfülle und Autokratenherrlichkeit fürstlicher Geschlechter vorbei ist und vorbei war, lange ehe ein Revolutionssturm den Glanz alter Dynastien zertrümmerte. Die Schöpfung prunkvoller Gärten im Kampfe mit einer widerstrebenden Natur, ihr Aufbau an den unmöglichsten Stellen — war das nicht schon ein Gelüst machttrunkener Herrscher bis in die sagenumwobene Vorzeit hinein? Die Königin Semiramis, die ihre Gärten auf hohem Gemäuer aufbaute, die römischen Cäsaren, die rings um die Tiberstadt wie auf ihren Hügeln selbst jene üppigen Gartengebilde anlegten, die im Grunde das Vorbild aller späteren Gartenkunst geblieben sind, ihre Nachfolger in den italienischen Republiken der Renaissancezeit und die Sonnenkönige der späteren Epoche — sie alle hat der gleiche Trieb geleitet: über die Natur zu herrschen, wie sie über die Menschen geherrscht haben. Und der Wille zur Größe, der sie zum Werke aneiferte, ist im Werke lebendig geblieben, ob auch dies Leben stumm geworden sein mag und sich nur noch in Schönheitswerten und Stimmungszauber offenbart!

Kein Wunder, daß es Künstler gibt, denen der Reiz versunkener Gärten es angetan hat — ein Wunder sogar, daß ihrer nicht mehr sind. Hier eint sich doch so eigenartig das schlechthin Malerische mit dem stofflich Merkwürdigen, die Möglichkeit formaler Wirkung mit unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Stimmungen, architektonische Bindung mit freier Wirklichkeit. Und dieser Reichtum an Gelegenheiten! Wo früher, vor ein paar Jahrhunderten, ein reicher fürstlicher Hofhalt war, da fehlt es auch an diesen Zaubergärten nicht. In Münchens Nähe liegen, gleich schön und großzügig, die Gärten von Nymphenburg und Schleißheim, bei Berlin die weit-

läufigen Gärten von Potsdam mit dem Wunderschlößchen und den Terrassenanlagen von Sanssouci; Dresden hat den Zwinger und den vornehmen Großen Garten und schöne Schloßgärten wie den von Pillnitz in nächster Nähe; kirchliche Würdenträger schufen sich bei Würzburg und Bamberg die berühmten Anlagen von Veitshöchheim — den zopfigsten aller Zopfgärten — und den Seehof. In Schwetzingen und Wilhelmshöhe bei Kassel sind weitere prunkvolle Perlen alter Gartenkunst zu sehen, und damit sind nur einige von den bedeutendsten dieser Prunkgärten in Deutschland genannt. Von Versailles war schon mehrfach die Rede, und zu Versailles gehören Groß- und Klein-Trianon. Die Trianon-Anlage ergreift den geschichtskundigen Besucher vielleicht am stärksten und tiefsten von allen diesen Anlagen. Es ist, als hätten ihre Bewohner diese Wege, Wiesen und Häuschen eben erst verlassen, als träte man in ein ausgestorbenes Kinderzimmer, in dem die Spielsachen seiner kleinen Bewohner noch auf dem Boden umherliegen.

Ein Maler der deutschen versunkenen Gärten ist der in München lebende Fritz Bayerlein, der in feiner und schlichter Art mit ebensoviel Andacht als Ehrlichkeit jene melancholischen und einsamen Schönheiten schildert. Seit einer langen Reihe von Jahren sehen wir auf den Ausstellungen seine Parkbilder aus allen Stimmungen des Jahres, die auffallen nicht durch irgendeine extravagante technische Merkwürdigkeit oder auch nur durch die besonders betonte persönliche Note, sondern nur durch ihre schlagende Überzeugungskraft und das gut und treffsicher gewählte Motiv. Das war immer gut gemalt und wollte nichts andres, als die mit

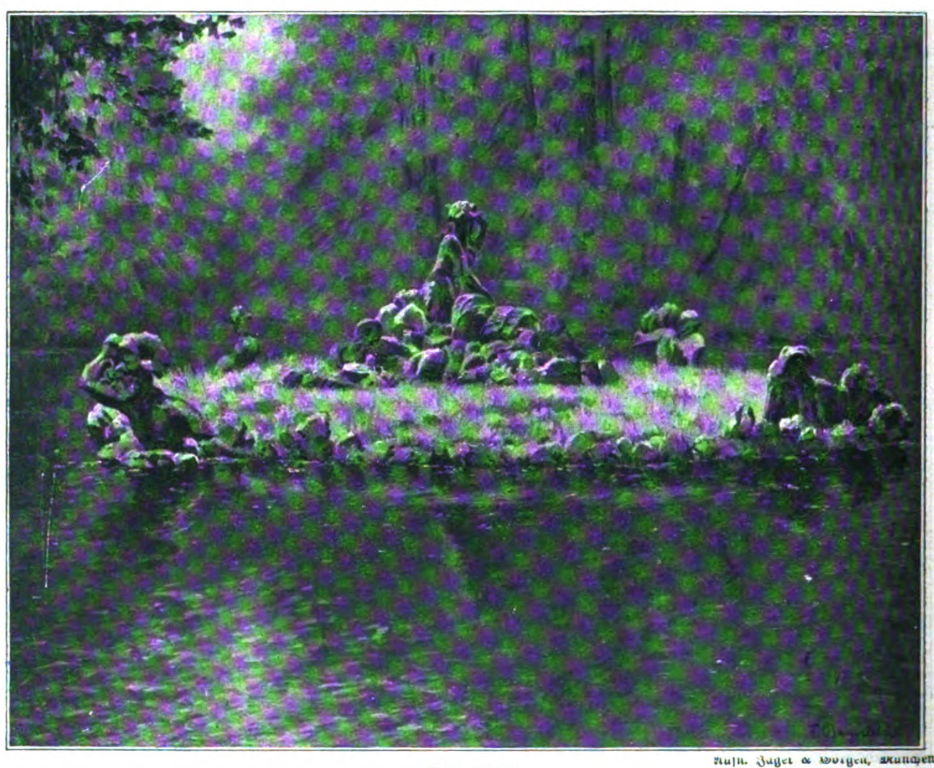


Herbst im Park

Aufn. F. Bruckmann A.-G., München
Original im Privatbesitz in Berlin

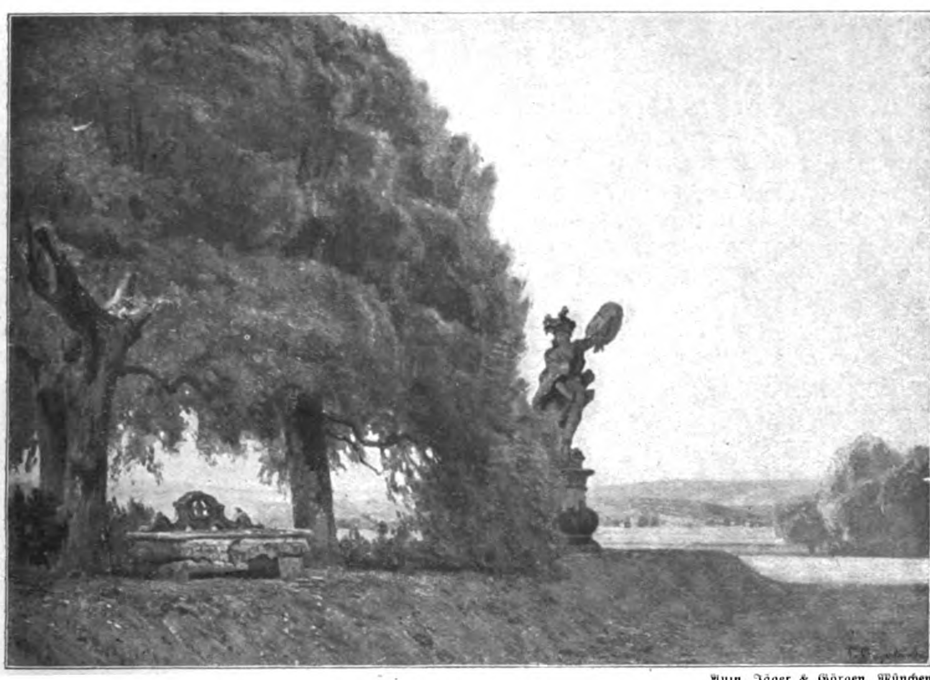
ganzer Seele erfaßte Stimmung in guter, anspruchsloser Malerei dem Beschauer übermitteln. Und das wußte nichts von Mode und Richtung — eine gesunde, herzerfreuend unproblematische Kunst, die sich darum nicht kümmerte, daß der Ästhet von heute das Unproblematische nicht mehr gelten läßt.

Fritz Bayerlein kam ganz von selbst zu seiner künstlerischen Besonderheit, der Maler der versunkenen Gärten zu sein. Er ist im malerischen alten Bamberg geboren (9. Januar 1872), der Stadt der wundervollen Bauten aus acht Jahrhunderten mit ihrem weltberühmten romanischen Dom, ihrer schönen Residenz und alten Hofhaltung, ihrem malerischen »Klein-Venedig« unten am Wasser und der herrlichen grünen Weite ihrer Umgebung. Ein Juwel dieser Umgebung ist der Seehof, die Marquardsburg, einst die üppige Residenz der Bamberger Fürstbischöfe. Die hat der junge Bayerlein wohl früh schon zu sehen bekommen. Künstlerischen Trieb spürte er bereits als Knabe, und seine ersten Zeichenversuche stammen aus seinem fünften Lebensjahr. Das »Malerwerden« steckte ihm von Kindheit an im Kopfe, und als er, ein Sechzehnjähriger, im Jahre 1888 die Realschule seiner Vaterstadt verließ, trat er in die Nürnberger Kunstschule ein. Der Beruf des Vaters, der Großkaufmann war, reizte ihn nicht. Von der Großmutter her floß ihm Künstlerblut in den Adern — er war ein naher Verwandter des berühmten Münchner Landschaftsmalers Wenglein, des klassischen Darstellers unsers oberbayrischen Voralpengeländes. An Selbstüberschätzung litt der heranwachsende Fritz Bayerlein freilich nicht — vielleicht erklärt sich das aus der nüchternen kaufmännischen Umwelt, der er entstammte. Zunächst mag er die Kunst als einen ihm zusagenden Brotberuf aufgefaßt haben. Er wollte Porzellanmaler, dann Kunstgewerbler werden, wozu das schätzereiche Nürnberg ja starke Anregung bot. Da ging's aber ganz von selber in die wirkliche Malerei hinein. In den Ferien malte Bayerlein, um sich Geld zu verdienen, Kirchenbilder, trat an die Münchener Akademie über und kam da in die



Aufn. Jaeger & Goergen, München

Die Insel



Aufn. Jäger & Görgen, München

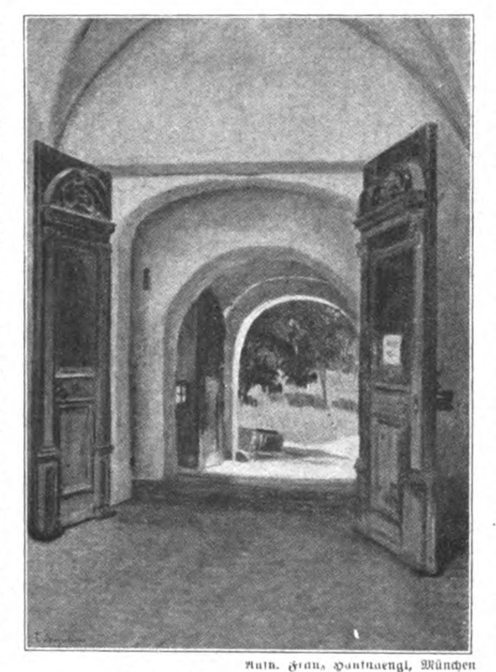
Im Park — Original im Privatbesitz in München



Aufn. F. Bruckmann A.-G., München

Mondnacht in Bamberg

ihrem Stil nach ziemlich neutrale Raupp-Schule. Dort machte er sich an die Lösung einer Ferienaufgabe »Albrecht Dürer kommt zu Wohlgemuth in die Lehre«. Das Bild wurde ausgestellt, zur Verlosung angekauft, und der Gewinner schenkte es der Stadt Nürnberg für ihre Galerie. In der »Komponierklasse« — Meisterschule nennt man's auf andern Akademien — malte Fritz Bayerlein einen »Sankt Martinus«, und dieser brachte ihm nicht nur die silberne Medaille der Akademie — die Stadt München kaufte das Bild auch an, um ihr Martinusspital damit zu schmücken. Das waren die üblichen akademischen Wege, auf denen der junge Künstler mit holdem Irren zu einem nicht »selbstgesteckten«, aber ihm von seiner Naturanlage bestimmten Ziel hinschweifte. Er verließ die Akademie, stellte sich auf eigne Füße, ging seine eignen Pfade, immer auf Studienreisen umhersuchend. Nach der Mitte der neunziger Jahre empfing er in der Bamberger Umgebung Eindrücke, die ihm die Richtung gaben, und wurde der Maler der vereinsamten barocken Gärten, der er geblieben ist, und als der er seine dauernden Erfolge errungen hat.



Aufn. Franz Hanfstaengl, München

Tor auf der Burg Trausnitz

In erster Linie war es all die Jahre her der mehrmals erwähnte Seehof, der ihm die dankbarsten und eigentümlichsten Motive für seine Bilder schenkte. Das weiträumige und abwechslungsreiche Gebäude jenes Parks zog ihn immer wieder an und bot ihm immer wieder Neues. Die Anlage ist alt, und ihre Uranfänge gehen wohl an den Beginn des 16. Jahrhunderts zurück. Um dessen Mitte entstand schon ein barocker Garten mit einer reichverzierten »Wassergrotte«. Von da ab wuchsen die Gärten, nicht nur in ihrer künstlerischen Ausgestaltung, ihrem Statuen-Schmuck und ihren plastisch-architektonischen Gruppen, sondern auch in der eigentlichen Gärtnerei zu immer höherer Vollendung. Exotische Zier- und Fruchtbäume sowie Gemüse, Ananas und Artischocken wurden gezogen, die Chronik von 1779 erzählt, daß sich damals auf dem Seehofe nicht weniger als 3000 »Orangerie-Bäume« und »fremde feine Stauden« befanden.

Diese Gärten sind nun versunken. Auf dem Gelände des Seehofs gibt's nur noch Bäume und weite Wiesenflächen, auf denen alljährlich eine erkleckliche Heuernte heranwächst, und viele Reste alten Statuenschmuckes sind erhalten. Sie geben dem Ganzen seinen seltsamen Reiz, einen Zauber, der wiederum ganz anders ist als z. B. in Veitshöchheim, wo die eigentliche alte Gartenanlage mit ihrer zusammengedrängten Überfülle von Plastik und architektonischen Gartenmotiven erhalten blieb. Im riesigen Park des Schlosses Seehof sind nur die groben Umrisse der alten Anlage bewahrt, und in einer Landschaft, die kaum von einer unbeschnittenen und freigewachsenen zu unterscheiden ist, und die für das Auge auch mit der ungefesselten Umgebung in frei anmutiger Verbindung steht, ragen die bildnerischen und architektonischen Reste der alten Pracht, Statuen, Treppen, Sitzplätze und Terrassen, Brunnengebilde und Vasen, unvermittelt, melancholisch, träumerisch auf, helfen das Alte ahnen, das vom Neuen überwachsen ist, bannen den Geist der Vergangenheit in einen Raum, der dem flüchtigen Blicke wie nüchterne, frische Gegenwart erscheinen möchte.

Das gibt im Reigen der Jahreszeiten Bilder von nicht zu erschöpfender Mannigfaltigkeit, und es ist nicht zu verwundern, daß

Bayerlein, der sich als Mensch immer tiefer in diese stille Welt eingelebt hat, auch als Künstler in fruchtbaren Studiensommern immer wieder zu ihr zurückkehrt und sie als Fundgrube und steten Jungbrunnen für seine Kunst zu nützen weiß. Der grüne, freudige Sommer, der Herbst, der die schönen Baumgruppen in flammende Farben taucht, der Winter, der die Gartenflächen in Schnee und Schweigen hüllt — sie alle gaben ihm stets wieder neue Bildermotive. Eine Reihe der merkwürdigsten und dankbarsten stammt aus winterlicher Stimmung. Die kühn silhouettierten Sandsteingötter, aufragend aus tiefem Schnee, über dessen Flächen man hinausblickt ins freie Hügelland — dies Motiv hat der Maler vielfach und aufs glücklichste abgewandelt, und man begreift wohl, daß er seiner nicht überdrüssig wird.

Im übrigen hat Bayerlein seine Staffelei auch noch in manchem andern versunkenen Garten aufgestellt. In dem wundervollen, so abwechslungsreichen Nymphenburger Schloßpark, in dem noch verschollenen Schleißheimer Garten, im Hofgarten und in der amüsanten Eremitage in Bayreuth, in dem an spielerischen Überraschungen, vornehmlich der treibenden und springenden Wasserkünste, so reichen Park zu Hellbrunn bei Salzburg, in Veitshöchheim, in Schwetzingen usw. In Bamberg hat er allerlei fesselnde Architekturen am Wasser gemalt, anderswo farbenreiche und wohlgestimmte Innenräume und andre Einzelheiten von alten Schlössern — er fand an vielen Orten Anregung für seine künstlerische Lieblingsbeschäftigung: alte Bauten und Gärten in ihrem Zustand von heute, aber umwoben vom Geheimnis der alten Zeit zu schildern, in liebenswürdiger, sicherer und dabei immer poesievoller, immer malerischer Art. Und diese Besonderheit hat ihm Ehren und Freunde in reicher Zahl gebracht.



Trauriges Lied

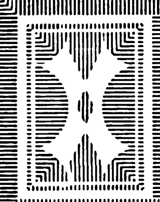
Nach Schönheit greifen wir und Gold;
Die Münzen sind davongerollt,
Und Schönheit mag verderben.
Gar bitter schmeckt ein später Kuß,
Und aller Freude letzter Schluß
Heißt Sterben.

Was hilft da Weisheit groß und Gut,
Der Federschmuck am kecken Hut?
Einst geht der Kelch zu Scherben.
Die Liebste floh zu Sang und Reih'n.
Wer mag denn noch Geselle sein
Im Sterben?

Und war der Freund dir noch so wert,
Wie wenig er nach dir begehrt,
Magst du ihn auch umwerben
Mit deiner müden, kalten Hand.
Du ziehst allein ins dunkle Land,
Zu sterben.

Doch dies muß hoch und köstlich sein:
Du gehst in Gottes Hände ein,
Wie magst du da verderben?
Ein Tor fliegt weit und blendend auf,
Sanft wiegt dich breiter Strahlen Lauf —
Und dieser Traum heißt Sterben.

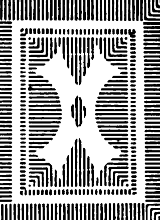
Hedwig Forstreuter



Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

XI



Die erste Ausstellung der Berliner Sezession im Jahre 1899 — Jahre des Kampfes — Die ersten Bilder der französischen Impressionisten — Die erste Spaltung der Sezession — Paul Cassirers Charakterbild — Der Deutsche Künstlerbund — Der erste Cézanne — Der erste Pechstein — Die ersten Expressionisten — »Ausverkauft!« — Freundschaft mit Max Liebermann — Liebermanns Dackel und der Karnickelbock — »Eigentlich ...« — Malausflüge ins Luch und nach dem Berger Damm — In Stolpe am Wannsee — Das gescheckte Haus — Die Villenkolonie Wannsee — Fahrten in den Spreewald

Die erste Ausstellung der Berliner Sezession wurde im Frühling 1899 eröffnet. Sie fand im eignen Hause statt und wurde, wie es im Vorwort des Katalogs hieß, »durch die Opferwilligkeit einiger hochstehender Kunstfreunde unsrer Stadt und durch das kollegiale Eintreten von seiten der Sezession in München und sonstiger sezessionistischer Gruppen« ermöglicht.

Diese erste Ausstellung beschränkte sich auf die nationale Kunst und führte, nach dem von der Münchner Sezession vertretenen Grundsatz, nur eine kleine Anzahl von Werken dem Beschauer vor. Es wurde jedoch in Aussicht gestellt, in künftigen Jahren auch ausländische Künstler heranzuziehen, »weil die Sezession ja auch in London und Paris, Venedig und Brüssel oft die Gastfreundschaft für ihre Werke beanspruche«.

»Aber unsre etwaigen Schwächen durch Anleihen beim Auslande zu verdecken, erschien uns der deutschen Kunst nicht würdig,« sagt weiterhin das Vorwort. Und schließlich betont es: »Für uns gibt es keine alleinseligmachende Richtung in der Kunst, sondern als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk — welcher Richtung es angehören möge —, in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert.« Gewerbsmäßige Routine und oberflächliche Mache derer, die in der Kunst nur die milchende Kuh sehen, sollten grundsätzlich ausgeschlossen bleiben.

Max Liebermann präsidierte. Oscar Frenzel, Walter Leistikow, Otto H. Engel, Ludwig Dettmann, Kurt Herrmann, Fritz Klimsch waren die Vorstandsmitglieder, Bruno und Paul Cassirer die Sekretäre.

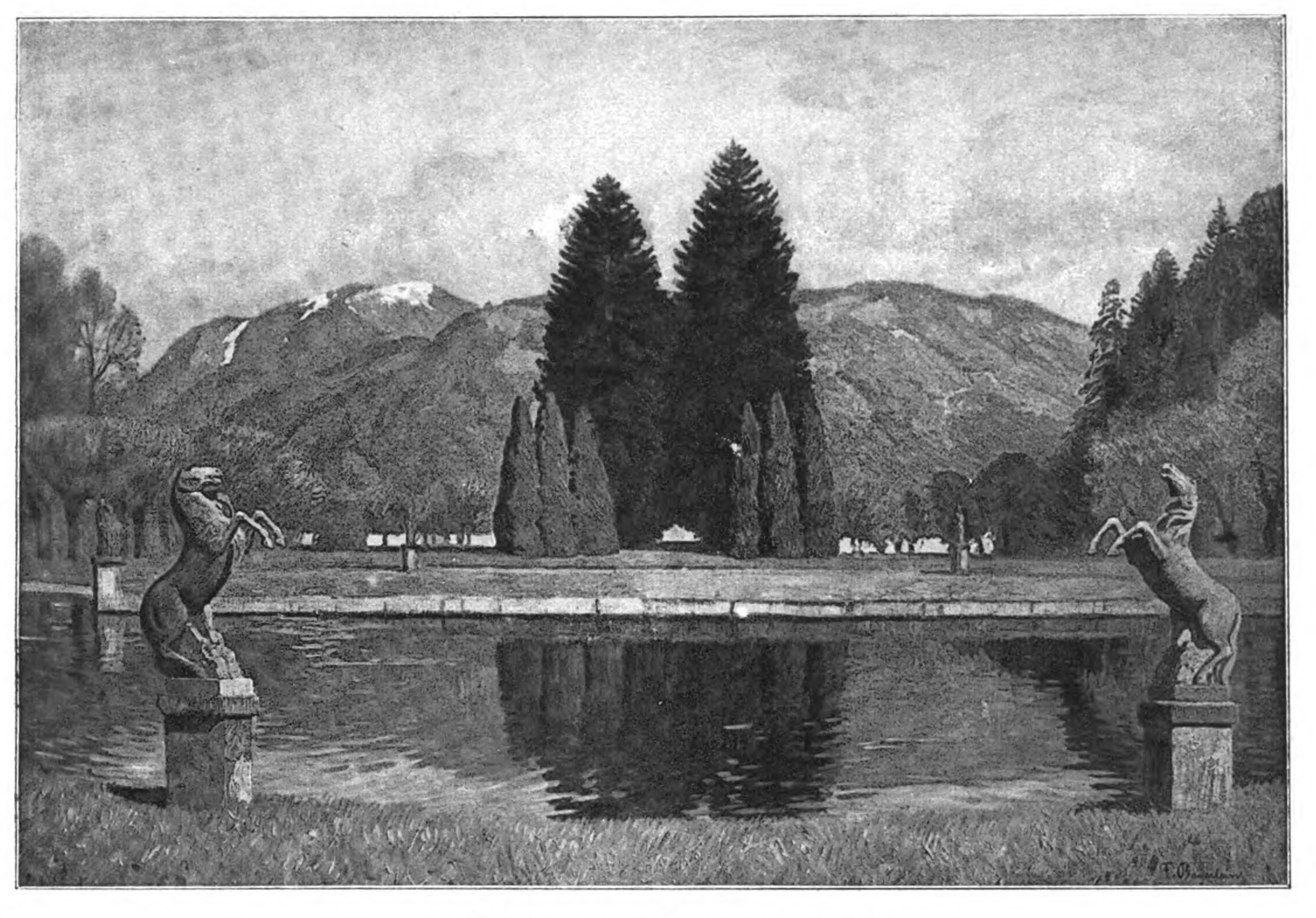
Das war nun ein prächtiges Programm, das jeder Künstler und jeder Kunstfreund bedingungslos unterschreiben konnte. Die Ausstellung hatte denn auch einen großen Erfolg.

Zu den ersten Mitgliedern, die aus den Elfern, der Novembervereinigung und dem Künstler-Westklub bestanden, kamen als Aussteller aus München Bruno Piglhein, A. Herterich, Franz Stuck, Freiherr von Habermann, Max Slevogt, aus Berlin August Gaul, Hugo Lederer, Tuaillon, Fritz Klimsch, Ignatius Taschner, Ulrich Hübner, Lovis Corinth, aus andern Städten Adolf Hildebrand, Hans Thoma, Gotthardt Kuehl, die bald darauf teils ordentliche, teils außerordentliche Mitglieder wurden. Hodler hatte auf dieser ersten Ausstellung seine »Lebensmüden«; wahrscheinlich wurde er als Schweizer zu den Deutschen gezählt. Arnold Böcklin, Adolf Hildebrand und Wilhelm Leibl wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Das Mitgliederverzeichnis des nächsten Jahres zählte schon 66 Namen auf. Kein Ausländer war darunter.

Mit Begeisterung hatte ich die Sezession mitbegründen helfen, und nun kamen für mich köstliche Jahre. Jahre des Kampfes, denn die Sezessionswerke wurden noch von einem großen Teil der Presse dem Publikum als Erzeugnisse wilder Männer hingestellt. Ach, wie zahm und abgeklärt sieht das damals als wild Verschriene heute größtenteils aus! Man hoffte auf endlichen Sieg. Schließlich mußte sich das Gute doch durchsetzen. Das Mißtrauen mußte verschwinden und der Wahn vergehen, daß man es mit Anarchisten und Sozialdemokraten zu tun habe, wie ein Teil der »Gutgesinnten« meinte. Heute ist das meiste, was gezeigt wurde, schon klassisch, oder es gehört — zum alten Eisen.

Zu den folgenden Ausstellungen stellte sich auch das Ausland ein: Whistler, John Lavery, Segantini, Anders Zorn, Cameron, Blanche, Constantin Meunier.

Leibl und Böcklin starben 1901. Man zeigte aber weiter fleißig auf den Ausstellungen der Berliner Sezession ihre Werke. In demselben Jahre erschienen die ersten Bilder der französischen Impressionisten: Pissarro, Renoir, Monet; auch der erste Van Gogh trat auf den Plan. Zur selben Zeit erlebte die Berliner Sezession ihre erste Spaltung: Otto H. Engel, Carl Langhammer, Max Uth, Max Schlichting und Oscar Frenzel traten mit einigen andern aus und zur Großen Kunstausstellung über. Sie reformierten dann, so gut es ging, auch dort das Ausstellungswesen, indem sie die Grundsätze der Sezession in bezug auf Anordnung und Hängen der Bilder auf die Große Ausstellung übertrugen. Der Austritt dieser Mitglieder erfolgte nicht aus künst-



Fritz Bayerlein: Im Park zu Hellbrunn

Im Besitz des König-Albert-Museums in Zwickau

Zu dem Aufsatz »Ein Maler der versunkenen Gärten« von Fritz von Ostini

lerischen Gegensätzen, sondern deswegen, weil sie den Standpunkt vertraten, der Geschäftsführer der Sezession dürfe nicht zugleich selbständiger Kunsthändler sein, wie es Paul Cassirer war. Dieser war von 1901 ab allein als Sekretär der Berliner Sezession aufgeführt. Sein Vetter Bruno hatte sich auch in der von ihnen zunächst gemeinsam geleiteten Kunsthandlung von ihm getrennt.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß, wie alles in der Welt, auch die Berliner Sezession ständigem Wechsel unterworfen sei. Mancherlei Zwiespalt trat hervor; mancherlei entgegengesetzte Interessen machten sich geltend. Vor allem war es Paul Cassirers mit den Jahren ständig wachsender Einfluß, der den Grund zu erbitterten Kämpfen legte.

Solange Walter Leistikow lebte, war an ein zu großes Übergewicht Paul Cassirers in der Berliner Sezession nicht zu denken. Leistikows überragende Persönlichkeit und sein kunstpolitischer Scharfblick schlossen jede einseitige Beeinflussung aus. Max Liebermann, der große Künstler, war in vieler Beziehung, wie die meisten großen Menschen, bei all seinem durchdringenden Verstande harmlos bis zur Naivität eines Kindes und damit weniger geeignet, gegen Paul Cassirer aufzukommen. Er malte auch viel lieber, wie er selber sagte, als daß er sich um allen Quark der Ausstellungsleitung kümmerte.

Einige Jahre später machte Leo von König den Versuch, Cassirers Einfluß einzudämmen. Die Sache verlief jedoch im Sande und endete mit Königs Austritt.

So schwankte Paul Cassirers Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte der Berliner Sezession. Die zweifellos großen Verdienste, die er sich mit der Leitung seines Kunstsalons erwarb, müssen stets anerkannt werden. Er war es, der die ersten Impressionisten nach Berlin brachte. Durch seine Vermittlung erschienen sie auch auf der Berliner Sezession und wirkten anregend und befruchtend auf die junge Künstlergeneration. Manet, Monet, Renoir, Hodler, Cézanne und Van Gogh hat Cassirer zuerst in Berlin gezeigt. Aber sein lebhafter persönlicher Ehrgeiz ließ ihn wohl seine Macht überschätzen. Er hatte mit einer ganzen Anzahl von Mitgliedern der Berliner Sezession feste Verträge abgeschlossen, nach denen er ihnen jährlich für teilweise ganz erhebliche Summen einen Teil ihrer geschaffenen Werke abnahm. Auch das setzte wohl böses Blut bei den nicht von ihm Berücksichtigten und machte umgekehrt die von ihm Begünstigten unfrei.

Von 1906 bis 1909 war Cassirer Mitglied des Vorstandes; später strebte er ganz offen nach der Präsidentschaft, bis er endlich 1912 erster Vorsitzender wurde. Er bedachte dabei nicht, daß er damit die Berliner Sezession aus einer freien Künstlerschaft, mit der der Staat hätte rechnen müssen, zu einem privaten Künstlerklub machte.

Allen diesen Kämpfen stand ich fremd gegenüber. Mir fehlte der Sinn zum Parteimann. Auch hatte ich meine ganze mir übrigbleibende Zeit auf die Förderung meiner Arbeiten zu verwenden. Aber daß viel hinter den Kulissen vorging, konnte ich wohl bemerken. Auch schien mir die kunstpolitische Begabung der Führenden oft gering. Dies ging schon aus dem Schicksal des Deutschen Künstlerbundes hervor, der als Gegengewicht zur Deutschen Kunstgenossenschaft von den vereinigten Sezessionen aller deutschen Kunststädte gegründet worden war. Er hatte seine erste Ausstellung in München 1904, die zweite in Berlin, zusammen mit der Berliner Sezession in deren Räumen 1905, die dritte in Weimar 1906. Dann aber fing der Deutsche Künstlerbund an, dahinzusiechen. Die Seele und der Schöpfer der Berliner Sezession, Walther Leistikow, erkrankte schwer. Mit seinem im Jahre 1908 erfolgten Tode verlor auch der Deutsche Künstlerbund jede Bedeutung.

Das war sehr zu bedauern, denn er bedeutete eine Vertretung eines großen Teils der deutschen Künstlerschaft, des wichtigsten Teils vielleicht, den der Staat hätte berücksichtigen müssen. Diese Schlußfolgerung hatten die Städte Berlin und Charlottenburg schon gezogen, indem beide schon seit dem Jahre 1910 auf den Ausstellungen der Berliner Sezession geradeso ihre jährlichen Ankäufe machten wie auf der Großen Kunstausstellung. So kaufte zu meiner großen Freude im Jahre 1912 die Stadt Charlottenburg mein großes Bild badender Jungen für ihre künftige Galerie an und 1915 die Stadt Berlin eine Taunuslandschaft.

Der erste Cézanne erschien 1909 auf der Berliner Sezession. Mit ihm pochte die neueste Zeit an ihre Tür: Max Pechstein stellte sein erstes Bild aus. Es folgten weitere der Jüngsten, Bernhard Hasler, Otto und Rudolf Möller, die meine Schüler in der Kunstschule gewesen waren und auch ihre Zeichenlehrerprüfung abgelegt hatten. Dann kamen die ganz wilden Männer, die Expressionisten, wie man sie nannte, Degner, Heckel, Heckendorf und der von Matisse beeinflußte Moll, so daß die Berliner Sezessionsausstellungen ein sehr buntes und vielfach allzu buntes Bild boten. Man bevorzugte die Extreme, sei es, um mit Absicht und der Reklame wegen das Publikum zu brüskieren, sei es, daß man die Gewalt verloren hatte, die Geister, die man gerufen, zu bannen. Mit den »alten Meistern« verfuhr man noch glimpflich. Man hängte sie in »Ehrenkabinette«. Aber in den großen Hauptsälen trieben die entgegengesetztesten Elemente ihr Wesen und platzten aufeinander wie die vielen gleichzeitig gespielten und nicht aufeinander eingestimmten Drehorgeln eines Jurplatzes.



Überdies tut man den allzu jungen Talenten mit der zu leichten Zulassung zur Ausstellung einen zweifelhaften Dienst. Sie glauben damit das Ziel und das Ideal erreicht zu haben, das ihnen von Ruhm und Erfolg vorschwebt. Vielfach hören sie deshalb auch zu früh auf, an sich zu arbeiten. Andre frische Talente treten hervor, und bald sind die ersten ins Hintertreffen versetzt und für einen Teil der Kritik schon veraltet. So währt ihr Ruhm oft nur einige Jahre.

Zu dieser immer größer werdenden Schwierigkeit, die verschiedenen auseinanderstrebenden Richtungen zusammenzuhalten, kamen für die Sezession noch die Sorgen mit dem »eignen« Hause. Denn das Haus, sowohl das alte in der Kantstraße als auch das neue auf dem Kurfürstendamm, gehörte nicht der Berliner Sezession, sondern einer Genossenschaft, die aus Mäzenen und nur zum geringen Teil aus Sezessionsmitgliedern bestand. Paul Cassirer war auch unter den Teilhabern. Auch aus dieser Tatsache und dem Übelstand, daß die Sezession kein eignes Vermögen hatte, ergab sich manche Unzuträglichkeit.

In den ersten Jahren merkte man davon nicht viel. Die großen Anfangserfolge ließen ein Unbehagen nicht aufkommen. Auch mir blühte der Erfolg. Der neugegründete Deutsche Kunstverein kaufte 1902 eine große Landschaft mit einem Acker bei Stolpe, 1907 eine »Landungsbrücke am Wannsee« und 1911 »Badende Jungen im Stolper Loch«. Dreimal habe ich auf Sezessionsausstellungen sogar meine sämtlichen gezeigten Bilder verkauft. Dieses »Ausverkauft« ist eine der schönsten Empfindungen, die ein Künstler haben kann. Das erstemal, als es geschah, im Jahre 1903, war der Käufer der Kommerzienrat Freudemann in Berlin. Dieser Erfolg brachte mich auch Max Liebermann nahe. Er führte damals beim Sezessionsessen meine Frau zu Tisch, und seitdem ist er mir in Freundschaft zugetan geblieben.

Er ist denn auch das größte Kunsterlebnis meines Lebens geworden. Ehe ich seine Werke sah, hatte ich ihn schon vorgeahnt. Mein Sehnen in Frankfurt, im Taunus, in Düsseldorf ist durch ihn erfüllt worden. Sein großer Sinn, seine Reinheit der Kunst gegenüber, seine Sachlichkeit, die sein gewaltiges Können niemals in Routine, sein fabelhaftes Handwerk nie in bloße Geschicklichkeit ausarten ließen, boten ein unerreichbares Vorbild. Sein scharfer Geist, sein durchdringender Verstand ließen ihn das Tiefste äußern, was über Malerei gesagt werden kann. Stets war er so weit seiner Zeit voraus, daß erst kommende Jahre seine Werke begriffen. Daß er als großer Künstler in seinen Ansichten sehr subjektiv und oft sehr einseitig war und damit auch ungerecht werden konnte, ist selbstverständlich. In dieser seiner Unerbittlichkeit lag aber gerade seine Kraft.

Trotz seinem Reichtum von Hause aus arbeitete er bedürfnislos wie ein Unbemittelter. Viele kleine Züge sind mir in Erinnerung, die auch seinen Humor und sein gutes Herz zeigen.

Etwas sehr Hübsches habe ich selbst mit ihm erlebt. Der Held der Geschichte war aber nicht Liebermann, sondern sein Dackel Männe und — ein Karnickelbock. Männe war das unfolgsamste und verwöhnteste Hundevieh, das mir je über den Weg gelaufen ist, aber Liebermann liebte ihn schwärmerisch. Einst besuchte er mich in Männes Begleitung. Ich wollte Männe mit ins Haus nehmen, aber Liebermann litt es nicht und gebot dem Hunde höchst optimistisch, folgsam an der Tür sitzenzubleiben und auf ihn brav zu warten. Männe setzte sich auch zunächst vor die Haustür.

Nun hatte mein kleinster Junge ein Karnickelweibchen geschenkt erhalten, von dem er erwartete und wünschte, daß es sich vermehre. Zu diesem Zweck hatte er sich von Peter, dem Sohn des Geheimrats Pallat, einen großen Karnickelbock geliehen, der seit acht Tagen in einem Verschlag im Garten bei der Häsin saß.

Als nun Liebermann von mir wegging und wir zusammen vors Haus traten, war der Platz vor der Haustür leer. Männe war fort. Liebermann rief: »Männe, Männe!«, aber kein Männe erschien. Statt dessen kam aber plötzlich um die Hausecke herum der Karnickelbock in großen Sätzen dahergerast, und Männe hinter ihm her. Der Karnickelbock wäre ihm entschlüpft, wenn wir nicht um das ganze Grundstück herum Karnickeldraht gespannt gehabt hätten, nicht für die zahmen Karnickel drinnen, sondern für die wilden draußen. Das wurde des Karnickelbocks Verhängnis. Er rannte gegen den Draht, Männe packte ihn im Genick, schüttelte ihn ein paarmal kunst- und weidgerecht trotz den lauten Lockrufen Liebermanns hin und her und würgte ihn so ab. Liebermann war ganz trostlos. Er hatte eine hölzerne Regentraufe ergriffen, um Männe abzuwehren, aber gegen die Naturgewalt war nichts zu machen. Der Karnickelbock lag im Verenden.

Da ertönte im Hintergrunde ganz verzweifelt die Stimme meines Jungen, der alles mit angesehen hatte: »Wer soll ihn denn begraben, wer soll ihn begraben!« Indem kam ein Mann mit einem eisernen Winkelmaß über der Schulter die Straße daher, ein Zimmermann, offenbar auf dem Wege nach Hause. Liebermann, ganz erregt von der eben erlebten Mordszene und nur von dem Gedanken erfüllt, das arme Opfer so bald wie möglich aus den Augen zu bekommen, rief dem Manne zu: »Ach, nehmen Sie doch, nehmen Sie es doch fort!« Damit wurde natürlich der Fall juristisch sehr verwickelt, denn es war doch zum mindesten sehr fraglich, ob Liebermann das Karnickel, das ich geliehen hatte und das Peter Pallat gehörte, verschenken konnte. Allerdings



wurde dadurch meines Jungen höchst betrübliche Frage nach des Karnickelbocks Begräbnis sehr einfach gelöst, denn ich wußte, daß sein Mausoleum der Magen des Arbeitsmannes sein würde. Der ließ sich auch Liebermanns Worte nicht zweimal sagen. Er nahm das Karnickel, das noch ein paarmal zuckte, an den Hinterbeinen auf und zog damit ab. Liebermann war sehr traurig.

An demselben Abend hatte ich einige Gäste. Geheimrat Pallat und seine Frau waren auch darunter. Wir hatten ihnen den Fall erzählt, den sie sehr ruhig aufnahmen. Eine Entschädigung für Peter wurde verabredet, und damit wäre die Sache für alle Beteiligten erledigt gewesen. Als wir aber gerade beim Abendbrot saßen, kam ein Diener Liebermanns und brachte mir mit einem Brief eine wunderschöne Zeichnung. Die möchte ich doch annehmen, um die gräßliche Szene, die wir heute erlebt, zu vergessen. Ich ließ Brief und Zeichnung kursieren und wußte nun schon, daß das erste Wort Geheimrat Pallats das Wort »Eigentlich« sein würde. Und richtig, kaum hatte er einen Blick auf die Zeichnung geworfen, als er und seine Frau meinten, »eigentlich« gehöre das Blatt doch ihnen; denn ihnen habe doch der Karnickelbock gehört. Aber Liebermann, dessen Entscheidung nachträglich angerufen wurde, erklärte mit salomonischer Weisheit, nein, das Blatt sei kein Entgelt für den Karnickelbock, sondern ein Ersatz für meinen ausgestandenen Schreck. Und so behielt ich es und denke bei seinem Anblick noch oft des Vorfalls, der es mir verschafft hat.

Aber die Sache hatte noch ein Nachspiel. Am Tage nach dem Ereignis gab die Häsin sieben Jungen das Leben. Also war das Opfer, der Karnickelbock, der nur acht Tage ihr Gefährte gewesen war, noch nicht einmal der Urheber der Vermehrung.

Im Jahre 1892, am 22. August, war meine Frau gestorben. Draußen in Wannsee, in einer großen Gärtnerei, mitten unter Blumen stand ihr Sarg.

Mich hatte der Schlag ganz daniedergeworfen; es schien mir, als ob mir die Sonne niemals wieder leuchten könnte. Einige Jahre schon hatte ihr Siechtum gedauert. Viele Nächte hatte ich bei ihr gewacht. Dazu kam die schwere Arbeit des Tages. Das hielten meine Nerven nicht aus. Ich brach zusammen.

Meine drei Jungen waren vierzehn, neun und sechs Jahre alt. Ich übergehe die sorgenvolle Zeit, wo ich sie unversorgt und unbeaufsichtigt wußte, wenn ich draußen war beim Malen oder in meinem Amte oder auf Reisen. Meine Mutter und meine Schwester sahen wohl nach dem Haushalt. Eine Haushälterin stellte sich ein, aber die ganze Misere dieses Zustandes blieb mir doch nicht verborgen.

Die Kunst ist eine unerbittliche Herrin. Schon zu Lebzeiten meiner Frau stellte sie ihre harten Forderungen. Ich hatte lange Zeit mir nur den Montag für meine Malerei unterrichtfrei gehalten. Mit diesem Tage und dem Sonntag waren es zwei Tage der Woche, wo ich ganz meiner Kunst leben konnte. Mit dieser knappen Zeit hielt ich meine Stellung im Berliner Kunstleben jahrelang aufrecht.

So fuhr ich oft an Sonn- oder sonstigen Festtagen, wenn alle Väter mit ihren Familien fröhlich zusammen waren, hochbepackt mit meinem Malgerät, mit Feldstaffelei, Malkasten und schwerem, weit über metergroßem Klappbrett, ins Freie. Oft fuhr ich über Nauen hinaus mit der Hamburger Bahn ins Luch, nach dem Berger Damm. Im Frühling war es dort besonders reizvoll, wenn am Rhin an den langen Kanälen sich im tiefblauen Wasser die Birkenreihen kupferrot spiegelten und Scharen von Kiebitzen ihr Wesen trieben. Wenn dann der Zug abgefahren war, stand ich mutterseelenallein in dieser Feldeinsamkeit, von den scheuen Vögeln umflattert, die sich oft plötzlich hoch aus der Luft auf mich schreiend niederstürzten, weil sie wohl glaubten, der Eindringling wolle ihre Nester berauben. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur die Frettchen machten an den Bachrändern Jagd auf Mäuse oder hielten blutige Kämpfe miteinander ab. Manchmal sah man auch eine Trappe über das Moor stelzen.

Mittags spät fuhr ich dann mit dem frischgemalten Bilde zurück, müde zwischen den heimkehrenden vergnügten Menschen, eng gedrängt im Coupé sitzend.

Oft malte ich auch draußen in dem alten Fischerdörfchen Stolpe bei Wannsee. Vom frühesten Frühling bis zum spätesten Herbst zog ich hinaus. Als ich im Herbst 1892 zuerst dorthin kam, war es ein ganz einsames märkisches Fischerdorf mit etwa zwanzig alten Bauernhäusern, alle mit Strohdächern bedeckt, auf denen das Moos in dicken Klumpen saß wie grüner Plüsch. Große Bäume beschatteten die Dorfstraße. Im Frühling stand alles im weißen Blütenkleid der Weichselkirschen. Im Sommer und Herbst blühten die Rosenbäume und die Sonnenblumen, die weit über den niedrigen Rand des Strohdaches hinaufragten und so das alte vermorschte Stroh als Hintergrund hatten. Zu allen Bauerngärtchen hatte ich Zutritt; überall hatte ich die Erlaubnis, zu malen.

Ein ganz rot angestrichenes Haus malte ich besonders gern, obwohl ausnahmsweise die Besitzerin dies nicht gern sah, weil man ihr Haus scherzhaft das sozialdemokratische nannte. Als ich mich zum drittenmal hingesetzt hatte, es zu malen, sagte die Frau boshaft zu mir: »Warten Sie, heute werden Sie was erleben.« Und kaum hatte ich angefangen, so kamen zwei Männer mit zwei

großen Kübeln voll weißer Farbe, stellten einige Leitern an und begannen das rote Haus weiß anzustreichen. In dem jetzt folgenden Wettmalen blieb ich aber Sieger, denn ich malte immer die Teile des Hauses, an die sie noch nicht gelangen konnten, und war, da ich einen Vorsprung hatte, vor ihnen fertig. Nachher war das Haus eine Zeitlang nüchtern weiß; bald aber platzte die obere Farbschicht teilweise ab, so daß der rote Untergrund wieder herauskam. Dieses gescheckte Haus war dann aber erst recht malerisch.

Eine eigentliche Villenkolonie Wannsee gab es damals noch nicht. Aber bald entstand sie und wuchs von Jahr zu Jahr. Immer mehr verschluckte sie das alte Dorf Stolpe. Seine Schönheit verschwand langsam, aber sicher. Jedesmal, wenn ich nach überstandenem Winter zum erstenmal wieder hinauszog, war ein weiteres Stück malerischen Reizes dahin. Erst verschwand das alte Spritzenhaus, dann das Armenhaus mit den großen Bäumen der Hauptstraße, die einer nach dem andern gefällt wurden. Auch ein Strohdach nach dem andern verschwand, da die Feuerversicherungen auch die Versicherung neu entstehender nicht mehr übernehmen wollten. Die reichen Kossäten verschandelten das Seeufer mit protzigen Häuserkolossen, so daß am Schluß nur ein gewöhnlicher Villenvorort übrigblieb.

Als die landschaftlichen Reize des Dörfchens Stolpe mehr und mehr schwanden, malte ich seine Einwohner, die auf dem Felde arbeitenden Frauen unter den blühenden Bäumen und Kinder, die auf der Straße spielten. Oder ich stellte im schattigen Garten des Lindenhofes, wo ich mein malerisches Hauptquartier aufgeschlagen hatte, die vier Totengräber dar, wie sie bei ihren Weißbiergläsern nach erledigtem Begräbnis zusammensaßen. Auch einen Schulausflug malte ich dort unter den Lindenbäumen, deren Laub so dicht war, daß die Sonne in hellen Kringeln nur teilweise den Boden erreichte.

Als dann Stolpe mehr und mehr an Reiz einbüßte, machte ich Fahrten in den Spreewald. Unmittelbar nach dem Unterricht fuhr ich aus der Kunstschule weg über Kottbus nach Burg, wo ich kurz vor zwölf Uhr in der Nacht ankam. Da war es denn nach der langen Fahrt durch die Nacht ein anheimelndes Gefühl, erwartet zu werden. In meinem Zimmerchen in Burg mit den drei durch weiße Tüllgardinen verhängten Fenstern stand die Petroleumlampe auf dem gedeckten Tisch, Blumensträuße links und rechts auf dem weißen Tischtuch. Die beleuchteten Vorhänge blähten sich vor der im Mondlicht liegenden Landschaft. Das abgedeckte Bett stand bereit, und am nächsten Morgen wartete das Modell schon auf die Sitzung. Sommers und winters habe ich regelmäßig diese Fahrten in den Spreewald fast zwei Jahre lang unternommen und oft blieb ich gleich eine halbe Woche dort.

Demut

In Wegesmitte,
Wo noch stampfend und schwer die Schritte,
Wo so Farbe wie Form den Sinn berückt
Und die Schwüle drückt,
Wo das Ich blendet und gleißt in Glut —
Prahlt der Trutz und funkelt der Übermut.
Wo die Kraft
Noch in der Formen lockender Haft,
Wo sich verläuft die Straße zur Kühle
In dem Gewühle,
Wo der Blick
Auf Menschen und Weltgeschick,
Auf des Gebirges selige Säume
Nur trunkenes Schwärmen gebiert und Träume,
Wo das Ich, allezeit rege,
Lockung und Stockung streut auf die Stege:
Erblüht in des Geistes fiebernder Glut
Gleißend die Blume Trutz und das Prahlkraut Übermut.

Doch auf Bergeshöhen,
Wo kein Ich mehr sengt,
Erblüht die blaue Blume Demut.
Wo sich dem Willenswehen
Nichts mehr entgegendrängt,
Wo Leidenschaften
Nicht mehr haften,
Wo keine Begehren
Am Ich sich mehren,
Wo alles Mein zerstob in die Weite,
Kein Ich mehr hetzt als Weggeleite,
Wo Raum und Zeit
Verschwimmen in die Ewigkeit
Und die Unendlichkeit:
Betaut von der Güte milder Wehmut,
Bestrahlt von der Erkenntnis hehrem Licht,
Genährt von der Entsagung edler Pflicht —
Erblüht die blaue, heilige Blume Demut

Hans Much



Eugen Ludwig Hoeß: Hochgebirge

Aus dem Kalender »Kunst und Leben« Verlag von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf






Brot und Wein

Roman von Sophie Hoechstetter

V (Schluß)

Dieser dritte Winter in der Verlassenheit des Fichtelgebirgsdorfes war Ina oft sehr schwer gefallen. Denn wenn ein Mensch die Erneuerung seines Lebensmutes stets aus sich selbst holen muß, fragt er sich manchmal nach dem Warum.

Der überwachte Briefwechsel mit ihrem Manne wurde ihr oft mühsam. Sie konnte nicht mehr viel von dem Alltag schreiben, und ihr Gewissen verhinderte sie, viel von sich selbst zu zeigen.

Der Alltag hatte seine Qual. Es war alles erschwert im Lande, und die Menschen gewöhnten sich die Seufzer an. Die Seufzer um all die täglichen Notwendigkeiten des Lebens. Es gab in dieser ländlichen Einsamkeit nicht viele Menschen, die etwas andres zu reden vermochten als über das persönlichste Ergehen ihrer Angehörigen draußen und über die Preise und die Knappheit der Lebensmittel.

Das kleine Gut hatte auf dem kargen Boden keine Fülle geerntet, die es ausstreuen konnte. Kleine Nachhilfen bei Ärmsten und Bedrängten waren fast das einzige, was Ina zu bieten vermochte.

Manchmal stand sie in widerstreitenden Empfindungen vor großen Garderobeschränken in alten Zimmern. Da gab es noch so allerlei: Staatskleider der seligen Gnädigen und Uniformen verflossener Herren von Giech. Auch von Walter Giech waren Anzüge da, die er wohl nicht mehr tragen würde. Und doch scheute sich Ina, Geschenke damit zu machen. Es gehörten diese Dinge ja nicht ihr. Seine eignen Kleider kann man verschenken. ging sie aber einmal daran, doch ein andres Stück abzugeben, so fiel ihr immer das Bibelwort ein: Sie teilten seine Kleider unter sich — und sie wurde zagend. Zuletzt beschloß sie, einige überflüssige Tür- und Fensterbehänge aus Wolle waschen zu lassen, und richtete eine Nähstube ein. Es gab eine alte Frau im Dorfe, die befähigt war, Knaben- und Mädchenkleider zu schneidern.

Diese Alte erzählte auf eine kunstlose Weise das Lied der Vergangenheit. Sie entrollte die Geschicke der Häuser. Das half Ina zu manch besserem Verstehen. Denn es fiel ihr immer noch ein wenig schwer mit den Leuten.

Manchmal kam der Pfarrer zum Tee. Er verehrte Bismarck und Heinrich von Treitschke und wurde nicht müde, den großen Krieg als Erzieher zu preisen.

Ina konnte freilich diese Meinung angesichts des ewigen Seufzens um Kartoffeln, Fleisch, Erbsen, Linsen, Brot, Mehl, Feuerung, Milch, Kleidung, Wäsche, Stiefel, das sie umtönte, sobald sie jemand ansprach, nicht so recht teilen. Doch sie war seelenkundig genug, zu wissen, daß man die Würde vor Alltagsdingen am schwersten bewahrt. Vielleicht waren diese übertriebenen und fast gewohnheitsmäßigen Jammerreden vom Verwalter, Schullehrer bis zur letzten Tagelöhnerin herab unabhängig von einer wirklichen inneren Fassung. Vielleicht brauchte man sie nicht höher einzuschätzen als etwa all den Apparat, der um eine jede feierliche oder seltene Handlung des Menschen immer läuft. Sie plauderte gerne mit dem weißhaarigen Sechziger, der wie ihr Vater von der »Schönheit der Geschichte« sprach. Unter der Geschichte waren immer Befreiungs- oder Eroberungskriege, Kämpfe von Dynastien und Feldherren verstanden. Sie kannte das ja so genau und wußte, daß es keine Widersprüche gegen alte Herren gab. Und auch: die höchsten Erinnerungen des Volkes lagen nicht bei Goethe oder Schiller, nicht bei dem Frieden nach den Befreiungskriegen, nicht einmal den Tag der Wiederaufrichtung des Reiches feierte man. Das große Gedenken heftete sich an die großen Schlachten. Nicht an Werke der Menschlichkeit, wie sie etwa die Arbeiterfürsorgegesetzgebung, die Vollendung des Faust, das Erwachen des sozialen Gedankens waren. Lediglich um das Fest der Reformation lief ein bleibendes Gefühl.

Ina war besinnlich und nachdenklich geworden in dieser langen Einsamkeit. Die wirtschaftlichen Geschäfte hielten sie nun fest. Auch so manche Enrichtung, die sie im Dorfe getroffen hatte.

Im Spätsommer kam Joachim zu ihr.

Er hatte einen unbehilflichen Arm behalten. Längst wußte Ina von ihm, daß er Clemens Goth getroffen und daß dieser einen langen Erholungsurlaub in der Heimat verbrachte. Ina war glücklich, ihren Bruder ein paar Wochen für sich zu haben und zu wissen: er bleibt nun dem Leben. Er hatte die schweren Jahre draußen verbracht, was in seiner Kraft stand, geleistet.

Nun schmückte sie das Haus für ihn. Es gab selbst in diesem kühlen Tal endlich die Blumen des Sommers. Sie dachte sich Dinge aus, die man essen könnte und wurde erfinderisch. Sie besann sich darauf, daß sie wohlhabend war. Denn seit der Heirat des Vaters besaß sie ihr mütterliches Erbe. Aber was konnte man so in aller Eile auf dem Dorfe denn Schönes kaufen? Da fuhr sie nach Baireuth, durchstöberte Läden und fand allerlei Gegenstände, die sie in Joachims Zimmer stellte. Auch ins Pfarrhaus mußte sie und dem alten Herrn verkündigen, daß ihr Bruder käme. Und sie würde ihn bald bringen. O gewiß, Joachim sei ihr Bruder, aber er wäre so etwas ganz Ungewöhnliches.

»Nun sehe ich Sie doch einmal lachen, liebe Frau von Giech,« antwortete der alte Herr.

Ein wiedererwachtes Lebensgefühl stieg in Ina hoch, als sie dann Joachim bei sich hatte. Er war sehr hager, blaß, und man sah die Spuren des Leidens auf seinem Gesicht. Als sie den ersten Abend miteinander durch die Alleen gingen, begann er zu erzählen.

Daß sein Kind so sehr den toten Brüdern gliche. Sonderbar genug. Als hätten die toten Brüder eine Fortsetzung gewollt. Und er vertiefte sich in den Gedanken wie in eine Rechtfertigung.

»Meine Frau«, fuhr er fort, »will, daß ich nun den Dienst oder Hilfsdienst aufgebe und an eine elegantere Universität gehe. Nach Bonn oder Heidelberg. Ja, Ina, es ist sehr nett für einen, der heimkommt. Siehst du, überall ist Not im Lande. Die Kleider sind knapp. Man sammelt und holt dem Mittelstand seine paar geschonten Ersatzstücke aus den Schränken. Meine Frau hat mich jeden Tag mit etwas anderm erfreut: sie besitzt mindestens fünf seidene Kostüme, und ich glaube, sie hat zwölf neue Nachmittags- und Abendkleider. Du wirst zugeben, Erlangen ist nicht so recht die Bühne für so viel Eleganz.«

Ein böses Lächeln verzerrte seinen Mund. »Soll ich nun meine Frau erziehen? Soll ich meinerseits ein Feuilleton beginnen, wie unvornehm es sei, in dieser Zeit sich so herauszukleiden? Sie sagte mir, ihr Vater wäre auf Urlaub in München gewesen, da habe sie doch repräsentieren müssen. Also zwölf Nachmittags- und Abendkleider. . Nun, wenigstens braucht sie jetzt nicht mehr eine Wachtmeistersgattin darzustellen.«

Ina kannte das an ihm. Er mußte seinen Zorn herausreden und die Tatsachen dabei ein wenig übertreiben.

»Vielleicht dachte sie, es freut dich, sie schön zu sehen. Sie liebt nun einmal Kleider. Das tun viele, ohne darum nur Gedanken für Kleider zu haben.«

Joachim antwortete, daß er um jeden Preis noch den Krieg bis zu Ende mitmachen würde. Hinaus, irgendwie hinaus. Bei der Verwaltung des besetzten Gebietes würde sich schon etwas finden. Wer draußen gewesen sei wie er, könne nun nicht zu Hause sitzen und die Zeitungen lesen. Ja, wenn man ein andres Zuhause hätte! Doch seine Frau hinge auf ihre Art sehr an ihm. Was solle er tun?

Ina versuchte ihn zu trösten. Sie saßen des Abends in einem der alten Zimmer, so ganz geborgen, schien es. Verschollene Herren und Damen von Giech blickten von den Wänden. Vielleicht wunderte es sie, daß hier nun so andre Menschen waren.

»Und du, Ina?« fragte Joachim plötzlich. Sie ließ sich in ein Vertrauen fallen. Sie hatte ja so lange, lange geschwiegen.

»Ich weiß nicht, wie es werden soll, wenn Walter zurückkehrt. Ich dürfte wohl gar nicht an mich denken. Ich müßte mich nur für ihn freuen. Er erwartet, nächster Zeit in die Schweiz ausgeliefert zu werden, als Austauschgefangener. Was für ein Glück für ihn nach all der schrecklichen Zeit! Doch mir ist es angst. Ich tat all die Jahre meine Pflicht. Wenn es auch nicht viel war, ich sorgte für seinen Besitz. Was soll ich ihm sagen? Ich habe den andern nie vergessen können. Er ist immer lebendig in mir.«

»Noch immer?« fragte Joachim. »Es sind ja über vier Jahre — so ewig her —«

Und es schien, als begriffe er kaum, daß sich jemand noch so ganz zurückfühlen könnte in die verschollene Zeit des Friedens. In jene Jahre, die allen jetzt sorglos, heiter, der Freiheit voll erschienen.



Er antwortete nach einer Pause, die Ina so lang und hoffnungslos schien: »Ja, einmal stand uns alles offen. Und in einer schwachen Stunde ließen wir über uns entscheiden. Wir dünken uns selbstgewordene, eigne Persönlichkeiten, aber es war noch der Familiengedanke, dem wir gehorchten. Vor uns liegt nun das Leben. Nicht so, wie wir es dachten. Ein hartes Leben, Ina.«

Aber dann sprach er plötzlich von draußen. Von französischen Dörfern, in denen man die alten Leute zurückgelassen hatte, die nun jammernd, aller Begriffe beraubt, hörten, die Ihrigen seien es, die ihre Häuser unter Feuer legten. Und er sprach von Kameraden, die er gefunden, von Freunden, die er liebgewonnen. Aller Ärger, den er vorher berührt, war vergessen. Es war wieder derselbe Joachim von einst, der glücklich und begeistert sein konnte, wenn er von Menschen und Dingen sprach, die an sein Herz rührten.

Und während sie nun miteinander Tage und Wochen verbrachten, war es Ina manchmal, als seien die Jahre versunken. Als trüge sie noch alte Hoffnungen, alte Sehnsucht, als wäre sie noch bereit, den Wein des Lebens zu trinken.

Da kam ein Brief ihres Mannes, der meldete, daß er in der Schweiz sei. Und er schrieb so genau den Tag und die Stunde seiner Abreise von Basel, daß der deutliche Wunsch daraus sprach, er möchte abgeholt werden. Er bat Ina, nach Erlangen zu kommen. Er wolle sich dort noch in ärztliche Behandlung begeben, sich vor allem eine bessere Prothese verschaffen.

Ina lag noch zu Bett, als sie den Brief erhielt. Sie sollte sich freuen, sie mußte sich menschlich freuen, um des Mannes willen. Doch über ihr Herz sank eine fast unerträgliche Furcht. Wie sollte sie ihm begegnen? Wie sollte es nun werden?

Sie lag fröstelnd in den Kissen. Das Zimmer, ihr nun schon so lange gewohnt, wurde ihr fremd und wie böse gesinnt. Nun kam der Mann zurück und würde seine Rechte fordern. Und sie mußte ihm sagen, daß sie jahrelang geschwiegen hatte — jahrelang in der Sehnsucht nach einem andern gegangen war. Und was würde dann sein?

Sie stand endlich auf wie eine Lastbeladene, kam kaum zurecht mit dem Ankleiden, klingelte dem Mädchen, sich helfen zu lassen. Mühselig schleppte sie sich ins Frühstückszimmer. Joachim blickte aus dem Fenster. Über seinen hellen Haaren lag die Sonne. Aber sein Gesicht war so sonderbar vergrämt.

»Ich habe nicht gut geschlafen,« sagte er. »Ich dachte immer nach. Ich muß es dir doch sagen, gestern abend hatte ich einen Brief —«

Sie nickte. Sie wunderte sich ein wenig, daß Joachim über diesen Brief so verstört schien.

»Ich muß es dir doch sagen, Ina. Clemens Goth hat mir geschrieben, daß er — daß er wohl nicht mehr lange lebt und mich bittet, dich zu fragen, ob er dich nicht noch einmal wiedersehen dürfte.«

Sie starrte ihren Bruder fassungslos an. »Wo ist er? Warum hast du es mir verheimlicht? Du sagtest, er wäre auf dem Wege, gesund zu werden.«

Joachim antwortete, daß ihm selbst die schmerzliche Wendung ganz überraschend käme. Er hatte in den letzten Zeiten keine Nachricht mehr gehabt.

Aber dann war es bei ihm, die Schwester zu erschrecken. Sie sagte: »Ich muß fort. Ich muß zu ihm.« Und sie teilte, fast wie etwas Nebensächliches, mit, was ihr Mann geschrieben.

Joachim lief in ihr Schlafzimmer und holte den Brief, den sie liegen gelassen hatte. Er besann sich gequält, was da zu tun sei. Er war weit entfernt, die Bitte Goths zu mißachten. Und doch mußte er, bei der Verwicklung der Umstände, Ina abhalten, ihr zu folgen. Es war unmöglich, daß ihr Mann sie nicht zu Hause fand. Wenn Walter da war, konnte man ihm vielleicht sagen, daß es die Menschlichkeit verlange, der Bitte eines sterbenden Kameraden zu folgen. »Iß erst etwas,« sagte er zu Ina, »dann wollen wir beraten. Um nach Basel zu kommen, brauchst du Pässe. Wir müßten sofort nach Baireuth fahren und sie besorgen.«

»Ich muß nach Würzburg,« antwortete sie, und ihre Stimme schien keinen Widerspruch zu dulden. »Walter wird auch die letzte Strecke allein fahren können, wenn du nicht so gut sein willst, ihn in Freiburg vielleicht zu erwarten.«

Es wurde ein Kampf zwischen den Geschwistern. Joachim geriet in Heftigkeit. Er erinnerte Ina ein wenig an den Vater. Sie verstand auf einmal den Vater durch ihn. Gewiß war Joachim kein Tyrann und nicht im Zorn, sondern selbst bewegt und von Emp-



findungen hin und her gerissen. Doch seine Worte klangen nach böser Anklage. Er lief im Zimmer umher, zerrte an seinem kleinen Schnurrbart und machte unruhige Gesten mit den Händen.

»Diese Wiederkehr des Gleichen geht doch nicht, Ina. Hast du denn kein Gefühl dafür? Du hattest dich — wie man so sagt — kompromittiert mit Goth, ehe deine Heirat war. Willst du nun, während dein Mann auf der Heimkehr nach schrecklichen Jahren ist, wieder zu dem Menschen laufen, der doch keine äußeren Rechte an dich hat? Wie kannst du das? Es ist unmöglich.«

Sie hörte die Worte und hörte sie nicht. Ihr Herz war voll von Unglück und Angst. »Ja doch, Joachim, Gott hätte ein wenig barmherziger sein können. Es brauchte dies nicht gerade zusammenzutreffen. Aber da es nun geschah, muß ich mich entscheiden — und ich habe es getan.«

Er sah nun wohl, da konnte kein Zureden mehr helfen. Keine Vernunft, nichts. Und er selbst wußte so genau wie sie, bei der Leidenschaft liegt das größere Pflichtgefühl als bei der Schicklichkeit. Er kam zu ihr heran, berührte ihre müden Schultern. »Du hast vier Jahre gelitten, Ina. Vier Jahre lang dich beherrscht. In letzter Stunde willst du das Errungene wieder zerbrechen?«

Sie antwortete: »Ich hatte nichts Errungenes. Es gibt hier keine Frage für mich. Ich muß zu ihm. Ich bin nicht eine Willenlose. Und mit etwas, das ich mir nie verzeihen könnte, würde ich nicht weiterleben.«

Da wußte der Bruder, er konnte und er durfte sie nicht halten. Er suchte im Kursbuch. Wenn sie mit dem Wagen zu einer Schnellzugsstation führen, konnten sie noch diesen Mittag in Würzburg sein. Von dort aus wollte er dann an Giech telegraphieren.

Ina war nicht erstaunt, daß Joachim mit ihr gehen, und daß man gleich aufbrechen sollte.

In den Gräben und Gärten des alten Würzburg blühten noch die Rosen. Die Stadt leuchtete vor Helle, sie schien so festlich stolz.

Viel Menschengetriebe drängte sich den Kommenden entgegen. Leute in der Tracht der Landschaft, stattliche Bäuerinnen in altem Silberschmuck und bunten Bändern, kleine Mädchen vom Lande, die in schlechtgeschnittenen weißen Kleidern und Kränzchen im Haar sonderbar hölzern und feierlich wirkten. An den Häusern waren Girlanden, und über den Wegen der Schreitenden trug plötzlich immer wieder einmal die Luft den Geruch des Weihrauchs. Fern, irgendwo verhallten grell und zitternd Glockentöne.

»Es muß heute ein Heiligentag sein,« sagte Joachim. Doch Ina hörte ihn nicht. Sie ging wie eine Geblendete, deren Augen nichts mehr zu umfassen vermögen, die mit der Gebärde der Hilflosigkeit an den Dingen und Menschen vorübergleitet, einem ungewissen Ziele zu.

Joachim nötigte sie im Hotel, etwas zu ruhen. Er ging, um erst allein Goth aufzusuchen. Er sagte gütig zu seiner Schwester: »Sieh, er erwartet uns ja nicht heute. Da ist vielleicht nicht alles so in seiner Wohnung, wie er möchte, daß du es siehst.«

Und er rückte damit Clemens Goth in die Reihen derer, denen das Äußerliche noch wichtig ist, die noch zu leben wissen.

Als sie allein war, dachte sie verzweifelt: Ich sehe ihn nun, sehe ihn. Aber was fange ich nachher an? Ich finde nie zurück. Ich kann nicht neben Walter leben. Nun habe ich ja meine Pflicht für ihn getan. Ihm alles in der Heimat erhalten. Ihm auch dies gesagt, daß es mich hierherzieht. Er kann doch dann nicht mehr wollen, daß ich mit ihm lebe.

Und sie sah aus dem Fenster, sah über den Main hin und dachte: Warum ist der Fluß so fröhlich und hell? Warum ist alles voll Sonne und Licht? Hab' ich nichts mehr gemein mit den Dingen? — —

Joachim blieb lange. Als er endlich seine Schwester abholte, drückte er ihr auf eine gütige, aber nicht mißverständliche Weise aus, daß sie einen Schwerkranken finden würde. Doch Joachim Degen konnte nie etwas Trauriges verkünden, ohne zugleich von einem guten Weg zu sprechen.

»Ich bringe ihn nächster Tage in eine andre Wohnung. Weißt du, in eine ganz helle Wohnung voll Sonne. Wenn du nun bei ihm warst, gehen wir suchen. Du gehst zu ihm — ich bleibe draußen. Ich hole dich dann. Heute, fürs erstemal darfst du nicht lange bleiben.« —

Ina kam in ein ebenerdiges Zimmer. Das Bett war gegen das Fenster gerückt.

In dem Bett lag ein ganz bleicher Mensch. Die dunklen Haare fielen wie einst in die



weiße Stirn. Die dunklen Augen leuchteten auf. Und sie sah, während sie lächelte, er war sehr krank, sehr krank. Und Clemens hob ihr die Hand entgegen. Er sagte etwas. Doch sie verstand es nicht. Es war tonlos, ganz leise, fast unhörbar.

»Danke!« verstand sie endlich.

Ein Zittern durchlief sie. Ihre Knie drohten einzuknicken. Sie setzte sich auf den hölzernen Stuhl vor seinem Bett. Er streckte seine magere Hand aus. Um sie zu nehmen, mußte sie näherrücken. Und sie gehorchte einem Flehen der blassen Hand und setzte sich auf den Rand des Bettes. Nun lächelte Clemens Goth. Er hielt ihre Hand mit seinen beiden, hielt sie fest — und das alte kindliche Lächeln war auf seinem Gesicht.

Sie sah ihn an — ganz ohne Hilfe, ganz verloren. Sie merkte, er hatte einen Seidenschlips von tiefem Lila um den Liegekragen des Nachthemdes gebunden. Das war gewiß um ihretwillen. Und diese Kleinigkeit rührte sie einen Augenblick mehr als der ganze Jammer, den sie vor sich hatte.

Sie begann zu sprechen. Sie wußte die Worte nicht. Vielleicht sagte sie, Joachim und sie würden ihm noch heute eine andre Wohnung suchen. Eine helle, frohe Wohnung. Aber zugleich sah sie dieses Zimmer an, als müsse sie es sich auf ewig einprägen. Die Fenster gingen nach dem Main. Es war ein großer, niedriger Raum. Außer Bett, Tisch und Schrank gab es noch einen Lehnstuhl, sonst kaum etwas.

Nur ein Bild, vom Bett aus gut zu sehen, war da: der Kopf des David von Michelangelo.

»Ina,« sagte Clemens Goth mit einer ganz zerbrochenen Stimme, »Ina, hast du an mich gedacht?«

»Immer,« antwortete sie. »Ich habe immer an dich gedacht. Ich wußte auch, wo du diesen Winter warst. Joachim sagte es mir. Oh, ich war so arm! Ich hatte keine Heimat mit Wald und Feld und schönen Gärten, die ich dir geben konnte.«

»Wußtest du es, Ina, daß ich an dich dachte?«

»O ja. Wie hätte ich sonst leben können! Aber ich durfte nicht zu dir. Kannst du es begreifen?«

Er lächelte verzeihend, antwortete nicht und führte ihre Hand an seine Wange. Und ihre Hand folgte seinem Wunsche und dem eignen, sie streichelte das blasse Gesicht, das dunkle Haar — und er kuschelte sich ein wenig zusammen, um die Hand so ganz zu fühlen.

Sie blieben eine Weile so. Durch Ina rasten hundert Gedanken, Pläne, Wünsche. Was konnte sie jetzt noch hindern, zu Clemens so zu sein, wie es ihr Herz gebot? Hat man nicht einmal das Recht zu sich selbst?

»Clemens,« sagte sie, das Gesicht von Erröten umflackert, »du mußt wieder gesund werden. Achim und ich sind doch da. Wir müssen dir helfen dürfen. Sieh, das hat uns der Krieg gebracht. Alle waren wir im Kriege. Abgetrennt von der Heimat, abgetrennt von Gedanken an uns selbst. Doch nun ist der Friede. Nicht wahr, der Friede. Laß mir das Wort.«

Er lag eine Weile still, sah Ina an und hielt ihre Hände. Und ihr war, als sei in diesen Minuten ihr ganzes Leben erfüllt und all seine Sehnsucht. Ihr Mund verlor die Scheu. Sie sagte ihm Worte der Zärtlichkeit. Sie sprach von jenem geliebten Tag auf der Cadolzburg, wo sie in der Erwartung des Lebens gegangen war. Wo das ganze Leben vor ihr lag wie ein einziger holder Traum, durchklungen von Liedern und Verheißungen.

Er schwieg still dazu. Nur in seinen Augen war ein Schimmer fernen Lichtes.

»Ina,« sagte er plötzlich, »vergiß es nie: die Menschen sind gut. Und Gott ist barmherzig. Und Abschiednehmen heißt nur: andre segnen.«

Er richtete sich ein wenig auf, als wolle er sie umarmen. Aber in halbem Tun sank er zurück, von einem Hustenanfall geschüttelt. Sie sah verzweifelt Qual über seinem Gesicht — sie schob ihren Arm unter seinen Rücken, ihn zu stützen. Joachim trat ein. Er ging rasch, brachte Wasser, brachte ein Pulver, verständigte sich mit dem Kranken durch einen Blick und gab ihm zu trinken.

»Du mußt gehen, Ina,« sagte der Bruder. »Ich bleibe bei ihm.« Er machte eine Gebärde, die ausdrückte, Inas Gehen sei notwendig.

Da sprach Goth wieder: »Nicht die Nacht, Joachim. Kamerad kommt. Morgen dann. Dank, Joachim. Dank dir tausendmal. Allein sein. Bis Kamerad kommt. Morgen, morgen —«

Joachim drückte seine Hand und sagte, er wolle nun mit Ina gehen und eine andre Wohnung suchen — eine schöne, frohe.

»Ich warte vor der Tür, Ina. Für heute ist es genug.«

Sie kämpfte einen Kampf, ob sie gehen müsse. Es hielt sie hier mit allen Kräften ihres Herzens. Aber dann sah sie selbst, Clemens durfte wohl heute nicht mehr sprechen.

»Soll ich nun gehen, Lieber?«

Er sagte in letzter Mühsal: »Du bist immer bei mir. Dank.«

»Auf morgen, du —«

Sie bog sich hinunter und küßte ihn. So schieden sie. —

Auf dem Flur redete Joachim mit der Wirtin. Es war eine gutmütige, ernste Frau. Sie hatte schon ein paar weiße Fäden im dunklen Haar.

»Es kommt immer ein Urlauber aus seiner Batterie, der schläft nachts da. Die Herrschaften brauchen nicht zu denken, es fehlt ihm an dem, was Menschen tun können. Auch unser alter Herr Doktor kommt. Es geschieht schon alles.«

Der Abend trug noch letzte Helle. Um Ina zu beschäftigen, ging Joachim mit ihr noch in einige Häuser, wo Zimmer zu vermieten waren. Am Abend gab er ihr, ohne daß sie es merkte, ein Schlafpulver in den Tee. Dann ging er noch aus. Die Unruhe trieb ihn zu Clemens Goth zurück.

Es war so gegen elf Uhr, als er, dem Main entlang gehend, wieder in die kleine Wohnung kam. Es brannte Licht, wie er vermutet hatte. Diese Nacht konnte nicht gut sein. Wer so aussah wie Clemens Goth, konnte nicht viele Tage mehr leben, das wußte Joachim.

Die Haustür war offen. Im Flur brannte eine flackernde Kerze. Ein grauer Soldat saß auf einem Koffer und sah mit großen, stillen Augen in das wehende Licht. Die Frau hantierte mit Eibenzweigen, die auf dem Tische lagen. Beim Eintritt Joachims schraken sie beide zusammen. Der Soldat stand auf und grüßte. Die Frau fuhr mit der Schürze über die Augen. »Er ist tot,« sagte sie. Und der Soldat wiederholte: »Der Kamerad ist tot.«

Es war Joachim, als habe er nichts andres erwartet. Er machte ein paar sinnlose Schritte vorwärts und dachte dabei: Ich war nicht da. Ich ließ ihn allein sterben.

Da näherte sich ihm die Frau: »Er hat sich ins Herz geschossen. Man sieht es ihm nicht an, so friedlich wie er daliegt. Er war so gut. Er wollte es mir ersparen, noch Müh' zu machen aufs Letzte. Wenn ich ihn schön herricht', braucht's da jemand zu wissen? Braucht er wie ein Selbstmörder eingescharrt zu werden, der gute Herr? Es war ja doch schon aufs Letzt. Zwei, drei Tag hat ihm der Herr Doktor noch gegeben.« Und die Frau weinte.

Nun erzählte der Soldat. Er sei um neun Uhr gekommen. Der Kamerad habe einen Brief geschrieben gehabt und sei ganz elend gewesen. So, daß man ihm nichts abschlagen konnte. Denn er habe gewollt, daß man ihm Eibenzweige aus dem Hofgarten hole. Die Frau mußte mit, weil der Urlauber fremd in der Stadt sei und den Hofgarten am Abend nicht gefunden hätte. Man mußte ihm zu Willen sein, so sonderbar es war. Da seien sie fortgegangen. Nur auf eine halbe Stunde.

Dann war es geschehen. Er hatte niemand mit dem Schuß erschrecken wollen. Sie konnten nichts dafür. Man habe doch seine Sachen nicht durchstöbert, ob er einen Revolver besäße.

»Wollen Sie ihn sehen? fragte die Frau und ergriff die Kerze. »Der Brief ist wohl an den Herrn Leutnant.«

Joachim trat ein. Sie hatten dem Toten ein Tuch übers Gesicht gelegt. Es war blaugewürfelt und war die Gabe des Kameraden.

Der Brief lag neben dem Bett. Er enthielt nur ein paar Zeilen an Joachim. Das andre war für Ina …

Joachim Degen ging zurück durch die Nacht. Sie flimmerte von tausend Sternen.

Er hat keinen Kompromiß gemacht, dachte Joachim. Er ist sich selbst nie untreu geworden. Er hat sein Ideal nicht verraten und starb nach einem Augenblick, wo ihm das Leben noch gab, was er ersehnte.

Wir alle werden ihn nie erreichen.

Nach der bangen Nacht ging er zu Ina. Sie sah erschreckend aus. Sie hatte sich gequält in dieser Nacht. In halber Lähmung durch ein Schlafmittel, war sie immer wieder hochgetaumelt vor Angst, Bangen, Schmerz.

Nun nahm sie den Brief fast ruhig. Sie hörte fast ruhig, was Joachim erzählte.

»Ich möchte dann allein sein, wenn ich dies lese,« sagte sie.

»Und es ist dir doch recht, wenn ich Walter telegraphiere. Ich nehme an, es ist dein Wunsch, zu bleiben, bis man ihn der Erde zurückgegeben hat.«



Sie sah ihn verwundert an. »Wer sollte sonst bei ihm sein?« fragte sie.

»Kann ich dich allein lassen, Ina? Er möchte gegen den Abend begraben werden, schrieb er mir. Ich muß Wege machen. Nicht wahr, ich finde dich dann hier? Es sind vielleicht viele Wege. Der Soldat wird mitgehen.«

»Ja, du findest mich hier, Joachim.«

Ina war nun ganz allein. Sie schloß die Tür ab. Sie verschloß auch ihrem Jammer die Türen. Sie wollte von nichts wissen als von seinem Sein.

Und dann las sie den Brief. Er war kurz, und manchmal hatte die Hand kaum noch gehorcht.

»Liebe Ina! Das Leben ließ uns allein. Zu dem Abschied durfte ich dich rufen. Und du warst bei mir. Sieh, nun gehe ich. Denselben Weg wie einst das arme Mädchen. Vielleicht war ich ihr für das Leben verbunden in gleicher Not. Aus gleicher Tiefe entstiegen. Mit dem Zeichen des Verfalls belastet — als solche, die das Leben zerbricht, ehe sie vollenden können. Ich hätte vielleicht noch einige Tage zu leben. Aber nun ist alles so licht um mich, da will ich gehen. Du warst bei mir, du Einziggeliebte, und nun gehe ich so leicht in das Unabänderliche.

Ich weiß, Du wirst mich nicht vergessen. Denn Du bist so ganz in mir, und ich werde nicht verlöschen, wenn ich sterbe.

Laß mir einen Platz in deinem Leben, in deinen stillsten Stunden. Dein Leben wird noch gut und reich sein, und denke, daß Du einer Erdenbestimmung gehorchst, wenn Du es lebst. Du wirst noch die Welt wieder im Frieden sehen — Du kannst die Dinge der Menschlichkeit wieder blühen sehen.

Ich glaube dies: nach den furchtbaren Erschütterungen dieser Zeit wird sich der Mensch, wird sich die Menschheit wieder auf ihre großen heiligen Rechte besinnen: in den Handlungen ihres Herzens dem Bilde Gottes ähnlich sein zu dürfen.

Lebe wohl! Du wirst die Erde lieben, und mancher stille, reine Morgen wird Dir leuchten. Klage nicht um mich. Ich war nicht bestimmt, hier zu vollenden. Ich glaube an die Unsterblichkeit aller großen Dinge. Meine Liebe zu Dir hat mich zum Menschen gemacht, der hinübergehen kann ohne Furcht. Lebe Du wohl! Ich weiß es, daß wir uns wieder begegnen. Von jeder Fessel befreit. In Gedenken an dein geliebtes Sein gehe ich aus dieser Form der Existenz.

Ich besaß dich nie und besaß dich immer. Wie also könnte ich dich jemals verlieren?

Du wirst noch tausendmal die geliebte Erde fühlen, und sie wird dir teuer sein. Und darum kann ich an alles, was ich verlassen muß, ohne Kummer denken. Ich bin schon fast ein Nichts. Aber meine Seele ist immerhin etwas. Und sie ist es, die dich liebt ...«

Ina hatte noch in das stille Gesicht geblickt. Ihr Bruder hatte sie hingeführt. Dann bat er sie, zu gehen. Denn er ließ eine Maske formen von dem Toten. Er wollte das für sich. Dieses Gesicht war im Tode so erhaben schön. Es gab keine Bilder von ihm. Vielleicht wollten später einmal noch andre Menschen wissen, wie Clemens Goths Gesicht gewesen war.

Und dann kam der andre Tag.

Sie standen auf einem Friedhof. Ina sah nichts von der Umwelt. Sie dachte in einer verzweifelten Qual: Wenn nun das noch vorüber ist, wird alles leer sein, alles leer. Was fang' ich dann an? Wie soll ich zu leben wissen ...

Sie sah kleine Chorknaben mit Weihrauchfässern — und die Tränen quollen ihr unaufhaltsam hoch: so ein kleiner Ministrant war ja auch Clemens einst gewesen.

Musik spielte. Dumpfe Töne hoben sich zu Erschütterung und Klage. Trommeln wirbelten auf. Chopins Trauermarsch.

Und zwischen diesen Klängen hörte Ina die eintönige Stimme des Priesters: »De profundis clamavi ad te, Domine. Domine exaudi vocem meam. A porta inferi erue, Domine, animan eius. Requiescat in pace. Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis.«

Der kleine Zug kam an das Grab. Es waren Soldaten da und die Frau, bei der Clemens gewohnt hatte. Und ein paar Kinder, denen er vielleicht Freundliches getan hatte.

Sie standen um das arme Grab.

Die Sonne schien so hell, als sie ihn einsenkten; sie leuchtete zu alten, ewigen Worten: »Und du Knabe wirst ein Prophet des Allerhöchsten genannt werden. Denn vorangehen wirst du vor dem Antlitz des Herrn,



zu bereiten seine Wege. Zu erleuchten jene, die im Finstern und im Schatten des Todes sitzen. Requiem aeternam dona eis, Domine. Et lux perpetua luceat eis.«

Der Priester war jung. Er sagte: »Unser Mitchrist hat im Kampfe für sein Vaterland gestritten und gelitten. Auch er ist auf dem Felde der Ehre gefallen. Nun aber begehrt er eines besseren Vaterlandes, nämlich eines himmlischen. Was sterblich an ihm war, geben wir der heimatlichen Erde zurück. Laßt uns beten.«

Weihrauchwolken stiegen in den Sommerhimmel. Die Kameraden schossen den letzten Salut. Und Ina sah, wie einer der kleinen Jungen in dem schwarzweißen Gewand dem Priester ein hölzernes Kreuz reichte.

Er steckte es neben das Grab.

»Das Zeichen des Heilands sei über dich gezeichnet. Er lasse den bösen Engel dir nicht nahen in Ewigkeit. Friede sei mit dir. Amen.«

Es ist vorüber, dachte Ina. Es ist nun alles vorüber. Da hörte sie Joachims Stimme. Sie sah ihn ganz hart am Rande des Grabes stehen: »Lieber Kamerad! Wir waren nicht bei dir, als du dich anschicktest, den schweren Weg zu gehen. Wir konnten dir nicht Freund und Hüter sein in all deinen Stunden des Leides und der Ergebung. Verzeih uns dieses noch. Du wolltest deinem Volk und Vaterland einst ein geistiger Führer werden und ihm die Schönheit und Furchtbarkeit des Lebens in großen Bildern und Gestaltungen zeigen. Dieses dein Werk ist ein Torso geblieben. Denn das Vaterland hat dein Leben gefordert. Du kamst aus den Schlachten heim, um hier zu sterben. Fahr wohl, bis wir uns auf dem Wege zum Licht, erlöst von Finsternissen, Irrtum und Zeitgebundenheiten, wieder begegnen. Fahr wohl!« Und er bückte sich nach einer Handvoll Erde ...

Der Priester und die Ministranten gingen. Die Soldaten marschierten ab. Die Musikanten bliesen über den Kirchhof hin: Ich hatt' einen Kameraden. Die Frau nahm die Kinder bei der Hand, zögerte ein wenig und ging. Der Totengräber lehnte auf seiner Schaufel und unterdrückte ein Gähnen.

Und die Geschwister standen allein bei dem armen Grab.

So eilig, eilig war alles gewesen. Und nun war es vorüber. Irgendwo, draußen, klangen Stimmen vom Tage.

Joachim schob seinen Arm unter den der Schwester. Sie zuckte zusammen. Sie sah ihn flehentlich an.

»Oh, sag' ihm noch das Wort — du weißt doch das Wort —«

Nein, er wußte es nicht.

Da flüsterte sie mit ihrer zerbrochenen Stimme: »Surrexit de sepulchro, Alleluja — —«

Der Bruder führte sie weg. —

Er wagte es nicht, seiner Schwester diesen Abend die Heimfahrt zuzumuten. Sie war noch ganz ohne innere Fassung. Man mußte ihm noch eine Totenfeier schenken. Und Joachim dachte bang: Wie soll sie zurückfinden? Wird nicht ewig in ihrem Herzen die Klage sein, daß sie ihr Bestes versäumte?

Und sie saßen den traurigen Abend miteinander im Dunkel. Draußen rauschte der Main — und über seinen Wassern klangen die Glocken und verklangen.

»Er liebte das so,« sagte sie. Und Joachim hörte hinaus. Als er sich wieder ins Zimmer zurückwandte, sagte Ina mit einer fast ruhigen Stimme: »Du hast das für mich gesagt auf dem Kirchhof. Er hat es mir verziehen, daß ich ihn nicht rief. Ich konnte es nicht über den Weg der Schuld. Oh, sieh, unser Geschick lag verbunden in diese Zeit. Ich glaube, er selbst würde es sich nicht gestattet haben, in dieser Zeit nur an das eigne Glück zu denken. Wir gehorchten unserm Gewissen. Wir haben ihm unsre Jugend — und er hat ihm das Leben geopfert. Dies ist so einfach. Aber er wußte es, daß ich ihn liebte. Und daß ich ihm immer verbunden war — und nie aufhören werde, es zu sein, konnte nichts hindern. Glück ist nicht alles, Joachim. Meine Jugend war nicht unwert. Meine Seele hat ihm ganz angehört, und er ist der Allerschönste gewesen —«

Sie sagte es so ruhig.

»Und daß er zerbrach —« Joachim verbarg sein Gesicht.

»Er hat nie die Entzauberung erfahren. Dies ist sein Erbe des Lebens gewesen. Und wir haben d o c h von dem Wein des Lebens getrunken.«

Sie schwiegen und dachten des Toten. Die Sterne der Sommernacht zogen herauf. Die Wasser des Mains rauschten, als seien sie das ewige Meer.

Ina kam an ihren Bruder heran. »Wir waren immer Freunde, Joachim,« sagte sie.

Erich Fuchs: Die Brücke

Aus dem Kalender »Kunst und Leben«. Verlag von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf



»Mein Wunsch wäre es, ich dürfte hinausgehen und dürfte in diesen Wassern versinken. Ich würde als eine Aufrechte gehen. Und es wäre mein Wunsch. Ich weiß, du würdest mich nicht hindern. Doch sieh, ich habe Jahre des Grams überstanden. Ich habe noch ein andres Ich bekommen. Sage mir, ist es meine Pflicht, in diesem andern Ich weiterzuleben? Du sagst mir etwas Hartes, wenn du es bejahst.«

»Hat er dir nichts darüber geschrieben?«

»Ja doch. Du wirst die Welt wieder im Frieden sehen und die Dinge der Menschlichkeit sehen, schrieb er.«

Joachim antwortete langsam: »So hat dir ja Clemens noch alles gesagt, was dir im Leben, das du leben sollst, helfen kann.« Und im Schutze der Dämmerung und Stille, im Schutze der Stunde, da man wohl einmal die Worte des Alltags verscheuchen durfte, sagte er: »Alle Erfüllung schläft ja immer weit, weit hinter den Hügeln — hinter den Bergen, zu denen wir unsre Hände aufheben. Mit unserm Jugendsehnen schloß eine große Epoche. Unser Lebensgeschenk lag in unsrer Sehnsucht. Als andre gehen wir die Wege der neuen Generation mit. Ich bin Vater. Du wirst Frau werden. Liebe Ina, eine neue Generation schaffen, heißt für sich entsagen. Danken wir es dem Geschick, daß wir beide einen Menschen kannten und liebten, der so war, wie wir sein möchten.«

Die Geschwister fuhren nach Baden-Baden. Es war nichts Merkwürdiges dabei, daß Ina ihren Mann dort erwartete. Denn in Würzburg hatte Joachim erfahren, wie langwierig die Ausstellung von Pässen sei. Man hätte wochenlang darauf warten müssen.

Es war sehr überfüllt in der Stadt. Sie mußten in ein anspruchvolles Hotel gehen, wo man das kleine Reisegepäck etwas kühl und mitleidig musterte. Es gab aber doch noch die drei Zimmer, die sie brauchten.

Joachim wollte seine Schwester nötigen, gleich zu Bett zu gehen. Doch sie weigerte sich. Sie ging noch wie in einem Fieber der Erregung. Sie wußte, sie besaß nun noch Kraft. Der Tote hatte ihr Kraft und Freiheit gegeben. Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Wiedersehen mit ihrem Mann. O nein. Es war keine Zaghaftigkeit mehr in ihr. Sie würde nicht mit scheuen Ausreden, mit halber Befangenheit Walter Giech gegenüberstehen. Und nicht mit jenem Mitleid halber Schonung.

Er mußte wissen, was gewesen war.

Und was dann kam, hatte sie nicht mehr zu fürchten.

»Laß uns noch ein wenig ausgehen,« bat sie Joachim.

Er wählte einen Weg zum Wald. Sie entfernten sich von den Hotelreihen, kamen zu kleineren Häusern. An einem ganz niedrigen, einfachen stand: Hier wohnte Iwan Turgenjeff. Ina las das, und es berührte sie sonderbar. Jener Schwermütige, der sich im freigewählten Exil immer nach seinem namenlosen Rußland sehnte, hatte hier gewohnt? Sie begann plötzlich, automatenhaft, sonderbar vom Schicksal des russischen Volkes zu sprechen, von der langen Vorgeschichte der Revolution, den vielen, vielen Opfern, die, wohl durch ein Jahrhundert lang, dort für die Sache der Freiheit gestorben waren.

Und sie sagte: »Es wird Walter Giech sehr bitter sein, so heimzukehren. Sei gut zu ihm, Joachim.«

Der Bruder konnte seine Unruhe schlecht verbergen. Es würde morgen ein sonderbarer Empfang werden.

Als Ina auf dem kleinen Bahnhof stand, fühlte sie sich fern von sich selbst, wie man es immer in fremder, heimatloser Umgebung ist, die das Ich so sonderbar zerflattern läßt.

Der Zug fuhr ein.

Sie erkannte ihren Mann nicht gleich. Joachim lief ihm früher entgegen als sie. Walter von Giech hinkte ein wenig. Er war schmal, blaß, vorgebeugter Haltung. In seinen Augen lag eine unglückliche Leere. Und Ina fühlte bei der ersten Begrüßung es plötzlich wie ein Unfaßliches, daß an dieser Verbindung nun vier Jahre lang ihr ganzes Schicksal gehangen hatte, ihre Willensfreiheit, ihr Können und Dürfen.

Verzweiflungsvoll dachte sie: Ich hätte diesem fremden Herrn doch schreiben können, daß alles ein Irrtum war. Wir kennen einander ja kaum.

Etwas Schonungsloses nahm von ihrem Wesen Besitz.

Joachim half ja. Joachim gab sich die erdenklichste Mühe. Man aß zusammen Abendbrot. Joachims ganzes Wesen drückte Freudigkeit aus. Er redete von tausend Dingen. Er überstürzte den Ankömmling mit teilnehmenden Fragen. Man merkte es nicht, wie-

viel Aufwand es ihn kostete. Aber es kam doch der Augenblick, wo er Walter und Ina einmal allein lassen mußte. Er ging zögernd, stand an der Tür noch still und fragte, ob man nicht vielleicht später noch ein Glas Bier zusammen tränke.

»Aber gewiß, lieber Joachim,« sagte Walter von Giech. »Sehr gern. Nicht wahr, liebe Ina?«

Ihr fiel auf, daß seine Sprechweise eine so seltsam betonte, zurückhaltende, höfliche war. Sie erinnerte sich, einst gedacht zu haben, er wäre gewiß schon als Kind wie ein kleiner Kammerjunker gewesen.

Sie sah ihn an, sie besann sich, wie beginnen. Sie ertrug es so nicht. Da kam Walter zu ihr heran. Er beugte den schmalen Kopf etwas herab, machte eine nervöse Gebärde mit der Hand und sagte leise: »Was ist es, das ihr mir verbergt?«

Sie erhob sich. Das Zimmer war sehr hell im elektrischen Licht. Ina mußte sich überwinden, in diese Helle hineinzusprechen. Aber sie tat es. Sie zerbrach vier Jahre der Unfreiheit.

»Joachim und ich kommen von einem Begräbnis. Es war Clemens Goth. Er bat mich, daß wir uns noch einmal sprechen könnten. Er starb dann. Ich habe ihn in diesen Jahren nicht vergessen können.«

Eine Pause war. Ina sah, daß ihr Mann an den Schläfen ein wenig weiße Haare bekommen hatte. Sie sah, daß um seinen Mund tiefe Furchen gingen. Sie sah, er dachte nach, und das machte ihm wohl Unruhe.

»Du wirst mir sagen, was ich wissen muß. Hast du mir aus Schonung und Zartgefühl nicht schreiben wollen? Hättest du deine Freiheit zurückgewollt? Ich dachte oft, ob ich in diesen glücklosen Jahren sie dir nicht anbieten müßte. Ich hatte ja nicht gedacht, daß die Gefangenschaft mein Los sein würde. Nein, das dachte ich nicht.«

Sie wußte nicht, was es war. Seine tonlose, müde Stimme? Seine sonderbar gefaßte Haltung? Der Ausdruck einer allertiefsten Resignation über seinem Gesicht?

Ein Gefühl von Mütterlichkeit kam ihr scheu und zaghaft.

»Wir haben beide gelitten. Sieh, Walter, Clemens Goth war meiner Jugend ganzes Glück und Herzeleid. Das muß ich dir sagen. Er ist nun fortgegangen. Ich kann ihn nie vergessen. Das muß ich dir sagen, sonst nichts.«

Er sah zur Seite. »Deine Jugend kannst du freilich nicht vergessen. Wie ich diese grausamen Jahre auch nicht vergessen kann. Und da leben wir nun beide. Arme kleine Ina —«

Hilflos stand er da. Und in ihr erwachte ein sonderbares, ganz neues Gefühl, daß sie ihn beschützen müsse. Beschützen, wie sie bisher sein Hab und Gut beschützt hatte.

Er sagte: »Was willst du nun, Ina?«

Und sie antwortete: »Was du willst. Was du von mir noch wollen magst.«

Da kam er zu ihr. Scheu, mit zurückhaltendem Wesen. Er beugte sich herunter und küßte ihre Stirn. Und wenn es war, daß er ihr eine Verzeihung zu geben hatte, so gab er sie als eine Bitte.

Dies erschütterte sie. Sie sah dasselbe, was sie damals zu ihm geführt hatte, seine große innere Vornehmheit. Es war ihr sonderbar und fast unbegreiflich: das Geschick teilte es ihr zu, ihr Leben noch einmal da zu beginnen, wo sie gestanden war, ehe Clemens den Brand der Leidenschaft in ihr Herz warf.

»Wollen wir versuchen, ob wir noch wieder zueinander finden können? Willst du noch etwas Geduld haben, Ina?«

In ihrer Seele war eine große Stille. —

Würde es ehrlich sein, was ich noch sagen könnte? dachte sie beklommen. Sie trat an ein Fenster und wandte sich halb erschrocken wieder ab, denn draußen von den Gärten her hörte sie einen eiligen Fluß rauschen. Erinnern wollte quälen. Da fragte Giech etwas. Nach dem Befinden alter Leute in seinem Dorf. Sie antwortete überhastet. Sie zählte Kleinigkeiten auf, die ihr gerade einfielen. Wie mühsam es doch wäre, die Leute an ein wenig Verbesserungen zu gewöhnen. Da seien zum Beispiel die Wassertümpel im Dorfe. Vor der Steinstufe oder der Schwelle, beschrieb sie, ist doch immer das Erdreich etwas tiefer getreten. Bei Regen- oder Tauwetter bildet sich dann der Tümpel. Die Leute durchnässen sich das jetzt so jämmerliche Schuhwerk und klagen. Doch während es regnet, ist nicht der Augenblick, Schotter herbeizuschaffen, und wenn wieder gut Wetter kommt, haben die Leute den Tümpel vergessen.

Walter von Giech lächelte ein klein wenig. »Das hängt den Menschen so an, Ina. Die Vergeßlichkeit und die kurzen Gedanken.



Heute ist heute. Das Volk denkt nie weitbeschwingt.«

»Weil jeder Tag zuviel Plage hat —«

Ohne anzuklopfen, hastig, mit verstörtem Gesicht kam Joachim ins Zimmer. Er hielt ein Zeitungsblatt.

Ina machte eine Gebärde, als wolle sie Joachim abhalten, eine schlimme Nachricht mitzuteilen. Sie hatte das Gefühl, Walter schützen zu sollen.

Doch Joachim sprach schon. Der deutsche Kanzler bat den Präsidenten von Amerika um Waffenstillstand. Beklemmtheit überflog Ina. Sie ergriff die Zeitung, sie wollte selbst sehen. Sie dachte: Gott sei Dank. Und nun muß Walter nicht mehr zurückstehen. Endlich ist das Ende. Da hörte sie die Stimme ihres Mannes — farblos, suchend, gepreßt: »Steht es so? Ist die Armee kaputt?«

»Es muß wohl so sein,« antwortete Joachim Degen hohnvoll, »wenn wir betteln. Und wir Leute von 1914 leben noch!«

Der Mann und der Bruder hatten plötzlich für Ina ganz fremde Gesichter. Eine Wand schien sich aufzutun zwischen ihnen und ihr. Das Wort, das man seit vier Jahren ersehnte, sollte plötzlich häßlich und verächtlich sein? Sie mußte sich besinnen. Gewiß, es gab schimpfliche Frieden. Der von 1806 war ihr oft genug genannt worden als der dunkelste Tag der preußischen Geschichte. Gab es jetzt noch Schlimmeres? Sollte man denn jetzt gegen die Übermacht weißer und farbiger Völker die letzten Männer des Vaterlandes in einen Tod für eine doch verlorene Sache senden?

Das konnten nur solche verlangen, die keine Hoffnung mehr haben, die an kein andres Glück der Nation mehr zu glauben vermögen. So dachte Ina. Doch sie sprach nicht. Sie wußte, daß es Leiden gibt, die kein Vernunftwort als Trost ertragen.

Sie ging leise aus dem Zimmer. Sie ging über fremde Korridore. In einem unbekannten Suchen. Sie kam durch ein Lesezimmer, das sich über eine Veranda nach dem Garten öffnete. Vielleicht war ein wenig Nachtluft gut. Und sie wollte nachdenken, wie sie vielleicht Walter doch etwas Gutes zu sagen vermochte.

Auf dem Balkon stand eine fremde Frau. Ganz hell beleuchtet. Die fremde Frau hatte Tränen in den Augen. Ina nahm einen Schritt zurück und blickte zur Seite. Da fühlte sie plötzlich ihre Hand ergriffen — sah das fremde Gesicht dem ihren nah.

»Es wird Frieden,« sagte die Fremde. Und zwei Frauen, die einander nie vorher gesehen hatten, die der nächste Augenblick wieder trennte, schlossen einander in die Arme.

Als Ina mit ihrem Manne nun durch die Gassen des alten Erlangen ging, die er begrüßen wollte, war es ihr immer, als sei sie zurückversetzt in ein altes, früheres Sein. Manchmal dachte sie: Wie sonderbar, daß ich nun bei Herrn von Giech wohne, und daß ich immer mit ihm von Frankreich spreche, und ihm tausend Dinge von seinem Gut erzähle, die er doch besser wissen müßte. Sie hatte ein Mädchen von Gréchstein kommen lassen, das gut geschult war. Und für Walter besorgte Joachim einen Diener. So lief der kleine Haushalt leise. Joachim war oft da, und langsam kam es Ina, daß sie in weicher Stimmung zu Walter von Giech wurde. Weil sie immer an seine Kindheit denken mußte, draußen in dem alten Haus zwischen den Alleen. Sie wollte bald dorthin reisen. Nur die kurze Zeit noch abwarten, bis Gewißheit über den Waffenstillstand kam.

Es ging alles ganz leise. Die Tochter des Geheimrats Degen fand selbstverständlich Formen des Taktes und Formen der Teilnahme, in denen keine Unwahrheit lag. Sie kam sich manchmal vor, als lebe sie mit einem Bruder, der etwas fremd geworden durch langes Fortsein. —

Es gab nicht einmal jenes, was Ina so gefürchtet: erneute Auseinandersetzungen über ihre sonderbare Ehe, die doch nur eine Hausgemeinschaft bedeutete. Denn die Zeit lag voll Spannung. Die Männer sprachen immer nur von der Lage des Vaterlandes.

Es gab in diesen Wochen kaum ein andres Thema. Ina konnte nicht teilnehmen wie früher. Ihr lag ein Schleier über allen Dingen, sie war noch nicht wieder eingegliedert in das Leben. —

An einem Novembertag mußte Walter Giech zum Generalkommando nach Nürnberg fahren.

Da fühlte Ina sich die Zeit geschenkt, und sie ging hinaus nach der Kadolzburg. Ganz allein. Es war so seltsam still um sie. Die Landschaft lag müde, wie verfallen. Ina ging zu dem alten Weiher, hinter dem sich

das Hohenzollernschloß wie eine Abtei erhebt. Sie sah dies Bild aus einer fast verschollenen Welt, und sie dachte der alten, schmerzlich versunkenen Zeiten. Dann schritt sie langsam den Burgweg hinauf, ging durch die Höfe — vorsichtig, um niemand von den Verwandten zu sehen.

Die alte Führerin hatte ihr den Schlüssel zur Kapelle gegeben.

Ina setzte sich in das Gestühl nahe dem Altar. Sie sah auf das Bild der schönen Else, die Stammutter der brandenburgisch-preußischen Dynastie. Die Worte waren in ihr lebendig, die Clemens einst hier gesprochen hatte.

Und Ina saß hier mit gesenkter Stirn und sagte noch einmal allem Holden der alten Zeit Lebewohl.

Jenem Holden der Jugend, von dem der Mensch nie begreifen lernt, daß es schwand, und der Geliebte wurde ihr ganz eins mit jener festlich schönen Zeit der Erwartung des Lebens, da man den Blick in ungemessene Weiten schickt, wie an einem goldenblauen Morgen.

Ein hartes, hartes Leben kam nun auch für alle, die noch jung waren, noch hoffend.

Noch andre Gedanken bewegten sie. Sie dachte an die Gerüchte und Forderungen, die durch die Tage getragen wurden. Man hörte sie scheu und sprach sie kaum nach, aber man fühlte dunkles Schicksal sich nähern. Die Dynastie, der Franken ein Gefüge, eine weltliche Kultur verdankte, jenes in vielen kühnen und edlen Gestalten geliebte Haus, das den stolzen Begriff des Königs von Preußen geschaffen und endlich die deutsche Einheit, es sollte im Untergang sein?

Der Zwanzigste in der Reihe der brandenburgischen Herrscher sollte dem Geschlecht einen trüben, nie geahnten Sturz bringen? Würde das möglich werden?

Ein schöner Ungestümer kam ihr in den Sinn:

> Blauäugig, blond, verwegen,
> Und in der jungen Hand
> Den alten Preußendegen:
> Prinz Louis Ferdinand —

Damals wußte *einer* zu sterben. Jetzt — ergab man sich.

Sie merkte plötzlich, daß sie die alte Kapelle nicht mehr deutlich sah, denn Tränen waren in ihren Augen.

Als sie endlich ging und die Tür leise hinter sich schloß, wußte sie, daß sie niemals wieder hierherkommen würde.

Ina hatte die Ihrigen bei sich zu Tisch.

Es war ihr neu und fremd, und es war doch alles wie einst. Sie wunderte sich nicht mehr, daß ihr Vater verheiratet war und viel sanfter. Sie wunderte sich nicht mehr, eine fremde Dame, Agnes, Mama zu nennen, und nicht mehr über das ewig heitere Wesen von Joachims Frau.

Man lebte in einer tausendmal andern Zeit. Und doch war alles wie einst. Der Vater gab den Ton an, verbreitete die Gesinnung. Und alle beugten sich ihm. Denn es war, so erkannte Ina nun, nicht die Art eines Einzelnen, die von ihm ausging, es waren die Lebensgrundsätze und Formen einer Schicht. Und zwar derjenigen, die in allen Wechselfällen äußeren Geschehens oder politischen Schicksals immer für die Kulturwerte eines Volkes sorgen wird. Arbeit, Form, Pflicht, Haltung — Selbstbeherrschung, dies alles prägte seine Persönlichkeit aus und legte es als sittliche Forderung über die Nachkommenden.

Und sie fühlte etwas von dieser unerschütterlichen Macht des Familiengedankens, auf dem so lange der Staat, das Gefüge der Menschen gebaut war. Sie wußte plötzlich, daß sie doch die ähnliche Art verkörperte, wußte, nur die großen Ausnahmegeschicke können sich ohne Schmerz oder Wehmut davon lösen. In ihre Jugend hinein hatte das Ausnahmegeschick geleuchtet. Aber sie war nicht geschaffen gewesen, zu handeln. Und das Schicksal hatte sie zurückgeführt in den Gesinnungskreis, aus dem sie erwachsen war.

Sie blickte über den festlichen Tisch hin, auf den Walter große Sträuße von rotem Löwenmaul gestellt hatte. Er sah sehr blaß aus. Vielleicht überwand er nie die Traurigkeit, daß er, während das Vaterland seine größten Kämpfe kämpfte, irgendwo wund und gefangen in Feindesland zur Unwirksamkeit verdammt gewesen war.

Helene gab sich Mühe, die politischen Gespräche und ihr Bedrückendes in andre Bahnen zu lenken. Sie kokettierte ein wenig mit ihrem Schwiegervater, der sich das freundlich gefallen ließ, und Agnes, die Mama, sprach mit Joachim, den sie besonders liebhatte.

Es war wohl ein schönes und stattliches Bild: Helene, von neuer Mütterlichkeit über-



spielt, ihre große Frische, elegante Erscheinung. Dann, in einem Kontrast, die interessante Art von Agnes, die immer die Frau von Intelligenz verriet und sich dem Vater so schön angepaßt hatte, ohne ihre Persönlichkeit aufzugeben.

Joachim sprach viel von den Aufgaben, die bei einem Friedensschluß warteten. Sie waren alle gefaßt, daß der Friede zunächst nur ein Wechsel von einem Schweren zum andern werden würde. Aber wie sie, die Einzelnen, ihr Geschick bemeistert hatten oder die Würde des Ertragens gefunden, so glaubten sie auch, daß Volk und Vaterland tragen müsse, was sein mußte. Was gekommen war, nicht als Zufall, nicht als ein sinnloses Irrsal, sondern als eine furchtbare Nötigung, die endlich über die bittersten Wege hinweg, über Grauen und Haß und Verlust, die Menschheit wieder zu ihrem Herzen zurückführen würde.

So hörte Ina ihren Bruder sprechen, belebt, der Idee anheimgegeben, Zukunftsland grüßend, das er vielleicht selbst nicht mehr erblicken konnte, denn niemand täuschte sich über die noch tiefer gehende, kommende Not.

Von den roten Löwenmaulstengeln lösten sich sanft und leise ein paar Blüten und glitten auf das Tischtuch. Walter Giech nahm sie in seine Hand und betrachtete sie. Es war eine Armut und Hilflosigkeit in dieser Gebärde.

Eine Sehnsucht verrauschte in Ina. Während die andern sprachen von Vaterland und Freiheit und den ungeheuren Aufgaben der kommenden Zeit, fühlte sie eine sonderbare Stille in sich. Sie sah die roten Blüten in der Hand ihres Mannes. Und sie wurde bereit, sich ihrem Erdenschicksal anzuvertrauen: ihren Mund herunterzubeugen und aus der geduldigen Hand des Lebens das Brot zu nehmen.

Als sie an diesem Abend allein mit Walter von Giech blieb, war sie eine Ergebene.

Sie wußte nicht, daß noch ein größeres, menschliches Erlebnis auf sie wartete.

Lächelnd, knabenhaft, so jung aussehend in sportlichen Kleidern, saß Walter von Giech vor Inas Bett. Er hatte auf ihr Erwachen gewartet. Er küßte ihr die Hände, sagte ein paar kleine zärtliche Worte und machte ihr diesen Morgen leicht und selbstverständlich.

»Schilt mich nicht,« bat er dann, »ich habe ein Telegramm für dich aufgemacht. Weil du so gut schliefst. Ich sah dann, es ist noch Zeit, daß du weiterschläfst. 'Marianne Ludwig bittet dich, hinaus nach Herzogsreuth zu kommen. Deine Kusine ist krank, und Marianne Ludwig muß nach Berlin. Ihren Bruder abholen. Der will eine notwendige Operation nur von einem Erlanger Kollegen machen lassen und kann mit seinem Stelzfuß noch schlecht allein reisen. Ach, was sind wir Männer nun für Krüppel!«

Dabei sah er sie liebevoll, fast heiter an und erzählte, er sei schon gerüstet für den Ausflug, er wolle sie doch selbst hinausbringen. »Denn du wirst wohl gehen wollen? «

Gewiß, mußte sie gehen. Der Freundin, die sie einst auf einem so schweren Weg treu begleitet hatte, konnte sie nicht eine Bitte abschlagen. Wenngleich — es war ein leises Gefühl in ihrem Herzen, daß sie diese ersten Tage nun gern bei Walter bliebe. —

Sie fanden Marianne schon am Erlanger Bahnhof.

Sie wollte in vier Tagen wieder da sein. Sie würde in Unruhe fahren, wüßte sie nicht Ina bei der kranken Freundin. Dann fragte sie höflich, ob man Herrn von Giech nicht zu sehr beraube, wenn man Ina beanspruche.

Er war eifrig und liebenswürdig. Freunde seien doch dazu da, einander zu helfen. —

Der Schloßpark stand Walter so gut, fand Ina. Als sie mit ihm durch die Rüsterallee von Herzogsreuth ging, empfand sie plötzlich ein Verlangen, bald mit ihm draußen in seinen Alleen, seinem Haus, seinem Dorf zu sein.

Sie sagte es ihm auf eine leise Art, und er nahm glücklich Abschied für vier Tage.

In das stille Schloß kamen die Nachrichten spät. So geschah es, daß erst Marianne Ludwig, als sie wieder zurückkehrte, die ganze Schwere der Geschehnisse mitbrachte. Die unheldenmäßige Abdankung des Kaisers, den Ausbruch der Revolution.

Ina sah die Freundin vor sich stehen — noch in den Reisekleidern, noch erschöpft von einer schlaflosen Nachtfahrt. Der Bruder war bei seinem Freunde und Arzt — Marianne wieder nach Herzogsreuth geeilt.

Sie erzählte der erschrockenen Ina. Von den blutigen Kämpfen vor dem Schloß. Von dem Sonntag — den für sie gestrigen Tag —, da Redner auf dem Königsplatz die Revo-

lution begrüßt hatten, unter dem Knattern von Maschinengewehren, während über dem Brandenburger Tor die rote Fahne wehte.

Traumhaft klang es, unwirklich, aus einer andern Welt.

»Du hast das mit gesehen?« fragte Ina, als müsse sie sich noch vergewissern. Und die Freundin kam ihr vor, als sei sie den schrecklichsten Gefahren entronnen.

Da lächelte Marianne Ludwig. »Waren wir nicht immer Revolutionäre des Herzens, liebste Ina — nur beherrscht von lange gewohnter Form?« Und wärmer, bewegter fuhr sie fort: »Der Tag des Volkes, Ina. In schrecklichster Zeit. Und doch, es ist auch eine schöne Stunde.«

Durch Inas Herz aber flatterten angstvolle Gedanken. Der Vater! Was ihm der Sturz der Hohenzollern bedeutete, wußte sie. Die Verzweiflung würde es sein. Und Walter, Joachim! Sie fühlte, sie müsse auf der Stelle heim. Es war ihr in stillen und lieben Gesprächen am Krankenbett der sanften Armgard gar nicht aufgefallen, daß sie die letzten beiden Tage keine Nachrichten von zu Hause gehabt hatte.

»Ja, gehe, Ina,« sagte Marianne. »Du mußt jetzt drei Männer trösten. Dein Vater und dein Bruder werden von ihren Frauen im Augenblick nicht viel innere Aufrichtung erfahren können. Diese Frauen sind mehr für die guten Tage geschaffen —«

Es sank schon die Dämmerung, als Ina Erlangen erreichte. Ein dumpfes, lastendes Gefühl im Herzen, ging sie den kurzen Weg zu ihrer Wohnung. Sie achtete nicht auf die Menschen — ganz flüchtig, unbegriffen nur empfand sie eine Veränderung an ihnen.

Walter war nicht zu Hause. Natürlich, er konnte sie nicht gerade jetzt erwarten. Es war sicher, daß er den Vater zu beruhigen suchte. Sie hielt sich nicht auf, sie machte sich erneut auf den Weg. In einer der schlecht beleuchteten Straßen sah sie plötzlich an einem Hause etwas Rotes wehen. Es wurde ihr ein klein wenig schwindlig in den Knien, sie dachte an die roten Blüten in der Hand ihres Mannes, die sie so sehr ergriffen hatten ...

Im Hause des Geheimrats herrschte Stille. Ina trat in sein Arbeitszimmer und fand es leer. Sie ging, suchend und fast sich als Fremde fühlend, hinüber in die andern Räume. Da war noch der Teetisch — kaum berührt. Der Vater saß in einer Fensternische. Neben ihm standen Joachim und Walter.

So leise mußte Inas Eintritt gewesen sein, oder so tief die Versunkenheit der Männer, daß niemand aufblickte.

Sie sah drei Wortlose, sie sah drei wie versteinte Gesichter. Zaghaft kam sie näher. »Ist denn noch etwas?« war ihre unvermittelte Frage.

Walter Giech küßte ihre Hand. Der Vater hob und senkte einen trostlosen Blick. Joachim, dem der Schlips unordentlich saß, dem die Haare zerwühlt in die Stirn fielen, antwortete nach einer Pause: »Der Kaiser ist geflohen. Ein Hohenzoller ist ins Ausland geflohen — in der bittersten Zeit unsers Volkes.«

Sie war befangen. Ihr selbst wollte es aufsteigen, wie Tränen. Stumm, scheu begrüßten sie einander. Ach, der Vater sah so ganz zerbrochen aus! Ja doch, ja doch, in diesem Hause hatte man die Hohenzollern vergöttert. In diesem Hause war jede aristokratische Einrichtung angebetet worden. Aber Joachim, der Bruder, ging es dem auch so nahe?

»Wer Offizier gewesen ist —« Walter brach ab.

»Die Hohenzollern sind doch nicht das Vaterland,« hörte sich Ina plötzlich sagen. »Joachim — du selbst hast so oft an das Volk gedacht, ihm andres gewünscht!«

Da wurde er heftig. Sein müdes Gesicht bekam rote Flecke, sein Mund eine brutale Form. »Ich habe die Herrschaft einer neuen Auslese erhofft — nicht die Diktatur des Proletariats. Wer sich dem Pöbel beugt, den kann man in eine Ecke kehren. Die Herrschaft eines international fühlenden Proletariats: das haben wir eingetauscht für unsre unerhörten Kämpfe.«

Er war unbeherrscht. In dem bisherigen Volksfreund stand jählings in Ekel und Hochmut der Überhebliche auf. Sie konnte ihn nicht so sprechen hören. Sie mußte antworten.

»Du bist dir nicht treu, Joachim. Kannst du dich nur am Protest erheben? Du bist der gewesen, von dem ich zuerst erfuhr, daß eine neue Wiedergeburt unsrer Nation aus der Tiefe kommen wird. Du vergißt: De Profundis war dir einst ein teures Wort —«

Und sie stand wie eine Anklägerin vor dem



Bruder. Er tat ihr weh und leid. Er war ihr doch bisher so nahe und verwandt in seinem Fühlen.

»Joachim, dein Freund Clemens Goth ist auch einer von denen aus der Tiefe gewesen.«

Sie sprach den Namen ruhig, unerschrocken aus. Sie sah, wie ihr Bruder zusammenzuckte.

»Daran — Ina, dachte ich noch nicht.«

Und plötzlich, von dem Namen des ihr teuersten Menschen aufgerufen zu Mitleid und Gerechtigkeit, begriff sie: der Tag des Volkes ist heraufgekommen. Millionen Armer erleben den Traum, den Rausch der Befreiung. Zwang von Jahrhunderten sehen sie gestürzt. Für sich, für ihre Kinder die Tore offen in ein neues Leben.

Und wenigstens in diesem Augenblick, ungestört von allem, was Vernunft, Erfahrung, näherer Blick sagen könnte, fühlte sie in einem Überschwang für ihr Ferne, für tausend Ungekannte den schönen Aufruhr. Es war ihr, als sähe sie die bisher so mühseligen, armen, verarbeiteten Hände nach den grünen Kränzen des Lebens greifen. Verbitterte, verhärmte, verzweifelte Gesichter sah sie überflutet von Ernst — und dem Aufglühen einer neuen Erwartung. Da entstürzten ihr Tränen, die sie nicht verbarg.

Sie dachte an Clemens, er war ihr lebendig, er, der in Not und Armut Erwachsene. Sie sah ihn vor sich — oh, wie sehr mußte er sich freuen! Die arme Schauspielerin, wie er ein Kind aus der Tiefe, fiel ihr ein. Sie wußte sonst nicht viel. Nicht viel von all den Fragen und Problemen. In den beiden verkörperte sich ihr das arme Volk, das Proletariat. Seine Not und seine Kräfte, die heraufkommen können. Sie wußte nicht Worte. Wie sollte sie die andern belehren können, ihre Anschauungen widerlegen? O nein, das vermochte sie nicht.

Aber hilflos wie eine Liebende, fühlte sie, es ist eine schöne Stunde. Und sie mußte sprechen.

»Was denkt ihr an euch, an uns? Habt ihr den Untergang der alten Dinge nicht aufhalten können, ihr und all die andern der Treue, so war es wohl ein Beschluß des Schicksals.«

Sie erschrak. Das alte Zimmer schien ihr wie ein Vorwurf. Hier waren immer nur ergebene, untergebene Worte gesprochen worden ...

Der Vater hob sein bleiches Gesicht.

»Was weißt denn du — eine Frau?«

Sie sah den Kummer, die Not dieses Gesichts — sie wußte, unheilbaren Kummer.

»Ich weiß dein Leid, unser Leid, Vater. Aber waren wir nicht immer stolz in diesem Hause? Wer kann unsre Gesinnung richten? Wer unsre Art zerbrechen? Ich wüßte niemand. Aber war nicht in diesem Hause auch immer eine Stätte der Gerechtigkeit? Auch wenn — sie manchmal etwas schwer zu tragen war, die große Gerechtigkeit?«

Der Vater zeigte eine Spur von Interesse. »Wofür rufst du denn unsre Gerechtigkeit an, die doch so hart gewesen sein soll?«

Sie sah seine hinfällig gewordene Gestalt, sah Greisenzüge über das Gesicht gebreitet, wußte erschüttert, ihn würde die kommende Zeit nicht mehr viel fragen.

Aber ein Aufstrom trug sie fort. Bilder kamen ihr vors Auge. Als wäre sie reif, sehend, mündig geworden, fühlte sie.

»Vater — die Hunderttausende toter Soldaten, Proletarier, namenlose Arme, auch sie sehnen sich, wiedergeboren zu werden. Es waren nicht Persönlichkeiten. Es waren Gebundene im Geiste. Sie haben — sie haben ihren Volksgenossen, ihren Kindern die Befreiung erstritten, die Tore aufgetan — die Menschenrechte gegeben —«

Der Vater hielt die Hand über seine Stirn. Joachims Stimme klang halb spöttisch, halb weich: »Die Menschenrechte — das Wort, das dereinst uns hat betört. Ach, kleine Ina —«

Giech war rasch zu dem Geheimrat getreten. Sein Taschentuch lag auf der Erde, und Walter bückte sich danach.

»Ihr — seid meine Kinder?« sagte Alexander Degen klanglos, müde, wie abwesend.

Und Giech, Ina küssend, antwortete rasch, belebt: »Doch, Vater. Ich habe Ina erst beschützen wollen vor einer unseligen Liebe. Nun weiß ich: durch diese Liebe hat sie das größere Herz bekommen. Sie fühlt das Leid des Vaterlandes wie wir, die wir alle deine Kinder sind. Sie hat es nun vor uns voraus, daß sie den Sieg derer mitlieben kann, um die wir uns« — seine Stimme wurde schwächer,

tastend — »doch wohl zuwenig bekümmert haben.«

Der Vater beugte die Stirn. Er war nicht mehr zornig. Er stand auf und ging leise hinaus. Joachim folgte ihm liebevoll und gütig. Der andersgeartete und doch so treue Sohn.

Ina sah die beiden gehen. Sie wußte, es blieb doch gut zwischen ihnen.

Walter Giech nahm sie in seine Arme.

»Ina. Du — du hast sehr viel gelitten.«

Da vermochte sie zu lächeln. Denn alles Vergangene wurde ihr nun zum Begreifen, löste sich aus Zufall und Not in die Würde des Schicksals. Der Tote, den sie nie vergessen wird, denn er hat ihr den Wein des Lebens zu den Lippen gebracht, der Tote gab ihr noch viel mehr: das Recht auf Menschenliebe. Das Recht, sich mitzuteilen.

Freiheit gab er ihr.

Und plötzlich sagte sie, im Gefühl, sie dürfe die Worte nicht mehr allein behalten, pathoslos, stockend, mit einer zärtlichen Stimme ein paar Zeilen des Toten, die sie liebte:

> Wisse doch dies, erst dein größter Gedanke
> Und deines Herzens heiligste Flamme
> Machen dich wert, die Gottheit zu ahnen
> Und deinen Brüdern der Freund zu sein.

Und sie neigte sich ihrem Gatten zu.

Der Wildbach

Jäh aus dem Walde, aus Dunkel und Stille,
Aufrauscht ein lodernder, trotziger Wille,
Aufjauchzt ein Lied, voll trotziger Kraft:
Trotzdem! Trotzdem!
Luft zittert auf und Leidenschaft.
Und wir schauen ihn:
Es funkelt und leuchtet sein glitzerndes Kleid
Wie güldene Tränen aus Menschenleid.
Blitzende Kronen herrisch und kühn
Hebt er zum Lichte, bis sie erglühn.
Es schwenkt ihm der Wald
Grune Fahnen aus Zweigen,
Die Blumen
Erschauernd und grüßend sich neigen,
Tragen ein funkelndes Taudiadem.
Und das Lied rauscht und zornlacht
Das Kampflied: Trotzdem!
Wie schwer ihm der Stein auch die Schultern beladen:
Der Starke ist Herrscher von Gottes Gnaden,
So zwang seinen Weg er mit trotziger Faust.
Wildwilder Rosen brennende Gluten
Beugen so tief sich
Zu seinen Fluten
Und lauschen dem Liede, das zornig erbraust,
Der herrischen Weise, dem Königsgesang:
Der Herr überwindet, was immer ihn zwang!
Nur Knechte wehklagen und jammern bequem:
Der König der Jungen
Zornlacht: Trotzdem!

Grete von Urbanitzky





Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf

Hugo Vogel: Bildnis der Frau Professor Vogel



Scheideblick nach Italien vom St. Gotthard (27. Juni 1775) Nach einer Handzeichnung Goethes

Alpenreisen deutscher Gelehrter, Dichter und Künstler

Von Dr. Alois Dreyer (München)

In seiner Kaisergeschichte sagt der römische Geschichtschreiber des 4. Jahrhunderts n. Chr. Aurelius Victor von den Alpen: »Eine unübersteigliche Mauer, eine Schranke, von der man sich erdrückt fühlt, zermalmt! Eine ganze Welt von Titanen, bereit, sich auf uns zu stürzen, uns zu ergreifen und in den Staub zu schmettern!«

Fast unübersteiglich, steil und ungeschützt vor der Wucht der herabdonnernden Lawinen waren die armseligen Saumpfade, die bis zum 19. Jahrhundert über diesen breiten Hochgebirgswall zogen; in den Abgründen und Klüften hauste nach dem Volksglauben »der Drachen alte Brut«, und von den hohen Gipfeln herab beschworen böse Geister Unheil und Verderben auf die geängstigten Alpenwanderer, die sich nur selten in diese Orte düsteren Grauens wagten.

Erst in der Renaissance dämmert einzelnen erlauchten Geistern (Dichtern, Gelehrten



J. A. Klein: Der Landschaftsmaler auf der Reise (1814)



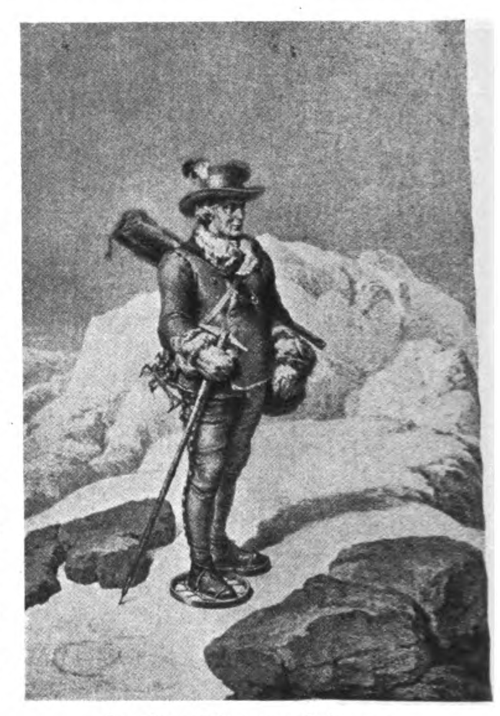
Titelbild aus Matthissons Sämtlichen Werken (1817)

und Künstlern) eine leise Ahnung von der kräftigen Eigenart und unsagbaren Schönheit dieser verrufenen Wunderwelt auf. Der und jener macht sich herzhaft auf den Weg und kehrt vollauf befriedigt heim, reich an neuen Kenntnissen und überwältigenden Eindrücken.

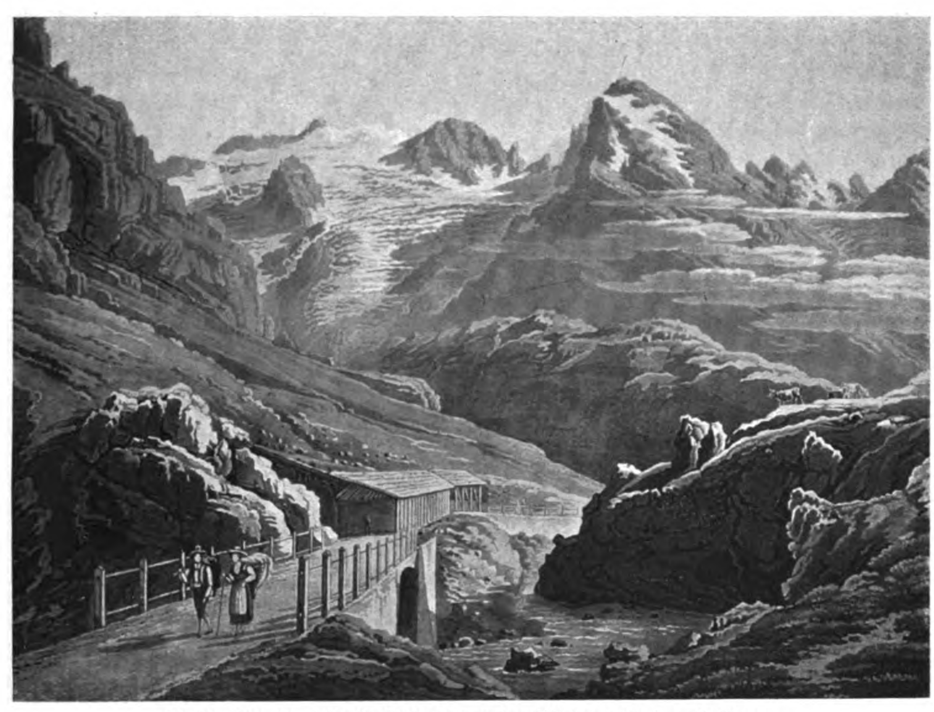
Aus der Frühzeit dieser Alpenreisen sind uns nur wenige Aufzeichnungen der Alpenfahrer überliefert; doch war es schon damals ein stattliches Häuflein, das aus wissenschaftlichem Interesse oder naturfreudiger Stimmung Ungemach und Beschwer einer solchen Wanderung nicht scheute.

Allen voran leuchtet an glühender Bergbegeisterung der Züricher Naturforscher und Arzt Konrad Gesner, der schon im Jahre 1541 an seinen Freund, den Stadtschreiber Johann Jakob Vogel in Glarus, die beherzigenswerten Worte schrieb: »Ich bin entschlossen, mein Freund, jährlich einige oder wenigstens einen Berg zu besteigen, teils um meine Kenntnisse derselben zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geiste die edelste Erholung zu verschaffen.« Daß es nicht beim bloßen Entschluß blieb, geht aus seiner Monographie des Pilatusberges hervor. Auch andre Humanisten hatten es auf diesen Berg abgesehen, einige nur, um den Geist des römischen Landpflegers Pontius Pilatus zu sehen, den die Sage hierher verbannte. Ein paar dieser Gelehrten griffen auch zur Leier und sangen in langatmigen, reizlosen Versen u. a. das Lob der beiden bekannten Aussichtsberge des Berner Oberlandes, des Niesen und des Stockhorns.

Noch früher pilgerten die Künstler in die Alpen. Meister Konrad Witz aus Rottweil verlegt in seinem Basler Altarbild von 1443 »Petri Fischzug« die biblische Handlung auf den — Genfersee und läßt im Hintergrunde den Salève und den Montblanc erscheinen. An die Alpenfahrten Dürers, des »großen Pioniers der Alpenlandschaft«, wie Bredt ihn nennt, zu Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts erinnern einige Hochgebirgsansichten. Bald darauf trat der Bahnbrecher der Alpendarstellung, Albrecht Altdorfer aus Regensburg, mit seinem Schüler Wolfgang Huber aus Feldkirch auf den Plan. Diese beiden und ihre Nachfolger verkündeten die



Hansjörg, Jäger von Kalwang
Nach einem Aquarell von M. Loder



J. J. Meyer: Oberste Galerie von der Mittagsseite des Splügens

Schönheit der Alpen, die sie selbst geschaut hatten, in duftigen, stimmungsvollen Bildern.

In den religiösen und politischen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts verblichen diese vielversprechenden Anfänge eines gesunden alpinen Empfindens ganz und gar. Immer seltener werden die Alpenreisen geistig bedeutender deutscher Männer. Erst mit dem 18. Jahrhundert steigt die Morgenröte einer besseren Zeit auch in dieser Beziehung empor.

Die Reihe der gelehrten Alpenfahrer eröffnet Gesners Landsmann, der Begründer der Alpenphysik Johann Jakob Scheuchzer, mit neun heimischen Bergreisen (1702 bis 1711), die er in etwas weitschweifiger Art schildert. Den heilsamen Einfluß dieser Wanderungen weiß er nicht genug zu rühmen. In einer Alpe im Kanton Glarus erquickt ihn und seine Gefährten, wie er scherzt, ein »mageres Mittagessen von Wasser und Brot«, und mit ihnen ruht er nachts im Heu noch besser »als mancher große Herr in seinen kostbar ausgezierten Federbettern«.

Mit einem Schüler Scheuchzers unternahm der Dichter Albrecht von Haller 1728 eine Alpenreise. Die poetische Frucht, die er heimbrachte, das Lehrgedicht »Die Alpen«, lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die damals noch wenig besuchte Schweiz, noch mehr aber Rousseaus späterer Roman »Die neue Héloise« mit seiner empfindsamen Naturbetrachtung.

Seitdem kamen auch bei den deutschen Gelehrten und Künstlern die Reisen in — wie man sich ausdrückte — die »beglücktesten Täler der besten Welt« immer mehr in Mode. Dabei versäumte man auch nicht den Weg auf den Gotthard, den »Gipfel der Alpenwagnisse«. Allerdings erpreßte diese »Schreckensstraße« den Wanderern zahllose Seufzer. Der Ästhetiker Johann Georg Sulzer vermerkt in sein Tagebuch: »Am 3. Junius (1776) tat ich die beschwerlichste und gefährlichste der vielen Tagereisen, die ich bereits gemacht, und ich werde zeitlebens daran denken.«

Von der Paßhöhe aus schreibt der naturfreudige Wilhelm Heinse (1. September 1780) »aus den Ruinen der Schöpfung« an den Dichtervater Gleim: »Werter Freund, hier ist wirklich das Ende der Welt. Der Gotthard ist ein wahres Gebeinhaus der Natur. Statt der Totenknochen liegen ungeheure Reihen von Steingebirgen und in den tiefen Tälern aufeinandergehäufte Felsentrümmer da.«



Jacob Gauermann: Erzherzog Johann auf dem Hochpolling (1829)
Aus dem Alpinen Museum in München

Heinse ist ein rüstiger Fußwanderer, empfänglich für alle Reize der Hochwelt, der seinen Durst u. a. an den Quellen der Rhone und Aare stillt und beiden Flüssen ein »Geburtstagslied« singt.

Gleich Marie Sophie von Laroche (Wielands Freundin) dehnt auch Friedrich Matthisson seine Bergreisen in die Schweiz bis nach Chamonix am Fuß des Montblanc aus und ermuntert seinen Schweizer Freund Karl von Bonstetten zu Nyon, seinem Beispiele zu folgen, mit den Worten: »Möchtest du doch endlich das Allerheiligste betreten, in dessen Vorhof du wohnst!« Als farbenfrischer Schilderer seiner Alpenfahrten darf er mit Heinse wetteifern. Neben langen anstrengenden Fußwanderungen scheute er auch vor kleineren Bergbesteigungen nicht zurück. Auf einer Reise durch das Wallis (1801) hoch zu Rosse übermannt ihn der Unmut, weil er wegen des heftigen Sturmes seinen — Regenschirm (wohlgemerkt auf dem Pferde!) nicht aufspannen kann. An schwärmerischer Naturbegeisterung übertrifft ihn noch die Dichterin Friederike Brun, die beim Anblick des Montblanc, dieses »Ahnherrn der Berge«, und der andern »leuchtenden Zinnen der Ewigkeit« rings umher in »anbetende Bewunderung« versinkt.

Die erste Alpen-(Schweizer-)reise Goethes (mit den Brüdern Stolberg und mit Haugwitz in Werthertracht) im Mai 1775 steht ganz im Zeichen des Sturms und Drangs. In Zürich trennt er sich von diesem übermütigen Kleeblatt und wandert mit einem Landsmann, dem Theologen Passavant, nach Einsiedeln, Schwyz und auf den Rigi. Leider war ihm dort keine Aussicht beschieden. »In Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt« klagt sein Tagebuch. Dann ging es den Gotthard hinauf. Auf der Paßhöhe, nach einem »Scheideblick nach Italien«, wobei er den großartigen Bergrahmen mit dem Bleistift skizziert, treibt ihn die auf- und abwogende Herzensunrast, die leidenschaftliche Sehnsucht wieder heim, »liebwärts«. Vier Jahre später führt er den jungen Herzog Karl August von Weimar in den »Naturtempel« der Schweizer Berge, und zwar von Basel durch das romantische Münstertal nach Biel, dann nach Bern, Thun und Lauterbrunnen, wo die Wassergeister dem Dichter wunder-



Aus Josef Hugis »Naturhistorischer Alpenreise« (1830)



J. A. Klein: Auf dem Furkagebirge

same Strophen in die Seele sangen (»Des Menschen Seele gleicht dem Wasser« usw.), nach Grindelwald, Meiringen, Interlaken und zurück nach Bern, hierauf nach Lausanne und über die Dôle nach Genf. Trotz der vorgerückten Jahreszeit wagte man die Wanderung nach Chamonix und über den Col de Balme ins Wallis. Von Oberwald aus wurde nach siebenstündigem beschwerlichem Novemberschnee, an den ungeheuren Abstürzen des Rhonegletschers vorüber, die Höhe der Furka und das Hospiz in Realp erreicht. Gleich nach der Ankunft daselbst schrieb der Dichter an Frau von Stein: »Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzweigeschnitten.« Die Heimreise über den Gotthard, Luzern, Zürich und Schaffhausen vollzog sich ohne nennenswertes Ereignis. Goethe ließ »die romantische Erhabenheit der firngekrönten Berge voll auf sich wirken« und schilderte sie mit unübertroffener Meisterschaft, nicht nur in seinen »Briefen aus der Schweiz«, sondern auch in Gedichten und in dem Monolog (»Der Berge Gipfelriesen«) in der ersten Szene des zweiten Teils vom »Faust«. 1797 wanderte er mit dem ihm befreundeten Maler Heinrich Meyer von Zürich zum Gotthard empor. Diesmal überwiegt jedoch das naturwissenschaftliche Interesse; denn nach seinem eignen Geständnis hat er »brav Steine geklopft und deren mehr, als billig ist, aufgepackt«.

Bei dem Philosophen Herbart hinterließ das Haslital auf einer Reise durch das Berner Oberland (1798) bleibenden Eindruck: »Träume habe ich dort geträumt, für mich so schön wie der bunte Bogen.«

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchstreiften Schweizer Künstler, vor allem Johann Ludwig Aberli u. a., ihr heimatliches Bergland und radierten die schönsten Ansichten. Ein Hauch froher Lieblichkeit grüßt uns auch aus den idyllischen Landschaftsbildern des Züricher Malers Johann Jakob Meyer (Stilfserjochstraße und die Straßen des Kantons Graubünden).

Einen beachtenswerten Vorstoß in das noch vom Dornröschenschlaf umfangene bayrische Hochland bedeutete die Reise des Münchner Akademikers Franz von Paula Schrank

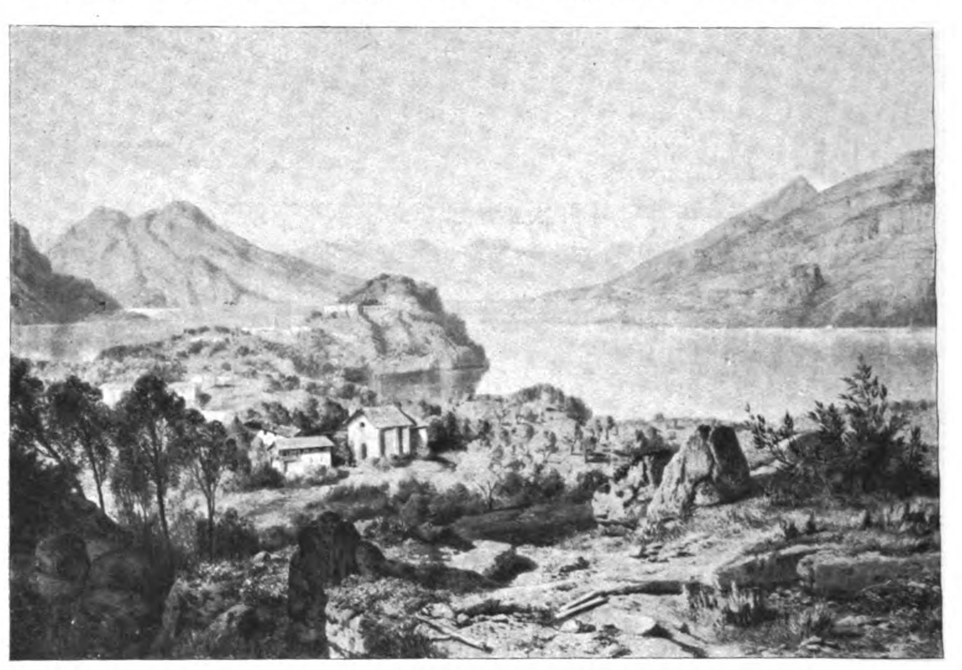
»nach den südlichen Gebirgen von Baiern« 1788. Ernsthaft wird dabei die Frage der Fußwanderung erwogen; denn »der reisende Beobachter zu Fuß erregt ein ungünstiges Vorurteil wider sich, und man erhält dann entweder kein oder nur ein schlechtes Quartier«.

Höhere Pfade auf seinen Ostalpenfahrten schlug damals der Naturforscher Hacquet aus Laibach ein, der fast bis zum Gipfel des Triglav und hart bis unter »die Eisberge des Glockner« empordrang.

Die Erstürmung einiger der höchsten eisumwallten alpinen Felsriesen, die Erbauung von Kunststraßen über den Nacken des Alpenkamms und die allmähliche Verbesserung der unleidlichen Verpflegungsverhältnisse leiteten im 19. Jahrhundert einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Alpenreisen ein. Häufiger als je griffen nun Gelehrte und Künstler zum Wanderstab. Aus der immer mehr wachsenden Reihe dieser bergfrohen Männer können wieder nur ein paar kennzeichnende Erscheinungen hervorgehoben werden.

Denselben Weg wie der Dichter E. M. Arndt 1798 (über den Semmering, durch Steiermark, Krain und Istrien) schreitet vier Jahre später mitten im Winter der furchtlose Syrakuspilger Seume: »eine tüchtige Wandelung«, wie er sagt. Aus seiner Schilderung quillt freudiges Behagen über die Fülle der Natureindrücke und über die glücklich überwundenen Reisebeschwerden.

Nicht allen geistig bedeutenden Alpenwanderern erblüht ein solches Verständnis für die Alpenwelt. Das schroffe Urteil Winckelmanns auf seiner Reise durch Tirol (1768): »Was für eine entsetzlich schaurige Landschaft!« weckt bald darauf ein Echo bei dem Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller bei Betrachtung seiner Heimat vom Gemmipaß aus: »Ein Land wie Sibirien!«



Albert Zimmermann: Der Comer See bei Bellagio

Voll tiefer Ergriffenheit dagegen prägt Hölderlin in einem Briefe aus der Schweiz an seine Schwester (1801) die schönen Worte: »Wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf dieser Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dastehen wie ein Kind und staunen und stille mich freuen.«

Eine Reise des Philologen Friedrich Thiersch ins bayrische Hochland (1812), namentlich sein Übergang von Schliersee nach Tegernsee im Rinnsal eines ausgetrockneten Baches, dann über Moorgrund, wobei er mit dem Griff des Regenschirmes seine im Sumpf



steckengebliebenen Stiefel herauszieht, entlockt uns heute ein mitleidiges Lächeln. Auf einer Wiese ruht er aus und — übersetzt hier den zweiten Chorgesang von Ödipus Coloneus.



H. Heß: Die Maler auf der Alpe

Platens Reise nach der Schweiz (1816) bewegt sich auf den bekannten Pfaden der Wanderer des 18. Jahrhunderts. Innerhalb vierzehn Tagen hat er 400 Gulden verbraucht, eine für die damalige Zeit unerhörte Summe. Daher meldet sein Tagebuch: »Herr von Jastrow (einer seiner Reisegefährten) nannte die Schweiz einen teuren Guckkasten.« Dennoch scheidet er, der angenehmsten Eindrücke voll, von den Bergen:

> Die schöne Alpenreise ist vollendet,
> Nur in Erinnrungsbildern schwebt sie noch
> Dem heimgewandten Pilger herrlich vor.

Karl Julius Weber, der Verfasser des »Demokrit«, kennt »die göttlichen Alpen« in der Schweiz und in Österreich, doch zieht er, gleich dem Philosophen G. H. von Schubert, die österreichischen vor; denn »es sind hier keine überfordernden Hauderer — billige, gefällige Wirte, und man stößt hier auf keine reichen Reisenden, keine britischen Nabobs.«

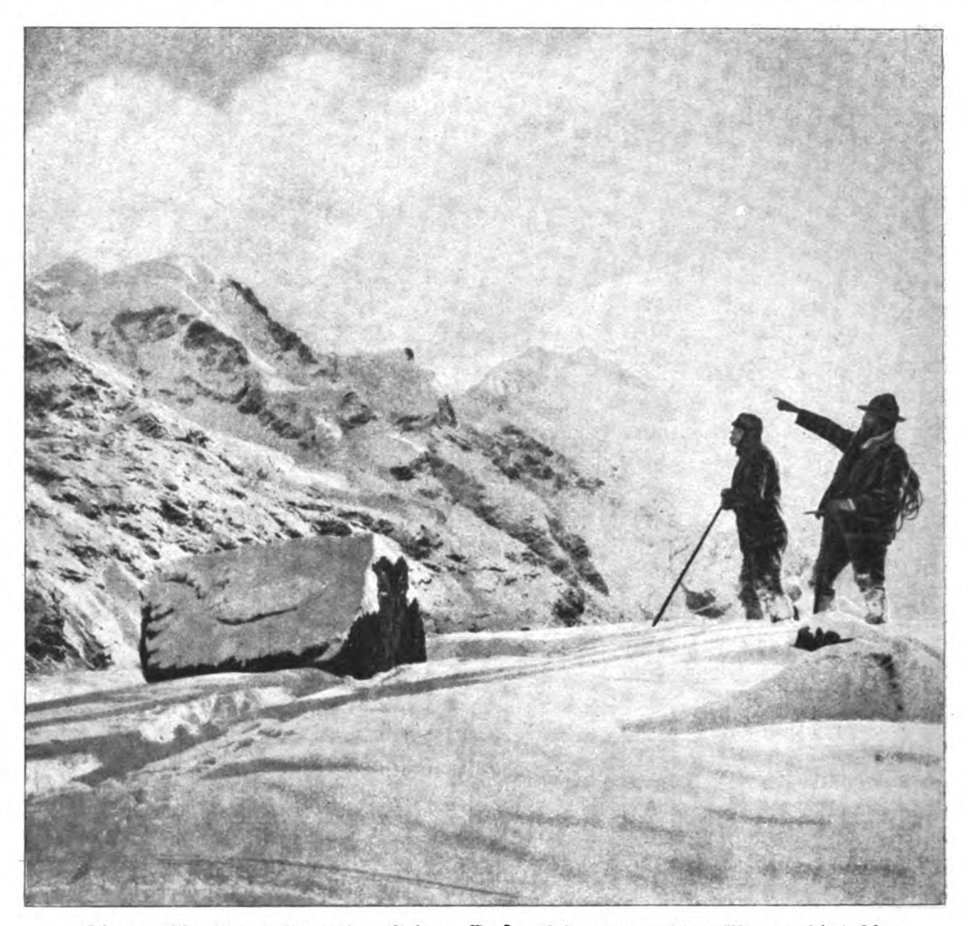
Der Schlachtenmaler Albrecht Adam, der 1811 von Mailand aus die Schweiz besucht, sagt später: »Damals war dieses schöne Gebirgsland noch nicht ein Promenadenplatz für ganz Europa geworden. Engländer ... sah man gar nicht.« — Nach den Freiheitskämpfen scharte Erzherzog Johann von Österreich in Wien einen kleinen Kreis alpiner Schriftsteller und Maler um sich, unter ihnen M. Loder und Jakob Gauermann.

Eine der liebenswürdigsten Gestalten unter den Alpenreisenden der Biedermeierzeit ist Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Briefe an seine Angehörigen und an seine Freunde sind voll des Jubels ohne Ende über die ihm erschlossenen Naturschönheiten der Schweiz. Unbegreiflich erscheint es ihm, »daß Goethe aus der Schweiz nichts andres zu schreiben gewußt hat als ein paar schwache Gedichte und die noch schwächeren Briefe aus der Schweiz.«

Das bayrische Hochland wurde in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von den Münchener Malern »entdeckt«. In möglichst unpraktischer Ausrüstung, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem »ziemlich weitläufigen« Malapparat zogen die Kunstjünger, froh, dem akademischen Zwange entronnen zu sein, hinaus in die seenbekränzten



Moritz von Schwind: Schwind und Bauernfeld auf dem Leiterwagen (Gebirgspartie)



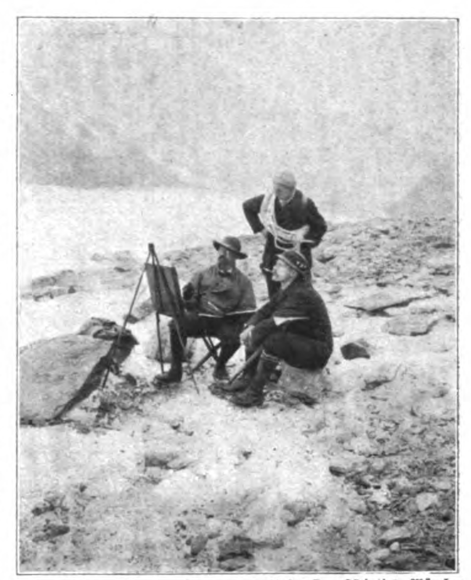
Theodor Wundt und Bergführer Johann Groß auf dem winterlichen Monteratschgletscher

Voralpen und in das Herz des Hochlands und kehrten mit wohlgefüllten Mappen heim: Joseph Anton Koch, Karl Rottmann, Eduard Schleich und zahllose andre, an deren farbenduftigen, formsicheren Alpenlandschaften sich heute noch Auge und Gemüt weiden. Die meisten Maler pilgerten zu ihrer Ausbildung nach Italien und gedenken ihrer Fahrt dahin durch die Hochgebirgswelt der Schweiz und Tirols mit innigem Behagen. So kann selbst Ludwig Richter noch im Alter den sehnsüchtigen Wunsch nicht unterdrücken: »Wie gern möchte ich jetzt manchmal in der schönen Alpenwelt sein, wo Gott mit Fraktur geschrieben hat!« Den jungen Kaulbach erfaßt auf seiner italienischen Reise 1835 tiefes Staunen beim Anblick der Naturwunder Tirols. Seiner Gattin schreibt er: »Was ich alles Herrliches und Schönes bis jetzt gesehen habe, glaubst Du kaum.« An frohe Alpenfahrten mahnen einige von Schwinds köstlichen Reisebildern (»Die Hochzeitsreise« u. a.). Sein Biograph O. Weigmann bemerkt hierüber: »Wie dem Gedenken an liebe Freunde (Bauernfeld, Binder) manche harmlos heitere Szene entspringt, so stellen sich ihm auch die Erinnerungen an eigne Erlebnisse in lebendigen Bildern vor die Seele.«

Allmählich versank die Reiseromantik mit dem Postwagenidyll und den spießbürgerlich gemütlichen Einkehrhäusern auch in den Alpenländern. Unbezähmbarer Wissensdrang trieb wagemutige Männer an, dem Vorbild des zweiten Ersteigers des Montblanc, des Naturforschers Saussure, und andrer Gipfelstürmer zu folgen. Bei einer Forschungsreise in die Gletscherregion des Berner Oberlandes im August 1829 glitt der Geologe Franz Joseph Hugi auf dem lockeren Firn aus, und nur die Geistesgegenwart eines seiner Ge-

fährten rettete ihn vor dem sonst unvermeidlichen Todessturz in den Abgrund. Tage-, ja wochenlang weilen die Gletscherforscher in den öden Stein- und Eiswüsten des Hochlands, mit Gletschermessungen beschäftigt, und auch die Zoologen, die Botaniker, die Geologen und andre Vertreter naturwissenschaftlicher Berufe scheuen auf ihren Alpenfahrten vor Anstrengungen und Entbehrungen nicht zurück.

Mit dem Geologenhammer durchquerte der Tiroler Dichter Adolf Pichler sein Heimatland, und auf seinen Fahrten erwuchsen ihm bergfrische Geschichten und kraftvolle alpine Schilderungen. Mit dem Pfadfinder von Tirol, Ludwig Steub, und mit dem auf allen Gebieten der Ostalpen wohlbewanderten Heinrich Noë teilt er sich in den Ruhm eines Klassikers der Alpenschilderung. Franz von Kobell pflückte das Edelweiß der Poesie auf hoher Felsenzinne, und Karl Stieler wurde auf seinen mannigfachen kleineren Alpenfahrten zum liederfrohen Herold seines bayrischen Hochlandes.



Aufn. Dr. Kleintjes, München

Studie auf dem Arollagletscher (Ernst Platz mit Schaube und Rosenplänter)

Den unermüdlichen Bergwanderer Schack überragt an glänzender dichterischer Verherrlichung der Alpen der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer, der im Juli 1866 in einem Briefe an seinen Vetter, den Rechtsgelehrten Friedrich von Wyß aus Silvaplana, bekennt: »Hier ist es so schön und still und kühl, daß man die Rätsel des Daseins vergißt und sich an die klare Offenbarung der Schönheit hält.« Vom Gipfel des Hochschwab (in Niederösterreich) ruft Rosegger bergtrunken aus: »Im Anblick solcher Größe ist man stiller; und das unvergleichliche Bild zieht ein in das Allerheiligste der Seele zum ewigen Andenken.«



Theodor Wundt nach einer winterlichen Hochtour vor der Jamtalhütte

Inniges alpines Naturempfinden mit unverwüstlichem Bergsteigerhumor paart sich bei Scheffel. Wohl trübt ihm schlechtes Wetter vorübergehend die Laune, die ihn 1850 auf dem Rigi zu dem tragikomischen Ausruf fortreißt: »Da hört die Natur auf, und — der Frühschoppen fängt an.« Man vergleiche damit Heines Klagelaute auf seiner Reise durch Tirol nach Italien: »Tirol ist sehr schön; aber die schönsten Landschaften können uns nicht entzücken bei trüber Witterung und ähnlicher Gemütsstimmung.« Bei aller Bergbegeisterung gewinnt bei dem Sänger der »Bergpsalmen« immer wieder die fröhliche Stimmung Oberwasser, so auch auf dem Roseggletscher im Engadin:



Aufn. Dr. Kleintjes, München

»Saukalt« (Ernst Platz auf dem Arollagletscher)

Hochlandluft zehret, doch Rebensaft nähret,
Heia, wer reicht mir das Trinkhorn geschwind?
Dreifacher Durst ist dem Sänger bescheret
Über den Wolken und über dem Wind.

In das Engadin zog auch Nietzsche mit Vorliebe; das war »seine Landschaft«. Hier fühlt er sich glücklich, »wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimat aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint.«

Der Wahlspruch der Alpinisten: »Excelsior!« gilt auch für die Männer der Wissenschaft, der Dichtung und Kunst. Wie der Gelehrte, so dringt auch der Dichter immer höher, bis er auf silberglänzender Bergzinne den Atem des Weltgeistes verspürt. Früher berauschte sich das Dichtervölkchen tief unten im Tale am hehren Anblick der Felsriesen: nun aber schmettert es von stolzer Höhe sein jauchzendes Lied ins Tal. Vorzeiten begnügte sich der Epiker damit, das Leben und Treiben in den Alpentälern in Erzählungen und Romanen abzuspiegeln; nun aber verlegt er den Schauplatz seiner Handlung mit seinen »Höhenmenschen« in unwirtliche Regionen. Heer, Stratz, Ompteda, Federer, Bernouilli, Walther Siegfried, Achleitner, Ganghofer, Greinz, Hoffensthal u. a. haben auf ihren Alpenfahrten oder aus ihrer bodenständigen Kenntnis von Land und Leuten den Hochgebirgsroman geschaffen.

Alpinist und Dichter und nebenbei auch ein Meister der modernen Hochgebirgsphotographie ist Theodor von Wundt. Auf seiner ersten Alpenfahrt durchschauert ihn als »erstes wirkliches Erlebnis« die überwältigende Erscheinung des Matterhorns, und seine spätere Hochzeitsreise geht geradeswegs auf den Gipfel dieser Bergsphinx. Wer kann seine zahlreichen Fahrten in den Ost- und Westflügel unsrer Alpen in raschem Zuge schildern? Anfangs spottete er der Berge voll jauchzender Siegeszuversicht auf die eigne Kraft: »Was könnt ihr mir, ungeschlachte Riesen, anhaben? Hier in meinem Inneren ruht die Kraft und der Sieg über euch.« Bald werden sie ihm jedoch liebe Freunde, namentlich die Eisriesen des Berner Oberlandes und die seltsamen Felsgestalten der Dolomiten. Sie machen den Bergsteiger zum Tatmenschen und zum Idealisten zugleich; darum »empor!« Der Alpinismus bedeutet ihm aber auch ein Stück Lösung der sozialen Frage im idealen Sinne.

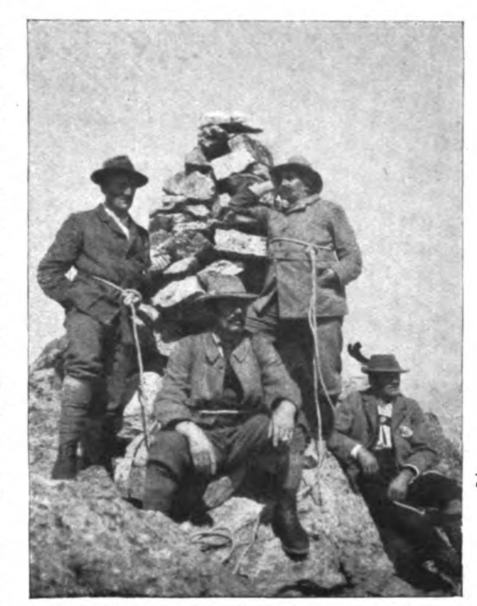
Ein Heer von alpinen Bildern verrät uns alljährlich, daß die Künstler der Gegenwart noch fleißiger in die Berge pilgern als ihre Väter und Vorväter. Ihr schönheitsdurstiges Auge erspäht die lieblichsten und erhabensten Winkel der Bergwelt, und wie die Dichter, so sind auch sie zahlreichen Wanderern Wegweiser geworden in das Reich des Schönen in der Hochgebirgsnatur. Nur wenige jedoch von ihnen klimmen hinauf zu den höchsten Zinnen der Alpen, als Verherrlicher dieser Regionen.

Einer der ältesten Hochgebirgsmaler ist E. T. Compton. Als Jüngling fesselte ihn vom Thuner See aus der Anblick der Königin des Berner Oberlandes, der firnglänzenden Jungfrau. Auf häufigen Fahrten lernte er die verschiedensten Gebiete der Alpen aus eigner Anschauung kennen, und zwar nicht bloß »von unten«. Mit den besten Hochtouristen der neuesten Zeit, mit Purtscheller, Karl Schulz und Blodig, unternahm er erfolgreiche alpine »Feldzüge« in die Adamellogruppe, in die Grödner Dolomiten, in die Lechtaler Berge, in die Walliser Alpen, in die Montblancgruppe usw., und seine farbenfrischen Hochgebirgsbilder heimeln den Alpinisten besonders an. In der Technik der Alpenmalerei kommt ihm sein Sohn E. H. Compton gleich, der schon in jungen Jahren ein gutes Stück unsrer Hochgebirgswelt sah.

Die Schönheit der Alpen bewunderte Michael Zeno Diemer zum erstenmal auf seiner Hochzeitsreise 1887. Spätere Fahrten im bayrischen Hochland und in Tirol befestigten noch seine Bergliebe. Mit Hans Beatus Wieland führte er für die Tiroler Ausstellung in Chikago 1893 ein großes Gemälde der Pitztaler Eiswelt aus, nachdem er vorher als erster den linken Fernerkogel (3278 m) bezwungen hatte. Während des Weltkrieges ging er als Kriegsmaler in den Karst und bestieg hier allein sämtliche Gipfel des Lovcen-Gebirges. Gern zeichnete er Ansichten der Alpengegenden vom hohen Standpunkt aus, so seine Reliefkarten vom bayrischen Hochland. In dieser Art der künstlerischen Darstellung blieb er bis jetzt unübertroffen. Dabei kamen ihm Fahrten mit Zeppelin und dessen Luftschiff besonders zustatten.

Wieland begann mit Wanderungen der Berge seiner Heimat, des Kantons St. Gallen. Den tiefsten Eindruck hinterließen ihm einige Dolomitenfahrten, und der unvergleichliche Zauber dieser Berge spiegelt sich auch in mehreren seiner Bilder wider. Zumal die wetterharten Führergestalten weiß er meisterhaft abzukonterfeien.

Als gewandter und ausdauernder Alpinist und Kletterer bewährte sich Rudolf Reschreiter, der auf seinen vielen Sommer- und Winterfahrten in die Ostalpen vom Ortler bis zu den Niedern Tauern eine reiche Ausbeute an künstlerischen Ansichten heimtrug. An bienenemsigem Schaffen und an kraftvoller Eigenart gleicht ihm Ernst Platz. In seinen Adern rollt von seinem Vater her Bergsteigerblut, und seine Vorliebe für die bayrischen und Nordtiroler Kalkalpen geht auf Erlebnisse und Erinnerungen seiner frühesten Kindheit zurück. Bald dehnte er seine kühnen Wanderungen auch auf die Schweiz aus; doch die



Hans Beatus Wieland auf dem Großlitzner

Ostalpen blieben das eigentliche Feld seiner touristischen und künstlerischen Tätigkeit. Häufig belebt er seine hochalpinen Landschaften mit wagemutigen Bergsteigergestalten. Sein alpines Glaubensbekenntnis kleidete er in die eindrucksvollen Worte: »Die Wunder und Rätsel des Hochgebirges haben das Sehnen und Trachten schon meiner frühen Jugend erfüllt. Was ich dann später als Künstler in der unerschöpflichen Fülle seiner Erscheinungswelt gesucht und gefunden habe, das ist die Strenge der Formen und die Herbheit der Farben und Stimmungen vor allem in der Region der Gipfel und Grate, gemessen am persönlichen Erleben und Empfinden des Ringens mit den Widerständen einer feindlich starren Welt von Fels, Firn und Gletschereis.«

Abend

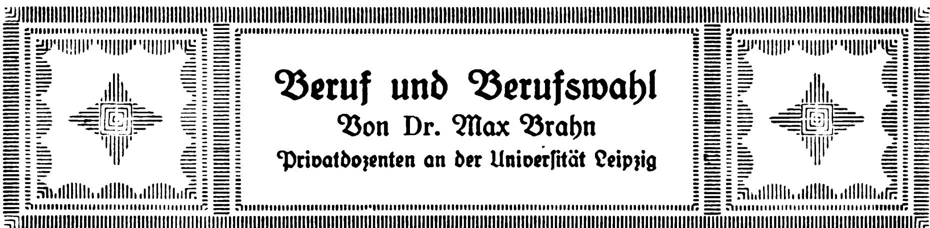
Der Abend eint den See die müden Wiesen,
Die Wälder, die am Ufer Dome bauen,
Die roten Streifen, schimmernd in den blauen
Gewässern, die vom Himmel niederfließen.

Und Boote, die der Menschen Sehnsucht tragen,
Verlassen ferne Ufer, traumhaft schweigend,
Bis ihre Lieder, aus den Seelen steigend,
Auf Klängen strebend, ihre Bogen schlagen.

Die wilden Schwäne auf den sanften Wellen
Hebt ein Verlangen, sich emporzuschwingen,
Daß durch den Abend ihre Flügel klingen
Wie Töne, die aus Orgelpfeifen quellen.

Walter Georgi






Beruf und Berufswahl

Von Dr. Max Brahn

Privatdozenten an der Universität Leipzig

Zu den ewig wechselnden Anschauungen des Menschen gehören auch die über Arbeit und Beruf. Es wäre lohnend, von der Bibel her, die es als Fluch ansieht, daß der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen solle, bis zu den Anpreisungen der Arbeit, die in ihr das einzige Mittel sehen, das Leben erträglich zu machen, einmal die Wertungen der Arbeit in der Weltgeschichte zu verfolgen. In jedem Menschen widerstreiten sich wohl die Gefühle über den Wert von Arbeit und Beruf. In jedem liegt die Neigung, sich ganz frei von der Beschwerde der Arbeit zu träumen, um sich völlig dem Vergnügen, sagen die einen, der Ausbildung des Ichs, sagen die andern, widmen zu können. Und doch sieht fast jeder ein, daß diese Freiheit nur eine scheinbare ist und daß, wenn er das Leben glücklich führen will, Arbeit eine Grundbedingung dafür ist — hat doch ein Philosoph die Ruhe nach der Arbeit als das einzige volle Glück des Menschen gepriesen.

Zunehmend erleichtert die soziale Entwicklung und die soziale Sittenlehre dem Menschen die Wahl: gerade jetzt sehen wir, wie ein jeder daran denkt, welchen Beruf er ergreifen soll, um sein Leben sicherzustellen. Aber nicht nur des Landes und der Dinge Notdurft zwingen zu Arbeit und Beruf: neue sittliche Wertungen darüber sind aufgekommen und haben schon vor dem Kriege Menschengruppen innerlich zu Berufen gezwungen, die bisher als Beispiele der Berufslosigkeit galten. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den Frauen des früheren Geschlechts und den heutigen, die fast alle nach einem Berufe streben, auch wenn sie ihn zum Lebensunterhalt nicht brauchen. Als Pflicht sehen es die einen an; zum Lebensunterhalt dienend, ist es eine unentbehrliche Lebensunterhaltung für die andern geworden. Im beruflichen Leben findet zunehmend der Mensch die Quellen für Glück und Unglück so sehr, daß manches wertvolle Menschliche dagegen verschwindet.

Trotzdem ist bisher die Wahl des Berufes dem reinen Zufall überlassen geblieben; ja, man kann sagen, daß früher die Wahl des Berufes einen festeren Boden hatte als jetzt. Hat doch die Zahl der Berufe fast ständig zugenommen und geht nach den Gewerbestatistiken in die Tausende, wo früher eine kleine Zahl vorhanden war. Dazu kommt, daß fast alle Berufsformen sich in geschlossenen Räumen abspielen, so daß sie ganz wenigen Menschen bekannt sind. Und so wird die Wahl des Berufes immer zufälliger, die Zahl der Treffer immer kleiner.

Wie das persönliche Glück, hängt auch das des Staates davon ab, daß die rechten Menschen am rechten Platze stehen. So liegt ein großes öffentliches Interesse vor, die Berufswahl gut zu gestalten, und in Arbeitsnachweisen und Berufsberatungen finden sich die wenn auch noch ungenügenden Anfänge dazu. Aber schließlich stützen sich bisher diese Berufsberatungen fast nur auf die Feststellung, wo Stellungen frei sind, wo die Bedingungen günstig liegen und wozu jemand, ohne daß man ihn genau kennt und ohne daß er selbst die Lage genau kennt, Lust hat.

In Amerika haben sich offenbar diese Erscheinungen noch viel schärfer gezeigt, und der häufige Berufswechsel, der dort bekanntlich stattfindet, ist nicht nur die Folge größerer Freiheit, sondern wohl auch zunehmend falscher Berufswahl. Daher begann man diese zu verfeinern, indem Ämter eingerichtet wurden, die den jugendlichen Berufswählern Fragebogen vorlegten, um ihre persönlichen Eigenschaften zu erforschen und danach sie zu beraten. Solche Berufsberater bekommen allmählich eine gewisse Kenntnis von Menschen und Berufen. Gleichzeitig aber gingen von der Industrie Bestrebungen aus, an jeden Platz den geeigneten Arbeiter zu stellen, um mit möglichst wenig Arbeit recht viel zu erreichen. Man begann also, den einzelnen Arbeiter planmäßig, zum Teil mit Experimenten, auf seine besondere Eignung zu untersuchen, und erzielte so wesentliche Herabsetzungen der für ein Werk notwendigen Arbeitszeit. Nun lag es ja nahe, nicht erst den schon im Beruf stehenden Arbeiter seiner Arbeit anzupassen, sondern ihn schon vor der Wahl des Berufes genau zu untersuchen, damit er sofort an die richtige Stelle komme. Die Schulen beginnen auch bei uns, über jeden Schüler sogenannte Persönlichkeitsbogen zu führen, aus denen man seine Eigenart von seiner frühen Jugend an ersehen kann. Der Berufsberater nimmt diese zur Kenntnis, und bei einzelnen Berufen ist eine weitere experimentelle Untersuchung möglich. Irrtümer sind natürlich nicht ausgeschlossen, denn es gibt Menschen genug, bei denen sich gerade um das vierzehnte Jahr herum bis zum achtzehnten große Veränderungen vollziehen, so daß bei ihnen ein Berufswechsel trotzdem notwendig sein wird. Aber es sind deren nicht so viele, wie man es wohl oft darstellt, und schließlich sind alle derartigen Einrichtungen nicht daraufhin zu be-



urteilen, ob sie vollkommen sind, sondern ob sie das möglichst Beste leisten. Aber auch sie weisen darauf hin, worauf noch manches andre hindeutet, die Schulzeit nicht mit dem vierzehnten Jahre abschließen zu lassen, sondern sie bis zum sechzehnten auszudehnen, wodurch sicher ein großer Teil falscher Berufswahlen vermieden wird.

In Deutschland hat man zu allen diesen Untersuchungen, die den Arbeiter im weitesten Sinne seiner Arbeit besser anpassen sollten, bisher wenig Neigung gezeigt. Während in Amerika ganze Fabriken nach einem System eingerichtet wurden, das nach seinem Erfinder Taylor benannt wird, stand man von den verschiedensten Seiten bei uns dem System sehr abwehrend gegenüber. Die Unternehmer sahen die große Bedeutung nicht voll ein und sie fürchteten den Widerstand der Arbeiterschaft, die in dieser neuen Arbeitsform eine Beschränkung der Freiheit und die Möglichkeit sah, mit weniger Arbeit auszukommen, so daß die Arbeitslosigkeit nahelag. Der Arbeiter fürchtete ferner, daß seine Tätigkeit noch mehr mechanisiert würde, wenn sie so bis ins einzelne durchgeprüft und seine eigne Tätigkeit auf Sekunden kontrolliert würde. Diese Gefahren wird die Arbeiterschaft heute nicht mehr in gleichem Maße fürchten, denn sie selbst hat Einfluß auf die Arbeitsgestaltung, die Arbeitszeit und den Lohn bekommen, und es müßte dem Lande und dem Arbeiter nur willkommen sein, wenn mit möglichst wenig Kraftanspannung möglichst viel geleistet würde. Ein Ideal scheint doch darin zu liegen, daß man auf diese Weise zu immer weiteren Verkürzungen der Arbeitszeit kommen würde. Soweit man das übersehen kann, würden solche Einrichtungen dazu führen, daß es eine bestimmte Gruppe von Arbeiten gibt, die sehr mechanisch, sehr angespannt sind, bei denen aber die Arbeitszeit herabgesetzt würde. Leute, die es vorziehen würden, sehr kurze Zeit sehr angespannt und eintönig zu arbeiten, um den ganzen übrigen Tag frei zu werden, gäbe es wohl die Menge. Und für die übrigen wären Arbeiten genug vorhanden, die sich nicht mechanisieren lassen, sondern eine freiere Gestaltung über längere Zeit des Tages fordern. Aber gerade hier wäre dann eine Auswahl der Menschen nach ihren Anlagen am nötigsten.

Diese feine Auswahl in der Eignung der Menschen zu bestimmter Arbeit soll in den mechanisierten Betrieben das Experiment uns schaffen. Im Kriege hat die Militärbehörde in weitsichtiger Erkenntnis zum Beispiel alle Kraftfahrer daraufhin untersuchen lassen, wie schnell, wie zuverlässig sie in ihren Handlungen sind, ob sie in Gefahren ihre Ruhe behalten, ob Aufregungen ihre Handlungen unsicher und langsam machen, ob sie die nötige Kraft haben, um lange Zeit einen Wagen sicher zu leiten. Die experimentelle Psychologie hat Apparate und die Untersuchungsformen dafür gut ausgebildet. Wir können die Geschwindigkeit, mit der ein Mensch auf irgendeinen Reiz der Außenwelt mit einer Bewegung antwortet, auf Tausendstel-Sekunden genau leicht messen. Man braucht ihn nur Handlungen vollziehen zu lassen, deren Beginn ein elektrischer Strom auslöst, deren Abschluß durch eine Bewegung das wieder tut, und nun die Zeiten mit einer elektrischen Uhr zu messen. Wir haben Methoden genug, die Ermüdbarkeit eines Menschen in der Weise festzustellen, daß wir ihn mit einem Finger ein Gewicht heben lassen und die Höhe der Hübe und ihre Anzahl aufschreiben. Man kann dann verfolgen, wieviel der Einzelne leistet und wie leicht er ermüdet.

Ähnliche Untersuchungen sind dann ferner an Fliegern gemacht worden, bei denen man ebenfalls die Geschwindigkeit ihrer Handlungen untersucht, auf die Gleichmäßigkeit großen Wert legt, feststellt, ob sie auf verschieden im Raum verteilte Reize leicht reagieren oder ob sie schwer wahrnehmen; bei denen man ferner auf einem besonders dazu gebauten Stuhl feststellen kann, ob sie Verschiebungen ihres Gleichgewichts gut merken oder unempfindlich gegen Gleichgewichtsstörungen sind. Weitere Untersuchungen werden jetzt noch auf den verschiedensten Gebieten vorgenommen. So hat man die Telephonistinnen untersucht, die Schriftsetzer, Maschinenschreiber; sogar die Berufseignung der Kanzleiangestellten ist der Inhalt einer neuen Arbeit. Natürlich läuft auch hier noch manches Unfertige unter, aber sicher ist, daß wir diese Form der Untersuchung nicht mehr loswerden und daß sie allein dazu führen wird, Mensch und Beruf in Einklang zu bringen.

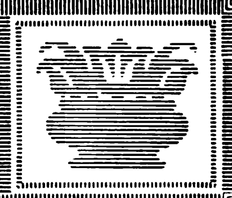
Das Gute an einer solchen Methode ist ferner, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf das ganze Gebiet richtet und daß damit von allen Seiten her neue Anregungen dazu kommen, wie man das Unglück des verfehlten Berufes vermeiden und wie man dem Staate in der Zeit seiner schwersten Not möglichst viel Arbeiter schaffen kann. Es muß so schnell als möglich eine Zentralstelle für Deutschland oder mehrere in den einzelnen Staaten geschaffen werden, die sich der ganzen Frage des Berufes allseitig widmen. Angegliedert müssen wissenschaftliche Untersuchungsanstalten werden, die auf den verschiedensten Gebieten die körperlichen und geistigen Grundlagen der Berufe prüfen. Ein solches Berufsamt wird eine Stelle unendlicher Arbeitsgewinnung für den Staat und des Segens für viele seiner Bürger werden.





In mir ist mehr!

Novelle von Paul Steinmüller



Im Wehen des Windes sprühte der dürre Sand und schwankten die Gräser der Bleichen; weiße Wäsche wehte auf den Leinen, und die Flügel der Mühlen kreisten wie hastige Radspeichen durch die Luft. Aber trotz aller Unruhe der Natur trug das Land den Ausdruck einer unendlichen Müdigkeit.

Die schufen die Schatten des graubewölkten Herbsttages nicht allein. Diese Hügel, die die Mühlen trugen, schliefen. Diese Teiche, in deren dunkles Wasser das Geäst hängender Weiden tauchte und die mit wucherndem Schwimmkraut angefüllt waren, lagen erstarrt; und die Schwäne, diese schweigsamen Vögel, glitten langsam wie Traumwesen aus den Schatten alter Brücken hervor, die sich über die Kanäle spannten.

Wilmund Andersen erhob sich und knöpfte den Mantel zu. Langsam schritt er auf die alte Stadt zu, die wie ein Stück gespenstischen Mittelalters vor ihm lag.

Die Tore standen wie müßige Wächter vor leeren, breiten Straßen. Ein Mann in ockerbraunem Rock und eine Frau in dunkelgrünem Umschlagetuch gingen schweigsam wie Menschen, die in die Kirche gehen, vor ihm dahin. Ein alter Scherenschleifer saß müde auf seinem Karren und sah dem Spiel zu, das der Wind mit welken Kastanienblättern trieb.

Zwischen den Pflastersteinen starb gelbes Gras, grüne Algen bildeten eine dicke Schlammschicht auf dem Kanal, in dem das Schilf wuchs, und der Efeu an den Mauern war schwarz vor Alter. Müdigkeit, wohin man blickte: auf dem goldenen Zierat der Stadtkanzlei, auf dem narbigen Belfrid und der Tuchhalle, auf den prunkenden Palästen mit den toten Augen, auf den Kreuzblumen der gotischen Türme, diesen Grabmälern einer vergangenen Kunst.

Das Paar, das vor Wilmund ging, schien noch nicht lange verheiratet zu sein; aber die beiden schritten bedächtig wie Greise, und die Art, wie der Mann am Ende der Gracht einen Schlüssel aus der Tasche zog und die Tür eines Häuschens öffnete, erinnerte an das Gebaren jener Alten, die sich selten von ihrem Eigen wagen und, wenn es geschah, die Wohnung mit ängstlicher Spannung wieder betreten.

Er war den beiden Leuten auf gut Glück gefolgt; jetzt blieb er unschlüssig stehen. Wohin sollte er sich wenden? Die Müdigkeit haftete an allen Dächern und begann ihn anzustecken. Plötzlich entdeckte er in der Nähe das alte Geschlechterhaus, auf das ein Freund ihn gewiesen, und das er bisher nicht hatte finden können. Er trat ein.

Auch hier Schimmel und Verfall. Die Dinge, die in den verödeten Räumen standen, reizten ihn nicht, und schon wollte er das Haus wieder verlassen, als er auf dem Gebälk eine Inschrift fand. Er trat hinzu und las: »In mir ist mehr!« Er blieb stehen, sann nach und ging wirklich, als wolle er etwas entdecken, noch einmal durch die Gemächer. Und nun sah er, wie der Spruch auf Simsen und Borden wiederholt war.

»In mir ist mehr!« War das eine Verheißung, ein Glaube, eine Sehnsucht? War in diesem Gebäude, in dieser toten Stadt wirklich noch mehr als der herbstliche Geist, der in den Winter weist? Barg sich in den Kirchen und Kapellen, in den unzähligen Klöstern, Spitälern und Beginenhäusern, in den verstaubten Gemächern der leeren Zunfthäuser etwas Geheimnisreiches, Wertvolles, das dem Menschen dieser Zeit entging?

Das Rätselwort hatte Wilmund geweckt. Er beschloß, in dieses Schweigen einzudringen und die verborgene Seele zu suchen, aus der diese Lockung aufgestiegen war.

Er ging nun mit wachen Augen durch die Straßen und sah nichts als die Armut, die sich unter verblaßtem Purpur barg. Auf dem Markt, wo einst die erlesenen Schätze des Orients feilgeboten wurden, feilschten dürftige Bürgerinnen um irdene Töpfe. Im Erdgeschoß eines alten Palastes hatte ein Klempner seine Werkstatt aufgetan, und in den Winkeln ausgestorbener Kaufhäuser lehnten müßige Greise, die den Wind fürchteten.

Alles erschien grau, ruhig, gemessen. Hier mußte sich doch das grünverglaste Fenster öffnen und eine flachsblonde Junge neugierig ausschauen, dieses Paar mußte verliebte Blicke



tauschen, jene spielenden Kinder sollten lachen! Aber man scherzte und lachte hier nicht, und vielleicht wußte man hier nicht einmal, was Liebe und Jugend war.

Unter solchen Gedanken war Wilmund vor einen alten Handelshof gelangt, den eine hohe Mauer von der Straße trennte. An der Torfahrt lagen die von unzähligen Rädern zerwetzten Prellsteine. Die beiden Seiten des großen Hofes waren mit Speichergebäuden bestanden: mannsdicke Mauern, vergitterte Fenster; links ein zierlicher Kellervorbau, der sich fast wie eine Kapelle ausnahm, rechts eine überdachte Treppe. In dem verdorrten Gerank, das die Dachpfannen überzog, lärmten die Sperlinge. Den Hintergrund des Hofes füllte ein Wohnhaus in grauem Putz. Die Jahreszahl über der Tür besagte, daß es 345 Jahre alt sei, aber unter den wuchtigen Gebäuden aus schweren Rotziegeln nahm es sich wie ein Jüngling unter Patriarchen mit wehenden Bärten aus.

An einem Fenster dieses Hauses saß eine junge Frau und betrachtete erstaunt den Fremden, der in die Stille dieses Hofes drang. Ihre Kleidung war von klösterlichem Zuschnitt wie die aller Bürgerinnen, aber sie eignete sich für das blasse Gesicht, das rührend demütig wie das einer Madonna erschien. Als er sie musterte, senkte sie den Kopf, und ihre Hände fuhren fort zu klöppeln.

In Wilmund war das Verlangen, den Dingen auf den Grund zu schauen, erregt. Er gehorchte einem Einfall, ging auf das Haus zu und stieg die Treppe empor. Nachdem er den Namen auf dem Türschild gelesen hatte, pochte er an. Es währte eine Weile — dann öffnete die Frau.

»Frau de Boom?« fragte er, und sie bejahte. Er suche ein Zimmer, und die Ruhe dieses Hauses lade ihn ein.

Es traf sich gut, und er konnte zum Abend einziehen. Während er das lange, dunkel getäfelte Gemach mit dem Alkoven, das sie ihm gewiesen hatte, anzuschauen schien, betrachtete er die Frau, die leise an den Möbeln entlang ging. Ihre weißen Hände rückten an Decken und Dingen, als sei die peinliche Ordnung des Raumes noch zu vervollständigen. Sie hielt die Augen gesenkt, und der Schein eines Lächelns lag um ihre feinen Lippen. Sie sprach wenig und mit leiser Stimme, und nur das erfuhr Wilmund, daß ihr Gatte der Rentmeister einer kirchlichen Stiftung sei und die Magd krank im Spital liege. —

Die erste Nacht, die Wilmund in dem großen Zimmer zubrachte, war voll heimlicher Unruhe. In den vielen Winkeln, hinter dem mächtigen Ofen schien das Dunkel wie eine greifbare Gestalt zu hocken. Dazu vollführte der Sturm in den hohlen Räumen der Speicher eine klagende Musik, und um Mitternacht weckten ihn aus unruhigem Halbschlummer schmerzliche Laute auf. Er zündete die Kerze an und saß wartend in den Kissen. Kein Zweifel! Von dem Unwesen des Windes unterschied er deutlich das weinende Wimmern einer Frau und die dumpfen Reden einer Männerstimme.

Als Frau de Boom ihm am Morgen das Frühstück brachte, erschien im Türspalt einen Augenblick lang das bleiche Gesicht eines wohl zehnjährigen Kindes. Wilmund nickte ihm zu.

»Meine Tochter, mein Herr!« sagte die Frau. »Das Kind wird Sie nicht stören; es hält sich während des Tages bei einer Base auf.«

»Wie schade!« bedauerte er. »Ich liebe die Kinder.«

Sie blickte schnell auf, und der Schein ihres sanften Lächelns war etwas heller. Er beobachtete sie, während sie den Tisch herrichtete: sie hatte die verhaltenen Augen derer, die des Nachts viel wachen und warten.

»Es ist manches Rätselhafte in der Stadt,« sagte er.

Sie sah ihn verwundert an.

»Nun ja, die vielen Glocken, und dann wieder diese seltsame Stille!«

»Sie sind noch nicht lange hier, mein Herr?« Und da er verneinte, nickte sie einige Male: »Ja, die Stille! Aber man gewöhnt sich an sie. Wir zählen die Zeit nach dem Ave-Maria-Läuten. Aber was ist daran rätselhaft?«

»Es scheint, als schlafe hinter diesem Vorhang der Stille etwas, das nur erwacht, wenn der Wind es aufstört,« sagte er. »Glauben Sie mir, daß ich in dieser Nacht deutlich ein lautes Weinen hörte?«

Sie zuckte zusammen, strich eine Falte in der Decke glatt und nahm die Geschirrplatte an sich: »Der Wind bringt zuweilen in dem alten Gemäuer wunderliche Töne hervor, aber



es ist eben nur der Wind. Und nun verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich schuld war, daß Sie sich versäumten!«

Sie verließ das Zimmer, und bald hörte Wilmund wieder das Klappern der Klöppel. —

Frau de Boom schien während der nächsten Tage ein Gespräch mit Wilmund zu vermeiden. Selten vernahm er ihre Stimme im Hause, und dann klang sie gedämpft, als fürchte sie, Schlafende zu erwecken. Wenn sie kam und ging, war es, als ob ihr Fuß in weichen Schnee trat. Sie war die leiseste aller Frauen, die ihm begegnet waren. Nur einmal hörte er sie während ihrer Arbeit eine Osterleise summen; es war eine Melodie voll süßer Schwermut, die aber plötzlich abbrach. Er sah auf und erkannte den Rentmeister, der in den Hof getreten war und gerade am Fenster vorüberging.

Wilmund hatte schon versucht, seine Bekanntschaft zu machen. Aber dieser Mann mit dem schwarzen Knebelbart und den auf der Stirn verwachsenen Brauen, der, altväterlich gekleidet, wie eine Gestalt auf nachgedunkelten Zunftbildern aussah, hatte sehr kühl die Begrüßung des Gastes auf dem Treppenflur entgegengenommen. Nach wenigen Worten hatte er dann die Uhr gezogen und bedauert, Herrn Andersen verlassen zu müssen. Er versah wohl sein Amt mit der Genauigkeit eines Schattens am Sonnenweiser. —

Nach einigen Tagen fragte sich Wilmund, was ihn noch immer in dem Bannkreis dieser Verlassenheit halte. In der Stadt hatte er das Bemerkenswerte besucht. Er kannte jetzt diese erstarrte Blüte alter flandrischer Kultur, die in ihen Kirchen und Palästen noch immer dauert. Er kannte diese bresthaften Greise und Greisinnen in den Beginenkleidern, die das Alter wie alleinstehende, dem Sturm preisgegebene Bäume verbogen hatte. Sie drängten sich auf der Bank, die ein Sonnenfleckchen erhaschte, zusammen und saßen dort stumm und beschaulich, als seien sie von den Dingen losgelöst. Oder sie gingen langsamen Schrittes durch die Alleen, die einen mit leblosen, starren Zügen, die andern mit dem verlegenen, bittenden Lächeln um den gefalteten Mund.

Dennoch blieb er, denn er mußte, wie er sich einredete, die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die sich in den krausen Schriftzügen des Patrizierhauses aussprach, in dieser recht endlichen Welt finden.

Die Hausfrau in dem Handelshof machte ihm den Aufenthalt so behaglich als möglich. Im Hause sah er sie nur flüchtig, aber er begegnete ihr häufig am Denkmal Hans Memlings auf dem Mittwochmarkt. Sie ging dann zur Kirche, die sie täglich zweimal besuchte. Seinen Gruß erwiderte sie mit ihrem Lächeln und gesenkten Augen. Doch einmal, da sie an ihm vorüberging, zögerte sie, und er blieb stehen.

»Kann ich für Sie etwas ausrichten?« fragte er.

»Ich habe mich lange nicht nach Ihren Wünschen erkundigt, mein Herr, und Sie sahen soeben aus, als sei Ihnen einer fehlgeschlagen.«

Wilmund lachte und sagte: »Es ist so! Ich wollte auf der Bücherei ein Werk über Brügge entleihen. Doch man mißtraut dem Fremden und hat es mir verweigert.«

»Welches Buch wünschen Sie?« fragte sie, und als er es genannt hatte, grüßte sie und ging weiter.

Am folgenden Tage hörte Wilmund beim Betreten des Hauses ihre Stimme von oben ängstlich und verschüchtert klingen, und gleich darauf entgegnete der Rentmeister: »Ich wünsche aber nicht, daß du ohne mein Wissen das Haus verläßt; du solltest das wissen!«

Sie murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang, und ihr Mann kam, ohne etwas erwidert zu haben, die Treppe herab. Als er an Wilmund vorüberging, zog er den Hut. Dieser fand auf seinem Zimmer das gewünschte Buch liegen. Da er ihr später dankte, war wieder das ruhevolle Lächeln auf ihrem Gesicht. —

Es kamen Tage, an denen die Luft bräunlich wie Rauchtopas über der Stadt lag und der Regen unaufhörlich in den Wasserspeiern und Gossen rieselte. Sie wären unerträglich gewesen, hätte jenes Buch Wilmund nicht in eine andre Welt geführt. Er las und schrieb so emsig seine Bemerkungen nieder, daß er nicht hörte, wie Frau de Boom ins Zimmer trat. Erst nach einiger Zeit berührte ihn ihre Gegenwart wie eine Hand. Er sah auf und bemerkte, wie sie an der Tür stand und ihn unverwandt betrachtete.

»Verzeihen Sie, mein Herr! Die Wäsche!«

Er stand auf und behielt das Buch in der Hand.





Am Solling

Nach einer Aufnahme von Dr. Ernst Tönnies in Hannover



»Ein häßliches Wetter!« sagte sie.

»Bei dem ich mich aber aufs beste unterhalte, und jetzt erst vermag ich Ihnen wahrhaft für das Buch zu danken. Ich sehe nun die Stadt, wie sie einst war, überschwemmt von persischen Teppichen, chinesischen Stoffen und edlen Gläsern aus Venedig. Welch ein Überfluß von Waffen, Wollen und Weinen, gegen die man flandrisches Tuch und Brabanter Spitzen einhandelte! Jetzt begreife ich auch Ihre alten Bilder, auf denen Männer und Frauen Goldstickereien, Steine und Perlen an Spenzern, Schnabelschuhen und Zaumzeug tragen.«

Sie lauschte mit weitgeöffneten Augen, und Wilmund sah diese zum ersten Male voll aufgeschlagen. »Man darf nicht daran denken,« sagte sie seufzend, »denn jetzt ...«

»Ja, jetzt! Der Zorn des Kaisers und der Sand in den Kanälen!«

Sie wiegte langsam den Kopf. »Es kam wohl Schlimmeres als Zorn und Sand. Es gibt Städte und Menschen, die immer Unglück haben. Einige haben eine glückliche Hand. Ihr Verstand ist vielleicht gar nicht bedeutend, aber sie haben den Instinkt, das zu ergreifen, was einen glücklichen Ausgang hat. Aber es gibt andre ... Nun, sie mögen das Schiff wählen, das sie wollen, es wird stets auf Klippen und in Stürme geraten, und sie werden untergehen.«

»Dieser Glaube ist sehr düster.«

»Es ist der unsre,« sagte sie leise.

»Auch der Ihre?«

Sie sagte nichts. Sie faltete die Hände und sah starr in das Rinnen des Regens. In diesem Augenblick schaute er in ihre Seele. Sie glich den verborgenen Gärten, die man in diesem Land häufig findet, Gärten, in denen Bäume mit hängendem Geäst und stille Wasser sind, über die sich leere Brücken wölben; Gärten, über denen immer die leise schmerzliche Traurigkeit eines sorgenschweren Abends liegt.

»Haben Sie denn nie das Bedürfnis nach Erlösung aus dieser drückenden Schwere gefühlt?« fragte er.

»Doch!« — Aber dann fuhr sie aus ihrer Versunkenheit auf, strich über die Stirn und lächelte wieder. »Es lohnt sich nicht, davon zu sprechen,« sagte sie hastig und glitt aus dem Zimmer.

Für wenige Augenblicke trat eine Unruhe in das stille Haus: der Rentmeister verreiste. Während der Koffer die Stiege hinabgetragen wurde, sprach er ermahnend auf seine Frau ein, und erst als das Maß seiner Vorschriften erschöpft war, stieg er in den Wagen und fuhr davon.

Der Regen hatte aufgehört. Wilmund verließ die Stadt und ging in das Land, das unter der Fülle der aufgenommenen Wasserlasten müder als je aussah. Erst in der Dämmerung betrat er das Haus wieder.

Oben auf der Treppe wartete Frau de Boom. Ihr Madonnengesicht war starr, und als er vor ihr stand, bemerkte er, wie ihr Körper unter dem Druck einer goßen Bewegung bebte.

»Wenn ich Sie um einen Dienst bitten dürfte, mein Herr! Maria, meine Tochter, ist, glaube ich, sehr krank, und ich bin so allein.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, schritt sie ihm voran in ein Zimmer, in dem das Kind, dessen Dasein er fast vergessen hatte, auf einem Bett lag. Sein Kopf war heiß, das Auge wie irisierendes Glas, und die Hände fuhren unruhig auf der Decke umher. Die Mutter erzählte, daß die Kleine, wie täglich, bei der Muhme gewesen, aber heute früher heimgekehrt sei; es habe über Kopfschmerz geklagt und sei unlustig gewesen, und jetzt habe sich sein Zustand verschlimmert.

»Ich werde sofort einen Arzt holen,« sagte Wilmund.

Die Frau zögerte: »Ich weiß nicht ... Mein Mann ist auf einige Tage verreist.«

»Herr de Boom würde in diesem Fall nicht anders handeln können,« entgegnete er und erfragte die Wohnung des nächsten Arztes.

Nach kurzer Frist kehrte er mit einem bejahrten Herrn zurück, und das Kind wurde untersucht. Der Arzt, der die ängstlichen Blicke der Frau auf sich ruhen fühlte, suchte einen unbekümmerten Ausdruck festzuhalten, bekannte aber seine Ratlosigkeit, verschrieb lindernde Mittel, gab Verordnungen und versprach am frühen Morgen wiederzukommen.

Als Wilmund von der Apotheke zurückkehrte, fand er die Frau mit verschlungenen Händen neben dem Lager knien. Der Rosenkranz war auf den Boden geglitten. Er flößte der Kranken den braunen Saft ein und erneuerte die kühlenden Umschläge, dann trug er Stühle herbei und bat Frau de Boom, sich zu setzen. Sie tat es gehorsam und beobach-

tete mit vorgebeugtem Kopf die Atemzüge des Kindes, das zuweilen wirre Worte ausstieß und dann wieder dem dumpfen Gang der alten Standuhr zu lauschen schien.

»Sie dürfen nicht verzagen,« sagte er leise.

Die Frau schien ihn gar nicht gehört zu haben. Sie verharrte lautlos. Plötzlich blickte sie wirr auf: »Es ist so viel Schuld dabei.«

»Quälen Sie sich doch nicht!«

»Es ist aber so,« sagte sie. »Ich ließ Maria von mir. Sie hat wenig Mutterliebe gekostet.«

»Sie spielte aber doch fröhlich bei Ihrer Verwandten.«

»Fröhlich?« rief sie. »Ach nein! Ich allein weiß, wie sehr das Kind nach mir verlangte. Ich möchte ihr sagen, daß ich nicht lieblos war, wenn ich sie fortschickte, aber ich glaube, sie hört mich nicht.«

»Legen Sie Ihre Hand auf sie, und sie wird es fühlen.«

Frau de Boom tat es, doch ihre Unruhe wuchs mit dem Fieber des Kindes. Sie wich nicht von dem Bett, als fürchte sie, das kleine Leben könne zerfließen, während sie sich abwandte. Wilmund wechselte die Tücher und erneute das kalte Wasser im Becken.

»Ich muß es doch aussprechen,« sagte sie nach einer Weile. »Ich hätte es keine Stunde fortgegeben, aber ich mußte es um seinetwillen tun. Er konnte seinen Anblick nicht ertragen. — Es ist nicht sein Kind,« fügte sie mit einem scheuen Aufsehen hinzu.

»Arme Frau!« murmelte Wilmund.

»Ich glaubte alle Schuld zu sühnen, wenn ich geduldig und heiter das bittere Leben ertrüge. Es war nicht immer leicht! Morgens ließ ich das Kind ziehen, und am Abend schlich es ängstlich wie zu Fremden wieder ins Haus zurück. Jede süße Minute mußten wir uns ängstlich wie einen Raub nehmen. Einige Male suchte ich sie am Tage auf, dann wurde er zornig. Er kann sehr zornig werden.«

»Trinken Sie!« sagte Wilmund. Er sah, wie ihre dürren Lippen die Worte nicht mehr zu formen vermochten.

»Danke!« sagte sie demütig, als sie ihm das dargebotene Glas zurückgab. »Doch Sie werden sehr müde sein.«

»Ich bleibe bei Ihnen!«

»Ich habe mir sein Vertrauen nie verdienen können,« fuhr sie fort. »In seinen Augen bin ich noch immer das verworfene Geschöpf, das er aus Gnade nahm. Aber das und mehr wollte ich gern ertragen, wenn mir nur das Kind bliebe. Ich weiß nicht, was ich ohne das Kind anfangen soll!«

Und während Wilmund wieder an das Becken trat, um die brennenden Leinen zu feuchten, wünschte er, statt der Tücher den Hals des Rentmeisters pressen zu können, der den Heiligenschein des Ehrenmannes und die roten Fäuste des Henkers trug.

»Was ich von den Menschen sagte, die immer Unglück haben, das gilt von mir,« sprach sie in klagend-singendem Tone weiter. »Ich war einige Tage recht froh. Sie waren so gütig, und ... es war anders im Hause, lichter und wärmer. Um Ihretwillen wagte er auch nicht viel zu schelten. Aber das Unglück steht vor dem Fenster und gibt acht, und sobald es mich aufatmen sieht, gleich tritt es ein.«

Was konnte er ihr sagen! Kein Wort würde in diese Tiefe einer verborgenen Not dringen. Diese leise Frau mußte man wie eine Schwester lieben, von deren Dasein man bis jetzt nichts geahnt hat, und die uns plötzlich daran erinnert, daß sie wie wir mit dem Leib verwandt ist.

Er legte seine Hand auf die ihre, und sie duldete es; es schien, als beruhige sie diese teilnehmende Berührung. —

So saßen sie Stunde um Stunde, horchten auf den Tritt des Wächters, der durch die Straßen schritt und sahen auf das Kind. Keines wagte das Wunderbare auszusprechen, das sich vor ihnen vollzog. Die Kranke war still geworden und nach der Hetzjagd der Fieberträume in einen festen Schlaf gesunken.

Er sah sie zuweilen an. Sie schien angespannt auf die Atemzüge zu lauschen, aber diese angstgekrauste Madonnenstirn, hinter der ein Schicksal in Stille gebettet ruhte, war geweiht. Keiner von allen, die diese blasse Frau schreiten sahen, glaubte wohl, daß auch sie einmal von heißer Liebe durchflammt gewesen war, und daß sie den Dornenkranz dieser Liebe noch immer bei Tag und Nacht trug. Wenige mochten wissen, daß sie, während sie die Klöppelhölzchen warf, von dem Glanz einer versunkenen Schönheit träumte und nur deshalb so eifrig zur Kirche eilte, um die Sünde dieses Traums zu sühnen.

In dieser lächelnden Ruhe war unendlich viel Größe. Sie und alle ihre schweigsamen,



leisen, duldenden Schwestern trugen die Mahnung vor sich her: Habt Ehrfurcht! In mir ist mehr! —

Der Docht der Lampe kohlte knisternd in der erlöschenden Flamme. Durch das Fenster drang das ungewisse Licht des Morgens. Wilmund beugte sich über das Lager: das Haar und die Stirn des Kindes waren feucht.

»Ich glaube, es ist Ihnen aufs neue geschenkt,« sagte er.

Sie sagte kein Wort, sie senkte die Stirn wie im Dank.

Bald darauf pochte der Arzt an das Haus. Sein Gesicht erhellte sich, als er die Kranke sah, und er erklärte, daß jede Gefahr vorüber sei.

Vielleicht gibt es Krankheiten, die entstehen, wenn unsre Seele in liebeleeren Räumen friert. Unter der sie überströmenden Wärme einer dankbaren mütterlichen Zärtlichkeit erholte sich die kleine Maria schnell. Da der Rentmeister fern war, wurde diese Zärtlichkeit durch nichts eingeschränkt. Die Frau, die in den Stunden höchster Angst wie gelähmt gewesen war, widmete sich der Pflege des Kindes so ausschließlich, daß Wilmund sie nur flüchtig sah, wenn sie ihm Bericht erstattete. Die aus dem Spital entlassene Magd versah den Dienst. Er wußte auch, daß eine feine Scheu Frau de Boom jetzt von ihm fernhielt, dem sie wie einem Beichtiger Einblick in ihr Wesen gestattet hatte.

Aber am Abend des vierten Tages trat sie in sein Zimmer.

»Es geht gut!« rief er ihr entgegen. »Ich beglückwünsche Sie.«

»Gottlob, sehr gut!« sagte sie, und dann stand sie unschlüssig da. Sie wollte etwas sagen und wußte nicht, wie sie schicklich beginnen sollte.

»Morgen kehrt mein Mann heim,« begann sie, stockte aber und fuhr erst fort, als er sie fragend anblickte. »Oh, das Kind! Nein, ich werde es nicht wieder hergeben. Aber Sie sollen nicht übel von mir denken, daß ich es bisher tat. Ich wollte Sie lange darum bitten.«

»Frau de Boom,« sagte er herzlich, »das Opfer, das Sie dargebracht haben, weiß ich wohl zu würdigen. Es war ein Zeichen Ihrer Veredelung, kein Mittel dazu.«

Sie senkte den Kopf: »Sie dürfen mich auch nicht loben. Aber — ich wollte etwas andres sagen. Wenn Sie nun reisen wollen, wäre es nicht besser, Sie verließen uns morgen? Und dann würde ich Ihnen lieber heute schon Lebewohl sagen.«

Wilmund war einen Augenblick lang betroffen. Aber dann glaubte er zu verstehen: der Rentmeister war kleinlichen, eifersüchtigen Sinnes.

»Ja so!« sagte er. »Herr de Boom kehrt wieder.«

Sie schüttelte ein wenig den Kopf: »Das ist es nicht. Ich fürchte ihn nun nicht mehr, aber — ich fürchte mich vor dem Gefühl.« Und nun wandte sie ihr Gesicht, das sich langsam rötete, von ihm ab.

Da verstand er sie ganz. Er trat an das Fenster und sah hinaus. Im Westen verlosch ein fahler Brand, und die Wolken waren wie blasse Hände, denen die schwere Last einer funkelnden Krone langsam entgleitet. Er wandte sich ihr wieder zu und sagte: »Sie sollen sich nun nicht mehr fürchten.«

»Jene Nacht hat mich sehr stark gemacht,« sagte sie. »Ich werde immer an die Stunden und an Sie denken. Seien Sie recht glücklich. Und Dank, Dank, Dank!«

Einen Augenblick lang ruhte ihre Hand in der seinen, dann fühlte er, wie sie ihm entglitt. Sie sah ihn noch einmal an, nickte ihm zu, und hinter der leisesten aller Frauen schloß sich leise die Tür. — —

Noch einmal ging er am nächsten Tage durch die Straßen der stillen Stadt. Die Bäume hatten ihr welkes Laub dem Sturm gelassen, nun war um sie eine kahle Stille. Im Gärtchen vor dem Johannesspital saßen unter dem gelichteten Lindengezweig noch einmal die klöppelnden alten Frauen, und die gebückten Greise streckten ihre Füße in den blassen Schein der Mittagssonne.

Zeitlos war die Stadt, zeitlos erschienen ihre stillen Bewohner. Und dennoch: In ihr war mehr!

Was? — Wilmund glaubte zu wissen, was es war. Die Mahnung, mutig das Unglück zu tragen, wenn man nicht den Mut gehabt hatte, glücklich zu sein.






Wohlfahrtsarbeit für den Mittelstand

Von Anna Charlotte Lindemann

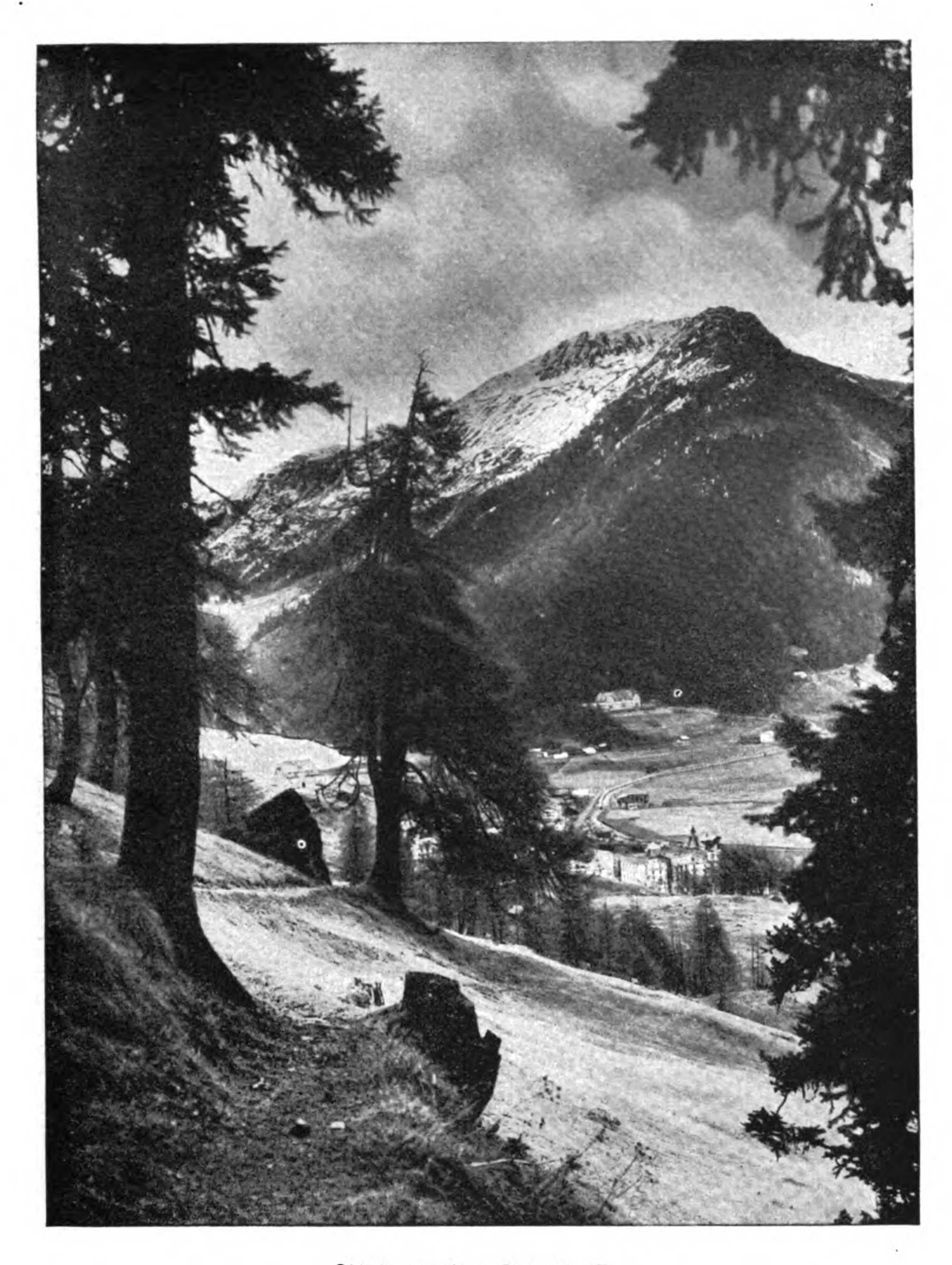
Die Not des Mittelstandes ist seit geraumer Zeit in gesetzgebenden, politischen und wirtschaftlichen Körperschaften Gegenstand von Erörterungen, deren Ergebnis gemeinhin die Feststellung zu sein pflegt, daß kraftvolle Maßnahmen nötig seien zum Wiederaufbau des Mittelstandes. Man denkt bei diesen Stützungsversuchen zur Förderung des Mittelstandes an behördliche Eingriffe, z. B. Beschaffung von Rohstoffen und Kredit; doch können diese im Wege der Verwaltung getroffenen Maßnahmen wirtschaftspolitischer Art wie auch solche auf dem Gebiet der Gesetzgebung erst in der Zukunft sich wirksam erweisen. Während diese Versuche zur Hebung des Mittelstandes die allgemeine Aufmerksamkeit in beträchtlichem Maße auf sich ziehen, ist das in geringerem Umfange der Fall für jene Unternehmungen, die schnelle Hilfe bei wirtschaftlichem Niedergleiten bringen können: nämlich die Mittelstandsfürsorge.

Die Mittelstandsfürsorge, also eine Wohlfahrtsarbeit, die neben den schon bestehenden Einrichtungen der allgemeinen Fürsorge, welche selbstverständlich zur Versorgung des Mittelstandes mit herangezogen werden können, solche besonderer Art für die Angehörigen gehobener Volkskreise schaffen will, ist der jüngste Sproß der Wohlfahrtsarbeit. Die Notwendigkeit dieser besonderen Mittelstandsfürsorge wird zwar von manchen Sozialarbeitern nicht anerkannt, doch vermindert sich die Zahl derjenigen, die einen ablehnenden Standpunkt einnehmen, beständig. Das stärkere Hindernis stellt sich dem Ausbau der Mittelstandsfürsorge mit der Tatsache entgegen, daß die Abgrenzung des Mittelstandes gegenüber andern Volksschichten schwer durchzuführen ist. Die Not derjenigen Volkskreise jedoch, welche man, unbekümmert um soziologische Theorien, mehr gefühlsmäßig als Mittelstand bezeichnet, ist so groß, daß es zweckmäßiger scheint, zu handeln, statt Erwägungen anzustellen. Das gesamte Gebiet der Wohlfahrtspflege, für das man Sondereinrichtungen für den Mittelstand wünschen muß, ist für den Rahmen eines Aufsatzes zu umfangreich; deshalb sei die Aufmerksamkeit auf solche Teilausschnitte gelenkt, für die die Grundsätze einer besonderen Mittelstandsfürsorge schon Geltung erlangt haben.

Große Städte, in denen stets zahlreiche Hilfsbedürftige vorhanden sind, sind der geeignete Boden für Neuerungen, und so sind Mittelstandswohlfahrtseinrichtungen von der freien Liebestätigkeit vorwiegend in großen Städten oder doch für großstädtische Gemeinden geschaffen worden. Außerordentlich rege ist in Berlin gearbeitet worden, dessen Mittelstandsfürsorge Gegenstand des Studiums für Sozialarbeiter ausländischer Großstädte gewesen ist. Weil nun in Berlin ein festgefügter und systematisch gegliederter Kreis von Wohlfahrtsschöpfungen besteht, während andre Gemeinden meist nur das eine oder andre Teilgebiet bearbeitet haben, so sind die Berliner Einrichtungen hier teilweise zum Ausgangspunkt der Betrachtungen gemacht worden. Literatur über Fragen der Mittelstandsfürsorge ist bisher nur spärlich vorhanden, so daß die Kenntnis von etwa in andern deutschen Landesteilen vorhandenen Wohfahrtsschöpfungen nicht hinreichend weit verbreitet ist. Eine erwünschte Wirkung von sozialer Bedeutung wäre es, wenn die Leser durch diese Ausführungen veranlaßt würden, auf Wohlfahrtseinrichtungen, die für den Mittelstand bestimmt oder doch in besonderem Maße für ihn geeignet sind, aufmerksam zu machen.

Der Weg, den Hilfsbedürftige zur Behebung der Notlage einschlagen, beginnt gewöhnlich mit dem Aufsuchen einer Beratungsstelle, wie sie in der Art der Zentrale für private Fürsorge in Berlin und Frankfurt a. M. fast jede größere Stadt, häufig sogar unter städtischer Verwaltung, besitzt. Aufgabe der Beratungsstelle ist es, sofern sie nicht selbst den Fall erledigen kann, an die geeigneten Hilfsstellen zu verweisen oder sich mit diesen in Verbindung zu setzen. Derartige Auskunftsstellen werden vom Mittelstande am liebsten aufgesucht, wenn sie als Beratungsstelle für gehobene Stände ausdrücklich gekennzeichnet sind, also z. B. »Hilfsbund für gebildete Frauen und Mädchen«. Die größte Organisation für den Mittelstand ist zurzeit die »Cecilienhilfe«, die in allen preußischen Provinzen in Verbindung mit den Oberpräsidien Zweigstellen unterhält.

Das so vielfältig zusammengesetzte moderne Leben macht es auch dem gewissenhaftesten und fleißigsten Sozialarbeiter unmöglich, in die Lebensverhältnisse aller Bevölkerungsschichten dauernd gleicherweise Einblick zu nehmen. Für eine modernere Schulung der Diplomaten fordert man heute, daß sie sich zu Spezialisten eines einzigen Volkes ausbilden sollten, und, da dies schon die Fähigkeiten der meisten übersteigen würde, zu Spezialisten gewisser Gesellschaftsschichten, um sich dann von Kennern der übrigen Gesellschaftsgruppen dieses Volkes unterstützen zu lassen. Wenn eine solche spezielle Beschäftigung mit einzelnen Volksschichten schon für eine eindringlichere und erfolgreichere Arbeit des Diplomaten als Voraussetzung angesehen wird, wieviel nötiger ist



Blick auf den Davoser See

Nach einer Aufnahme von Dr. Ernst Tönnies in Hannover



sie für den sozialen Berater, dem auch kleinste Einzelheiten der Lebens- und Berufsbedingungen derjenigen bekannt sein müssen, deren Leben durch seinen Rat vielfach in ganz neue Bahnen gelenkt wird. Ein gewisser Zusammenhang, der heute bereits zwischen den einzelnen Stellen besteht, erleichtert dem Berater die Arbeit. Über die Frage, wie weit dieser Zusammenschluß zu geschehen habe, sind die Erörterungen noch im Fluß, und man kann zweifelhaft sein, ob für große Städte gemeinsame Kartotheken zweckmäßig sind. Schwierig wird es jedenfalls sein, unbedingte Sicherheit dafür zu geben, daß nur gerade in dem notwendigen Maße von den Feststellungen über die Persönlichkeit der Bittsteller Gebrauch gemacht wird, und daß nicht etwa Angestellte diese in unzulässiger Weise benutzen.

Ein Kreis von Mittelstands-Wohlfahrtsvereinen, dem Vereine verschiedener Landesteile angehören, hat sich zum Zwecke der gegenseitigen Hilfeleistung in der Arbeit zusammengeschlossen unter dem Namen »Verbündete Vereine für Mittelstandsfürsorge«. Die geforderten Auskünfte werden streng vertraulich nur von einem Vorstande zum andern gegeben, so daß die Gefahren, die mit einer gemeinsamen Kartothek verbunden sind, vermieden werden. Von den während des Krieges für den Mittelstand geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen haben die Speiseanstalten für weite Kreise Bedeutung gewonnen. Ende 1916 waren von ungefähr 2000 gemeinnützigen Speiseanstalten in Deutschland ungefähr 200 als Mittelstands-, Bürger-, Künstlerküchen gekennzeichnet. Bedauerlich ist es, daß die kriegsmäßigen Einschränkungen ihnen einen Teil des behaglichen Ansehens genommen haben, das ihnen zu Anfang des Krieges eigen war, und das die Leiter der Anstalten nach Eintreten normaler Verhältnisse bestrebt sein müssen, wieder herzustellen. Gerade mit Rücksicht auf die Wohnungsknappheit und Mietsteuerung sind derartige Aufenthaltsräume für viele Mittelstandsangehörige ein Lebensbedürfnis. Ein Abendheim, das mit seinem anheimelnden Schreib- und Lesezimmer, den großen Speise- und Gesellschaftsräumen ein klubmäßiges Gepräge trägt, und das als Muster derartiger Anstalten gilt, ist das »Kriegsfürsorgeheim« in Berlin, das den Krieg überdauert hat, zum Heile seiner vielen Gäste, die teilweise nun schon jahrelang Besucher des Abendheims sind. Die Leitung des Heims ist bemüht, den mittellosen Gebildeten auch die nötige geistige Erfrischung durch unentgeltliche Vorträge und Konzerte zu gewähren. Man darf die Geselligkeit, die dort wie in ähnlichen Unternehmen sich unter den Besuchern entwickelt, nun keineswegs ausschließlich unter dem Gesichtspunkt geselliger Freuden betrachten, sondern sollte sie zu beträchtlichem Teil unter dem sozial wertvolleren der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, wie sie sich dort leicht und freudig entwickelt, betrachten. In den großen Städten ist es schwer, besonders für Alleinstehende, gelegentliche Hilfe zu finden; aber unter diesen mehr oder minder sorgenbeladenen Persönlichkeiten ungefähr gleicher Gesellschaftsschichten bildet sich häufig diese Gefälligkeit gegeneinander heraus, eine »Höflichkeit des Herzens, der Liebe verwandt«. Zweifellos ist es ein Mangel der öffentlichen Wohlfahrtspflege, daß sie, je mehr sie in die Hand öffentlicher Organe gelegt wird, desto unpersönlicher wird, und daß sie lediglich auf die Befriedigung materieller Bedürfnisse abzielt. Die Vermeidung dieser Einseitigkeit ist ein großer Vorzug der konfessionellen Wohlfahrtspflege und das Geheimnis ihres Erfolges, dessen sich insbesondere die Sozialarbeit der katholischen Kirche erfreuen darf, die auch eine zweckentsprechende Mittelstandsfürsorge unterhält. Das peinvolle Abgesondertsein von aller Teilnahme am geistigen und künstlerischen Leben aus Mangel an Geldmitteln sollte im Hinblick auf die für einen Wiederaufstieg notwendige Erhaltung aller geistigen Energien allen in der Mittelstandsfürsorge Arbeitenden Gegenstand tätiger Anteilnahme sein.

Rücksicht auf seelische Bedürfnisse muß auch in der Krankenfürsorge obwalten; denn körperliche Genesung tritt zögernder ein, wenn der Kranke sich unbehaglich fühlt. Das Schwergewicht in der mittelständischen Krankenversorgung sollte auf die Ermöglichung der Einzelunterbringung gelegt werden. Die Peinlichkeiten der Krankheit bringen gebildeten Kranken die Bedrängnis ihrer Lage, die sie hindert, gleich den Begüterten ihrer Bildungsschicht ein Einzelzimmer in Krankenanstalten zu nehmen, traurig zum Bewußtsein. Gerade deshalb ist es falsch, daß auch häufig minderbemittelte Kranke aus der Provinz die Krankenhäuser der Großstädte aufsuchen, weil sie hoffen, dort in der ständigen Behandlung berühmter Ärzte zu sein, ein Beweggrund, der doch nur bei schwer erkennbaren Leiden oder besonders schwierigen Operationen maßgebend sein sollte. In meinem »Handbuch der Mittelstandsfürsorge für Berlin und die Provinz Brandenburg« (Karl Heymanns Verlag) habe ich auf Anregung erfahrener Anstaltsleiterinnen alle gemeinnützigen Krankenanstalten dieser Landesteile aufgenommen, um zu zeigen, daß für die gleichen Preise, die in Berlin in den allgemeinen Stationen (3. Klasse) gefordert werden müssen, in der Provinz die 2., manchmal sogar die 1. Klasse mit Einzelzimmern zu haben ist, ein Umstand, der auch großstädtische Kranke veranlassen sollte, diese oft wunderschön gelegenen Krankenanstalten, wie z. B. das Lutherstift in Frankfurt a. d. O., aufzusuchen.

Die Lungenfürsorge besitzt in allen Zweigen bereits eine ausgebildete Mittelstandsfürsorge, und zwar sowohl Lungenfürsorgestellen wie auch Heilanstalten und Geldstiftungen. Das »Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose«





hat mit diesem Teil seiner Arbeit eine besondere Kommission betraut, die ihren Sitz in Breslau hat. In jeder preußischen Provinz sowie in vielen Bundesstaaten sind dieser Mittelstandskommission Abteilungen mit eignen Geldfonds und eigner Verwaltung angegliedert. Diese Abtrennung der Mittelstandsfürsorge in der Tuberkulosebekämpfung hat sich als sehr segensreich erwiesen. Erst seitdem besondere Fürsorgestellen für den Mittelstand bestehen, haben sich diese Kreise auch der Fürsorge unterstellt, und manche Erkrankung kommt nun durch Heranziehung aller geeigneten Hilfsmittel rechtzeitig in eine energische Behandlung, die sonst aus Scheu vor den hohen Kosten verschleppt worden wäre, vielleicht bis zur Unheilbarkeit. Bei der Zunahme der Tuberkuloseerkrankungen sollten alle, denen das Volkswohl am Herzen liegt, dieser Sozialarbeit helfen.

Das Bedürfnis nach gemeinnützigen Heimen aller Art ist in steter Zunahme begriffen, und die Gründe dafür sind in der modernen Lebensgestaltung zu suchen. Früher war es für die Familien möglich, die Hausgemeinschaft auch auf entfernte Angehörige auszudehnen. Die Enge der meisten städtischen Mietswohnungen schließt diese Gastlichkeit mehr und mehr aus, und damit wächst die Nachfrage sowohl nach Heimen für alleinstehende Berufstätige wie auch nach Altersheimen. Neuartige Gedanken in dieser Wohnfürsorge hat die »Wohnungskommission deutscher Frauen« verwirklicht. In einer Reihe schöner Heime mit ungefähr 120 Betten finden Frauen gehobener Stände bei vorübergehender Notlage unentgeltliche Aufnahme für drei Monate. Die Wohnungskommission gibt fernerhin zu Preisen, die die eignen Unkosten nicht decken, Zimmer und Wohnungen ab und berücksichtigt dabei in erster Linie Frauen oder Familien mit Kindern, die in ähnlichen Heimen schwer Unterkunft finden.

Die stärkere Nachfrage nach Erholungsheimen auch für minderbemittelte Kreise ist in der Abwanderung aus Kleinstädten und vom Lande in die Großstädte begründet, und in dem starken Wachstum dieser Städte, das es schwer macht, ins Freie zu gelangen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Lande werden durch diese Verhältnisse gelockert, so daß statt der früher üblichen Erholungsreisen zu Verwandten nun solche in Kurorte gemacht werden. Bei jeder Art von Heimunterbringung für gehobene Kreise muß das Gewicht auf die Einzelunterbringung gelegt werden. Wer je in Heimfürsorge tätig war, weiß, wie bringlich der Wunsch nach dem eignen Zimmer geäußert wird, und es scheint so natürlich, daß mit dem Herausarbeiten geistiger und persönlicher Eigenart der Wunsch nach zeitweiligem Alleinsein lebhafter wird gegenüber anders gerichteten Ansprüchen der handarbeitenden Bevölkerung, für die die Verpflegungsfrage von vorherrschender Bedeutung zu sein pflegt.

Erhöhte Beachtung verdient in Zukunft auch die mittelständische Geldfürsorge, die in erster Linie Kreditgewährung sein sollte. Besonders haben es die erwerbstätigen Frauen schwer, sich den nötigen Kredit zu beschaffen. Die frühere Frauenbank, die so unliebsames Aufsehen gemacht hat, war ein erster sehr nötiger, wennschon mißglückter Versuch zur Behebung dieses Notstandes.

In der Kinderfürsorge wird man eine besondere Mittelstandsfürsorge dann wünschen müssen, wenn erziehliche Maßnahmen in Betracht kommen, also bei der Unterbringung in Waisen- und Erziehungshäusern, in Horten und Tagesheimen. Daraus ergibt sich, daß die Einrichtungen der Säuglingsfürsorge, die im Hinblick auf den beträchtlichen Grad von Vollkommenheit, den sie im allgemeinen erreicht haben, sich steigender Beliebtheit aller Kreise erfreuen, nur insofern einer Ausdehnung auf Mittelstandsschichten bedürften, daß sie mit Freistellen für nichtversicherungspflichtige Kreise versehen werden. Bei Kuren, wie sie durch Tuberkulose und Krüppeltum bedingt werden, die oft über Jahre ausgedehnt werden, wird auf den Schulunterricht als auf einen wesentlichen Faktor zur Erhaltung der Energie großes Gewicht von den Ärzten gelegt, und deshalb wären Mittelstandsabteilungen in Heilanstalten erwünscht, die eine Schulausbildung vermitteln, wie sie als Grundlage für zukünftige mittelständische Lebensstellungen nötig ist. Die Notwendigkeit für viele Mütter des Mittelstandes, außerhäusliche Berufsarbeit zu übernehmen, hat vor ungefähr vier Jahren zur Begründung der »Nachmittagsheime für Kinder des Mittelstandes« geführt. Bei der Errichtung dieser Heime traten Schwierigkeiten deutlich zutage, die auch sonst dem Ausbau der Mittelstandsfürsorge hinderlich sind. Feste Einrichtungen nämlich, wie Horte, Speisehallen, müssen mit einem großen Besucherkreis rechnen, wenn die sozialen Ergebnisse den aufgewendeten Mitteln entsprechen sollen. Man wird sie deshalb in Stadtgegenden auftun, die vorwiegend von denjenigen Bevölkerungsschichten bewohnt werden, deren Bedürfnisse eben durch diese Einrichtungen befriedigt werden sollen. Während die Arbeiterbevölkerung vorzugsweise bestimmte, meist Industriestadtgegenden bewohnt, ist der Mittelstand in alle Wohnviertel eingesprengt, und es ist deshalb schwer, für mittelständische Wohlfahrtseinrichtungen die zweckmäßigsten Lagen herauszufinden, damit nicht weite Entfernungen ihre Benutzbarkeit erschweren. Man hat deshalb den Ausweg gefunden, den Anstalten, die für die allgemeine Fürsorge geschaffen sind, Mittelstandsabteilungen anzugliedern (z. B. Lungenfürsorgestellen).

Die Einrichtungen der allgemeinen Wohlfahrtspflege sind zum großen Teil für Versicherungspflichtige geschaffen, so daß diese Tatsache allein schon die Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen rechtfertigte für Personen, die nicht der Versiche-



rungspflicht unterliegen, was für zahlreiche Mittelstandsangehörige zutrifft. Die öffentlichen Mittel werden für diese allgemeine Volkswohlfahrtspflege nun bereits in solcher Höhe in Anspruch genommen, daß man für die Weiterführung der Mittelstandsfürsorge auf neue Wege denken muß. Beträchtliche Hilfe könnte durch den Ausbau des Versicherungswesens erzielt werden. Es handelt sich dabei allerdings um die Lösung schwieriger Probleme, wie sie durch die Mutterschafts- und die Tuberkuloseversicherung gestellt werden. Mutterschaftsversicherungen im Wege der Versicherung auf Gegenseitigkeit, aber unter Heranziehung von Mitteln, die von der freien Liebestätigkeit oder von öffentlichen Körperschaften bereitgestellt wurden, hat man seit dem Ausgang des vorigen und im Beginn dieses Jahrhunderts in vielen Kulturstaaten, so in Deutschland, Italien, Frankreich, England, eingerichtet, und mit Hilfe der Versicherungsgesellschaft Iduna in Halle ist 1914 eine »Mutterschaftsversicherung der Ehefrau« für nichtversicherungspflichtige, also vorwiegend mittelständische Ehefrauen ins Leben gerufen worden, die mit gutem Erfolge arbeitet.

Weitere Vorbilder für den Ausbau der Mittelstandsfürsorge sind in der Wohlfahrtsarbeit der mittelständischen Berufsvereine zu finden. Diese haben dann besonders erfolgreich gewirkt, wenn sie es verstanden haben, Persönlichkeiten außerhalb des Berufskreises, zu dessen Besten die Einrichtungen getroffen werden sollen, für diese Aufgaben zu erwärmen, wie es z. B. im »Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen«, im »Allgemeinen deutschen Verein für Hausbeamtinnen«, im »Verein junger Kaufleute«, in dem die Arbeitgeber mitwirken, geschieht, während in den genannten Frauenvereinen auch solche Frauen, die nicht im Berufsleben stehen, sich in den Dienst der Sache gestellt haben. Dieses Zusammenarbeiten ist sehr warm zu begrüßen, da es geeignet ist, das Verständnis zwischen allen Gliedern des Volkes zu stärken; von diesem herzlichen Verstehen wird aber das künftige Gedeihen unseres Volkes zu einem erheblichen Teile abhängen.



An der Somme

Ein deutsches Gleichnis

Das war ein blutig Bacchanal,
Als ruhlos über Berg und Tal,
Die Rohre in der Mitten,
Von Sturm zu Sturm, von Brand zu Brand
Das leichenhaft zerfetzte Land
Wir kreuz und quer durchritten.

Entfesselt donnerte die Schlacht,
Der Grabengeist stand auf der Wacht,
Gestählt bis an die Zähne;
Der rote Tod ging trommelnd rund
Und stampfte aus zerwühltem Grund
Fontäne an Fontäne ...

Ich hetzte los und ging ins Knie,
Wo sterbend mir zu Füßen schrie
Ein Mensch, aus Blut und Fetzen,
Hochschleudernd sein verströmend Herz
Mit seinem letzten Erdenschmerz
Ins heulende Entsetzen.

Da stand ich wie am Grabesrand
Mit meiner armen Helferhand
Im eisernen Zyklone
Und schlang, vom Tode eng umkreist,
Um eine Dulderstirn im Geist
Des Überwinders Krone ...

Die winkt auch dir, du deutscher Aar,
Wenn du zum Geist, der dich gebar
Und morgendlich durchglutet,
Den du zur Schädelstätte trugst
Und rasend in die Winde schlugst,
Dich still zurückgeblutet.

Kurt Piper





Fritz Jürgens,
ein Falke- und Greif-Komponist

Gedenkworte auf einen Gefallenen

von Franz Wegwitz

Als eins der unzähligen Opfer hoffnungsreicher schöpferischer Jugend, die der Krieg gefordert hat, beklagen wir den Tod eines Mannes, der berufen schien, deutsches Wesen im deutschen Liede zu verewigen. Am 25. September 1915 fiel in den Champagnekämpfen, erst 27 Jahre alt, der am 22. April 1888 in Düsseldorf geborene Fritz Jürgens. Hat ihm das Schicksal nicht vergönnt, den Kampf um den Bestand unsers Volkstums zu überleben und sein begonnenes Werk, es in Tönen zu verkünden, zu vollenden, so hinterließ er uns doch ein Erbe, dessen froh zu werden uns am Herzen liegen sollte. Darauf hinzuweisen, um zu verhindern, daß es in Nichtkenntnis und Nichtachtung unwirksam bleibe, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die Wertung von Fritz Jürgens als Komponist wird bestimmt durch zwei Liederbände, die im Verlage von Schott (Mainz) erschienen sind, und von denen der erste die 1907/08 geschriebenen 45 Falke-Lieder und der zweite die 1909 geschriebenen 36 Greif-Lieder enthält. Daß Jürgens gerade in Falke und Greif die Anreger gefunden hat, sich musikalisch auszusprechen, ist der Seelenverwandtschaft mit beiden Dichtern zuzuschreiben, und ihre bekannte Art rechtfertigt die Meinung, daß zu ihnen sich als dritter einer zugesellte, der tiefsten Wesens deutsch war. Was Falkes und Greifs Verse an Gemütsschätzen bergen, ist verwurzelt in unserm Volkstum. Jürgens, einer von jenen aufs ganze Dichtwerk blickenden Vertonern, wie wir in Hugo Wolf einen als Großen besitzen, hat aus Falkes und Greifs Gedichten eine so feinsinnige Auswahl getroffen, daß kein wesentlicher Zug dieser beiden in seinen Bänden fehlt. Im Falkeband finden wir Falkes bildhafte, rosenduftige Landschaftsdichtung, seine süßen und wehen, keuschen und innigen Liebeslieder, seinen Märchen- und Kinderhumor, und neben den in Erinnerung versponnenen beruhigten Versen fehlen auch die herben Schmerzenslaute tiefen Seelenwehs nicht. Der Kranz aus Greifs Gedichten ist nicht minder kennzeichnend gebunden. Er enthält die wundersamen ganz knappen Abend-, Wolken-, Mond- und Erntebildchen, jauchzende Frühlingsverse, düstere Herbststimmungen und volksliedhafte Liebes- und Heimwehstrophen.

Und die Musik zu diesen Dichtungen? In stärkerer oder schwächerer Ausprägung und mit dem Zugeständnis vereinzelter früher Ausnahmen, die sich schon bei Beethoven und Schubert finden, gilt von der älteren Liedkunst, daß der Geist der Musik den Worten gegenüber das zeugende Element war (nicht selten auch das vergewaltigende, was Sprachfeinheiten betrifft). Als letzter großer Liedschöpfer dieser Art erscheint uns Brahms. In der neueren Liedkunst, als deren ersten und genialsten Meister wir Hugo Wolf verehren, ist der Geist des Gedichtes Musik geworden. Hier ist denkbar größte Übereinstimmung von Wort und Ton erreicht, und die noch bei Brahms leicht aufweisbare und lösbare Zweiheit von Melodie und Begleitung gibt es nicht mehr. Was die Klavieruntermalung in treffsicherster Form gestaltet (eben den tiefsten Gedichtgehalt), kündet innigst damit verbunden und daraus hervorgewachsen das melodieerhöhte Wort.

Soll nach diesen allgemeinen Feststellungen nun der Versuch gemacht werden, Fritz Jürgens einzureihen, so muß es nach der Seite geschehen, die wir zuletzt bezeichneten. Wenn auch, vor allem im Greifbande, den dichterischen Vorlagen entsprechend sich einfachere Bildungen finden, an denen man Merkmale der älteren Liedkunst nachweisen kann, so ist die Art seiner Vertonungen besonders in bezug auf Kraft des Ausdrucks und Feinheit der Wortbehandlung durchaus neuzeitlich. Und die Fußnote: »Den Manen Hugo Wolfs!«, die Jürgens unter das märchenschöne »Verschwiegen« setzte, ist nicht der einzige Beweis davon, wie der Jüngere dem älteren Meister verehrend huldigt. Dabei ist von einer Nachahmung nicht die Rede. Jürgens spricht seine eigne Sprache. Und man kann bei ihm bemerken, wie er, dem erweiterten Tonempfinden neuester Zeit entsprechend, vor allem mit der akkordlichen Fügung in die Zukunft weist. Trotzdem sind die Lieder von Jürgens weder überladen noch übersteigert. Ist es ihm auch ge-



Hermann Widmer: Aus dem Elsässischen Sundgau

geben, den feinsten Regungen seiner Dichter in Tönen zu folgen und Bild- und Seelengehalt in treffendsten Motiven erklingen zu machen, so läßt Einfachheit und Angemessenheit der Mittel den zur Meisterschaft Berufenen erkennen. Entsprechend den reicheren Versen sind die Falke-Lieder rhythmisch, harmonisch und melodisch meist ausladender als die Greif-Lieder. Bei ihnen waltet größte Knappheit und volkstümliche Schlichtheit vor, ohne daß die Eindringlichkeit und die Innerlichkeit darunter litten.

Es seien nun einige Hinweise auf besonders schöne und bedeutende Lieder dem gegeben, der ihnen mit empfänglichem Herzen zum ersten Male entgegentritt.

Im Falkeband ist gleich das erste »Zwischen Tag und Abend« eins von denen, daran Jürgens zu messen ist. Den aus weichem Traumdunkel zu blühender Lichtvision sich mächtig erhellenden Versen hat die Musik eine inbrünstige, am Schlusse zu höchster Ekstase sich steigernde Ausdrucksgewalt verliehen. In »Sommerglück« zaubern uns die üppig drängenden Harmonien und Rhythmen Landschafts- und Seelenfülle in Herz und Ohr. Ehern, bis zum dreifachen Fortissimo gewaltig anwachsend, kündet der »Nachruf« (zum Gedächtnis des früh verstorbenen Dichters Fritz Stavenhagen) von der unerbittlichen Gewalt des Schnitters Tod, dem nun so früh auch Jürgens selber verfallen.

Mit welcher Angemessenheit und bei aller Einfachheit doch meisterlichen Verwendung neuer Tonsprache der Komponist einige jener bildkräftigen Landschaftsstrophen Gustav Falkes musikalisch umkleidet, beweist das auf den Seiten 526 und 527 abgedruckte Lied »Auf dem Kirchhof«. Daran erscheint uns in den dumpf tönenden Eingangsakkorden das Friedhofsdämmer ebenso genial versinnlicht wie in den drei- und vierstufig gemischten weichen Schlußklängen das darüber ruhende goldensüße Sommerleuchten. Und bei genauester Übereinstimmung von Wort- und Tonakzent: welcher Wohllaut in der Singstimme, überhaupt eine Jürgenssche Eigentümlichkeit!

Reich ist die Ausbeute in den lust-, leib- und scherzbetonten Liebesgesängen. »Liebeswoche«, »Verbaden Leev«, »Keusche Liebe«, »Aus dem Takt« sind einige der schönsten. Unter den Vertonungen von Landschafts- und Seelenmelancholie erscheint von zwingendstem Ausdruck das unsäglich rührende »Regen«. Den Schluß des Bandes, in dem man auch die zarten und derben Humorstücke (»Nachtwandler«, »Auf dem Maskenball«, »Das mitleidige Mädel«) nicht übersehen wolle, bilden drei Lieder, in denen Traumbilder der Erinnerung späte Tage vergolden. Daß für solche Altersstimmungen ein Jüngling von kaum 20 Jahren so selig abgeklärte Töne gefunden hat, ist eins jener Wunder der Vorwegnahme in den Schöpfernaturen, die rätselhaft und unerklärbar sind.

Auch im Greifbande finden sich »große« Lieder; »Liebesnacht«, »Herbstgefühl«, »Hymnus an den Mond« sind die bedeutendsten. Sie sind musikalisch weitgespannt und hinreißend. Ebenso ragt das jubelnde erste Lied des Bandes, »Frühlingsankunft«, hervor aus der Menge der vielen kurzen, teils volksliedartig frischen, teils geruhigen, teils gesammelt leidenschaftlichen, ganz auf Innerlichkeit gerichteten, die man am liebsten im kleinen Raume sich selber und einigen nahen, gemütsbeweglichen Menschen zur Freude und Erbauung spielt und singt. »Abend im Tal« heißt eine von diesen in innigste Betrachtung verlorenen Naturversonnenheiten. Durchweg im zartesten Pianissimo gehalten, scheinen sich am Schlusse die Töne ganz in Duft und Stille aufzulösen. »Hochsommernacht«, »Vor der Ernte«, »Bewölkter Abend« sind von der gleichen ruhigen Klangschönheit. Frisch blitzend wie der Tauglanz, der besungen wird, ist »Maienfrühe«. Wir bringen es auf den Seiten 528 und 529 als bezeichnendes Beispiel dafür, wie lebensfreudige Töne Jürgens neben der Begabung für Herbes, ja Düsteres zur Verfügung stehen.

Damit sei es der Hinweise genug! Suche und finde nun jeder aus diesen reichen Schätzen, was ihm am ehesten und wärmsten zu Herzen spricht. Und wem der Falke- und Greifband Besitz geworden, der wird sicher noch zu den (ebenfalls bei Schott erschienenen) »Nachgelassenen Liedern« greifen. Auch darin sind prächtige Stücke. Und der weite Spielraum der Ausdrucksbeherrschung bei Jürgens kann nicht treffender in Erscheinung treten als durch das Nebeneinander des grandiosen (im Schützengraben komponierten) Todesliedes (»Der Feind«) von Brentano mit dem wohllautgesättigten Liliencron-Liede »Liebesnacht«. Möchten außer denen, für die Musik als Erlösung von der Alltäglichkeit Lebensnotwendigkeit bedeutet, alle die, deren Pflicht als Sänger oder Sängerin es ist, ihre Kunst nicht nur den Meistern der Vergangenheit, sondern auch den Jungen und Zukünftigen zu weihen, an Jürgens nicht achtlos vorübergehen. Freilich, mit Sängertum allein ist ihm nicht beizukommen; es muß, was nicht allzu häufig ist, vereint sein mit Künstlertum.

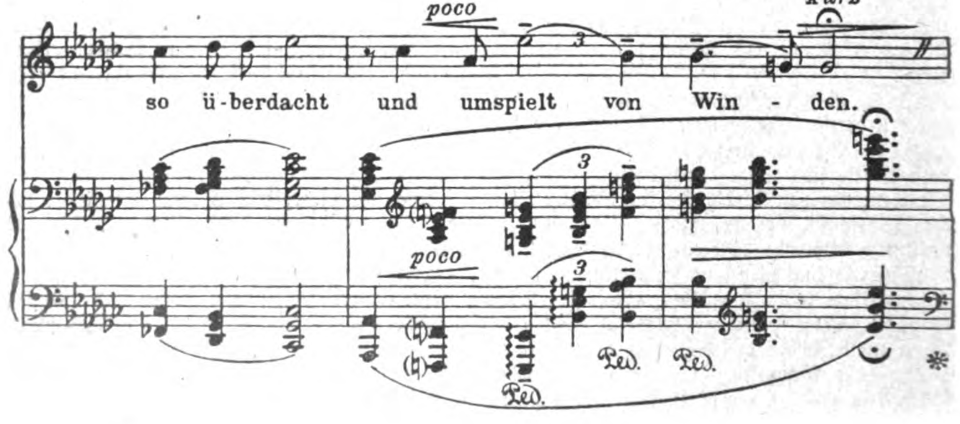
Denn die Lieder von Jürgens erschließen sich restlos nur dann, wenn sie aus dem Gefühl der Liebe und des Verständnisses für das, was seine Dichter an Seelenwerten geben, gesungen und gehört werden. In diesem Sinne aber (wie seit langem Dr. Ludwig Wüllner vorbildlich wirkt, der schon 1914 in Berlin Jürgens einen ganzen Abend widmete) tun die, welche sich tätig um diese Liedschöpfungen bemühen, Dienst am Deutschtum und bringen ein Dankesopfer für einen im Kampfe darum Gefallenen.



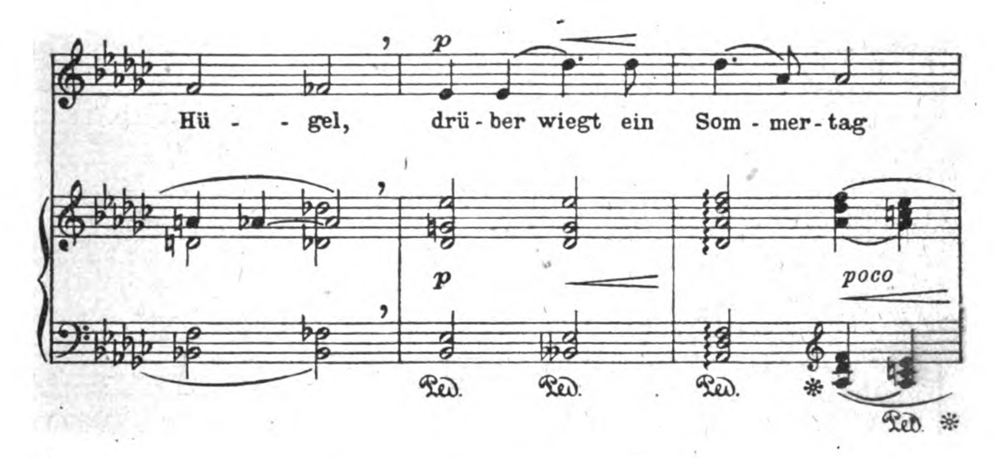
Auf dem Kirchhof








pp
Glok - ken-klang und Dros - sel - schlag, Hü - gel still an
p
pp


p
Hü - gel, drü - ber wiegt ein Som - mer - tag
p
poco
Ped. Ped. Ped. Ped.

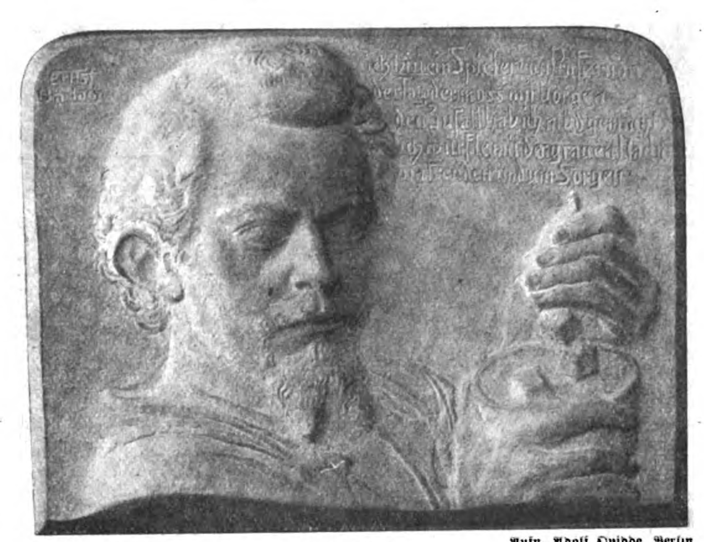

kurz
sich auf goldnem Flü - gel.
8
rit.
pp
ppp
Ped.

Maienfrühe



Fritz Jürgens
Leichtbewegt und frohgemut (♩=100)
Gesang
Klavier
mf
mp Leicht
(legato)
Wenn am feuchten Mai-en-morgen Wälder leuchten,
und die Wie-sen zwischen die-sen sprühn im Tau:
f rit.
rit.
Zuerst etwas gehalten
Wel-che Won-ne, eh' die Schatten vor der Son-ne noch ent-
f
wei-chen, sacht zu strei-chen durch die Au,
mf
mp


Wie anfangs
mf
cresc.
Wenn am feuch-ten Mai-en-morgen Wäl-der leuchten, und die Wie-sen
mp
cresc.
f
zwischen diesen sprühn im Tau.
f
mf
Immer bewegteres Hauptzeitmaß
Lebhaft
p
f



Aufn. Adolf Quidde Berlin

Ernst Barlach
Nach einem Selbstbildnis in Relief

Ernst Barlach

Von Dr. Franz Servaes

Die Abbildungen zu diesem Aufsatz werden wiedergegeben mit Genehmigung des Verlages von Paul Cassirer in Berlin

Wenn man Ernst Barlachs geschnitzten Holzfiguren zum erstenmal in einer Ausstellung begegnet, hat man sogleich seine Freude an deren vortrefflicher Handwerklichkeit. Man sieht, hier ist wirklich Holz wie Holz behandelt, hier hat nicht mißleiteter Ehrgeiz am guten Material herumgestümpert. In unsrer Zeit ist das nicht wenig. Künstlerische Bescheidenheit ist ein recht selten blühendes Veilchen geworden. Die meisten Künstler trachten ins Unzukömmliche hinaus. Darum dankt man's einem jeden, der in seinen Grenzen bleibt und der die Gesetze der außer ihm liegenden Stofflichkeit und der erprobten Werkstattüberlieferung achtet. Solch einer ist Ernst Barlach, das sieht man auf den ersten Blick. Und glaubt vielleicht, ihn damit richtig und erschöpfend eingeordnet zu haben.

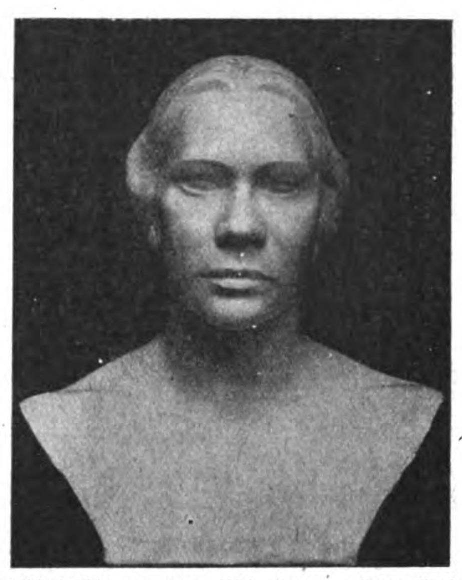


Krautpflückerin (Mitte der neunziger Jahre)

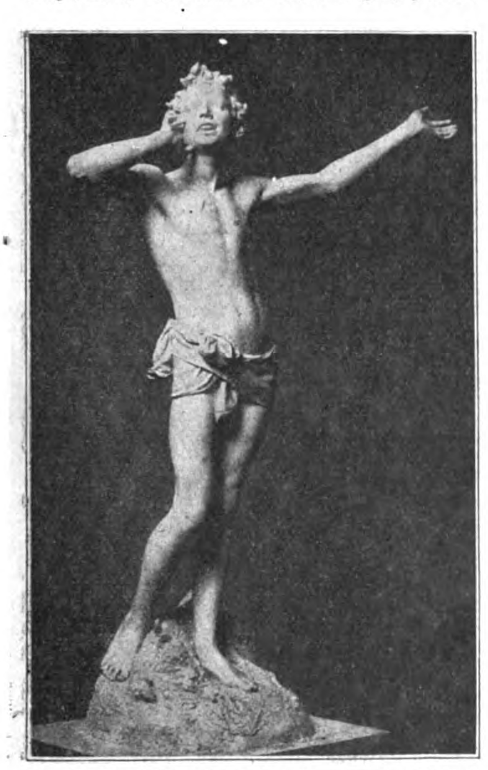
Gewiß tut man diesem Künstler kein Unrecht, wenn man ihn also bewertet. Nur möge man sich nicht einbilden, ihm hiermit völlig gerecht geworden zu sein. Wer kann freilich je einem Künstler »völlig gerecht werden«? Das Beste am Künstler spottet jeglicher Gerechtigkeit. Das Beste ist immer ein Verborgenes, ein Unausdrückbares. Und so gibt's auch bei Barlach eigentümliche Hintergründe, seltsame Belange, die sich erst sehr allmählich und niemals völlig offenbaren. Das Handwerkliche bei ihm ist nur Fassade. Die beste und nobelste Fassade, versteht sich, die es gibt. Und wer sich damit begnügen will, der fährt gewiß nicht schlecht. Aber erst wer die Fassade durchschritten hat und ins Innere tritt, lernt den Künstler wirklich kennen und im Künstler den Menschen. Es gibt zwar eine Ästhetik, die verbieten will, in der Kunst nach Menschlichem zu fahnden; die die Technik als Alleinseligmachendes preist und aus ihr letzten Grundes alle Vorzüge ableiten will, die das Kunstwerk ausmachen. Wer aber mit Seelischem in Fühlung bleiben will, kann sich bei solcher Art von Kunstkritik niemals beruhigen. Und er kann auch ein Kunstwerk nicht aus

vollem Grunde preisen, das, wenn es auf Seelisches hin beklopft wird, hochmütig schweigt. »Atelierkunst« pflegt man derlei Erzeugnisse zu benennen. Sie mögen »brillant«, »virtuos« und sonst was nur mit Fremdwort zu Bezeichnendes sein, aber sie lassen uns leer und kalt, weil sie in ihrem eignen Inneren — selbst wenn sie mit »glühender Verve« hingeschmissen sind — selber nichts andres sind als eben: leer und kalt.

Ernst Barlach nun ist vor allem ein Künstler mit Seele. Und daß dies seinem Handwerklichen keinen Eintrag getan hat, daß vielmehr die Seele sich hinter das Handwerk wie hinter einen Schutzpanzer, scheu und spröde, zurückziehen kann, das ist das Besondere und Rätselvoll-Anziehende, was uns diesen Künstler so wert macht. Es gibt ihm die eigentümliche Doppelheit der Erscheinung, die sich wohl am bezeichnendsten darin ausdrückt, daß derselbe Mann, der zuerst vor allem als schlichter handwerklicher Bildschnitzer wirkt, so ganz still nebenbei auch ein — Dichter ist. Und noch dazu ein Dramatiker, und zwar mit so ausgesprochener Eigenart, daß sie ihn schwer mit andern in Vergleich treten läßt. Zwischen diesem Dichter und diesem Handwerker laufen aber geheimnisvolle Fäden, verborgene Leitungen hin und her, und über manches Dunkle und Unerklärbare hinweg ahnt man in diesen Gegensätzen die feste und zwingende Einheit. Mag Barlach uns immerhin als ein problematischer Künstler erscheinen: das Fragwürdige liegt weniger in ihm als — in uns.



Bildnisbüste der Frau Tilla Durieux (Porzellan)



Freudenschrei (Studie; Mitte der neunziger Jahre)

Um beim Einfachsten zu beginnen, möge uns nun doch zunächst der Handwerker beschäftigen. Nicht bloß der Bildschnitzer, auch der Graphiker. Denn die beiden sind eins.

Irgendwie kommt Barlach praktisch vom Kunsthandwerk her. Es ist mir nichts Näheres darüber bekannt. Es ist überhaupt über Barlach sehr wenig bekannt. Die Leute, die ihm persönlich begegnet sind, sind zu zählen. Die größten Fremdenführer für moderne Kunst werden seltsam wortkarg, wenn man sie nach Ernst Barlach befragt. Die Alleswisser — hier wissen sie nichts. Holsteiner sei er; sei 1870 geboren; komme selten nach Berlin; und hocke da hoch oben irgendwo im Mecklenburgischen, in Güstrow. Auch über das Jugendleben des Künstlers, über seine Ausbildungszeit und seine Schuljahre vernimmt man nur Verschwommenes, Ungenaues. Nur, daß er zunächst einmal als Kunsthandwerker tätig gewesen sei, wird glaubhaft versichert. Eine Versicherung, deren es, wie wir schon sahen, im Grunde kaum bedürfte.

Jedenfalls, als Barlach ins deutsche Kunstleben eintrat, vor etwa zwei Jahrzehnten, war er bereits ein Fertiger. In solchem Maße, daß man geradezu behaupten könnte (und tatsächlich öfters behauptet hat), er sei seitdem niemals ein andrer geworden. Ihm fehle die »Entwicklung«. Er sei, wie er eben sei, und damit basta. Es läßt sich kaum viel dagegen einwenden. Was man so



Dorfgeiger (Holz)

im kunsthistorischen Sinne Entwicklung nennt, mit überraschenden Wandlungen, geheimnisvollen Umschlägen, deutlich unterscheidbaren Phasen, abgestuften Manieren, das alles ist bei Barlach nicht zu finden. Womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß er deshalb ein ewig Stillstehender sei. Wir müssen diesem Künstler gegenüber unsre hergebrachten Begriffe revidieren. Vielleicht hat er sich deshalb nicht »entwickelt«, weil er ein so innerlich Befestigter, so ruhig und gleichmäßig Ausstrahlender, für fremde, verwirrende Einfühlungen Unzugänglicher ist. Einer, der sein eignes Innenleben führt, das ihn durch Hölle, Himmel und Erde unablässig geleitet, der aber einen festen Wanderstab in der Hand hat, dem er vertraut. Und den er daher auch nicht, willkürlich und launenhaft, mit einem andern vertauschen mag. Dieser Wanderstab ist, wie wir ohne weiteres verstehen, die Technik, das Handwerk. Darum gibt's denn auch keine Entwicklung bei Barlach — wenigstens nicht für neugierige und ahnungslose Frager.

Was Barlach handwerklich macht, sind vor allem kleine schwere Holzfiguren, etwa in einem drittel oder in halber Lebensgröße. Nur Leute aus dem Landvolk; keine städtischen Modefiguren, keine Porträte geistreicher Persönlichkeiten. (Ganz wenige Ausnahmen bestätigen die Regel.) Bezeichnend ist es, daß Rußland es war, das Barlach den seiner Eigenart entsprechenden Menschentypus finden ließ. Zwischen Rußland und Deutschland, insbesondere Nordostdeutschland, walten, gerade was das Völkische angeht, sehr beachtliche und zukunftsreiche Beziehungen. Vom Westen können wir völkisch nichts lernen noch empfangen. Vom Osten beinahe alles. Und nicht zuletzt: Offenbarungen über unser eignes Selbst, Vertiefungen unsrer gesundesten und leistungsfähigsten Art. Der Deutsche vermag, was der Osten ihm bringt, mit sehr lebendiger und lebenweckender Geistigkeit zu durchdringen. Er ist hier nach Naturell und Erziehung der Stärkere. Er nimmt, um zu geben. Er lernt, um zu lehren. Er empfängt, um sich zu befestigen. An den Westen verliert er sich leicht und unterliegt einem höheren oder doch glänzender organisierten, kulturell tiefer durchgepflügten Wesen. Dem Osten gegenüber wird er seiner Herrennatur inne. Und sofern er sie nicht mißbraucht, entwickelt er hierdurch viel von seiner besten und edelsten Kraft.

So ging es auch mit Barlach. Rußland stellte ihn gleichsam in ein breiteres, jungfräulicheres, spendefroheres Menschenerdreich. Und er griff zu, ohne sich lange zu besinnen. Schnitzte getrost, mit derber Hand, »russische Bauern«. Es waren klobige, erdverwachsene Kreaturen, die plumpbeinig dastanden oder auf breiten Hinterbacken wie festgewachsen dasaßen, schlummerkräftig und stark, einfältig und gesund, sehr weit entfernt von künstlich zurechtgebeichselter Zivilisation, ein barbarisches Stück Natur, so unverdorben als gutartig, so unbehobelt als derb. Das künstlerisch



Der Einsame (Holz)



Liebespaar unter Trauben (in Ton gebrannt)

selber treu und erhärtete durch sein ferneres Schaffen, wie mit scheinbar denselben Worten — in Wirklichkeit sind es nur dieselben »Buchstaben« — in immer neuer Abwandlung unendlich vieles zu sagen ist, ohne daß sich Erschöpfung und Ermüdung darin breitmachen müssen. Gerade wenn man eine größere Anzahl »Barlachs« beisammen sieht, erkennt man, daß der Künstler keineswegs sich selber wiederholt. Er hat seinen organisch erwachsenen, durch die Natur des Materials und die Eigenart einer in sich ruhenden Persönlichkeit gerechtfertigten Stil, er hat sein ganz

Belangvolle aber war, daß dieser Wesenskomplex durch keinerlei Art von Wiedergabe so überzeugend und selbstverständlich ausgedrückt werden konnte wie durch die von Barlach gehandhabte Holzskulptur. Material und Behandlung, Inhalt und Form decken einander vollkommen. Diese Menschen waren gleichsam selbst ein Stück Holz, waren wie in ihre ursprüngliche Stofflichkeit zurückgekehrt. Und das Holz wiederum offenbarte in dem dargestellten Menschen seine innerste Natur, kam in seiner Eigenart und — Schönheit aufs innigste und stärkste zum Vorschein.

Rein äußerlich genommen, konnte es über diesen Anfang hinaus einen Fortschritt überhaupt nicht geben. Was einmal mit Vollkommenheit ausgedrückt ist, bietet keinen Raum zu weiterer Steigerung. Oder vielmehr müßte jeder Versuch einer Steigerung unweigerlich zur Manieriertheit und naturwidrigen Verzerrtheit führen. Wohl aber ist ein einmal Gefundenes einer Ausweitung fähig und vermag gerade hierin seine tiefere Berechtigung und gesunde Quellkraft zu erweisen. In diesem Sinne arbeitet Barlach weiter. Er vermied die naheliegende Klippe einer interessant zurechtgemachten Manier, blieb in Schlichtheit sich



Panischer Schrecken (Holz)

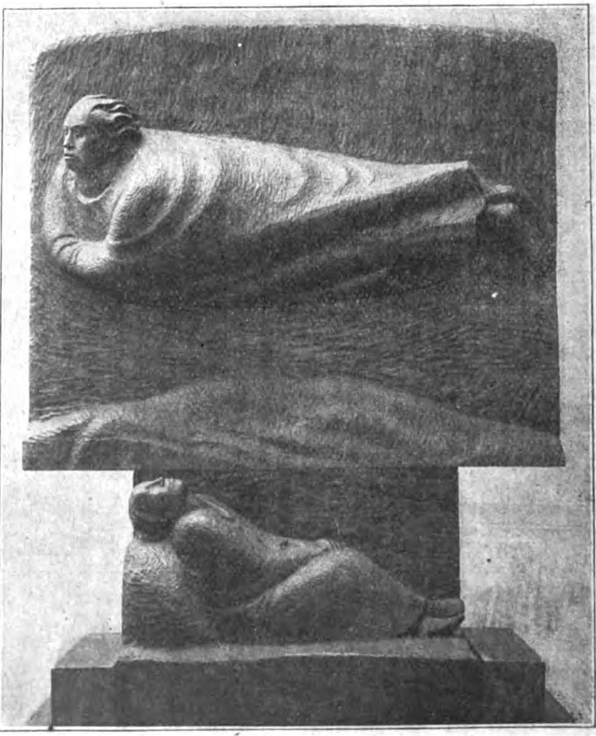


Der Zecher (Holz)

verschiebt sie; verbirgt sie, macht sie deutlich; kurz, spielt in mannigfaltiger Laune mit dieser geliebten und, wie es scheint, vom Schaffen des Künstlers fast unzertrennlichen Grundform. In Zeichnungen und Graphiken, als in der Fläche festgehaltenen Ausdrucksweisen, verrät sich diese Neigung noch deutlicher als in den Skulpturen. Sie sind daher für die Erkenntnis von Barlachs Formensprache besonders wesentlich. Natürlich müssen derlei Beobachtungen ohne Pedanterie angestellt werden. Es ist ja kein Schematismus zu ergründen, sondern ein schöpferischer Kunststil. Der hat wohl seine Regelmäßigkeit und Strenge, aber ebenso seine Freiheit. Wohl drückt er einen geheimnisvollen inneren Zwang aus, doch ebenso eine erstaunliche äußere Beweglichkeit. Für den Künstler aber ist der Stil vor allem ein Element der Selbstzucht und Selbstkontrolle, mittels dessen er sich über das einzelne Werk stellt, es vor Willkürlich-

bestimmtes, nur scheinbar enges, in Wahrheit niemals auszuschöpfendes Stoffgebiet, und er bewegt sich in dem mit Weisheit selbstbegrenzten Zirkel mit ebenso viel Sicherheit als Meisterschaft. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht das eine schwächer, das andre stärker oder fragwürdiger und beglückter, dünner und vollsaftiger sei. Derlei Schwankungen gibt es im Werke jedes Künstlers. Die Hauptsache ist, daß bis jetzt die Gesamtkraft standgehalten hat und an schöpferischem Vermögen nicht nachließ.

Der Grundzug von Barlachs künstlerischer Ausdrucksweise ist eine grandiose Vereinfachung. Er hält sich nicht bei Einzelheiten auf, sondern geht stramm auf das Wesen der Erscheinung. Dieses stellt er in einen sehr bestimmten, mit gewisser Eigensinnigkeit sich wiederholenden Linienrhythmus. Und zwar zielt dieser Rhythmus schwerfällig in die Breite und nicht schlank in die Höhe. Barlachs Urform ist — linear ausgedrückt — der nach unten gekehrte, nach oben gewölbte Halbkreis. Aus diesem Urschema entwickelt sich mit Vorliebe Barlachs Komposition. Er legt — wenn man das Figürliche aufs Rudimentäre zurückführt — Halbkreise übereinander; verkürzt sie, erweitert sie; durchbricht sie,



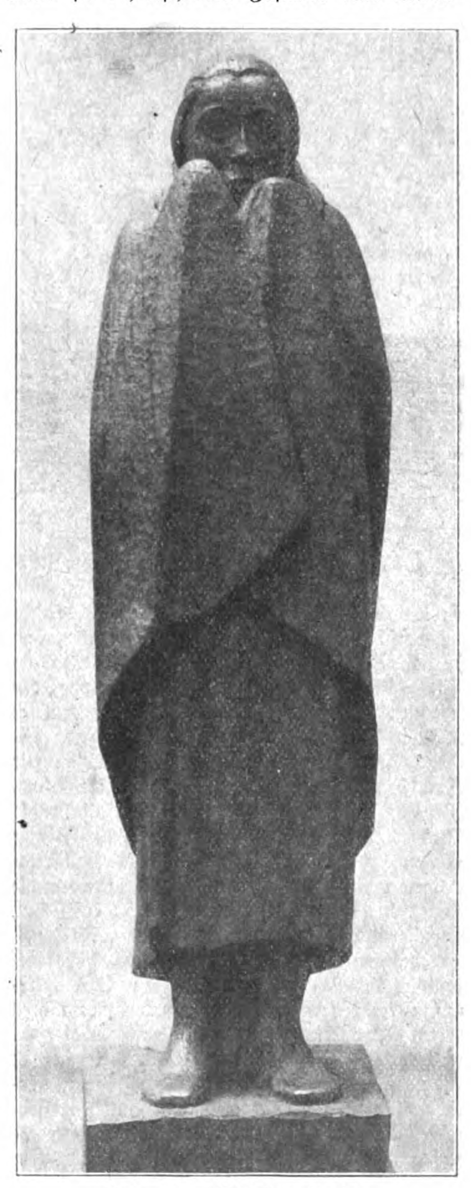
Vision (Holz)

keiten bewahrt und es in einen festen und zugleich großgeschwungenen Rahmen stellt.

Handelt es sich doch hier nicht, wie bei so mancherlei Kubisten und Futuristen, um eine Art von höherer Geometrie, die lediglich mit Linien, Würfeln und Farben hantiert, sondern um eine in Zucht genommene Wiedergabe der Natur. Daß etwas Derartiges weit schwerer und fruchtbarer ist als die sogenannte »reine künstlerische Abstraktion«, die von jeglicher Gegenständlichkeit absieht, braucht kaum betont zu werden. Die Natur an sich, wie sie vor unser Auge tritt, ist ungezügelt, auseinanderfließend, formlos und wirr. Sie in einen Rhythmus zu zwingen und hierdurch der Erscheinungswelt für das Auge Sinn und Halt zu verleihen, ist die Aufgabe des Künstlers. Je näher er an die Natur heranrückt, um so intensiver muß er mit ihr ringen. Und stets muß er zuletzt stärker sein als die Natur — sonst ist er kein Künstler.

»Stärker als die Natur«? — Ist denn das überhaupt möglich? Gewiß nur unter Verzichten, die jedoch dadurch eine positive Kraft gewinnen, daß sie als Ziel ins Bewußtsein treten. In diesem Sinne spricht man von der »Kunst des Weglassens«. Sie wird ergänzt durch die Kunst des rhythmischen Einordnens. Ein Mittel zur rhythmischen Einordnung, sein ganz persönliches, gewissermaßen das Sinnbild seines Weltgefühls, ist für Barlach der Halbkreis. Es ist, als ob ein aufbegehrliches Blut in der Geschlossenheit dieser Schwunglinie sich selbst beschwichtige und beruhige. Und etwas von dieser beherrschten Ruhe geht vom Kunstwerk über auf den Beschauer. Darum wirken Barlachs Holzplastiken und Zeichnungen, trotz ihrer Kleinheit, »monumental«. Sie sind groß gefühlt in ihrer zusammengefaßten Einfachheit.

Dies alles setzt eine völlige Beherrschung des Materials und der Arbeitsmittel voraus. Je einfacher die Form, desto lebendiger und ausdrucksvoller muß sie sein, wenn sie uns etwas sagen soll. Im andern Falle wirkt sie leer. Die entscheidenden Punkte und Linien müssen mit großer Sicherheit getroffen sein. Es liegt im Zuge der modernen Plastik (ich erinnere vor allem an Metzner), auf dergleichen hinzuarbeiten. Barlach steht in dieser Stilart als einer der bewußtesten und markantesten Vertreter. Alles Gekräuselte, Geschnippelte, Verzierlichte weist er schroff zurück. Vom Gewande gibt er stets nur so viel, als notwendig ist, um die Bewegung und die Körperform zu verstehen. Er gestaltet es breit und flächig und gliedert es lediglich durch wenige entscheidende Linien. Die Gedrungenheit der Gestalten, die er liebt, betont dieses noch. Es sind schwere, dumpfe, tappende und täppische Menschen, die Barlach vor uns hinstellt, Ergebnis und Ursache zugleich seiner Formgebung. Ihre Gebärde ist stark und primitiv, auf eine einzige körperliche Ausdruckslinie gestellt, die auch den Gesichtsausdruck völlig beherrscht. Alle diese Menschen sind völlig unkompliziert, schrankenlos einer einzigen Empfindung, einem sie beherrschenden Zustande oder treibenden Affekte hingegeben. Mitunter wird dieses noch stärker hervorgehoben durch Verdoppelung. In zwei Gestalten das gleiche Gefühl, die gleiche Bewegung, der gleiche Rhythmus. Etwas ungewöhnlich Zwangartiges liegt in solcher Behandlung. In der Zweiheit scheint sich die Massenpsyche zu offenbaren.



Frierendes Mädchen (Holz)



Bettlerin mit Kind (Bronze)
Aus der Galerie Ernst Arnold in Dresden

So führt uns die Formbetrachtung unwillkürlich zur seelischen Deutung hinüber. In der Tat sind beide Elemente bei Barlach so eng verschlungen und ineinander verwachsen, daß sie gar nicht getrennt werden können. Was als äußere Linie der handwerklichen Gestaltung, der formalen Geschmacksäußerung uns entgegentritt, ist zugleich das Ausdrucksmittel einer inneren Vision, einer seelischen Erfassung. Betrachten wir etwa den »Dorfgeiger«. Simpleres kann scheinbar gar nicht geboten werden. Ein ruhig sitzender, vor sich hindösender Mann. Wenige Linien, bei denen die Vorliebe zum Halbkreisartigen kennzeichnend hervortritt, umschreiben die Figur in parallelen Neigungen. Kopf, Hut, Schultern, Brustwölbung, Armhaltung, Rocksaum, Beinhaltung begegnen sich in der motivischen Gestaltung und sind dem gleichen Formwillen untertan. Doch diese Geschlossenheit und Einheitlichkeit der äußeren Erscheinung wird zum Symbol eines nicht minder geschlossenen, voll Einfalt in sich ruhenden seelischen Daseins. Ein braver, redlicher, schlichter Mann und wahrscheinlich ein sehr mittelmäßiger Musikant. Was er ist, wird mit zwingender Kraft vor uns hingestellt. Wir glauben ihn in- und auswendig zu kennen.

Ein andres Beispiel: das »Frierende Mädchen«. Fast schlagender noch durchdringen sich hier Formales und Seelisches. Entscheidend ist die eine Gebärde der gleichmäßig zum Antlitz emporgehobenen Arme. Hierbei ergeben die mit dem Umschlagetuch umwickelten Fäuste das kompositionelle Motiv der parallel und breit herunterfallenden Stoffmassen, das von dem darunter hervorschauenden Kittelkleid aufgenommen und verstärkt wird. Das wie als Säulenknopf darüber hervorschauende Antlitz vervollständigt den ebenso einfachen wie einleuchtenden kompositionellen Aufbau. Gleichzeitig aber konnte gewiß kaum ein Bewegungsmotiv gefunden werden, das in so eindringlicher Sprache den hilflosen inneren Zustand des unter dem Froste leidenden jungen Menschenkindes kundtut. Es bedürfte gar nicht der hilflos und erschrocken aufgerissenen Augen, der angstvoll geschwellten Lippen (realistischer Einzelheiten, die fast schon aus dem Stile fallen), um den gemarterten Gemütszustand der Dargestellten aufs eindrucksvollste zu versinnlichen. Jede Linie »spricht« hier, der ganze organische Aufbau drückt eine einzige Beseelung aus.

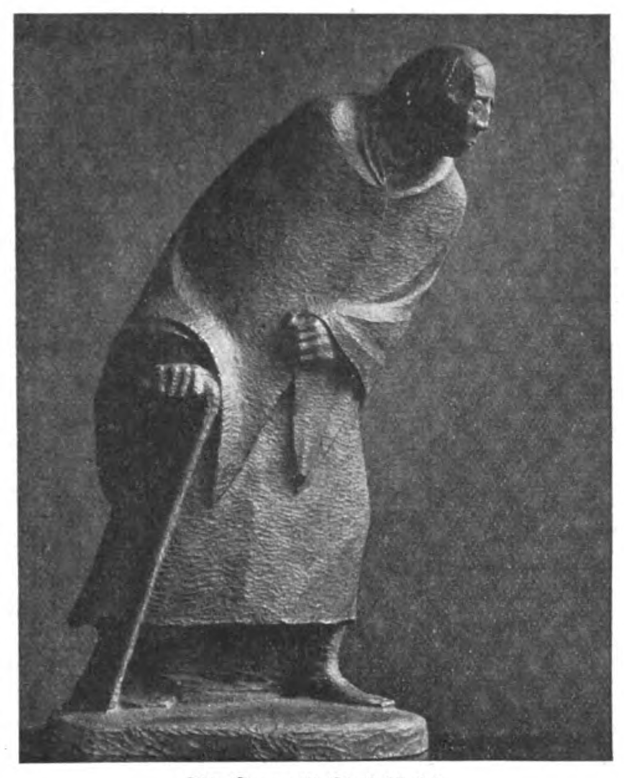
Gilt nicht das gleiche, unumschränkter noch, von der Seite 539 wiedergegebenen Zeichnung »Frost und Hunger«? Nur wenige Linien, ja, man möchte sagen: nur eine einzige Linie — die des Rückens: und alles, was zu sagen ist, ist gesagt. Diese Linie, unterstützt durch die begleitende Wiederholung in der Linie der Knie, drückt mit ausdrucksvoller Kraft die völlige Zusammengebrochenheit, die gänzliche Verelendung eines armen alten Weibes aus, dermaßen, daß kein physiognomischer Ausdruck auch nur entfernt an diese Macht heranreicht. Selbst das Motiv der bettelnd hingehaltenen Hand ist nebensächlich, sozusagen literarisch, die paar Hauptlinien drücken alles aus. Alle Formgebung und alle Seele.

Wir suchen weiter bei Barlach, prüfen die Schöpfungen dieses Künstlers genauer auf ihren seelischen Gehalt — und wir geraten in ein stilles Erstaunen. Was auf den ersten Blick vielleicht un-



Schwertzieher (Holz)

geschlacht und ungegliedert, ohne feinere Stufung und Schwingung erschien, was sich in ein so simples und anspruchsloses Gewand hüllte, daß es fast alltäglich hätte erscheinen können, enthüllt langsam und zurückhaltend seine Feinnervigkeit und innere Mystik. Nur die Hülle ist plump und bäurisch, das Innere schmetterlingsart und voll scheuer Geheimnisse. Wenn dieser Künstler etwa schlafende Vagabunden formt, so gibt er damit nicht etwas zufällig Beobachtetes, das ihn aus irgendeinem Grunde fesselt oder für den Augenblick ergriffen hat, sondern er schüttet einen ganzen Lebensinhalt vor uns aus, etwas, was er persönlich in sich erfahren und als drückende Lebensstimmung vielleicht jahrelang mit sich herumgetragen hat. Vor allem die Zeichnungen und Lithographien sind voll solcher gleichsam herausgestammelter, halb wieder verschluckter Bekenntnisse — man möge sie nur richtig lesen lernen. Und je tiefer man eindringt, desto überzeugender erhält man den Eindruck eines Menschen, der voll innerer Erlebnisse steckt und der in schwerem Ringen sich abmüht, sie aus sich herauszustellen. Mühsam natürlich nur in dem, was das Hervorwürgen des Rein-Seelischen angeht, das ihn bedrückt. Dafür aber wundersam beredt, geradezu täuschend beredt durch die Kraft formender Gestaltung, die dem innerlich Vagen und Wogenden die tadellose Rundheit der äußeren Erscheinung verleiht. Die Seele des Beschauers muß sich langsam in diese so gut verschanzte Welt verschlossener Innerlichkeiten einleben. Dann findet sie in Barlachs Kunstschöpfungen Genüsse, die sie anfangs kaum darin gesucht hat.



Alte Frau mit Stock (Holz)

So gewinnt mehr und mehr in uns die Auffassung Raum, daß dieser Barlach im Grunde — ein Mystiker ist. In einer, äußerlich betrachtet, humorvollen Gestaltung wie der Gruppe »Panischer Schrecken« schwingt doch etwas von den dunklen Rätseltiefen unsrer Zeit. Diese Bauern sehen wohl zum erstenmal ein Luftschiff, und sie halten es für ein Gespenst. Alles Märchengrausen aus versunkener Zeit steigt in ihnen auf, und wie schreckbetäubt fahren sie zurück, wie vor einem bedrohlichen Teufelsblendwerk. Ihre einfache Natur vermag den abenteuerlichen Eindruck solcher von Menschenwitz ersonnener, gleichsam frevlentlich in der Luft herumhantierender Maschine nimmer zu fassen. Ein Mystisches bedrückt sie, und so geraten sie in ein für uns Beschauer komisches Entsetzen.

Nur selten und offenbar erst nach langer Überwindung rückt der Bildhauer Barlach mit seinen mysteriösen Eingebungen deutlicher heraus. Dies gilt etwa von dem großen Holzrelief »Die Vision«. Es völlig zu deuten, erscheint für den Uneingeweihten unmöglich, jedenfalls untunlich. Hier ist in die Darstellung etwas hineingeheimnißt, dessen letzte Lösung allein beim Künstler liegt. Was bedeutet dieser schwere dicke Mann, der, wie in ein Leichenlaken gehüllt, gleich einer trächtigen Wolke über der wie in magnetischem Schlaf zurückgesunkenen Frau einherschwebt? Ist es die Erscheinung des Gatten, der nach dem Tode sein Weib heimsucht? Und welcherlei Schicksale verbergen sich dahinter? So fragen wir und bleiben ohne Antwort. Die Kunst allein ist unvermögend, hierauf eine Antwort zu geben. Sie zeigt uns wohl die eigentümlich rhythmisch abgewogene Gegensätzlichkeit der beiden Gestalten, sie läßt uns vor allem die mit einfachsten Darstellungsmitteln völlig zwingende Wiedergabe der wie in tiefsten Trancezustand versetzten Frau ungemein bewundern — aber sie zieht nicht letzte Schleier hinweg. Um dieses wenigstens zu versuchen, bedürfte sie enthüllender Worte. Und das ist die Stelle, wo der Dichter Barlach den bildenden Künstler ergänzt.



Frauenkopf

Doch auch vom Dichter verlange man nicht allzu große Deutlichkeit. Auch er ist ein Mystiker. Ja, er zeigt seine Mystik noch unumwundener als der Plastiker. Er darf sie mehr zeigen. Denn allzu verräterisch sind die Worte. Wie leicht werden sie banal und überdeutlich. Darum lieben es die Mystiker, den Faltenwurf des Geheimnisses über sie zu breiten.

Wir besitzen zwei Dramen von Ernst Barlach, »Der tote Tag« und »Der arme Vetter« (beide bei Paul Cassirer in Berlin erschienen, beide vom Künstler mit lithographischen Tafelwerken ausgestattet). Beide Stücke bedeuten für die Bühne Neuartigkeiten, für die die Regie sich besonders einzustellen hätte, da sie mit den hergebrachten Mitteln die beabsichtigten Wirkungen nicht herauszubringen vermöchte. Spricht dies für die starke Eigenart der Dichtungen, so auch für die Unbesorgtheit (und vielleicht Bühnenfremdheit) ihres Verfassers, der sich weder durch das hergebrachte Rahmengerüst noch durch die erprobten Aufnahmefähigkeiten des Publikums bei der Niederschrift seiner inneren Visionen und — Einflüsterungen im geringsten behelligen ließ. Ganz ohne künstliche Hemmung drückte er aus und schrieb nieder, was ihm die Seele bewegte, und scheute sich nicht, selbst solcherlei Gefühlsregungen und bunte Einfälle hervorkriechen zu lassen, die in verborgensten Schlüften und spinnwebigen Winkeln herumspukten und sich duckten. So ist namentlich »Der tote Tag« voll von einem faszinierenden spukhaften Leben. Ein Zusammenwohnen von Menschen und Dämonen bietet sich dar, mit einer fast familiären Gemütlichkeit, hinter der doch stets etwas von Furcht und Grauen zittert. »Steißbart«, ein unsichtbarer und frecher kleiner Kobold, und »Besenbein«, ein leiblich braver und hilfreicher Hausgnom, nisten in der Hütte der Menschen wie etwa Spinne oder Hauskater. Sie schwatzen in alles hinein, geben Ratschläge, gestatten viel Foppereien, hantieren mit Schicksalsfäden. Auch ein ungefüger Alb keucht herbei, ein Nachtmahr, der auf Träume drückt und der sich selber das Herz aus dem Leibe reißt. Und was geht mit den Menschen vor? Ein Sohn sucht seinen Vater, den er nicht kennt, und nach dem er wie mit allen Sinnen seines Blutes horcht; eine Mutter bangt verzweifelt um ihren Sohn, wird darüber zur Verbrecherin und Selbstmörderin; und ein blinder Bettler lallt Weisheitsworte und Seherſprüche und ist vielleicht der gesuchte Vater. Der Vater? »Sonderbar ist nur, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater — Gott ist,« lautet das geheimnisvolle Schlußwort dieser (letzthin in Leipzig aufgeführten) Dichtung.

Ein überquellendes Gottbedürfnis, eine innig bewegte, brünstig verlangende Gottsucherschaft flutet unsichtbar und unaufdringlich durch die Zeilenreihen dieser Dramendichtung. Ihr Pulsschlag ist christlich, doch ihr Augenaufschlag ist heidnisch. Unlösbar quillen Germanisch-Mythisches und Orientalisch-Legendarisches durcheinander und vereinigen sich zu einem mit ewig-junger, uraltunauslöschlicher Sehnsucht angefüllten Herzen, das



Christus am Kreuz



Mann im Mantel

für seine innersten Bedrängnisse in realistischen Wiedergaben nach einer Äußerungsform sucht.

Ohne mythologisch-märchenhaften Apparat, aber in seinem unverkleideten Realismus nur desto offenkundiger und hoffnungsloser drückt sich das gleiche seelische Urverlangen in Barlachs zweiter Bühnendichtung »Der arme Vetter« aus. Aus banausischster Sphäre von Stadtspießern und Bauerntölpeln schält sich fast unvermerkt, zehnmal zurückgedrängt und zehnmal wieder hervorbrechend, dieses unterste, zwingendste Herzensbedürfnis nach Reinheit der seelischen Existenz, nach Gottschauen heraus. Zwei tastende, tappende Menschen, Mann und Weib, durch alle Lebenskonventionen, alle gesellschaftlichen Vorurteile, alle inneren Unfreiheiten wie mit Naturmacht auseinandergehalten, drängen instinktiv zueinander hin und können einander — selbstverständlich! — erst finsten, als beide zum Untergang reif sind. Diese tiefe und wehe Tragik des menschlichen Herzens wird von Barlach keineswegs wehselig, eher fast lustig, jedenfalls mit allerhand satirischen, ironisierenden, persiflierenden Seitenblicken und Zwischenblitzen schwerfällig und umständlich entwickelt. Ein dunkles Stück, auf das ein nasser Himmel und eine schwere Nacht drücken, und in dem doch Sterne flimmern und Osterhoffnungen leuchten. Es ganz und bis ins letzte zu enträtseln, ist äußerst schwierig und hat jedenfalls mir nicht gelingen wollen. Der Dichter selber, während er sich durch Späße anfeuert, scheint heimlich zu keuchen und zu schwitzen. Alles klingt alltäglicher, lebensgewohnter als im »Toten Tag« und ist doch entrückter und rätselverstrickter. »Links ist für mich gerade so wichtig wie rechts, und rechts ist nicht besser als links«, raunt es einmal, wie zufällig aus dem Dialoge dieses Dramas hervor. Doch niemals sind derlei Aussprüche zufällig. Sie sind unbewußte und unwillkürliche Bekenntnisse. Was rechts und was links sei, ist diesem aus Urweltnebeln zum Gotteslicht emportastenden Dichtergemüt tatsächlich ein ungelöstes Problem. Philosophisch könnte er daran kaputt gehen, obgleich herrliche Weisheitsworte und wundersame Gemütserleuchtungen auf seinen Lippen wohnen. Doch die letzte Klarheit ist ihm noch nicht gegeben.

Dem Philosophen nicht! Weit mehr schon dem mit Phantasiegewalt begabten Dichter. Und vollends dem mit strotzender Gestaltungskraft ausgestatteten bildenden Künstler. Darum steht der Künstler, vor allem der Plastiker, in Barlach am höchsten. Was der Denker und der Dichter ihm an tiefsinnigen und phantasiebewegenden Gaben mit auf den Weg geben, ist eine machtvolle und staunenerweckende Bereicherung. Aber der Künstler ist stark genug, ganz für sich allein zu stehen. Gerade wem der Denker und der Dichter für tiefere Einblicke die Augen geöffnet haben, gerade der wird die Gaben des bildenden Künstlers Ernst Barlach hinfort mit desto hellerer Dankbarkeit in die Hand nehmen.

Und so in der Hand gehalten, gewinnen sie erst ganz ein glühendes und energiedurchzucktes Leben.



Frost und Hunger

Nachschrift eines Freundes

Dieser Aufsatz gilt einem meiner ältesten und liebsten Jugendfreunde. Es hat mich gelockt, ihn selber zu schreiben, und der Freund und Künstler wäre wohl damit einverstanden gewesen. Aber schließlich kamen mir doch Bedenken. So viel Bewunderung und Erfolg sich Barlachs Kunst auch schon erworben hat, an vielen Stellen hat sie immer noch mit hartnäckigen Widerständen und Mißdeutungen zu kämpfen. Da hätte ein »Festartikel« zu seinem 50. Geburtstage, geschrieben von Freundeshand, den Schein erwecken können, als brauche dieser Künstler, um sich durchzusetzen, die Vorspanndienste eines persönlichen Wohlwollens. Das aber wäre die gröblichste Verfälschung gewesen, die seiner Art und unsrer Freundschaft hätte widerfahren können. Niemals hat Barlach um die literarische Hilfe eines Freundes geworben; was ihm und seiner Kunst an öffentlicher Anerkennung zugefallen, das danken sie dem Wert der Persönlichkeit und der Kraft ihrer Schöpfungen. Diesen lauteren Lebensstil nicht zu stören, war es besser, daß ein Fremder hier das Wort ergriff, der Barlach nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, ein Kunstschriftsteller, der durch die Höhe seiner an Dürer, Klinger und Segantini erprobten kritischen Maßstäbe vor jedem Verdacht einer Parteilichkeit oder Nachgiebigkeit geschützt ist.

Auf eine Lücke seiner Darstellung muß Servaes nun freilich selbst aufmerksam machen: von Barlachs äußerem Lebens- und Entwicklungsgange ist ihm nichts näheres bekannt, und mit leisem Humor fügt er diesem Geständnis die betrübliche Tatsache hinzu, daß auch die »größten Fremdenführer für moderne Kunst« seltsam wortkarg werden, wenn man sie nach Barlach befragt. »Die Alleswisser — hier wissen sie nichts.« Da wird es doch am Ende Pflicht für den »ManchESwisser«, in Kürze zu sagen, was er aus einer dreißigjährigen Freundschaft über solche äußeren Lebensdaten weiß.

Ernst Barlach, am 2. Januar 1870 in Wedel in Holstein als Sohn eines Arztes geboren, hat seine Kinder- und Jünglingsjahre teils in Schönberg i. M., teils in dem benachbarten Ratzeburg zugebracht. Seinen Vater hat er früh verloren, aber aus der Erinnerung an ihn das Bild eines menschlich gütigen und geistig hochstrebenden Mannes mit ins Leben genommen. Früh regte sich bei ihm die Lust und Gabe, zu zeichnen. Aus seinen letzten Schönberger Realschuljahren bewahre ich ein paar Feder- und Bleistiftzeichnungen von ihm, die, weitab von dem damals üblichen Zeichenbetrieb, in Erfindung und Ausdruck eigne Wege suchen. Es kostete wohl ein wenig Kampf mit der Mutter und den Vormündern, ehe der Achtzehnjährige nach Hamburg auf die Kunstgewerbeschule gehen durfte, wo er bei dem Bildhauer Thiele derb und nüchtern handwerklich arbeiten lernte. 1891 machte er, nun schon entschlossen, sich der Plastik zu widmen, den Sprung auf die Dresdner Akademie und wurde Schüler von Robert Diez, dem er, bei aller inneren Gegensätzlichkeit, viel zu danken hat. Aus jenen Dresdner Jahren stammt der »Freudenschrei« und auch noch die »Krautpflückerin«, in der sich trotz gewissen Anklängen an Millet und Meunier schon deutlich die werdende Selbständigkeit ankündigt. 1895 und nochmals 1897 ging Barlach auf längere Zeit nach Paris, um hier mit Karl Garbers für den bildnerischen Schmuck des neuen Hamburger Rathauses zu arbeiten. Diese Arbeiten zogen ihn 1898 nach Hamburg, wo er nun auch Aufträge für das Altonaer Rathaus erhielt und beim Wettbewerb um die Ausgestaltung des Rathausplatzes mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde, was freilich nicht hinderte, daß einem Berühmteren der Auftrag erteilt wurde. 1899 kam er zum erstenmal nach Berlin, zog sich aber schon 1901 nach Wedel zurück und empfing hier auf einsamen Elbspaziergängen die Anregung zu seinem ersten (ungedruckt gebliebenen) Drama. Eine von der Not diktierte Lehrtätigkeit an der Keramischen Fachschule in Höhr (1904) war nur von kurzer Dauer und noch geringerem Erfolg, das darauffolgende Jahr in Berlin, wo er anfing in Holz zu schneiden, wohl die schwerste, aber auch innerlich reichste und entscheidendste Zeit für den Menschen und Künstler, der immer noch nicht ganz sich selber gefunden hatte. Dieses Geschenk brachte ihm erst ein Aufenthalt in Charkow bei seinem Bruder Hans. Dort gewann er an den kleinrussischen Volksgestalten, zunächst als emsiger Zeichner, den Blick für die plastische Flächenbehandlung, hinfort das Charaktermal seiner Kunst. Ein Stipendienaufenthalt in der Villa Romana zu Florenz (1909) konnte ihn hierin nicht mehr beirren. Als er sich 1910 nach Güstrow zurückzog, um sich eine eigne Werkstatt zu bauen, war er der in sich Fertige, als der er heute vor uns steht. Friedrich Düsel.



Ballspielerin



Hermann Widmer: Aus Galizien

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Richard Beer-Hofmann: »Jaákobs Traum« — Rolf Lauckner: »Predigt in Litauen« — Sigurd Ibsen: »Robert Frank« — Revolutionsgrotesken: Schnitzlers »Grüner Kakadu« und Cohens »Brandl« — Max Herrmann: »Albine und Aujust« — Georg Reicke: »Sie«



Niemand wird von dem Wiener Richard Beer-Hofmann, der aus seinem Judentum nie Hehl gemacht, sondern es eher mit betontem Stolz vor sich her getragen hat, eine Dichtung erwartet haben, die in diesem Augenblick tiefster Gedrücktheit Öl auf die trübe Lampe unsrer Hoffnung und Balsam in unsre brennenden Wunden geträufelt hätte. Unsre Erwecker und Propheten müssen von einem andern Berge herniedersteigen. Aber dennoch: in seiner Bibeldichtung »Jaákobs Traum« (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), die nur als Vorspiel zu einer noch nicht vollendeten David-Trilogie gelten will, spüren auch wir, zu denen dies Thema nicht mit heiligen Stammeslauten spricht, etwas von der gottseligen Ergriffenheit und dem weihevollen Aufschwung, mit denen der Dichter hier ans Werk gegangen und von seinem Werke gesegnet worden ist. Und das, obwohl nichts weniger als ein Drama zustande gekommen, vielleicht nicht einmal ernstlich angestrebt worden ist.

Das erste Bild macht freilich Miene dazu. Zwar hat sich, wenn der Vorhang aufgeht über Beér-Scheba am Rande der Wüste und über dem Hof im Hause Jizchaks (Isaaks), der fromme Betrug schon vollzogen, durch den sich Jaákob mit Hilfe seiner Mutter den Segen seines sterbenden Vaters erschlichen hat, zwar ist der Gesegnete, heimlich vor seinem Bruder Edom (Esau) und nächtlicherweile, schon davongeritten gen Chebron, aber wie diese Tat widerhallt in den Herzen der mitbetrogenen heidnischen Frauen Edoms, deren eine sie nur ein listiger, lachenswerter Spaß, deren andre sie ein zu wildem Haß aufpeitschender Frevel dünkt, wie sich der furchtbare und doch erhabene Gegensatz zwischen der Mutter und ihrem Erstgeborenen enthüllt, wie in Rebekah der Ahnenstolz, die von Abraham ererbte Gottvertrautheit und die Mutterliebe zu dem ihr im Innersten verwandten Wunsch- und Wahlsohn Jaákob, dem Milden, Frommen, Gütigen, Gottbegnadeten, aufstehen gegen den ihr in seiner dunklen Wildheit und Leidenschaft fremden Edom, den Jäger und Streiter — das alles scheint überträchtig von dramatischer Fruchtbarkeit. Aber zur Entladung, zur Geburt des eigentlichen Dramas kommt es nicht. Hier sowenig wie bei der Begegnung der feindlichen Brüder im zweiten Bild, auf der Bergkuppe von Beth-El.

Das setzt mit einer gar lieblichen Szene, einem echt alttestamentlichen Idyll ein. Wie um das erste Bild der wilde, aufreizende Ruch der Jagd, des Habers, des Betruges quoll, so um dies zweite der Klang von Herdenglocken und Hirtenflöten, der Duft würziger Kräuter und tauiger Nacht. Jaákob klimmt mit seinem treuen Knecht Idnibaál nach langer Wanderung zur Höhe herauf. Er hat unterwegs ein mutterloses Lämmchen aufgelesen, wärmt es an seiner Brust und tränkt es mit milchbenetztem Finger. Dabei entspinnen sich zwischen Herrn und Knecht tiefsinnige Gespräche von Länder- und Völkergeschick, wie eins, von Gott erhoben, stieg, und andre, von ihren Göttern verlassen, sanken, und, natürlich wie die Blüte am Zweig, entfaltet sich aus diesen schicksalstiefen Gesprächen die schon von der Mutter daheim vorbereitete feierliche Freilassung des Knechtes Idnibaál, dessen Väter Königssprößlinge waren. Selten sahen wir in unsrer zeitgenössischen Dramatik mit so stiller, bezwingender Gewalt aus dem harmonischen Bund von Rede und Tun eine Menschengestalt, ein Menschengemüt und einen Mannescharakter vor unsern Augen emporwachsen. Noch wäre es Zeit, nun endlich das Drama zu entbinden. Denn jetzt, da der Knecht seinen Herrn allein gelassen, naht im Ansturm wilder Rachwut Edom, um seinen Bruder, den Dieb seines Segens, zu fällen. Aber der Pfeil, den er auf Jaákobs Brust zielt, bleibt — ein Sinnbild ihrer beider Art und Wesen — im Fell des Lämmchens haften, und aus dem Zusammenprall der beiden wird unter Gottes sichtbaren Zeichen und Jaákobs überwältigender Güte und Demut eine neu besiegelte und beschworene Blutsbrüderschaft, die Edom entwaffnet und entfernt, damit sein Bruder allein sei mit Nebelfluten, Fels, Gewölk und Sternen in blauer Nacht.

Damit ist nun aber auch der letzte Rest des irdisch-menschlichen Dramas verabschiedet. Was jetzt anhebt und in der traumentrückten Zwiesprache Jaákobs mit Gott, mit seinen Erzengeln und Naturgebilden immer mehr anschwillt zum Hymnus, das offenbart sich uns bald als ein Oratorium, als eine Gebets- und Weihehandlung, in der es keinen dramatischen Widerstreit ebenbürtiger Gegner mehr geben kann und darf. Das Sichmühen darum erkennt man freilich auch hier. Quell und Stein fordern von dem Gottgesegneten kraft seiner Sendung Teilnahme für ihr gebundenes Leid und ihre drängende Sehnsucht, und den drei strahlenden Boten Gottes, die ihm mit Engelszungen den Sinn seiner Erwählung als Kraft, Milde und Herrlichkeit deuten, tritt als düsterer Gegenpart aus dem Schoße uralter Nacht Samáel entgegen, der Künder des Leids. Aber wo bleibt des Menschen Stimme, wenn der Herr



Aufn. Nicola Perscheid, Berlin

Richard Beer-Hofmann

Zebaoth und seine himmlischen Heerscharen reden? In diesem Chor der Überirdischen, aus dem es in der erhabenen Versmusik Beer-Hofmanns bald wie Posaunenschall, bald wie Orgelton, bald wie Sphärengesang ertönt, sinkt Jaákob schnell zum bloßen Empfänger und Echo herab, in dem seine eigne Kraft und Persönlichkeit stirbt. Alles, was von hier bis ans Ende erklingt — und das ist noch eine weite Strecke —, ist im Grunde eine einzige Disputatio seraphica, und auch diese ergießt sich schließlich in eine deklamatorische Hymne auf den Weltberuf des gotterwählten Volkes, als dessen Vorkämpfer und Vertreter Jaákob erscheint.

Hier und noch an mancher andern Stelle wird offenbar, daß der Dichter sich nicht mit einer Verherrlichung des »auserwählten Volkes« begnügen, daß er darüber hinaus zielen möchte auf einen allgemeinen Welt- und Menschheitssinn seiner Dichtung. Wie Jaákob dem Edom, so steht überall und stets Friede dem Kampf, Demut dem Machtbegehren, Geduld dem Trotze, Güte der Gewalt gegenüber. Aber dieser die Form und Gestalt der Dichtung sprengende Ehrgeiz bleibt vollends im Wort stecken. Und auch wenn er sich greifbar zu künstlerischem Gebilde entwirkte, wir würden diesem allzu kühnen Gedankengange doch keine Gefolgschaft leisten können. Denn sobald dies Thema von der Gnade und dem Fluch des Segens aus der jüdischen Schale gelöst wird, zeigt es uns seine Blößen und Beulen. Dann auf einmal sehen wir den schamlosen Betrug, durch den Jaákob zu dem Segen seines Vaters kam, und wie gegen diese Voraussetzung bäumt sich unser Selbst und Eigen noch gegen manches auf, was dem jüdischen Empfinden natürlich, schön oder wohl gar heilig erscheint. Man kann dann wohl selbst die begreifen, die in dieser Dichtung, zumal im gegenwärtigen Augenblick, eine Überhebung, eine Herausforderung erblicken, während der zionistische Dichter sich vielleicht nur zu weit hat hinreißen lassen von dem Rausch und Stolz seines uralten Blutes.

Dieser Dichtung wurde im Deutschen Theater eine Aufführung zuteil, die sich ihren sabbatlichen Feierglanz aus höheren Regionen als der gleichen Kunstbegeisterung holte. Es war ein jüdisches Nationalgedicht, was sich da wie Orgelklang auf die ergriffenen Zuhörer herabsenkte und mit Strömen von Licht ihre entzückten Augen überschüttete. Moissi lieh dem Jaákob den psalmodierenden Triumphgesang seiner Stimme, die freilich nie ganz das Fremdartige für uns verlieren wird; Ernst Deutsch goß die schicksalsdunklen Weissagungen des Samáel in das Erz seiner federnden Oratorik um; Maria Fein bekleidete die matriarchalische Hoheit der Rebekah mit dem Faltenwurf gottbewußten priesterlichen Stolzes.



Aufn. Fritz Richard, Berlin

Maria Fein als Rebekah in Richard Beer-Hofmanns Schauspiel »Jaákobs Traum« (Deutsches Theater in Berlin)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Ernst Deutsch als Samáel in Richard Beer-Hofmanns Schauspiel »Jaákobs Traum« (Deutsches Theater in Berlin)

Schlichter, erdennäher und volkstümlicher geht es in Rolf Lauckners »Predigt in Litauen« zu. Auch diese dramatische Bilderfolge (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin) holt sich ihren Ansatz aus der Bibel. Der Evangelist, meint dieser gern auf abseitigen Pfaden wandelnde Dichter, habe die Geschichte von dem verlorenen Sohn, der reuig ins Vaterhaus zurückkehrt, nicht zu Ende erzählt und schließe deshalb komödienhaft. Aber das Gleichnis habe einen tragischen Epilog, einen sehr tragischen! Fritz Demant, der Pfarrersohn aus Litauen, der draußen in der großen Welt als Künstler und Mensch Schiffbruch erlitten hat und nun wieder mit wunder, zerrissener Seele ins heimatliche Nest geschlüpft ist, findet daheim bei seinem verwitweten Vater — Mutterliebe ist ihm kaum zuteil geworden — wohl christliche Verzeihung, aber nicht die starke, verständnisvolle Pflegerhand, die ihn wieder aufrichtet und zum Leben tüchtig macht. Denn der Pfarrer ist selbst ein von bitterem Zwiespalt geplagter Mann. Aus Schlesien in dies Grenzland eingewandert, wo sich deutsches und slawisches Volkstum so gefährlich nahe berühren und die alten heidnischen Bräuche in dumpfen Irrlehren weiterleben, hat er in dreißigjähriger Amtstätigkeit nicht den Weg zu den Herzen seiner Gemeinde zu finden vermocht. Nicht daß es ihm an menschlicher Güte und Barmherzigkeit fehlte. Aber der strenge lutherische Glaubenseifer hat eine Kruste darumgelegt, und wenn er selber einmal schwach werden möchte gegen all die kleinen Schwächen und argen Laster, die ihn umgeben, ringt er sich in heißen, gebetdurchwachten Nächten Härten ab, auch wenn sie ihn selbst am härtesten treffen. Pflicht, Gerechtigkeit, Zucht, Ordnung! sind seine immer wiederholten Worte. Einer alten Frau, die im Säuferwahn Selbstmord begangen hat, verweigert er trotz den Bitten der Gemeinde das ehrliche Begräbnis, und von den Volkskunstbestrebungen will er ebenso wenig wissen wie von den heimlichen religiösen Zusammenkünften. In seinem dogmatischen Amtseifer merkt er es kaum, daß sein wiedergefundener Sohn ihm weiter und weiter entgleitet und bei Trunk und lockeren Margellen die alten schlüpfrigen Wege sucht. Erst ein litauischer Amtsgenosse, der sich besser als er auf die Bedürfnisse des Volkes versteht, weil er jeden nach seinem Glauben leben und selig werden läßt, muß ihm die Augen öffnen. Und dann überrascht er eines Abends seinen Fritz inmitten einer jener heimlichen Versammlungen, die ihm so verhaßt sind, wie er Aufruhr gegen den Eng- und Hartsinn seines eignen Vaters predigt. Das trifft ihn an seinem wundesten Punkte, und nun kommt es zu einem furchtbaren Zusammenstoß zwischen den beiden, wobei der Sohn die Pistole auf die Brust des Vaters richtet, um schließlich aber nicht ihn,



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Friedrich Kayßler als Pastor Demant und Jürgen Fehling als dessen Sohn in dem Schauspiel »Predigt in Litauen« von Rolf Lauckner (Volksbühne in Berlin)



Sigurd Ibsen

sondern sich selbst zu erschießen. Doch er fällt nicht als alleiniges Opfer dieser Pflichten- und Gefühlsverwirrung. Wie die kleine Annta, die ihr sechzehnjähriges Herz an ihn gehängt hat, geht den dunklen Weg auch der Pfarrer, und es ist, als ob das verkannte und verschmähte Litauerland selbst an ihm Rache nähme, wenn er, im Begriff, sich am Brückengeländer zu erhängen, aus der Schlinge des Strickes in den dumpfbrausenden Fluß hinuntergleitet.

Auch diesmal wieder hat Lauckner diesen Doppelkonflikt zwischen dem Vater und dem wiederverlorenen Sohn nicht in einem festen dramatischen Gefüge, sondern in lose zusammenhängenden Bildern zu gestalten versucht. Vieles bleibt da, wie schon in »Christa« und dem »Sturz des Apostels Paulus«, im Lyrischen und Epischen befangen, vieles, und gerade das Schönste, eine feine seelische Stimmungsszene zwischen dem Pfarrer und seiner Schwester und eine kindlich zarte Zwiesprache des bangen Vaterherzens mit der nicht minder bangen Annta, der das Geständnis ihrer Liebe ebensowenig über die Lippen will wie dem redegeübten Pfarrer die Sorge um seinen Einzigen: das und noch manches andre flattert wie taumelnde Sommervögel über die Beete, ohne doch befruchtenden Samen in den Kelch der eigentlichen Handlung zu tragen. Auch müßten wir, im Guten oder Bösen, mehr von dem inneren Widerstreit zwischen Vater und Sohn miterleben, sollen wir nicht von ihrem Zusammenprall und gewaltsamen Untergang in der Art gewisser äußerlicher Dramatiker überrumpelt werden, deren Namen man ungern mit dem eines Dichters wie Lauckner in einem Atem nennt. An sichtlichen Fortschritten fehlt es deshalb nicht. Vertieft und gefestigt hat sich besonders Lauckners Gestaltungskunst, soweit sie einzelne Personen betrifft. Der Vater, sein eigentlicher tragischer Held, aber auch manche Nebenfigur, so der derbe, etwas zynisch angehauchte Junggeselle von Landarzt, der eingeborene und eingewurzelte litauische Amtsbruder des starrköpfigen Demant, ja selbst die stark sinnlichen und deshalb leicht kitschig geratenden Frauen und Mädchen aus dem Volke, nicht zuletzt die wie ein junges Birkenstämmchen vom Sturmwind ihrer ersten und letzten Liebe geschüttelte Annta — aus Nachklängen bloßer Heimatserinnerungen und dem Studium verwandtschaftlicher Vorbilder wachsen so runde und lebensvolle Gebilde nicht. Fast sehen wir dieser dramatischen Entwicklung mit einiger Bangnis entgegen. Wenn darunter nur nicht die leisen lyrischen und musikalischen Schönheiten ersticken! Denn die schwermütig süße Volks- und Lebensmelodie, die durch die neun Bilder geht, ist vielleicht das Wertvollste der Dichtung, Lauckners eigenster und innerster Besitz, den er um keinen noch so lockenden Bühnenerfolg verkaufen sollte.

Die Aufführung der Volksbühne ruht, wie so oft in diesem Hause, auf der festgegründeten Gemüts- und Seelenkraft Friedrich Kayßlers. Von ihm darf sich ein oft nur andeutender Dichter, der die Gefühle gern in der Schwebe läßt, seine Hauptgestalt getrost fort- und zu Ende dichten lassen. Aber auch Jürgen Fehling als Sohn steht diesmal seinen Mann. Sonst leicht etwas zu weich und verschwimmend, wie die Lyrik seines Großvaters Geibel, zeigt er hier zum erstenmal, daß er auch dramatisches Feuer und tragisches Mark im Leibe hat.

Da das politische Stück, das in keinem Berliner Theatermonat fehlen darf, diesmal nicht auf deutschem Boden zu finden war, nahm man's aus Norwegen. Es ist dort oben früher aus dem Ei geschlüpft als bei uns. Der Grund dafür liegt wohl in den engeren und einfacheren politischen Verhältnissen, die kaum je über die Grenzen des Landes hinausschweifen und deshalb viel näher mit dem Menschlichen, um nicht zu sagen Nachbarlichen und Familienhaften verwandt sind. Der kleinstaatliche Politiker läßt sich schon bei dem alten Ibsen und dem alten Björnson nicht übersehen, bei dem leiblichen Sohn des »Volksfeind«-Dichters, dem Schwiegersohn dessen, der den »König« und das von der Politik zerstörte Liebesschicksal Paul Langes und Tora Parsbergs geschrieben hat, ist er das Entscheidende und Erschöpfende geworden. Sigurd Ibsen bleibt Diplomat auch als Dramatiker. Ein Stück, das gemessener, überlegter und berechnender aufgebaut wäre als sein dreiaktiges Drama »Robert

Frank« (deutsch von Julius Elias bei S. Fischer in Berlin), haben wir lange nicht gesehen. Es kommt ganz aus dem Kopfe, einem klugen und geistreichen Kopfe, der uns viel Gescheites und Nachdenkliches zu sagen hat — das Herz ist kaum daran beteiligt. Und das in einem Drama, dessen politischer Held sein tragisches Schicksal aus der Hand der — Liebe empfängt. Der Ministerpräsident Robert Frank, ein Mann aus Stahl und Eisen, ist in seinem politischen Handeln nur einmal schwach und sich selber untreu gewesen: als er den jungen schwärmerischen und feurigen Arbeiterführer Levinski, der sein kühles realpolitisches Anerbieten, die Arbeiter am kapitalistischen Unternehmergewinn zu beteiligen, stolz und brüsk abwies, nicht wie die andern mit Revolte drohenden Führer erschießen ließ, sondern ihn und nur ihn im letzten Augenblick verschonte. Und warum? Weil er fürchtete, die Liebe der jungen amerikanischen Journalistin an diesen hinreißenden Feuerkopf zu verlieren, sobald er ihm zu den schwarzen Lassallelocken auch noch den Nimbus des politischen Märtyrers ums Haupt winde. Da haben sich einmal in seinem Handeln zwei Mächte miteinander vermischt, zwischen denen, wie bei der Schlange und beim Weibe, ewige Feindschaft herrschen sollte: Politik und Liebe. Aus dem widerspänstigen Bunde entspringt sofort das Verhängnis. Der geschonte und freigelassene Arbeiterführer gerät bei seinen Genossen in den Verdacht des Verrats und weiß sich von



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Conradt Veidt als Henry in Arthur Schnitzlers Schauspiel »Der grüne Kakadu« (Lessingtheater in Berlin)



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Theodor Loos als Gewerkschaftsführer Levinski in Sigurd Ibsens Schauspiel »Robert Frank« (Lessingtheater in Berlin)

diesem Makel nicht anders zu reinigen, als daß er den inzwischen zwar, nach dem Fehlschlage seiner Politik, gestürzten, nun aber erst recht für seine menschlichen Gefühle freien Minister niederschießt. Es hatte sich da ein einziger Stein in seinem wohlberechneten Gebäude gelockert; dort setzte die Rache des Schicksals den Hebel an und warf den ganzen stolzen Bau über den Haufen. Wahrscheinlich wirkt bei dieser Tragik des jüngeren Ibsen auch eine moralische Überlegung mit, ein doppeltes Motiv sogar: der Politiker, der offen bekennt, daß mit seinem Gewinnbeteiligungsvorschlag das Herz, irgendein weiches Gefühl für den Arbeiter gar nichts zu schaffen habe, und der Liebhaber, der Leben oder Tod eines Menschen als Einsatz beim Spiel um seine Liebe braucht, sie versündigen sich beide an dem, was jedem von ihnen in seinem Kreise ein Heiliges und Unantastbares sein sollte. Aber wo wäre in diesem Stücke überhaupt Herz, Gefühl, wo gar das, was den Namen Liebe verdiente? Um an dem Geschick dieses vom ewigen Widerpart der Politik erschlagenen Politikers wahrhaft teilzunehmen, müßten wir tiefer in sein und wohl auch in Miß Camerons Innenleben hineinsehen, als Sigurd Ibsen es sich, ihnen und uns zuzumuten wagt ... Das Stück war schon lange vor unsrer Revolution da. Und doch wirkt manches aus den Gesprächen, namentlich aber aus den Parlament und Volkswillen verachtenden Programmreden Franks, als sei es auf unsre unmittelbare politische Gegenwart gemünzt. Mit Aristophanes und Lucian würde

es freilich kaum anders gehen. Wo eine starke, willens- und wirklichkeitsbeherrschte Persönlichkeit im Drama aufsteht, muß es zwischen ihr und dem demokratischen Zeitgeist, der sie umgibt, brennende und sengende Funken sprühen.

Im Lessingtheater wurde diese Elektrizität des Dialoges — in die entscheidende Handlung springt sie kaum hinüber — von Alfred Abel (Frank) und Theodor Loos (Levinski) fast in dramatische Energie übersetzt, während Hans Fischer und andre ein paar scharf geprägte Politiker- und Diplomatenerscheinungen ausarbeiteten. Soviel es das bloße erquickende Dasein und die beseelten Augen einer Frau vermögen, trug Lina Lossen, deren herrlicher Deutschheit man die Amerikanerin freilich schwer glauben mag, ein Stück der vom Verfasser vergessenen Herzlichkeit in das »Stück ohne Herz«.

Nicht nur beim neutralen Ausland, nein, auch bei der historischen Vergangenheit, der musenfreundlicheren Schwester von 1789 müssen die revolutionsgierigen Bühnen von heute ihre Anleihen machen. So tauchte im Lessingtheater für ein paar Wochen Arthur Schnitzlers »Grüner Kakadu« wieder auf, diese am Tage des Bastillensturms in einer Pariser Spelunke spielende Groteske, die in einer verwegenen, jäh zum Ernst überspringenden Komödianterei sich die blutige Wirklichkeit der kommenden Revolution vorausspiegeln läßt. Weder mit dem überschäumenden Leben, das in diesem effektvoll zugespitzten Einakter pulsiert, noch mit dem farbenglühenden Zeit- und Sittenbilde, das es darstellt, kann sich auch nur von ferne das plumpe, geist- und witzlose Machwerk vergleichen, in dem ein gewisser Herr Cahen im Staatstheater das Schieber-, Spieler- und Glücksrittertum dieser Tage aufs Korn zu nehmen behauptet, um freilich immer nur ins Zentrum seiner eignen Leere zu treffen. Eher noch sind ein paar Farbenspritzer von der Schnitzlerschen Palette auf Max Herrmanns Zirkus- und Bordellstück »Albine und Aujust« gefallen, mit dem das Kleine Schauspielhaus eine Weile Sensation zu machen suchte. Hier ist manchmal wirklich etwas von dem knisternden Bei- und Durcheinander von Tod und Leben, Lust und Qual, Maske und Wirklichkeit, das der Wiener zur Virtuosität ausgebildet hat, und auch der Trick, daß der Verfasser im letzten Akt selbst auf die Bühne kommt, sich pardautz mitten unter die Gestalten seiner Phantasie niederläßt und frostig-gallige Glossen zu ihrem Spiel und Schicksal macht, hat sein Vorbild im Stil des Schnitzlerschen Puppenspiels. Man hat dies persönliche Auftreten des Verfassers, eines buckligen, grotesk häßlichen Männchens, geistige Prostitution gescholten, und gewiß kommt dem Zuschauer dabei ein Geschmack wie von Teufelsdreck auf der Zunge. Aber ich muß gestehen, daß man erst aus »diesem Punkte« den ganzen wie von einer bösartigen Bestie ausgelassenen Geifer dieses Stückes versteht, und daß ein solches literarisches Desperadotum, sich mit seinem Werke vor dem Publikum gemein zu machen, etwas schauerlich Erschütterndes hat. Auch das gehört wohl zu dem Höllenzauber dieser Zeit.

Daß der aber sogar einen so friedlich-soliden Dichtersmann und Bürgermeister wie Georg Reicke ein wenig anstecken werde, hätt' ich mir vor seiner Komödie »Sie« nicht träumen lassen. Da schildert er in einer bildhübschen Berliner Droschkenkutschertochter einen Racker von Lebe- und Strebemädel, der sich so gründlich auslebt, die Liebhaber so an der Strippe tanzen läßt, mit Bekleidung so sparsam, mit Liebesschwüren, Ehering und Taufschein so verschwenderisch umgeht, daß sich zuweilen selbst Wedekind seiner nicht zu schämen brauchte. Denn das ist keine freche Berliner Range mehr, an deren keckem Mundwerk und unverfrorenem Mutterwitz man seine gesunde Freude haben könnte, das ist in Puppengestalt schon die Dirne, aus der jeden Augenblick auch die Hochstaplerin und noch Schlimmeres sich »entwickeln« kann. Gewiß findet man stellen- und streckenweise sein Ergötzen an dieser Mademoiselle Wirbelwind, die gleichzeitig einen Musiker, einen Kommerzienrat, einen (falschen) Baron, einen Oberkellner, einen alten Onkel und noch einige andre nach ihrer Pfeife tanzen läßt und dabei alles von oberst zu unterst kehrt, zumal wenn der Kobold in Spitzenunterröcken von einer so temperamentvollen Darstellerin wie Erika Gläßner im Komödienhaus gespielt wird; aber schließlich, wenn der fünfaktige Spaß sich gar zu weit von der schönen Einsilbigkeit des Titels entfernt, vergeht einem der Humor dabei. Und doch hätte es Reicke aus seiner Kenntnis des Berliner Volkslebens, von der der zweite bei Droschkenkutschers spielende Akt erfreuliches Zeugnis ablegt, so nahe zum Volksstück gehabt. Nur ein wenig mehr aus dem natürlichen Milieu und seiner natürlichen Gefühls- und Denkwelt herausgeholt, und aus der Puppe wäre vielleicht so etwas wie ein berlinischer Charakter und Typus geworden, mit dessen Glück oder Pech sich von Herzen hätte lachen oder weinen lassen. Aber anscheinend war es dem Dichter des »Grünen Huhns« und des »Eignen Tons« diesmal allein darum zu tun, eine wirksame Rolle für übermütige, hübsche und kecke Liebhaberinnen zu schaffen, und das ist ihm freilich in ausgiebigstem Maße gelungen. Ich sehe schon die lange, unendliche Kette der Hannahs vor mir, die da über unsre Bühnen wirbeln werden, und wenn sie sich müde getollt haben, wird der Reigen im Kino von neuem beginnen.



Heinrich Mißfeldt: **Figur für ein Kriegergrabmal**

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919

Von Kunst und Künstlern

Kurt Haase-Jastrow: Aus Schloß Freienwalde — Viktor Ehemann: Dippoldiswalde — Hermann Widmer: Aus dem Sundgau und Aus Galizien — Gertrud Zuelzer: Auf dem Balkon — Hugo Vogel: Bildnis der Frau Prof. Vogel — Eugen Ludwig Hoeß: Hochgebirge — Emil Fuchs: Die Brücke — Landschaftsaufnahmen von Dr. Ernst Tönnies in Hannover: Am Solling und Blick auf den Davoser See — Heinrich Mißfeldt: Figur für ein Kriegerdenkmal

er Zufall hat die beiden Schloßbilder von **Fritz Bayerlein** und **Kurt Haase-Jastrow** in ein Heft gebracht; nun sie aber so dicht nebeneinander stehen, wird uns ihre bedeutsame Gegensätzlichkeit erst recht klar: dort, in der Eremitage von Bayreuth, das übermütige, blitzende und funkelnde Rokoko; hier, in dem **Schloß Freienwalde** a. d. Oder, einem Bau des Großen Kurfürsten, der bescheidene, zurückhaltende Klassizismus. Haase-Jastrow hat eine ganze Reihe von Innenbildern aus Schlössern des 17. und 18. Jahrhunderts gemalt, aber alle gehen sie nicht so sehr darauf aus, mit alter verstaubter Pracht zu prunken, als vielmehr das eigentümliche vergangenheitsduftige Licht- und Luftleben der heutigen Räume zu schildern. Es ist ein innerer Sinn und Zusammenhang darin, wenn dieser Künstler überall, in Paretz, in Wörlitz, in Freienwalde, nicht das herausfordernde Rokoko, sondern den gesetzteren Klassizismus malt; entspricht doch dieser Stil, wie auch aus seiner neuen Wiedergeburt in der Baukunst hervorgeht, der Art des Norddeutschen in manchem wichtigen Charakterzug.

Auch hat dieser 1885 in Jastrow in Westpreußen geborene Maler seine entscheidenden künstlerischen Eindrücke von der norddeutschen Hügellandschaft und sodann von einem Meister empfangen, der durchaus im norddeutschen Boden wurzelt. Eugen Bracht wirkte damals freilich schon in Dresden, aber seine märkische Art, die dereinst einer ganzen Generation (»Märkischer Künstlerbund«) Ziel und Richtung gegeben, hatte ihn von der Spree an die Elbe begleitet und blieb ihm auch treu, als aus dem flammenden Pathetiker schon der klug beherrschte Meister geworden war, der seine Mittel weise im Zaum zu halten wußte. Aber noch ein andrer Einfluß darf bei Haase-Jastrow nicht vergessen werden. Die Dresdner Studienzeit schenkte ihm die Freundschaft mit dem Maler Wilhelm Claus (1914 in Paris gestorben), und der mit lebhaftem Temperament gepaarte feine Geschmack dieses Frühreifen hat gerade auf die Schloßbilder seines Freundes Haase-Jastrow entscheidend eingewirkt.

Von Viktor Ehemann, der unsern Lesern schon bekannt ist, bringen wir in dem Farbendruck »Dippoldiswalde« ein neues Bild aus seiner erzgebirgischen Heimat. Wieder begegnen wir einer heutzutage seltenen Vereinigung von Stimmungskraft und farbiger Schönheit mit formaler Klarheit. Ja, Ehemann gehört zu denen, die die Form bewußt betonen, weil sie der Meinung sind, daß eine weiche malerische Wirkung nur durch die gewissenhafte und richtige Abwägung der Ton- und Farbenwerte erreicht werden kann, nicht aber durch absichtlich übertriebene nebelhafte Verschwommenheit der Formen. Daß man auf diesem Bilde auch an dem koloristischen Reiz der Einzelheiten seine Freude haben kann, ohne etwa die Ruhe und Geschlossenheit der Gesamtwirkung zu vermissen, lehrt ein Blick auf den sanft gewölkten Abendhimmel, auf das zarte Zweigwerk der Bäume und die teils rot, teils gelb erhellten Fenster.

Hermann Widmer, von dem wir vor nicht langer Zeit Volkstypen aus dem Osten gezeigt haben, hat uns für dies Heft zwei Landschaften gegeben, friedliche Früchte seiner Tätigkeit als Kriegsmaler. Das Aquarell »Aus dem Sundgau« mag heute schmerzliche Gefühle in uns wecken — hat nicht aber diese urdeutsche Bauart des Gehöfts und der darüberstehenden Kirche auch etwas Tröstliches für uns? Sie können es von unserm Leibe trennen, doch nicht unserm Geiste entfremden und nicht aus unserm Herzen reißen. Die Flußlandschaft aus Galizien ist eine von den lieblichen, beinah süßlichen Idyllen, die wir diesem »rauhen Hochland« vor dem Kriege gar nicht recht zutrauten. Bis uns dann im Jahre 1915 der galizische Feldzug darüber belehrte, daß der nördliche Teil des Landes sich in ein sanftes Hügelgelände verflacht, das viel Ähnlichkeit mit den Flußlandschaften der Norddeutschen Tiefebene hat.

Gertrud Zuelzers Ölbild »Auf dem Balkon« verrät dem Kenner in der Kraft seiner Farbe, den kecken Gegensätzen und dem stark betonten Impressionismus die Abstammung aus der Schule Arthur Kampfs. Doch wirken wohl auch Pariser Einflüsse nach. Sehr gut hat es die Berliner Künstlerin, von der der Preußische Staat letzthin einen »Gottesdienst im Walde« angekauft hat, verstanden, die Mitte zwischen Bildnis und Zustandsbild zu halten, wie es ihr auch gelungen ist, die heftigen Kontraste zwischen dem Weiß der Tischdecke und dem Rot der Bluse durch die Tönung des Porzellans zu sänftigen.

Hugo Vogels Bildnis seiner Frau ist eins von denen, die man »repräsentativ« zu nennen pflegt: ganze Figur, beherrschte Haltung, große Gesellschaftstoilette. Der Geschmack von heute geht wohl auch im Bildnis mehr auf das Intime. Man braucht aber nur einmal einen ganzen Saal von Frauenbildnissen beisammen gesehen zu haben, wie 1918 auf der Düsseldorfer Ausstellung, um zu begreifen, wie belebend zwischen »Intimitäten und Alltäglichkeiten« auch so ein pathetisches Bildnis zu wirken vermag.

Die beiden Blätter »Hochgebirge« von Eugen Ludwig Hoeß und »Die Brücke« von Erich Fuchs sind Proben aus dem neuen Jahrgang des Kalenders »Kunst und Leben«, den Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf nun schon zum zwölften Male erscheinen läßt (Preis 4 *M*). Nichts zeigt so deutlich die Liebe und das Verständnis, deren sich die Schwarzweißkunst mittlerweile bei uns erfreut, als der Dauererfolg dieser Jahresgabe. Auch der neueste Jahrgang hat sich durch den Umsturz der Zeit sein ursprüngliches Programm nicht zerstören lassen: den Betrachter der das Kalendarium begleitenden Sonn- und Festtagsblätter durch den Spiegel der Kunst in deutsches Landschafts-, Haus- und Geistesleben blicken zu lassen. Thoma fehlt diesmal, dafür aber sind Schiestl, Ubbelohde, Bauer, Franck, Kallmorgen, Kampf, Liebermann, Reifferscheidt, Steinhausen, Vogeler, Volkmann und noch etwa 40 andre mit Zeichnungen und Originalholzschnitten vertreten, und aus den 55 Blättern, die sie beigesteuert haben, webt sich, mit neuen Sinnsprüchen und Versen älterer und zeitgenössischer Dichter durchwirkt, ein Bild deutscher Gegenwartskunst zusammen, das einen freundlichen, erwärmenden und erheiternden Glanz in die Tage des kommenden Jahres zu tragen verspricht.

So ein Schwarzweißkünstler, der mit den einfachsten Mitteln etwas Künstlerisches zustande bringt, ist eigentlich auch der Winter. Er breitet eine weiße Schneedecke auf den Boden, betupft Zäune, Baumstümpfe und Zweige mit Flocken oder Reif, läßt die Sonne darauf scheinen, und das herrlichste Schwarzweißblatt ist da. Es braucht dann nur noch das gutbewaffnete Auge des »Kunstphotographen« darüberzukommen, um einen solchen Naturausschnitt richtig zu erspähen und in guter Komposition, zu deutsch Raumverteilung, sowie in guter Beleuchtung auf die Platte zu bringen, wie es in den beiden Aufnahmen von Dr. Ernst Tönnies geschehen ist. Freilich finden sich solche »Kunstphotographen« nicht selten gerade unter den »Dilettanten«, den Liebhabern, die noch nicht durch handwerkliche Mache und allzu glatte Übung abgestumpft sind für die feineren Stimmungen und Abtönungen, auf die es hier ankommt.

Heinrich Mißfeldts Figur für ein Kriegergrabmal erscheint wohl auf den ersten Blick etwas weich für den Zweck; macht man sich aber vertraut mit ihr, so teilt sich uns bald die ruhige gesammelte Kraft dieser ganz in ihr Werk der Erinnerung und Dankbarkeit vertieften Mädchengestalt mit, und dem Auge ist es ein Wohlgefallen, diesen ausgeglichenen Linien des Marmors zu folgen. F. D.



Victor Ehemann: Aus Dippoldiswalde

Literarische Rundschau

Weihnachtliche Auslese

II

Die Bücher üb r bildende Kunst haben unter allen Literaturzweigen wohl am meisten unter den erschwerten und behinderten Arbeitsbedingungen der Kriegsjahre zu leiden gehabt. Es fehlte an gutem Kunstdruckpapier, es fehlte an guten neuen Aufnahmen, es fehlte an gutem Metall und guten Farben für die Druckplatten. Doch wollen wir auch den Vorteil dieser Schwierigkeiten nicht verkennen. Zunächst ist die heimische Kunst im Wettbewerb mit der fremden besser zu ihrem Rechte gekommen, auch hat sich das Tüchtige und Bewährte deutlicher von dem Modischen und Oberflächlichen geschieden, und ältere, eingebürgerte Werke, die sonst vielleicht von der andrängenden Flut des Neuen vor der Zeit hinweggeschwemmt worden wären, haben neue Ausgaben und Bearbeitungen erlebt.

Das gilt besonders von einigen wohlbekannten und wohlbewährten Werken der Kunstgeschichte.

In neu bearbeiteter und vermehrter Auflage ist Karl Wörmanns Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker erschienen (Leipzig, Bibliogr. Institut). Hier sind alle bedeutsamen Fortschritte der Kunstwissenschaft verwertet, alle neuen Auffassungen und Würdigungen der verschiedenen Zeiten und Strömungen, wenn nicht übernommen, so doch kritisch erwogen und berücksichtigt, ohne Schädigung freilich der einheitlichen Gesamtauffassung, die von Anfang an ein Vorzug dieses Werkes war, und ohne Trübung der klaren und durchsichtigen, mit Hunderten von Abbildungen erläuterten Darstellung.

Auch Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte (Leipzig, Alfr. Kröner) hat sich mitten im Kriege eine neue Auflage ertrotzt, die zehnte seit seinem ersten Erscheinen (1855). Vor kurzem ist der zweite Band dieser neuen von Joseph Neuwirth bearbeiteten Ausgabe erschienen (geb. 20 ℳ). Er behandelt die frühchristliche Kunst und das Mittelalter, und in ihm gab es besonders viel nachzutragen, auszufeilen oder umzugestalten. Denn hier, zumal für die frühchristliche Kunst des Orients, hat die jüngste Kunstforschung viel Neues zutage gefördert und mit manchem alteingewurzelten Vorurteil aufgeräumt. Ähnlich erging es der Kunst des Islams, die gleichfalls in diesen Band fällt. Der Bearbeiter mußte hier oft selbständig vorgehen, ja sogar manches völlig über Bord werfen. Auch die Pietät selber dürfte ihn deshalb nicht schelten. Bietet er doch durch eigne Einschaltungen reichlichen Ersatz für die notgebrungenen Opfer, und gewinnt nun doch der Benutzer wieder die Gewißheit, daß der Text in allen wesentlichen Punkten im Einklang mit der neuesten Forschung und Betrachtungsweise steht. Selbst der heute so kostspielige Bildschmuck hat Ergänzungen erfahren.

Noch weniger als diese älteren, die gesamte Kunst umfassenden Werke wendet sich Georg Dehios neue, erst im Erscheinen begriffene Geschichte der Deutschen Kunst (Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walther de Gruyter & Ko.) an die Fachgelehrten, sondern sucht ihre Leser bei den Gebildeten überhaupt. Dehios Held ist das deutsche Volk, er gibt deutsche Geschichte im Spiegel der Kunst. Hinter den Kunstwerken stehen ihm die Menschen: die, die sie schufen, und die, für die sie geschaffen wurden. Deutsche Kunst in uns aufnehmen, heißt für ihn soviel wie: in Berührung mit dem Seelenleben unsrer Vorfahren treten; deutsche Kunst verstehen: uns selbst verstehen, die Kunst als etwas mit der Ganzheit des geschichtlichen Lebensprozesses unsers Volkes unlöslich verbundenes begreifen. Also ein durchaus historisches, kein kunstpsychologisches oder kunsterzieherisches Werk. Das wird vielen eine Lockung bedeuten: niemals, jetzt am wenigsten, dürfen wir uns den geistigen Zusammenhang mit unsrer Vergangenheit zerreißen lassen. Das Werk ist in Straßburg entstanden, im Angesicht des Münsters, »dessen Steine in Ewigkeit deutsch reden werden«. Der erste Textband (370 Seiten) reicht bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts; ihn ergänzt ein gleich starker eigner Bilderband mit fast 500 Abbildungen, den man neben den Text legen mag.

Poesie in der Malerei, Gemüt, Seele, Innerlichkeit, was gäbe es, wonach unsre Sehnsucht mehr verlangte als danach! Der Impressionismus von gestern, der das Maß aller Dinge, den Menschen, zurücksetzte hinter das Unkörperhafte und Seelenlose, hinter Luft, Licht, Atmosphäre, physisches Milieu, sich also völlig einstellte auf Farbenreiz und Technik, vermag uns diese Sehnsucht so wenig zu stillen wie der Expressionismus von heute, der zwar über das Technische hinweg den Zusammenhang mit den Ideen der Zeit zu finden sucht und auch den seelischen Vorgängen wieder ihr Recht in der Kunst erobern möchte, aber dafür Formen und Sinnbilder wählt, die uns einstweilen noch fremd und taub sind, weil ihnen die Anklänge an die in uns wohnenden Vorstellungen fehlen. Da heißt es schon Einkehr halten bei den gott- und naturseligen, den märchengläubigen und deutschinnigen Meistern der Vergangenheit, bei Künstlern, »die mit ihren Schöpfungen an die Bezirke des Philosophischen und Poetischen grenzen, die von seelischen Kämpfen geschüttelt werden, aber auch mit den höchsten Wonnen des Künstlertums gesegnet





Aus den »Deutschen Liedern« von Otto Ubbelohde (Verlag von N. G. Elwert in Marburg)

sind«. Das tut ein neues Buch des Bruckmannschen Verlages in München, das sich »Deutsche Malerpoeten« nennt (geb. 16 *M*) und unsern entzückten Augen, noch mehr aber unserm bewegten Herzen in anderthalbhundert, zum guten Teil farbigen Nachbildungen Werke Josef Anton Kochs, Ludwig Richters, Kaspar David Friedrichs, Philipp Otto Runges, Eduard von Steinles, Waldmüllers, Schwinds, Spitzwegs, Blechens, Feuerbachs, Böcklins, Thomas u. a. vorführt. Georg Jacob Wolf hat den verbindenden Text dazu geschrieben, nicht in jener üblen, erkältenden Kritikermanier, die nur auf das Historische, Formale und Technische eingeht, sondern mit feinfühliger Nachempfindung des seelischen Gehalts, des Gemüts- und Geisteslebens, wie es sich in den Bildern ausdrückt. Die Romantiker Arnim und Brentano nannten ihre vor hundert Jahren gegründete Zeitschrift »Tröst-Einsamkeit«; ein poetisches Fragment des 12. Jahrhunderts, das den Weg des Herzens aus Not und Leidenschaft zum Heil und zur Gnade schildert, heißt »Trost in Verzweiflung« — so etwas kann uns in diesen dunklen Tagen, da die Morgenröte so ferne, die Nacht so tief und unendlich zu sein scheint, das schöne erquickende und lindernde Buch von den »Malerpoeten« werden.

Vor wenigen Monaten haben wir die Freude gehabt, Hans Thoma, einen Meister des Pinsels und der Feder, in Frische und Gesundheit 80 werden zu sehen. Ein Ehrentag für ihn, ein Erntetag für uns. Denn seine alte Freigebigkeit, an solchen Tagen selbst zu schenken, hat er auch diesmal wieder bewährt. Nicht nur daß ein Karlsruher Kunstfreund ein hübsches Büchlein Gedichte und Gedanken aus seinen Erinnerungen, Betrachtungen und Bekenntnissen zusammenstellen konnte, ein Brevier deutscher Art und Kunst (Konstanz, Reuß & Itta), nein, er selbst hat uns aus der Fülle seiner äußeren und inneren Erlebnisse Neues gegeben: einen dritten Teil zur »Suchenden Seele«, diesmal »Wege zum Frieden« genannt, Pfade der Seele, die aus dem Chaos der kriegerischen Welt in ein edel beruhigtes Christentum voll Menschenliebe und Gottvertrauen leiten, und sodann einen neuen Band Erinnerungen »Im Winter des Lebens«, gesammelt aus acht Jahrzehnten, Spaziergänge in der Heimat, in Freund- und Nachbarschaft, in süßen und bitteren Tagen, durchwirkt mit feinen, tiefsinnigen Betrachtungen und schönen beredten Bildnissen aus der Thomaschen Familie (beide Bände bei Diederichs in Jena).

Wie Thoma seine Schwarzwaldheimat, so wird Otto Ubbelohde nicht müde, mit Feder, Bleistift und Radiernadel das hessische Land zu feiern. Bei Elwert in Marburg ist im Lauf der Jahre eine Reihe solcher Bildermappen und -hefte erschienen, zuletzt eine Sammlung von 12 Federzeichnungen »Aus schöner alter Zeit«, die es hauptsächlich auf altertümliche malerische Winkel aus Marburg und Umgebung abgesehen hat und mit Vorliebe dem Idyllischen nachgeht; ferner ein Heft mit Vervielfältigungen seiner das Epische und Dramatische bevorzugenden Ra-

dierungen, die zu den Originalen selbst hinleiten sollen. Mehr noch wird zu der wunden Seele unsrer Zeit ein kleines Büchlein sprechen, das zwölf Deutsche Lieder mit Zeichnungen begleitet. Wie hier mit den einfachsten und sparsamsten Mitteln der heimlichste Stimmungsgehalt, die innerste Melodie der Volksweisen von heut und gestern getroffen ist, mögen die Proben zeigen.

Sowenig wie Thoma seine alemannische, Ubbelohde seine hessische, sowenig verleugnet Rudolf Schiestl, Lehrer an der Nürnberger Kunstgewerbeschule, seine fränkische Art. Auch nicht, wenn er, wie es während der letzten Kriegsjahre der Fall war, in Lille sitzt und französische Straßentypen oder notgedrungene Karikaturen auf feindliche Staatsmänner zeichnet. Am besten aber gefällt er uns, wenn er die Stachelrüstung abtut und aus dem friedlichen Gemütskreis des deutschen Soldaten schlichte, treuherzige Gefühle in seiner manchmal etwas breiten und eckigen, immer aber ehrlichen, kernigen und echt deutschen Art illustriert: ein Weihnachts- oder Neujahrslied, ein paar Verse aus alten lieben Volksliedern, die Heimkehr des Landsturmmannes oder ein deutsches Dorfidyll. Diese an Dürer geschulten, mit Richter, Schwind und Thoma verwandten Blätter (fünfzig, zum Teil farbige Zeichnungen mit Text; Verlag der Liller Kriegszeitung) waren den militärischen Kommandostellen oft nicht scharf und schneidig genug; um so wertvoller werden sie mit jedem Jahre, das uns von dem Krieg entfernt, denen werden, die die »lieblichen Gefühle«, nicht dem Völkerhaß opfern möchten.

Zu den süd- und mitteldeutschen Zeichenkünstlern noch ein norddeutscher. Auch wenn Rudolf Sievers, der Braunschweiger, dessen Graphik wir vor einiger Zeit in den Monatsheften gewürdigt haben (Aprilheft 1917), sein bei Zwißler in Wolfenbüttel erschienenes Kunterbuntes Bilderbuch (geb. 4½ M) nicht mit so hübschen Versen eingeleitet hätte, wüßten wir, daß er ein Poet ist. Ich gebrauche absichtlich das Fremdwort, um die leise Altertümlichkeit seiner Zeichnungen anzudeuten und das Schöpferische, die immer rege, bald tiefernste, bald spielerische Erfindungskraft seiner Phantasie zu betonen. Als Türhüter vor diesem neuen Band steht ein Hanswurst mit dem Narrenstab in der Hand, aber schon die bittersüße Miene dieses Narren verrät uns, daß drinnen im Hause, ebenso wie bei Shakespeare, der Ernst neben dem Scherz, das Weh neben der Fröhlichkeit, das Grausige neben dem Lustigen wohnt. Sievers zeichnet uns närrische Käuze, ausgelassene Zechkumpane, galante Kavaliere und zärtliche Liebespaare, aber seine Feder zieht auch die Schwächen, Eitelkeiten und Verrücktheiten der Menschen ans Licht und verschont uns nicht mit den Schrecken und Grausamkeiten des Krieges, die er jahrelang am eignen Leibe gespürt hat. Doch auch hier schreibt er keineswegs naturalistisch die Wirklichkeit ab, sondern läßt seiner Phantasie, seinem Humor und seinem Stilgefühl Freiheit genug, um aus der flüchtigen Situation den Gefühls- und Stimmungsgehalt zu gewinnen, selbst wenn der Gegenstand nur ein Drahtverhau oder ein Bagagewagen ist.



Aus den »Deutschen Liedern« von Otto Ubbelohde (Verlag von N. G. Elwert in Marburg)



Aus den »Deutschen Liedern« von Otto Ubbelohde (Verlag von N. G. Elwert in Marburg)

Der Weg zur Kunst, vornehmlich der zum Kunstgewerbe, geht durch das Handwerk. Niemand hat diesen Satz nachdrücklicher verfochten als der Berliner Maler Hermann Widmer in seinem »Buch der kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe« (Berlin, Georg Siemens; 3. Aufl.). Gewiß ist Kunst weder lern- noch lehrbar. Aber jede, auch die höchststehende, hat im Greifbaren und Überlieferten wurzelnde Vorbedingungen, und für die braucht man die Ratschläge und Weisungen erfahrener Männer, die den Weg zum Ziel schon gefunden haben. Warum soll jedes neue Lebensgeschlecht all die Irrtümer und Umschweife abermals machen, an die schon das vorausgegangene Zeit und Mühe genug verloren hat? Hier findet also der zu irgendeinem Kunstzweig strebende Jünger und Anfänger alles nur Wissenswerte über Berufswahl und Ausbildung, über die wirtschaftlichen Bedingungen und Aussichten des künftigen Berufs, ob er nun Tischler oder Innenarchitekt, Holz- oder Steinbildhauer, Drucker, Dekorations-, Theater- oder Glasmaler, Ziseleur, Graveur, Kunstschmied oder -töpfer, Buchbinder, Weber oder Zeichner werden will. Aber selbst dem hochstrebenden Kunstmaler, der doch auch erst das Handwerkliche beherrschen muß, bevor er Bilder malt, hat dieser Ratgeber manches zu sagen, was hilft und fördert.

Für Freunde alter schöner Bücher hat der Münchner Staatsbibliothekar Dr. Karl Schottenloher einen Leitfaden verfaßt, der, mit vielen Abbildungen ausgestattet, den Band 14 der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler bildet (Berlin W 62, Rich. Carl Schmidt & Ko.; geb. 12 *M*). Das Buch wendet sich aber nicht etwa an die Büchergecken und Büchernarren, sondern an Bücherliebhaber und Bücherfreunde, wobei freilich hauptsächlich an Sammler alter Bücher gedacht ist. Die Darstellung beginnt bei der Erfindung der Buchdruckerkunst und endet an der Schwelle des 19. Jahrhunderts; das Hauptgewicht liegt auf der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts.

In derselben Sammlung bietet Hans Mützel dem Sammler und Liebhaber von Originalkleidungsstücken eine Kostümkunde, keine Entwicklungsgeschichte der Tracht, sondern Anregungen, nach welcher Richtung hin gesammelt und geforscht werden kann, und einen Überblick über das bereits in unserm Besitz Befindliche. Natürlich ist auch dieser Band (geb. 9 *M*) reich illustriert (140 Abbildungen), wenn auch leider ohne Farbe.

Wer ein historisch vertieftes und doch unterhaltend geschriebenes, vor allem glänzend illustriertes Buch aus der Modegeschichte sucht, etwa als Geschenk für eine kunstfreundliche Dame, erinnere sich an Max von Boehns »Modespiegel« (Braunschweig, Westermann), den wir schon im Septemberheft gewürdigt haben. Ein hübscher und bezeichnender Titel, den Boehn da gefunden hat: Modespiegel. Denn ohne ein bißchen Eitelkeit geht es selten ab bei Modedingen. Aber der Ernst des Kulturhistorikers, die Strenge des Gesundheitslehrers und das Stilgefühl des Kunstkenners brauchen hier nicht zu schweigen. Boehn beherrscht auch diese Felder. Fast gleichzeitig mit dem

»Modespiegel« ist von ihm ein andres Buch erschienen: Bekleidungskunst und Mode (mit 135 Abbild., in Pappband 12 M; München, Delphin-Verlag). Da steigen wir aus dem bunten Garten der Zeitmoden auf den Turm der Geschichte, der Menschheitsgeschichte. Und bald gewahren wir, wie eng die Kleidung und ihre wechselnden Formen mit allen Gebieten des menschlichen Daseins zusammenhängen, wie Klima, Schamgefühl, Hunger, Liebe, Schmuckbedürfnis, Kunstfertigkeit, Koketterie, Standesunterschiede, Wehrhaftigkeit und noch hundert andre Dinge ihre Fäden in das Gewebe tun. Boehn geht hier manchmal dicht an die Grenze des praktischen Leitfadens für eine auf ästhetischer Grundlage ruhende Bekleidungskunst und erörtert volkswirtschaftliche Fragen, die höchst »nüchtern« scheinen. Aber da er auch in diesen Kapiteln nie seinen feinen Geschmack, seinen anmutigen Stil und seine Freude an bezeichnenden Anekdoten verliert, da er alles, was er vorträgt, mit beredten Bildern aus der Kunst, aus dem Bekleidungsgewerbe und dem Gesellschaftsleben erläutert, so ist es auch hier ein Genuß, ihm zuzuhören.

Unsre Wohnkunst wird sich in Zukunft zu bescheideneren Formen bequemen müssen, als sie lange Zeit auch in unsern Bürgerkreisen beliebt waren. So kommt dem prächtigen Bilderwerk, das der Münchner Baukünstler Emanuel von Seidl über sein selbsterbautes und -ausgestattetes Stadt- und Landhaus herausgegeben hat (Darmstadt, Alex. Koch; geb. 32 M), wohl mehr ein historischer als ein vorbildlicher Wert zu. Aber der Geschmack für künstlerische und stilgerechte Wohnungseinrichtung läßt sich ja auch an Formen bilden, die man nicht erreichen kann. In all diesen durch 80 Abbildungen vor Augen geführten Räumen waltet jedenfalls ein aufs feinste ausgebildeter Sinn für Maß und Gefüge, eine Harmonie der Raumverteilung und -gliederung, ein heiterer, festlich-musikalischer Sinn, dem doch die behagliche Hausfreude nicht abgeht, und der sich ohne Anmaßung in die natürlichen Bedingungen der Landschaft zu fügen versteht.

Aus Wohn- und Putzstube ins Freie soll uns ein Buch unsers Mitarbeiters Harry Maaß geleiten. Die Leser wissen, mit welcher Wärme, aber auch mit welcher Sachkenntnis der Lübecker Gartenbaudirektor für eine verinnerlichte Pflege des Eigengartens eintritt. Nun hat er ein volkstümliches, durchaus auf das Praktische gerichtetes Buch geschrieben: »Wie baue und pflanze ich meinen Garten?« (München, Bruckmann; geb. 10 M), ein Buch für den Laien, der nicht fremde Gartenbauer, sondern eignen Geschmack, eigne Liebhabereien und eigne — Sparsamkeit walten lassen will. Anderthalbhundert von Maaß selbst ausgeführte Pläne und Anlagen erläutern die Schrift, die wie keine sonst Wirtschaftlichkeit und Einfachheit mit feinem Sinn für alles Lebensvolle und Naturschöne verbindet. Möchte dies Buch recht vielen ein Leitfaden zu vertiefter und verfeinerter Lebensfreude werden!

Landschafts- und Völkerdarstellungen, während des Krieges fast zu üppig, jedenfalls zu schnell gediehen, sind heute spärlich geworden. Wir müssen unter den neuen Lebens- und Forschungsbedingungen, die uns der Friede auferlegt hat, erst wieder lernen, uns bei uns selbst zurechtzufinden und nach außen auf neuen Wegen neue, friedliche Eroberungen zu machen, ehe wir uns in die Ferne locken lassen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß eine Mutter ihre Kinder dann mit der innigsten Liebe umgibt, wenn schwere Krankheit deren Leben oder eine Verirrung ihre Heimatstreue bedroht. In solcher Lage befindet sich heute Germanias jüngste Tochter, unsre deutsche Ostmark. Große Teile von ihr sollen mit Posen vereinigt, andre durch polnisches Land vom Reiche getrennt werden. In solchen bangen Stunden hat der Ostmärker mehr Anspruch denn je auf die Teilnahme der Volksgenossen in Süd und West, und so wird mancher dem Büchlein, in dem Prof. Fritz Braun eine gedrängte, aber anschauliche und farbensatte Landeskunde des deutschen Nordostens gibt, Hand und Herz öffnen (Leipzig, Friedr. Brandstetter; mit Zeichnungen von A. Espey und A. Fahlberg). Polen, Masuren und Litauen werden hier von einem gründlichen Kenner nach Klima, Oberflächengestalt, Pflanzen- und Tierwelt sowie nach ihren völkerkundlichen, kulturellen und landschaftlichen Verhältnissen dargestellt.

Noch schmerzlicher ist für uns heute das Kapitel, das mit dem Namen Elsaß-Lothringen verbunden ist. Deutsch nach Herkunft und Kultur seiner Bewohner, hat das Land eine wechselreiche Geschichte erfahren, und jetzt scheint es, als sollte es uns für immer aus der Hand gleiten, nicht nur weil wir es als Kampfpreis in einem unglücklichen Kriege verloren, sondern auch weil vorher schon die feineren Mittel seelischer Beeinflussung versagt haben. Wir werden deshalb nicht aufhören, Land und Volk zu lieben, und danken es dem Elsässer Martin Spahn, daß er sie uns gerade jetzt nach ihrer staats-, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung geschildert hat (Berlin, Ullstein & Ko.).

Nun wir wieder im Frieden mit der Welt leben und allmählich an unsre alten freundschaftlichen Völkerverbindungen denken dürfen, sollten wir uns gerechterweise auch einiger guter, fremden Völkern und Ländern gewidmeter Werke erinnern, die 1914 in das Unwetter des jäh hereinbrechenden Weltkrieges geraten und dadurch um ihre verdiente Wirkung gekommen sind. Dazu gehört Josef Pontens doppelbändiges Werk »Griechische Landschaften« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Verfasser selbst,



unsern Lesern als Novellist von starker Erfindungs- und Gestaltungskraft bekannt, nennt es »einen Versuch künstlerischen Erdbeschreibens« und betont damit das Zusammenspiel von Wissenschaft und dichterischer Anschauung, das hier waltet. Wir kleben ja wohl längst nicht mehr an der alten Überlieferungsfabel, daß zwischen diesen beiden Mächten ewige Feindschaft bestehe, daß sie sich gegenseitig vernichten müßten. Aber es ist gut, wenn uns ihr friedlicher und fruchtbarer Bund von Zeit zu Zeit wieder praktisch vor Augen geführt wird. Das geschieht hier in vorbildlicher und achtunggebietender Weise. Freilich, so gründlich und umfassend Pontens geologische und botanische Kenntnisse sein mögen, der Dichter behält am Ende doch die Oberhand über den Gelehrten. Zumal hier dem Wort in dem von Frau Julia Ponten von Broich besorgten Bilderband ein höchst reizvoller und bestechender Bundesgenosse entsteht. Da sind Farbenbilder (Pastelle), Zeichnungen und Aufnahmen zu einem Panorama Griechenlands vereinigt, wie wir es gleich bequem, übersichtlich, künstlerisch durchgebildet und geschmackvoll angeordnet bisher nicht hatten, in diesen knappen Zeiten so bald auch kaum wieder erhalten werden. Und diese Bilder werden vor uns lebendig, werden mit all ihren Einzelheiten zum Sprechen gebracht dadurch, daß sich die literarische Darstellung unmittelbar, genau und einzeln mit ihnen beschäftigt. So greifen Wort und Bild ineinander, und alles bleibt greifbar gegenwärtig. Ein andrer, der gleich viel an Einzelkenntnissen und Sonderforschungen über atmosphärische Verhältnisse, Bodenbeschaffenheit, Ackerbauarten, Tierzucht, Gesteinbildung u. a. zu vergeben hätte, möchte leicht lehrhaft werden; Ponten wird davor durch die Wärme seines Gefühls, die Kraft seiner Anschauung und die Beweglichkeit seiner Gestalterfreude bewahrt.

Unter den großen Entdeckern werden die beiden Nordländer Frithjof Nansen und Sven Hedin immer einen hervorragenden Platz behaupten, zumal da sich in ihnen persönlicher Mut und wissenschaftlicher Ernst mit einer seltenen Darstellungsgabe paaren. Die Wissenschaftlichen Volksbücher für Schule und Haus, die Fritz Gansberg bei Westermann herausgibt, tun deshalb gut daran, statt fremder Bearbeitungen ausgewählte Stücke der Originalschilderungen in ihre Sammlung aufzunehmen. So ist dort neuerdings aus dem Bericht über die zweite große Reise, den Hedin in seinem zweibändigen Werke »Im Herzen von Asien« niedergelegt hat, ein Auszugband erschienen, der die Hauptpunkte und die schönsten Abschnitte daraus festhält (mit 8 Bildern), und aus Nansens klassischem Nordpolwerk »In Nacht und Eis« sind besonders kennzeichnende und dramatische Episoden zu kleinen in sich abgerundeten Erzählungen herausgeschält worden, denen es gewiß gelingen wird, die unvergänglichen Forscher-, Charakter- und Darstellungswerte des großen Werkes auch der Jugend und dem Volke einzuprägen. F. D.

Bücher unsrer Mitarbeiter

Ältere Leser werden sich noch der Erzählung »Mutter« erinnern, des letzten größeren novellistischen Beitrages, den unsre Monatshefte von dem bald darauf verstorbenen Albert Geiger bringen konnten. Es war eine historische Erzählung aus der Fugger- und Welserzeit, und die Zeitfärbung machte nicht den letzten Reiz des Werkes aus; die eigentliche Schönheit entblühte aber auch hier, wie in allen Dichtungen des badischen Poeten, den inneren, seelischen Vorgängen, und der lyrische Klang, der durch die Erzählung geht, hallte am längsten und tiefsten in uns nach. Die Dichtung ist jetzt erst als Buch erschienen, noch vom Verfasser selbst kurz vor seinem Tode überarbeitet, mit Buchschmuck von Helle Fackler (Konstanz, Reuß & Itta).

Josef Pontens »Meister«-Novelle — die doppeldeutige Wortverbindung mag stehenbleiben, weil sie ihren guten Sinn nicht nur für den Stoff, sondern auch für den Kunstwert der strengen und starken Dichtung hat — mußte bei ihrem ersten Erscheinen in den Monatsheften wohl etwas an Wirkung einbüßen, weil sie hier notgebrungen, entgegen ihrem Aufbau und Rhythmus, geteilt werden mußte. Jetzt bietet sie sich zu »ungeteiltem« Genuß in der Buchausgabe der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) dar.

Zum erstenmal, wenigstens als Romanschriftsteller, ergreift Heinrich Lilienfein ein religiöses, sogar ein kirchlich-dogmatisches Thema. Sein neuestes Buch »Die feurige Wolke« (Stuttgart, Cotta), kein Kriegsroman, aber eine Frucht des inneren Kriegserlebens, schildert den schweren, nahe an den Abgrund seelischer Vernichtung führenden Kampf eines jungen Landgeistlichen, der aus seinem mildgütigen, vom Geist des Johannesevangeliums geleiteten Leben- und Wirken ins Feld gerissen wird, sich im Sturm der Ereignisse für eine Weile dem Schwert der Gewalt verschreibt, dann aber, wenn auch unter schweren Erschütterungen seines Selbst, zum friedlichen Reiche allgemeiner Menschenliebe zurückkehrt, um, schicksals- und leidensbereit, vor aller Welt ein offenes und tapferes Bekenntnis vom wahren Christentum, wie er es nun erst erkannt hat, abzulegen. Ein Zeitbuch, das seine Wurzeln tief in die ernstesten Fragen der Gegenwart senkt, voll sittlicher Verantwortung und prophetischer Strenge, doch in doktrinloser dichterischer Freiheit zu reiner Kunstform gestaltet.

Arthur Brausewetters neuer Roman »Zum Herrschen geboren« (Berlin, Warneck) sucht sich seinen Stoff im Schoße einer Familie, deren drei ungleiche Söhne ihrer stolzen Mutter eine Art Learschicksal bereiten, weiß aber in diesem fest umgrenzten Kreise wiederum all die tiefgründige Menschenkenntnis und Lebenserfahrung zu bewähren, die den Büchern Brausewetters neben dem sittlichen Ernst und der sozialen Gerechtigkeit eigen sind. — Nachdenklichen Lesern, die sich von einem klugen Kopf und feinen Herzen gern Texte des täglichen Lebens ausdeuten und aus dem Inneren der Seele auftauchende Fragen beantworten lassen, sei Brausewetters Büchlein »Mehr Liebe!« empfohlen (Leipzig, Max Koch): eine linde und doch stärkende Arznei gegen die Anfechtungen des Zweifels, der Verneinung und der Kälte, die unter den schwarzen Fittichen dieser Tage durchs Land schleichen.

Unser Mitarbeiter Ottomar Enking ist gleichzeitig mit zwei Romanbüchern auf dem Plan, einem leichten Unterhaltungsbuch und einer tiefer schürfenden Geschichtserzählung. Die historische Erzählung wählt als Helden den wismarischen Wollenweber »Claus Jesup«, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts aus einem braven Handwerker zum kühnen Aufrührer geworden ist, und forscht, da die Geschichtschreibung versagt, mit dem Recht und der Kraft dichterischer Phantasie seinem Charakter sowie seinen menschlichen und politischen Beweggründen nach, in Treue gegen den überlieferten Gang der Tatsachen, aber nicht ohne bedeutsame Parallelen zu verwandten Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart (Dresden, Carl Reißner). Das zweite Buch, ein echter Roman freier Erfindung und neuzeitlichen Stoffes, hat weder den Tiefgang noch die »Versetzung« des ersten Fahrzeuges, es tänbelt, hüpft und schillert wohl manchmal ein bißchen — wie sein Titel: »Das Pünktlein auf der Welle« (Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung) —, aber im Grunde sind es auch hier die rechtschaffenen Mächte der Arbeit und Freude, der Tüchtigkeit und Zufriedenheit, denen der Kranz gewunden wird, und in diesem Kranze fehlt es auch diesmal an dem feinen Kräutlein Humor nicht. Bildnis des Verfassers und Einführung von Ferd. Gregori seien willkommen; die Bilder von Berwald, so wismargetreu sie sein mögen, ließen sich entbehren.

Die See- und Hansestoffe werden augenblicklich stark bevorzugt; ein Kind muß wohl erst Abschied nehmen vom Elternhause, soll man sich seiner ganzen Liebe zu ihm bewußt werden. Wie Enking das alte Wismar, so wählt Hugo von Waldeyer-Hartz das alte Lübeck zum Schauplatz seines Romans »Die nagende Maus« (Berlin, Fr. Zillessen). Aber wenn er auch Jürgen Wullenweber, Markus Meyer, Godeke Engelstede und andre historische Gestalten der alten lübischen Hanseherrlichkeit auftreten läßt, im Grunde ist es doch ein Spiegelbild unsrer Gegenwart, was hier aus den sturmbewegten Wellen des 16. Jahrhunderts auftaucht. »Die nagende Maus«, die von unten her den am Lübecker Dom blühenden Rosenbaum, das Sinnbild der lübischen Kraft und Freiheit, zerfrißt, daß er welk wird und abstirbt, ist sie nicht auch ein Sinnbild unsrer Tage?

Zwei ältere, schon an der Gunst der Leser erprobte Romanbücher von dem Hamburger Emil Frithjof Kullberg kommen in neuen Ausgaben (Braunschweig, Westermann): die hamburgische Kaufmannsgeschichte »Ludwig Bösenberg und Sohn«, die in dem Konflikt zwischen einem älteren und einem jüngeren Hamburger Kaufmann sich die neuere handels- und verkehrswirtschaftliche Entwicklung der Hansestadt spiegeln läßt, ihr Bestes aber in den Schilderungen der kleinen Leute von der Waterkant gibt, schon in dritter Auflage; der »Joachim Sterntaler«, die von Deutschland nach Italien und den Niederlanden hinüberspielende Entwicklungsgeschichte eines Handwerksgesellen zum vollgültigen Künstler und festgeschmiedeten Charakter, in zweiter. Beide Bücher setzen, wenn auch mit neuen Mitteln der Darstellung, das Vermächtnis Freytags fort, nämlich das Volk da aufzusuchen, wo es am tüchtigsten ist: bei seiner Arbeit.

Doch wir dürfen nicht einseitig sein; Süd- und Mitteldeutschland wollen auch ihr Recht, auch von dort kommen unsre Mitarbeiter mit neuen Gaben der Roman- und Novellenkunst. Den in Leipzig schaffenden Rheinländer Julius R. Haarhaus kennen unsre Leser als feinen Naturbeobachter und Tierschilderer; er ist aber auch Romanschriftsteller, und sein Steckenpegasus ist der Jagdroman. Welcher Grünrock kennt nicht das »Haus Malepartus«? Diesmal kommt uns Haarhaus mittelalterlich. Sein »Birschknecht von Hambach« (Berlin, Paul Parey) führt uns ins 16. Jahrhundert, an den Hof des Herzogs von Jülich, der alljährlich im Jagdschloß zu Hambach dem edlen Weidwerk obliegt, und läßt aus dem bunten Gemälde altertümlicher Jagdbräuche und -abenteuer, harter Glaubenskämpfe und Rechtshändel die kernige Gestalt des Birschknechtes Hubert hervortreten, dessen Mut und Tatkraft freilich nicht verhindern kann, daß seine ihm still ergebene Korbula, ein frisches Naturkind, von einem tragischen Geschick ereilt wird.

Fritz von Ostini, der Münchner, für gewöhnlich bei den Meistern und Werken der bildenden Kunst daheim, hat sich diesmal mit Frau Themis angefreundet. Sein Roman »Tat und Schuld« (Leipzig, Staackmann) ist ein regelrechter Kriminalroman, auch wenn sich sein »Fall« nicht in gewerbsmäßigen Verbrecherkreisen er-

eignet, sondern den entarteten Sprößling einer alten fürstlichen Familie auf Abwegen zeigt, auf die ihn leidenschaftliche Liebe gedrängt hat. Diesen Kriminalroman aber hat ein Mann von Geschmack, von Welt- und Menschenkenntnis, von vertiefter Seelenkunde geschrieben, und so erhebt sich dies Buch beträchtlich über das Durchschnittsmaß des Genres.

Das Haus L. Staackmann in Leipzig sucht seit langem schon eine Ehre darin, den österreichischen Roman- und Novellenschriftstellern auf reichsdeutschem Boden eine gastfreundliche Verlagsherberge zu bieten. Auch dies Jahr wieder sind dort eine ganze Anzahl österreichischer Bücher erschienen, darunter ein paar von Verfassern, deren Namen bei unsern Lesern guten Klang haben. Wir behalten uns ausführlichere Besprechung vor und nennen einstweilen: Adam Müller-Guttenbrunns Lenau-Roman »Sein Vaterhaus«, die leidenschaftlich bewegte Liebes- und Ehegeschichte des Fähnrichs Franz Niembsch und der Theresia Maigraber, der Eltern des Dichters Lenau, entworfen auf dem Hintergrunde der napoleonischen Epoche und der Kaiser-Franz-Zeit; ferner den von starken, kühnen Gedanken erfüllten Weltanschauungsroman »Heidentum« von Rudolf Hans Bartsch, aus dessen zum Licht, zur Tat und zur Freiheit emporträngenden Helden, dem »Heiden« Alerich Tusch, sich suchende Seelen Trost und Kraft holen mögen; und als dritten Band den Tiroler Roman »Der Garten Gottes« von Rudolf Greinz, der um Meran spielt, jedoch zu einer Zeit, da der Weltkurort noch in der Knospe schlummerte und die junge zarte Liebe, die im Mittelpunkt der Geschichte steht, noch nicht zu befürchten brauchte, im bunten Lärm der »großen« Welt unterzugehen. Robert Hohlbaums schmiegsame und wohltuende Kunst, die selten ihre Herkunft aus der Lyrik ganz verleugnet, begnügt sich für diesmal mit einem Novellenbuch. Doch die sieben Geschichten, die es unter dem Titel »Unsterbliche« vereinigt, sind nicht vom Zufall zusammengeweht, sondern werden durch ein festes geistiges Band gehalten. Denn ihre »Helden« sind Dichter und Denker aus unsrer vaterländischen Geschichte und Literatur: Johann Georg Fischart, der Flöhhatz-Satiriker; Pater Abraham (a Santa Clara), der mannhafte Wiener Sittenprediger; der junge Klopstock, aus dessen überschäumender Lebens- und Liebeslust schon der »Messias« heraufdämmert; Kleist, der bis zur Verzweiflung unglückliche Dichter des »Zerbrochenen Kruges«; E. Th. A. Hoffmann, der geniale Meister des Zechens und der Gespenstergeschichten; der einsam alternde Grillparzer; und endlich der Dichterbaron von Alt-Rahlstedt, dem der Hohenfriedberger noch einmal die Schlachtebene von St. Quentin vor Augen zaubert. Im »Pater Abraham« haben unsre Leser eine Probe dieser Novellistik zu kosten bekommen — mögen sie sich nun auch die andern sechs Schüsseln schmecken lassen!

Endlich noch der Hinweis auf eine hervorragend »aktuelle« Schrift des Tages. Siegfried Raetzer, ein gründlicher Englandkenner, fragt sich und uns, wie es gekommen, daß unsre Tüchtigkeit im Weltkrieg erlegen, die Mache der Engländer zum Sieg und Triumph gelangt ist. Und er beantwortet diese Schicksalsfrage mit dem Schlagwort »I am English!«, dem Titel einer Schrift (Berlin W 57, Verlag Politik), die nicht bloß die historisch-psychologischen Gründe dafür aufdeckt, sondern uns auch gleich einen praktischen Leitfaden zum Erfolg in die Hand gibt — zum Erfolg trotz unsrer Niederlage. Nicht blöde Nachahmung des englischen Verfahrens wird da empfohlen, nur die nötige nationale Würde, das nötige Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein werden von uns verlangt, das offene und stolze Bekenntnis »Ich bin ein Deutscher« trotz alledem. Haben wir keine Sorge wegen unsrer verminderten Leistungsfähigkeit! Wieviel war in England platter Schwindel — Raetzer führt höchst ergötzliche Beispiele dafür an —, und hat sich doch in der ganzen Welt durchgesetzt. Was die Engländer tatsächlich leisten, das können wir auch als Geschlagene noch »schlagen«. Fassen wir nur Mut zu uns selbst und glauben wir an uns! Dann werden die andern schon folgen.

*

Mitteilung. Im nächsten Heft beginnen wir mit der Veröffentlichung eines neuen vaterländischen Romans von Arthur Brausewetter, der aus der Seelenstimmung unsrer unmittelbaren Gegenwart schöpft. »In Lebensfluten — im Tatensturm« spielt auf einer großen Werft, im Hause des aus eigner Kraft emporgekommenen Werftbesitzers. Er schildert den Deutschen in seiner unverwüstlichen Arbeitstüchtigkeit und weist uns in der Rückkehr dahin die einzige Möglichkeit der Genesung.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien XIX/1. Pyrkergasse 3. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Fritz Burger: Kinderbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919





In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

I

as ist ein großes Glück, mein alter Junge, daß die liebe Sonne wieder scheint. Frieren für 'n alten Menschen ist eine böse Sache.«

»Du hast gefroren, Mutter?«

»Je nun — so 'n bißchen haben wir es wohl alle getan. Was macht's? Andre haben es noch schlechter gehabt, und da verlernt man das Klagen. Aber ich verschwatze den ganzen Vormittag, anstatt nach dem Essen zu sehen.«

»Darüber bin ich ohne Sorge. Ich bin viel in der Welt herumgewesen, Mutter. Eine solche Künstlerin der Küche habe ich nirgend gefunden.«

»Wenn man jetzt nur was zum Kochen hätte!«

»Das ist ja gerade die Kunst, aus wenigem viel zu machen, aus nichts die prächtigsten Gerichte. Und darauf verstehst du dich, Mutter, wie keine andre.«

Frau Morgenroth lächelte. Sie war eine kleine, etwas starke Frau mit schönen, vollen, schneeweißen Haaren, die, hochgekämmt, ehrfurchtgebietend über einer furchendurchzogenen klugen Stirn und einem bleichen Antlitz sich türmten, in dem viel Leid und Entsagung war. Aber wenn sie lächelte, war mit einem Male alles in ihm hell und warm. Wie eine weiche Sonnenhand strich dies mütterliche Lächeln über ihr Gesicht, glättete die harten Spuren von Traurigkeit und Not und stieg bis zu der kummervollen Stirn empor, auch dort sein heilendes Werk zu verrichten. Sie hatte ja nichts mehr auf der Welt als diesen Jungen, das sprechende Ebenbild ihres reichbegabten, ihr so früh genommenen Gatten, jetzt ihr einziges Glück, ihr ganzer Stolz. Und wenn der so ein liebevolles Wort ihr sagte, dann ging es wie ein Feuerstrom durch ihre müde gewordenen Züge und machte sie, die früh gealterten, wieder jung und frisch.

Nun erhob sie sich. Sie war gichtisch und stützte sich beim Aufstehen wie beim Gehen auf einen Stock mit einer Hornkrücke, den sie immer bei sich hatte. Aber in der gebückten Erscheinung wie in dem schweren, schleichenden Gang lag eine stille Vornehmheit, der weder Armut noch Entbehrung etwas anzuhaben vermochten.

»So gern ich bei dir bin, Mutter,« sagte Arno, indem er ihr möglichst unmerkbar — denn sie liebte es nicht sehr — beim Aufstehen behilflich war, »daß dir mein Besuch immer so viel Mühe und Kosten bereitet, ist eine etwas bittere Zugabe.«

»Weder das eine noch das andre. Das wäre ja noch schöner, wenn es nicht mal so weit reichte, meinen Jungen, den ich selten



genug habe, ein bißchen nett aufnehmen zu können. Es geht mir jetzt ja auch sehr gut, nachdem du mich so freigebig unterstützest.«

»Mutter, du weißt, daß ich das nicht hören mag. Was ich dir von meinem kargen Leutnantsgehalt abgegeben, ist wirklich nicht der Rede wert. Aber das wird nun anders werden ... ganz anders! Du wirst Augen machen! Wie eine kleine Fürstin sollst du leben, dir wieder dein Fräulein halten und ein Mädchen dazu! Und eine neue Wohnung wirst du beziehen und nicht mehr in diesen engen, feuchten Räumen hausen, dicht am Wasser, die für deine Gicht das reine Gift sind.«

Sie schüttelte abwehrend das weiße Haupt. »Junge, jetzt redest du gerade wie es dein Vater tat. Der hatte auch so schöne Rosinen im Kopf und baute Schlösser sein Leben lang. Aber immer in die Luft ... nur in die Luft. Das war es. Und mitten in ihrem Bau starb er und hinterließ nichts als die Bilder da an der Wand.«

Und sie wies mit dem langsam erhobenen Stock auf die Wände, an denen ohne Unterbrechung Bild an Bild hing, mit sichtbarem Schwunge und nicht übler Farbenmischung, aber technisch doch unvollkommen ausgeführt.

»Ja,« erwiderte er, siegessicher lächelnd, »das ist etwas ganz andres, der Vater und ich. Daß du das immer vergißt! Er war Künstler, nichts als Künstler, dazu schlecht ausgebildet, nur auf seine Phantasie und seine Gedanken sich stützend. Ich aber, Mutter, habe andre Anlagen mit auf die Welt bekommen, vielleicht von dir, von ihm sicher nicht. Und die werde ich nutzen, jetzt, wo man mich der kleinen Herzbeschwerde wegen freigegeben, darauf kannst du dich verlassen. Ein Diplomingenieur hat heute die ganze Welt offen und braucht nicht in die Luft zu bauen wie der gute, hoffnungsfrohe Vater.«

»Aber gerade diese Hoffnungsfreudigkeit hast du von ihm.«

»Das ist ja auch gut, daß ich sie habe. Nur darf es bei ihr nicht bleiben, man muß sie in die Tat übersetzen. Ich habe meinen ganz bestimmten Plan — doch nun mach nur erst dein schönes Mittagessen, eher hast du ja doch keine Aufmerksamkeit, nachher werde ich dir erzählen.«

Sie begab sich in das unmittelbar neben dem Wohnzimmer befindliche Gemach, das eigentlich nur ein Verschlag war und ihre bescheidene Küche darstellte. Während sie dort eifrig herumhantierte und bald ein leiser, wohlriechender Dampf die kleine Wohnung erfüllte, ging er mit langsamen Schritten über den alten, an mehreren Stellen bereits durchlöcherten Teppich, der den wenig ebenen, hier und dort stark sich senkenden Fußboden dürftig deckte. Voller Behagen reckte und streckte er den schlanken, sehnigen Körper, auf dem hübschen Antlitz lag Zufriedenheit mit sich und der Welt, und aus den frischen blauen Augen leuchtete wagender Mut und freudige Zuversicht. Nun öffnete er das altertümliche Fenster mit den vielen kleinen quadratförmigen Feldern mit einem so schnellen Ruck, daß es bedenklich in den Angeln zu wackeln begann, und ließ den Blick in die Landschaft schweifen, die sich, vom weichen, müden Mittagssonnenschein durchflutet, weithin vor ihm breitete. Alles war niedrig und eben, kein Hügel, keine Höhe, nicht einmal die geringste Erhebung. Auch kein Wald, nur ergiebiger Boden, fette Wiesen, feuchtgeschwängerte Luft ... die rechte Werder Landschaft.

Einige hundert Meter vom Hause entfernt schlängelte sich durch das üppige Gelände der Fluß, breit und schwer, von dicht bewachsenen Ufern hüben und drüben eingefaßt, ganz in seine Umgebung passend. Reges Leben war auf ihm. Große Oberkähne, von keuchenden Männern mit tiefgebeugtem Rücken an Leinen vom Ufer her gezogen, glitten so langsam und träge über das Wasser, daß eine Bewegung kaum zu spüren war.

Ein schriller Pfiff, ein schmutziggrauer Rauch, der in gerader, regungsloser Linie zuerst über das Wasser, dann über die blühende Wiese am Ufer kroch ... der Personendampfer nahte, der zweimal täglich die Verbindung mit der einige Stunden entfernt gelegenen Hauptstadt herstellte. Noch einmal ein langgezogener Pfiff, dann stockte die Maschine, der Dampfer hielt an der Landungsbrücke.

Arno sah nach der alten Schwarzwälder Uhr drüben an der Wand. Vier Stunden später mußte er an der Landungsbrücke stehen, den zweiten Dampfer zu erwarten, der ihn in die Stadt bringen sollte.

Da kam auch schon Frau Morgenroth mit gerötetem Gesicht, in der linken Hand den stützenden Stock, in der rechten die dampfende Schüssel, die sie auf den mit einem blendend



weißen Linnen überzogenen runden Tisch in der Mitte der Stube stellte. Noch einmal humpelte sie in die Küche und kehrte mit einer zweiten Schüssel zurück, in der sich prachtvolle, meist in der Schale gesprungene Kartoffeln befanden. Die beiden setzten sich, und die Mutter sprach nach alter frommer Art das Tischgebet.

»Ich kann dem lieben Gott gar nicht genug danken, daß ich nun nicht mehr Tag und Nacht in quälender Sorge zu sein brauche,« sagte Frau Morgenroth, die selber wenig aß und sich um so ungestörter an dem Wohlbehagen freute, mit dem ihr Sohn ein Stück nach dem andern von dem köstlichen Fisch verzehrte, für den sie die Hälfte ihrer wöchentlichen Rente bezahlt hatte. »Und im Grunde genommen bist du ja wohl auch ganz froh, aus dem Höllenkessel herauszukommen und deiner bürgerlichen Tätigkeit wiedergegeben zu sein!«

»Wie man das so nimmt, Mutter! An der Front ist es mir bis dahin immer gut gegangen. Ich war auch gerne draußen, wirklich gerne. Aber jetzt in letzter Zeit ... es ist zuviel Friedenssehnsucht da draußen, verstehst du, Mutter? Vier Jahre sind eine lange Last, und die Heimat hat uns vielleicht auch nicht immer gestützt, wie sie's gekonnt hätte. Aber sei außer Sorge, noch stehen wir unsern Mann, davor ist mir nicht bange. Bei uns im Regiment ist der Geist tadellos, und in den meisten andern ist es ebenso.«

Die alte Frau machte ein nachdenkliches Gesicht. »Du wirst jetzt vor allem an deine Gesundheit denken müssen,« sagte sie.

Da lachte er hell auf. Er hatte eine unbezwingliche Art, zu lachen, so froh und unbekümmert, so alle Furcht und böse Geister bannend, daß sie schon von seinen Jugendjahren an nichts so gern gehört hatte als dies helle, glückerfüllte Lachen.

»An meine Gesundheit denken und mich schonen! Wegen des kleinen Herzübels, das ich damals vom Gelenkrheumatismus zurückbehalten? Nein, liebste Mutter, jetzt habe ich andre Sorgen! Jetzt heißt es, die Pläne verwirklichen, die mir die ganze Zeit im Schützengraben vorgeschwebt, von denen ich geträumt in jeder ruhigen Stunde, ja, manchmal mitten im bewegten Kampf!«

»Und was für Pläne sind das?«

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, blies den Dampf der feinen türkischen Zigarette, die er zu rauchen pflegte, in bläulichen Kringeln von sich und erwiderte halb geheimnisvoll, halb mit triumphierender Freude: »Zu allererst möchte ich die rechte Anstellung haben. So eine ganz feine, selbständige! Auf einer ganz großen Werft, wie es nur wenige in Deutschland gibt. Damit ich es geradeheraus sage: Zum Mackatz will ich, seine rechte Hand werden, der Leiter seiner großen Unternehmungen!«

Frau Morgenroth schüttelte den Kopf. »Junge, Junge — wieder die alten Rosinen! Zum Mackatz wollen sie alle, er nimmt nur die Besten. Und gleich der Erste willst du bei ihm werden! Da wirst du lange warten können.«

»Wer weiß! Kurt Splettstößer war bei ihm. Freilich nur kurze Zeit. Dann mußte er hinaus. Nun braucht er Ersatz. Kurt hat es mir selber gesagt —«

»Ist eure Freundschaft da draußen die alte geblieben?«

»Gewiß — wenngleich er ja so ein ganz andrer Mensch ist wie ich: immer bedächtig, immer wägend. Aber tapfer ist er dabei und ohne Furcht, das habe ich mehrere Male erfahren.«

»Er hatte von eurer Kindheit an eine rührende Liebe zu dir —«

»Die hatte er,« gab Arno schon etwas zerstreut zurück. Er war nicht mehr ganz bei der Sache, andre Gedanken beschäftigten ihn. »Ich komme nicht mit leeren Händen zum Mackatz. Und sieh, Mutter, das ist mein zweiter großer Plan, auf den ich meine und deine Zukunft baue ... doch davon will ich heute nichts sagen. Es liegt noch ganz im dunkeln, und du würdest es auch gar nicht verstehen, denn es handelt sich um etwas Fachmännisches und Technisches.« Und er hüllte sich voller Wohlbehagen in sein Geheimnis wie in seine Zigarettenwolken. Frau Morgenroth aber schüttelte immer noch das greise Haupt und lächelte in ihrer feinen, stillen Weise über den Sohn, der so hoch hinaus wollte.

Indessen hatte sie den Kaffee bereitet, den schönsten Bohnenkaffee aus guter alter Zeit, den sie treulich aufbewahrt hatte, und von dem niemand einen Schluck zu trinken bekam außer ihrem Jungen.

Draußen flimmerte die Frühlingssonne, griff mit weichen Händen durch das halb geöffnete Fenster und ließ ihre jungen Kinder



im übermütigen Spiele auf den Tulpen und Hyazinthen, die auf einem breiten Brette standen, einander haschen und greifen. Nun huschten sie auch über den ehrwürdigen Teppich dahin, versteckten sich in seine Falten und lugten mit blinzelnden Augen aus seinen Löchern und Rissen hervor. Die echte rechte Frühlingsstimmung war in der Stube, sang und brauste durch das junge Blut des Sohnes und teilte sich auch der Mutter mit, daß ihre Augen, die so manches Mal trübe und traurig in den Höhlen träumten, hell und froh wurden und ihre weißen Haare wie Silber funkelten. Nur an die Sache mit Macketatz wollte sie noch nicht glauben.

»Der nimmt dich nicht, mein Junge — nein, nein, er nimmt dich nicht!«

»Er wird es schon tun.«

»Er wird auch gleich eine Stelle freihaben, so ganz hoch oben, in die du dich nur hineinzusetzen brauchst!«

»Das findet sich schon, wenn ich erst bei ihm bin. Du hattest doch von früher her Beziehungen zu ihm, Mutter. Ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit, daß du öfters von ihm sprachst.«

»Gewiß, ich kannte ihn sehr gut. Wir sind alte Spielgefährten und gingen eine Zeitlang in dieselbe Schule. Er stammte aus einem Dorfe, das nicht weit von unserm Gute lag. Aber ich glaube, er mochte mich nie recht. Das kam wohl von seinem Vater her. Der war ein einfacher Bauer, der von den Adligen nichts wissen wollte und mit meinem Vater wegen eines Stückes Land in harter Fehde lag. Dem Jungen war es bald auf dem kleinen väterlichen Besitztum zu eng. Er war so 'n derber, stämmiger kleiner Kerl, ich sehe ihn ganz genau vor mir. Eines Tags ging er in die Stadt, kam in die Werft, heiratete eine unscheinbare Frau, die älter war als er und keinen Pfennig mitbekam, und rückte dann mit einem Male in erstaunlicher Schnelligkeit von Stufe zu Stufe empor. Bis der alte Mollinger starb und nach dessen letztwilliger Verfügung das ganze Unternehmen in seine Hände kam. Aber nun ruhte er erst recht nicht — doch du nimmst ja gar nichts von dem Kuchen, mein Junge! Schmeckt er dir nicht? Ich habe ihn vom besten Mehl für dich gebacken.«

»Prachtvoll schmeckt er, Mutter, aber erzähle weiter. Das interessiert mich am meisten.«

»Da ist nicht viel mehr zu erzählen. Mit zäher Energie und riesenhaftem Fleiß vergrößerte er Mollingers Werk von Jahr zu Jahr und wurde der ‚Werftkönig', wie sie ihn jetzt nur noch nennen.«

»Siehst du, Mutter — so muß man es machen! Das Bauernblut ist immer das findigste und stärkste auf der Welt gewesen. Wie viele große Männer haben wir ihm zu verdanken! Nun, Gott sei Dank, ich habe ja auch etwas von ihm in meinen Adern, wenngleich mir das echte, dicke Bauernblut, wie es der Macketatz in seinem Leibe hat, lieber wäre als das geadelte.«

»Ich glaube, du hast mehr vom Vater als von mir, mein Junge.«

»Künstlerblut ist auch nicht schlecht, Mutter, besonders, wenn es mit dem bäurischen sich vereint. Das gibt erfinderischen Sinn und starken Mut. An beiden hat es mir bis jetzt nicht gefehlt, denn sieh, Mutter, nicht was einer ist und was er kann, nicht was er will und tut, ist das Entscheidende, sondern etwas andres, ganz etwas andres.«

Er nahm wieder seine geheimnisvolle Miene an und schien eine Frage von ihr zu erwarten. Aber sie fragte nicht.

»Der Glaube ist die Kraft, die das ganze Leben spannt und zusammenhält,« fuhr er fort. »Wissen ist nichts, und Tun ist nichts — der Glaube ist alles. Nicht die Tat ist das Erste, sondern der Glaube. Ich habe ihn. Ja, Mutter, ich glaube felsenfest an mich und meinen guten Stern. Ich habe es den ganzen Krieg hindurch getan und werde es weiter tun. Und je schwerer und dunkler die Zeiten werden, um so mehr werde ich es tun. Darauf kannst du dich verlassen!«

Ein frisches Rot lag auf seinen gebräunten Wangen, seine Brust weitete sich, und sein Körper straffte sich stark und sehnig, als er jetzt aufstand und an das Fenster trat, dessen halbgeöffneten Flügel er ganz auftat, um die linde Frühlingsluft mit vollen Zügen einzuatmen.

»Willst du nun wirklich heute schon fort?«

»Ja, Mutter. Das Schiff geht um 5 Uhr, dann bin ich erst gegen 9 in der Stadt, das ist spät genug. Mein Ränzel ist gepackt, die andern Sachen schickst du mir, sowie ich eine Wohnung habe. Auch aus dem Felde erwarte ich noch einiges.«

»In einer halben Stunde muß der Dampfer kommen.«



»Dann haben wir noch Zeit.«

»Du hast noch immer deine beneidenswerte Ruhe.«

»Zu früh kommen ist auch Unpünktlichkeit.«

»Aber ich will dich zur Anlegestelle bringen, und mit mir geht es nur langsam, wie du weißt.«

»Du solltest dir diese unnötige Mühe sparen, Mutter — aber da hilft ja kein Dreinreden. Dann wollen wir gehen!«

Die alte Frau tat einen schwarzen Spitzenschal, den er ihr vor Jahren aus Brügge geschickt, um die weißen Haare und nahm den Stock zur Hand. Er aber hatte noch hier und da etwas zu tun, ordnete dies und jenes, so daß eine ganze Weile verstrich, bis er den gestrafften Rucksack um die Schulter getan, den leichten Lodenmantel kunstvoll darübergeschlungen und den kecken grünen Hut mit der Reiherfeder auf die dunkelblonden Haare gesetzt hatte.

Es war den ganzen Tag sehr warm gewesen, übernatürlich warm für die frühe Jahreszeit. Auch jetzt, wo es doch schon gegen Abend ging, war keine Abkühlung eingetreten. Wie im Hochsommer glühte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, bewegungslos lag die Luft über den weitgestreckten Wiesen und Feldern, in deren Einerlei hier und da ein in voller Blüte befindlicher Baum erfrischende Abwechslung brachte. Die ganze Landschaft flimmerte im heißen Glanz der Sonne. Zitronengelbe Falter flogen in trägem Flug über Blumen und Blüten dahin, und von der Koppel des Hofes, der dem größten Besitzer des Kreises gehörte, drang das Schreien eines jungen Hengstes, ganz von der Ferne und doch deutlich wahrnehmbar.

Frau Morgenroth war in einiger Unruhe, wie immer, wenn ein Schiff oder eine Eisenbahn in Frage kam. Um so gemächlicher schritt Arno an ihrer Seite, sie mit eindringlichem Worte zu langsamerem Gehen ermahnend.

»Aber hörst du nicht, daß ein Dampfer kommt? Daß er schon ganz nahe ist?«

»Das ist dein Reisefieber, Mutter — es sind ja noch beinahe zehn Minuten bis zur Abfahrt!«

»So genau wird die Zeit nicht eingehalten, auf ein paar Minuten früher oder später kommt es nicht an — nein, der Dampfer ist da! Siehst du nicht den Rauch? Es ist keine Frage — du kommst nicht mehr mit!«

Er lächelte. »Komisch, wie die ruhigsten Menschen aus ihrer Art geraten, wenn sie auf Reisen gehen oder nur einen auf die Reise bringen.«

»Glaubst du es nun?«

Wahrhaftig — eine Dampfpfeife ließ ihren Ruf ertönen, langsam, aber hart und schrill zugleich. Ein großer, weißgestrichener Personendampfer mit gelbem, dickem Schornstein ward sichtbar, näherte sich der Landungsbrücke — aber dann mit einemmal glitt er, ohne seine Fahrt zu ändern oder seine Schnelligkeit zu mindern, hart an ihr vorüber.

»Das kommt von deiner Ruhe, mein Junge! Jetzt hast du das Nachsehen. Mir ist es recht — so habe ich dich noch bis morgen.«

»Es ist unerhört!« rief Arno mit aufwallendem Grimm. »Erst kommt er zehn Minuten zu früh. Und dann hält er nicht einmal an!«

»Es wollte wohl niemand aussteigen, und unserm gemächlichen Schritt konnte der Führer kaum ansehen, daß wir noch mitwollten.«

»Der Dampfer muß zurückkommen!« rief Arno gebieterisch.

»Zurückkommen?!« Hell lachte die alte Frau auf. »Er wird deinetwegen zurückkommen!«

»Er muß — ich werde ihn dazu zwingen!«

Und ehe sie es sich versehen, war er von ihrer Seite fort wie ein Pfeil schräg über die blühende Wiese geflogen, hatte, die Landungsstelle links liegen lassend, ein gutes Stück des Weges abgeschnitten und eine Stelle des Ufers erreicht, an der er dem in ruhiger Fahrt dahingleitenden Dampfer gerade gegenüberstand. Hoch hob er den Arm, rief mit voller Stimme und machte dem Führer, der oben auf seiner Kommandobrücke auf und nieder ging, energische Zeichen, daß er stoppen und ihn aufnehmen sollte. Der zuckte die Achseln, gab einige Worte zurück, die man am Ufer nicht verstehen konnte, und Arno war, als ob dabei ein breites Lachen seinen derben Mund umspielte. Das steigerte seinen Zorn. Nur um so gebietender hob er den Arm, verschärfte seinen Ruf. Doch der Dampfer fuhr weiter, und das Lächeln des Kapitäns war noch breiter geworden.

Inzwischen war Frau Morgenroth, den Stock und Schritt beflügelnd, an ihres Soh-

nes Seite. »Junge,« sagte sie begütigend, »du machst dich zum Narren! Daß der Kapitän dir zu Gefallen das ganze Schiff nicht noch einmal zurückfahren lassen wird, kannst du dir doch selber sagen!«

Aber der ließ sich nicht beirren. Obwohl man ihn unmöglich noch hören konnte, forderte er, seine Stimme bis zum äußersten anstrengend, die Rückkehr des Dampfers. Dessen einzige Antwort war, daß er die Fahrt, die er in der Nähe der Landungsbrücke verlangsamt hatte, voll aufnahm. Nur ganz von weitem sah Arno, daß ein Herr, anscheinend ein Offizier, auf der Kommandobrücke erschien und einige Worte mit dem Kapitän wechselte.

»Das soll ihm teuer zu stehen kommen!« rief er, noch ganz außer sich, »ich werde mich über diese unerhörte Art beschweren, ich bin in meinem vollen Rechte!«

»Danach fragt man heute nicht viel, wer im Rechte ist. Komm, laß uns wieder nach Hause gehen und uns den Abend, der uns durch dieses Mißgeschick geschenkt ist, recht behaglich machen — aber was ist das? Der Dampfer kommt ja nicht vom Fleck!«

»Wahrhaftig nein — er hat gestoppt, er steht — und jetzt, Mutter, holla — jetzt fährt er rückwärts. Sieh doch, wie die Schraube arbeitet, wie die Wasser schäumen und brodeln — er kommt, um mich zu holen! Hurra, hurra! Das ist prachtvoll!«

»Ohne Frage — er fährt rückwärts! Und ich hatte mich so auf den Abend gefreut,« setzte sie mit merkbarer Enttäuschung hinzu.

Er hörte sie nicht. Heller Triumph war in seinem Antlitz, leuchtete aus seinen Worten: »Dem Kapitän hat das Gewissen geschlagen! Er hat gemerkt, daß mit mir nicht zu spaßen ist, und daß ihm die Sache schlecht bekommen konnte. Es ist sein Glück!«

»Es ist kaum glaublich — aber er kommt! Er ist gleich da! Lebe wohl, mein Junge, viel Zeit haben wir nicht zu verlieren. Und was für einen feinen Dampfer du bekommst! Es ist der Schwan. Der verkehrt sehr selten, höchstens mal an einem Sonntag. Du bist wirklich ein Glücksjunge!«

»Bin ja auch an einem Sonntag geboren!« gab er fröhlich zurück. Doch ihre Umarmung erwiderte er kaum, er war noch ganz von seinem Triumph erfüllt. »Siehst du, Mutter, hier hast du es im kleinen: Willen muß man haben — und Glauben, wie ich dir heute sagte! Dann bleibt einem die Welt nicht stumm, und auch das Unmögliche wird möglich. Guten Abend, Mutter, lange wird die Trennung nicht dauern. Ich komme bald, mich nach dir umzusehen.«

Nun war sein Abschied doch warm und herzlich, er küßte mehrere Male Stirn und Hände der alten Frau.

Inzwischen hatte der Dampfer die Landungsstelle erreicht, an der er nicht ohne Mühe und unter scharfer Arbeit der Maschinen und Schrauben anlegte. Die kleine Brücke, die zur Aufnahme der Gäste diente, ließ sich auf so weite Entfernung nicht hinüberlegen, zwei ältere Leute der Mannschaft reichten Arno die langen, kräftigen Arme entgegen, und mit ihrer Hilfe und einem kühnen Satze, den seine Mutter nur mit stillem Entsetzen sah, erreichte er das Schiff. Der Kapitän kommandierte durch sein Sprachrohr, wohl um die Verspätung einzuholen, sofort volle Fahrt.

Noch einmal winkte Arno seiner am Ufer stehenden Mutter ein herzliches Lebewohl zu, noch einmal hob diese Hand und Stock zum letzten Gruß — dann war sie, das kleine stille Haus, die ganze blühende Frühlingslandschaft seinem Blick entschwunden. Neue Bilder tauchten auf, löschten in seiner erwartungsvollen Seele Vergangenheit und Gegenwart und ließen eine Zukunft vor ihm auferstehen, lichtumsponnen und voll lockender Verheißung wie der wundervolle Maientag, durch den ihn das weich und sanft über die gurgelnden Wasser gleitende Schiff dahinfuhr.

Arno hatte sich auf einer Bank des Achterdecks niedergelassen, eine Weile hing er seinen Träumen nach, die angenehm und lieblich waren, dann begann er, sich in seiner Umgebung umzusehen.

Es war ziemlich voll auf dem Schiffe. Das Vorderdeck wurde von Soldaten eingenommen, meist schienen es Verwundete zu sein, aber auch Gesunde befanden sich unter ihnen. Hier und da leuchtete das helle Kleid einer Dame auf, auch einige Offiziersuniformen bemerkte er. Vielleicht Leute, die in ein Lazarett übergeführt werden, sagte er sich, oder solche, die das schöne Wetter zu einem Ausflug benutzt haben!

Auf dem Achterdeck war es leer. Ab und zu nur kam ein Soldat, dann und wann

auch ein Offizier oder eine Dame in mehr oder minder lebhafter Unterhaltung über das Deck geschritten, freuten sich an dem schönen Landschaftsbilde, das sich ihnen von beiden Seiten bot, und setzten ihre Wanderung fort.

Allmählich wurde es ihm da hinten zu still, und er beschloß, sich auch nach vorne zu begeben. Vorher aber ging er zu dem Kapitän heran, der seine Kommandobrücke verlassen hatte und oberhalb des Maschinenraumes stand, um ihm seinen Dank für die freundliche Rückkehr des Schiffes abzustatten. »Aber Sie kamen zehn Minuten zu früh, Herr Kapitän. Daran ist nichts zu ändern!« fügte er zu seiner Rechtfertigung hinzu.

»Nu je,« erwiderte dieser und weiter nichts. Da er wenig Neigung zeigte, auf die von Arno angeknüpfte Unterhaltung einzugehen, gab dieser sein zweckloses Liebeswerben auf und lenkte den Schritt weiter nach vorne.

Ein fröhliches Bild bot sich hier. Die Feldgrauen saßen auf bequemen Stühlen und Sesseln, unterhielten sich untereinander oder mit einigen jüngeren Damen, die, zweifellos den besseren Ständen angehörig, einige mit der Schwesternhaube und in Schwesterntracht, andre in fein bürgerlicher Kleidung, freundlich und leutselig mit ihnen verkehrten, auf ihre Fragen und Scherze willig eingingen und ihrerseits beflissen waren, alles mögliche zu ihrer Aufmunterung zu tun. In mehreren Gruppen spielte man kleine Gesellschaftsspiele, jüngere Offiziere in Marine- und Artillerieuniform beteiligten sich daran, tändelndes Wort und frohes Lachen flogen von Mund zu Mund.

Im Hintergrunde aber, hart an der Reling, gewahrte er in einem großen Liegestuhl eine Dame. Zwar konnte er nicht viel von ihr sehen, denn ihr ruhender Körper war von Decken und Tüchern ganz bedeckt, nur ein zierlicher Fuß in grünseidenem Strumpf und braunem Strandschuh lugte aus der sorgfältigen Umhüllung hervor, und oben auf einem Kissen lag, von einem dunkelseidenen Tuch geschützt, das Haupt, an dem wiederum nichts sichtbar war als das von dem Schatten des Tuches gedämpfte dunkelblonde Haar in dichter, voller Krone. Bald merkte er, daß sie den Mittelpunkt des Kreises bildete, denn alle Augenblicke trat eine der jungen Damen oder einer der Offiziere an sie heran, als hätten sie etwas zu berichten oder ihre Wünsche zu hören. War sie vielleicht eine kranke oder gar verwundete Schwester? Nein, danach sah sie nicht aus. Was für Bewandtnis mochte es dann aber mit ihr haben?

Er verspürte Hunger. Die Mutter hatte ihm für die lange Fahrt einige Brötchen zierlich zurechtgemacht, die wollte er aus dem Rucksack nehmen, den er abgeschnallt und neben sich auf einen leeren Klappsitz gelegt hatte. Er suchte und suchte — vergeblich. Zu seinem Schrecken bemerkte er, daß er die Brote in der Eile der Abfahrt vergessen hatte. Da sah er, wie einige Kellnerinnen in einfachen weißen Kleidern aus dem Zwischendeck kamen, in dem sich die Küchenräume befanden, und den Fahrgästen auf kleinen Tellern appetitlich belegte Brötchen brachten. Ja, auch Bier und andre Getränke wurden gereicht. Da hast du ja den allerbesten Ersatz! sagte er zu sich selber. Die Schiffswirtschaft scheint hier tadellos zu sein.

Alles, was er sah, erinnerte ihn an seine Fahrten auf den Rheindampfern, früher, noch mitten im schönen Frieden, als er Student in Bonn war und mit seinen Freunden oft solche Fahrten machte.

Er hatte sich auf einen Stuhl an einem der kleinen weißlackierten Tische niedergelassen und rief einem der Mädchen. Das war gleich zur Stelle.

»Was kann ich zu essen bekommen?«

»Was der Herr wünschen. Wir haben Fischsalat, Krabbensalat, auch Brötchen mit Wurst und Käse belegt.«

»Bringen Sie mir einige Schnitten mit Wurst!«

»Der Herr haben Brot- und Fleischmarken —«

»Nein, Fräulein, die habe ich nicht. Ich komme aus dem Felde.«

Ein schalkhaft mißtrauischer Blick. »Aber Sie haben keine Uniform an.«

»Die habe ich eben mit meiner Zivilkleidung vertauscht.«

»Ich fürchte, ohne Brot- und Fleischmarken werde ich nichts bekommen, aber ich werde mich erkundigen.«

Nach einer Weile kam sie wieder und legte ihm einen Block mit einem Bleistift auf den Tisch. »Sie möchten dieses ausfüllen und unterschreiben — aber ganz genau, wenn ich bitten darf.«

Er schrieb seinen Namen, seinen Stand,



sein Regiment und was noch vonnöten war. Sie dankte höflich und schnippisch zugleich und brachte ihm dann einen Teller voll lecker bereiteter Brötchen. Er verzehrte sie mit großem Appetit und bestellte dann Fischsalat, der ihm in einer kleinen Glasschale in zierlicher Anrichtung gereicht wurde.

»Die Schiffsküche ist ausgezeichnet,« sagte er schmunzelnd, »so gut habe ich selbst im Frieden kaum auf den Rheindampfern gegessen.«

»Wir hören das öfters,« gab sie selbstgefällig zurück.

»Zu trinken kann man auch bekommen?«

»Wir haben Pilsener Bier. Auch ein Glas Maibowle kann ich empfehlen.«

»Maibowle! Das ist ja das Allerneueste vom Jahr! Maibowle ist köstlich! Bringen Sie mir bitte ein Glas! Oder lieber, bitte, eine Kanne mit einem Glase dazu!«

»Wenn so viel übrig ist, ich werde sehen.«

Wenige Minuten später stand auf seinem Tisch eine geschliffene Kanne voll des lieblich duftenden Getränkes. Und er schenkte sich ein und trank nach Herzenslust. Das Mädchen gefiel ihm. Es hatte eine so schnelle Art und ein so gutes Geschick, zu bedienen, und dazu war es hübsch und hatte in seinem Wesen und Auftreten etwas Sicheres und Feines zugleich. Er fragte es, woher es stamme, wie lange es schon seine Stellung auf dem Schiffe hätte, auch nach den Soldaten fragte er und nach den Verwundeten: ob sie in ein Lazarett kämen oder einen Ausflug machten. Und wer die jungen Damen und die Offiziere wären: ob sie eine geschlossene Gesellschaft bildeten oder sich nur zufällig hier zusammengefunden hätten?

Aber nun schien sie ihre lebhaften Augen woanders zu haben und antwortete zerstreut. Nur so viel erfuhr er, daß sie aus einer kleinen Stadt Pommerns stammte, in der ihrem Vater das erste Gasthaus gehörte, daß sie zu ihrer Ausbildung aus dem Hause gegangen und erst seit einigen Tagen auf dies Schiff gekommen wäre. Von der Gesellschaft da drüben wüßte sie wenig. Es führen viele Soldaten auf den Dampfern jetzt. Auch käme es bei dem schönen Wetter häufig vor, daß die Lazarette mit den Schwestern und einigen Vorstandsdamen ihre größeren Ausflüge machten. Zudem wurde sie oft abgerufen, um die Gäste zu bedienen oder Aufträge entgegenzunehmen.

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, steckte sich eine seiner türkischen Zigaretten an und schlürfte voller Behagen die duftende Bowle mit den würzigen Kräutern. Ab und zu war ihm, als würde er beobachtet, ja, als hätten zwei junge Mädchen, die mit einem Artillerieoffizier im fröhlichen Gespräch an einem gegenüberstehenden Tische saßen, jedesmal Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, wenn sie zu ihm hinüberblickten. Er war es gewöhnt, daß die jungen Mädchen nach ihm schielten. Aber warum lachten sie nur so verstohlen, wenn sie zu ihm hinübersahen? Freuten sie sich seines guten Appetits? Es war doch nichts Komisches an ihm.

Einer der Soldaten griff zur Gitarre und sang. Er hatte eine kleine, spröde Stimme, auch sein Vortrag war ohne Leben. Arno kannte die Lieder, er hatte sie oft im Felde vor den Kameraden gesungen, im Unterstand, in den Gräben, auch im Quartier, und hatte viel Beifall mit ihnen gefunden. Denn auf das Singen zur Gitarre verstand er sich; schon als junger Bursche hatte er es im Kreise der Wandervögel geübt. Eine unwiderstehliche Lockung überkam ihn, dem Soldaten die Gitarre aus der Hand zu nehmen und selber zu singen. Aber dann sagte er sich, daß es den Mann kränken und auffällig, ja, aufdringlich erscheinen würde. So hielt er an sich, steckte sich eine neue Zigarette an und bestellte bei der hübschen Kellnerin einen Pokal Pilsener Bieres, der ihm nicht weniger als der Maitrank mundete. Eine Stange Gold wird mein Abendbrot kosten, dachte er bei sich, mehr gewiß, als ich vor meinem Leutnantsgehalt verantworten kann! Aber es schadet nichts, denn es hat mir selten etwas so geschmeckt wie dieses köstliche Mahl!

Er rief das Mädchen zum Zahlen. Das aber hatte so viel mit der Bedienung der Gäste zu tun, mußte immer aufs neue Brote reichen und Bier kredenzen, daß es für ihn keine Zeit hatte. »Es hat keine Eile, hier läuft mir keiner fort!« gab es in seiner schnippischen Art zurück. Und als er bemerkte, wie die jungen Damen ihm gegenüber wieder verstohlen lächelten, als machten sie sich über seinen Eifer lustig, mit dem er noch einmal ganz laut »Zahlen!« rief, ja, dort an der Reling aus dem vermummten Liegestuhl ein Kopf mit dunkelblondem Haar für einen Augenblick sich hob und über die schönen Züge gleichfalls ein flüchtiger, froher Schim-



Theodor Bohnenberger: Bildnis des jungen Barons von Kerkeringk

Zu dem Aufsatz »Theodor Bohnenberger« von Richard Braungart



mer glitt, da stellte er seine energische Forderung ein und beschloß, zu warten, bis das beschäftigte Mädchen auch für ihn Zeit hätte.

Indessen fuhr der Dampfer durch die abendstille Landschaft. Noch immer war es heiß und so ruhig in der Luft, daß selbst auf dem Deck kaum ein Windzug bemerkbar und das Schäumen und Brodeln der Wasser, die der Schiffsleib durchschnitt, die einzige Bewegung war. Nur das Schilf drüben am Ufer, das sonst regungslos gestanden, schwankte und neigte sich, wenn es die Wellen vom Dampfer her erreichten.

Sie waren jetzt eine gute Stunde unterwegs. Bald mußten sie in Wittberg sein, dem größten Dorfe des Werders, in dem Arno einen früheren Regimentskameraden erwartete, der dort einige Tage auf Urlaub gewesen war und heute mit ihm zusammen in die Stadt fahren wollte. Richtig, da tauchte der stumpfe Turm der alten Dorfkirche schon auf, die ersten Häuser wurden sichtbar, jetzt konnte sein scharfes Auge bereits den weichen Schimmer der reichblühenden Obstbäume in den großen Gärten ganz deutlich erblicken — und noch immer hielt das Schiff seine volle Fahrt. Da war die Landungsbrücke, eine Anzahl von Menschen standen wartend auf ihr, ein Wagen kam in schnellem Trabe angefahren; in dem Herrn, der ihm mit einem Satze entsprang, glaubte er seinen Kameraden zu erkennen — aber der Dampfer setzte seine Fahrt fort, ohne zu stoppen, ja, ohne den Kurs zu ändern. Als gäbe es für ihn kein Wittberg, keine Landungsstätte und keine harrende Menschen!

Das ging Arno denn doch über den Spaß. Also genau so machte man es hier wie eben erst auf seiner Haltestelle, und genau wie er winkte sein Kamerad und rief und hob den Arm und sandte dem enteilenden Schiffe gewiß einen Haufen kräftiger Flüche nach. Mit wenigen Sätzen war Arno bei dem Führer, der wiederum, als ginge ihn die ganze Sache gar nichts an, unterhalb seiner Kommandobrücke an der aufgeklappten Glasdecke der lebhaft arbeitenden Maschine stand.

»Zum Teufel auch, Herr Kapitän,« schnaubte er in seinem Ärger los, »Sie fahren ja abermals an einer Haltestelle vorüber!«

Der Kapitän gab keine Antwort, er wandte sich nicht einmal um, sondern blickte, von den heftigen Worten unberührt, in das Walz- und Räderwerk da unten.

»Ich hatte mich mit einem Kameraden verabredet, er stand an der Landungsbrücke, und Sie hielten trotz all seinem Rufen und Winken nicht an.«

»Ja, sollen wir den denn auch noch mitnehmen?« fragte jetzt der Kapitän mit unerschütterlicher Ruhe.

»Den auch noch mitnehmen? Ja, wozu in aller Welt sind Sie denn da, wenn Sie die Leute, die mit Ihnen fahren wollten, nicht einmal auf Ihr Schiff nehmen?«

»Nee, entschuldigen Sie, dazu bin ich nicht da. Die Leute gehen mich gar nichts an.«

»Sind für Sie gar nicht da? Die Leute gehen Sie gar nichts an? Sie wollen Ihren Scherz mit mir treiben! Aber dazu bin ich nun wirklich nicht aufgelegt. Antworten Sie mir, bitte, auf eine Frage: Ist dieses ein Personendampfer, auf dem ich fahre, und sind Sie sein Führer? Oder nicht?«

Nun stand wieder das Lächeln um den derben Mund des Kapitäns, mit dem er ihn vorhin, als er an Bord kam, empfangen hatte.

»Gewiß, ich bin der Führer, und dies ist ein Personendampfer — ganz gewiß, aber doch eben nur für ganz bestimmte Personen!«

»Für jede, meine ich, die ihr Fahrgeld bezahlt.«

Das Lächeln um die dicken Lippen wurde breiter, die kleinen Augen unter den verkniffenen Lidern blinzelten. »Hm — die Sache ist nämlich die: Sie glauben sich auf dem Personendampfer zu befinden, der seine regelmäßigen Fahrten macht.«

»Natürlich glaube ich das.«

»Hm — das merkte ich eben. Der aber kommt erst eine Viertelstunde hinter uns und nimmt natürlich die Leute auf, die mit ihm fahren wollen.«

»Und dieser?«

»Ist der Schwan, den eine vornehme Dame geheuert hat, um den Verwundeten und Kranken des Lazaretts ‚Goldener Schlüssel' eine Freude zu bereiten. Sie macht es öfters so.«

Einen Augenblick war Arno sprachlos. »Aber Sie kehrten doch um und nahmen mich mit, als ich Sie rief?«

Der Kapitän geriet in einige Verlegenheit. »Hm — jawoll — das verhielt sich so — zum Kuckuck — ich soll's eigentlich nicht verraten, aber zum Komödienspiel taug' ich schlecht, ich hab's gleich gesagt!«

»Wie verhielt es sich?« fragte Arno voller Ungeduld.

»Nu, ja — einige von den Herrschaften hatten Sie gesehen, wie Sie am Ufer dem Schiffe nachliefen und verzweifelt die Arme in die Luft reckten. Der arme Mensch muß es sehr eilig haben! meinten sie und erzählten es der Dame. Na, die wollte sich wohl einen kleinen Scherz machen und schickte einen Offizier zu mir mit der Weisung, zurückzufahren und Sie aufzunehmen.«

»Und diese Dame?«

»Ist Fräulein Mackelatz, des alten Mackelatz Tochter.«

»Mackelatz' Tochter? — Kapitän!« Noch immer wurde es ihm schwer, die Frage zu finden. »Also ihr Gast bin ich?«

»Jawoll.«

»Du lieber Himmel — und habe gegessen und getrunken für drei! Deshalb erschien ich ihnen allen auch so komisch, deshalb konnten sie sich das Lachen nicht verkneifen, als ich zweimal ‚Zahlen!' rief. Da habe ich ja eine wunderschöne Sache gemacht! — Aber die hübsche Kellnerin, die mich dort auf dem Vorderdeck bediente?«

»Ist Fräulein von Trotha, die Tochter des Regimentskommandeurs unsrer Feldartillerie draußen.«

»Das wird immer schöner! Nun kann ich überall hingehen und um Verzeihung bitten!«

Aber so peinlich wie zuerst mutete ihn die ganze Geschichte nicht mehr an. Sein froher Mut und seine Freude am Abenteuerlichen sahen sie bereits in mehr romantischem Licht. Er dankte dem Kapitän für seine Offenherzigkeit und begab sich auf das Vorderdeck zurück. Hier trat er an den jungen Artillerieoffizier heran, der immer noch auf demselben Platze in angeregter Unterhaltung mit den beiden jungen Damen saß.

»Gestatten Sie, Herr Kamerad — Oberleutnant Morgenroth, eben aus dem Felde zurückgekehrt.«

»Von Saldern — sehr angenehm!« kam es zurück.

»Darf ich bitten, mich den Damen vorzustellen?«

In lustiger Weise scherzte er über seine Lage, sagte, daß er den Damen die helle Freude über die wunderliche Rolle, die er hier gespielt, durchaus nicht verdenken könne, und erzählte dies und das von seinen Erlebnissen aus dem Felde.

Als er mitten im lebhaften Gespräch war, kam, mit einem großen Tablett schäumender Biergläser beladen, seine »Kellnerin«, die Verwundeten zu bedienen. Er erhob sich sofort, ließ sich auch ihr vorstellen und bat für sein durch die Umstände wohl erklärliches, sonst aber recht wunderliches Verhalten um Verzeihung. Da sie nicht geglaubt hatte, daß die komische Angelegenheit so bald eine Aufklärung finden würde, war sie ihr peinlicher als ihm.

»Entschuldigen Sie — aber ich möchte doch erst mein Bier absetzen! Die Leute warten darauf.«

Das Tablett zitterte in ihren Händen, und die Gläser klirrten aneinander, als sie vorwärts schritt. Er begleitete sie zu den Soldaten, sprach zu diesem und jenem manches frische, gute Wort, und da er an den Umgang mit ihnen gewöhnt war, wußte er auch hier das Richtige zu treffen.

Als sie ihre Arbeit verrichtet hatte, blieb er an ihrer Seite. Sie hatten die Rollen vertauscht. Er weidete sich an ihrer Verlegenheit und war entzückt von ihrer Mädchenhaftigkeit.

»Aber das muß ich sagen, Fräulein von Trotha, eine Komödiantin sind Sie, wie ich keine bessere auf dem Theater gesehen. Das Lügen, nein, verzeihen Sie, das Fabulieren verstehen Sie aus dem Effeff. Ich sah Ihren Vater, den biederen Gasthausbesitzer in der kleinen Pommernstadt, schon deutlich vor mir, wie er in Hembsärmeln, das gestickte Käppi auf dem Kopf, vor dem Torweg der Einfahrt zum ‚Goldenen Löwen' steht, vor den ankommenden Wagen seine Verbeugung macht und seinen Gästen beim Aussteigen behilflich ist. Und Ihre Mutter, die behäbige Frau Wirtin, arbeitet inzwischen am Herde und kocht mit hochgerötetem Gesicht das Stammgericht, und das Töchterchen ist ihr hurtig zur Seite. Bis es eines Tags flügge wird, die jungen Schwingen regt und als Kellnerin auf einen Dampfer kommt, ausgerechnet gerade unsrer Werderlinie, um ahnungslose Reisende zum besten zu haben. Sie haben gewiß oft bei Liebhaberaufführungen kleine Stubenmädchen oder Kammerkätzchen gespielt?«

»Niemals,« gab sie offenherzig zurück. »Aber sie hatten es mir alle auf die Seele gebunden, daß ich ihnen den Spaß nicht verderben und meine Rolle gut durchführen



müßte. Und dann wurde es mir auch gar nicht schwer.«

Er hatte sein Ziel erreicht. Sie taute auf, legte seiner harmlos frohen Art gegenüber ihre Befangenheit ab, und er fand bald, daß er sich seit langer Zeit nicht so gut unterhalten hatte wie mit diesem entzückenden Mädchen.

Aber mit einemmal wurde sie unruhig. Eine Bewegung war an Bord entstanden. Die beiden jungen Mädchen, die Arno eben in der Unterhaltung mit dem Artilleristen verlassen, hatten sich erhoben und waren auf den Liegestuhl an der Reling zugeeilt. Auch eine Johanniterschwester, die bis dahin, in ein gewiß sehr interessantes Buch völlig versunken, abseits von den andern gesessen und an ihrem Tun und Treiben nicht den geringsten Anteil genommen, begab sich jetzt wie ein vom warmen Nest aufgescheuchter Vogel mit schnellen Flügeln dorthin.

In den bis dahin so regungslosen Liegestuhl war Leben gekommen. Zwei Hände stützten sich fest auf seine beiden Seitenlehnen, daß sie in ihren Gelenken krachten, ein Oberkörper reckte sich langsam in die Höhe, und ein Antlitz, von dem man in der einsetzenden Dämmerung wenig sehen konnte, schien Umschau zu halten.

»Sie steht auf!« sagte Fräulein von Trotha und schien nun Sinn und Aufmerksamkeit für seine Unterhaltung verloren zu haben, so große Mühe er sich auch gab, sie im Fluß zu halten.

»Wer steht auf?«

»Fräulein Mackeatz.«

»Ah, die Dame, die diese ganze Fahrt veranstaltet hat, wie mir der Kapitän sagte.«

»Ja, alles kommt von ihr — auch die Maibowle und das Bier, das Ihnen so prachtvoll schmeckte,« setzte sie mit harmloser Neckerei hinzu, und er merkte zu seiner Freude, wie sie wieder freier und froher wurde.

»Es ist ihr leicht gemacht. Sie ist des alten Mackeatz einzige Tochter.«

»Aber nicht alle wissen ihren Reichtum zu brauchen. Das ganze Lazarett ist ihr Werk.«

»Steht sie ihm vor?«

»Ach nein — das wäre wohl nichts für sie. Aber sie gibt die Mittel und sorgt dafür, daß es die Soldaten besonders gut im ‚Goldenen Schlüssel' haben, so daß jeder Verwundete, der ankommt, zu allererst dorthin möchte.«

»Hm — ich hielt sie für eine Mumie, aber nun merke ich, daß sie lebt.«

»Es ist ihre Art so. Sie macht es immer so, wenn wir auf dem Wasser sind. Ich glaube, sie verträgt die Schiffahrt nicht gut, oder sie will allein sein.«

»Oder allerlei boshafte Pläne ausbrüten, harmlose Menschen in die größte Verlegenheit zu bringen — lassen Sie nur, ich weiß genau, daß es ihr Werk ist.«

»Aber was wollen Sie? Sie hat es doch gut mit Ihnen gemeint. Mehr konnten Sie doch wirklich nicht verlangen, als daß sie das Schiff Ihrethalben zurückfahren ließ.«

»Ich bin auch durchaus zufrieden und habe allen Grund, ihr dankbar zu sein, schon für die schöne Stunde, die ich jetzt mit Ihnen verplaudern darf. Ich werde mich ihr vorstellen lassen. Sie sind vielleicht so gütig, es zu übernehmen.«

Sie geriet in einige Verlegenheit. »So ohne weiteres geht das nicht. Da muß ich erst Fräulein von Pallenberg fragen, die Johanniterin dort, sie ist die Oberschwester im Lazarett. Oder wenigstens eine von den beiden Recknitz. Ich weiß nämlich nicht recht,« fügte sie mit Offenherzigkeit hinzu, »ob ihr Ihre Vorstellung angenehm ist. Gewöhnlich werden ihr Fremde, die sich auf dem Schiffe befinden, nur vorgestellt, wenn sie den Wunsch ausspricht.«

Er lächelte. »Das geht bei Ihnen ja ganz hofmäßig zu,« erwiderte er. Aber durch den scherzhaften Ton klang eine leise Empfindlichkeit hindurch. »Dann werde ich also in aller Geduld warten, bis man mich befiehlt!«

»Ich werde ja sehen, wie heute die Stimmung ist — nun aber entschuldigen Sie mich, ich möchte auch für einen Augenblick zu ihr.«

Sie war im anmutigen Gang davongeeilt, er folgte ihr, soweit er es unauffällig konnte, und sah, wie sie an den Liegestuhl herantrat, und die Dame, die jetzt aufgerichtet in ihm saß, ihr freundlich die Hand entgegenstreckte. Da ihn niemand zu bemerken schien, tat er einige leise Schritte vorwärts und konnte nun, durch einen Schiffsmast gedeckt, ungestört die Gruppe beobachten, die sich ihm in geringer Entfernung bot.

Ihr Mittelpunkt zwar, das Fräulein, hatte ihm den Rücken zugewandt. Er sah nur den blauseidenen Überwurf, der bei jeder ihrer Bewegungen glitzerte wie die kleinen Wellen

da unten, wenn sie an den Schiffsbug schlugen, sah auch die feinen Linien der Schultern und der Arme, die er deckte. Sie sprach mit Fräulein von Trotha, die ihr gegenüber auf einem Klappstuhl saß; jetzt legte sie sogar ihre Hand, an deren kleinem Finger ein Rubin von wundervollem Feuer funkelte, in die des jungen Mädchens und plauderte vertraulich mit ihm, das Haupt dicht an das seine gelehnt.

Nun fiel sein Auge auf die beiden Recknitz, die wohl Zwillingsschwestern sein mußten, denn sie sahen eine der andern zum Verwechseln ähnlich, hatten beide dieselben etwas geschlitzten Augen mit den dünnen Brauen darüber, denselben großen, aber nicht unschönen Mund mit der schmalen, ein wenig in die Höhe gezogenen Oberlippe und dieselben regelmäßigen Gesichtszüge, die nicht häßlich waren, aber doch gar keinen Ausdruck hatten, den man irgendwie bestimmen oder gar festhalten konnte. Mit derselben Dienstbeflissenheit waren sie beide um die im Liegestuhl Sitzende beschäftigt, legten ihr einige Kissen in den Rücken, zupften an diesen herum, taten aus einem Behälter einige kleine Kuchen auf einen Kristallteller und reichten ihr diesen.

Jetzt kam auch die Johanniterin herbei. Wieder hatte sie den schnell ausschreitenden Schritt, und wieder erinnerte sie an einen Vogel, aber an einen großen, mit stark ausgebreitetem Gefieder. Denn unter den zarten Mädchengestalten nahm sie sich fast robust aus, obwohl sie weder besonders groß noch stark war. Aus dunklen, etwas stumpfen Augen ließ sie den prüfenden Blick über die kleine Versammlung schweifen, als wollte sie sich überzeugen, ob auch alles recht zuging. Dann schenkte sie aus einer silbernen, auf dem Tische stehenden Kanne den Tee in eine zierliche Tasse und reichte ihn der Dame im Liegestuhl.

Da drehte sich diese um — und nun war für Arno alles um ihn her versunken und vergessen: die beiden taktmäßig sich bewegenden Recknitz, die hofmeisternde Johanniterin, das ganze Schiff mit allen seinen Gästen, ja selbst die entzückende kleine Trotha, nichts sah und fühlte er mehr als dies Antlitz, das, von den Lichtern der sinkenden Sonne weich umspielt, sich ihm jetzt entgegenwandte. War es hübsch oder nicht? Er wußte es nicht, er fragte auch gar nicht danach. Aber es war etwas in ihm, das er sich in diesem ersten Augenblick nicht zu erklären vermochte, das ihn aber sofort anzog: eine widersprechende Mischung von Zügen, etwas, das kühl, ja herb verschlossen schien und beinahe mit einem leisen Hauch von Hochmut dreinschaute. Und dann wieder etwas ganz andres — aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn schon war die kleine Trotha an seiner Seite.

»Ich habe ihr von Ihnen erzählt — sie will Sie kennenlernen. Kommen Sie!«

»Morgenroth?« wiederholte Fräulein Mackatatz nachdenklich und zugleich ein wenig lässig, als Arno seinen Namen nannte. »Ist Ihre Frau Mutter eine geborene von Gransee?« Und als er bejahte: »Dann kenne ich sie, wenn auch nur flüchtig. Mein Vater hatte alte Beziehungen zu den Gransee, und ich besinne mich, Ihrer Frau Mutter einmal vorgestellt zu sein — es sind mehrere Jahre her.«

Arno sagte ihr einige Dankesworte für die gütige Aufnahme, die sie ihm auf ihrem Schiffe bereitet. Sie löffelte in dem Tee herum, von dem sie nur einen Schluck genommen, zerbrach einen der harten Kuchen, von dem sie wiederum nur ein kleines Stück verzehrte, und lächelte vor sich hin. »Nein, der Anblick heute! Er hätte Steine erweicht! Man dachte, es handelte sich um Leben und Tod, als Sie so verzweifelt dem Schiffe nachstürzten. Hätte ich gewußt, daß es so schlimm nicht stand — wer weiß, ob ich den Auftrag zur Rückfahrt des Schiffes gegeben hätte! Sie war so einfach nicht.«

»Ich habe Ihnen ja auch bereits meinen Entgelt für Ihre Mühe gezahlt,« erwiderte er halb scherzend, aber zugleich in leichter Auflehnung.

Sie zog die Brauen in die Höhe. »Entgelt — Sie mir?«

»Nun ja, indem ich Ihnen und den Herrschaften in Ihrer Begleitung eine kleine Komödie auf Deck spielte. Freilich, ohne es zu wissen und, offen gestanden, ohne es zu wollen.«

Er hatte eine gewandte, aber auch etwas kecke Art, die nicht leicht aus der Fassung zu bringen war. Sie sah ihn an, zum erstenmal und nur für eine Sekunde. Dann brach sie ein zweites Stück von dem harten Kuchen ab und schob es zwischen die weißen Zähne, die es leise zernagten.

»Ach, liebe Annemarie,« sagte sie zu der kleinen Trotha, »ich möchte aufstehen und ein wenig auf Deck spazierengehen, das lange Liegen ermüdet, nehmen Sie mir doch ein bißchen den Tee und Kuchen fort, die Pallenberg hat sich ja schon wieder über ihr Buch gestürzt, und ihr beiden« — wandte sie sich zu den Recknitz — »seid wohl so freundlich, mir ein wenig beim Umkleiden zu helfen — nein, Herr Morgenroth, Sie können bleiben!«

Wieder war alles um sie beschäftigt. Die Trotha nahm ihr Tasse und Teller vom Schoß, die eine Recknitz löste den blauseidenen Umhang von ihren Schultern, während die andre sie aus der rohseidenen Decke schälte, die ihre Füße fest umschloß. Sie ließ es als etwas Selbstverständliches geschehen, half nur wenig und begnügte sich, aufzustehen. Aber in all ihrer Ruhe lag eine feine Anmut, und wer sie sah, der wußte bald, daß diese Ruhe mehr die Gepflogenheit der vornehmen Dame als etwas in ihrem Blute Liegendes war.

Nun kam auch die Johanniterin hinzu; das Buch hielt sie noch in der Hand, und ihr Finger klammerte sich zwischen die Seiten, die sie eben gelesen. Aber auf ihren derb geröteten Zügen war ein Hauch von Unmut. »Ohne Jacke wollen Sie jetzt auf dem Deck herumspazieren, nachdem Sie eben in warmen Tüchern gelegen? Und das dulden Sie, meine Damen? Bringen Sie, bitte, gleich die Jacke für Fräulein Macketatz.«

»Meinetwegen auch die Jacke,« sagte diese gleichgültig, streckte die Arme ein wenig rückwärts und ließ sich von der Pallenberg das eng anschmiegende Kleidungsstück anlegen. Einige Offiziere kamen aus ihren stillen Ecken, in denen sie sich beim Pilsener und bei der Zigarre festgeredet, hervor, erkundigten sich nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins, dem Schiffahrten leider nie bekämen, und das sich doch immer wieder zu ihnen überwand, weil die Soldaten sie am meisten liebten, und lustwandelten nun in ihrem Gefolge. Ein Marineoffizier mit lebhaft zwinkernden Augen, den eine niedrig gefurchte Stirn und eine energische Hakennase älter machte, als er in Wahrheit war, ging an ihrer Seite, der Artillerieleutnant hatte sich wieder zu den beiden Recknitz gesellt, die kleine Trotha hatte einen jungen Stabsarzt zum Kavalier, die Johanniterin schritt zu ihrer Linken, aber ein wenig hinter der Reihe, denn sie las verstohlen in ihrem Roman, den sie immer noch in der Hand hielt. Ab und zu nur wechselte sie ein Wort mit Arno oder gab ihm auf eine Frage oberflächlichen Bescheid. Er kam sich recht überflüssig vor, zumal auch die kleine Trotha so angelegentlich mit ihrem Begleiter plauderte, daß er keine Gelegenheit fand, sich ihr zu nahen.

Der Abend war vorgeschritten, die Sonne rüstete sich zum Scheiden. Auf den Feldern der Niederung lag goldener Dunst, stieg aus dem Tal empor und ließ seinen stillen Widerschein über die Fluten spielen. Wie Glaswellen von durchsichtigem Rosa und Blau sahen die Wasser aus, die von dem Schiff zum Ufer fluteten. Etwas Weiches und Weitendes war in der abendlichen Frühlingsluft und lag auf dem Flusse, der bald ganz und gar von bunten Schleiern eingehüllt schien.

Die Soldaten, von der Weihe der Abendstunde erfaßt, sangen ein wehmütiges Lied, gingen dann aber zu froheren Weisen über. Laut und lustig klangen ihre Gesänge über das ruhig dahingleitende Schiff. Einige, die sich des gesunden Gebrauchs ihrer Glieder erfreuten, umfaßten einander und tanzten auf dem Deck, jetzt hopste sogar ein Einbeiniger mit seiner Krücke zwischen ihnen umher. Immer ausgelassener wurde das Treiben.

Da wandte sich Fräulein Mackstatz, den Marineoffizier mit einem huldvollen Lächeln entlassend, zu Arno. »Wie fröhlich die Leute noch sein können!« sagte sie, auf mehrere Krüppel weisend, die sich singend und tanzend dem Einbeinigen angeschlossen hatten. »Aber für mich hat solche Lustigkeit etwas Ergreifendes.«

»Weshalb?« gab er zurück. »Ich finde, sie gibt uns ein gutes Beispiel.«

»Daß wir auch so lustig sein sollen?«

»Gewiß, daß wir endlich diese nichtsnutzige und fruchtlose Kopfhängerei ablegen sollten! Wie beschämt einen solch ein Mann, der mit seiner Krücke tanzt, wenn wir daran denken, daß wir unsre gesunden Glieder noch haben, sie regen und brauchen können!«

»Das ist wohl so unwahr nicht. Wenn nur nicht alles um uns her so traurig und drückend wäre!«

»Aber zum Teufel!« rief er lebhaft und die Gegenwart der vornehmen Dame ganz

vergessend aus. »Deshalb brauchen wir doch nicht ewig Trübsal zu blasen! Was tut einem jetzt so not als Freude — und wäre es auch nur ein kleiner Tropfen von ihr! Traurigkeit ist etwas Widernatürliches und ein Zeichen der Krankheit. Wir dürfen jetzt aber nicht krank sein, sondern müssen uns gesund erhalten. Das ist unsre Pflicht und Schuldigkeit in dieser schweren Zeit.«

»Die die meisten ja auch getreulich erfüllen,« gab sie mit deutlicher Geringschätzung zurück. »Nie ist die Vergnügungssucht so in Blüte gewesen als in unsern Tagen. Die einen bluten und sterben, die andern lachen und tanzen!«

»Das ist wohl eine alte Erfahrung. Haben Sie nie gelesen, daß während der Französischen Revolution die Leute im Gefängnis, wenn draußen schon der Henker stand, ihre Tänze und Spiele aufführten, flirteten und sich vergnügten und sich in ihrem fröhlichen Treiben nicht stören ließen, bis er sie mitten aus ihm heraus zur Guillotine führte? Das erschien mir früher menschlich unmöglich, ja unwürdig. Jetzt verstehe ich es.«

»Warum verstehen Sie es jetzt?«

»Weil ich immer deutlicher fühle, daß dem Menschen das Bedürfnis nach Freude eingeboren ist. Er kann ohne sie nicht gedeihen, kann sie vielleicht eine kurze Zeit, aber niemals auf die Dauer entbehren.«

Sie schien wenig von dem überzeugt, was er sagte, es mochte ihr auch nicht gefallen. »Es ist immer ein Zeichen von Oberflächlichkeit,« entgegnete sie.

Er lachte. »Dann sind wir alle da draußen oberflächlich. Wir sind fröhlich gewesen, haben gespielt und gesungen in Schützengräben und Unterständen, unmittelbar bevor es zum Sturmangriff ging, von dem wir wußten, daß er vielen unsrer Kameraden, ja uns selbst den Tod bringen konnte. Manch einer stand erst im letzten Augenblick von seiner Gitarre oder vom Kartenspiel auf und lief dem Tode gerade ins Antlitz.«

»Das war Selbstbeherrschung, äußerste Energie und Disziplin, wie sie dem deutschen Soldaten eignet, ich habe es in unsern Lazaretten oft genug beobachtet, manchmal wohl auch ein herausforderndes und selbstgefälliges Spiel mit sich und dem Leben —«

»Nein, nichts von alledem. Selbsterhaltungstrieb war es, Naturnotwendigkeit!«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe es nie begriffen,« erwiderte sie langsam, »aber ich wollte wohl, ich könnte auch so denken, könnte es mir zu eigen machen.«

»Warum können Sie nicht?« gab er lebhaft zurück. »Sie haben alles, was ein Mensch sich wünschen kann, sind jung und gesund und —« Er wollte »schön« hinzusetzen, fürchtete aber, sie, so aufrichtig er es meinte, durch eine Schmeichelei zu verstimmen, und hielt inne.

»Alles, was ein Mensch sich wünschen kann? Woher wissen Sie es denn? Sie sehen mich doch heute zum erstenmal.«

»Ja, das weiß ich!« rief er unbeirrt und immer mehr von ihrer Erscheinung entflammt. »Wenn Sie nicht froh und mutig ins Leben schauen, dann begehen Sie ein Unrecht an sich selber!«

Sie antwortete nicht. Am wolkenlosen Himmel verglomm die Sonne. Ein Bündel feuriger Garben schoß auf die Felder herab und färbte die Wasser purpurrot. Alles um sie her war ein Blühen und Glühen. Der Fluß verengte sich und schien auch flach an dieser Stelle, denn das Schiff fuhr ganz langsam, vorsichtig tastend. Es war still um sie, als hielte der Abend den Atem an. Nur von den Wogen, die leise und schwer an den Bug des Schiffes schlugen und von ihm zurückprallten, drang leises Rauschen, als seufze der Fluß unter den Liebkosungen der wundervollen Nacht.

Dann tönten lautere Stimmen durch das Schweigen. Der Soldat, der schon vorhin zur Gitarre gesungen, hatte sie wieder zur Hand genommen und trug mit der Stimme, die allmählich klanglos geworden war, einige Lieder vor. Aber seinen Kameraden schienen sie zu gefallen, denn sie wiederholten jedesmal die Schlußverse in jauchzendem Chor.

»Es ist nicht gerade sehr geschmackvoll, die Andacht dieses Abends durch solchen Lärm zu zerreißen,« sagte das Fräulein, indem es unwillkürlich den Schritt beschleunigte, um auf das Hinterdeck zu gelangen, »aber man muß den Leuten ihr Recht auf die Freude wohl schon lassen, von dem Sie eben so beredt sprachen.«

Der leise Spott, der in ihren Worten lag, entging ihm nicht. »Der Mann meint es gut, aber er ist ein schlechter Musikant.«

Sie blieb stehen. »So machen Sie es besser!« sagte sie kurz.

»Wenn Sie es wünschen, gern. Ich bin



zwar kein Künstler, aber ich habe in frohen und schweren Stunden da draußen so manches Lied gesungen.«

»Singen Sie es hier!«

Wieder der kurze, fast befehlende Ton, der ihn reizte.

»Sowie er zu Ende ist. Ich will ihm nicht wehe tun.«

Der Sänger schien unerschöpflich, seine Stimme klang bereits rauh und heiser. Aber erst als sie ganz versagte, legte er die Gitarre zur Seite.

Da nahm sie Arno. Mit geübter Hand griff er in die Saiten. Einige Minuten spielte er nur, aber die Töne, die er dem kleinen Instrument entlockte, klangen weich und wohlig, wie angepaßt dem feiernden Abend, über das Schiff, das jetzt die enge Stelle überwunden hatte und wiederum mit voller Fahrt dahinglitt.

Nun begann er zu singen: stille, alte Volkslieder, auch fröhliche Weisen, wie sie jedem vertraut waren, und wie sie doch als etwas Neues in dieser Umgebung und Stimmung anmuteten. Denn er hatte einen Vortrag, der vom ersten Ton an fesselte, und seine Baritonstimme war, wenn auch nicht besonders groß, so doch sorgsam geschult und hatte etwas Anschmiegendes und Bestrickendes, das in gleicher Weise zu den Sinnen wie zu der Seele sprach.

Von dem Augenblick an, da seine ersten Töne über das Deck dahinfluteten, trat eine merkbare Stille ein. Die einen unterbrachen ihre Wanderung, die andern, die in Gruppen saßen und sich an Gesellschaftsspielen oder scherzenden Worten belustigten, ließen Spiel und Wort. Der Kapitän stieg von seiner Kommandobrücke mit schwerfälligem Schritt herab und stellte sich breitbeinig wieder oberhalb der Maschine. »Kiek einer den! 's der rechte Tausendsasa!« sagte er zu dem Maschinisten, der, die nackten, rußgeschwärzten Arme auf den Boden gestützt, den Kopf aus der Deckluke herausstreckte.

Dem Sänger gegenüber aber stand Fräulein Mackatatz. Wieder hielt sie die Hand der hübschen kleinen Trotha und streichelte sie leise, während die beiden Recknitz sich zu ihrer Rechten und Linken wie zwei Paladine aufgestellt hatten und selbst die Johanniterin nur noch verstohlen in ihrem Buche las.

Als Arno, klug genug, sich nicht durch ein zu freigebiges Spenden um die Wirkung zu bringen, nach einigen Liedern schloß, bestürmte man ihn, weiterzusingen. Er trat einige Schritte auf Fräulein Mackatatz zu.

»Darf ich auch einmal etwas Eignes singen?«

»Wir bitten sehr darum.«

»Ach ja, etwas Eignes! Selbst gedichtet, selbst komponiert?« hallte es im Chor zurück.

Er verneigte sich leise und griff in die Saiten. Ganz anders klang es jetzt als vorhin: viel lebhafter, stärker, leidenschaftlicher; ein heißes Rauschen, blutdurchpulstes Verlangen, sehnsuchtsvolles Rufen und Locken.

> Nun ist es Frühling geworden,
> Des Winters Stürme verwehen,
> Nun lacht durch Täler und Triften
> Ein blühendes Auferstehen.
>
> Nun jauchzt durch grünende Felder
> Der Lerchen preisender Chor,
> Nun brechen aus schwellenden Knospen
> Viel tausend Blüten hervor.
>
> Nun lieg' ich zu deinen Füßen
> Und atme Frühlingsluft
> Und trink' aus deinen Küssen
> Berauschenden Maienduft.

Ganz schnell hatte er es gesungen, das Tempo bis zur rasenden Eile steigernd. Aber seine Stimme klang klar und hell bis zur letzten Silbe. Seine schlanke Erscheinung, das hübsche Gesicht mit den gebräunten Wangen und dem warmen Leuchten in den klugen, lebensmutigen Augen gaben ihm etwas Anziehendes, das seinen Eindruck auf die Hörer, besonders auf den weiblichen Teil unter ihnen, nicht verfehlte. Stürmischer noch als vorhin bat man ihn um eine weitere Zugabe. Er aber war nicht zu bewegen und blieb standhaft, auch als die hübsche Trotha in ihrem und des Fräuleins Namen eine solche erbat.

Das Abendrot war verblaßt, die Dämmerung eingetreten. Die Gegenstände büßten ihre Farbe ein, etwas Müdes war in die bisher so lebhafte Umgebung gekommen. Am Himmel zeigte sich eine schmale Mondsichel, die aber bleich war und nicht leuchtete, und ganz in der Ferne blitzten die ersten Lichter der Stadt auf.

»Das gnädige Fräulein hat mich beauftragt, Sie für einen Augenblick zu ihr zu bitten,« sagte der Marineoffizier zu Arno.

An die Reling gelehnt stand Fräulein Mackatatz und blickte über das dämmernde Wasser.

»Ich muß noch an Ihre Worte über die



Freude denken,« sagte Sie zu Arno, ohne ihn anzusehen. »Sind Sie immer froh gewesen, auch da draußen, auch in all dem Schweren, das Sie sahen und erlebten?«

»Ich habe nie den Mut verloren — darum war ich auch froh.«

»Und jetzt?«

»Bin ich es erst recht. Denn ich gehe, mir ein neues Leben zu bauen. Und das kann man nur, wenn man den rechten Glauben hat.«

»Den rechten Glauben — woran?«

»An sich selber, an das gute Gelingen dessen, was man will, und —«

»Woran noch?« fragte sie, jetzt zum erstenmal lebhaft, als er innehielt.

»An gütige Mächte, die einem hilfreich zur Seite stehen, wie sie es heute schon getan haben.«

»Heute schon?«

»Ja, indem sie mich auf dieses Schiff führten. Denn mein erster Weg morgen in die Stadt ist zu Ihrem Herrn Vater. Deshalb machte ich diese Fahrt.«

»Was wollen Sie bei meinem Vater?«

»Ihm Gutes bringen — mich selber, meine besten Kräfte, mein ganzes ehrliches Wollen!«

»Sie sind Schiffbauer?«

»Diplomingenieur, augenblicklich mit großen Plänen beschäftigt.«

»Mit einer Erfindung?«

»Etwas Ähnlichem.«

»Sind Sie denn mit Ihrem Dienst da draußen fertig?«

»Jawohl.«

»Reklamiert?«

»Nein, entlassen — krankheitshalber.«

»Krankheitshalber? Und das sagen Sie mit so fröhlicher Miene? Freilich, ansehen kann man es Ihnen nicht.«

»Es ist auch nicht der Rede wert und macht mir nur selten mal geringe Beschwerden.«

»Was ist es?«

»Der Arzt sagte etwas von Herzerweiterung, im Dienste zugezogen und nach einer rheumatischen Krankheit. Aber er meinte, ich könnte dabei alt werden wie Methusalem, obwohl ich das wahrhaftig nicht möchte.«

»Weshalb nicht?«

»Weil das Leben im Alter keinen Wert für mich hat, zum mindesten keine Reize. Wenn es einmal zu Ende ginge, meinte der Arzt, dann geschähe es schnell und schmerzlos. Und sehen Sie — gerade das macht mich so froh. Schaffen und Wirken, so lange es geht; sich des Lebens freuen von ganzer Seele, so lange es einem mit seinen tausend Sonnen lacht — und eines Tags, wenn das Spiel aus ist, still und schnell davongehen.«

»Aber sind Sie gewiß, daß das alles so kommen wird?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube es. Das ist genug.«

Sie ließ das Auge fort vom Flusse, auf dem es bis dahin geweilt, über seine Gestalt gleiten, langsam und prüfend, obwohl es schon dunkel war und man nur Umrisse sehen konnte.

»Sie sind ein großer Idealist.«

»Das hat man mir öfters gesagt. Aber ich hoffe, auch ein wenig Lebenskünstler dabei, der sich dies rasch enteilende Dasein zimmert, wie er es braucht.«

»Wer das könnte!« Und dann nach einer Pause: »Wenn Sie zu meinem Vater gehen und bei ihm finden sollten, was Sie wünschen, dann würden Sie ja wohl auch in unser Haus kommen, und das erste Mal, wo ich Sie heute sehe, wäre nicht das letzte gewesen.«

Er verneigte sich zum Zeichen seines Einverständnisses.

»Aber ich weiß nicht, ob Sie kommen, und wenn Sie es tun, ob Sie sich wohl bei uns fühlen werden. Denn es geht ein finsterer Geist durch unser Haus.«

Sie hatte es wohl nicht sagen wollen, ganz unwillkürlich mußte es über ihre Lippen gekommen sein, denn er merkte, wie sie plötzlich stockte und innehielt.

Als wollte sie den Eindruck ihrer Worte verwischen, reichte sie ihm mit einem Lächeln, das freundlich, aber doch ein wenig erzwungen war, die Hand. »Also auf Wiedersehen, Herr Morgenroth! Mein Vater und ich werden uns freuen, Sie bei uns zu sehen.«

Wenige Minuten später landete der Schwan, und Arno sah, wie Fräulein Macketatz von dem Marineleutnant und den beiden Recknitz zu einem auf sie wartenden offenen Halbwagen geleitet wurde, dessen Schlag ein älterer Diener, den hohen Hut ehrfurchtsvoll in der Hand, hinter ihr schloß. Dann vernahm er nichts mehr als das Rollen der Räder und den Hufschlag der Pferde.

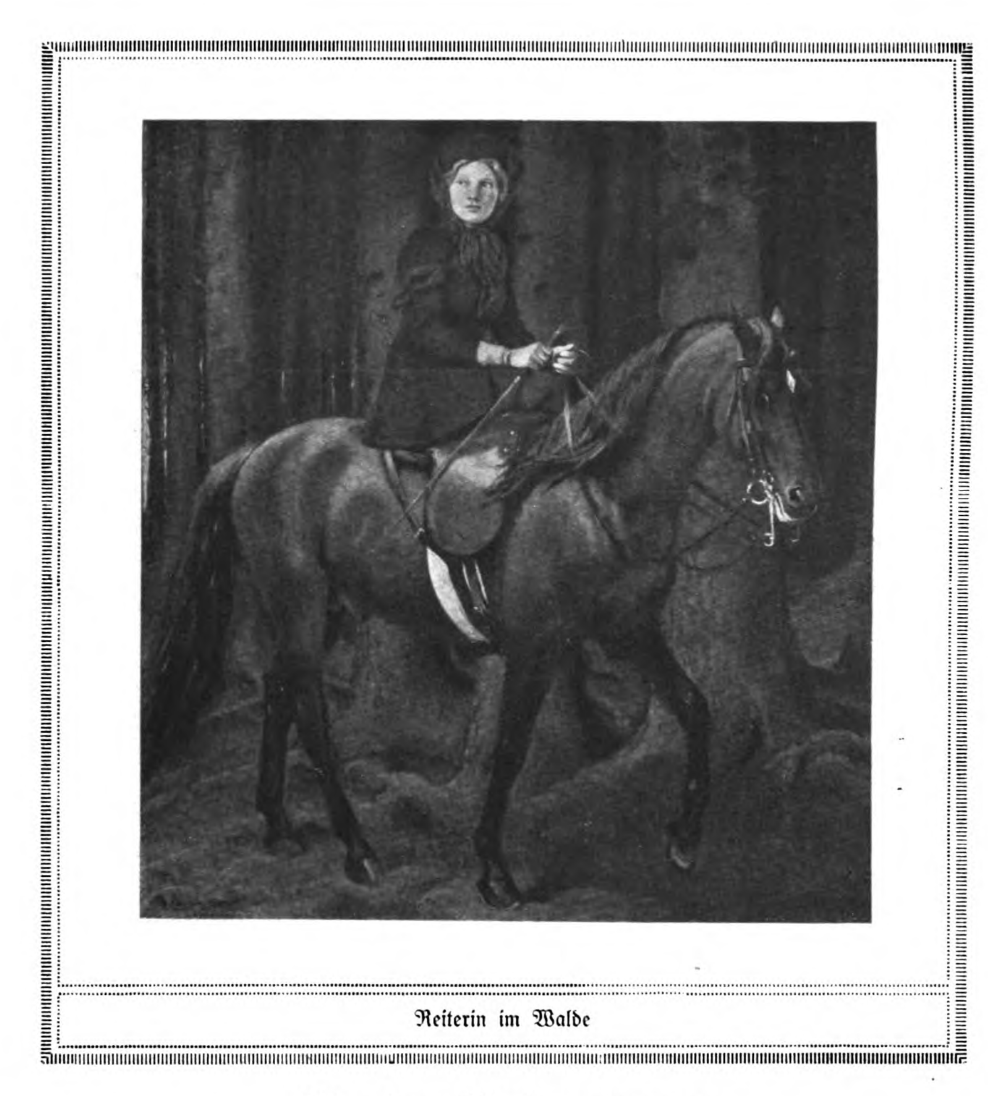
(Fortsetzung folgt.)





Theodor Bohnenberger: Herbststrauß in grüner Vase

Zu dem Aufsatz „Theodor Bohnenberger" von Richard Braungart



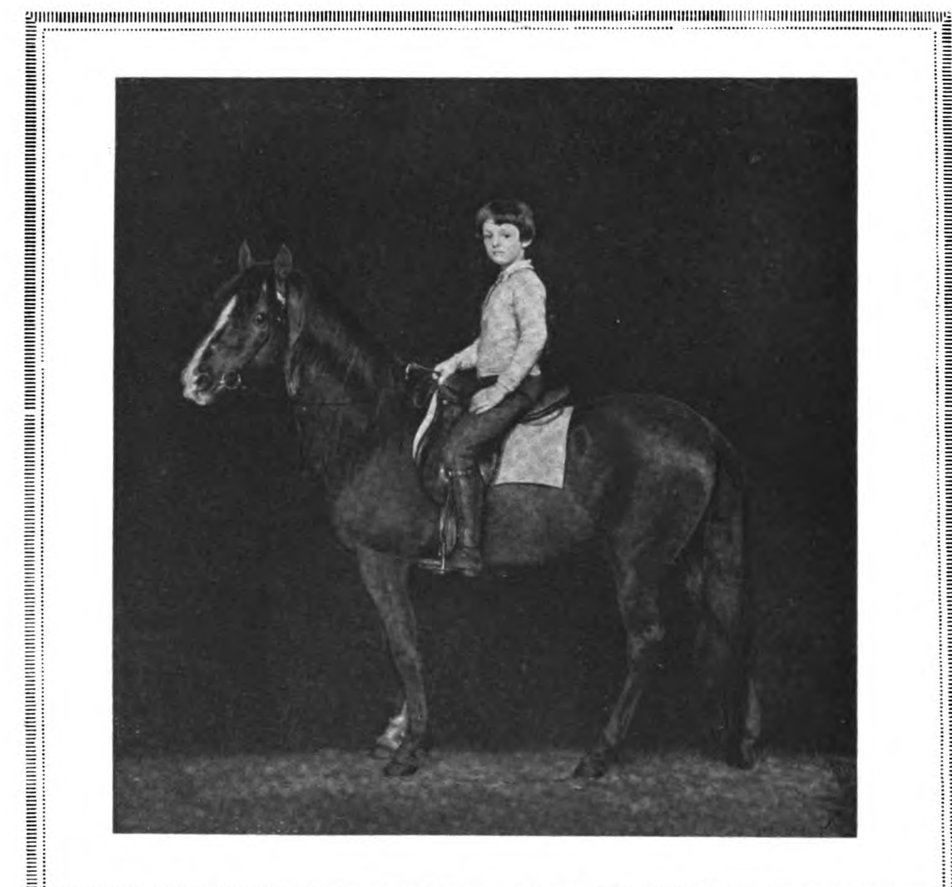
Reiterin im Walde

Theodor Bohnenberger

Von Richard Braungart (München)

ichts erscheint einfacher und selbstverständlicher als die Antwort auf die Frage, weshalb eigentlich jemand male oder sich sonst irgendwie künstlerisch betätige. Man wird sagen: Nun ja, zunächst einmal, weil er den unwiderstehlichen Drang dazu in sich fühlt. Manche formulieren das auch so: Weil er Talent dazu hat. Das ist freilich nicht ganz genau dasselbe. Zuweilen kann es sogar das Gegenteil sein. Doch immerhin: wir wollen es gelten lassen. Wie aber wollen wir auf die eingangs gestellte Frage weiter antworten? Denn daß mit dem Gesagten nicht schon alles erklärt und geklärt ist, muß doch wohl jedem einleuchten.

Der moderne Künstler wird seinerseits sagen: »Ich male (oder zeichne oder radiere oder modelliere) nur des Ausdrucks wegen. Ich will etwas ganz Bestimmtes mitteilen, einer Vorstellung Gestalt geben, und nur, wenn mir das gelingt, wenn ich das Gefühl habe, daß ich restlos ausdrücken konnte, was mir vorgeschwebt hat, bin ich zufrieden mit mir. Und nur dann habe ich auch das Empfinden, den andern, den Beschauern meines Werkes, Genüge getan zu haben.« Es ist begreiflich, daß ein Künstler, der so denkt und solche Ziele verfolgt, wenig Wert darauf legen kann, daß die Form auch immer den Forderungen eines empfindlichen Schönheitssinnes entspricht. Ihm ist die ausdrucksvolle Linie oder Farbe weit wichtiger



Erbprinz Albrecht von Bayern

als die schöne, und er wird unbedenklich die Schönheit opfern, wenn er dafür seinem Ziel, dem Ausdruck um jeden Preis, näher kommt. Wir sind täglich Zeugen des künstlerischen Schaffens in dieser Richtung, ja, wir müssen sogar feststellen, daß heute von der Jugend der größte Teil und auch von der mittleren Generation ein recht ansehnliches Häuflein sich zu dieser Anschauung bekennt. Anderseits aber gibt es immer noch sehr viele, denen der Verzicht auf die schöne Form nicht nur schwerfällt, sondern überhaupt unmöglich ist. Denn — und hier zeigt sich uns sozusagen die Kehrseite der Medaille — es lebt eine große Zahl Künstler und Kunstfreunde, für die der eigentliche Zweck alles künstlerischen Schaffens und jeder wie immer gearteten Beschäftigung mit Kunst der Kultus der Schönheit ist. Schönheit der Farbe, Schönheit der Form, Harmonie von beiden, dazu Formung dieser Elemente zu einem neuen Organismus, dem Bild: alles das ist Ideal ganzer Generationen von Künstlern gewesen und ist es auch heute noch. Und man muß allen guten Geistern dafür dankbar sein, daß es so ist; denn was bliebe uns am Ende noch, besonders in der Trübsal dieser Zeiten, wenn wir nicht die Zuflucht in ein Reich der Schönheit hätten, das die Künstler mit freigebigsten Händen immer von neuem aufbauen?

Freilich, auch jene andern, die zunächst den Ausdruck suchen und ihn um jeden Preis zu erkaufen bereit sind, werden sagen, daß Ausdruck für sie höchste Schönheit bedeute. Aber was ist der Menge, was allen Andersdenkenden und Andersfühlenden eine Schönheit, die nur ganz wenige als solche, die meisten aber weit eher als das Gegenteil davon empfinden? Kann man es diesen verdenken, wenn sie sich lieber dorthin wenden, wo sie ohne weiteres verstehen und mitfühlen können? Man hat sich bis jetzt gesträubt, zu glauben, was für Zahllose immer als erwiesen galt: daß es so etwas wie einen Kanon, d. h. ein allgemein gültiges Gesetz für das Schöne gebe.



Junge Dame im grünen Kleid

Heute ist man nur zu gern geneigt, derartiges anzunehmen, und wäre es auch nur, um einen festen, sicheren Ort zu wissen, auf den man sich aus dem ewig bewegten Chaos der Gegenwart retten kann. Jedenfalls aber ist es gewiß, daß die alten Götter noch nicht ganz tot sind. Und es sieht sogar zuweilen so aus, als sei die Zeit nicht mehr fern, da sie, verjüngt und in neuem Gewande, wieder ins Land ziehen werden. Würde man ihnen nicht wie Erlösern zujubeln?

Einstweilen aber sind überall im Lande treue und fleißige Hände beschäftigt, in ihrem Dienste und in ihrem Sinne zu arbeiten und neue künstlerische Werte zu schaffen, die den Menschen zur Freude dienen sollen. Gerade in diesen Blättern hat man fortlaufend Gelegenheit, sich über das Schaffen dieser wahrhaften »Wohltäter der Menschheit« eingehend zu unterrichten. So ziemlich jede Nummer bringt Aufsätze über Künstler, die kennenzulernen dauernden Gewinn bedeutet. Und unser Vertrauen in die Unzerstörbarkeit des gesunden Sinnes und der naiven, ehrfürchtigen Freude an allem Gewachsenen und Gewordenen wird durch jede solche Veröffentlichung neu gestärkt. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, nein, gewiß, daß die Leser es willkommen heißen werden, wenn ihnen hier wieder ein Künstler vorgestellt wird, an dessen Schöpfungen auch der ganz unbelehrte Laie seine Freude haben muß.

Dieser Münchner Maler **Theodor Bohnenberger** ist ja an und für sich durchaus nicht so simpel, daß sich nicht ein sehr gelehrter Aufsatz über ihn schreiben ließe. Es ergäben sich da leicht allerlei Möglichkeiten und Ausblicke, die dem oberflächlich Sehenden und Urteilenden verborgen bleiben. Aber im großen und ganzen ist seine Kunst so einfach, geradlinig und jedem verständlich, daß sie beinahe auch des helfenden Wortes entraten könnte, wenn, nun ja, wenn es nicht eben doch eine Menge Dinge gäbe, die auch bei einfachen Stoffen nicht jedem ohne weiteres offenbar sind, Diese Einfachheit, dieses



Der kleine Skiläufer

Fehlen jeder malerischen oder stofflichen Sensation und diese Einstellung auf das Gefühlsmäßige (auch Farben können und müssen gefühlt und nicht nur gesehen sein, wenn sie leben sollen) ist freilich der Grund dafür, daß die Kunst Bohnenbergers von rein intellektuellen Beurteilern moderner Kunst nicht sehr geliebt wird. Sie ist ihnen zu wenig zusammengesetzt, zu wenig problematisch und zu sehr auf Schönheit gerichtet, als daß sie etwas damit anfangen könnten. Aber wir sehen gerade in diesen angeblichen Mängeln die höchsten Vorzüge dieser Kunst. Ja, sie ist nicht problematisch; sie gibt keine Rätsel auf und verlockt nicht in Untiefen und Abgründe, aus denen meist keine Rettung mehr möglich ist. Ihr Ausgang und ihr Ziel aber ist die Schönheit.

In Bohnenbergers Garten blühen Malven und Flox in allen Farben den Rain entlang. Eine Flut von Schönheit wogt um diese blühenden Beete. Und irgendeiner, der gerade des Wegs kommt, freut sich all der Pracht, bleibt hinter dem Zaun stehen, atmet den süßen Duft ein, der ihm entgegenschlägt, und badet das Auge, das stündlich so viel Häßliches und Gleichgültiges sehen muß, wieder gesund in diesem Strom von Licht und Farbe. Dann geht er weiter, dankbaren Gemüts, und die Erinnerung begleitet ihn. Eine Weile nur. Dann erlischt auch diese. Und nichts mehr bleibt von dem beglückenden Erlebnis, von dieser Begegnung mit der Schönheit. Aber vielleicht zur selben Stunde ist Bohnenberger vor denselben Blumen in seinem Garten gestanden. Auch er war selig im Anschauen. Alle Sinne haben sich ihm erschlossen vor diesem ewig neuen Wunder. Sein Auge ist trunken und saugt begierig all diese Schönheit ein. Kaum vermag er sich loszureißen von dem berauschenden Anblick. Und dann geht auch er. Aber er geht ganz anders als jener Laie, der am Zaun vorüberkam. Bei diesem ist nur die Erinnerung geblieben, ganz blaß nur und ohne Dauer, und sicher keinerlei andre positive, erhaltende Regung. In einem Künstler wie Bohnenberger aber ist das Erinerungsbild unverwischbar wie auf einer photographischen Platte. Und noch etwas andres ist unbezwingbar stark in ihm: jener Trieb nämlich, der überhaupt erst den Künstler macht, der Trieb zum Gestalten, zum Nachschaffen des Gesehenen. Die Schönheit draußen im Garten wird verwelken, faulen, zugrunde gehen, in einigen Wochen, vielleicht schon in Tagen. Das darf nicht sein. Etwas davon, so viel wie möglich, muß bewahrt werden. Und so holt sich der Künstler ein paar der lieblichen Modelle herein aus dem Garten ins Atelier. Sie müssen sterben, vor der Zeit, aber ihr Tod ist nicht vergebens. Denn alles, was an ihnen entzückt hat, wird von der Hand des Malers für immer festgehalten. Ihre Farben leuchten weiter, die Anmut ihrer Formen wird nie aufhören, den Augen Freude zu bereiten. Sie sind unsterblich geworden. Die ganze Natur wird es mit ihnen. Es gibt kein Welken mehr, keinen Winter. Zu keiner Stunde des Jahres müssen wir die Schönheit entbehren, die für das Auge fast das gleiche ist wie die Luft für die Lungen: wichtigste Bedingung des Lebens. Die Künstler aber sind es, die dieses Wunder bewirken. Die Schärfe ihres Auges, die Geschicklichkeit ihrer Hand, die Stärke ihres Gefühls erschaffen eine neue, eine andre Natur neben der ursprünglichen und über diese hinaus. Man braucht sich nur alles wegzudenken, was sie uns schon geschenkt haben und noch täglich schenken, und es würde uns erst bewußt, wie arm wir dann wären.

Es sind aber nicht nur Blumen, die zu solchem »konservierenden« Tun reizen. Tausend andre Dinge können das ebenso. Jeder weiß das. Und auch im Leben Bohnenbergers trifft das zu. Denn daß er ausschließlich (oder fast ausschließlich) Blumen malt wie jetzt, ist nicht immer so gewesen. Es war um 1900 herum, da berauschte sich Bohnenberger einmal in einem besonders gesegneten Frühling an der königlichen Schönheit der Kastanienblüte, die als etwas Selbstverständliches meist gar nicht beachtet wird. Bohnenberger aber war so ergriffen von diesem Wunder, daß er es malen mußte. So entstand sein erstes Blumenstück, das heute das Stuttgarter Museum bewahrt. Aber nur langsam, in langen Jahren, ging Bohnenberger mehr und mehr zu diesen dankbaren Modellen über, die ihn nun schon beinahe zu einem Spezialisten gemacht haben, der er im Grunde ganz und gar nicht ist. Denn ursprünglich war es der Mensch (und in gewissen frühen Perioden auch das Pferd), dem sein Schaffen gegolten und in dem er sein Schönheitsideal gefunden hatte. Und zwar der Mensch als Gesellschaftswesen, bekleidet also, und nackt als Naturwesen. Daß ihn der weibliche Akt immer wieder zum Nachschaffen gereizt hat, bedarf ja weiter keiner Begründung und Erklärung bei einem Künstler, der auf allen seinen Wegen die Schönheit gesucht hat. Aber obgleich er nicht sehr viele Akte gemalt hat, so kann man doch sagen, daß er einer der besten Schilderer des weiblichen Körpers ist, die es in den letzten zwei Jahrzehnten wenigstens im Bereich der Münchner Kunst gegeben hat. Das ist in einem ganz bestimmten Sinne zu verstehen. All seinen Akten nämlich ist eine unendlich rührende Keuschheit eigen, ein Durchdrungensein des Körpers mit Seele, das auf Empfängliche einen Eindruck macht, dem sie sich kaum entziehen können. Man weiß, daß ein großer, wenn nicht der größte Teil der Akte, die man jahraus, jahrein sieht, nur Dokumente malerischer Bravour sind. Gewiß sind auch sie Huldigungen vor der Schönheit, wie es ja auch die Akte Bohnenbergers sind. Aber was diese (nicht alle, aber die meisten) beinahe zu einer Gruppe für sich macht, ist dieses aus der Ehrfurcht vor der Natur stammende gewisse Etwas, das gerade, weil es so selten ist, auch um so stärker wirkt. Voraussetzung ist natürlich immer, daß man ein Organ dafür hat. Wo dieses fehlt, hilft alles Erklären und Reden nichts.



Pfingstrosen am Fenster



Malven in farbigem Krug

Daß Bohnenberger in den letzten Jahren fast gar keine Bildnisse mehr gemalt hat (er will es jedoch in nächster Zeit gründlich nachholen), ist ein sehr bedauerlicher Verlust. Denn unter seinen Porträts findet sich tatsächlich nicht eins, das nicht wert wäre, eine Galerie zu zieren. Meist sind es schöne Frauen, die er gemalt hat. Auch einige Knabenbildnisse — Werke erlesenen Ranges — gibt es von seiner Hand. Allen gemeinsam ist die Sorgfalt, mit der Stoffliches behandelt, und die Liebe, mit der die Köpfe ohne Kleinlichkeit bis ins kleinste durchgebildet sind. Man pflegt so etwas altmeisterlich zu nennen und hat durchaus recht damit, solange man die Gediegenheit des Handwerklichen und die Einstellung des



Weiblicher Rückenakt

Kolorits und des Tons (der Helligkeits- und Dunkelheitsgrade) auf Zimmerbelichtung meint. Im übrigen aber wäre es kaum möglich, zu sagen, was diese Bilder sonst noch mit den Werken der alten Meister gemein hätten. Ihr Geist ist durchaus Geist unsrer Zeit, und selbst im Technischen unterscheiden sich diese Bildnisse recht wesentlich von solchen der Renaissancemeister etwa. Nur eins ließe sich bestimmt sagen: daß in ihnen eine gute Tradition lebendig ist, die allerdings ihre Wurzeln im 15. und 16. Jahrhundert hat, in der Hauptsache aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen worden ist. Unnötig, zu bemerken, daß diese tonschönen, überaus vornehmen Bildnisse hervorragende Schmuckstücke für reich ausgestattete Wohnräume sind, wie denn die Kunst Bohnenbergers überhaupt eine Neigung zum Dekorativen hat. Alle seine Bilder sind mit dem Gedanken an eine Wand, die sie schmücken sollen, und nicht für öffentliche Ausstellungen gemalt. Und daher kommt es wohl auch, daß die Arbeiten Bohnenbergers, wenn man sie irgendwo in einer Ausstellung zwischen andersgearteten Bildern findet, sich manchmal nur mit einiger Mühe behaupten. Hängen sie aber erst einmal an der Wand, für die sie bestimmt sind, dann enthüllt sich mit einmal ihre ganze reiche Schönheit, und man wird meist erst jetzt gewahr, welch ungemein hohen schmückenden Wert diese Bilder haben.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß ein Kennzeichen der Kunst Bohnenbergers ihre Vornehmheit ist. Und zwar eine ungewollte Vornehmheit, die sich aus dem Gegenstand und der Darstellung von selbst ergibt. Derartiges erklärt sich stets am einwandfreiesten aus dem Wesen und der Abstammung eines Künstlers. Bohnenberger ist am 25. Juli 1868 in Stuttgart geboren. Sein Großvater und Vater besaßen eine Papierfabrik, die u. a. jahrzehntelang das Papier herstellte, auf das eine Anzahl der bekanntesten deutschen Zeitschriften gedruckt wurde. Aber der kaufmännische Sinn der Familie hinderte nicht, daß künstlerische Neigungen väterlicher- und mütterlicherseits vorhanden waren und gern gepflegt wurden. Besonders Bohnenbergers Vater wäre für sein Leben gern Künstler geworden, wenn — die Fabrik nicht gewesen wäre. Nun: was ihm versagt geblieben ist, hat dafür sein Sohn, und zwar ohne nennenswerte Widerstände, erreicht. Er besuchte die Stuttgarter Kunstschule — die Sommermonate verlebte er viele Jahre auf einem Gut der Familie am Rhein bei Frankenthal — und kam 1887 zum erstenmal nach München an die Akademie, wo er zwei Semester in der Naturklasse bei Johann Herterich arbeitete. Um 1890 war er ein Jahr lang Privatschüler von Marr und lebte dann auf dem eben erwähnten Gut am Rhein. Dort malte er Pferde, auch Figürliches und Landschaften. 1900 siedelte er nach München über, wo er, mit Unterbrechungen, seitdem lebt. Im vergangenen Sommer hat er sich in dem idyllischen Münchner Villenvorort Harlaching niedergelassen, der am Rande des Isartals südlich von München liegt, gerade über dem Tierpark Hellabrunn und gegenüber von Maria-Einsiedel, wo seit Jahrzehnten Adam Kunz in idyllischer



Weiblicher Akt: Lesende

Abgeschiedenheit lebt und schafft. In einem Garten neben seinem stattlichen Hause hat sich Bohnenberger ein Blockhaus erbaut, das von außen fast amerikanisch nüchtern anmutet. Überschreitet man aber die Schwelle, dann steht man plötzlich in einem geräumigen, trefflich belichteten Atelier, an dessen Wänden einige der wunderschönen älteren Bildnisse und ein paar Akte hängen. Auf Staffeleien aber und auch sonst noch in jedem Winkel stehen fertige oder erst im Werden begriffene Stilleben herum. Das blüht und jubiliert, daß man den grauen Wintertag draußen rasch vergißt. Flox, Dahlien, Georginen und Malven, in denen die satten Farben des Hochsommers und beginnenden Herbstes glühen, wechseln mit Rosen und Frühlingsblumen. Und man könnte wirklich zuweilen meinen, im Treibhaus eines Gärtners zu sein.



Äpfel in Glasschale

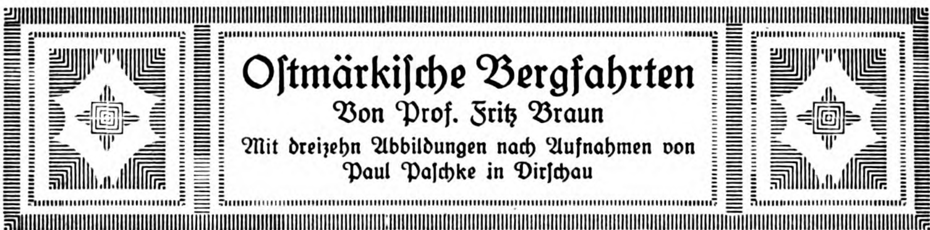


Rosen in weißer Vase

Hier, unmittelbar vor den Bildern, sieht man erst, mit wie wenig malerischen Mitteln diese fabelhafte Naturtreue zustande kommt. Die älteren Bilder allerdings, vor allem die Bildnisse und auch einige der früheren Akte, sind auch für Nahwirkung berechnet. Der verblüffende Endeffekt bei den Blumenstilleben aber, die fast alle in den letzten Jahren entstanden sind, wird ausschließlich mit den Ausdrucksmitteln des Impressionismus erreicht. Und man möchte diese Stilleben geradezu Muster einer Vortragsart nennen, die den Eindruck intimster Durchführung macht, ohne daß tatsächlich eine solche vorhanden ist. Bilder wie der Herbststrauß in grünem Krug, der hier als farbiges Einschaltbild, und zwar ganz ausgezeichnet wiedergegeben ist, sind, so wenig es auch den Anschein hat, doch Beispiele für diese virtuose impressionistische Technik. Das gleiche gilt u. a. auch für die Rosen in weißer Vase auf schwarzem Grund. Daß dieser Grund nicht ohne Einfluß auf die beinahe plastische Lebendigkeit und Frische der Blumen ist, muß allerdings zugegeben werden. Aber immerhin: hier offenbaren sich ein Können und eine malerische Kultur, die besonders heute nicht so häufig sind, als daß man gleichgültig an ihnen vorübergehen könnte. Und daß diese Eigenschaften so vollkommen in den Dienst der Schönheit gestellt werden, und zwar jener Schönheit, die sich jedem von selbst erschließt, wollen wir als einen ganz besonderen Glücksfall preisen. Denn ihm danken wir eine Reihe von Kunstwerken, die ein Stück unsers Lebens werden können, wenn wir sie uns nur einmal recht zu eigen gemacht haben. Es gibt keinen, der das nicht an sich erproben könnte.



Herbststrauß in weißer Vase




Ostmärkische Bergfahrten

Von Prof. Fritz Braun

Mit dreizehn Abbildungen nach Aufnahmen von Paul Paschke in Dirschau

Mancher Volksgenosse in Mittel- und Westdeutschland wird, wenn er von ostmärkischen Bergfahrten liest, lächelnd das Haupt wiegen, etwa so, als hörte er von Schneestürmen in der Sahara oder Gletscherwanderungen im brasilischen Urwalde. Stellen sich doch die meisten unsre schöne ostmärkische Heimat als eintönige Ebene vor, als ein Land, das von allen guten Geistern der Natur schnöde verlassen sei.

Mit dieser Ansicht verhält es sich jedoch ebenso wie mit ähnlichen Urteilen über andre entlegene Erdstriche. Durch die Bestimmtheit, mit der sie ausgesprochen werden, suchen sie das zu ersetzen, was den Splitterrichtern an wirklicher Sachkenntnis fehlt.

Auch in unsrer Ostmark wölben sich grüne Waldberge, rauschen in lauschigen Gründen silberne Bäche, und zu alledem vermag sie noch mit köstlichen Schmuckstücken aufzuwarten, die wir im deutschen Mittelgebirge gar selten finden, mit einer Fülle glitzernder Landseen, die bald, schmalen Waldströmen gleich, zwischen steilen Ufern sich dahinwinden, bald weit ausladend mit breiten Buchten zwischen freundlichen Hügeln im Glanz der Sonne vor uns daliegen.


Blick von der Viktorshöhe bei Mechlinken

Wollen wir eine rechte Vorstellung von der Oberflächengestalt des Küstenlandes zwischen der Oder und der Memel gewinnen, so müssen wir auch ihrer Entstehungsgeschichte ein paar Worte widmen.

Vor jenen Jahrtausenden trug die sonnige Flur, durch die sich jetzt das Silberband der Weichsel windet, das bucklige Hügelland, über das die blauschwarze Kuppe des Turmberges hinwegscheint, eine viele hundert Meter starke Eisdecke, Gletschermassen, die von den Gebirgen Skandinaviens fast bis zum Sockel der Sudeten reichten. Unter ihnen lagerten sich allerlei feste Stoffe, die das Gletschereis eingeschlossen und mit sich geführt hatte, als Grundmoräne ab und spreiteten im Laufe der Jahrtausende über die Schichten der Tertiärzeit eine schwere, lastende Decke.

Aber diese Herrschaft des Eises sollte nicht ewig dauern. Lauere Lüfte machten sich auf und zwangen die Eisriesen zum Rückzug in ihr nordisches Niflheim. Aber die grauen Recken wollten nicht kampflos weichen. Überall, wo der Boden höher anstieg, setzten sie sich entschlossen zur Wehr. Dort hätten wir manches Jahrtausend hindurch den Rand des Gletschereises gefunden. An ihm ward der Südwanderung der im Eise enthaltenen Geröllmassen ein Ziel gesetzt; deshalb türmten sie sich hier höher empor als anderswo und bildeten jene gewaltigen Hügel und Halden, die der Geologe als Endmoränen bezeichnet. Wenn aber der kurze Sommer des nordischen Landes seinen Anfang nahm, rauschte und rieselte von dem Gletschereis überall das Schmelzwasser südwärts und bedeckte das Land viele, viele Meilen weit mit einer hohen Sandschicht, die zwar heute größtenteils eintönige Kiefernwälder, wie die endlose Tucheler Heide, trägt, auf weiten Flächen aber noch immer nackt und bloß daliegt, so daß der rege Wind mit den leichten Sandkörnern sein ruheloses Spiel treiben darf — tagaus und nachtein.

Und auch unter der lastenden Eisdecke ward es lebendig. Hier rissen die Schmelzwasser, zu gewaltigen Strömen vereint, tiefe Rinnen in die Schuttmassen, dort füllten sie breite Mulden und flache Becken mit ihren Fluten und bildeten derart schon unter dem Inlandeise geräumige Seenbecken und viele Meilen lange schmale Furchen, die größeren Stromtälern ganz ähnlich sahen.

Solchergestalt könnte man mit ein paar groben Strichen die Vorgeschichte der anmutigen Hügelländer kennzeichnen, in denen wir heute die landschaftlichen Glanzpunkte der Ostmark zu suchen haben.

Ein Älpler möchte freilich über diese Schutthügel lächeln. Für die Bewohner des Flachlandes bedeuten sie dagegen schon sehr viel, und zum Beweise dafür, daß wir nicht maßlos über-

treiben, wenn wir von ostmärkischen »Bergen« reden, dürfen wir uns auf das Urteil des Geographen Scobel berufen; sagt er doch von der Kassubei, dem höchsten dieser ostmärkischen Gebirge: »Hier ist wirkliche Gebirgsnatur mit tiefen Schluchten und Tälern, und doch nur aus Moränenschutt aufgebaut.«


Steile Küste bei Adlershorst

Zu diesem kleinen Gebirgslande, von dessen nordwestlichen Randbergen man über die turmreiche Hansestadt zum Strande der Danziger Bucht hinabschaut, wollen wir heute selbander emporsteigen. Wir wandern dabei der hurtigen Radaune entgegen, einem kecken Gebirgsflüßchen, dessen rasche Wellen bald unter schattigen Waldbäumen rasten, bald über moosige Findlingsblöcke unwillig hinweghüpfen.

Gleich hinter dem behäbigen Dorfe Praust, wo die Radaune die grünen Triften des fruchtbaren Weichseldeltas erreicht, heben sich die Hügel an ihren Ufern höher und höher empor, und wenn wir uns dem idyllischen Kahlbude nähern, blicken die steilen Lehmwände, an deren Fuß ihre blitzende Woge nagt, gar trotzig und unnahbar zu uns herüber.

Wer hätte ein solches Landschaftsbild in der »Norddeutschen Tiefebene« erwartet, die schon so oft wegen ihrer Einförmigkeit verlästert ward und sich immer wieder mit der Tatsache trösten mußte, daß ihre abgünstigen Richter gar schlecht in den ostmärkischen Gauen Bescheid wußten!

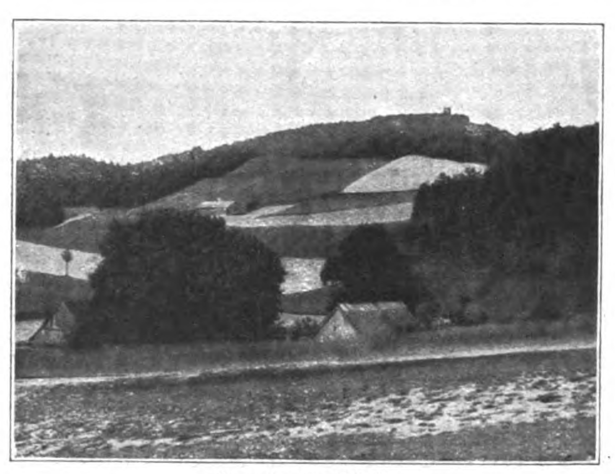
In die ziemlich formlose Hochebene haben hier die unermüdlichen Wellen der Bergestochter ein tiefes, schmales Tal hineingesägt, das man stellenweise beinah als Cañon bezeichnen könnte. An seiner Westseite bilden begrünte Hügel eine waldige Lehne, während im Osten schwarzblaue Kiefern über den Rand steiler Lehmwände zu dem Flüßchen im Grunde hinabschauen.

Hier drunten ist's heimlich still, wenn der Nordweststurm über die Hochebene dahinbraust. Rebenumsponnene Häuschen verstecken sich in laubreichen Gärten, und wenn wir auf gut Glück quer über die Wiese wandern, stehen wir bald an dem Ufer der raschen Radaune, die zwischen Erlengebüsch und hohen Polstern von Brombeerranken gen Süden eilt. Immer wieder teilt sie sich in mehrere Arme, die grasreiche Inseln umhegen, um sich dann wieder zu vereinigen und silberblinkend über das hohe Wehr zu stürzen, das der Mensch der ungestümen Flut in den Weg stellte. Auch in dürren Sommern herrscht in diesem lauberfüllten Grunde tauige Frische, die Baum und Strauch in reichstem Blattschmuck prangen läßt und den Besitzern der blumenreichen Wiesen drei, vier reiche Grasschnitte sichert.

Ein ganz andres Gepräge trägt die Flußlandschaft vier, fünf Kilometer weiter aufwärts bei dem Kruge Babental. Hier hat die Radaune mitten im prächtigsten Buchenhochwalde eine tiefe Rinne durch das Hochland gesägt und schlängelt sich nun in mäandrischen Windungen durch den Wiesengrund. Aus ihm wachsen bald rechts, bald links steile Lehmwände hoch empor, und mächtige Buchen, schlanke Birken lugen über ihren Rand zu der blumigen Waldwiese hinab. Namentlich im Frühling, wenn die Sonne das junge Grün der Buchen und Birken mit ihren schönsten Strahlen durchleuchtet und durchglüht, sind das Landschaften von bestrickendem Reiz, wie sie der Fremdling in dem angeblich so herben und kargen Nordland kaum zu finden hofft.


Ostseeküste bei Mechlinken

Aber mag das schnelle Flüßchen, das bald an bescheidenen Dörfern vorbeieilt, bald mit rastloser Woge an der gelben Lehm-



Turmberglandschaft

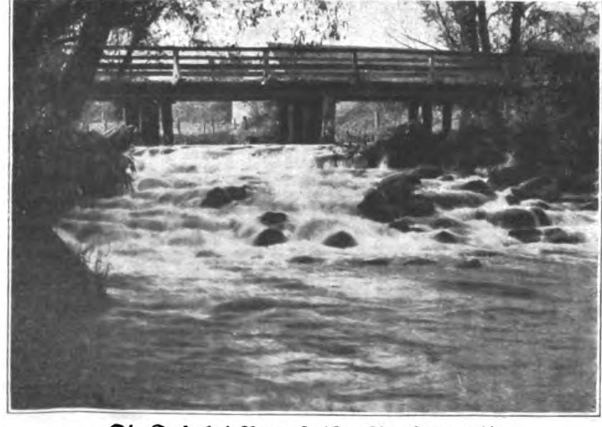
wand nagt, daß immer wieder ganze Grate und Zacken in der Flut verschwinden, bald wieder hinter riesigen Findlingsblöcken tiefe Kolke auswäscht, in denen die schlanke Forelle auf Beute lauert, auch die rechte Pulsader des kassubischen Landes vorstellen, seinen schönsten Schmuck bilden doch die zahllosen Seen. Hier täuschen sie uns in steilrandigen Rinnen gewaltige Ströme vor, dort füllen sie breite, flache Mulden, von denen sich nach allen Seiten vielgestaltige Buchten und Arme abzweigen, so daß die blitzenden Wasserflächen ungeheuren Kraken und Fabeltieren gleichen.

Nicht die Kassubei, sondern Masuren gilt als das klassische Seenland Norddeutschlands, dem die Reisenden zustreben, um die herbe Poesie unsrer Seenplatten kennenzulernen, und hinsichtlich der Größe der wogenden Wasserfläche darf sich auch höchstens noch die mecklenburgische Müritz mit dem »Masurischen Meere« vergleichen. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Kassubei nicht ebensoviel Anspruch auf landschaftliche Schönheit hätte wie die vielgepriesene Heimat eines Richard und Fritz Skowronnek.

Ganz im Gegenteil! Gerade wegen der riesigen Größe ihrer Seen erscheint die masurische Landschaft, so schön sie anderswo auch sein mag, mitunter etwas flach und ausdruckslos. Der Bergrahmen, der sich neben solchen Wasserflächen behaupten könnte, müßte eine Höhe von drei-, vierhundert Metern haben, und die Hügel, welche den Mauer- und Spirdingsee umhegen, recken sich nur selten fünfzig bis sechzig Meter über den Seespiegel empor. Deshalb handelt es sich an den Gestaden dieser gewaltigen Seen auch zumeist um großräumige, aber etwas flache Landschaften, deren größter Zauber in den weiten blinkenden Wasserflächen besteht. Im Hochlande der Kassubei finden wir ein ganz andres Verhältnis zwischen den Landseen und Hügeln. Jene sind zum guten Teil flußähnlich schmal, und diese wachsen zu Höhen empor, daß wir sie kaum noch als Hügel bezeichnen möchten. Hierauf beruht die Eigenart der Kassubei, um derentwillen sie auch den Besuch solcher Landsleute verdient, die in den anmutigsten Teilen des mitteldeutschen Berglandes zu Hause sind, denn nirgends in unserm Vaterlande finden wir ein ähnliches Neben- und Durcheinander blauschwarzer Waldberge und blauer Seen.

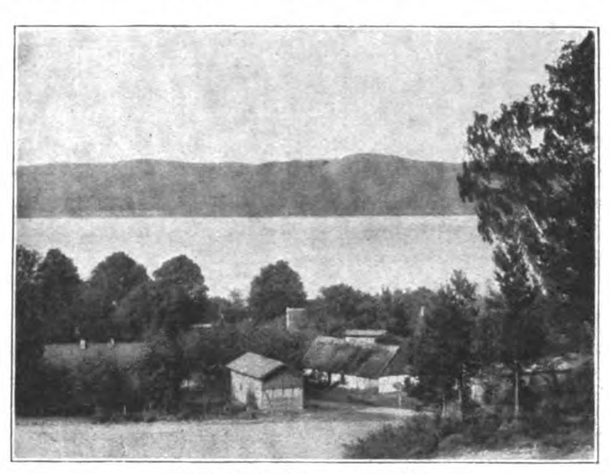
Um zu erkennen, wie mannigfaltige Bilder wir an den Seen dieses freundlichen Bergländchens finden, brauchen wir nur von dem freundlichen Marktflecken Karthaus nach dem Turmberg zu pilgern. Dicht bei Karthaus träumt unter uralten Buchen der heimlich stille Klostersee, von dessen glatter Flut die grünen Riesen jeden Windhauch fernhalten. Sind wir dann auf der Bütower Chaussee etwa einen Kilometer gen Süden gewandert und machen wir halt, um uns noch einmal umzuschauen, so blicken wir gerade über die blinkende Fläche des Krugsees, hinter dem die Häuser des Städtchens an der flachen Lehne emporsteigen. Frei und offen liegt der Seespiegel inmitten der Feldmark da; erst in einigem Abstande vom Ufer beginnen die blauschwarzen Wälder.

Das rechte Gegenstück zum Krugsee sehen wir gleich darauf zur Linken durch den lichten Buchenwald zu uns hindurchschimmern. Es ist der Stille See,



Die Ferse bei Neunuß (Kr. Pr.-Stargard)

von dessen Anmut die Bewohner Karthaus' mit Recht viel Wesens machen. Ob aber der Name glücklich gewählt ist? — Unsers Erachtens paßte der besser für den Klostersee als für diesen lieblichen Waldsee, den lichtgrüne Buchen umhegen, aus deren Gezweig der lenzfrohe Schlag der Buchfinken zu uns herabtönt, der zu diesen lichtdurchfluteten Hallen so untrennbar gehört wie zu dem Klostersee die feierliche Predigt der Schwarzdrossel und das versonnene Lied des Rotkehlchens.


Nadolle am Zarnowitzer See

Aber rastet nicht allzu lange an der glatten Flut, aus der springende Fische langsam verrinnende Kreise hervorzaubern, denn am Gestade der bergumrahmten Radauneseen warten unser noch ganz andre Herrlichkeiten!

Etwa zwei Stunden müssen wir auf der schattigen Chaussee fürbaß schreiten, dann haben wir das Dorf Ostritz erreicht, den landschaftlichen Glanzpunkt dieses Bergreviers. Seine Häuser und Hütten, neben denen stattliche Bäume Wache halten, sind unregelmäßig über den Abhang zerstreut. Hier stehen sie so dicht am sandigen Gestade, daß der umgestürzte Fischerkahn im Gärtchen die Bank ersetzt; dort verstecken sie sich hoch oben am Berghang hinter Ebereschen und Sauerkirschen.

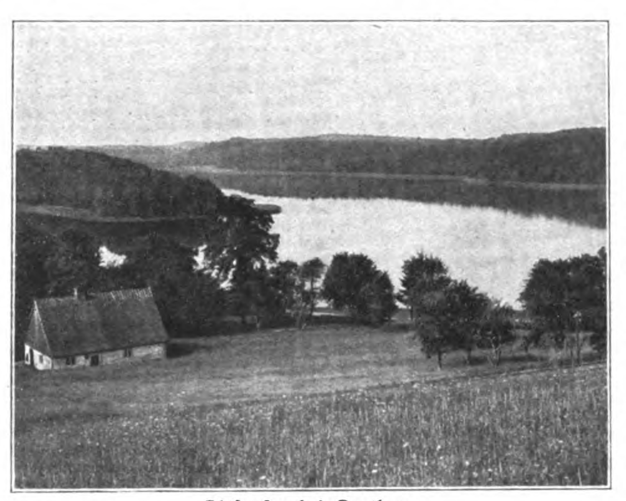
Steigen wir zu den höchsten Hütten empor, so sehen wir tief unter uns den blinkenden Spiegel des Rinnensees, der sich wie ein langer Wurm krümmt, um die blauschwarzen Waldberge zu umfangen, hinter denen wie ein zweites, höheres Stockwerk sich die rundliche Kuppe des Turmberges emporwölbt.

Es gibt in Westpreußen reichere Gegenden als dieses Wald- und Seengebiet, und wenn im Werder- und Kulmerland der goldgelbe Weizen in Scheffeln schüttet, kann sich der kassubische Bergbauer getrost des Fünflitermaßes als Einheit bedienen, wenn es gilt, den Ertrag des spärlichen Roggenackers festzustellen. Und doch weilt der Naturfreund lieber in dieser Armut als in jener Fülle. An dem steinbesäten Berghang mußt du dich in das kurze würzige Gras strecken, wenn sich über dem Turmberg dräuende Gewitterwolken auftürmen, zwischen denen hier ein breiter Strom leuchtenden Sonnengoldes herniedergleitet, so daß der Spiegel des Sees hell aufleuchtet, während dahinter die stillen Buchten in blauschwarzem Dämmerschein dem Blick entschwinden.

Aber nicht minder schön ist's an dieser steinigen Halde, wenn der Herbst das Laub der Buchen tief goldbraun färbt und die Birken so lichtgelb lohen, als sei der Sonnenschein des Sommers an ihren Zweigen hängengeblieben. Dann kommen in der Morgenfrühe schackernde Drosseln vom nächsten Waldrain geflogen, um sich auf den Ebereschen am Gartenzaun gütlich zu tun, die den Segen der knallroten Beeren kaum zu tragen vermögen. Drunten aber strebt ein schmaler Kahn auf die silbergraue Fläche hinaus. Nun fällt ein Schuß, und laut schreiend geht eine Kette Wildenten hoch, um hinter der nächsten Biegung des Ufersaums am schilfreichen Gestade Schutz zu suchen.

Eine ganz andre Welt umgibt uns, wenn wir von Karthaus westwärts zur Präsidentenhöhe bei Chmielno wandern. Hier schauen wir von laub-


Hommelbach mit Teufelsstein



Klostersee bei Karthaus

reichen Hügeln über ein offenes Gelände hinweg, in dem allerorten blitzende Wasserflächen aufleuchten, getrennt durch Haine und Dörfer, Felder und Wiesen. Aber so anmutig das Bild auch sein mag, uns gefällt's besser an den hohen Bergufern des schmalen Ostritz- und Brodnosees, wo sich die schmaleren Gewässer zwischen ansehnlichen Höhen hindurchzwängen, um in der Ferne hier zwischen kahlen Hängen, dort zwischen duftigen Waldkuppen dem Blick zu entschwinden.

Und auch dort, wo die blauen Seen, die grünen Wälder fehlen, webt ein eigner, herber Zauber um die Hügel und Halden der Kassubei. Sind sie doch Lieblinge der klaren und doch so gütevollen Herbstsonne, die Hügel, auf denen der Besenginster blüht, die Hänge, an denen Stoppelfelder im Sonnenschein blitzen, die Halden, an denen der gelbe Sand kaum meterhohen Kiefernbüschen und säulenschäftigen Königskerzen ihr anspruchsloses Dasein fristet. Um uns herum zirpen verspätete Grillen, wenn wir uns vor der einsamen Kate, auf deren Dach ein Brachpieper rastet, in den Sand werfen. Wir weilen hier im höchsten Teile des Berglandes. Ganz allmählich werden nach Osten und Nordosten zu die Hügel niedriger und niedriger, keine waldige Berglehne, kein steiler Sandsturz setzt dem Blick ein Ziel. Überall glastet der Sonnenschein auf gelben Stoppeln und ebenso gelben Sandhängen, über die nur hier und da ein bewaldeter Hügel emporstrebt. Und hinten, ganz hinten in der Ferne begrenzt ein seltsames bläuliches Dämmern die Fernsicht; dort sehen wir nicht, dort ahnen wir nur das weite, das wogende Meer.

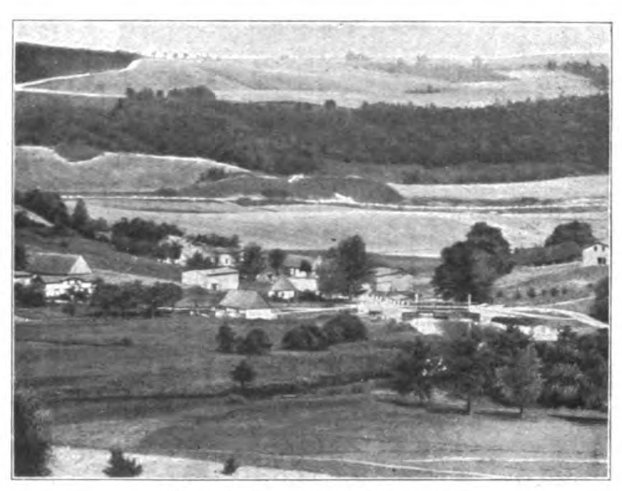
Der Teil dieses Berglandes, der am häufigsten von wanderfrohen Menschen aufgesucht wird, ist sein Nordostrand, wo sich die Hochfläche zu dem alten Urstromtal abdacht, das von Leba nach Adlershorst verläuft und so den pommerschen Strand mit dem Ufer der Danziger Bucht verbindet.

Wenn man die herrlichsten Wälder des deutschen Landes rühmt, gedenkt sicherlich niemand der uralten Buchenwälder des pommerellischen Waldgürtels, der von Lauenburg bis Oliva und Langfuhr hin dem Nordostrande der kassubischen Höhen folgt, und doch verdienten es diese ragenden Bergesforsten, neben manchem anspruchsvolleren Mitbewerber genannt zu werden. Eine Unzahl von Bachtälern löst den Bergrand in ebenso zahllose Höhenzüge auf, die nach Norden und Osten zur Ebene vorstreben. In den tiefen Gründen, die sie voneinander trennen, murmeln klare Forellenbäche, an deren steinigem Ufer schwefelgelbe Gebirgsstelzen zierlich dahintrippeln; und wo die Waldberge etwas weiter Raum geben, staute man das Bergwasser zum Mühlteich, an dem die klappernde Mahlmühle, der rußige Eisenhammer unter uralten Linden ein gar verträumtes Dasein führen. Nur selten, wie etwa bei dem Dorfe Sagorsch, ist daneben noch Platz für einen weiten Wiesengrund, den der Bach in eigenwilligen Windungen durchzieht. Folgen wir dort dem Wege, der sich an der Südseite des Tales an den Berghang schmiegt, so brauchen wir uns nur auf der schattigen Ruhebank niederzulassen, um die waldige Lehne zu



Ostritzsee bei Kolano

überschauen, welche dem Tal im Norden weithin das Geleite gibt. Die bläulich schimmernden Waldberge bauen sich in mehreren Stockwerken übereinander auf, und wenn du nachdenklich ihre Höhe zu bestimmen strebst, gelangst du sicherlich auf Werte von 140—150 m. Ein Danziger würde von 500 Fuß sprechen, denn das klingt schon nach mehr; doch wir wollen nicht spotten, auch so müssen wir zugeben, daß die stattlichen Erhebungen zu den landläufigen Vorstellungen von der »Norddeutschen Tiefebene« nur schlecht passen wollen.



Landschaft bei Nieder-Brodnitz

Ich bin sicher, daß du mit keinem Landeingesessenen auch nur einen kurzen Vormittag hindurch hier wandern könntest, ohne daß er fünf-, sechsmal feststellte, diese Landschaft verdiente ein zweites Thüringen genannt zu werden. Nun, wir wollen den Mund nicht zu voll nehmen, denn der Insels- und der Beerberg, ja selbst der freundliche Kickelhahn streben doch ein gut Teil höher über die quelligen Wiesengründe empor, aber vergessen wir auch nicht, daß jenem grünen Herzen Deutschlands etwas fehlt, um das es unsern baltischen Gau beneiden müßte. Wir denken bei diesen Worten an das blaue Meer, das den Fuß der pommerellischen Hügel bespült, auf dessen unendliche Fläche der Blick von jedem Berge, jedem Bühel hinausstrebt. Diese Fernsichten beschenken den Wanderer, der eben noch am Mühlenweiher im Tal in freundlicher Enge und beschaulicher Zurückgezogenheit rastete, mit einem ganz eignen Gefühl der Freiheit und lassen seine Seele noch weiter die Flügel spannen, als wenn die Ferne über Triften und Ackerfluren verdämmert.

Vor jenen langen Jahren, da ich noch an der Albertina als jung-junger Studio Becher und Schläger schwang, wagte ich einmal in einem anspruchslosen Büchlein über meine pommerellische Heimat von dem Nordosthang des kassubischen Berglandes als einer preußischen »Bergstraße« zu sprechen. Und zu meiner Freude begegnete ich diesem Namen dann später immer wieder und wieder, wohl ein Beweis dafür, daß ich für die Eigenart der Landschaft die rechte Bezeichnung gefunden hatte. Hier wie dort lebt die Natur mit dem Menschen in innigem Bunde zusammen, blicken die waldigen Höhen auf schmucke Städtchen, freundliche Ortschaften hinab, zittern von alten Klostertürmen die Klänge der Vesperglocke an unser Ohr, wenn wir von der Bank am Waldrain in den duftigen Sommerabend hinausschauen.

Oliva! — Wie oft gedachte ich deines Wald- und Gartenfriedens, wenn ich im fernen Kleinasien im Felsgeklüft rastete und die Abendsonne von den kahlen, verkarsteten Bergen Abschied nahm, wenn die Einsamkeit dem Frembling so nahe trat, daß sie Stimme und Sprache zu gewinnen schien! Wie von den Menschen, so kann man auch von den Landschaften nichts Besseres verlangen, als daß sie Persönlichkeiten seien, etwas in sich Geschlossenes, das keiner Ergänzung, keiner Steigerung mehr bedarf. Das gilt für das breite Weichseltal mit seinen Burgen und Ordensstädten, das gilt für die heilig einsamen und weltfernen Dünen der Kurischen Nehrung, das gilt auch für die anmutigen Waldberge und ruhevollen Schloßgärten von Oliva, so verschieden diese Landschaften unter sich sein mögen. Wir wollen



Gehöft Mehlken bei Gaarau (Kr. Neustadt)



Sagorschbach

es zugeben, die Neubauten des modernen Oliva sind dieser Stimmung nicht förderlich gewesen, aber selbst die weißgetünchten Mietshäuser konnten den genius loci nicht bannen. Er redet noch heute zu dir, wenn du aus dem Bergwalde trittst, über schmale Waldtäler hinweg der schmucke Aussichtsturm des Karlsberges zu dir hinübergrüßt und das weiße Segel auf dem blauen Meer den Sinn verführt, ihm zu entlegenen Küsten zu folgen, und er flüstert und raunt, wenn du im prächtigen Garten des alten Klosters zwischen himmelhohen Hecken wandelst, die des Gärtners Schere schon seit Menschenaltern in strenger Zucht gehalten hat, wenn die Rosenbüsche vor dem weißen Giebel des Schlosses so süßen Duft verhauchen. Ob einst Joseph von Eichendorff hier nachdenklich auf und ab geschritten ist, zu jener Zeit, da er von der »vielschönen, gnäd'gen Fraun« sang und sagte, die sich das Herz seines Taugenichts erobert hatte? — Jedenfalls ist's Geist von jenem Geiste, Stimmung von jener Stimmung, die hier waltet und webt, und trotz aller Reize und aller Herrlichkeit der Natur ist ihr eine tiefe Schwermut eigen und wesensverwandt.

Kampfland war hier seit jeher. Nicht nur in der Menschenwelt, auch in der Natur. Um das zu begreifen, brauchen wir nur zu der Steilküste der Kämpen emporzusteigen, die dem Kassubischen Berglande an der Meeresküste wie riesige Wellenbrecher vorgelagert sind.

Ich war ein winziges Quintanerlein, als ich zum erstenmal von der ragenden Höhe des Kaps Adlershorst zu dem schmalen Sandstrande tief unter mir hinabschaute. Damals hatte ich noch nicht viel Sinn für die Poesie dieser mächtigen Steilküste, sondern erwog nur die Frage im zweifelnden Gemüt, ob ich wohl mit heilen Gliedmaßen dort unten ankommen würde, wohin mir der von Grat zu Grat hinabspringende Ordinarius und die keckſten Klassengenossen den Weg wiesen.

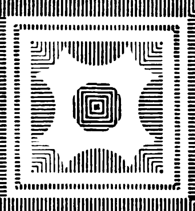
Erst später suchte ich diesen Küstenstrich auf, um mich an der Schönheit seiner Landschaftsbilder zu erfreuen und an den stillen Meeresbuchten zu rasten, wo von dem Rande der hohen Steilküste frischgrüne Buchen zu den gischtumsprühten Findlingsblöcken am Strande hinabschauen. Weit hinaus ist das flache Ufergewässer von ihnen erfüllt. Dies ganze Gebiet hat sich das Meer im Laufe der Jahrtausende erobert. Seine Brandungswellen, die an den gelbgrauen Lehmwänden nagten, zwangen die Küste, sich weiter und weiter zurückzuziehen. Heute bezeichnen nur noch die mächtigen Felsblöcke, die die Wellen nicht fortspülen konnten, den alten Kampfplatz, wie die Gebeine der Gefallenen ein vielumstrittenes Schlachtfeld.

Hier auf der ragenden Höhe des Kaps von Adlershorst wollen wir von dem ostmärkischen Berglande Abschied nehmen. Vielleicht denkt nun der Landsmann im Westen besser von unsrer ostmärkischen Heimat, da er erfuhr, daß auch hier silberne Bergbäche in tiefen, tiefen Waldgründen rauschen und auf freien Bergeshöhen blutrote Zygänen um goldig blühende Ginsterbüsche schweben. Wir haben heute solche Teilnahme nötiger denn je. Deshalb möchte ich diesen Aufsatz mit einer Mahnung schließen, die gar nicht oft genug zur alten Heimat hinüberklingen kann, mit den flehenden Worten: »Landsleute im Reich, bleibt unsrer deutschen Ostmark eingedenk!«



Kassube beim Tabakmahlen





Der Unsterbliche

Skizze von Gottfried Grohmann

Träge, kaum merklich, bewegt sich der Ganges in seinem schlammigen Bett. Große Krokodile treiben schlafend auf seiner Oberfläche. Die Palmen lassen ihre Fächer hängen. Wolkenlos steht er da, der indische Himmel. Und brennend saugt sich Strahl auf Strahl der Sonne ins durstende Dschungel.

Da tritt der Unsterbliche aus der Höhle. Milde Kühle geht von ihm aus. Und doch strahlt seine hohe Stirn wie die Sonne. Und wo er schreitet, da wächst Leben und neue Kraft. Die Palmen atmen frischer. Linder Tau legt sich aufs Dschungel. Die Tiere der Wildnis berühren sein Gewand, und ihr Durst ist gestillt. Der Fluß umspült seinen Fuß, und sein Bett schwillt wieder an. So schreitet der Unsterbliche.

In der Stadt fallen die Menschen vor ihm nieder in den Staub: »Gepriesen seist du, Buddha, du Ewiger!«

Und der Unsterbliche lächelt.

Da jauchzt die Welt. Und Friedensgedanken und Gedanken der Liebe regieren sie. Der Unsterbliche lächelt: »Ihr glücklichen Kinder! Glücklich, weil ihr wißt, daß es ein Ruhen gibt nach dem Leben. Ein Ruhen in ewiger Schönheit und Harmonie ...«

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Da liegt in unendlicher Wüste die große Pyramide. Ein schwarzer Stier mit weißer Stirn steht starr davor. Und ein alter Priester lehnt an der Wand und grübelt über den Sinn des Lebens.

Und der Unsterbliche lächelt.

Des Priesters Augen verklären sich. Er hat das Rätsel gelöst. Er weiß es jetzt: die menschliche Seele stirbt nicht. Sie lebt weiter. Sei es in diesem Stier oder in jener Lotosblume. Die Seele lebt immer weiter und wandert von Ort zu Ort ...

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Hell winkt von der Feste Akropolis der goldene Helm der Pallas-Athene. Der Markt ist voller Menschen. Dort — am Rande des Marmorbrunnens sitzt der alte Mann, durch dessen Mund die Weisheit geht. »Was sind die Götter? Was sind die Menschen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich nichts weiß. Darum: erkenne dich — selbst, Mensch! Vielleicht findest du in dir einen Funken der wahren Göttlichkeit. Einen Funken, der nicht Wissen ist, sondern nur seliges Ahnen.«

Und der Unsterbliche lächelt.

»Arbeitet weiter, Menschen! Denkt und grübelt. Ich bring' euch die Lösung.«

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Die Nacht ist still. Die Gewitterwolken haben sich verzogen. Kreischend umfliegen die Geier den einsamen Hügel mit den drei Kreuzen. Am mittelsten kniet ein Weib und hält den starren Leichnam umfangen. »Ich glaub' an dich. Denn du bist Gottes Sohn. Und deine Worte sind Wahrheit!«

Und der Unsterbliche lächelt.

»Nun bist du auf lange Zeit erlöst, du liebe Welt. Nun wirst du leben ...«

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Die Zelle ist dunkel. Das Licht ist ausgebrannt. Auf kaltem Stein kniet der Mönch und ringt seine Hände im Gebet: »Herr! Herr! Ich habe alles getan. Aber meine Sünde hab' ich nicht getilgt. Meine Schuld ist noch nicht gesühnt durch meine Werke. Herr, hilf mir! Leg' mir noch Buße auf! Straf mich, Herr, mit deinem Joch! Aber lehr' mich die Werke, die dich versöhnen!«

Und der Unsterbliche lächelt.

Da strahlt das Gesicht des Mönchs in göttlicher Verklärung. »Gott, du bist — gnädig! Kein Werk kann dich versöhnen. Nur Glaube. Nur kindlicher Glaube an deine Vatergüte! Allein — aus Gnaden tilgst du meine Schuld!«

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Auf dem Schreibtisch brennt die Lampe. Ein einsamer Mann im Lehnstuhl. Nervös flackern seine feurigen braunen Augen. Dann und wann zittert seine Hand über das auf-

geschlagene Heft und fügt Zeile an Zeile. »Was quälst du mich, du Unbekannter? Es gibt keinen Gott! Gott ist gestorben. Gott ist in der Tiefe! Ich liebe die Höhen. Und auf hohen Bergen soll mein Lachen klingen und mein Tanzen! In den Höhen wohnt die Kraft. In der reinen Luft wird er leben — der Übermensch.«

Und der Unsterbliche lächelt.

Da füllt eine unendliche Sehnsucht des einsamen Mannes Seele. Und er schreibt: »Vergiß nicht, daß du Flügel hast. Alles Schwere leicht. Aller Geist — Flügel!«

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Kanonendonner brüllt durchs Land. Pfeifende Schrapnells durchirren die Luft. Leiche an Leiche sinken Hunderttausende verblutend zu Boden. Und Millionen angsterfüllter Herzen schreien zum Himmel: »Wo ist Gott? Warum macht er kein Ende?« Und ein einziges Achzen und Stöhnen durchklingt die zermarterte Welt. Sie schreien auf, die gequälten Menschen: »Gott hat uns verlassen! Wir verderben! Wo ist Gott?«

Und der Unsterbliche lächelt.

»Nun bist du wieder auf dem rechten Wege, Menschheit. Nun suchst du wieder Gott, den du tot und unnütz wähntest. Wer aber sucht, der wird finden. Nun such' ihn wieder aufs neue, den Weg zu Gott.«

Und der Unsterbliche streichelt die Seelen der hunderttausend Toten und lächelt — und lächelt ...

Da geht es wie eine stille Ahnung durch die Welt, ganz sacht und scheu. Keiner sagt es dem andern. Jeder birgt sie still, ganz still in seinem Herzen — die große Zukunftshoffnung ...

Am fernen Weltenhorizont aber steigt langsam und ruhig in leuchtender Strahlenkrone die Sonne des ewigen Menschheitsfriedens.

Und der Unsterbliche schreitet durch die Welt.

Ich glaube an meine Erde!

Ich glaube an meiner Erde
Allmächtige Schöpferkraft,
Daß ihr lebendiges Werde
Wunder und Großes schafft:
Der Berge strebende Fülle,
Der Meere rasenden Zorn,
Der Blüten duftende Hülle,
Der Felder gelbes Korn.
Ich glaube an meine Erde!

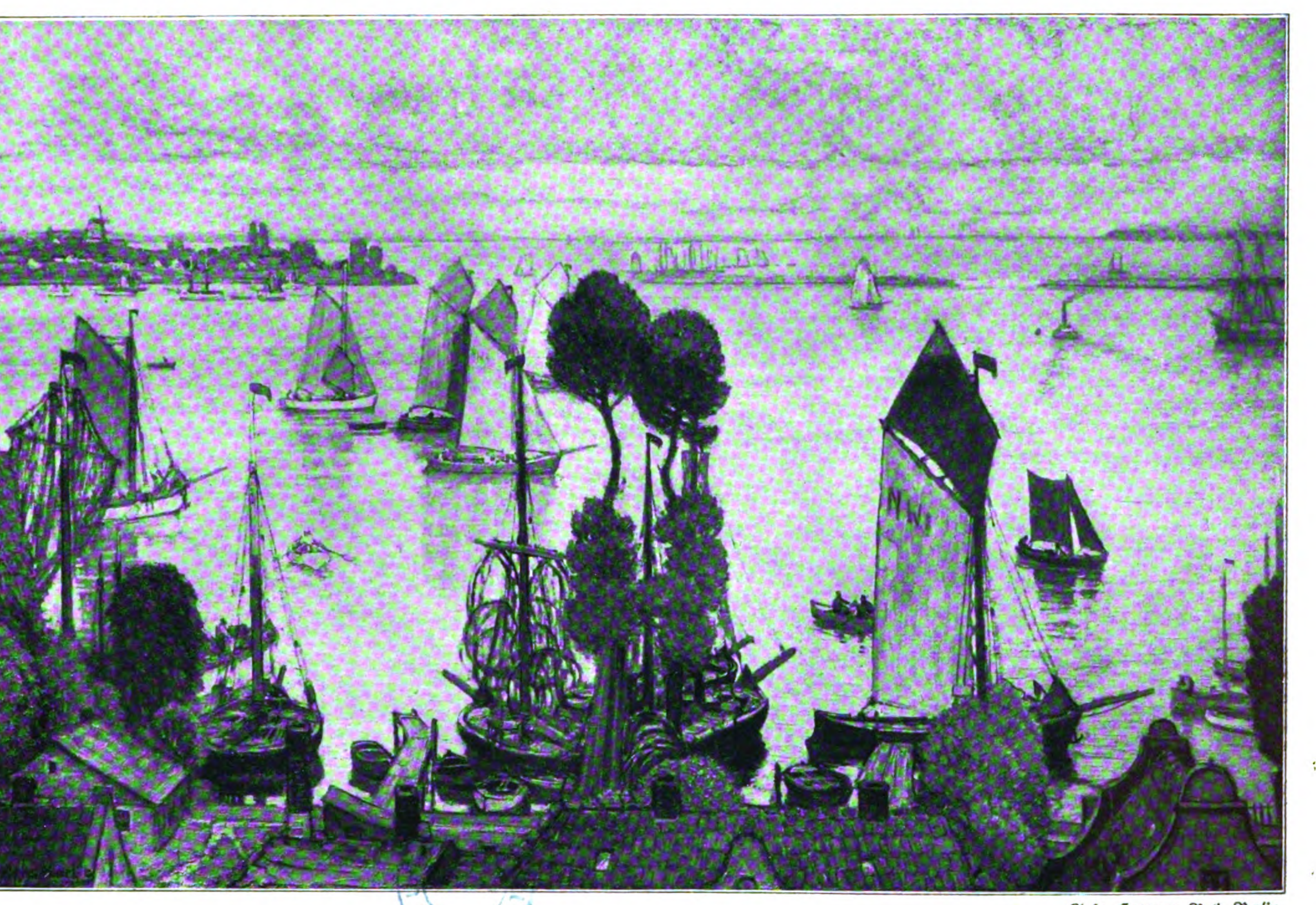
Nichts ist, das fremd mir wäre,
Wir sind ein einig Geschlecht,
Und eines Reife und Schwere
Ist allen gemein und recht.
Mein Sehnen kann nicht irren,
So es tiefinnen hört,
Kein Trug kann mich verwirren,
Der manches Herz betört.
Ich glaube an meine Erde!

Und ich steh' mittendrinnen
Mit Wurzeln tief und stark,
Ich fühl' es rieseln und rinnen
Tiefinnerst in Herz und Mark.
O Berge, Meer und Blüten,
O Wälder und Ackerfeld,
Wie hat der Mutter Güte
Uns brüderlich gesellt!
Ich glaube an meine Erde!

Ich küsse die Ackerscholle,
Darin ich mich gläubig gestellt,
Daß sie mir in Gnaden zolle,
Solang es ihr gefällt;
Und nur mein heißes Mühen,
Solang ich noch aufrecht und frei,
Daß ich nach reichem Blühen
Auch Frucht und Same sei.
Ich glaube an meine Erde!

Wilhelm Lennemann



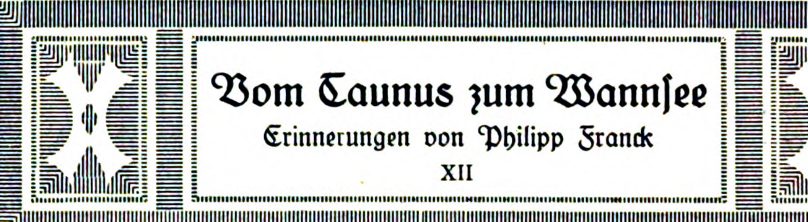


Aufn. Hermann Boll, Berlin

Hans Hartig: Septembermorgen am Haff

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919






Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

XII

Verlobung und Hochzeit — Das doppelte Ja — Amt und Kunst — Bilderschicksale — Heinrich Reifferscheid — Zweite Fahrt nach Italien — Die Osterprozession in Sorrent — Auf Capri — »Guck emal, da schitte se ja die Wäschbrith uff die Gaß!« — »Guten Morgen!« und »Graubrot!« — Von Neapel nach Rom — Frascati und die Villa Falconieri — Durch die Campagna — Tusculum — Frankfurter Sonette auf italienische Erlebnisse — Die Spaltung der Berliner Sezession — »Malen Sie besser!« — »Freie Sezession« — Gedichte auf die Sezession — Hie Liebermann, hie Corinth!

Nach dem Tode meiner Frau wollte ich fast verzweifeln. Da, als die Not am größten war, lernte ich eine Schülerin der Kunstschule, Martha Kuhlo, näher kennen und lieben. Ich verlobte mich mit ihr. Niemand sollte es erfahren, da sie erst ihre Prüfung als Zeichenlehrerin ablegen wollte. Es gelang auch, das Geheimnis zu bewahren, so daß einer der Kollegen, Professor Siegert, der mit mir zugleich Mitglied der Prüfungskommission war, als ihm nach erfolgter Prüfung die Verlobung mitgeteilt wurde, ganz verblüfft äußerte: »Da bin ich aber froh, daß ich immer so nett mit ihr war.« Das Beispiel hat Schule gemacht. Es gab daraufhin recht viele Verlobungen in der Kunstschule.

Die Hochzeit fand im Elternhause der Braut, dem Pfarrhause in Varminslow bei Stettin statt. Es war die schönste und lustigste Hochzeit, die ich in meinem Leben mitgemacht habe, obwohl es den ganzen Tag in Strömen goß. Es regnete derart, daß, obwohl das Pfarrhaus gegenüber der Kirche liegt, doch kaum eine Möglichkeit war, hinüberzukommen. Zu beiden Seiten des Weges waren reißende Bäche entstanden, die überbrückt werden mußten. Die Brüder meiner Braut bauten einen Baldachin aus einem Tuch, das an vier Bohnenstangen befestigt wurde. Als man, damit die Braut beschirmend, an das Kirchhofstörchen gekommen war, erwies sich die Pforte als zu eng. Der Baldachin mußte in den angeschwollenen Graben geworfen werden, die Braut rettete sich mit ein paar Sprüngen in die Kirche. Ich eilte nach, und es gelang mir, zweimal ja zu sagen. Als mich mein Schwiegervater, der uns traute, fragte: »Willst du die Martha Agnes Helene Kuhlo als dein ehelich Gemahl —«, rief ich mit lauter Stimme »Ja«, daß es in der Kirche nur so schallte. Aber mein Schwiegervater fuhr als gewissenhafter Mann in seiner Frage weiter fort: »— allezeit hochhalten und verehren?« »Ja!« rief ich noch lauter, daß es in allen Winkeln der Kirche hallte. Und ich habe mein doppeltes Ja niemals bereut und allzeit gehalten.

Abends, als der Regen etwas nachließ, gab es draußen im Pfarrgarten das schönste Feuerwerk. Meine Schwäger hatten es veranstaltet. Da sie aber nicht mit der Sache umzugehen wußten, hatten sie alles verkehrt angebunden, und die Schwärmer und Leuchtkugeln, die Raketen und Feuerrädchen gingen alle nach unten ins feuchte Gras, statt in die hohe Luft. Nur die Frösche und Schlangen waren richtig in ihrem Element und zischten gewaltig in der Nässe herum.

Als meine Revisionsreisen sich vermehrten, mußte ich meinen Unterricht an der Künstlerinnenschule aufgeben. Im Osten und Westen bin ich herumgereist, habe in den 21 Revisionsjahren etwa achthundert Anstalten angesehen, manche allerdings auch doppelt. Immer häufiger im Laufe der Jahre habe ich als Lehrkräfte an den höheren Lehranstalten die früheren Schüler und Schülerinnen der Königlichen Kunstschule angetroffen, so daß der Revisor, wie ich hoffe, nicht als eine lästige oder gefürchtete Person erschien, sondern als alter Lehrer und Freund. Da die Königliche Kunstschule weitaus den größten Teil der Zeichenlehrer in Preußen ausbildet — es unterziehen sich dort jährlich etwa hundert Damen und Herren der Prüfung —, so sind im Laufe der 25 Jahre meiner dortigen Tätigkeit wohl 2500 Lehrkräfte mit durch meine Hand gegangen, also eine ganz erhebliche Zahl.

Daß durch meine amtliche Tätigkeit meine Kunst nicht leide, war nun meine Hauptsorge. Ich war und bin des festen Glaubens, daß nur der in der Kunst wirksam unterrichten kann, der selbst künstlerisch weiterarbeitet und sich auf höchstmöglicher Höhe erhält. Die bloßen Theoretiker habe ich niemals für gute Erzieher gehalten, auch in der Kunst nicht. Oft sind ja auch die gescheitesten Leute geradezu kunstdumm. Mit dem Verstand allein läßt sich die Kunst nicht erjagen und erfassen.

Rückwärtsblickend habe ich feststellen können, daß etwa dreihundert Bilder von mir in Privatbesitz gekommen sind. Allerdings habe ich anfänglich meine Bilder manchmal für ein Butterbrot hingegeben. In dem Hause eines Berliner Justizrats hängt meine herbstliche Allee in Sanssouci mit dem Alten Fritzen in einem prunkvollen Rokokorahmen, der mehr gekostet hat, als ich für

das Bild erhielt. Wohin die Mehrzahl der Bilder gekommen ist, habe ich nicht erfahren. Das ist schade. Der frühere Zustand, wo der Wunsch des Mäzens das Kunstwerk beeinflußte, war gar nicht so unvorteilhaft, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Wie schön wäre es, wenn der Laie den Künstler öfter im Atelier aufsuchte und die oft lästige und kostspielige Vermittlung des Kunsthändlers wegfiele!

Auch das Ideal einer Künstlerkolonie, das mir nach Cronberger Muster für Wannsee vorschwebte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Außer Max Liebermann und Hugo Vogel ist, glaube ich, nur der feinsinnige **Heinrich Reifferscheid** herausgezogen. Dieser ausgezeichnete Radierer und Maler lampenerleuchteter Innenbilder lebt sehr zurückgezogen. Aber vielleicht ist gerade diese Abgeschlossenheit für ihn ein Vorzug und eine Notwendigkeit, da sie ihm erlaubt, sich ganz in seine Art einzuspinnen. So ist sein Feld begrenzt, aber so eigen, daß ihn nur oberflächliche Betrachter als einen Nachfahren Hammershois ansehen konnten. Weil Reifferscheid Biedermeierzimmer malt, in denen ein paar Figuren ihr Wesen treiben, weil durch das oft gewählte Lampenlicht und sonstige Äußerlichkeiten die Motive mit denen des Dänen eine gewisse Ähnlichkeit haben, hat man sie mit ihnen in einen Topf geworfen. Sieht man sich seine Figuren näher an, so zeigen sie ein eigentümliches Leben. Unter der scheinbaren Ruhe verbergen sie eine Menge Dinge, die der flüchtig Hinsehende nicht gewahrt. Die Situation ist so einfach wie möglich. Ein alter Mann sitzt mit einer unschönen Frau auf dem Sofa. Oder es bekommt ein junges Mädchen plötzlich die Lust, zu tanzen. Da blitzen Dickenssche Lichter auf. Man meint die Menschen zu kennen, ihr Schicksal, ihre Gedanken zu erraten, sie sprechen zu hören, und man denkt sich Geschichten aus, die sie erlebt haben könnten. Der heute so selten gewordene Humor steht auf einmal wieder auf dem Plan. —

Im Frühjahr 1913 machte ich meine **zweite Fahrt nach Italien**. Diesmal dauerte sie ein Vierteljahr. Wie froh bin ich, daß ich dies erleben durfte! In Sorrent war ich und auf Capri, und obwohl ich damit der Heimat nicht untreu ward, ist mir diese Erinnerung doch ein köstlicher Besitz. Oft denke ich an trüben Wintertagen an die immerwährende Sonne, an das tiefblaue Meer, wie es sich unter dem Fels des Tiberius nach allen Seiten hin ausbreitet, wenn man gleichsam aus der Vogelschau auf den Golf von Neapel und nach Amalfi zu einen Blick tut, auf die Herrlichkeit der Welt.

Ein älteres Ehepaar aus Wien brachte uns in Sorrent den Sinn für das Wandern bei. Mit ihm sind wir aus der Enge der von hohen Gartenmauern eingefaßten Straßen Sorrents hinausgezogen, hinauf auf die Berge. Täglich fünf bis sieben Stunden sind wir gewandert. Nach Sankt Agatha, nach dem Deserto, dem Kloster, das auf der Höhe des Gebirges, gleichsam auf einem Sattel liegend, weite Ausblicke nach beiden Seiten des Meeres bietet.

Oft war in der Frühe der Golf angefüllt vom Morgennebel wie eine Schale mit Milch. Stieg man dann höher und immer höher, so kam man durch die wallenden Schwaden hindurch in die helle Sonne hinein und sah hinunter in die nebelumhüllte Welt. Aber bald hoben sich die Schleier, die Dünste stiegen höher. Plötzlich war es, als seien sie wie durch Zauberschlag von der Sonne aufgezehrt, und weit unten breitete sich wie ein Paradies die Welt im Morgensonnenschein aus. Das Gasthaus, in dem wir wohnten, hieß auch nicht mit Unrecht »Das Paradies«.

Oder wir fuhren in einer Barke an der steil ansteigenden Felsenküste entlang und ließen uns in die verschiedenen Grotten Sorrents rudern, die in allen Farben leuchten. Es gibt da blaue, rote, weiße und grüne Grotten, die für ein Künstlerauge vielleicht noch schöner sind als die berühmten auf Capri, weil hier das Theatralische und Zurechtgemachte fehlt.

Die Osterprozession in Sorrent fand in der Abenddämmerung statt und machte mir einen tiefen Eindruck in ihrer unheimlichen, oft ganz blutrünstigen Feierlichkeit und durch die Art, wie die Marterwerkzeuge Christi, alle seine erlittenen Qualen, gleichsam handgreiflich vorgeführt wurden. Sein blutiger Leichnam selbst, in Gestalt einer sehr realistischen lebensgroßen Holzfigur, wurde von Laienbrüdern getragen. Ihre Kapuzen hatten sie tief über den Kopf gestülpt, so daß nur die Augen aus den Löchern hervorsahen. In den Händen trugen sie qualmende Fackeln. Das matte Weiß der Kutten, teilweise von dem flackernden Lichte angeglüht, wirkte eigentümlich tot und grausig in all der Pracht der Fahnen und vergoldeten Statuen, die mitgeführt wurden.

Einen Tag brachten wir in Pompeji zu, der Totenstadt, die belebt ist von Tausenden und aber Tausenden von Eidechsen. Über alle Stufen huschen sie, an allen Mauern klettern sie als die anerkannten und geduldeten Bewohner eines Ortes, den die Menschen nicht mehr als Wohnung benutzen können.

Auf Capri wanderten wir kreuz und quer wohl durch die ganze Insel. Wir wohnten an der großen Marine, in der alten Villa Krupp, die als Schweizerhof eingerichtet ist, und hatten wochenlang dasselbe Wetter. Morgens war ein strahlend blauer Himmel, das Meer erglänzte in allen unglaublich bunten Farben des Südens. Gegen Mittag erhob sich der Schirokko. Über das Mittelmeer wälzte sich alle Tage die übliche Gewitterwolke, schwarz wie das Schicksal in dem sonnigen Blau daherschreitend. Manchmal entlud sie sich seitlich über Procida, meist aber kam sie gerades-



wegs auf uns zu. Dann zuckten die Blitze über unserm Haupte; der Monte Solaro, der senkrecht über uns aufstieg, hallte wider von fürchterlichen Donnerschlägen. Endlich zog die Wolke vorüber, die Sonne brach hervor, und es stellte sich die ungeheuerste Brandung ein, die ich je erlebt habe. Besonders an der Küste von Sorrent sah man sie an den senkrecht aufragenden Felsen bis zu einem Drittel der Höhe hinaufklettern. Weit ins Ufer hinein über die Felsen Capris spritzte sie — ein gewaltiges Schauspiel!

Schlecht hatten es die Tagesgäste, die täglich mit dem Dampfer, der »Elena«, gerade um die Zeit des Gewitters auf Capri anlangten und die ihr auf vier Stunden berechnetes Programm, mit dem Besuch der blauen Grotte beginnend, bis zur Abfahrt des Dampfers in strömendem Regen erledigen mußten. Es waren fast nur Deutsche, die enttäuscht von Capri wieder abzogen. »Guck emal, da schitte se ja die Wäschbrih uff die Gaß!« entrüsteten sich bei dieser Gelegenheit zwei Frankfurterinnen, die, über das schlechte Wetter erbost, als gute Hausfrauen streng mit den Italienerinnen ins Gericht gingen. Gerade wenn der Dampfer wieder abgefahren war, brach die Nachmittagssonne durch.

Oft saßen wir unten am Strand an den alten Bädern des Tiberius, wohin selten ein Fremder kommt. Sie sind teilweise ins Meer gesunken und legen Zeugnis ab von der ungeheuren Prachtliebe und Üppigkeit der Cäsaren.

Die alte Römertreppe hinauf krochen wir nach Anacapri, von den Bäuerinnen, die ihre großen Krüge auf den Köpfen trugen, mit einem »Guten Morgen« begrüßt. Manche riefen uns aber auch scherzhaft »Graubrot« nach. Im Gegensatz zu der abendlichen Prozession in Sorrent sahen wir in Anacapri eine in strahlendem Sonnenschein. Veranstaltet von einer Laienbruderschaft in weiß und blauen Kutten mit Chorknaben in denselben Farben und kleinen blumenbekränzten Mädchen, bot sie ein so heiteres Bild, daß der Gedanke an ein Kinderbegräbnis, das sie begleitete, gar nicht aufkommen wollte.

Herrlich ist die Fahrt von Neapel nach Rom. Man fährt beständig am Apennin her, an alten Bauernhäusern und Dörfern vorbei, die ganz in den Berg hineingebaut sind. Die Hinterwand der Häuser bildet der natürliche Fels. In den Löchern kleben die Wohnungen wie Schwalbennester. Eine von der Kultur ganz unberührte Bevölkerung bewohnt die Gegend. Auf den Feldern und Straßen sieht man die entzückendsten Staffagen: Frauen, die im Gehen die Spindel halten und den Faden drehen, Gespanne vor den zweirädrigen buntbemalten Karren von Eseln oder den langgehörnten Campagna-Ochsen, ein reges Leben und Treiben an den Brunnen, besonders wenn die Herden getränkt werden. Hier könnte man biblische Stoffe behandeln! Das alte unverfälschte Italien ist noch immer eine Fundgrube für den Maler.

Als wir dann in Rom angelangt waren und nach Frascati in die Falconieri fuhren, wurden wir empfangen gerade als ob wir nach Hause kämen. Die Verwalterin mit den beiden braungekleideten kaiserlichen Dienern stand vorm Vestibül, über die alte schöne eichene Treppe wurden wir hinaufgeführt in die beiden großen ineinandergehenden Zimmer, die meine Frau und ich bewohnen sollten und die zusammen eine Länge von zwanzig Metern hatten. Die Buben hatten einen Raum für sich erhalten. Eigentümlich wohltuend berührte es nach all der farbigen Pracht, die wir genossen, daß in dem ersten dieser Räume nichts an der Wand hing als nur große Stiche nach Landschaften von Claude-Lorrain.

Sechs Wochen haben wir in der Falconieri zugebracht. Von dort aus fuhren wir, meist mit der Elektrischen, durch die Campagna nach Rom, das wir nicht nach dem Bädecker sahen, sondern planlos umherschlendernd, genießend, was sich uns von der ewigen Stadt darbot. Rom zu sehen, das wußten wir, war in solch kurzer Zeit unmöglich, darum machten wir auch nicht den geringsten Versuch dazu. In der Peterskirche, im Vatikan, in den Thermen, in den Kaiserpalästen und in den wichtigsten Galerien sind wir gewesen, aber nicht nach einem festen Programm, und haben dabei doch manches gesehen, ohne daß die Fülle ermüdete. So stießen wir von ungefähr auf die herrliche Santa Prassede, auf Santa Francesca Romana, und von manchem entdeckten Stück Schönheit erfuhren wir erst nachträglich, wie berühmt es war.

Allein die Fahrt hin und zurück durch die Campagna war von unendlicher Schönheit und der größte Genuß, wenn man nach der Rückkehr abends auf der Terrasse der Falconieri beim Tee saß und die ewige Stadt im Abendsonnenschein mit der Peterskuppel und der Tibermündung vor sich liegen sah.

Interessante Leute trafen wir in der Falconieri: Dörpfeld mit Frau und Tochter, Harnack mit Tochter, ferner den leider inzwischen verstorbenen Friedrich Gernsheim und, wie ich schon erwähnte, meinen Freund Bennewitz von Loefen mit seiner zweiten Frau.

Schöne Tage folgten auf Tuskulum, in den Castelli Romani, in den Villen der Mondragone und Aldobrandini, der Muti und der Rufinella. Unvergeßlich waren die Ausflüge in die Albaner Berge, an den Nemisee, den Monte Cavo, nach Marino, Castel Gondolfo, nach Arriccia mit dem kühnen Viadukt über die gewaltige Schlucht, nach Genzano mit dem schönen alten Marktplatz. Das Herz wurde mir voll, und der Mund ging mir über, wie schon auf Capri, natürlich in klassischer Form und auf Frankfurter Deutsch. Ein paar Proben setze ich in aller Bescheidenheit her:



Sorrent, den 17te März 1913.

Die Lewewese

Im Allmers stünd, behääpt mei Frää, zu lese,
Es däte nächtlich in de Better danze
En ganzer Schwarm von große Fleh un Wanze
Un allerhand verwandte Lewewese.

Sie packt was aus un sägt, mer wollte warte.
E Pulver is es un e ganz klää Spritzi,
Mer bräuchte von dem nor e Messerspitzi,
Määnt se ... Des Mondlicht flimmert drauß' im Garte.

Es regt sich nix. Vielleicht hawwe se Faste
Un komme morje doppelt hungrig widder!
Des beste wär, wann mer uns aus jetzt zege.

Ich bin so mid. 's is werklich Zeit zu raste —
E Heimche zerpt, von weitem tönt e Zibder —
Da flüstert schelmisch sie: »Ich hab' e Flehche!«

Capri, de 28te März 1913.

Die Lichter

Des Awens sitze mer als noch e Weil beisamme,
Mei Frää un ich. Sie mächt sich uff ihr Zöppche,
Ihr golbig Haar umflattert los ihr Köppche,
Un drauße leuchte Lichter uff wie Flamme.

Es is wie Feuerwerk, e lustig Treiwe.
Elektrisch grießt Neapel jetzt eriwwer,
Un von Sorrent ääch funkelt's bald eniwwer —
Da will der liewe Gott zurück net bleiwe!

Er steckt die Sterne aa. Das sprüht un prasselt!
Sie flamme uff, die Venus an der Spitze,
Un wannern pflichtgemäß die Millichstraße.

Die beide Wääge komme aageraffelt,
Der Sirius fängt mächtig aa zu blitze —
Da hawwe unser Licht mer ausgeblase.

Rom, de 9te Mai 1913.

Santa Francesca Romana

In Sant' Francesca muß mer Umschau halte.
Da werd e Muttergottesbild bewunnert,
Das hat Sankt Lukas noch im vert Jahrhunnert
Mit eigner Hand gemalt, der gute Alte.

Die heil'ge Jungfrau hat die Stirn voll Falte.
Schee is se net, ich stand der ganz verwunnert.
En Buckel mächt se, wie e Katz, wann's dunnert.
Des Christkind könnt mer for e Böbbche halte.

So'n alter Herr un noch so junge Sputze!
Der reine »Sonderbund«, 's is fast zum Lache.
Mer wird wahrhaftig an dem Ding zu schanne.

Wollt dann der Mann des Publikum gar utze?
Sankt Lukas hat — des is e heikle Sache —
Der »Sezession« bedenklich nah gestanne.

Zauberisch schön war die Rückfahrt nach Deutschland durch Mittel- und Oberitalien. Von Rom nordwärts erblickte man plötzlich seitlich der Bahn im nebligen Sonnenschein einen Idealsee, so wie ihn sich die Phantasie erträumen mag. Ein ins höchste gesteigerter Wannsee, bot sich der trasimenische See den entzückten Blicken dar.

Aber die Ankunft in der Heimat war keine Enttäuschung. Einen Tag machten wir in München Station und fuhren hinaus ins Isartal nach Grünwald. Auf der Terrasse des Gasthauses saßen wir Ende Mai und hatten den herrlichen deutschen Frühling vor Augen, sahen die frischen grünen Buchen sich auf beiden Seiten der Isar gegen die dunklen Tannen abheben und den Fluß selbst mit seinen schäumenden blaugrünen Wellen sich dazwischen ergießen, hörten den in Italien so sehr entbehrten Gesang der Vögel und fanden unser deutsches Land, trotz all der genossenen fremden Pracht, über alle Maßen schön und beglückend.

Mitten in meinen römischen Aufenthalt hinein fiel die Nachricht von der großen Spaltung der Berliner Sezession.

Da ich die Streitigkeiten nicht selbst mit erlebt hatte, sondern auf Berichte angewiesen war, stand ich der Sache sehr ruhig gegenüber. Meine Leidenschaft wurde in keiner Weise erregt, ja, mir erschien die ganze Geschichte damals schon, wie es die Folge bestätigte, zwecklos und ohne einen festen Plan. Gewiß kamen viele rein persönliche Dinge in Frage. Cassirer, der zum Präsidenten der Sezession Erwählte, wollte wohl auch mit seinen Gegnern und Feinden abrechnen. Aber dies allein konnte nach den Phrasen, die angewendet wurden, nicht der einzige Grund sein. Man wollte offenbar die Sezession verkleinern und nach links, d. h. nach der radikalen Seite hin, verschieben. Aber Cassirer, der die Mehrzahl der Sezessionsmitglieder hinter sich hatte, machte den großen Fehler, nicht konsequent zu sein. Er konnte nicht Heinrich Hübner, Fritz Rhein und von Kardorff behalten und Ernst Oppler, Spiro, Linde-Walther, Bischoff-Culm und mich hinaussetzen. Im Grunde richtete sich das Ganze auch in letzter Linie gegen Liebermann, gegen dessen Kunst die radikalen Elemente am schärfsten Front machten: die neue Richtung der Expressionisten, die gegen den Impressionismus ins Feld rückten. Liebermann hat das auch wohl empfunden und damals gegen mich geäußert.

Die Form, in der sich die Spaltung vollzog, war die des höchsten Affektes. Die Mehrheit schwärmte wie die Jünger bei der Ausgießung des Heiligen Geistes und trieb sich in immer größere Räusche der Selbstverherrlichung hinein. Man beschimpfte einander auf das gröbste. Man rief sich zu: »Malen Sie besser!« Die Minderheit wurde, wie es für solche Künstlerstreitigkeiten kennzeichnend ist, sofort für talentlos erklärt. Nachdem man fünfzehn Jahre lang Seite an Seite mit den hochgeschätzten Kollegen gekämpft

hatte, wurden sie mit einmal als Verräter und Schurken gebrandmarkt. Man hätte bedenken sollen, daß man seine Köchin, die fünfzehn Jahre zur Zufriedenheit gekocht hat, nicht nach dieser Frist plötzlich entlassen kann, weil sie »niemals etwas getaugt« habe.

Die Cassirer-Gruppe verlangte von der Minderheit, sie solle aus der Sezession austreten. Da sich diese weigerte, es zu tun, trat statt dessen die Mehrheit mit Cassirer an der Spitze aus der Sezession aus und bildete unter dem Namen »Freie Sezession« eine neue Künstlervereinigung mit neuen Satzungen. Den Titel »Neue Sezession« konnte man nicht wählen, weil schon eine Gruppe dieses Namens bestand.

Das Haus der Berliner Sezession gehörte den Kapitalisten und Cassirer, so daß sich das Sonderbare begab: die Minderheit behielt den Namen und verlor das Haus, die Mehrheit verlor den Namen und behielt das Haus. Im Besitz des Namens, war die Berliner Sezession auf die Straße gesetzt.

Alle diese Dinge berührten mich angesichts der Herrlichkeiten Roms nicht allzusehr, vielmehr muteten sie mich mehr komisch als tragisch an. Vor den ewigen Werken alter Kunst konnten die kleinen Berliner Richtungsstreitigkeiten einen so großen Wert nicht haben, daß man sie besonders ernst nehmen mußte. Expressionisten gab es schon zu Zeiten des alten Roms. Die Mosaiken auf dem Kapitol waren mir noch von viel größerer Kraft und reineren Gemüts, wie Kinder oft die besten Expressionisten sind, weil sie gar nicht anders können. Ihr Nichtkönnen in technischer Beziehung und ihr starker Wille zur Gestaltung ergeben die naivsten und unmittelbarsten Expressionen. Aus der Übungsschule der Königlichen Kunstschule sind daher auch die stärksten kleinen Expressionisten hervorgegangen, deren Blätter, wenn ich sie vorzeigte, oft den Neid der erwachsenen Zunftexpressionisten erregten.

So nahm ich die ganze Sache scherzhaft und fuhr fort zu dichten, hier allerdings nicht in Frankfurter Mundart, die für Berliner Verhältnisse nicht paßte. Aber anders als klassisch konnte die Form dort in Rom doch nicht gut sein:

Frascati, den 16. Mai 1913.

Sezession

Wohl über zwanzig sind hinausgeschmissen.
Die Jury watet bis zum Hals in Leichen.
Sie taucht ihr Schwert mit grimmig wilden Streichen
In Freundesblut mit reinem Kunstgewissen.

Cassirer zeigt sich tapfer und beflissen,
Dem großen Korsen fabelhaft zu gleichen.
Als ein Diktator in der Künste Reichen
Steht er jetzt da nach allen Hindernissen.

Nur eines läßt sich nicht so sicher sagen
(Das Künstlervölkchen kommt gar leicht in Hitze):
Ob künftig auch pariert die Schwefelbande.

Doch vorerst ist gewiß kein Grund zum Klagen.
Als Bundeslade führt man an der Spitze
Die volle Kasse durch die deutschen Lande.

Die Zurückgewiesenen

Wir waren kürzlich doch noch die Begabten;
Nun plötzlich diese schreckensvolle Kunde!
Verstoßen, ausgetilgt schau'n in die Runde,
Die wir noch gestern wild wie Füllen trabten.

Die wir das Publikum mit Grausen labten,
Als Sezessionspartei in aller Munde,
So furchtbar schlug für uns die Todesstunde!
Stets denken wir des Schreckens, des gehabten.

Seid guten Muts und laßt euch eines sagen:
Entweder war der Spruch der Jury richtig,
Dann seid ihr rettungslos auch die Verlierer.

Wenn nicht, dann nicht. Man kann nur eins beklagen:
Ach, hättet ihr (und das ist einzig wichtig)
'nen tüchtigen Cassirer als Kassierer.

Das Komische war überdies, daß die erste Person, die ich in der Sixtinischen Kapelle antraf, Max Liebermann war. Er begrüßte mich denn auch so freundlich wie zuvor. Worüber ich mich sehr freute.

Die Spaltung der Berliner Sezession hat sich im Laufe weniger Jahre als ganz zwecklos erwiesen. Der Minderheit, also der Berliner Sezession, gelang es nach vielen Bemühungen und Kämpfen, Gönner zu finden, die ihr die Mittel für ein eignes Heim bereitstellten. Die jüngste Jugend, auf die Cassirer es doch bei der Spaltung mit am meisten abgesehen hatte, benutzte aber in der Folge die doppelte Gelegenheit. Sie stellte sowohl in der Alten Sezession als auch in der Freien Sezession aus, und am liebsten in beiden zusammen, so daß inhaltlich in den Darbietungen kein Unterschied war. Die bessere Qualität schrieb sich jede der Ausstellungsgruppen abwechselnd zu, um so mehr, als gegen den großen Namen Liebermanns sich Lovis Corinth an die Spitze der Berliner Sezession stellte. Hie Liebermann, hie Corinth! hieß nun die Losung, um so mehr, als Cassirer, der seinen Fehlgriff wohl eingesehen haben mochte, von der Leitung der Freien Sezession zurücktrat und sich ausschließlich seinen kunsthändlerischen Unternehmungen widmete. Und nun, wo die Zeit den Sturm der Leidenschaften so ziemlich beruhigt hat, bricht sich die Ansicht Bahn, daß eine Wiedervereinigung für alle Teile das vorteilhafteste wäre, vor allem für die Generation, die in Liebermanns Anschauungen wurzelt und seine Kunst aufs höchste schätzt und ehrt.

Amalie Kotzebues Liebes- und Ehestandsgeschichte

In Briefen mitgeteilt

von Prof. Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek in Weimar

II (Schluß)

Nachdem Gildemeister alle Vorbereitungen für die Grundung eines eignen Herdes erfüllt zu haben glaubte, wandte er sich an den stets hilfsbereiten, gütigen Musäus mit der Bitte, für ihn Freiwerber bei seiner Nichte zu sein, und der Dichter antwortete in einem köstlichen Briefe, dessen teils ernste, menschenfreundliche, teils humorvolle Art bezeichnend für sein ganzes Wesen ist. Wir sehen aus ihm zugleich, wie Musäus, der sich einst an Gellerts Briefstil geschult hatte, über diesen hinausgelangt war, so daß er sein berühmtes Vorbild an Lebendigkeit übertraf und sich der Schreibart Wielands näherte:

Ihr geehrtes Schreiben vom 2. d. M. hat mich in eine angenehme Verwunderung gesetzt. Wer hätte jemals denken sollen, daß Amor eine Freundschaft nutzen würde, die ein bloßes glückliches Ungefähr gestiftet hatte. Billig hätte ich mir damals so etwas können ahnen lassen. Denn daß die Freundschaft sollte allein Ihr Roß beflügelt haben, da Sie aus dem anmutigen Leipzig auf einige Tage nach Weimar zurückkehrten, war schwerlich zu vermuten. Doch wie man in der Welt manche Sachen, besonders wenn sie uns schmeicheln, nicht gar so genau untersucht und dasjenige glaubt, was uns am behaglichsten ist, so ging es auch damals: ich für mein Teil dachte nicht anders als, Sie hätten an mir so viel Geschmack gefunden, daß Sie Sachsen nicht eher verlassen könnten, bis Sie mich noch einmal beantlitzt hätten, nebenher schrieb ich noch etwas auf Rechnung des Frauenzimmers in meiner Familie, des guten freundschaftlichen Tons, der in unserm Zirkel herrscht und Ihnen nicht mißfallen hätte. Doch eigentlich hielt ich aus Prädilektion meiner eignen werten Person mich für das primum mobile Ihrer Wiederherkunft. Ob meine gute Frau oder die Legationsrätin oder Mademoiselle Amalie auch so für sich konstatierten, kann ich so genau nicht sagen, wenn sie es aber taten, so irrten sie sich — außer dem lieben Mädchen in ihrer Rechnung ebenso sehr als ich, wie nun klar am Tage liegt.

Doch jetzt Scherz beiseite. Der Inhalt Ihres w. Briefes ist für Sie und meine Person, die mir — die Verbindungen der Verwandtschaft und der daraus entspringenden Anhänglichkeit jetzt abgerechnet, nur in Rücksicht der freundschaftlichen Zuneigung ebenso lieb und wert ist als Sie selbst, zu wichtig — als daß ich mir ferner Scherz erlauben sollte. Ihr in mich gesetztes freundschaftliches Zutrauen, daß Sie mich zum Vertrauten Ihrer Herzensangelegenheiten wählen, und die Offenheit, mit der Sie Ihre Gesinnung in Ansehung der guten Amalie mir zutage legen, verlangt von meiner Seite eine gleich redliche offenherzige Darlegung meiner Herzensgedanken, und es würde Meuterei sein, wenn ich Ihnen hier etwas andres sagte, als was so fest in meiner Überzeugung liegt als das Wort Gottes. Das Herz des lieben Mädchens, wenn Ihr Briefwechsel nicht Hamen und Netze für sie gewesen sind, ist noch völlig frei, und ich glaube sogar, daß sie selbst für Sie bisher nicht mehr als freundschaftliche Zuneigung empfunden hat, ohne auf eine Eroberung zu denken. Wenn sie aber erfahren wird, daß sie diese wirklich gemacht hat, so verwette ich nichts darauf, daß die Freundschaft für Sie in Liebe sich umwandelt, denn dazu scheint ihr Herz Rezeptivität genug zu haben. In der Zeit von zwei Jahren sind zwar zuweilen Schmetterlinge um sie herumgeflattert, zwei Jahre machen bei einem eben aufblühenden Mädchen schon einen wichtigen Unterschied. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ihre körperlichen Reize, ebenso wie die guten Anlagen ihres Geistes und Herzens sich merklich vervollkommnet haben. Aber ich wüßte nicht, daß Schmeicheleien irgendeinen Eindruck bei ihr gemacht hätten. Tugend und Bescheidenheit ist ihr Schmuck, das kann ich mit Wahrheit sagen, ohne daß ich besorge, in den Ton eines Parentators zu verfallen. Bei dieser glücklichen Gemütslage sollte ich nicht glauben, daß ein stiller Ort oder eine andre Lebensart als die hiesige, mit einem Wort, alles was Ihnen, wie Sie mir eröffnen, einiges Bedenken erregt, auf das Glück und die Zufriedenheit der guten Amalie in Zukunft einigen Einfluß haben oder einen widrigen Ein-

druck veranlassen würden. Ich bin vielmehr der Meinung, daß sie in der Gesellschaft eines so rechtschaffenen, liebenswürdigen Mannes, als Sie sind, in der traurigsten Einöde glücklich und zufrieden leben würde. Freilich wird das der Legationsrätin als einer zärtlichen Mutter, die aber gleichwohl bei ihrer Erziehung ihre Tochter keineswegs verzärtelt hat, schwer eingehen, von dieser einzigen Tochter sich zu trennen, aus ihren Armen sie sich entreißen zu lassen, aber da ich sie als eine vernünftig denkende Frau kenne, die bei der Versorgung ihrer Tochter nicht gerade auf das Bleiben in der Heimat kalkuliert hat, so getraue ich mir, darüber Gewährschaft zu leisten, daß dieses der Erfüllung Ihrer Wünsche nichts Wesentliches in den Weg legen wird. Ein andrer Punkt ist mir dagegen eingefallen, dessen Sie nicht erwähnt haben und der zwischen Ihnen und mir zwar von keinem Belang ist, über den aber fromm erzogene Mädchen und zärtliche Mütter zuweilen etwas delikat denken; das ist die Religion. Mich dünkt, Sie sind reformiert. Ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihrer Geliebten, wenn dereinst ihr Wille dem ihres Mannes unterworfen sein muß, dennoch gestatten werden, in ihren Religionsansichten Dr. Luthers Lehrbegriff, den ich dem lieben Mädchen eifrigst einzuprägen selbst bin bemüht gewesen, ferner beizupflichten. In Ansehung der zu hoffenden Deszendenz aber müßte billig alles Ihrem väterlichen Willen überlassen bleiben. In Hinsicht auf Eheverbindungen mögen Sie immerhin Ihre Ehefreundin einmal zur strengen Prädestinationarin * machen. Zu dieser Heterodoxie würde mich selbst Ihre eigne Verbindung, wenn alles, wie ich wünsche und hoffe, glücklich zustande kommt, verleiten. — Weil ich nicht gern oft schreibe, dagegen alles, was ich auf dem Herzen habe, gern auf einmal heraussage, so kann ich nicht umhin, den oben angeführten guten Eigenschaften Ihrer Geliebten hier noch einen kleinen Nachtrag von schlimmen beizufügen. Ich weiß deren vor der Hand nur zwei. Erstlich hat das gute Mädchen kein Vermögen. Ihr Vater starb mitten im Laufe einer für seine Familie glücklichsten Situation. Er würde, wenn er noch lebte, jetzt der Nächste nach dem ersten Minister sein. Aber er hinterließ seine Frau als Witwe im sechsundzwanzigsten Jahre mit drei Kindern, mit einer Hinterlassenschaft, die eben hinreichte zu einer bequemen und standesgemäßen Lebensart, ohne Kapitalien im Hinterhalt, die Kindern und Enkeln auch wohl behagen könnten. Das zweite Gebrechen ist die Ignoranz der Küchengeschäfte. Ich glaube, wenn sie an Stelle der Mutter Rebekka sich befunden hätte, sie würde schwerlich ein junges Böcklein mittels einer künstlichen Soße schmackhaft haben zurichten können, so daß es der Erzvater Jakob [Isaak; vgl. Mos. I, 27] für einen Wildbretbraten verzehrt hätte. Doch dieser letztere Mangel ist kein solches vitium invincibile, denke ich, als der erste.

Nun habe ich Ihnen offenherzig alles mitgeteilt, was ich in Rücksicht meiner lieben Nièce auf meinem Herzen und Gewissen hatte. Bis jetzt habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt, von Ihren guten Gesinnungen etwas gegen die Legationsrätin oder Mademoiselle Amalie zu äußern. Ich werde aber, sobald das hiesige Examen im Gymnasium vorüber ist, nach Jena wandern, oder vielleicht erhalten wir von Mutter und Tochter in Weimar einen Besuch, da ich dann nicht ermangeln werde, Ihre Intention bei der Behörde gehörig zu eröffnen, denn die Freude muß ich haben, dieses persönlich und mündlich zu tun, um dem guten Mädchen dabei recht ins Auge zu sehen und mich an ihrer jungfräulichen Schamröte, die ihr unschuldige Verlegenheit abnötigen wird, zu weiden. Indessen wäre mein unvorgreiflicher Rat dieser: Sie entdeckten der Mutter und Ihrer Geliebten den Wunsch Ihres Herzens selbst. Sie sind ein Mann, dem eine vernünftige Mutter ihre Tochter nicht versagen wird, und wenn es wahr ist, was meine liebe Frau mir zuflüstert, die, als ein Frauenzimmer, in das weibliche Herz einen tieferen Blick tun zu können glaubt als ihr Mann, so ist das, was ein junges Mädchen von freundschaftlicher Gesinnung gegen einen feinen, liebenswürdigen Mann äußert, schon immer mehr als Freundschaft. Den Gelehrten ist gut predigen; ziehen Sie selbst aus diesem Lehrsatz die natürliche Konklusion.

Die Vorsicht beglücke Ihre Wünsche mit demjenigen Erfolg, der Ihrer eignen wie der guten Amalie wahren Wohlfahrt und Zufriedenheit am zuträglichsten ist. Sie können

* Die lutherische Kirche hatte sich im Gegensatz zu den Reformierten gegen die augustinische Prädestinationslehre entschieden.

schwerlich durch eine Familienverbindung meinem Herzen näher gebracht werden, als Sie es schon jetzt sind, aber das werden Sie mir zutrauen, daß ich mich herzlich darüber freuen werde, wenn unsre freundschaftliche Verbindung durch ein noch engeres Band befestigt wird. Ihr ewig treuer Freund

Musäus.

Nach Empfang dieses aufmunternden Schreibens wandte sich Gildemeister unmittelbar an Amalie, die mittlerweile durch den Oheim auf den Antrag vorbereitet worden war. Amalies Antwort zeigt, daß ihr die Werbung trotz allem unerwartet kam, und wir haben bei ihrer aufrichtigen Art keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln:

Bester Freund!

Schon durch den Herrn Professor Musäus ward ich vor einiger Zeit auf den Inhalt Ihres Briefes vorbereitet, und wie sehr ich darüber erstaunte, als mir dieser gute Mann das erstemal etwas davon sagte, dies kann ich Ihnen nicht beschreiben. Immer glaubte ich einen recht warmen Freund an Ihnen zu haben (obgleich die Welt unter beiderlei Geschlechtern keine Freundschaft gestattet), aber in diesem Freunde auch zugleich einen Liebhaber zu besitzen, das fiel mir nie ein. Es würde wider die mir angeborene Offenheit und äußerst weibliches Geziere sein (wovon ich mich so ziemlich befreit glaubte), wenn ich Ihnen nicht alles das freimütig entdecken wollte, was in meinem Herzen vorgeht.

Seitdem ich vor zwei Jahren Sie kennenlernte, hat unter der großen Anzahl von Herren, die ich nachher noch kennenlernte, keiner wieder einen größeren Platz als Sie in meinem Herzen behauptet. Ich freute mich allezeit, wenn ich Briefe von Ihnen erhielt, ich las sie mit vielem Vergnügen, vielleicht mehr als einmal, durch. Es war eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, an Sie zu denken und mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten; und wie gern hörte ich es nicht, wenn die Freunde, deren Bekanntschaft Sie hier gemacht haben, sich in Ihr Lob ergossen. Sollte man nun dies alles wohl bloß der Freundschaft zuschreiben können? — Gewiß nicht. Die Liebe hatte gewiß den größten Teil daran; und da ich doch einmal offenherzig sein will, so gestehe ich Ihnen auch gern, daß ich Musäus auch gar nicht böse darum wäre, wenn er Ihnen wirklich geschrieben hätte, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, und daß ich die Überzeugung habe, in einer Verbindung mit Ihnen recht glücklich zu sein. Meines Herzens also (an dem Ihnen doch wohl am meisten gelegen war) versichert, denke ich, wird meine Hand auch nicht widerstreben, dem Herzen zu folgen. Bei vielen Männern würde ich vielleicht nicht gleich in dem ersten Briefe ein so freimütiges Geständnis gewagt haben, aber Sie glaube ich mit Gewißheit unter die Anzahl der Männer rechnen zu können, bei denen man durch solche Offenherzigkeit nichts von ihrer Liebe und Achtung verliert. Ob ich irre, davon werden Sie mir am besten Nachricht geben können.

Einen Beweis von der Gewißheit und Größe meiner Liebe kann Ihnen das sein, daß ich mich entschlossen habe, hier meine Mutter, die ich so zärtlich liebe, und so viele Verwandte und gute Freunde, deren Umgang ich genieße, zu verlassen und Ihnen an einen Ort zu folgen, wo ich keinen Menschen außer Ihnen kenne, wo Sie mir dann freilich alles sein müßten, aber auch, wie ich hoffe, gewiß sein werden.

Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß die gar zu weite Entfernung des Ortes bei Ihrem Antrage die einzige Schwierigkeit für mich war. Doch tröste ich mich mit der angenehmen Hoffnung, daß es Ihnen, wenn Sie sonst wollen, wohl nach einiger Zeit nicht viel Mühe kosten würde, Duisburg mit einem meinem Vaterlande näher gelegenen Ort zu vertauschen, noch dazu, wenn es mir etwa an Ihrem jetzigen Wohnort nicht sehr gefallen sollte.

Und nun hätte ich also mein ganzes Herz vor Ihnen ausgeschüttet. Der süße Traum, wie Sie sich in Ihrem Briefe ausdrücken, wird also nun zur Wirklichkeit. Ich schreibe Ihnen diesen Brief aus Weimar, der liebe Musäus wird noch einige Zeilen beilegen. Leben Sie wohl, bester Freund, und seien Sie überzeugt, daß ich nicht minder an Sie denke, als Sie an mich.

Ihre A. Kotzebue.

Weimar, 7. August 1777.

Musäus' Zeilen sind nicht erhalten, wohl aber der würdige Brief der Legationsrätin, in dem sie Gildemeisters Werbung um ihre Tochter beantwortete. Auch er ist ein cha-





Gerhard Graf: Königsberg

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919



rakteristisches Zeugnis für Amalies lauteren Charakter, dem jede Berechnung fernlag.

Hochedelgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr Professor!

Zuvörderst statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab für die Gesinnungen, welche Sie gegen meine geliebte Tochter geäußert haben. Bekenne Ihnen aber auch zugleich offen, daß Sie der Mann gewesen sind, den sich mein mütterliches Herz im stillen von der Vorsehung erbat, weil ich zu bemerken glaubte, daß sie beide füreinander geschaffen wären. Es ist noch nicht lange, daß man im Publikum meine Tochter mit einem sehr vornehmen Mann in Verbindung brachte (Herr v. d. Horst, der Amalie aufs innigste liebt) und ich sie in unsrer traulichen Abendstunde frug, ob derselbe wohl die Wahl ihres Herzens sein würde. Sie antwortete darauf: »Wenn Gildemeister mit 500 Talern Einnahme auf der einen Seite stände und jener andre mit Rang und Titel und 1200 Talern jährlich (die er wirklich hat) auf der andern Seite, so würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, G. vorzuziehen, weil ich glaube, daß ich mit ihm glücklich sein würde.« Hieraus werden Sie schließen, daß bei Ihrem Antrage ihr Herz für Sie entschied.

Alle Nebenumstände, die Sie als ein redlicher Mann angezeigt haben, und die ich ihr nicht leicht machte, hob sie mit einer Zuversicht, die mich freilich überzeugte, daß der Liebe alles leicht ist. Ich schloß sie also in meine Arme, stimmte von ganzem Herzen ihrer Wahl bei und gab ihr meinen Segen. Nun leugne ich nicht, bester Freund (denn das, hoffe ich, werden Sie mir sein), daß, wenn ich Sie nicht schon aus verschiedenen kleinen Zügen kennte, ich es nicht würde gewagt haben, meine Tochter in die Arme eines Mannes zu geben, der sich nicht mit ihr zu ganz derselben Religion bekennt. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie sehr das Beispiel eines Mannes, der Religion und Tugend hat, von Einfluß ist auf den Charakter einer jungen Frau. Da ich nun beides von Ihnen überzeugend glaube, so halte ich den kleinen Unterschied, den ein Vernünftiger macht, für nicht erheblich genug, um eine glückliche Ehe zu zerreißen (denn das hoffe ich zu Gott, wird die Ihrige werden). Hoffentlich haben wir die Ehre, Sie in den Michaelisferien bei uns zu sehen, denn vor nächstem Frühjahr wird doch an Ihre Verbindung nicht zu denken sein.

Ich habe die Ehre zu sein
Dero aufrichtige Freundin
C. Kotzebue.

Im Herbst besuchte Gildemeister seine Braut, und beide gewannen einander noch lieber, wie der warme und herzliche Ton des ersten Briefes, den Amalie nach der Trennung an den inzwischen wieder in Duisburg angelangten Geliebten schrieb, deutlich verrät:

Bester, liebster Gildemeister!

Endlich nach vielen angstvollen Tagen und Stunden erhielt ich am 1. d. M. Ihren so sehnlich erwarteten Brief. Billig hatte ich ihn eher erwartet, weil ich Sie nicht so lange unterwegs glaubte. Unaufhörlich stellten sich mir alle die Gefahren dar, denen Sie auf einer so weiten und beschwerlichen Reise ausgesetzt waren. Doch Gott Lob und Dank sind Sie nun wieder gesund und wohl in Duisburg angekommen. Ich hätte den Postknecht küssen mögen, da er mir diese angenehme Nachricht brachte. Gewiß merkte er auch aus der Geschwindigkeit, womit ich ihm entgegenkam (denn ich hatte ihn schon in unser Haus gehen sehen), und aus der Begierde, mit der ich ihm den Brief aus den Händen riß und nach der Aufschrift sah, daß er von niemand anders als von Ihnen sein könnte, denn er lächelte sehr vielbedeutend. Die Beschreibung Ihrer Reise hat mir viel Vergnügen gemacht. Der Professor Musäus behauptet immer, keine Reisen müßten angenehmer sein als die auf dem öffentlichen Postwagen, wegen der verschiedenen Personen, die man daselbst kennenlernte, und der mannigfaltigen Beobachtungen, die man dabei anzustellen Gelegenheit fände, und gewiß hat er nicht so ganz unrecht. An dem Tage Ihrer Ankunft in Duisburg hatten wir hier in Jena das Fest der Weinlese. Paulsens* hatten uns in ihren Weinberg gebeten. Es waren daselbst — außer noch einigen guten Freundinnen auch, wie es hier Mode ist — alle ihre Hausbursche,** deren eine ziemliche Anzahl. Wir waren alle recht vergnügt. Als wir nach Hause kamen, wurde dieser angenehme Tag

* Joh. Jakob Heinrich Paulsen, Kommerzienrat und Bürgermeister von Jena.
** Studenten.



mit einem Ball beschlossen. Bei Tische saß ich neben Paulsen; wir tranken einige Male für uns Ihre Gesundheit und ermangelten nicht, Sie allezeit zu diesem vergnügten Tage mit herzuwünschen. Leider blieb es nur beim Wünschen.

Jena, 10. November 1777.

In dem folgenden Schreiben Gildemeisters an seine vier Jahre ältere Schwester Susanne Elisabeth, die in Bremen an den Senatorssohn Nikolaus Nonnen verheiratet war, erfahren wir den Eindruck, den er bei seinem Besuch in Jena von seiner Braut empfing:

Ich bin, wie Du wissen wirst, in Jena gewesen, um meine Geliebte zu besuchen. Ich fand in ihr nicht nur all das Liebenswürdige, was mich vor zwei Jahren so sehr einnahm, sondern noch viel mehr. Auch ist sie seitdem merklich schöner geworden. Jetzt ist sie so gut wie mein, obgleich wir keine förmliche Verlobung gefeiert haben, sondern uns nur ohne Solennitäten sagten, was wir füreinander empfänden, und daß wir um Ostern das Band fest knüpfen lassen wollten, welches der Himmel für uns bestimmt hat. Ich bekomme nicht nur eine unaussprechlich gute, zärtliche, angenehme Frau, sondern auch eine gute Wirtin, die von ihrer vortrefflichen Mutter darin die besten Lehren und Beispiele empfangen hat. Vierzehn Tage war ich in Jena und acht Tage mit meiner Braut und Schwiegermutter in Weimar bei den dortigen Verwandten. Etwas über vierzehn Tage erforderte die Hin- und Herreise. Ich wollte, Du hättest meine Ankunft gesehen, da meine Geliebte den Tag meiner Ankunft nicht wußte. Als ich vor das Haus fuhr, sah sie zum Fenster heraus und sogleich herunter. Ich war aus dem Wagen gesprungen und flog in ihre Arme. Es war eben Essenszeit, aber wir beide waren so voll Empfindungen, daß kein Bissen hinunterwollte.

Am 20. April 1778 wurde in Weimar die Hochzeit gefeiert. Musäus, der des Gelderwerbs wegen oftmals für Fremde Hochzeitskarmina hatte schmieden müssen, ließ es sich nicht nehmen, zu Ehren der geliebten Nichte ein launiges, ja nach unserm heutigen Geschmack gar zu derbkräftiges Strohkranzgedicht (»Nachgelassene Schriften«, S. 115 ff.) zu verfassen.

Bald nach der Vermählung trat das junge Paar die achttägige Reise über Frankfurt den Rhein abwärts nach Duisburg an. Damit Amalie nicht sofort von allen den Ihrigen getrennt würde, begleitete sie ihr Bruder August dorthin, zugleich mit der Absicht, für einige Zeit die Duisburger Universität zu beziehen. Die brüderliche Liebe bewahrte er ihr auch später, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, wie die Widmung des zweiten Bandes seiner gesammelten kleinen Schriften beweist (Reval und Leipzig 1788).

Die ersten Briefe, die Amalie in die Heimat an die Mutter und den Oheim Musäus schrieb, scheinen volle Zufriedenheit mit ihrer neuen Umgebung geatmet zu haben. Was sie in Duisburg fand, übertraf die Schilderungen, die ihr der vorsichtige Gildemeister entworfen hatte, bei weitem. Die Briefe sind uns nicht erhalten, wir gewinnen jedoch aus Musäus' Antworten einen Begriff von ihnen. Über das literarische Leben in der neuen Heimat enthalten sie nichts, wohl aber geben sie lebendige idyllische Schilderungen von Amalies Häuslichkeit und nächster Umgebung, Hof, Stallung, Garten, sowie von ihrer Geflügelzucht. Die Orthographie der Schreiberin scheint wie die der meisten Frauen jener Zeit nicht fehlerlos gewesen zu sein,* auch wimmelte es in ihren Briefen von mundartlichen Wendungen, die Musäus rätselhaft erschienen und schwerer zu lesen »als ein Wielandscher Logogryph«. Die Frische und Natürlichkeit aber, die aus Amalies Berichten sprachen, waren für den Empfänger so anziehend, daß er mit dem ihm eignen Humor gern über die äußeren Mängel hinwegsah.

Besonders herzlich war Musäus' Anteilnahme, als die junge Gildemeistersche Ehe am 13. Dezember 1779 mit einem Sohn gesegnet wurde. Für die Wöchnerin schrieb er zu deren Unterhaltung im Wochenbett allerlei heitere Erlebnisse auf, die ihren Eindruck nicht verfehlt haben werden.

Nachdem Amalie im Jahre 1782 einer Tochter das Leben geschenkt hatte, machte sie sich mit ihrem Gatten und den beiden Kindern im folgenden Jahre zu einem Besuche in der Heimat auf. Musäus, über dessen Schreibtisch ständig die Schattenrisse des

* In den hier angeführten, die mir nur in Abschriften vorlagen, ist die Schreibart der heutigen angeglichen.



Paares hingen, war in seiner Liebe für die Nichte inzwischen nicht erkaltet, und groß war darum seine Freude, als die Legationsrätin Kotzebue ihm den Besuch ihrer Kinder und Enkel ankündigte. In dem Garten an der Ilm in der Nähe der Altenburg, den er sich von seinen schriftstellerischen Einnahmen erworben, hat er Gildemeisters noch empfangen können und sie gewiß in dem kleinen Pavillon, dessen Ausstattung er zum Teil der gütigen Herzoginmutter Anna Amalia verdankte, bewirtet. Vier Jahre später ereilte den inzwischen in weitesten Kreisen bekannt gewordenen Dichter der Tod. Auf seinem Sterbelager selbst verließ ihn nicht der Frohsinn, der sein ganzes Leben erhellt hatte, und eifrig war er noch mit literarischen Plänen beschäftigt. Herder hielt ihm am 30. Oktober 1787, dem Tage seiner Bestattung, der zugleich der Stiftungstag des Gymnasiums war, einen Nachruf, und in ähnlichem Sinne wie er äußert sich Friedrich Justin Bertuch, als er Musäus' letztes, bei seinem Tode in der Handschrift zurückgelassenes Werk »Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder«, eine Bearbeitung nach dem Französischen, herausgab. In der vom 30. November 1787 datierten Vorrede erklärte er: »Deutschland verliert an ihm einen seiner besten Köpfe und seine Freunde einen Freund, den sie nicht genug beklagen können. Der glückliche Humor, der ihn als Schriftsteller auszeichnet, war auch in allen Lagen des Lebens sein beständiger Gefährte. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele; herzliche Gutmütigkeit, Dienstfertigkeit gegen jedermann und eine grenzenlose Bescheidenheit. Er war von Herz und Sinn wie ein Kind und handelte wie ein Mann. Er gehört zu den wenigen glücklichen Menschen, die im Laufe ihres Lebens vielleicht nicht einen Feind hatten. Wer ihn kannte, liebte ihn und beweint ihn nun.«

So wird auch Amalie Gildemeister den Oheim tief betrauert haben. Ihr Gatte war 1783 als erster Syndikus der Älterleute in seine Vaterstadt Bremen zurückberufen worden, in der er bis zu seinem am 15. Januar 1812 erfolgten Ende blieb. Unter der napoleonischen Herrschaft büßte er gleich allen andern Senatoren und Älterleuten sein Amt ein. Schmerzlich berührt durch die Vernichtung von Bremens Selbständigkeit, kränkelte er seitdem. Die französische Regierung ernannte ihn 1811 zum Richter bei dem Tribunal erster Instanz; der leidenschaftliche Patriot schlug aber dieses Amt aus. Als die Kaufmannschaft ihn in demselben Jahre zum Präsidenten des Handelsgerichts wählte, nahm er an, starb jedoch schon vor dem Antritt seiner Stellung. Den Tag der Freiheit sollte er nicht mehr sehen. Zeitgenossen, die ihm nahestanden, nannten ihn einen Mann von edler Würde des Charakters, einen gründlichen Gelehrten, helldenkenden Kopf und feinen Juristen, zugleich einen aufrichtigen Verehrer des Christentums. Neben zahlreichen juristischen Schriften besitzen wir von Johann Friedrich Gildemeister religiöse Gedichte und Übersetzungen. In seinem Nachlaß fanden sich ferner Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Sprache.

Amalie scheint nach dem Tode ihres Gatten häufiger die alte Heimat besucht zu haben. Wie einst sie selbst, durfte eins ihrer Kinder 1818 eine Rolle in einer Goethischen Dichtung übernehmen; es geschah anläßlich des zu Ehren der Kaiserinmutter Maria Feodorowna veranstalteten glanzvollen Maskenzuges. Ein Jahr darauf wurde sie durch den jähen Tod ihres Bruders August, der dem Mordanschlag des verblendeten Studenten Karl Ludwig Sand zum Opfer fiel, tief getroffen. Goethe, der zwar den Menschen Kotzebue gründlich haßte, seinem Talent aber stets Gerechtigkeit widerfahren ließ, gedachte nach dem blutigen Ereignis, das ganz Deutschland mit Schrecken und Entsetzen erfüllte, auch der Schwester des Ermordeten, »die sich als Gattin und Mutter immer verehrungswert gezeigt« habe. Ja, noch im vierten Teil von »Dichtung und Wahrheit« erinnert er sich gern an die »liebenswürdige Tochter der Witwe Kotzebue«.

Hochbetagt starb Amalie Gildemeister in Bremen am 15. Januar 1844. Aus ihrer Ehe sind neun Kinder hervorgegangen. Ihr ältester Sohn Johann Karl Friedrich hat im politischen Leben eine gewisse Rolle gespielt, als er im Dezember 1813 den Bundestagsabgesandten der Hansestädte Senator Johann Smidt als Attaché zu den Verhandlungen mit Talleyrand nach Paris begleitete. Sein Sohn war der namhafte Übersetzer Otto Gildemeister († 1902).






Der Traum des Malers

Novelle von Rudolf Brandt

Am Abend des 3. Januar 1880 saß in einem einfach ausgestatteten Zimmer des Hotels Luna in Venedig der Maler Anselm Feuerbach einsam vor einer Flasche Rotwein und blickte mit abwesendem Ausdruck in die Rauchstreifen seiner Zigarette. Trotzdem er ein wollenes Tuch um seine Schulter geschlungen hatte, lief bisweilen ein Frösteln durch den schlanken Körper, und Ungeduld und Mißbehagen zeigten sich auf seinen stolzen Zügen. Dies naßkalte Wetter, dies Platschen des Regens an die Scheiben, wie erinnerte das an den grauen Norden, an die gern gemiedene Heimat, an jenes Deutschland, das seinem selbstbewußten Sohne so unfreundlich begegnete, seiner Eigenart so wenig Verständnis entgegenbrachte!

Die feinfühligen Finger fuhren durch das dichte, lockige Haar. Ein einzelnes brach ab und blieb in seiner Hand. Er betrachtete es mit bitterem Lächeln; es war weiß, und ein leichter grauer Schimmer zeigte sich in der Tat dem forschenden Auge im Spiegel, durch den sich der Fünfzigjährige betrachtete.

Grau — Anselm Feuerbach wurde grau, er, der um seines Äußeren willen viel beneidete und befeindete Mann, begann zu altern. Er, nach dem man noch neulich mit den Worten gefragt hatte: Wer ist dieser schöne junge Fremde? — er wurde grau!

Aber war es ein Wunder, dies beginnende Altern? Ein Leben voll rastloser, selbstverleugnender Arbeit im Dienste der Kunst und — des Ehrgeizes lag hinter ihm, voll von unsäglichen Anstrengungen, voll Entbehrungen und bitteren Enttäuschungen. Wie hatte man seiner Bilder in Deutschland gespottet, wie hatte er in Wien mit Günstlingen des Publikums und mit nichtssagenden Modeströmungen ringen müssen!

Vorbei, vorbei! Nun ging es ja hinan zum Gipfel des Erfolges, jenes stolzen, königlichen Erfolges, wie er einzig Feuerbachs Anforderungen entsprach. Großes war gelungen, Größeres reifte in seiner Seele.

Dies Glas dir, treue Mutter, engelsgeduldige Gehilfin! Einsam sitzest du in der Heimat, wie dein Sohn einsam sitzt im fernen Italien. Es ist gut so; sähest du ihn heute, du würdest dich vielleicht sorgen. Sein Gesicht zeigt eine leichte Fieberröte, und bisweilen stützt er sich gegen einen Schwindelanfall mit beiden Händen auf den Tisch. Am letzten Tage des vergangenen Jahres hatte er noch einen Ausgang getan, war im Atelier gewesen, mit liebevollem Stolz das vier Meter hohe Meisterstück, das »Konzert«, zu betrachten, das dort nahezu vollendet aus prächtigem Rahmen rein und lebensvoll seinem Schöpfer entgegenschaute. Seitdem hatte er, sich unwohl fühlend, das Zimmer nicht mehr verlassen.

Ja, sein »Konzert«! Die Verklärung einer Malerseele hatte er es im letzten Brief an seine Mutter genannt. Er sah es im Geiste vor sich, Strich für Strich, die vier Musizierenden im weißen Gewölbebogen, vor allem jene beiden hingegebenen, vom Wohllaut der eignen Musik getragenen Mädchen im Vordergrunde. Eine starke Sehnsucht befiel ihn. Mit unsicheren Schritten trat er zum Fenster und starrte ins Finstere hinaus, als wollten seine Blicke durch Regen und Nacht, von sehnsüchtiger Liebe getragen, hinüberfliegen nach San Giovanni Evangelista, nach der Stätte seiner Kämpfe und Freuden, ins Atelier.

Täuschte er sich? Draußen im Dunkel tauchten zwei liebliche, bekannte Mädchenköpfe auf und nickten herüber zum Fenster und zu ihm. Hastig drückte er die Stirn gegen das Glas: da flogen zwei Schatten vorüber, rauschende Gewänder wehten an die Scheiben. Gleich darauf öffnete sich die Tür, und sie traten herein.

Sie, seine beiden musizierenden Mädchen, die schönen sanften Schwestern, Annita, die Gitarre, und Maria, die Geige. Sie setzten sich zum Tische, ihm gegenüber; Annita, die mädchenhafte, freundlich lächelnd, Maria, die reifere, ihn still und nachdenklich betrachtend. Er stellte eine zweite Flasche Rotwein auf den Tisch und ein Glas, daraus tranken die Schwestern gemeinsam.

Wie schade, sagte er, daß ihr eure Instrumente nicht mitgebracht habt!

Wie schade, entgegnete Annita, daß der Meister so ernst blickt!

Fröstelt ihr? Ihr hättet einen Mantel umnehmen sollen. Wie seid ihr doch trocken durch den Regen gekommen?

Seit jener Nacht, lautete Marias ernste Antwort, da wir im Hafen versanken, vermag uns kein Wasser mehr zu schaden.

Ja, ihr seid schon durch das schwarze Tor geschritten, davor ich noch stehe; ihr kennt das Land dahinter und die Erfüllung, die es den Verheißungen bringt. Ihr werdet mir davon nichts sagen wollen, ich seh' es am Lächeln der Lippen und dem Wechselblick der Augen. Sei's drum! Auch mir wird die Stunde der Offenbarung schlagen. Warum aber kommt ihr zu mir?

Du dachtest an uns, wir dachten an dich, über die Brücke unsrer Gedanken sind wir gegangen.



Warum dachtet ihr an mich Einsamen in eurem Glücke?

Du bist unser Schöpfer. Wir verstanden dich schon im Schmerze deiner Einsamkeit, damals, als wir noch am Leben und schlichte Musikantenmädchen waren, die vor den Gästen jener Wirtschaft spielten, darin auch du dich bisweilen einfandest und dem Spiel unsrer Kapelle lauschtest.

Ich hab' euch nicht verstanden und euer wenig geachtet.

Du ahntest uns, unser besseres Teil, unser wahres Selbst, unter leichtem Lachen, blassen Gesichtern und einfachen Kleidern. Hättest du unser Inneres nicht gefühlt, du hättest uns nie so schön und lieblich malen können.

Ich sah eure Seelen lächeln, sich auf und nieder schwingen in der Musik.

Wir drangen tiefer ein ins Wesen der Töne, wenn wir deine Stirne leuchten und deine Augen auf uns gerichtet sahen.

Ehe das Bild zur Hälfte vollendet war, gingt ihr mir verloren, ertrankt mit eurer Gesellschaft bei einer Abendfahrt im Hafen. Das war schlimm für euch und mich.

Der Dampfer fuhr über unser Boot — wir hatten bald ausgelitten. Und nun hast du uns neu erstehen lassen, gereinigt, geläutert, in vornehmer Tracht und schöner Umgebung. Wir danken dem teuren Meister.

Ich danke euch, euch, die ihr die Anregung zu meinem Bilde gabt. — Ihr erhebt euch? Bleibt, ich bitte euch, bleibt bei mir in eurer tröstenden Schönheit.

Es ist uns nicht länger erlaubt, sagten die Mädchen, lebe wohl!

Seine Füße waren müde. Ehe er sich aufrichten konnte, standen sie bei ihm. Annita beugte sich herab und küßte seine Stirn: Ich habe dich verehrt. Lebe wohl! Maria aber streifte mit leisem Hauch seine Lippen und sagte mit ihrer weichen und vollen Stimme: Ich liebte dich; lebe wohl, du Begnadeter!

Er aber faßte sie am Gewand und bat sie, zu bleiben. Doch sie entzog sich ihm mit den Worten: Du fröstelst. Lege dich nieder. Wird es erlaubt, so kehr' ich zurück, dich zu trösten. —

Dann war er allein. Das Zimmer erschien ihm dunkel und kälter noch als vorher. Der Seewind strich über die Dächer und rüttelte am Fenster. Aus dem Zimmer unter dem seinen klang gedämpftes Singen, weiche, leichtsinnige, südliche Töne, die nicht zu dem Wetter paßten und zu seiner Stimmung.

Er öffnete das Fenster und sicherte es vorsichtig gegen den Wind, der ihm die Haare hob und kalte Tropfen auf die Stirne wehte. Die Laternen vor dem Bischofsstandbild schwankten, ein vermummtes Pärchen strich eilig vorüber und verschwand in einer Haustür, eine Katze querte lautlos die Straße.

Nun lag er unter der Decke, die Haut schauerte ihm, der Kopf war heiß und dumpf. Schlief er, oder wachte er noch? Er wollte sich darüber Rechenschaft geben und gelangte doch nicht zur Klarheit. —

Wer war jener, der so selig genießend zu ihm herüberlächelte? Kannte er ihn nicht, diesen bärtigen Weisen? Sei gegrüßt, Hafis, mein kluger Freund! Trinkst du noch, und messen deine Schwärmeraugen noch immer an weiblicher Schönheit unausgeschöpftem Maß? — He, du da, mit dem zynischen Gesicht, Aretino, Pamphletist — hinweg mit dir! Hörst du das gelle Lachen, den Hohn, die Bosheit, die dein Bild in Deutschland entfacht? Fort mit dir! Fort auch mit den andern! Da, die schöne Nanna, die oft gemalte, die mich verlassen hat; Francesca, die Ungetreue, Medea, die Kindermörderin! Weg mit den nackten Leibern der Amazonen — was hat man an ihnen alles getadelt! Holde Geigerin Maria, o kämest du, mich zu trösten! Du bist rein und keusch, keiner wird dich zu verleumden wagen! —

Da stand sie neben dem Bette, die Geige im Arm. Er streckte ihr die Hände entgegen: Rette mich vor den Bildern und Gedanken der Vergangenheit! Das Leben ist ein Provisorium, hab' ich einst geschrieben. Mir ist, als sollte bald der Ruf zur Heimkehr ertönen, doch ich habe das meine noch nicht getan. Große Pläne sind in mir, große Gedanken und große Gefühle. Ich habe der bunten Blüten dieser Welt wenig geachtet und nur der blauen Blume der Kunst nachgestrebt — soll ich nun, da ich ihr nahe gekommen bin und in ihren tiefen Kelch schaue — soll ich nun sterben?

Sie hob die Geige zum Kinn und setzte den Bogen an: ein langer Ton, durchdringend, stark und klar, erfüllte den Raum und schwang sich an Decke und Wände. Vor einem zweiten Striche lösten sie sich auf und zeigten in strenger, kalter Beleuchtung einen weiten Platz, darauf in wilder Massenbewegung eine große Menschenmenge tagte. Blutige Fahnen und Waffen schwangen sie über den Köpfen, und hier und dort stand einer erhöht und redete.

Seitwärts der Menge hatte sich die Erde geöffnet, ein gewaltiger Sockel war aufgestiegen, darauf stand ein riesengroßer, silbergepanzerter Mann mit leuchtenden Augen und geflügeltem Helm, auf ein breites Schwert gestützt. Vor ihm aber entstiegen in quellender Menge Schwarzgewappnete mit todweißen Gesichtern der klaffenden Erde und schlossen sich um den Geflügelten zu einem lanzenstarrenden Viereck. Außen, am Rande des Platzes, rings um die tobende Menschenmenge, entstiegen neue Scharen Gewappneter der Erdbrust und sperrten den Platz.

Dann bewegten sich die innere und die äußere Reihe schweren Schrittes gegeneinander und trieben die verzweifelte Menschheit zwischen sich auf

die starrenden Spieße. Die Gesichter aber der Menschen färbten sich rot, es waren nur wenige, die weiß blieben; diese wenigen entrannen den Spießen, drangen durch die innere Reihe der Gewappneten und warfen sich nieder zu den Füßen des Geflügelten.

Ich werd' es malen, rief der Maler, mit all seinen Schrecken und seiner Größe, das »Jüngste Gericht« soll es heißen.

Die Geige klang weiter. Da wallten wilde Fluten und begruben Knäuel weißer Leiber und Szenen der Verzweiflung.

Ich werde auch die Sintflut malen, sagte Anselm Feuerbach, ich hatte sie schon vorher geplant, auch eine Passion und ein Kinderparadies.

Die Geige spielte und spielte. Der Mann der Liebe, der den Lohn fand, den die Menschen wahrer Liebe von jeher gern bereitet, schritt unter der Last des Kreuzes vorüber und senkte den Dulderblick in des Malers Augen, daß er aufschrie in Mitleid und Grausen.

Dann aber war es, als lachte die Geige in kurzen, fröhlichen Tönen. Von leuchtendem Grün umgeben, auf baumbegrenzter, sonniger Wiese, welch ein herzerquickendes Durcheinander weicher, weißer Kinderleiber!

O ihr Bübchen und Mädchen, ihr wahren Menschen, ihr unverdorbenen, wie hab' ich euch von jeher so herzlich gern gehabt, rief der Maler. Euch zu malen, so lieblich, wie ihr hier umeinanderquirlt, das soll mir eine Lust und Freude sein. Schaffen will ich, wirken, ausströmen, was in mir ist, mögen sie sich dazu stellen, wie sie's immer vermögen!

Da spielte die Geige einen pomphaften Marsch. Eine Ausstellung tat sich auf, hohe, vornehme Räume, von Licht erfüllt und weihevoll staunenden Menschen. Bilder hingen in schweren, prächtigen Rahmen an den Wänden; ihre Farben leuchteten und ihre Formen hoben sich ab in antiker Größe.

Ergriffen schaute der Maler drein. Wer waren die Meister, die man dort ehrte? Sah er auch recht? Bild für Bild, eins nach dem andern, seine Bilder waren es, nur die seinen, und alle die Leute, deutsche Menschen, Angehörige seines Volkes, nannten in Dankbarkeit und Andacht einen Namen: Anselm Feuerbach.

Der Maler stützte den Kopf in die Hand, und Tränen drangen durch seine Finger. So herrlich hat es sich also erfüllt, dachte er. Mutter, liebe, treue Mutter, nun ist er anerkannt, dein Sohn, an den du stets geglaubt hast. —

Da schwieg die Geige, und die Gesichte erloschen.

Wärest du jetzt bereit zu sterben? fragte Maria, die Geige noch immer am Kinn haltend.

Mit aller Freude, lautete seine Antwort.

So komm denn. Sieh, ich gehe geigend voran ins schöne Land, heiße deine Seele mir mutig folgen!

Die Geige sang und klang, der Maler stemmte die Hände auf den Bettrand und rang mit seinem irdischen Teile. Die Töne wurden stärker und stärker, herrischer und herrischer — nun riß sich die Seele los und folgte der Geigerin auf ihren geheimnisvollen Pfad.

Am andern Morgen, am Morgen des 4. Januar 1880, fand das Stubenmädchen des Hotels Luna in Venedig den deutschen Maler Anselm Feuerbach tot in seinem Himmelbette liegend auf. — —

Wir wandeln auf gläserner Brücke

Wir wandeln auf gläserner Brücke,
Lieb Herze, gib fein acht,
Wir schreiten behutsam zum Glücke,
Das weit dort drüben wacht.

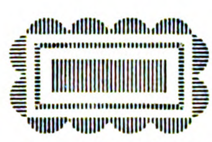
Es brennt wie Opferflammen,
Siehst du sein Angesicht?
Wir wandeln, Geliebter, mitsammen
Zu seinem lockenden Licht.

Woll' Gott uns nicht verlassen,
Die Feuer lodern so stark —
Laß deine Hand mich fassen,
Ich zittre im tiefsten Mark.

O laß uns knien und beten
Am heiligen Opferstein,
Wir wollen in Treue die steten
Hüter des Glückes sein!

Maria Stona





Klebebilder



I. Braunschweiger Klebebilder

Von Rudolf Curdt

Das Verständnis für die Farbwerte und die Sicherheit, sie zu unterscheiden, entwickelt sich bereits im frühesten Kindesalter, in der Regel schon im vierten und fünften Lebensjahr. An den eignen Kindern habe ich da wertvolle Beobachtungen machen können. Während mein Junge mit vier Jahren im Erkennen farbiger Erscheinungen, auch der Zwischentöne, durchaus sicher war, konnte seine Schwester im gleichen Alter die Grundfarben, Blau, Rot, Grün und Gelb, kaum auseinanderhalten. Doch noch lebhafter und sicherer in der Anwendung farbiger Begriffe ist die nachgeborene Kleinste, die beim einfarbigen Zeichnen mit dem Bleistift z. B. nicht nur in Umrissen zeichnet, sondern auch hier auf die Wiedergabe des mehrfarbigen Eindrucks durch verschiedene Dunkelwerte nicht verzichtet.

Kinder tragen in sich einen unendlichen stillen Reichtum an lebendiger Gestaltungskraft. Man muß sie nur recht beobachten, um täglich aufs neue in Erstaunen gesetzt zu werden und von ihnen für sich selbst zu lernen.

So oder so ist dieser Gestaltungswille wohl bei allen vorhanden, denen eine gesunde lebendige Seele innewohnt, mag er sie nun hindrängen zur Betätigung auf geistigem, künstlerischem oder rein praktischem Gebiet. Die Aufgabe der Erziehung muß es sein, diese im Kinde wohnenden Kräfte zu lösen und zur ungekürzten Entwicklung zu bringen. Die allzu einseitige Förderung der rein geistigen Kräfte im Kinde ist uns in vieler Beziehung zum Verhängnis geworden, denn unsre künstlerische und kunsthandwerkliche Erziehung im Sinne der Geschmacksbildung unsers Volkes war bisher recht kümmerlich. Eine allmähliche Besserung unsrer Geschmackskultur ist nur zu erhoffen, wenn vom frühesten Kindesalter an in Schule und Haus die feinen Fäden dieser lebendigen Regungen der Kindesseele aufgenommen und bewußt gekräftigt werden. Der Anschauungsunterricht ist von der untersten Klasse an mit lebendig gestaltenden Übungen zu verbinden, und vom ersten Schultage ab ist der einseitig verstandesmäßigen Ausbildung die handwerklich und künstlerisch gestaltende als Ausgleich entgegenzusetzen. Jedes Schulsystem wird dadurch in seinem Arbeitsplan lebendiger sein und in seinem Enderfolg sicherer.

Ganz besonders aber liegt es im Interesse der Entwicklung und volkswirtschaftlichen Nutzung der Handwerker- und Kunstgewerbeschulen, daß der ihr zuzuführende künstlerische Nachwuchs durch eine derartige lebendige Schule hindurchgegangen ist, damit die guten Keime nicht erstickt, sondern hoffnungsvollstem Leben zugeführt werden können. Seit Jahrzehnten sind den meisten Handwerker- und Kunstgewerbeschulen dieses Nachwuchses wegen sogenannte Jugendklassen angegliedert, in denen nachmittags Schülern und Schülerinnen der verschiedensten allgemein bildenden Schulen im Kneten und Basteln, im Zeichnen und in farbigen Übungen Unterricht erteilt wird. In der meiner Leitung unterstehenden Anstalt ist das Mindestalter auf vorläufig neun Jahre herabgesetzt, und nach unsern Ergebnissen zu urteilen, könnte man ruhig noch weiter gehen, zum mindesten im Ausnahmefall.

Auch für diese Jugendlichen und die damit zusammenhängenden Unterrichtsfragen zehre ich von den Beobachtungen an den eignen Kindern; diese Jüngsten bieten uns zur Bearbeitung oft den reizvollsten Stoff. Als mein Junge drei Jahre alt war und vielleicht zum erstenmal eine stark qualmende Lokomotive sah, rief er lebhaft aus: »Oh, raucht der Zug eine große Zigarre!«

Als ein Beispiel ganz besonders lebendigen Schauens und Erlebens einer Kinderseele diene Nachstehendes aus seinem sechsten Lebensjahre.

Wintertag, vier Uhr nachmittags, auf der Mühlenbrücke in Lübeck; die kleinere Schwester mit kälteroten Backen im Schlitten, der Junge neben uns, halten wir einen Augenblick an im Angesicht der leuchtend untergehenden Sonne. Der Junge scheint ganz versunken. Als wir etwa hundert Meter weiter sind, ist der Junge nicht bei uns, er steht noch immer auf der Brücke und sieht nach dem verschwindenden roten Ball. Endlich kommt er uns nachgerannt; jetzt steht der kleine Kerl im hohen Schnee vor uns, und ganz aufgeregt stößt er hervor: »Grete, hast du die Sonne gesehen? Erst war sie ganz gelb und dann ganz rot, so rot wie deine Backen!« Treffender konnte die Schilderung in Verbindung mit der durch Ort und Zeit gegebenen unmittelbaren Umgebung nicht sein.

Und ein drittes Beispiel: Die Kleinste hat morgen ihren fünften Geburtstag; ehe sie einschläft, bittet sie die Sonne, am andern Tage recht schön zu scheinen, denn sie liebt die Sonne. — Sie erwacht; die Sonne scheint, die Vöglein singen. Rasch ist sie im Bettchen hoch, und siegessicher sagt sie: »Erst hat die Sonne gerufen: Regen geh weg! Und da hat sie gekommen, und all die Piepvögelein.«

In der treffenden Charakteristik ihrer Wahrnehmungen setzen Kinder uns Ältere oft geradezu in Erstaunen, und es kann sich für uns nur um den Mut und die Kunst handeln, sie zur Darstellung dieser Wahrnehmungen zu bringen. Will man das erreichen, so muß man allerdings die üblichen Wege des rein objektiven Zeichnens verlassen und ihrer stark subjektiven Wahrnehmung im freiesten Schaffen aus dem Gedächtnis ihres Erlebens Raum geben. Die Starken werden mit dem ganzen Aufjauchzen ihrer gestaltungsdurstigen Kinderseele sich entwickeln, und die Zaghafteren werden von ihnen mitgerissen.

Niemand kommt mit der Sachlichkeit des Objekts in Konflikt, und seine Arbeit wächst und wächst, im höchsten Einklang mit seinem begrenzten Können und seiner persönlichsten Wesensart. Alle Einengung ist ausgeschlossen, und ohne Scheu offenbart sich das Kind. Die Kleinsten sind am unbefangensten, und nun heißt es, diese köstliche Nacktheit ihrer Seele nicht zu verscheuchen. Sie schaffen, schaffen und genießen sich selbst. Man muß das mit ihnen erlebt haben, um es ganz zu verstehen. Kann es auch etwas Schöneres geben, als mit dem Stift so ganz aus Herzenslust auf dem leeren Papier eine Welt der Erscheinungen erstehen zu lassen: die Blumen und den Baum, den Sternenhimmel, den Wald und das Haus, Pferde und alles Getier und die Menschen nicht zuletzt, Kinder und Greise, Radfahrer und Soldaten und mehr? Und niemand sagt: »Das ist ja ganz falsch!« Und das alles mit dem Blau und dem Rot des Farbkastens grün, gelb und violett. In der Anwendung der Farbe sind diese doppelt glücklichen Kleinen von einer geradezu entzückenden Unbefangenheit und Frische. In meinem Arbeitszimmer hängt ein mir besonders liebes Blatt, die farbige Zeichnung eines Quintaners aus Lübeck, eines der vielen kleinen Gesellen, die meinem Herzen doch etwas mehr gewesen sind als bloß Schüler. Vor einem Jahre diente sie den hiesigen Jungen und Mädchen als Anregung zum mutigen farbigen Schaffen. Ihre Trockenheit und Zaghaftigkeit, ganz besonders gegenüber der Farbe, war geradezu erschreckend, und es mußten alle Register gezogen werden, um sie freizumachen aus ihrer Gebundenheit und tödlichen Langeweile.

Jetzt, nach einjähriger aufopfernder Arbeit einer unermüdlichen und äußerst elastischen Lehrerin, können wir von ihnen schon Besseres erzählen. Und dazu hat uns vor allem geholfen das leuchtende, farbenreine Buntpapier.

Die hier abgedruckten Proben vermögen nur annähernd wiederzugeben, was diese Arbeiten selbst von der Lust des inneren Schauens und künstlerischen Gestaltens dieser Kleinen und Größeren erzählen könnten. Ich will nachher versuchen, den Leser unangemeldet, am besten inkognito, in die Klassen zu führen, um ihm von ihren Arbeiten ein möglichst lebendiges Bild zu geben. Sollte es mir dann gelingen, ihm unsre Schüler, und besonders unsre Kleinen, so nahezubringen, daß er doch vielleicht einmal das Aufleuchten der glücklichen und stolzen Kinderaugen zu sehen vermag, dann erfreue er vor allem diese Kleinen durch die Zusage eines festen und unerschütterlichen Glaubens an ihre lebendige Schöpferkraft.

Doch ehe wir eintreten in das bunte Getriebe der Klassen, noch ein paar Worte über unsre Absichten, unser Ziel im besonderen. Außer dem Lebendigmachen, dem Auslösen der jugendlichen Gestaltungskraft und ihrer Hinführung auf den jedem Kinde eigentümlichen Weg ist natürlich eine der wichtigsten Nebenabsichten die Weckung des dekorativen Sinnes und die Stärkung des Gefühls für Rhythmus und Raum, ebenso wie für die bewußte Steigerung der Kontraste in Farbe und Form. Die gerade bei den Buntpapierarbeiten besonders scharf ausgeprägten Grenzen der Technik und des Ausdrucksvermögens führen zur Erzielung eines nahezu selbstverständlichen Stilgefühls, und dieses Stilgefühl, es tut unserm gesamten künstlerischen Gestaltungsleben so bitter not.

Dieses objektive Ziel stelle ich bei meiner weiteren Führung vorweg, und nun will ich versuchen, den Leser über die bewußteren Arbeiten der Reiferen zum naiven, mehr unbewußten und subjektiven Ausdruck der Kleinsten zurückzuführen. Betreffs der äußeren technischen Handhabung bei der Entstehung dieser geschnittenen und meist gerissenen Klebebilder betone ich ausdrücklich, daß sie stets ohne jegliche Vorzeichnung oder Zwischenhilfsmittel entstanden sind. Auf allen Stufen sind sie durchaus selbständige, ursprüngliche Leistungen, Ergebnisse primärsten Schaffens.

Der bunte Blumenkranz mit Leuchter eines frühreifen Fünfzehnjährigen aus der Vorbereitungsklasse der Tagesschule läßt deutlich die ganze prickelnde Lust am mosaikartigen Zusammensetzen der Papierstücke und -stückchen erkennen, zugleich aber auch die Einschränkung durch das Verzichtenmüssen auf all die kleinsten Zufälligkeiten des Naturobjekts. Besonders das Fehlen von mancherlei Zwischenfarben in der Skala der zu Gebote stehenden Buntpapiere zwingt zur Vereinfachung oder Umwertung der Farbtöne. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Buntpapierkleben die beste Erziehung zu reinen und gesunden Farben beim Malen und Schminken; alles Kranke und Schwächliche wird dadurch von vornherein bekämpft.

Mit klarem Bewußtsein einen subjektiv empfundenen Farbwert ohne Zaghaftigkeit hinsetzen, ihn sofort in ein Raum- und Kräfteverhältnis stellen zu den umgebenden Flächen- und Farbwerten, das soll die zweite Abbildung zur Veranschaulichung bringen. Man mache sich einmal klar, wie hier jeder ungebrochene Farbton im Verhältnis zu den andern steht, wie jeder Fleck am rechten Platze ist. Das bedurfte eines gesunden Gefühls für das Räumliche dieser Aufgabe, ist das Erzeugnis vorsichtigen Tastens und fleißigen Erwägens. Je selbstverständlicher es aussieht, um so besser ist es. Es ist nicht einerlei, wo das Gelb dieser Dose im violetten Grunde steht, es ist nicht gleichgültig, wie das Grau des Bodens zum Violett ausgewogen ist nach Größe und Kraft, wieviel Schwarz hinzukommt und wieviel Weiß. Diese kleine Arbeit ist das beste Ergebnis einer dahin gestellten Prüfungsaufgabe





Abbild. 1. Blumenkranz mit Leuchter

von drei Stunden Zeitdauer in der Vorklasse für die Ausbildung der Zeichenlehrer und -lehrerinnen.

In Abbildung 7 gesellt sich zu dieser Absicht die außerordentlich gelungene Vermittlung des Primären einer Erscheinung ausschlaggebend hinzu. Diese frühlingsjungen Tulpen treten uns aus dem blauschwarzen Dunkel des Hintergrundes so rein und naiv entgegen, wie wenn frohe, unschuldige Kindlein, ahnungs- und sorgenlos in ihrer köstlichen Nacktheit, hineinspringen in die nüchterne, kalte Welt. Eine mir sehr liebe und außerordentlich gute Kopie nach einem niederländischen Blumenstück, diesem Kleeblatt gegenübergestellt, beweist so recht, wie bei allen anerkannten Vorzügen dieser alten, hochstehenden Art des Ausdrucks, die in erzählender Breite auf jede Einzelheit des Tatsächlichen eingeht, dieser starke Eindruck des ersten Erlebens bei ihr überhaupt nicht zur Geltung kommt. Dagegen beruht der künstlerische Wert des Tulpenklebebildes fast einzig auf der überzeugenden Ausdrucksvermittlung dieses unbedingt Primären. Diese Tulpen sind nicht nur ein Beispiel lebendigster jugendfrischer Ausdruckskunst an sich, sondern zugleich ein prächtiges Beweisstück für das Recht der For-



Abbild. 2. Die gelbe Dose



Abbild. 3. Blumenstrauß (Sumpfdotterblumen)

derung nach neuzeitlichen Ausdrucksmitteln in der Kunst überhaupt.

So kann dieses Blatt manchem einen Weg bahnen zum Verständnis moderner, vielleicht sogar modernster Kunst.

Unbemerkt treten wir nun ein in die Kinderklasse. Sie sind alle so eifrig bei der Sache, sie sehen uns anfangs nicht. Über dreißig Jungen und Mädchen sitzen oder stehen, formend, zeichnend oder gestaltend in Buntpapier. Einer der Jüngsten, ein Achtjähriger, hat soeben eine kleine einstmals wertlose Schachtel leuchtend blau umklebt, mit einem Karussell und seitlich errichteten Fahnenmasten mit dazwischengespannter Girlande festlich geschmückt. Mit staunenswerter Selbstverständlichkeit ist er auf die Bauelemente der quadratischen Fläche eingegangen, und geradezu meisterhaft hat er mit leuchtendem Rot, Gelb, Weiß und Schwarz gearbeitet. Und die Pferde! Kaum einen Zentimeter hoch, vier an der Zahl, von der Seite und in ganzer Verkürzung, in lebhafter Bewegung dargestellt, dazu mit Zaum- und Sattelzeug und andersfarbigem Schwanz. Den hatte der kleine Künstler vor allem zur Charakterisierung der Verkürzung und Überschneidung nötig.

Vielen wird diese unbedingte Geschicklichkeit die Hauptsache sein, doch, ohne sie zu mißachten, die ein Produkt seiner immer fleißigen Hände und seiner häufigen Wiederholungen ist, der Schwerpunkt liegt darin nicht. Der Wert dieser kleinen Kunstleistung liegt in der räumlichen Idee und ihrer Übersetzung in die Fläche mit dieser scheinbar selbstverständlichen Beherrschung des papierenen Ausdrucksmaterials. Andre machen es diesem Kerlchen gleich oder versuchen auf ganz anderm Wege zu ihrem Ziel zu kommen. Am lustigsten sind ihre mutigen figürlichen Versuche, die Darstellungen des ganzen Kinder- und Puppenlebens bei den Mädchen, und die Soldaten, Radfahrer und Dienstmänner bei den Knaben; ohne alle diese Freunde kommen beide auch künftig nicht aus, so sehr sich auch die Welt verdrehen mag. Überall, wo Leben ist, da fassen sie an.

Die Lehrerin führt uns an den Arbeits- und Sammelschrank. Da liegen in dichten Reihen die beklebten Häuser aus Streichholzschachteln der Jungen und die Pappschächtelchen der Mädel, modellierte, phantastisch mit Seidenpapierkleidern angezogene Marionetten, das Ergebnis eines Museumsbesuches in der Abteilung für Völkerkunde. Und dann in den Mappen all die lustigen Zeichnungen und Klebebilder.

Eins der schönsten — es liegt gleich obenauf — ist der Blumenstrauß der zwölfjährigen Else: Sumpfdotterblumen in grauer Vase (Abbildung 3). In loser Verbindung mit der Natur (der Strauß stand damals am andern Saalende)



Abbild. 4. Blumenvase



Abbild. 5. Hühnerhof

hat sie ihr kleines Meisterwerk aufgebaut. Ich sage absichtlich »aufgebaut«, denn wie Bausteine hat sie die einzelnen gelben und orangeroten Stückchen mit ihren spitzen Fingerchen zugerichtet und daraus ihren Blumenbau aufgeführt, hier probierend, da ansetzend, da verschiebend, bis es ihrem natürlichen Wohlempfinden entsprach. Wir müssen bewundern, wieviel treues und man kann sagen gesammeltes Beobachten, wieviel Liebe in dieser Arbeit steckt und zuletzt auch wieviel Manierliches und Behendes dieser kleinen Mädchenhände. -- Eine Stufe früher zeigt uns Abbildung 4. Nicht so wohlabgewogenes Empfinden für das Räumliche und für das Stoffliche des Objekts, aber mit noch unbefangenem Herzen ist hier aus der Tiefe des Gemüts für der Mutter Geburtstag eine Blumenvase erdacht. Die Zufälligkeiten der Technik erhöhen auch hier den Reiz des Ganzen wesentlich. Die kleine Schöpferin ist elf Jahre alt, und in der naiven Landschaft (Ab.6) verrät sie noch mehr ihre ganze



Abbild. 6. Naive Landschaft

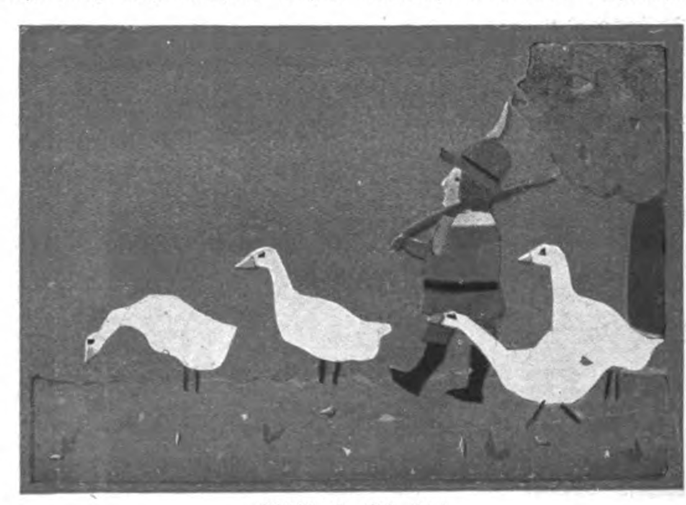
glückliche Kinderseele. Beneidenswert ist, wer sich seine Welt so fröhlich und lieb aufbauen kann, ohne deren Fehler und Mängel zu entdecken.

Was hier noch bunt ist, wird durch den Stoff und die Art der Durchführung im »Hühnerhof« der vierzehnjährigen Sophie schon zum farbigen Problem (Abb. 7). Dieser Hühnerhof ist mir ganz besonders lieb, und ich habe ihn mir deshalb von der kleinen Künstlerin ausgebeten zur dauernden Anregung in der Jugendklasse. Vorläufig habe ich ihn so gehängt, daß ich täglich Freude daran habe. Das Lockere dieses losen Hühnervolkes ist gut herausgebracht, und es wird noch durch die naive Wiedergabe des bunten Gefieders der Alten sowie durch die verstreute Anordnung der buttergelben Jungen gesteigert. Mich erinnert diese kleine Arbeit lebhaft an die schönsten römischen Mosaiken. Dieser Eindruck wird durch die geradezu amüsante Technik nach der günstigen Seite hin verstärkt. So erzählen all die andern kleinen und großen Arbeiten von diesen Kindern.

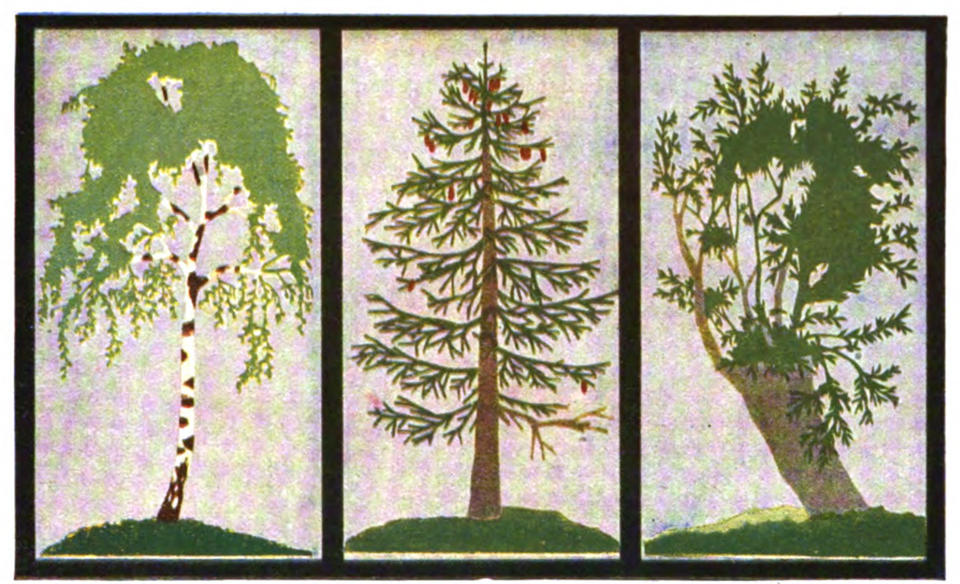
Abbild. 7. Tulpen

Noch einmal werfen wir einen Blick auf die Häuser und die Schachteln in den Schubladen des Schrankes. Wer hätte nicht gern eine solche als eigen, wie sie uns Abbildung 8 zeigt! Immer mehr einfältig und liebenswürdig als absolut formenrichtig und naturgetreu. Und doch reich an feinster Naturbeobachtung und frei und unbefangen gegeben, wie wir es von Kindern erwarten sollen. Und einmal noch streift unser Auge die blonden und braunen Köpfe dieser kleinen Künstler, und mit ein wenig Bitterkeit gedenken wir unsrer Schulzeit, da uns mit der Höchstleistung der geraden Linie die Lust am Gestalten ertötet wurde. Dabei ist es so etwas Selbstverständliches, was diesen Kindern gegönnt wird; doch ebenso selbstverständlich, und das ist das Wertvolle dabei, sehen diese Kleinen ihre oft so glücklichen, unter ihren Händen gewachsenen Erzeugnisse an.

Da möchten auch wir noch einmal jung sein, jung und naiv, um uns bei solchem lebensvollen Unterricht in die kalte Nüchternheit des späteren Lebens ein gut Teil ungeschwächter und unbefangener Gestaltungskraft, ein gut Teil Glauben an uns selbst und ein gut Teil natürlichen Schönheits- und Stilgefühls mit hinüberzuretten auch für den Alltag!



Abbild. 8. Schachtel



Bäume

II. Wiener Klebebilder

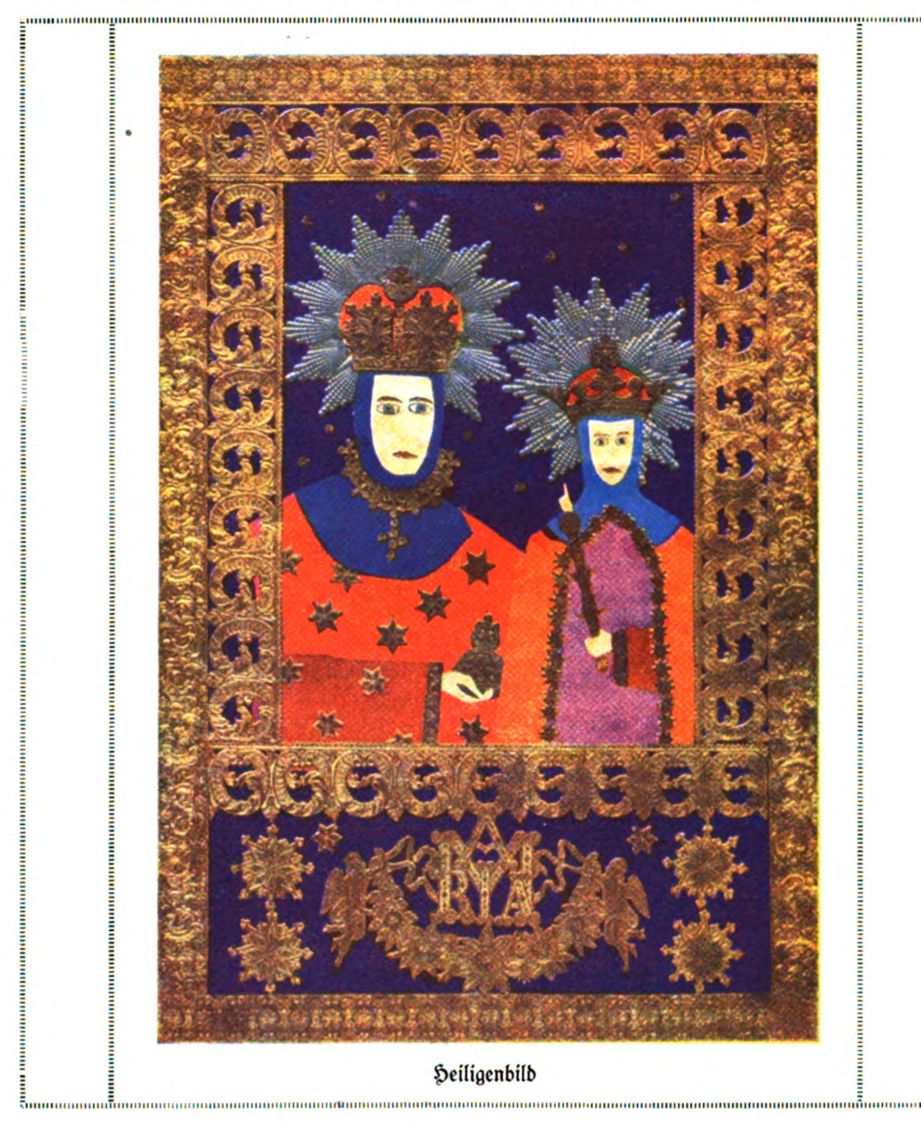
Von Alma Johanna Koenig

Ein junger Maler, der von der Schulleitung gebeten worden war, den Unterricht für einen jählings erkrankten Zeichenlehrer zu übernehmen, betrat das Klassenzimmer und fühlte sich recht hilflos, als er in den heulenden, tobenden, brausenden Strudel fessellosester Jugend geriet. In der schnell entstandenen Stille, während ihn die vielen Augenpaare reihweise voll Neugierde musterten, bedachte der junge Maler, welch eine Torheit es doch von ihm, der nie ein Lehramt bekleidet hatte, gewesen sei, dem Drängen des Direktors nachzugeben. Und nur um irgendeinen Anfang zu machen, gebot er den Kindern, die halbfertigen Arbeiten früherer Unterrichtsstunden vorzuweisen. — Richtig! Sie waren noch alle da, die Prismen und Kegel und Akanthusblätter, all dies abscheuliche Zeug, mit dem er selber einstmals gemartert worden war. Ihm wurde ganz heiß vor Zorn und Mitleid. Er sah in all diese argwöhnischen und feindlichen Gesichter der Marionetten, die so steif und brav in den Schulbänken saßen. Und er sagte: »Nein, Kinder, so geht das nicht weiter! Wenn ich euch unterrichten soll, dann muß es so geschehen, daß es euch freut und mich mit! Für heute ist Schluß. Und am nächsten Donnerstag bringt euch Glanzpapier mit und Scheren. Und da werden wir einmal eine Landschaft kleben!« —



Früchte

An jenem Tage geschah es zum erstenmal, daß der junge Maler — Franz Cizek ist sein Name — der jauchzenden Freude Zutritt in kahle Schulräume erschloß. Und sie blieb ihm und seiner wechselnden Schülerschar getreu, ob er nun auch Professor geworden ist und an einer sturz auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts aller europäischen Kunstschulen hervorgerufen. Auch die Amerikaner mit ihrem klaren Blick für die Erfolgmöglichkeiten dieser ganz neuartigen Darbietungen haben die vielfachen Anregungen zu nutzen gewußt.



Heiligenbild

Schule mit feierlicherem Titel wirkt als einst, an der »Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie«.

Diese Wiener Klebebilder, wie sie von ihm — ein halbes Spiel und ganzer Ernst — als Jugendkunst gepflegt werden, haben, als sie auf dem »Internationalen Kongreß für Kunstunterricht in London 1908« und dann 1912 in Dresden ausgestellt waren, einen vollständigen Um-

Als ich, von Professor Cizek durch alle Räume geleitet, erst noch wenige der größeren Arbeiten gesehen hatte, da schienen sie mir besondere Kundgebungen einzelner auserwählter Talente. Aber ich erkannte bald, daß dies der gute Durchschnitt der ganzen Schule sei, unter dem nur einzelne Arbeiten — meist ganz Jugendlicher — zurückbleiben, ohne daß jedoch irgendwo die leiseste Gleichförmigkeit oder Wiederholung zu spüren



Prozession

wäre. Nie ermüdende Begeisterung des Lehrers und Mitgerissensein der Lernenden haben hier bei freiester Entfaltungs- und Schaffensmöglichkeit die besten Erfolge gezeitigt.

Ich sah, um nur ein Beispiel aus der Überfülle herauszugreifen, ein monumentales Altarbild, die Arbeit eines vierzehnjährigen Mädchens, das die Himmelsmutter mit dem Jesuskind darstellt, zu der links die geistlichen, rechts die weltlichen Mächte um Frieden flehen. Von der an byzantinisches Mosaik gemahnenden Farbenpracht dieses Werkes vermag die verkleinerte Wiedergabe nur eine leise Ahnung aufdämmern zu lassen.

Die Klebebilder sind nur ein Zweig der mannigfaltigsten Kunst und der Kunstfertigkeiten, die hier geübt werden. In einem Riesensaal arbeiten gleichzeitig sechzig Knaben und Mädchen (im vergangenen Jahr mußten rund 240 Aufnahmegesuche abgewiesen werden) in 21 verschiedenen Techniken. Ein Harmonium spielt, jemand singt, man klappert, hämmert, sägt, klopft, schreit, brüllt durcheinander — man lacht, lacht, lacht! Es



Die Himmelsmutter mit dem Jesuskind

wirkt so seltsam, Lachen von Schulbänken her zu hören! Jedes Kind arbeitet, was es will, wenn nicht gerade eine Klassenarbeit es lehrt, sich auch mit unerwünscht gestellten Aufgaben auseinanderzusetzen. Es wird nur verlangt, daß das Kind seinen Plan vorher dem Professor mitteile. Der beurteilt dann, ob er nicht Fehler enthält, die zuvor verbessert werden müßten. Die Ergebnisse sind erstaunlich, obgleich es vielleicht Leute gibt, die den Kopf darüber schütteln würden, daß man unter den »Haus- und Fleißaufgaben« Erzeugnisse des waschechtesten Expressionismus zu enträtseln Gelegenheit findet.



Blumenstrauß

Ich frage atemlos: »Ja, dürfen sie denn?« — »Natürlich! Sie dürfen alles, wenn nur die Arbeit gut wird.«

Ich überschaue nochmals die Menge dieser Werke, die Schränke und Laden und Glaskästen füllen, Tische und Wände decken. »Wie stellen Sie es nur an, Herr Professor?« Und Professor Cizek lächelt: »Spiel, Arbeit, Pflicht, aber freudige Arbeit, freudiges Spiel, freudige Pflicht! Mir ist das alles noch nicht genug! Das ist gar nichts, wenn ein Mädel von mir weggeht und nun Lautenbänder malen kann oder Sofakissen sticken. Wird eine was Rechtes, dann ist's gut. Aber am liebsten sind mir die Mädel, die heiraten. Denn die tragen ihre Kunst in ihre Familie und in ein künftiges Geschlecht, und dort will ich sie haben. Mittelmäßige Maler züchten, das mag ich nicht, aber wenn einer, der hier war, mal Beamter wird, der reitet in seinem Leben keinen Amtsschimmel. Menschheitsplastiker sollen sie werden! Die Menschheit formen wie ihren Ton. So einer, wie der zwölfjährige Expressionist da drüben, der wird sich nie mehr zufrieden geben. Und das bringt die Welt weiter.

Das Schönste aber ist, daß schon lange »ausgeschulte« Zöglinge immer das Recht behalten, zur Arbeit wiederzukehren, wann es sie nur dazu drängen mag. »Wenn einer von ihnen auf der Gasse geht,« meint Professor Cizek, und sein Auge leuchtet, »und die Idee kommt über ihn, dann kann er geschwind herlaufen und in aller



Fastnachtszug



Hermann Moeller: Weibliche Figur

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919

Ruhe schaffen, ich berat' ihn schon, so gut ich's nur kann.« Ich sehe eine dieser »Ausgeschulten«, ein blasses, scheues fünfzehnjähriges Mädchen, an einer noch unvollendeten Komposition arbeiten: Jesus, der die Kindlein zu sich kommen heißt und dem einen weinenden mit einer Gebärde von überraschendster Kraft und Milde die Hand aufs Haupt legt. In seinem Buch über Papierarbeiten* bespricht Professor Cizek Wirkungen und Möglichkeiten des Klebebildes und dessen von selbst gegebene Beschränkung. Es ist ein vollkommener, leider immer wieder begangener Irrtum, vom Papierschnitt Wirkungen des Ölbildes zu erwarten oder sie durch ihn erzielen zu wollen. Leider hat die Papiererzeugung besonders in der Kriegszeit es bisher nicht vermocht, vollkommen farbechte Papiere hervorzubringen. Feuchtigkeit, Sonne, der Chlorgehalt des einen oder andern Buntpapieres bewirken das spätere Verblassen des Farbenzaubers, der nicht zuletzt die künstlerische Wirkung dieser Bilder hervorruft.

Dies ist wohl auch der Grund, warum das Klebebild noch nicht die ihm gebührende Stelle als Wandschmuck einnimmt, obgleich es doch schon nach seinen bisherigen Leistungen berufen wäre, Wandteppiche ebenso wie Decken- und Glasgemälde zu ersetzen. Perspektivische, raumvertiefende Wirkung wird jedes Aquarell eher zu bieten imstande sein, das Klebebild aber arbeitet mit starken Farbengleichklängen und breiten Flächen, es bietet also auch dem Künstler als Kompositionsbehelf den ungeheuren Vorteil, sich in Farbe und Form zugleich ausdrücken zu können, während dies sonst bei Skizzen kaum möglich ist.

Auch ist dem Papierbild die sonst bei keinem andern Material sich ergebende Möglichkeit einer vollständig symmetrischen Vervielfältigung eigen, wie sie der Faltschnitt mit sich bringt, so daß durch eine nur ein einziges Mal geschnittene Tanne ein ganzer Wald völlig gleichmäßiger Bäumchen hergestellt werden kann. Zugleich mit dieser Herstellungsart wird — besonders bei großen Kompositionen — der Mosaikschnitt geübt, der einzelne verschiedenartige Teilchen aneinanderreiht, womit lebendigste Wirkung erzielt wird. Die Figuren werden meist ganz frei geschnitten, oft auch bei den im Faltschnitt erzielten — nachher durch veränderte Arm- oder Beinstellung die lebhafteste Abwechslung erreicht. Bei Monumentalwerken sind Augenbrauen, Augen und Lippen aus dem fleischfarbenen Papier herausgeschnitten und mit entsprechend getöntem unterlegt.

Das Klebebild, das von Wien auszog, um in so viel fremden Ländern heimisch zu werden, hat uns sicher noch nicht alles gegeben, was in ihm an künstlerischen Möglichkeiten schlummert. Wer weiß, ob nicht bald ein kleiner Michelangelo der Schere aufersteht und statt der Fresken solche bunten Papiergestalten auf weite Wände zaubert. Aber schon um der Freude willen, die die Scherenkunst in so viele dumpfe Schulstuben brachte, um des einen giftgrünen, windschiefen Weihnachtsbaumes willen, den eine fünfjährige Patschhand kleistert, müssen wir den Wiener Klebebildern gut sein und ihnen Dank sagen.

* Papierschneide- und Klebearbeiten, ihre technischen Grundlagen sowie ihre erzieherische Bedeutung im Unterrichte, besprochen und erläutert an der Hand von Arbeiten des Kurses für Jugendkunst an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie vom Leiter des Kurses Prof. Franz Cizek. Wien, Verlag von Anton Schroll & Ko.

Fernes Licht

Aus Nebeln leuchtet mir ein Licht,
Und zögernd geht mein Fuß ihm nach —
Mein Kind, wie weckt mir dein Gesicht
Aus meiner Jugend einen Tag.

Ich stand wie du, das Spiel war aus,
Und draußen lag die Welt verschneit,
Laut fuhr der Wintersturm ums Haus,
Die alte Uhr rief Schlafenszeit.

Ich hatte so wie du den Arm
Um meines Vaters Hals gelegt
Und fühlte, wie sein Herz so warm
An meines schlug, zärtlich bewegt.

Und während er mir schweigend strich
Und langsam übers blonde Haar,
Sah plötzlich eine Träne ich,
Die schimmernd ihm im Auge war.

Mein Kind, wie weckt mir dein Gesicht
Aus meiner Jugend einen Tag,
Aus Nebeln leuchtet mir ein Licht,
Und zögernd geht mein Fuß ihm nach.

Günther Pogge



Das Reich der Frau

LIII

Kinder, Gassen und Straßen

Eine soziale Plauderei von Josephine Siebe

Eine Kleinstadtgasse im Sommersonnenschein. Die Häuser stehen ein wenig schief, sie neigen sich nach rechts und links, nicken vornüber, wie höfliche alte Damen, die noch aus der Zeit der tiefen Verbeugungen und langen feierlichen Anreden stammen. Jedes Haus hat ein andres Gesicht, jedes Dach eine andre Höhe und Breite, da und dort hängt ein Blumenbrett vor einem der kleinen Fenster, Geranien glühen darauf, und in dichten Büscheln quellen rosenrote Nelken herab. Auf der Gasse sind nur Kinder, sie drehen sich im Reigen, singen mit gellen, hohen Stimmen alte Reime, die vielleicht schon ihre Großeltern einst sangen. Und immer wiederholen sie Lied und Spiel, bis ein Wagen die Gasse durchrumpelt. Er fährt gemächlich, und die Kinder springen erst zur Seite, als er dicht vor ihnen ist; der Kutscher hebt lässig die Peitsche, die Pferde trotten weiter, und wieder schließen sich die Kinder zum Reigen; der Singsang hebt von neuem an.

Immer heißer schwelt die Sonne über der Gasse.

Ein dickes gelbes Huhn gackelt daher, ein paar Stimmen tönen in einem Hause auf, ein Fenster klirrt, und da wird jäh all das sachte Klingen und Singen durch lautes Getöse unterbrochen — ein Auto! Die Hupe gellt, der Wagen biegt rasselnd um die Ecke, schreiend flüchten die Kinder, das Huhn flattert kreischend hin und her, die Gasse ist laut und erregt: Staubwolken steigen empor, es surrt und tutet fern und ferner, aber der Lärm zittert noch lange in der Gasse nach.

Die Kinder haben ihr Spiel vergessen, sie starren dem Gefährt nach, und die Sehnsucht ist wach in ihnen, mitzusausen, sich forttragen zu lassen. Wohin? Sie wissen es selbst kaum, ihre Kindersehnsucht denkt: in die weite Welt, dorthin, wo der Kraftwagen Getöse zur Melodie des Tages gehört, in die ferne Großstadt, deren Gassen mehr und mehr zu Straßen geworden sind, denn der alte deutsche Ausdruck Gasse mahnt zu sehr an die enge Mauerumschlossenheit von einst, und die Großstadtstraßen wollen in die Weite hinausgehen, keine Ringmauer darf sie mehr hemmen. Ihre Sehnsucht ist es, sich mit der Welt zu verbinden, und sie zerstören in ihrem steten Vordringen Felder, Wiesen und Wälder, die fruchtbaren Quellen des täglichen Brotes; ihre Stimmen sind laut, anmaßend, und selbst in den Nur-Wohnstraßen der Großstadt schlägt der Puls rascher als in einer Kleinstadtgasse. Und der Menschen Sinn und Sein wandelt sich merklich nach den Straßen, in denen er lebt, und es ist natürlich, daß besonders auf das Kind Gassen und Straßen ihren ihnen eigentümlichen Einfluß ausüben. Sie sind dem Kinde je nach Lage und Umständen Erzieherin, Lebensbildnerin, Vermittlerin mit der Welt und der Fülle ihrer Dinge und Erscheinungen, sie können aber auch zur großen Verführerin werden, zum Schicksal.

Das Kind in Dingsda hat freilich ein ganz andres Verhältnis zu seiner Gasse als das Kind in Berlin, die Kleinstadtgasse ist unendlich harmloser in ihren Wirkungen, zur großen Verführerin wird sie selten, je größer die Stadt, je drängender und hastiger ihr eignes Leben, je berauschender zwingender ist ihr Einfluß.

Das Erkennen der Gasse, das Sichverbinden mit ihr ist für das Kind eine Standesfrage, es kommt je nach der sozialen Stellung der Eltern anders mit der Gasse in Berührung, aber auch da verschärft wieder die Großstadt die Gegensätze mehr und mehr. Das Kleinstadt- und das Dorfkind erfreuen sich einesteils größerer Freiheit, anderseits umhegt sie die Gasse mehr. Für das Dorfkind ist die Gasse ja überhaupt nur die Erweiterung von Hof und Garten; auf dem Dorfe und in der Kleinstadt mildert vor allem die Enge und das Nahzusammen das Trennende. Die Kinder empfinden weniger das Kleinliche und Bedrückende, das mitunter dem Nahzusammensein der Menschen anhaftet, für sie ist es Freude, wenn einer dem andern in seinen Suppentopf sehen kann, und wenn darum Gassenfreundschaften auch nicht immer Lebensfreundschaften werden, Kinderfreundschaften mit all ihrer Lust sind es doch. Was in der Großstadt mit ihren scharfen Gegensätzen aus den grauen, öden Straßen an Klassenhaß hervorquillt, bleibt in der Kleinstadt doch mehr Ansatz, wenigstens vermag Kinderspiel und Kindersang für ein paar Kinderjahre den Haß manchmal zu übertönen.

Schon die Gassen der Kleinstadt trennen nicht so, da stehen noch Kleinbürgerhaus und die stattlichen Wohnhäuser der Reichen enger beisammen; mit der Größe der Stadt wird der Charakter der Gassen schärfer umrissen; in der Großstadt haben dann ganze Viertel und Bezirke ihr eignes Gesicht. Die Villenstraßen und die der Mietskasernen, die Gassen der inneren Stadt und die der Vorstadt geben schon ihren Kindern ganz andre Eindrücke mit in das Leben. Und wer weiß es nicht, wie tiefgehend, wie bestimmend oft für das ganze Werden die Eindrücke der ersten Jugend sind!

Bereits beim ersten Hinauskommen der Kinder ist ein einschneidender Unterschied da. Das Kind

der Kleinleutegasse purzelt vielleicht eines Tags auf die Straße hinaus, weil seine schwachen Beinchen es noch nicht recht tragen wollen und weil gerade niemand nach ihm sieht. Es kriecht rücklings die Treppe hinab und rollt auf die Gasse, mitten hinein in eine neue Welt. Und niemand ist da, ihm seine vielen, vielen Fragen zu beantworten, niemand wird zum Vermittler zwischen seiner kleinen Seele und der Gasse. Das Kind muß sich allein mit der Gasse auseinandersetzen, es ist allein mit allem, was sie ihm entgegenbringt an Neuem, an Freuden, Leiden, Gefahren und Verführungen. Das bringt frühe Selbständigkeit. In einem Alter, in dem das Kind der wohlhabenden Kreise noch kaum die Geldstücke kennt, gehen seine kleinen Brüder und Schwestern aus den Mietskasernen bereits selbständig einkaufen. »Liese, hol' Brot ruff! Fritze, geh nach Bier un bring's Fleisch mit!« Und Liese und Fritze gehen und wissen die Tagespreise der notwendigen Lebensbedürfnisse, sie kennen die Läden, ihre Inhaber und deren Eigenheiten, und sie wissen auch schon von den Sorgen, wenn Einnahmen und Ausgaben nicht übereinstimmen wollen. Ihr Wortschatz ist vielleicht unendlich geringer als der ihrer bevorzugten Altersgenossen, es fehlen ihnen für vielerlei Dinge eines reicheren Hausrates die Begriffe, und wenn »Nelly« aus der Villa schon von Dingen plappert, die zum derzeitigen Modegeschwätz gehören, gehen Liese und Fritze eben einkaufen, und Liese sagt vielleicht: »Mutter, Frau Meyer wiegt aber schlecht!«, und Fritze erklärt: »Die Kartoffeln sind nich gut.«

Auf den Einkaufswegen drängt sich mehr und mehr die Gasse an die Kinder heran, sie werden früh wissend, und sie sehen und hören mancherlei, was den Kindern der stillen Villenstraßen noch fremd bleibt. Die feile Schönheit rauscht an den Kindern vorbei, ein Betrunkener torkelt über ihren Weg; der Schrei von Mord und Diebstahl durchgellt die Gasse, und sie erfahren jede Einzelheit. Während Liese das Abwägen Frau Meyers beobachtet, hört sie nebenan Frau Kunze und Frau Müller vom neuesten Gassenklatsch reden, und sie spitzt die Ohren; dabei beobachten ihre Äuglein scharf der Wage leises Schwanken. Und draußen vor dem Schaufenster steht vielleicht Fritze und prüft die Auslagen. In seiner Tasche klappert das Fleischgeld, und er weiß, für Geld kann man allerlei kaufen, nach dem man lüstern ist. Zuckerles und ein Taschenmesser, Bindfaden und Kuchen, Buntpapier, Stifte und Obst — wie viele gute Dinge gibt es! Und man kann Geld verlieren, fremde Leute können es heimtückisch nehmen. Fritze weiß solche Fälle. Daheim gibt es dann freilich Schelte und Schläge, aber — man hat doch, was man begehrt.

Schaufenster haben ihre besonderen Stimmen, manche schreien ihre Vorzüge laut hinaus, andre locken leise; zuerst erscheinen sie ganz harmlos, haben eine gewisse brave Bürgerlichkeit im Aussehen, aber da und dort liegt etwas, das reizt und flüstert immerzu: »Sieh mich doch an, gefall' ich dir nicht?« Die unbewachten Kinderaugen und -ohren sehen und hören, ohne das Unterscheidungsvermögen zu besitzen vom Wert und Unwert der Dinge. Die Gassen, die Häuser, aus denen die Kinder oft kommen, bieten zu kargen Glanz für ihre Herzen, und ihre Sehnsucht glüht nach einer bunteren Welt. In Kinderlesestuben einer Großstadt ist festgestellt worden, daß die Proletarierkinder, selbst die zwölf-, ja dreizehnjährigen, immer wieder Märchen als Lesestoff verlangen; es ist dies ein unbewußtes Flüchten aus dem Grau ihres Alltags hinaus in die heitere, farbenfrohe Unwirklichkeit. Das Märchen der Straße aber sind die Läden; was in ihnen lockt und sich heiter anpreist, scheint manchmal dem Wundersack einer Fee entnommen zu sein. Sollen Kinder da nicht von den Dingen träumen und sehnsüchtig werden? Aber auch Plakate schreien heute, und die bunten Ankündigungen der Lichtspiele haben gelle, aufdringliche Stimmen. Eine Szene nur stellen sie dar; nun spiele weiter, Phantasie! Und eines Kindes ungeleitete Phantasie ersteigt Türme und reißt Welten ein; sie baut goldene Schlösser und kriecht in Kellern und dunklen Höhlen herum. Sie verirrt sich auch und findet nie mehr heim in des Arbeitstages ruhiges Gleichmaß.

Doch diese vielerlei Stimmen der Gassen dringen nicht allein zu den Kindern der Kleinleutestraßen; jene, die aus den gepflegten Wohnstraßen kommen, hören sie auch, auch sie müssen die Straße erkennen lernen, nur kommen sie meist später dazu, sie tun es wohlbehüteter, und darum bleibt ihnen natürlich vieles erst lange verborgen, was dem früher selbständigen Proletarierkind längst vertraut ist. Je größer die Stadt, je gehobener der soziale Stand, je weniger wird die Straße zum Spiel- und Tummelplatz für Kinder. Bis dann die Schule einsetzt. Auch da anfangs noch bewacht und geleitet, dann immer freier werdend, lernt nun das Kind die Straße erkennen. An Warnungen und Ermahnungen fehlt es nicht, aber die Augen sehen und die Ohren hören, und das Kind beginnt auf der Straße zu erleben.

Was ist dem Kinde alles Erlebnis! Zuerst alles, was sich bewegt, was fährt, läuft und rennt, ein Pferd, das durchgehen will, der Sprengwagen, die Feuerwehr, Leute, die sich anschreien, an allem haftet des Kindes Interesse, bis seine Blicke sich auch allmählich für das Besondere, das Außergewöhnliche schärfen und es dann wohl sagt: »Ich hatte heute aber Glück, ich hab' gesehen, wie einer überfahren wurde.« Das lebhaft erfassende Kind nennt dies ganz unbedenklich Glück, es hat nur das augenblickliche Erleben erfaßt. Die Folgen des Geschehens überdenkt es nicht. Und es hat

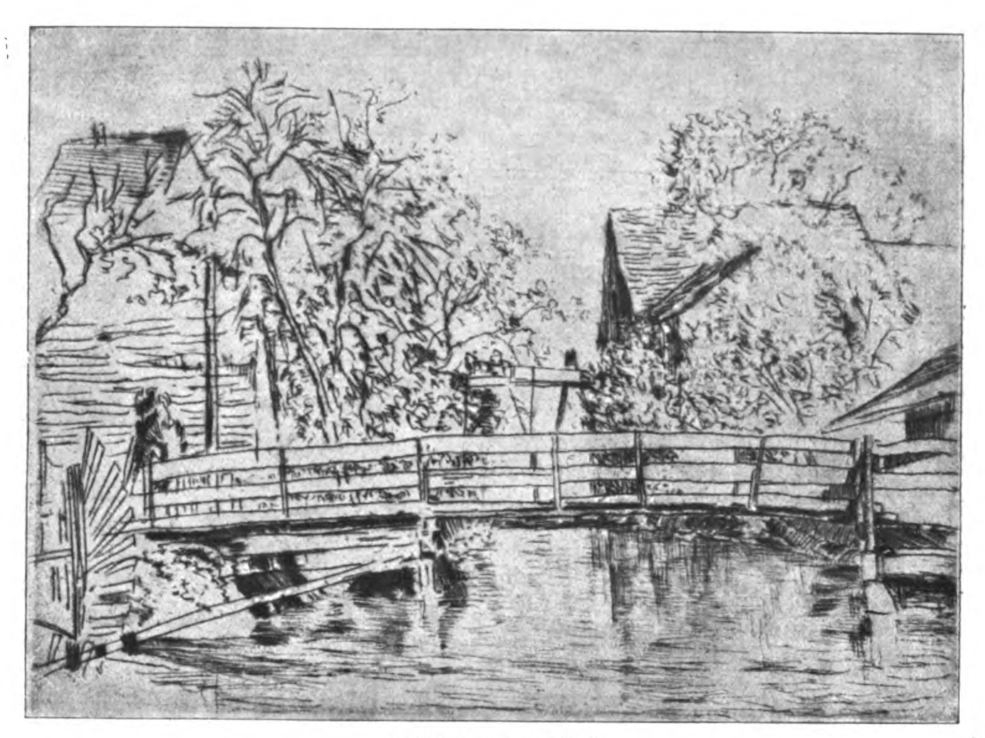
vor allem den starken Drang, sich mitzuteilen, doch nicht immer findet es verstehende Zuhörer. Was da täglich auf dem Schulweg vor sich geht, erscheint den Erwachsenen belanglos, und da kann dann allmählich aus dem Schweigen, weil das Echo fehlt, das bewußte Verschweigen erwachsen. Das Kind beginnt seine Straßenerfahrungen zu sammeln, Dinge und Erscheinungen, die es halb begreift und nur halb versteht, schaffen ihm seine Erkenntnis der weiteren Umwelt. Dann erwacht wohl der Wunsch, aus dem untätigen Zusehen zum tätigen Selbsterleben überzugehen. Wie unzählige phantasievolle Kinder mögen zum Beispiel sich schon Rettungstaten auf der Straße ausgemalt haben! Da sind sie in der Phantasie Pferden in die Zügel gefallen, haben kleine Kinder vor dem Überfahrenwerden behütet, haben Brände gemeldet und Verbrecher gefaßt, haben wichtige Funde gemacht oder sind einem großen Geheimnis auf die Spur gekommen. Solchen, ein starkes Phantasieleben führenden Kindern kann die Straße zur ganz großen Verführerin werden. Doch wiederum ist gerade für das geistig bewegliche Kind, das nicht träge und ohne Frage an den Erscheinungen des Lebens vorbeigeht, die Straße die große Lehrmeisterin und Erzieherin, sie ist ein Bilder- und Lehrbuch, das seinen Stoff den Kindern lebendig darbietet. Bild auf Bild entrollt sich da, und wieder ist das Bilderbuch der Großstadt reicher; anmutiger, auch oft kindertümlicher dagegen das der Kleinstadt. In der Großstadt drängen sich alle Wunder neuzeitlicher Technik dem Beschauer entgegen, vom Riesenbetonbau des Warenhauses bis zu den Bauten unterirdischer Leitungen. Da rollen und sausen alle Schnellgefährte der Gegenwart an dem Kinde vorbei, und die Anlagen und Parks bieten die schönsten Bilder der Gartenkunst. Da und dort ragt auch noch das Alte, das dauerhaft Schöne in die neue laute Pracht hinein, und Denkmäler und Erinnerungstafeln verknüpfen Vergangenheit und Gegenwart. Gute Mahnungen stehen auch genug in dem Lehrbuch der Straße. Da heißt es: Rechne mit der Zeit! Wieder der gewaltige Unterschied zwischen den Städten. Mit der Größe der Stadt nimmt die Eile zu und wird in der Weltstadt zur fiebernden Hast. Wie verschieden bereits das Zur-Schule-gehen! Dem Kleinstadtkind entrollen die Minuten wie bunte Kugeln, es kommt auf eine mehr nicht an; das Großstadtkind muß mit ihnen rechnen wie mit Geldstücken. Eine verloren, und die Anschlußbahn ist versäumt; gleich sind fünf, zehn oder mehr verloren. Es heißt auch rasch sein, flink sich zu entschließen und doch vorsichtig bleiben. Die Bahn wartet nicht. Wagen rollen weiter, rasen dahin, Radler winden sich durch das Getriebe. Wehe, wer zu langsam den Fahrdamm kreuzt! Und über der Eile lernt das Großstadtkind die Weile vergessen, und in dem Lehrbuch Straße werden immer wieder die Abschnitte mißverstanden, die von dem Miteinander der Menschen handeln.

Zur Rücksichtnahme, zur Erkenntnis dafür, daß jeder einer unter vielen ist, ein Nichts im Weltengetriebe, müßte gerade die Großstadtstraße erziehen, während die Kleinstadtstraße vielmehr das Ichbewußtsein, das an Stand und Stellung haftet, fördert. Aber das Miteinander der Menschen ist ja überhaupt der schwierigste Abschnitt im Weltenlehrbuche; wenn auch schon die besten Erläuterungsschriften darüber geschrieben wurden, nirgend gehen Lehre und Anwendung weiter auseinander als hier. Vielleicht kommt aber auch noch einmal die Zeit der Besinnung, in der man die Höflichkeit der Gasse als gute alte Sitte aus den verstaubten Schatzkammern der Vergangenheit ausgräbt, und in der auf allen Gassen und Straßen in unserm Land es das Kind lernt, sich nicht nur als tätiges und begehrendes, sondern auch als helfendes Glied in den Menschenbund einzufühlen.

In unsrer Zeit der gelockerten Moral- und Sittlichkeitsbegriffe, des entschwundenen Rechtsbewußtseins ist die Straße häßlich geworden. Unsre Städte sind unversehrt, aber man meint doch den Niedergang auf Schritt und Tritt zu sehen. Aber vielleicht im Niedergang auch schon des neuen Werdens Anfang? —

Regenwolken hängen über der grauen Straße. Ein paar Tropfen sind gefallen, das Pflaster ist feucht. Ein paar bunte, häßliche Schilder, das grellbunte, verzerrte eines Lichtspielhauses ist dabei, machen das Grau der Straße nur noch düsterer. Menschen hasten die Bürgersteige entlang, alle in Eile. Bis auf den letzten Platz gefüllt rasselt eine Straßenbahn daher, ein dumpfes unablässiges Tösen liegt über der Straße — da, ein andrer Klang dazwischen: ein jauchzendes Schreien und Lachen — aus der in der Straße liegenden Schule kommen Kinder heraus. Sie Buben, da Mädel, Kinder des Volkes; viele sind blaß, gehen dürftig gekleidet, aber etwas Junges, Frohes jauchzt nun doch in die Straße hinein. Hinter den grauen Wolken webt ein goldenes Scheinen: die Sonne steht hinter der dunklen Wand, und die alte graue Straße hat auf einmal ein behagliches Gesicht bekommen — sie spürt die Jugend, die Hoffnung schreitet auf ihr dahin. Wieder einmal. Und behaglich träumt die alte graue Straße den Zeiten entgegen, da das Schreiten auf ihr wieder fester, freudiger klingt, erlöst auch von der allzu wilden Hast.





Frühling in der Mark

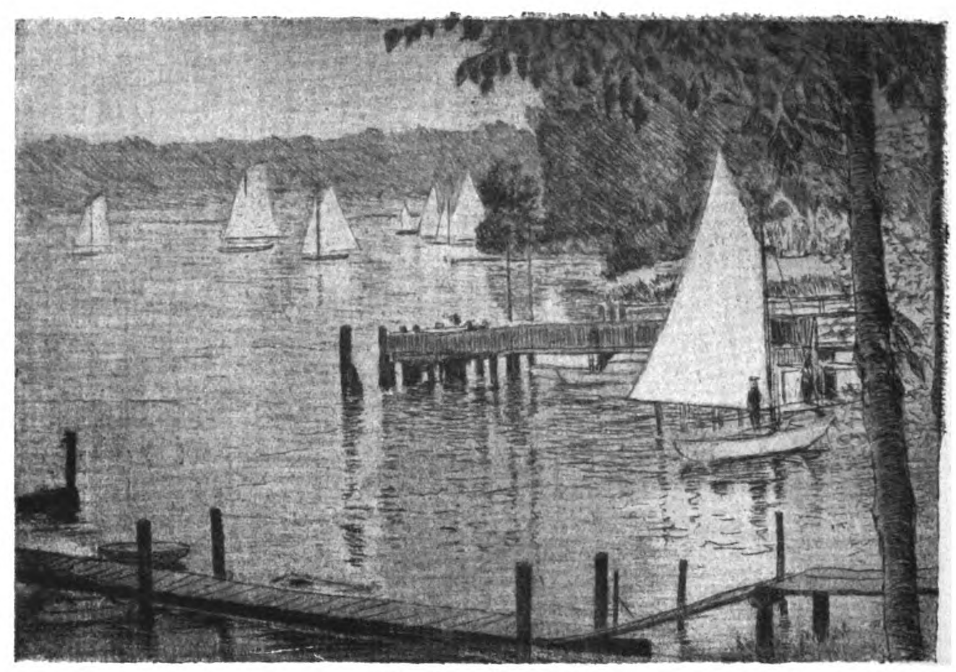
Radierungen von Ernst Oppler

Von Dr. Willy Kurth

ie Verfeinerung des malerischen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte auch dem graphischen Empfinden eine starke Belebung. Wo das Gefühl für Schönheit von einem neuen, unmittelbaren Erleben, von einer sinnfälligen Freude am Gegenwärtigen, von einer Freiheit der Formensprache in Zeichnung, Farbe und Komposition erhöht wurde, mußte auch die kühle Strenge des Kupferstiches, mit der ihn der Anfang des Jahrhunderts reproduzierend geübt hatte, der malerischen Improvisation der Radierung weichen. So fand man einmal Anschluß an eine seit zwei Jahrhunderten verlorengegangene Tradition, indem man besonders in England dem freien Zug der Radiernadel Rembrandts folgte, während in Frankreich in engerer Beziehung zu einer bedeutenden Malerschule des Landes selbst sich eine höhere Selbständigkeit des graphischen Empfindens bildete. Diese lebhafte Beziehung zwischen dem malerischen und graphischen Empfinden führte zu der glücklichen Vereinigung von Maler und Radierer in einer Person. Die Graphik entsagte dem Spezialistentum einer Technik, das bis zur Manier im Kupferstich sich ermüdet hatte, und empfing von der Freiheit und Großzügigkeit der malerischen Form Urteil und Wert über ihre eignen Gestaltungsmittel. Und daß sie diese zu einer souveränen Macht über alle Erscheinungen ausgebreitet hat, zeigt am deutlichsten, daß sie nicht im Gefolge der Malerei stand, sondern mit ihren eignen, reinen Mitteln als eine Originalkunst sich durchsetzte.

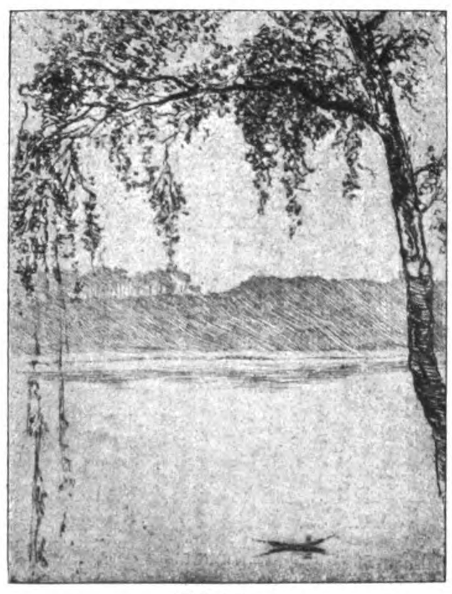
Auch Deutschland errang der Radierung eine neue Selbständigkeit; aber auf seine Weise. Es legte den Nachdruck anfangs auf die Freiheit des Inhalts gegenüber dem der

Das gesamte graphische Werk Ernst Opplers ist im Verlage von Ludwig Möller in Lübeck erschienen. Auskunft über einzelne Radierungen erteilt der Verlag.



Abend am Wannsee

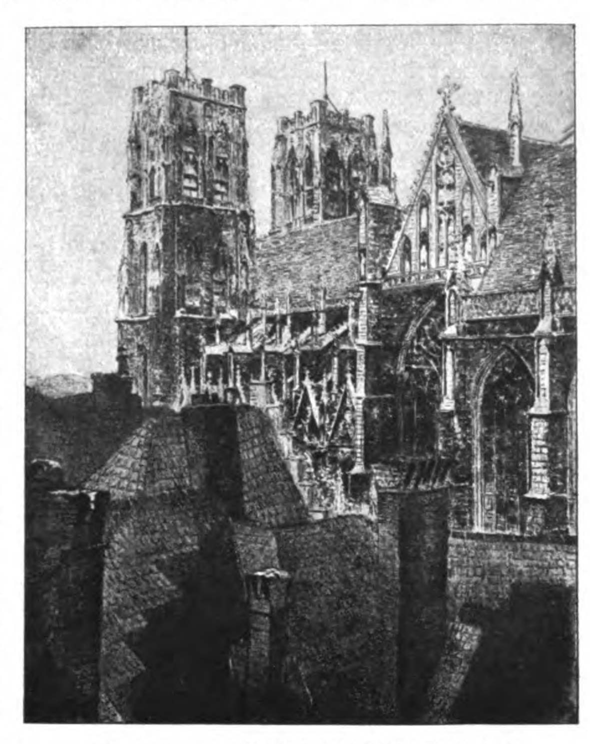
Malerei. Eine besondere gedankliche Poesie wurde für die Radierung in Anspruch genommen. Der Name Max Klingers mag hierfür als Programm dienen. Man wird nie die Eigenart dieser Auffassung verkennen dürfen, und wo sie sich mit besonderer künstlerischer Qualität verbunden hat, bereicherte sie die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert mit wertvollsten Werken. Ebensowenig aber darf man übersehen, daß die Freiheit, die die Radiernadel gegenüber dem Pinsel besitzt, sich nicht nur nach der gedanklich erfindenden, poetisch phantasierenden Seite des Inhaltlichen, sondern auch nach der malerisch abkürzenden Seite, die mit ihrer Formensprache in Schwarzweiß eine neue, andre Intensität des Erlebnisses zu geben vermag, sich betätigen kann. Gerade aus der Vereinigung von Maler und Radierer in einer Person sind in den letzten Jahrzehnten auch der deutschen Kunst bedeutende Graphiker erstanden. So hat sich auch Ernst Oppler mit einer reifen Erfahrung als Maler der Radierung zugewendet.



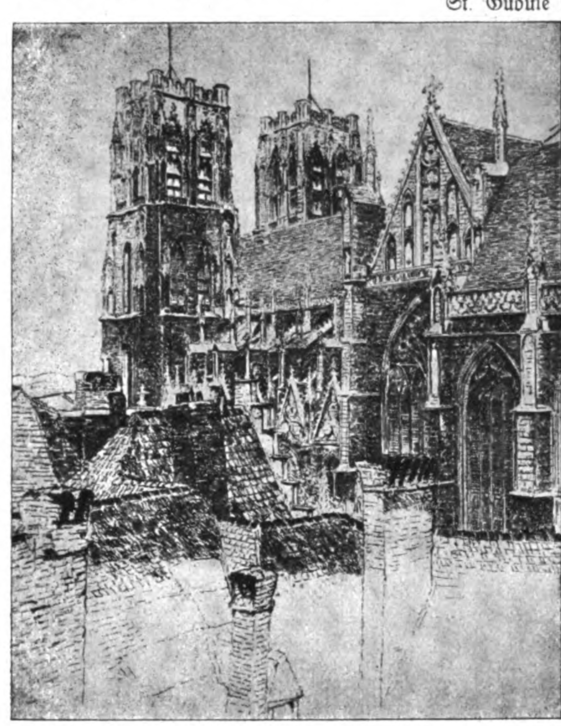
Nikolskoi

Macht man sich einmal den Augenblick klar, wo ein Maler, der noch eben mit dem Reichtum der Farben, der breiten Gefügigkeit des Pinsels seinen Augeneindrücken Gestalt gegeben hat, nun plötzlich denselben Eindruck auch mit der Radiernadel bezwingen will, dann wird man wohl am besten gewahr, daß den Ra-

bierer nicht der Besitz einer besonderen virtuosen Radiertechnik Halt dem Eindruck gegenüber verschaffen kann, sondern nur eine ausgeprägte Anschauungskraft. Eben nicht ein Übertragen in eine andre Technik kommt ja in Frage — wo bliebe da der schöpferische Gehalt in der künstlerischen Arbeit? —, sondern ein neues Erleben. Bloßes Schwarzweiß, bloße Nadel, sie verschaffen dem Künstler plötzlich ganz neue Möglichkeiten, dem Objekt ein Gesicht zu geben. Denn darauf kommt es doch an, daß wir durch den Künstler die Dinge, welche uns zugänglich sind, oder mit deren Formen uns Dinge gestaltet werden, intensiver erleben, als wir sie gewohnt sind: eben durch das Gesicht, das ihnen der Künstler zu geben vermag. Nicht nur in der gedanklichen Bereicherung, in der man fälschlich das Wesen der Phantasie gemeinhin erblickt, sondern in der Umwertung der Dinge durch eine künstlerische Form liegt die Phantasie des Künstlers. Und wenn der Radierer fähig ist, uns bei einem Stück Natur, das wir nur in Farbe und Licht zu erleben gewohnt sind, diese Elemente unsers Sehens der Natur vergessen zu machen und mit dem bloßen Schwarzweiß sozusagen vorliebzunehmen, so war seine Übersetzung nicht nur eine technische Leistung, sondern eine ebenso starke Phantasietätigkeit. Ohne Vorstellung, ohne eine Phantasietätigkeit hätte er gar nicht die Übersetzung vornehmen können, denn sie ist ja nicht vor seinen Augen fertig als Modell. Und die Radiernadel, die Druckerschwärze und das weiße Papier geben zusammen noch keine Technik ab, sind vielmehr nur die Möglichkeit, einer Anschauung einen intensiven und prägnanten Ausdruck zu verschaffen. Denn das ist der eigentüm-



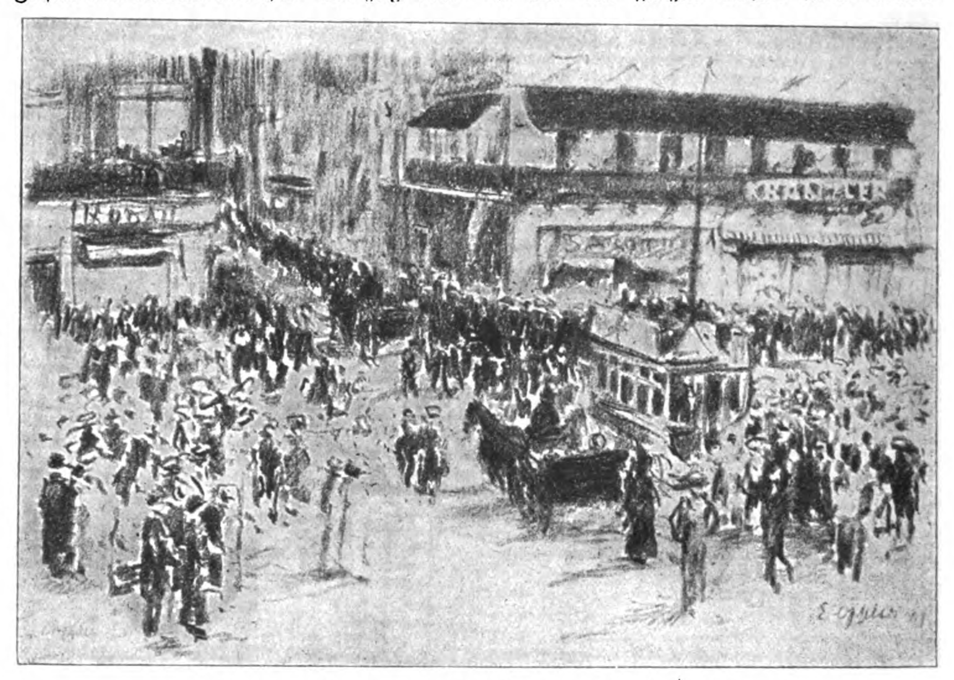
St. Gudule in Brüssel (Südseite), 2. Zustand



St. Gudule in Brüssel (Südseite), 1. Zustand

liche Reiz dieser gedruckten Kunst, daß sie uns die Dinge in der bloßen schwarzen Linie mit derselben zwingenden Einfachheit sagt, mit der wir unserm Gedanken durch den Buchstaben »Gesicht« geben. So ist die Graphik, die Radierung auch eine Mitteilung, auch eine Aussage über einen Ausdruck der Natur, und wie sich im Wort die Idee des Objektes durchgesetzt hat und zur Wirkung geworden ist, so ist in der Radierung die Idee der Form des Objektes schaubar geworden.

Ernst Oppler hat sich als Radierer die volle Frische des Malers bewahrt. Das zeigt deutlich der »Frühling in der Mark« (Abbildung S. 617). Doch nur das Grundgefühl für malerische Freiheit, nicht die Breite der malerischen Anschauung und nicht der reiche Apparat des Farbenempfindens ist lebendig geblieben. Gemalt hätte der Künstler diesen reizenden Winkel wohl kaum. Komposition innerhalb eines festen Rahmens und Mannigfaltigkeit der Farben, sie hätten den zarten Gegenstand zu schwer belastet. Er sieht für diesen Eindruck in dem anspruchsloseren Ausschnitt und der einfachen Linie der Radierung einen prägnanteren Ausdruck. Und in der Tat ist das weiße Papier hier zu einer so freudigen, heiteren Frühlingssonne geworden; eine Empfindung, die der Palette abzuringen kaum so intensiv gelungen wäre. Hiermit berührt man überhaupt einen Grundgestaltungstrieb des Radierers. Eigentlich geht sein ganzer Wille dahin, nicht durch Linien Dinge zu umgrenzen und sie uns als Silhouetten hinzustellen, sondern aus dem bloßen weißen Papier Licht werden zu lassen, wodurch die bloßen Linien erst Formen im Raum werden. So macht er technisch wohl die dunklen Linien, aber in der Anschauung lebt allein das Licht. Und wenn diese Anschauung so stark ist und den ganzen Gehalt seiner Naturempfindung ausmacht, wie in dem »Frühling«, dann bedarf es auch gar keiner Modellierungslinien, dann eilt im lockeren Strich die Radiernadel über die Kupferplatte hin wie die Frühlingssonne über die Dinge. So erwächst hier in der reinen Strichradierung ein Stilcharakter, der unsrer Anschauung alles Wesentliche der Erscheinung übermittelt. Die Arbeit wird zu einem Spiel, zu einem Phantasieren über die Dinge, ähnlich wie in der Lyrik. Auch wo Oppler Ton gibt, das heißt sich scheinbar auf das reiche Repertoire seiner Malerpalette mit ihren Farbgegensätzen und Farbvaleuren einläßt, wie in dem »Abend am Wannsee« (Abbild. S. 618), sind die



Unter den Linden an der Kranzlerecke am 1. August 1914



Ernst Oppler: Die Pawlowa im »Geist der Rose«

Zu dem Aufsatz »Radierungen von Ernst Oppler« von Dr. Willy Kurth







Freiherr von Falkenhausen

Mittel von der Diskretion, zu der die Radiernadel verpflichtet ist. Abend ist Fläche; Fläche atmet sich dehnende Ruhe, so komponiert er hier in ruhigen Massen. Der Graphiker braucht hier den Ton, nicht weil er unsicher ist und sich beim Maler ein Mittel borgt, sondern weil das Licht aus der Form heraus ist am Abend, und der Graphiker, wie wir eben andeuteten, eigentlich das weiße Papier zu Licht gestalten will. Und daß er so empfunden hat, daß er nicht den Abend malerisch mit Farbwerten nachgeahmt hat, zeigen ja deutlich die weißen Segel. Müßten sie nicht auch im Ton sich einfügen? Sie sind nur verständlich als belebender Gegensatz; nicht naturalistische Richtigkeit, sondern künstlerische Wirkung geben uns das Gefühl von Wahrheit. Ebenso ist auch im Abendton nicht die Beziehung vieler feiner Dämmertöne gegeben, sondern nur der eine Grundton. Vereinfachung des komplizierten Naturapparats durch Gegensätze machen das Wesen der Graphik aus. Das leuchtende Weiß der Segel ist nicht das Licht der Sonne, das auf dem Dinge liegt, sondern wird in unserm Auge im Gegensatz zu dem gedeckten Ton des Abends zu einem Gefühlston.

Doch weiß Oppler, daß solche Tonwirkungen mit weiser Ökonomie zu verwenden sind. Sein Geschmack ist viel zu gut diszipliniert, um nicht zu wissen, daß hier der bloße Effekt naheliegt. Eine bloß starke Inszenierung in flächenhaften Schwarzweißgegensätzen würde den graphischen Reiz des Nadelstriches, würde die geistvolle Abkürzung, mit der die Radiernadel mit den Dingen fertig werden muß, totlegen. Der schöne offene Strich, die Übersetzung aller Formen und Flächen und Farben in Linien bleibt dort der Hauptreiz der graphischen Technik. Bei seiner prachtvollen Radierung der berühmten Kirche »St. Gudule in Brüssel« (Abbild. S. 619) hat eben die Möglichkeit, alle Formen durch eine kluge Berechnung von Linienlagen zu geben, den Graphiker Oppler mehr gelockt als den Maler. Denn dem schleierhaften Geheimnis der gotischen Bauformen, das sich aus einer märchenhaft verwachsenden Vielheit zu einer organischen Einheit ergibt, hätte der Maler nicht so ein ausdrucksvolles Gesicht geben können. Dem Spiel der Formen wäre der Maler nicht beigekommen, wie auch ein diffuses Sonnenlicht von der Farbpalette den hohen Ernst der Mauermassen zerrissen hätte. Der Radierstrich vergräbt sich liebevoller in das verwirrende Labyrinth dieser Steinwelt. Wie dann die Dächer der Alltagswelt dagegenstehen mit ihren einzelnen Ziegelformen, mußte die ganze Lust des Graphikers erregen. So hat es auch der Künstler im ersten Eindruck gefühlt. Als dieser erste Eindruck in seiner Phantasie erledigt war, will er ihn sehen und macht einen Abzug von der Platte. Man nennt ihn den »ersten Zustand«. Kei-



Geh. Justizrat Dr. von Simson



Pawlowa im »Sterbenden Schwan«, 1. Zustand

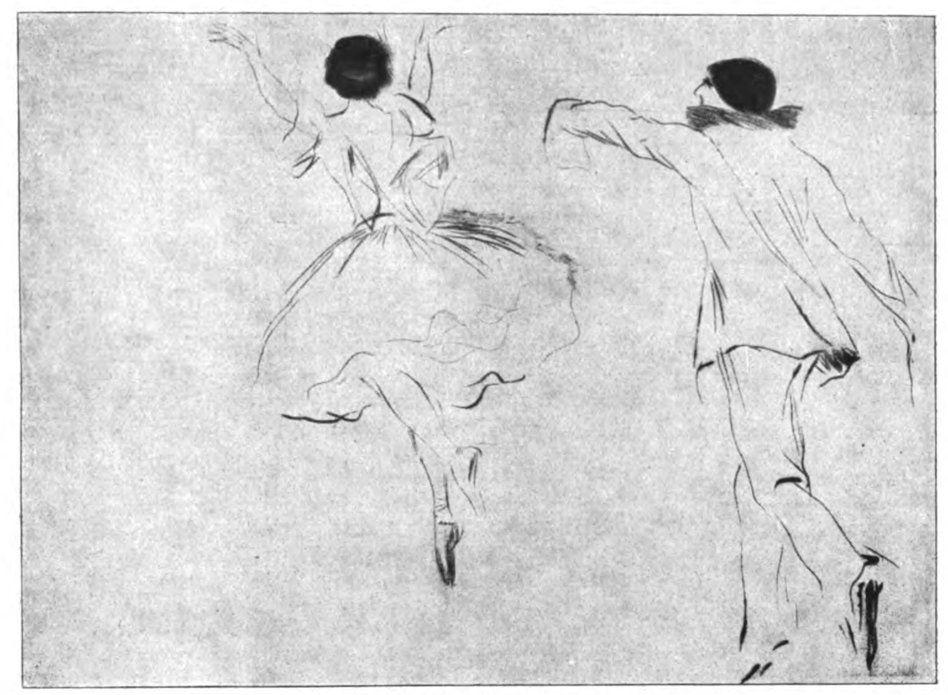
hafte Bindung der Dächer im Vordergrund nicht vereinzelt zu lassen. So ragt schließlich über die dumpfen, schläfrigen Dächer des Tages die im Licht perlende Geistigkeit der gotischen Bauformen.

Diese vergeistigende Charakteristik fehlt z. B. der Lithographie. Sie ist bei weitem weniger Übersetzung. Mit einem ausgebreiteten Mittelton führt sie den Gegensatz von Schwarzweiß versöhnlicher aneinander. Dadurch verliert sie aber anderseits die Poesie des Lichtes im weißen Papierton, welche die Radierung auszeichnet. Das Licht bricht sich in verschiedenen Valeuren, ähnlich wie in den Farbennuancen der Palette. Mit diesem Mittelton faßt sie die Erscheinungen zu fließenden Massen zusammen und läßt das Auge summarisch über die Dinge hineilen. So steht die Lithographie der Malerei näher und teilt mit ihr auch die reprö-

neswegs ist der erste Zustand nur ein technisches Nachsehen, wie weit man gekommen ist. Die Künstler sind sich selbst darüber oft nicht klar: es ist aber deutlich psychologisch der Punkt, wo die erste Impression von der Formenphantasie zu Ende gestaltet ist. Dann setzt eine mehr bildmäßig zusammenarbeitende Vorstellung ein, wobei der frische graphische Reiz öfters verlorengeht. Oppler mag gefühlt haben, daß Hausdächer und Dom bildhaft nicht zusammengehen, und so legt er nach vielen weiteren Zuständen zuletzt einen Aquatintaton über die Dächer, um den Gegensatz zum Gestein der Gotik zu stärken. Er will seiner ersten Impression, die den verwirrenden Reiz der gotischen Bauform zum Inhalt hat, besondere Wirkung verleihen und zieht des bildlichen Zusammenhangs willen auch noch feine Strichlagen, besonders in die Türme der Kirche, um die flächen-



Pawlowa im »Sterbenden Schwan«, 2. Zustand

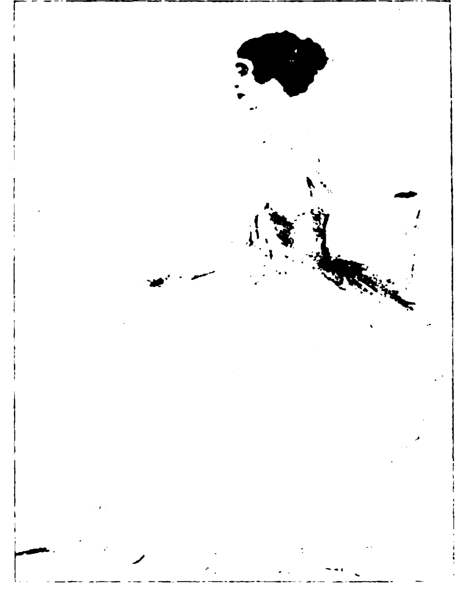


Pawlowa im »Schmetterling«

sentative Geste, die Fernwirkung, und Oppler sah in ihrer Art eine bessere Möglichkeit, den bewegten Massen an der »Kranzlerecke« (Abbild. S. 620) beizukommen. Die Radiernadel hätte viel Aufwand gebraucht oder sich einer ungeheuren Intensivierung des bewegt Vielen zu einem prägnant Einfachen hingeben müssen, wie sie uns aus einzelnen Radierungen Liebermanns bekannt ist.

Am diskretesten ist die Nadelführung Opplers bei seinen Bildnissen, ein Takt, der auch die gehaltene und würdevolle Auffassung der Person geleitet hat und der mehr auf die Haltung der ganzen Erscheinung als auf die besonderen hervorstechenden Ausdruckswerte der Persönlichkeit ausgeht. Gerade in diesen Beispielen mag man die ganze Intimität der Charakteristik erkennen, die der Radiernadel eigen ist. Die Lithographie könnte hier mehr die sogenannte ausdrucksvolle Maske betonen. Das liegt aber dem malerischen Geschmack Opplers nicht, und die Porträtlithographie erscheint nicht in seinem Radierwerk. Die feine, fast zuckende Zeichnung in den Formen des Kopfes von Dr. von Simson (Abbild. S. 621) ist ein vortreffliches Beispiel dieser distinguierten Porträtradierung, die besonders die Engländer gepflegt haben. Fast ohne merkliche Schatten wird allein durch ein leises Schwingen der Linien der volle plastische Gehalt der Form deutlich. Daß neben diesen diskreten Mitteln die banale Durchführung eines Anzugs zurücktreten mußte, ist augenscheinlich. Hier macht sich besonders die höhere Freiheit der Nadel in der Nachahmung der Dinge bemerkbar. Was in der Malerei bloße Anlage, bloße Skizze sein würde, ist hier höchste Charakteristik.

Mit dem neuen impressionistischen Sehen wurde besonders unsre Vorstellung von der Freiheit und Unmittelbarkeit der Bewegung des Körpers bedeutend bereichert. Und die Radierung mit ihrer vergeistigenden und vertiefenden Abkürzung findet nach dieser Seite hin ein reiches Betätigungsfeld. Der Reiz des Moments in der Bewegung ist es, den Oppler zu dem Porträt der Schauspielerin Yvonne George in »La Parisienne« (Abbild. S. 625) zwingt. Die Bewegung akzentuiert sich für sein Auge nur in schwarzen Flecken. So will der schwarze Fleck des Hutes verstanden sein. Sein beweglicher Umriß bekleidete wohl jede Bewegung auf der Bühne. Das Kostüm wird so nicht dekora-

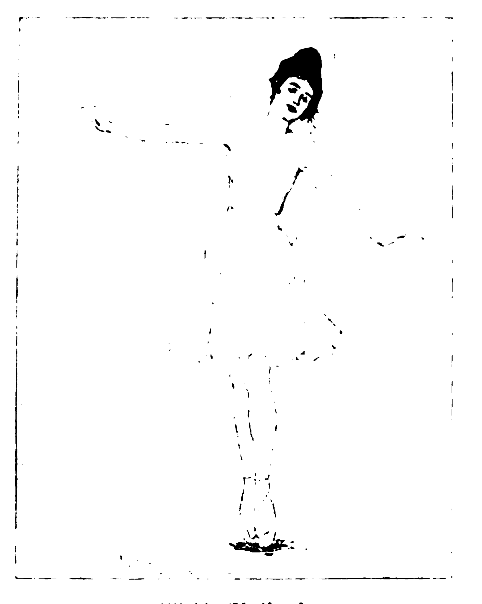


Karsavina bei der Toilette

tiver Selbstzweck, nicht Anlaß, um technische Radierkunststücke zur Schau zu stellen, sondern dient mit den schwarzen Ärmeln dazu, die Bewegung in Flecken eilen zu lassen. Und nur die Punkte von Augen und Mund spielen noch hinein. Alles andre bleibt nur andeutende Linie, und die Eile der schwarzen Flecken gibt eine gewisse Sprungkraft, mit der sich das Temperament hier äußert in der vorschnellenden Bewegung. Wie anders weiß Oppler dagegen die beruhigte Fassung einer weiblichen Psyche zu geben in der »Lesenden Dame am Fenster« (Abbild. S. 625). Frei von jeder Manier, von jedem vielerprobten Effekt akzentuiert er die Bewegung wie vorher nicht in abgerissenen Flecken, sondern hüllt die Anmut der Erscheinung in eine Form, die unserm Auge die Stimmung suggeriert. Es ist ein lockerer, durchleuchteter Halbton, der die ganze Erscheinung zu drei Viertel einhüllt, ihr alle materielle Schwere nimmt und die Einzelheiten der Zeichnung wie die Festigkeit der Kontur mit weichen Sonnenschleiern umzieht. Wie leicht wäre eine solche Lichtstimmung mit den malerischen Mitteln der Farbe reine Beleuchtung, interessanter Effekt geblieben; hier in den distinguierten Mitteln des Schwarzweiß tritt die anmutige Stimmung rein heraus. Die Bewegung des Körpers ist hier in die Bewegung des Lichtes übergegangen. Oppler kehrt gern zu diesen gedämpften Empfindungen zurück, auch da, wo er den letzten Moment des Tanzes schildert. Immer hat das Milieu des Tanzes, hier unmittelbarer Niederschlag einer freien Bewegung, und sein rhythmischer Fortgang das Auge gereizt. Oppler hat ganze Serien vom russischen Ballett geschaffen und in ihnen gerade die Mannigfaltigkeit seiner graphischen Auffassung niedergelegt.

In rasendem Tempo fliegt die Kurve im »Schmetterling« (Abbild. S. 623) dem Paare nach. Die Linien fliehen förmlich, und die beiden schwarzen Flecken von Haar und Mütze eilen hinterdrein. Abgerissene Linien und lose Flecke entsprechen aber dem Vorzeichen der Melodie dieses Karnevals von Schumann. In schönster rhythmischer Bindung führt die Linie die heranwehende Gestalt der »Karsavina« (s. Einschaltbild) zusammen. Ohne jede Belastung von Oberflächenwerten will die Linie hier nur die wundervolle offene Breite der Erscheinung fassen, die in den Volants wie zu einem Krescendo anschwillt. Das Blatt ist ein schönes Gegenstück zu den Blättern des Tänzerpaares Vigano, die Gottfried Schadow lithographiert hat.

Doch sind es nicht nur die reinen Bewegungsmomente, die die Nadel Opplers aus dem reichen Milieu des Tanzes herauspräpariert. Der Maler gibt mit seinem Blick für



Lillebil Christensen

farbige Reize dem Radierer immer wieder neue Aufgaben. Wenn die »Karsavina bei der Toilette« (Abbild. S. 624), ganz in Licht und Weiß gebadet, locker und leicht wie das Gefieder des Schwans im flüchtigsten Moment der leicht tippenden Bewegung des Schminkens gegeben werden soll, so hat die Nadel ihre höchste Ökonomie aufzubieten, um diesen Hauch nicht zu zerstören. Ein paar schwarze Flecken eilen in Kopf und Hand der Bewegung nach, während unten alles vom Licht verzaubert ist. Wo diese Milieuwerte der Tanzfigur mit dem starken



Lesende Dame am Fenster

Effekt der Bühne zusammentreten, muß auch der Graphiker reichere Flächenwerte aufbringen und in größeren Gegensätzen den Reiz der Erscheinung zu geben versuchen. In dem schönen Blatt der »Pawlowa als sterbender Schwan« (Abbild. S. 622) wird unter Aufbietung aller technischen Radiermittel das Bild bezwungen. Und hier ist es besonders interessant, die sich langsam formende Vorstellung bei der Arbeit zu verfolgen. Über viele Zustände herüber verfolgen wir nicht nur, wie schon früher bei der »Gudule« angedeutet, einen rein technischen Prozeß, sondern das Werden und Reifen einer Vorstellung, die graphisch ihre höchste Prägnanz anstrebt. Der erste Zustand gibt den



Yvonne George in »La Parisienne«

Moment, wo der Künstler die Form der Bewegung gefunden und festgelegt zu haben glaubte. Doch muß diese Form der Bewegung nicht seiner Endvorstellung entsprochen haben. Oppler mag gefühlt haben, daß die Bewegung noch zu aktiv ist, will sagen, daß der im Kreiswirbel noch fliegende Ballettrock sich nicht deckt mit dem weichen Zurücksinken des sterbenden Schwans in das aufnehmende Dunkel der Kulisse. Im letzten Zustand ist der Rock zu einem ruhigen, nur weich schillernden Rund geworden, hat den Krampf der Bewegung aufgegeben. Es sollte eben alles weicher, träumerisch seliger in das Dunkel hineingleiten. Und so empfand der Künstler auch, daß die ganze Figur noch zu materielle Werte und



Yvonne George in »La Parisienne«

Proportionen habe. Die kurzen Arme des ersten Zustandes sind proportional richtiger vielleicht als die bedeutend verlängerten des letzten Zustandes. Aber nicht Richtigkeit, sondern Ausdrucksfähigkeit ist Kunst, und der Künstler brauchte diese längeren Arme, die nun erst mitschweben, sich in den Rhythmus der ganzen Figur einbinden. Auch sie sehnen sich in das weiche Dunkel hinein, vor dem die ganze Gestalt wie ein langsam ermattender Lichtschimmer schwebt. Das Gefühl mußte hier zu der reinen Bewegung das malerische Helldunkel Rembrandts hinzunehmen, um der Poesie der Erscheinung gerecht zu werden.



Hinter den Kulissen (»Karneval«)

Es bleibt stets das lebendigste Kennzeichen für die Fähigkeiten des Graphikers, inwieweit er fähig ist, seinem kargen Material immer neue Wirkungen abzuringen und durch Linien das weiße Papier zu neuem Licht und neuer Form werden zu lassen.

Von einer ganz andern Seite tritt uns Oppler in dem interessanten Blatt »Hinter den Kulissen (Abbild. S. 626) entgegen. Es ist ein scharfes, hartes Licht, und ein breiter offener markiger Strich bringt eine besondere Kraft in das Blatt. Und zu dieser sachlichen Lichtstimmung harmoniert die sehr einfache Stellung der Figuren, die ein ganz unpoetisches Dasein an diesem Ort ausdrücken. Oft muß man vom Publikum hören, daß es sich bei der Graphik doch nur um eine ganz andre Technik handle und das Interesse sich dafür nicht gerade sonderlich zu erregen brauche.

Nichts ist irrtümlicher. Gerade diese Ausführungen wollen gezeigt haben, daß manche Eindrücke nur so und nie so intensiv übermittelt werden können wie in der Graphik, wofür das starke praphische Empfinden Ernst Opplers ein gutes Beispiel ist.

Einsame Wege

Wege gibt's, die du allein mußt wandern,
Wo du mit müdem Fuß einen Stein um den andern
Mühsam umschreiten mußt.
Und dann gibt's Wege, die du zu zweit mußt gehen,
Wo am Feldrain blühende Rosen stehen,
Und dein Herz wild jubelt in junger Luft.

*

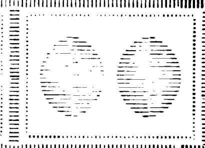
Kindertränen bergen das tiefste Leid in der Welt,
Heilig sei der Boden, wo eine Kinderträne fällt,
Und gesegnet sei der, der mit lindem Wort
Wischt einem weinenden Kinde die Tränen fort.

Käte Bremer



Der Drei-Taler-Ball

Von Hedwig Forstreuter



Der Reisewagen klapperte über das Pflaster, ein Tuch wehte aus seinem Fenster auf, und das Glas des Auslugs an der Rückenwand glänzte im Sonnenlicht. Von der Steinstaffel des alten Naumburger Barockhauses hob ein Mädchen gehorsam grüßend die Hand; ihr schien das blinkende Glas wie ein forschendes Auge, das bis zuletzt auf ihr ruhte.

Nur zögernd traten die Eltern diese Reise an und fanden immer neue Ermahnungen für die Tochter. Sie merkten nicht, wie die Schweigsame vor Ungeduld brannte, einmal allein zu bleiben in dem elterlichen Besitztum, zum erstenmal, seit sie als erwachsenes Mädchen galt. Sie liebte das Haus über alles. Mit seinem hochgewölbten Giebel überragte es die Nachbarbauten am Reußenplatz, feine Schmuckleisten liefen an der Stirnseite dahin, die Türfüllung zeigte tiefgeschnitztes Rankenwerk. Geschweifte Gitter schützten die unteren Fenster, die Stufen der Steintreppe luden breit und behaglich aus.

Innen im Hause gab es viel Raum mit Gängen und Winkeln, unregelmäßig abgeteilten Gemächern, überraschend vorspringenden Treppen und einem schönen hallenden Saal. Dorothee unternahm gern allerlei Streifzüge durch das Haus, aber die strenge Tageseinteilung der Mutter ließ solche Freude nur selten zu. Darum jubelte das Mädchen heimlich, als Freunde die Eltern zu einem ländlichen Besuch aufforderten. Sie half selbst, den ledernen Koffer am Reisewagen anzuschnallen, und zeigte sich beim umständlichen Abschied nichts weniger als gerührt. Die Mutter sprach hastig und angstvoll: »Vergeßt nicht, immer die Tür verschlossen zu halten, und geht nach dem Abendläuten nicht mehr aus dem Hause.«

Mahnend sah die Frau von der Tochter zur Dienerin; sie seufzte. Blieb es nicht doch am Ende Leichtsinn, diese beiden jugendlichen Wesen für Tage sich selbst zu überlassen? Was konnte ihnen nicht alles zustoßen! Freilich, Diebe und andres Gesindel gab es in der kleinen Stadt wohl kaum, aber die Thüringer sind ein leichtherziges Volk, immer auf Vergnügen und Lustbarkeit bedacht; da flogen abends einmal Schwärmer und Raketen in die Luft, oder in der Küche wurde die Herdglut nicht erstickt. Gar bald kam da ein Feuer aus, dann hatte jeder mit sich zu tun, und niemand half den geängsteten Mädchen.

Flüsternd zog sie den Gatten in eine Fensternische und gab ihm zu bedenken, ob es nicht besser sei, die alte Patin Dorothees für diese drei Tage ins Haus zu bitten. Der Gemahl lachte, daß die Spitzen seiner Hembbrust zitterten. »Als Schutz, liebe Frau?« Fröhlich kniff er die dunklen Augen ein. »Sie ist halbtaub und geht trotz ihrer Brille unsicher tastend durch fremde Zimmer. Doris hat helle Augen und einen guten Verstand, um sie sorge ich mich nicht. Um dir aber zu willfahren, will ich gern zum Bürgermeister senden, er soll den Wächter besonders beauftragen, acht auf unser Haus zu geben. Und der Sohn des Freundes tut dann schon ein übriges.«

Die Gatten lächelten: die Liebe des Bürgermeistersohnes zu ihrem Kinde war ihnen nicht verborgen geblieben. Abend für Abend kam der junge blonde Mensch über den Reußenplatz geschlendert, sprach mit den Alten vor den Türen, trieb mit den Kindern Kurzweil. Zuweilen brachte er wohl auch seine Laute mit und klimperte ein paar Tonfolgen, die lockend durch die Abendstille klangen. Wenn das geschah, blickte Dorothee bittend ihre Mutter an und durfte dann dem Musikanten zunicken, der mit ein paar Freudensprüngen die Treppe nahm. Im kleinen Hofgarten gab es so zuzeiten ein Abendkonzert. Die Fliedersträucher standen dunkel und lauschend um den Springbrunnen, vom Rasen leuchtete das Weiß vergessener Wäschestücke, und das Turmpaar der Wenzelkirche stieg hoch in den verblassenden Himmel.

Beruhigt erinnerte sich die Frau dieser Abende. Jürgen Hersing würde über das Haus der Freunde wachen! Mit der schönen Sicherheit, die einen Teil ihres Wesens bildete, sah die Mutter auf das braune Mädchen, gab ihr einen flüchtigen Kuß — man muß Kindern nicht zu viel Zärtlichkeit erweisen —, raffte das Seidenkleid zusammen und ließ sich in den Wagen helfen.

Dorothee atmete schnell und tief, als das

letzte Wehen des Spitzentuches um die Hausecke verschwand. Dann wandte sie sich mit einer schelmischen Bewegung der Dienerin zu. Sie blickten sich aus lachenden Augen an, ihr Einverständnis brauchte keine Worte. Wie sie sich gegenüberstanden, beide nicht über Mittelgröße, zierlich, Dorothee dunkel mit schmalen goldigen Augen, die seltsam aufleuchtende Blicke haben konnten, die Dienerin mit hellen Haarflechten und aller Farbenzartheit der Blondinen, sahen sie in ihren weiten hellen Morgenkleidern so kinderjung und anmutig aus, daß der Frau Gerichtsrat bei diesem Bilde wieder mütterliche Sorgen aufgestiegen wären.

Doris wandte sich zuerst und gab der Gefährtin einen Wink, die Haustür zu schließen. Dann ging sie mit kleinen, unentschlossenen Schritten den langen Flur hinab, blieb am Treppenfuße stehen und sprach halblaut in die Luft: »Nun sind wir allein!«

Christel beeilte sich, zu nicken: »Drei ganze Tage lang!«

Scheinbar achtlos klangen auch diese Worte, aber Dorothee wußte wohl, warum sie wie heimliche Lockung in ihre Seele fielen. Schon seit Wochen ging zwischen ihnen die Vorfreude auf diese Tage hin und her; gleich etwas Köstlichem standen sie in der Ferne und schienen beim Näherrücken immer strahlender und glanzvoller zu werden. Denn beide Mädchen, die schon eine Kinderfreundschaft verband, ehe die Blonde als Dienerin ins Haus kam, kannten kaum etwas Lieberes, als in der Erwartung schöner und wunderbarer Dinge zu leben. Nun aber das Langersehnte so nahe stand, schien es seltsam nüchtern und kühl. Ihre Schritte hallten laut in dem leeren Hause, eine fremde Öde ging mit ihnen, die behagliche Stimme des Gerichtsrats fehlte und das Röckerauschen der Frau Mutter.

Aber das währte nur für kurze Augenblicke. Dann brannte der Funke Abenteuerlust um so heller in den Seelen auf. Drei Tage allein! Die Worte schienen im dämmrigen Flur nachzuklingen.

Die Mädchen lachten sich plötzlich an und jagten in schnellen Sprüngen die Treppe hinauf. Im Oberstock fiel die Sonne voll durch breite Fenster, die blankgebohnten Dielen glänzten, schön eingelegte alte Truhen standen umher, ein Ledersofa dehnte sich behaglich an der Wand. Dorothee lief mit einem Jauchzen darauf zu und warf sich in die harten Kissen. Ihr Kleid flog, die Füße in den schmalen Kreuzbänderschuhen wirbelten einen übermütigen Takt. Christine tat es ihr nach, dann lehnten sie erschöpft nebeneinander. Eine Biene summte durch das offene Oberfenster herein, stand einen Augenblick über den Blumentöpfen am Sims und begann endlich zornvoll gegen die Scheiben zu stoßen. Dorothee sah auf das erregte Tier, zog die Brauen empor, setzte sich gerade und lief dann auf eine der weißgestrichenen Türen zu, deren blanke Messingdrücker durch den Vorraum glänzten. Der Flügel blieb hinter ihr offen, eine Zugluft entstand, Mullgardinen blähten sich in weißem Gewölk, die Perlenfransen eines Klingelzuges gerieten in tanzende Bewegung. Dann kam das Mädchen zurück, eine Dose hoch in der Hand, Freudenleuchten auf dem Gesicht.

Drei Schritte von der Freundin blieb sie stehen. »Ich weiß nun, was wir beginnen. Kannst du raten?« Und sie faßte ihr Kleid zierlich an beiden Seiten, sank in einer Verbeugung zusammen und begann sich in Tanzschritten zu drehen. Bei diesem Tun hielt sie die Büchse wie einen Blumenstrauß triumphierend über sich.

Christines runde Kinderaugen fragten ratlos. Dann lächelte sie und fragte halb zögernd, halb beglückt: »Tanzen, Fräulein Dorothee? Wir beide für uns?«

Übermütig glitt die Gefährtin näher. »O nein, ich will auch für Partner sorgen. Was denkst du wohl? Ein richtiger Ball soll es werden. Ja, sperr' deine Augen nur auf. Siehst du die Sparbüchse hier? Das Geld ist mein, und ich denke, es wird reichen. Paß auf, Christel.« Sie hockte sich neben die Blonde und öffnete mit einem winzigen Schlüssel feierlich das Gehäuse, das auf dem getriebenen Deckel Rosengerank trug. Drei Silberstücke fielen heraus. Dorothee wog sie in der Hand. »Einen Taler gab mir die Frau Stiftsvorsteherin, als ich zum letztenmal ihr Lieblingslied vorsang — das Geld soll für die Musik sein. Den zweiten Taler schenkte die Patin für die Scherenschnitte um einen neuen Lampenschirm — davon bezahlen wir die Kerzen. Das dritte Silberstück rollte Vater über den Tisch, als ich ihm seine Lieblingsgerichte am Geburtstage auftrug — nun soll es sich für unsre Gäste in Rosenwasser, Mandelmilch und kleine Kuchen



Arthur Lewin-Funcke: Bildnis (Op. 60)

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919

verwandeln. — Laß uns jetzt überlegen, wen wir haben wollen. Wenn du die Musikanten bestellst, kannst du die Einladungen überbringen. Zu heute abend, denn solche Dinge muß man gleich ausführen, sonst vergeht die Lust an ihnen. Natürlich laden wir alle Gespielinnen und ihre Brüder. Auch die Patin, damit wir das Ansehen wahren. Aber beim Bürgermeister frage nicht nach, Christel, du weißt, Jürgen tanzt nicht gern, er steht dann herum und zieht melancholische Mienen; das mag ich nicht, wenn ich fröhlich bin.«

Ihre Wangen flammten, als sie so sprach, und wie die Gefährtin ein Wort für den Ausgeschlossenen einlegen wollte, zuckte der braune Kopf so heftig empor, daß die Bittende erschrocken schwieg.

Zwei Stunden später stand sie in heftiger Verlegenheit vor Herrn Jürgen, der die Herrin zu sprechen begehrte. Als sie der Weisung gemäß hervorstotterte, Besuch könne heute nicht angenommen werden, sah er sie mit großen Blicken an. Dann lachte er. »Ich bin auch kein Besuch. Und ihr braucht mich nicht so an der Tür abzufertigen, du und deine Jungfer Doris. Also sag' ihr nur, Christel, wenn sie so viel zu tun hat, könnte sie dann wohl auch morgen nicht zur Fahrt ins Saaletal mitkommen? Meine Mutter ließe sie dazu einladen.«

Mit lauter Stimme sprach er das, spottend und lächelnd, aber man hörte ihm an, daß er sich zu dieser Überlegenheit zwang.

Dorothee stäubte im Nebenzimmer Mehl auf ein Kuchenblech; ihre Hände zitterten, doch sie hielt nicht einen Augenblick inne, als die Schritte auf dem Flur zögerten und endlich verklangen.

»Dieser Tag gehört uns, morgen wollen wir wieder sein wie die andern; laß ihn gehen, Christine.«

Schon vieles erlebte das alte Haus, Klugheit und Würde wohnten in seinen Wänden, scharfsinnige Gerichtsherren, Geistliche und Künstler führten ihre Frauen über die Schwelle, frohes Leben zog mit ihnen ein. Aber tollte schon einmal solch herzklopfender Übermut durch die Räume, kicherte solche Vorfreude und Lust?

Im Saale stand Doris auf der Leiter und steckte frische Kerzen in die vergoldeten Leuchter. Über den Türen nickte Gezweig, und ein eiliger Besen fuhr noch einmal schnell über das Parkett, um Blätter und abgeknickte Äste fortzufegen. Alle Fensterflügel standen weit offen, von der Straße hallte das Lärmen und Singen der Kinder herauf. Leise klirrten die Glasbehänge der Leuchter. Doris schlug das Herz. Sie sah zu den Bildern ihres Geschlechts hinüber. Unter den hochgewellten Toupets schienen die Augen seltsam forschend und hart. Die hochgezogenen Brauen der Großmutter Rochlitz verkündeten Mißbilligung. Trotzig hielt die Jüngste des Hauses diesen Vorwürfen stand. Was tat sie denn Besonderes? Nur fröhlich wollte sie sein!

Sie schob die Leiter unter den nächsten Kronleuchter. Hier kam sie in eine Blicklinie mit dem anmutigen Bilde einer Großtante, die jung gestorben war. Sie hieß Valeska nach einer polnischen Mutter, die vom sächsischen Hofe nach Thüringen heiratete. Die Augen der mädchenhaften Erscheinung sprühten Daseinslust, die braunen Scheitel lagen eng um den feinen Kopf. Sie war nicht schön, aber mit dem leicht geöffneten Munde und dem Grübchen in der linken Wange eine einzige Lockung. Jemand verglich Doris einmal mit dem heiteren Bilde, heute fühlte sie, daß dieses Urteil recht gehabt hatte, in ihr brannte etwas vom Lebensdurste jener Toten.

Kamen da schon die Musikanten? Es scharrte und räusperte auf dem Vorsaale, Christines Stimme klang, und jetzt stand die Gestalt der Patin in der Tür. Sie schüttelte den Kopf und hob verweisend die Hände in schwarzen Halbhandschuhen. Aber dann roch sie den Duft der Zweige und lächelte, ließ sich in Dorothees Zimmer führen, um dort das weiße Mullkleid am Haken zu befühlen, ob es auch recht gebügelt sei. Sie nahm die Kette mit dem Anhänger in ihre alten gebogenen Finger, ehe sie den Schmuck um den Mädchenhals legte. Unter der Saaltür traf die Haustochter mit Christel und den Musikanten zusammen. Der junge Flötist versteckte sich hinter seinen Gefährten, um ungestört die Schönheit vor sich anzuschauen.

Dorothees Haar hing in Locken an den Wangen herab, die vom Eifer des Tages in tiefer Röte glühten. Im hochgeschlungenen Gürtel blühte eine dunkle Rose. Die Gefährtin trug als Zeichen ihrer Dienstbarkeit eine Spitzenschürze über dem Frisurenkleid, und als die Hausglocke die ersten Gäste meldete, lief sie so freudig zum Öffnen, als sei sie selbst die Gastgeberin …



Und nun brennen die Kerzen in den Leuchtern, goldiger Schein fließt um die lichten Gestalten, die sich im Tanze neigen und drehen. Die Patin sitzt in einem Sessel unter dem Bilde der Valeska, und jedesmal, wenn Dorothee der alten Frau im Vorübertanzen zunickt, gilt ihr Gruß auch dem lebenstrahlenden Bilde.

In den Pausen stehen die Paare hochatmend um den weißgedeckten Tisch, an dem Christel Erfrischungen reicht. Dann tanzt sie wie die andern, denn die Freundin schickt ihr unmerklich die jungen Leute zu.

Es gibt ein Menuett. Doris tanzt der Tür gegenüber, aber sie achtet nicht darauf, hingegeben an Musik und Rhythmus gleitet sie über den spiegelnden Boden. Bei der Verbeugung fallen ihr die Locken über die Schultern. Immer rosiger glänzt ihr Gesicht, wenn sie wieder emportaucht. Aber als der Tänzer eine Bemerkung flüstert, sieht sie ihn abweisend an, und die Brauen schieben sich in leisem Widerstande zusammen. Verwunderung steht in ihren Augen: tönt nicht durch das lockende Zerlinenlied Don Juans ein Lautenton? Verlorene Akkorde, ganz so, wie Jürgen sie abends vor dem Hause spielt. Sie erblaßt und fühlt das Herz jagen, doch sie tanzt weiter.

In der nächsten Figur stockt ihr Fuß, Verwirrung entsteht. Für das lustige Gezänk der Partner weiß sie keine Antwort, denn sie muß ja lauschen, gar zu klagend und weh schrillen die Lautensaiten von der Straße herauf. Sie weiß nun ganz gewiß, wer dort unten ruft. Christels mitleidiges Gesicht wendet sich ihr in stummer Frage zu, aber sie schüttelt den Kopf, und die verdorbene Tanzfigur wird noch einmal versucht. Dorothee läßt sich bei den Händen fassen, drehen und fortreißen, als tanze sie dieses Menuett zum erstenmal. Dann fährt sie in tiefem Schreck zusammen. Klirrte nicht die Laute im Vorzimmer, dicht vor der Tür? Und jetzt — sie läßt den Fächer sinken und preßt die Hände in die Kleiderfalten —, jetzt steht jemand im Türrahmen, ruhig, mit erhobenem Haupt und begegnet ihrem Blicke. Einer, der keine Einladung erhielt und der dennoch kam.

Er grüßt obenhin. »Darf ich mittun?« fragt er und geht an den Tanzenden vorüber auf die Musikanten zu, blickt neben dem kleinen Flötisten ins Notenbuch. Der Geiger sieht über den Bogen hinweg erstaunt auf die vornehme Kollegenschaft, der Hoboist tut zwei falsche Griffe, doch dann geht alles in fröhlichem Gleichmaß weiter. Die Kerzen werfen zitternden Schein auf die Goldtapete und das Rahmenwerk der Bilder; die getollte Florhaube der Patin, die neugierig emporschnellte, sinkt wieder zu kurzem Altersschlummer auf die Brust. Die Paare tanzen.

Seltsam mischt sich das Lautenspiel in die heitere Melodie, umrahmt sie mit Schwermut, mit sanfter Klage, um dann zu zürnen und jäh heftig abzubrechen. Als die Tänzer sich zum letztenmal verneigen, lehnt Jürgen abgewandt am Fenster und steht keiner der vielen Fragen Rede, die ihn umschwirren. Erst als sich eine weiße Gestalt langsam aus der bunten Gruppe löst und an seine Seite tritt, senkt er grüßend den Kopf. »Verzeiht, Jungfer Dorothee, daß ich das Menuett störte, aber ich glaubte, da man mich nicht als Tänzer mag, sei ich vielleicht als Musikant willkommen.«

Ein drohender Funke steht in seinen Augen, als er so spricht, und Doris fühlt, wie ihr die Knie zittern. So behende ihr sonst die Worte von den Lippen gehen, hier fällt die Erwiderung schwer. Doch mit einem letzten Versuch zum Widerstande hebt sie den Kopf. »Zum mindesten eine ganz neue Art, sich Eintritt zu verschaffen —«

Sie schrickt zusammen. Können blaue Augen so dunkle Blicke versenden?

»Der Eintritt wurde mir sonst, wie es schien, nicht ungern gewährt. Und ich sah es als einen Teil meines zukünftigen Rechts an, ungerufen zu erscheinen. Denn es konnte sich wohl nur um eine Vergeßlichkeit handeln, als ich keinen Bescheid bekam.«

Vergeßlichkeit? Und Teil eines zukünftigen Rechts? Spöttisch sieht Doris ihn an und weiß nicht, daß dieser Ausdruck sich unter seinem Blicke in Weichheit verwandelt.

Da rufen die Freundinnen nach ihr, und sie geht eilig fort.

Beim nächsten Tanz tönt die Laute nicht mehr. Der Bürgermeistersohn lehnt an einem Sessel und sieht mit heißen Augen dem Treiben zu. Wie Christel einmal scheu an ihm vorübergeht, nimmt er mit hastigem Griff ein Glas von ihrem Teller und trinkt die Mandelmilch, die Doris bereitete, mit so durstigen Lippen, als könne er mit diesen Zügen ihr Wesen in sich saugen. Durch sein Tun



irgendwie ermutigt, fragt die Blonde, ob er nicht auch tanzen wolle. »Leichtsinniges Volk!« entgegnet er dunkel und läßt sie stehen.

Die Kerzen brennen niedrig, hier und da erlischt eine und füllt den Saal mit ziehendem Dunst. Welk hängen die Kränze über den Türen, die Tanzschritte gleiten müder dahin. Feine Schatten malen die Augen der Mädchen tiefer, sie nesteln an ihren Haaren und sprechen vom Heimwege. Christel läuft nach Tüchern und Schleiern und steht endlich winkend neben der Herrin auf der Steintreppe, als der Schwarm mit den Musikanten über den mondbeschienenen Platz davonwandert.

Lachend beraten die Freundinnen, ob es sich eigentlich noch lohne, schlafen zu gehen, da es ja ohnehin bald Morgen sei. Ein Gähnen, das sie im gleichen Augenblick überfällt, bringt den Streit zum Schweigen. Im leeren Hause gehen sie wie auf Verabredung flüsternd und auf Zehen die Treppe hinauf. Sie bereden noch, daß zwischen ihren Zimmern die Tür aufbleiben solle, denn es scheint ihnen nun plötzlich sehr unheimlich in den schweigenden Räumen. Aber beide sind so müde, daß sie nicht mehr recht auf solche Dinge achten, sie hefteln einander die Kleider auf, plätschern noch ein wenig am Waschtisch, rufen mit letzter Lustigkeit »Gute Nacht!« und schlafen ein.

Dorothee nimmt noch halb im Traume wahr, wie Schatten in das Zimmer fällt, als decke eine Wolke den Mond zu; sie hört die Bäume aufrauschen und eine Tür schlagen, dann weiß sie nichts mehr.

Im Saale aber sitzt einer unter dem Bilde der jungen Valeska und hat den Kopf weit an die Lehne zurückgelegt. Seine Augen ruhen auf der hellen Tür, die noch eben im Mondschein wie eine Pforte der Verheißung glänzte. Er weiß, hinter ihr schläft Doris — fremd und lieblich zugleich, daß er vor ihrem Zimmer wacht! Das mußte sich so fügen, als geheimnisvoller Abschluß dieses Tages. Wie ihn Sehnsucht herführte, ließ ihn Sehnsucht nicht nach Hause finden. Seinem wachen Willen entgegen hielt sie ihn hier fest ...

Im Hofgarten saß er mit zwei andern Tanzunkundigen zusammen und spottete über die Mädchen, die einen Mann nur schätzen, wenn er springen kann wie ein Seiltänzer und schöne Worte zu drechseln weiß. Dann wurden die Kameraden müde und ließen ihn unter den Fliederbüschen allein. Im Halbschlummer besuchten ihn Erinnerungen an manchen Abend, den er hier mit seiner Laute neben Dorothee und den Eltern verbrachte. — Die Klänge der Walzer und Gavotten tönten vom Saale her aufreizend in diese Träume. Als er emporfuhr, weil die Musik eine so lange Pause einschaltete, fand er sich im stillen Hause eingeschlossen.

Sein erstes Gefühl war Ärger, dann überströmten ihn Schauer des Glücks. Aus dem Schweigen schienen feine Stimmen zu flüstern, er wußte nicht was, und lauschte doch von ganzer Seele. Mit fliegendem Atem schlich er endlich die Treppe zum Saal empor, eine Tür stand offen, das Mondlicht lag auf den Fenstersimsen, die welkenden Kränze bewegten sich leicht im Luftzuge. Als er bis zu den Stühlen der Musiker vorschlich, hörte er im Nebenzimmer die Mädchen lachen. Im Nu stand er wie eine Bildsäule. Nur jetzt sich nicht verraten, keinen Laut von sich geben! Todesschrecken mußte sonst über die Einsamen kommen.

Einmal schien es ihm, als nahten Schritte der Tür, er floh in den Schatten eines Pfeilerschrankes und hörte mit versagendem Pulse Gewänder rauschen, Gläser niedersetzen, endlich ein helles »Gute Nacht!«, das er von Herzen nachflüsterte.

Dann Stille. Er schleicht sich zum Sessel der Patin und dehnt lächelnd seine überlangen Glieder. Nun behütet er Dorothees Schlaf. Kann es etwas Lieberes geben? Etwas, das besser zu dem sonderbaren Ballabend paßt und zu diesem Saal, durch dessen offenen Bogen noch immer Tänzer hereinzuschweben scheinen?

Er schließt die Lider und fährt in der nächsten Sekunde empor: ein Donnerschlag erschüttert das Haus, und der Raum versinkt vor ihm in einem Meer von blauem Licht. Gespannt beugt er sich vor. Werden die Schläferinnen nicht aufwachen, die Räume durchwandern, um die Fenster zu schließen, und dabei ihn finden? Wildere Donner überheben ihn des Lauschens. Er steht wieder hinter dem Schrank, weil seine Einbildungskraft jeden Augenblick weiße Gestalten auf der Schwelle zu sehen meint. Aber niemand kommt. Und als das Toben nachläßt, nur Regen noch die Dächer wäscht, und die Traufen singen, stellt er verwundert fest,

daß sich die Mädchen eines beneidenswerten Schlafes erfreuen. Mit Zauberfäden zieht es ihn zu der weißen Tür. Nur einmal sie öffnen, nicht um die liebe Schläferin zu sehen, nur ihren Atem zu hören, wie er lind webend zieht.

Er fiebert, feine Perlen stehen ihm an den Schläfen, gewaltsam hält er sich zurück. Und kniet nun doch und preßt den Kopf an die Schwelle, fühlt das glatte Holz an seiner Stirn und erbebt vor dunklen, fremd aufschießenden Gefühlen. Einmal richtet er sich empor, bewegt das Schild über dem Schlüsselloch und lauscht, ob er den Lebenshauch der Schlummernden vernimmt. Aber er hört nichts als das wilde Pochen der eignen Brust. Erschöpft läßt er endlich ab, seine Arme sinken, der Körper dehnt sich — nun schläft auch er. Schläft so tief und traumlos, trotz des harten Lagers, wie nur Jugend schlafen kann. Erwacht auch nicht, als der neue Tag Gold und Feuer in die Fenster wirft, erstes Hin und Her von der Straße herauftönt und in den Mädchenzimmern Gespräch und Hantieren beginnt.

Hausfrauensorgen jagten Dorothee so früh empor. »Im Saale stehen wohl noch alle Fenster auf? Die Tapete wird verblassen —« Die feine Hand bewegt die Klinke. »Sie geht so schwer, hilf mir, Christel!«

Sie schieben beide, lachend, und stehen dann blaß, um im nächsten Augenblick zu erglühen aus Scham voreinander.

Vor ihnen liegt ein schlafender Mann, zuckt jetzt empor, schlägt staunende Augen auf und springt dann, wie von einem Zauberstabe berührt, auf die Füße. Doris will sich abwenden, da hält er sie fest, liest ihr und der Gefährtin die Gedanken von den Stirnen, erklärt und bittet so beredt, daß beide wieder frei aufeinander und milder auf ihn blicken.

Als er von dem Gewitter spricht, seiner Scheu vor Entdeckung, und ihnen das Versteck am Pfeilerschranke zeigt, brechen sie in befreiendes Lachen aus. Da hat er gesiegt.

»Früh genug ist's auch noch, um vom Hofgarten aus nach Hause zu gelangen. Klettern liegt mir näher als Tanzen. Und sind wir nun nicht quitt: hier gilt es, mir das Bleiben zu verzeihen, und ich trotzte um ein Übergehen. Aber ich glaube, ich möchte noch mehr ...«

Er leuchtet sie mit hellen Augen an, und Doris bebt bei dem Gedanken, daß er an ihrer Schwelle lag wie ein treues Tier ... Vor ihren schwimmenden Blicken öffnet sich das Geheimnis der Liebe mit allen Blütenblättern, sie sieht in eine Tiefe, golden, zauberfremd. In diesem Reiche gibt es keine Zufälligkeiten, nur Gesetze, die Sehnsucht zueinander zwingen. Ihre Kraft waltete über dem Hause in dieser Nacht. Darum mußte sie den Ball geben, mußte Jürgen zum Tanze kommen, obgleich sie ihn nicht bat. Darum füllte seine Musik sie mit pochender Unruhe, und deshalb endlich wachte er an ihrer Tür, in Unschuld und Zartheit. Es konnte nicht anders sein. Weil ihre Seele ihm angehört.

Hilflos sieht sie ihn an, doch als Christel sich fortstehlen will, läuft die Herrin ihr nach und wendet befangen tröstend den Kopf zurück: »Wir müssen das Haus in Ordnung bringen, Herr Jürgen, ehe der Wagen uns ins Saaletal abholt. Vielleicht findet sich dann Zeit?!« Sie verbeugt sich, als sei er ihr Partner im Tanze, und als sie sich wieder aufrichtet, trifft den Mann ein Blick, der ihm vor seligem Staunen das Blut in die Schläfen treibt. Wortlos dankend neigt er sich.

Dann steht sie am Fenster nach dem Hofgarten zu und verfolgt, wie er in das Geäst eines Nußbaums steigt und sich leicht über die Mauer schwingt. Wenn ihn jemand sieht auf der Gasse! Angstvoll flechten sich ihre Finger ineinander. Da klingt Christels leichter Schritt, sie spähte zum Bodenfenster hinaus und berichtet nun atemlos: »Nirgends stand ein Gesicht hinter den Scheiben, und niemand ließ sich unter den Türen sehen. Er kommt sicher unbesprochen heim.«

So tröstet sie und zeigt doch selbst ein ernstes Gesicht, bis ihr die Herrin an die Schulter fällt. »Und du, Christel, sagst keiner Seele was? Du glaubst nichts Schlechtes von uns? Ich war doch erschrocken wie du.«

Ein schwesterliches Lächeln geht über die weichen Züge. »Zuerst entsetzte ich mich, Gott verzeih mir's, es sah so seltsam aus. Aber das dauerte nur einen Augenblick.« Sie schweigt und streichelt Dorothees zuckenden Kopf, dann fährt sie mit hellerer Stimme fort: »Was nicht drei Taler alles herbeischaffen können: einen rechten Ball mit Musik, Kerzen und Kuchen und am Ende gar — einen Bräutigam!«

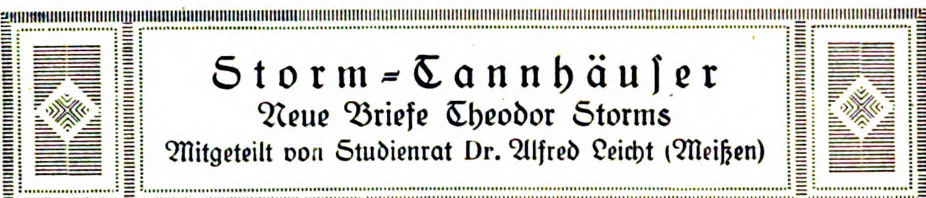
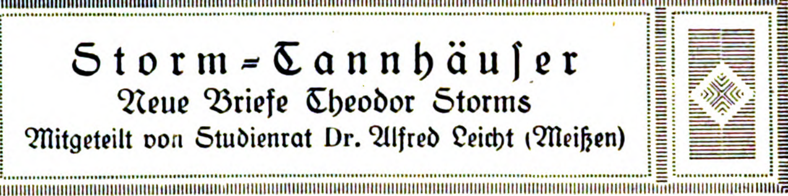
Da verschließt ihr Doris den Mund.





Otto Antoine: Am Potsdamer Platz in Berlin

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1919

Storm-Tannhäuser

Neue Briefe Theodor Storms

Mitgeteilt von Studienrat Dr. Alfred Leicht (Meißen)

Das Symbolum des Rytly ist ein Blatt, durch welches der Strom der Literatur rauschet.

So schließen des Rütli »Ordnungen«. Vom Tunnel über der Spree zweigte sich im Dezember 1852 ein Kreis von Freunden ab, die sich Sonnabends reihum in ihren Behausungen bei Kaffee und Zwieback zu freiem Gedankenaustausch vereinigten; nur die Politik war wohlweislich ausgeschlossen, und eben deshalb nannte man sich Rütli — lucus a non lucendo.

Es war ein Zehnmännerbund. Urrütlionen hießen die Gründer, Epigonen die »in Stelle verewigter Rytlyonen bei Stimmen-Einhelligkeit der Hinterbliebenen Kreierten.«

Etliche vierzig Jahre hielt die Freundschaft den Kreis zusammen. »Wir haben es«, so schrieb der Philosoph des Bundes, Moritz Lazarus, »auf süße Art positiv und auf recht harte auch negativ im Gemüt erfahren, daß der beste Kern des Lebens nur in der innigen Gemeinschaft mit verehrten und geliebten Menschen fröhlich gedeiht und erquickend belebt«.

Der Begründer des Rütli war Franz Kugler, der Kunsthistoriker; von den Urrütlionen seien nur Fontane, Paul Heyse, Lazarus, Adolf Menzel, Theodor Storm genannt (als Rütlionen hießen sie Lafontaine, Hölty, Leibniz, Rubens, Tannhäuser), um den Eingang der Satzungen zu rechtfertigen: Das Rytly ist seinem Wesen nach unbestimmbar, in seinem Wirken unbegrenzbar, an Wert unschätzbar.

Storm hat, wie auch Heyse, Berlin früh verlassen, bereits 1856, aber des Rütli hat er bis in seine letzten Jahre gedacht.

In Lazarus' »Lebenserinnerungen« ist ein köstlicher Brief abgedruckt, in dem Storm am 12. November 1884 dem Geheimrat Zöllner ein stimmungsvolles Bild seiner Häuslichkeit in Hademarschen gibt. Karl Zöllner (1821 bis 1897), der »Chevalier« des Rütli, Sekretär der Akademie der Künste, war ein innerlich formvoller, harmonischer Mensch und Storm innig befreundet, wie aus folgenden Briefen erhellt, die zugleich des Dichters Eigenart widerspiegeln.

Heiligenstadt, 27. November 1860.

Lieber Freund Zöllner,

Zunächst bezeige ich Ihnen natürlich meine Beilust über Ihren Musterknaben und zeige zugleich an, daß uns am 12. August cr. ein Mustermädchen in die Wirtschaft geregnet ist, das fünfte Kind.

Sodann möchte ich einen kleinen Wechsel auf Ihre Freundschaft ziehen. Die jüngste Schwester meiner Frau, Lolo Esmarch, Braut eines jungen Advokaten, eine Seele von einem Mädchen, befindet sich auf meine Veranlassung gegenwärtig in Berlin, um noch ein halb Jahr Gesangstunde bei Teschner zu nehmen und nebenbei ihren Gesichtskreis ein bißchen zu erweitern, ehe sie in die Ehe geht. Mein Schwiegervater, Justizrat Esmarch, hat sie kürzlich dahin gebracht ... Nun möchte ich unsre kleine Lolo gern ein bißchen unter Menschen bringen, zu freundlichen wo möglich. Denn Lolo ist ein Nestküchlein, und ich fürchte ein wenig in puncto Heimweh. Da Ihre altera ego nun auch eine Seele von einer Frau ist, so kann ich Ihnen das Mädchen herzlich rekommandieren.

Tun Sie mir die Liebe, warten Sie nicht etwa eine Visite des Frauenzimmerchens ab, sondern gehen Sie zu ihr, stellen Sie sich als einen Freund des alten Theodor vor — natürlich weiß sie von Ihnen — und nehmen sie, wenn es paßt, mit sich zu gemütlichem Thee, bringen sie wo möglich auch einmal mit unsern andern Freunden, Fontane, dem ollen Friedrich Eggers* etc. zusammen.

Mir ist's diesen Sommer schlecht ergangen; ich war in meinen Nerven so ruiniert, daß ich Nachurlaub nehmen mußte und gen Husum in die Heimatluft reiste, wohin ich

* Friedrich Eggers (1819—72), der »Anakreon« des Rütli, Kunsthistoriker und zuletzt Geheimrat im Kultusministerium, muß eine der liebenswürdigsten und anregendsten Persönlichkeiten der Berliner Geisteswelt gewesen sein.

auch meinen Hans, dem die Luft hier nicht zusagt, nun schon zum zweiten Male geschickt habe ... Ihr Freund Ernst, der Löwe, entwickelt sich prächtig; er ist jetzt (9 Jahr alt) Quintaner und errang sich neulich beim Abgang aus Sexta die Prämie für den besten deutschen Aufsatz. Die Bengels müssen nur so viel sitzen, es ist in der Tat ein Jammer, diese Lebensverschwendung in der Schule ...

Meine Frau empfiehlt Ihnen und der Ihrigen die Schwester, die sie sehr lieb hat. Sie selbst ist übrigens wohl und freut sich ihres fünften, wie sie sich ihres ersten freute.

Ich — schreib einmal wieder etwas. Wär gern einmal bei Euch in Berlin; doch der Knüppel liegt, wie gewöhnlich, beim Hund ...

Liebster Chevalier, dort zwischen den Fenstern hängt Ihre Photographie, und ich habe mir das alte gute Gesicht noch eben einmal so recht angesehn. Lebt wohl!

Th. Storm.

Husum, 7. Sept. 77.

Mein lieber alter Chevalier!

Also, salva venia, »Geheimerat«! Kinder, was kommt Ihr mir doch alle voraus! »Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten!« Daß ich nun Ihr »manu propria« mit nicht geringerer Freude wiedergesehen als Sie etwa das meinige, will ich zunächst konstatieren; denn — es ist schon mancher von uns damaligen auf Nimmerwiedersehen unter die Erde gekrochen. Wenn ich kann, komme ich nach Neujahr einmal zu Euch, um mit den Übriggebliebenen eine Erinnerungsstunde zu feiern ...

Von mir werden Sie wissen, daß ich, leider und doch, worin Frau Constanzens sieben Kinder alle einstimmig sind, zum Glücke, in zweiter Ehe lebe. Die geliebte Frau, die Sie kannten, ruht seit nun schon zwölf Jahren in der Familiengruft, unvergessen von allen, denen sie im Leben nahe stand, besonders auch von meiner alten Mutter, die noch frisch und rüstig ist; meinen Vater, der nach unserm Glauben die 100 hätte erreichen müssen, verlor ich vor drei Jahren, genau in der Stunde meiner Geburt, 14. September zwischen 11½ und 12½ Uhr nachts. Meine Mutter und das Kirchenbuch streiten sich, ob ich am 14. oder am 15. geboren sei; ich halte mit meiner Mutter den 14. fest; denn sie sagt, sie muß das besser wissen. Um mit Familiensachen zu Ende zu kommen, mit Frau Do (Dorothee) habe ich denn noch ein 8jährig Töchterlein, womit die lange Reihe beschlossen ist ...

Von unserem Berliner Kreise bin ich nur mit Heyse in näherer Beziehung geblieben, oder vielmehr gekommen; denn wir standen uns damals ferner; seit Jahren aber sind wir in stetem Briefwechsel, auch war ich einmal einen Tag mit ihm und seiner Familie am Chiemsee. Er empfing mich damals gerade mit der Todesnachricht unseres alten lieben Eggers. Jetzt hat der Arme selbst wieder einen harten Schlag erlitten* und wird wohl den Winter mit seiner Frau in Italien leben.

Mich anlangend — ich weiß nicht, ob Sie meinem poetischen Treiben etwas gefolgt sind — so scheint es mir, daß »die Lust am Fabulieren« jetzt in meinem 60. Jahre, das ich nächstens vollende, zu schwinden beginnt, so lebhaft sie in der Zeit vorher auch aufgetreten ist. Meine letzte Arbeit, die, wie ich fürchte, davon die Spuren trägt, heißt »Carsten Curator« und wird nächstens, ich denke Oktober, in Westermanns Monatsheften erscheinen.

So, mein alter lieber Freund! Nun empfehlen Sie mich unbekannterweise Ihrer Frau und etwanigen Kindern, und wenn mein alter herziger Junge, der Karl, nach Berlin kommt, so gönnen Sie ihm dann und wann einen Abend in Ihrem Familienkreise.

Herzlich Ihr alter Th. Storm.

Aus gleicher Zeit stammt ein Briefstück, das ebenfalls der Freundschaft mit Heyse gedenkt:

Mit Heyse bin ich seit Jahren in engster Verbindung. Der Ärmste, daß der Tod ihm das einzige Kind seiner jetzigen Frau genommen! Bei mir steht die Familienlage genau so, d. h. auch meine Frau hat neben den sieben Stiefkindern eine eigne Tochter, aller Liebling, aber auch ihr Lohn für alle treue Sorge an den andern.

Ich kann Heyses Unglück ganz ermessen. Doch — wie ihr Schwager sagt — eine Coulisse davor! »Begrabe nur dein Liebstes; dennoch gilt's, nun weiter leben!«

* Durch den Tod seines Sohnes Wilfried.



Sie sehen, ich werde alt, ich zitiere mich selber.

Hademarschen-Hanerau, 20. Juni 1882.
Liebster Chevalier!

Sie suchen mich noch im alten Husum, ich aber lebe seit reichlich 2 Jahren als glücklicher »A. D.« in dieser anmutigen Gegend Holsteins, wo ich mir in einem großen Garten ein geräumiges, menschenwürdiges Heimwesen aufgerichtet habe, mit weiter Umschau auf Felder, Wälder und in blaue Fernen, mit Frau und Töchtern; der Bruder nach mir wohnt mit Familie gleichfalls hier. Von den alten Rytly-Brüdern beging Heyse vorig Jahr hier meinen 64. Geburtstag mit uns; er war zu meiner Erquickung drei Tage bei uns. Mit ihm und Gottfried Keller, der wieder auch mit Heyse nah befreundet ist, geht seit Jahren ein dauernder Briefwechsel im Schwange, der, wie ich hoffe, allerseits nicht unersprießlich ist.

Aber — Sie wollen mein Bild, und ich habe augenblicklich keins; das letzte taugte auch nichts, so daß ich keins davon abziehen lassen mag, und augenblicklich bin ich durch Brunnenkur oder eigentlich durch die Veranlassung dazu, Magenkatarrh, so auf dem Hund, daß ich mich in dieser Verfassung nicht mag konterfeien lassen. Aber — ich werde Metastasio'n* schreiben und verspreche feierlich, das Bild in entsprechender Frist nachzuliefern. Der Brief soll prompt zum Geburtstag eintreffen, schicken Sie mir nur gleich die Adresse unseres ja jedenfalls jetzt »Geheimen Ober«.

Ihrem Freunde Karl geht es in Varel leidlich gut, nur daß er trotz mäßigsten Lebens seine Stimme so gut wie ganz verloren hat; in den Ferien will er seinen ältesten Bruder Hans besuchen, der in Frammersbach im Spessart Arzt ist.

Grüßen Sie die noch übrigen Freunde, besonders Fontane — Sie und ihn sähe ich zu gern noch einmal wieder — herzlich von mir ... Freilich liegt die frische Zeit des Aufschwungs hinter uns, und wir müssen das Fehlende mit einiger Altersweisheit zu decken suchen; daran gedenken Sie, wenn Sie in den Westermannschen Monatsheften Oktober d. J. »Hans Kirch und Heinz« [sic!] von Th. St. lesen. Fontanes »Ellernklipp« habe ich als treuer Rytly-Bruder vor Weihnachten verschenkt ...

Ihr alter Tannhäuser und Th. Storm.

* Provinzialschulrat Karl Bormann (1802—82), auch einer der Urrütlionen.

Noch unter dem Eindruck eines Besuches in Berlin schließt der in Lazarus' Lebenserinnerungen enthaltene Brief an Zöllner mit den Worten:

Sagen muß ich Ihnen, lieber Alter, nun noch, wie unsäglich mir Ihr Haus und Ihre Frau und Ihre Kinder gefallen haben; ja könnten wir zusammen leben und Fontanes noch dazu — —

Leben Sie wohl, lieber Freund; eben war meine Frau hier und trug mir die heftigsten Grüße an Sie alle auf.

Hademarschen bei Hanerau, 12./12. 85.
Lieber alter Chevalier!

Hoffentlich leben Sie noch wie Ihr getreulichst Unterzeichneter und freuen sich Ihrer trefflichen Frau und Ihrer beiden lieben Kinder, die ich herzlich von mir und den Meinen zu grüßen bitte. Nun hören Sie einmal!

Vorigen Weihnachten erhielt ich aus Berlin von einem, der sich nur »W. H.« unterzeichnete, ein hübsches Geschenk, die neue Chodowiecki-Mappe (nicht die Reise); es war ein Brief dabei mit allerlei Liebem und Herzlichem. Da stand ich nun. Wer war das, der sich mir so zutraulich näherte? Ich weiß es bis heute nicht und möchte doch mit einer Freundlichkeit erwidern.

Da ist mir dieser Tage eingefallen, es könnte das später eingetretene Rytly-Mitglied sein, der Maler, in dessen Hause wir den Rytly einmal ohne den Hausherrn abhielten; ich habe den Namen vergessen; aber mir ist, als sei er auf H. gewesen.* Bitte, sagen Sie mir bald, was Sie davon wissen, und noch einiges mehr aus Ihrer Familie. — Meine neue Novelle »Ein Fest auf Haderslevhuus«, deren Text erst völlig in der späteren Miniaturausgabe festgestellt ist, findet allerlei Widerspruch. Transeat cum ceteris!

* St. war auf falscher Fährte, denn der Maler war August v. Heyden (1827—97), der weiten Kreisen durch die Gemälde im Berliner Ratskeller bekannt geworden ist.

Ich leide an Verdauungsschwäche, ein übel Leiden; aber man muß sich ja wohl endlich darein finden, daß einem der Körper stückweis abhanden kommt.

Grüßen Sie die Rytli-Brüder und seien Sie mit den Ihren froh in den schönen Festtagen.

Ihr alter Th. Storm.

Am 23. d. M. holen wir unsern Karl abends vom Bahnhof, und der alte treue Junge ist uns und seinen Schwestern immer eine rechte Freude. Weihnacht und Sommerferien kommt er allzeit von seinem Varel zu uns.

Hademarschen bei Hanerau, 21./4. 87.

Mein lieber alter Freund!

In einem heute von Pietsch erhaltenen Briefe, worin er mir den Tod seines Altesten anzeigt, steht eine andre mich furchtbar erschütternde Nachricht. »Zöllner hat ja auch seine geliebte Tochter verloren.« Lieber Freund, da ist mir, als würde alles Leben unsicher: diese so rein, so bescheiden und doch so frisch und ganz ins Leben hineingehende Mädchengestalt, die ist Euch entrissen! Meine Frau verläßt mich eben weinend, da ich ihr das gelesen habe.

Wenn wir nach Berlin zurückdachten, so war Euer Haus, Ihr alle, Sie, Ihre liebe Frau und das Geschwisterkinderpaar — es war ein Punkt des Friedens, wo man ausruhen konnte. Auch das dahin. Ich möchte bei Ihnen, den noch übrigen, sitzen und mir von der Geschiedenen berichten lassen. Und da das nicht möglich ist, so bitte ich herzlich, schreiben Sie oder Ihre liebe Frau uns einmal, wie dies unheilbare Leid über Sie gekommen ist.

Soll ich ein Wort über mich selbst schreiben? — Vom 2. Oktober v. J. an war ich fünf Monate bettlägerig und kann mich noch immer nicht erholen; mein bald 70jähriger Körper hat doch wohl zu viel bekommen. Dazwischen fiel im November der Tod meines Hans; Sie haben ja die Anzeige erhalten. Das hat mir ein eignes tiefes Leid geschaffen, worüber ich mich auch gern einmal bei Ihnen ausreden möchte. Das geht nun nicht.

Meine Frau, wie ich, grüßt Sie und Frau und Sohn aufs innigste.

Ihr alter Theodor Storm.

An eine Frau

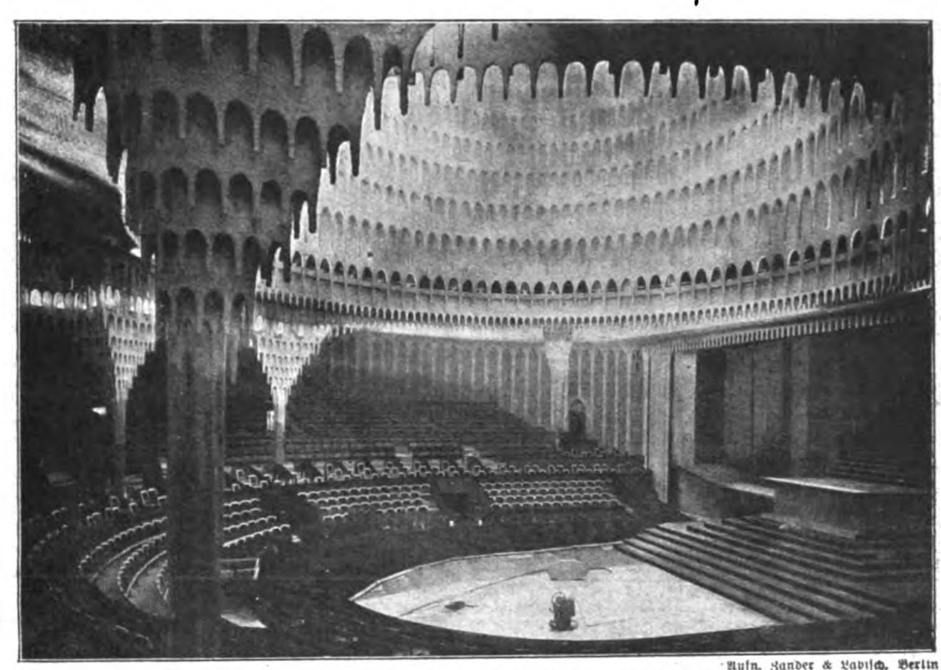
Laß mich dein unergründet Auge schauen,
In seine Tiefen meine Wünsche senken!
Hilf mir des Daseins schönste Formel denken
Und neue, unsichtbare Tempel bauen.

Ja, du bist eine von den hohen Frauen,
Die ihre Güte grenzenlos verschenken,
Die ohne Absicht uns zum Edlen lenken,
Und denen wir uns kindlich anvertrauen.

Die letzte Menschenlosung gilt's zu finden,
Wir schweifen weit und suchen neues Land —
Ein Reich, das unter andern Sternen steht!

Nur der wird einst das Alte überwinden,
Den fromme Sehnsucht führt an ihrer Hand,
Den eines Weibes Opfergeist umweht.

Karl Zuchardt



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Das Große Schauspielhaus in Berlin: Bühne und Zuschauerraum

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Die Orestie im Großen Schauspielhaus — Wilhelm Tell und Götz von Berlichingen — Gerhart Hauptmanns »Und Pippa tanzt« — Strindbergs »Advent« — »Gevatter Tod« von Karl von Felner — »Das Wunder« von Wolfgang Götz — »Die unberührte Frau« — »Faust« von Ferdinand Avenarius — Zur Dramen- und Theatergeschichte

Das »Ereignis« im Berliner Theaterleben des scheidenden Jahres war die Eröffnung des *Großen Schauspielhauses* mit der *Orestie des Aischylos.* Lange schon vorbereitet, immer wieder durch allgemeine Kriegsnöte und besondere Bauunfälle hinausgezögert, mit allen Mitteln einer geschäftskundigen Reklame angekündigt, wurde es schließlich doch nicht *die* Sensation, die sich gewisse Gesellschaftskreise von diesem aus dem Straußenei des Zirkus Schumann gekrochenen »Theater der Fünftausend« versprochen hatten. Die Stränge unsrer Nerven sind wohl durch die Erschütterungen der fünf Kriegsjahre zu grobdrähtig geworden, als daß uns selbst ein Riesenbau von diesen Maßen und Massen noch erregen könnte. Auch hat das »Ereignis« schon vor dem Kriege in den improvisierten Zirkusaufführungen seine Vorläufer gehabt, und was nicht ganz neu, ganz unerhört ist, läßt den echten Spree-Athener nun mal kalt. Doch wollen wir gerecht sein: hier war es am Ende doch der künstlerische Ernst der Darbietung, der die äußere Sensation dämpfte.

Schon der Bau selbst, ein Werk des durch die Breslauer Jahrhundertbauten an ähnlichen monumentalen Aufgaben geschulten *Hans Poelzig,* hat seine Würde. Draußen freilich, in den Vor- und Wandelhallen, wo noch vor kurzem die Pferde stampften und die Löwen brüllten, ist es fürchterlich. Man glaubt in eine »Feengrotte« oder einen »Vergnügungspalast« geladen zu sein, wenn man von dem in allen Farben des Regenbogens schillernden Lichtspiel der stilisierten Palmenbäume empfangen wird, zu denen ein koketter Elektrotechnikergeschmack die rohen Eisenstützen umgewandelt hat. Aber drinnen packt es einen doch. Dieses ungeheure Theaterrund zeigt sich überwölbt von einer Art Tropfsteinkuppel, aus deren ungleichen Zapfen das Licht auf die mächtige dreigeteilte und -gestufte Bühne herabträufelt, und ein Fingerdruck genügt, um diese flutende Helle in einen nächtlichen Sternenhimmel zu verwandeln, der es trotz seiner Künstlichkeit fertigbringt, den ganzen gewaltigen Raum und seine schwirrende Zuschauermenge zu einer schweigengebietenden Feierlichkeit zu zwingen. Das Entscheidende aber ist dies: wir haben hier nun wirklich einen neuen vielversprechenden und vielfordernden Theatertypus, der sich den Fesseln des Zirkus nach Möglichkeit entrafft und sich eigne Freiheiten geschaffen, aber auch eigne Pflichten und Gesetze auferlegt hat.

So originalitätssüchtig die Gestaltung des Gesamtraumes, zumal die Deckenbehandlung zunächst



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann als Tell
(Staatstheater in Berlin)

erscheinen mag, sie hat doch — und das ist das Wesentliche — Neutralität und Wandlungsfähigkeit genug, um ebensogut die Strenge einer antiken Tragödie wie den Prunk eines Renaissancedramas, ebensogut die spielende Heiterkeit einer Shakespearischen Komödie wie das schmetternde Pathos einer Schillerischen Historie zu umrahmen. Nur Größe, Weite, Wucht und seelische Fülle muß haben, was hier atmen soll. Der Spielraum selbst zeigt die aus der späteren Antike bekannte Dreiteilung: in der Mitte, an der Stelle der früheren Manege, die nach allen Seiten offene Orchestra, darüber die etwa ein Fünftel des Kreisbogens einnehmende, um ein paar Stufen erhöhte freistehende Vorbühne und als deren Fortsetzung nach oben ein sich mächtig darüber emporschwingender Säulenbau, der ins Haus, in den Palast oder den Tempel führt und es nicht verwehrt, daß sich auch über ihn empor noch wieder ein Treppenaufbau gipfeln läßt, wenn etwa eine überirdische Göttererscheinung (Deus ex machina) aus den Wolken her in die Handlung eingreift. Die Wirkungsmöglichkeiten einer solchen vorhanglosen, mehrfach gegliederten und gestuften, an Zu- und Abgängen reichen Dreieinigkeit des Bühnenraums sind gleich am ersten Abend bei der Aufführung der Orestie reichlich erprobt worden, zumal da diesmal — wieder in der meisterhaften Übersetzung von Karl Vollmoeller (Berlin, S. Fischer) — auch das dritte Stück der Trilogie, die »Eumeniden«, mit den elementaren Gestalten uralter Gottheiten und der erhabenen Erscheinung des delphischen Apollon in die Aufführung hereingezogen wird, wenn auch gekürzt und vereinfacht. Vielerlei Schönheiten ergeben sich dabei: plastische und zugleich bewegte Bilder der Gruppierung, der Begegnung, der Trennung, des Auf- und Absteigens. Aber auch die Gefahren und Tücken haben sich schon gezeigt. Es war von schönster und erhabenster Wirkung, wenn unter den Zuschauerreihen hindurch, gleichsam aus ihrer beteiligten Mitte, die Chöre der Opferträgerinnen und der kriegsgefangenen Frauen in die Orchestra einzogen; aber alle frommen und grausigen Schauer verflogen, als durch diese selbe Öffnung der Sitzbänke die Erinnyen hereinschlichen, um sich, allzu dicht vor den Augen der Zunächstsitzenden, fast in greifbarer Nähe, gleich einer zahmen Rüdenmeute auf den Boden niederzukauern. Überhaupt hat sich der vielberufene enge Zusammenschluß zwischen Bühnen- und Zuschauerraum, Schauspieler und Publikum genau noch so fragwürdig dargestellt wie bei allen bisherigen Versuchen dieser Art.

Die strengste und höchste Forderung stellt solche überlebensgroße Dramatik, solch Riesenmaß des Raumes an die Sprechkunst der Schauspieler. Die Alten bedienten sich einer künstlichen Schallverstärkung, um die Tragweite der Stimme zu erhöhen. Damit werden wir uns schwerlich noch befreunden können. Ebensowenig aber ist es mit der schlechthin gesteigerten Stimmkraft jedes einzelnen getan. Hier muß eine ganz neue Zucht, eine »hohe Schule« der Rede einsetzen, die den Zügel so nötig hat wie den Sporn. Es ist im letzten Jahrzehnt durch die Bestrebungen der Stilbühne mancherlei dafür vorgearbeitet worden, mehr noch bleibt zu tun. Nicht viele selbst von Reinhardts guten Schauspielern werden hierzu tüchtig sein, so eifrig sie auch für die Pflege des Wortes, die Ausbildung eines eignen heroischen Sprechstils durch Vortragsmeister, früher Strakosch, später Berthold Held und neuerdings Oskar Hofmeister (vom Stuttgarter Landestheater), schon erzogen worden sind. Vollendetes in der Sprechkunst leistete bei diesem ersten Versuche nur Ludwig Wüllner als Chorführer der argivischen Greise. Die andern blieben — und hier dürfte von Rechts wegen keine Silbe verlorengehen, da alles aufs Wort gestellt ist — schon auf der mittleren Höhe der Zuschauerringe teilweise unverständlich, selbst wenn sie über so weittragende klanggesättigte Stimmen verfügen wie Moissi (Orest) oder so bewundernswerte Kunst an ihre Verse wendeten wie Else Heims als Kassandra und Agnes Straub (oder Auguste Pünkösdy) als Klytaimnestra. Doch wer wollte so anspruchsvoll sein, hier gleich auf einmal Vollkommenes zu verlangen! Nur wenn die Leistungen sich aus den neuen Aufgaben und Bedingungen organisch nach und nach entwickeln, können sie Dauer und Fruchtbarkeit verbürgen. Vielleicht erzeugen sich diese

neuen Aufgaben sogar allmählich ein neues Schauspielergeschlecht. Es kann nicht zum Heile einer charaktervollen Spielkunst sein, von ein und demselben Darsteller zu verlangen, daß er heute dieses gewaltige Amphitheater beherrsche und morgen schon sich in die Enge der Kammerspiele füge.

Für schwelgerische Bühnenausstattung bietet die Anlage des Hauses kein Feld. So wird nun wohl endlich der längst stumpf gewordene Vorwurf, Reinhardts Szenenkunst sei eine Sklavin dekorativer Veräußerlichung, in die Scheide gesteckt werden müssen. Auch die Lorbeeren der Massenregie sind ihm mittlerweile zu billig (oder zu teuer) geworden. Was war das vor acht Jahren für ein Gewoge und Gerenne, wenn sich die Orchestra mit dem Gefolge des hoch zu Wagen einziehenden Agamemnon erfüllte, fackelschwingende Dienerschwärme den Mord durch Palast und Treppen schrien oder die Greise hundert Arme zugleich zu der königlichen Mörderin emporzückten! Diesmal gebärden sich die Chöre und Aufzüge ungleich gebändigter und beseelter, und die einzelnen Schauspieler — auch Aischylos strebte ja dahin — haben es nun leichter, persönlich und damit geistig beherrschender hervorzutreten. Und das verlangt die Orestie. Reicher als sonst im griechischen Drama entfaltet sich hier die dramatische Handlung. Man vergegenwärtige sich nur: im ersten Stück (»Agamemnon«) die Heimkehr des siegreichen Heeresfürsten, danach die Mordtat seiner Gattin Klytaimnestra an ihm und der als Beute mitgebrachten Priamostochter Kassandra; im zweiten Teil (»Das Totenopfer«), der lange nach dem ersten spielt, die Erkennung des Orest durch seine unglückselige, von der eignen Mutter herabgewürdigte Schwester Elektra und sodann die mörderische Rache des Orest an seiner Mutter und ihrem Buhlen Aigisthos; im dritten (»Die Eumeniden«) die Verfolgung des Muttermörders durch die Erinnyen und seine seelische Befreiung durch Apollon. Wenn sich die weiteren Stücke im Großen Schauspielhaus, antike und moderne, nur einigermaßen der Fülle und Größe dieser Handlung ebenbürtig zeigen, entsteht keine Gefahr, daß der Raum mit seiner Wucht die Darstellungskunst erschlagen werde. Nur das »Nationaltheater« erwarte man sich hier so wenig wie in den andern Schauspielhäusern Reinhardts. Dazu gehört *geistige* Dramaturgie, gehört Führerentschluß und Herrscherbegabung, und sie wieder verlangen ein ursprüngliches und unerschütterliches Einssein mit der Seele des Volkes, wie es diesem rast- und wurzellosen Geiste schwerlich beschieden sein wird.

Außer der »Lysistrata« des Aristophanes, dem »Julius Caesar« und dem zweiten Faust soll im Großen Schauspielhause auch Schillers Tell und ein neues, wie es heißt, im alten Mexiko spielendes Stück von Gerhart Hauptmann (»Der weiße Heiland«) aufgeführt werden. Man darf gespannt sein, wie hier der Wechsel der Außen- und Innenszenen bewältigt werden wird. Hoffentlich nicht so schematisch und gekünstelt wie bei der *Tell-Aufführung des Staatstheaters*, wo alle Szenen ohne Unterschied auf ein terrassenartiges Gefüge von grünbespannten Treppen mit brückenartigem Aufbau verlegt waren, mit dem Erfolg, daß alle Naturnähe, alle landschaftliche Farbe und Stimmung verlorenging. Ein falsch verstandenes Ideal expressionistischer Vereinfachung, gegen das sich die konservativ gesinnten Zuschauer — leider in recht lärmender Form — nicht mit Unrecht auflehnten. Berlin hat ja bereits sein eignes Theater für diese Stilbestrebungen; wozu einen Klassiker, der sich, ohne die Schweiz selbst gesehen zu haben, solch rührende Mühe gab, das Landschaftliche richtig zu treffen, unter das Joch einer Schulweisheit beugen, von der seine Seele nichts ahnte! Auch die Schauspielkunst, zumal der *Tell Bassermanns*, kehrte sich wenig an den Schillerschen Stil, sondern tastete, offenbar am Stabe Hodlers, zu der Elementarwelt des schweizerischen Urmythus zurück — ähnlich unsrer jüngsten Malerei, die auch nicht tief genug ins Frühzeitliche und Urtümliche zurücktauchen kann.



Aufn. Zander & Labisch. Berlin

Schlußszene aus dem »Götz von Berlichingen«: Friedrich Kayßler als Götz, Helene Fehdmer als Elisabeth, Herr Klitsch als Lerse (Volksbühne in Berlin)

Die Volksbühne, die sich noch vor einem Jahre unter der Regie des jungen Ludwig Berger an einer Tellaufführung ähnlicher Art versuchte, hat diese in einem volkstümlichen Hause doppelt ge-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Hermann Thimig als Michel Hellriegel in Gerhart Hauptmanns Schauspiel »Und Pippa tanzt« (Deutsches Theater in Berlin)

fährlichen Wege jetzt wieder verlassen. Ihr »Götz« gönnt jeder Szene ihre eigne Örtlichkeit und Farbe. Darstellerisch ist diese achtunggebietende Aufführung freilich allzusehr auf die überragende Kraft und Kunst Friedrich Kayßlers angewiesen. Seine prachtvolle klingende Deutschheit, seine erzene Männlichkeit, durchsetzt mit dem feinen Geäder treuherziger Kindlichkeit, würden noch zu weit mächtigerer Wirkung kommen, wenn ihm in Jürgen Fehling ein glänzenderer Weislingen gegenüberstünde und es überhaupt auf der Seite der bischöflichen Gegenspieler ein wenig verführerischer aussähe.

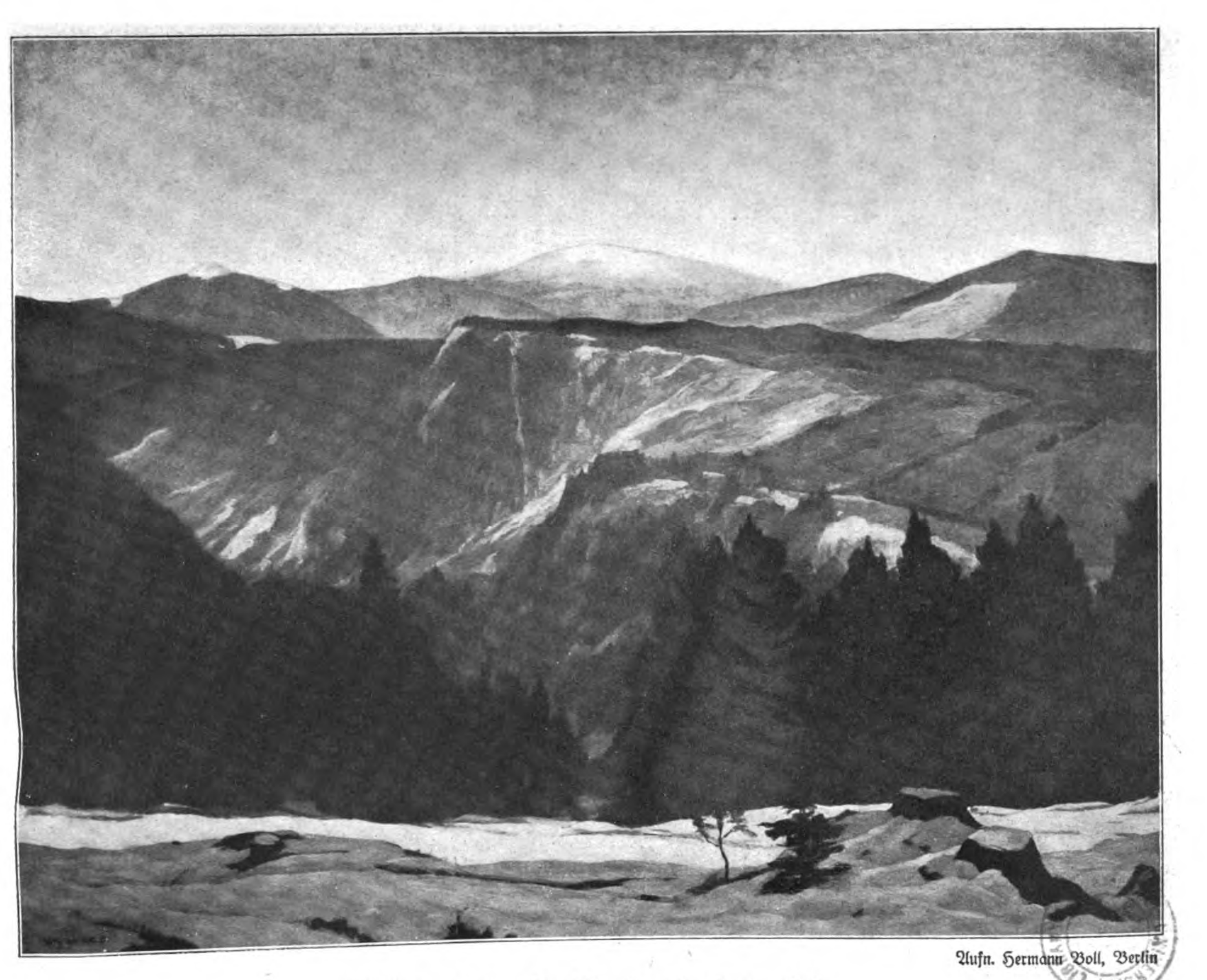
Nach vierzehnjähriger Pause ist jetzt Gerhart Hauptmanns Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt« auf die Bühne zurückgekehrt. An romantischer Schönheit haben seine einzelnen Bilder kaum etwas eingebüßt, Klarheit und Eindeutigkeit des Ganzen lassen noch heute fast so viel zu wünschen übrig wie 1906, da ganze Abhandlungen darüber geschrieben wurden. Selbst dann, wenn man sich, was bei Wüllners nüchternem Wann und bei Else Eckersbergs allzu glatter Pippa leichtfällt, nicht dazu verführen läßt, nach symbolischem, geheimnisvoll verborgenem Tiefsinn zu spüren, sondern dies wie aus Glas und Eis gewobene Italienerkind samt seinem kurzen Erdenlauf als das hingehauchte Kristallgebilde einer Dichterphantasie nimmt, die nie müde geworden, sich von der ihr so vertrauten und willigen heimatlichen Wirklichkeit zu freieren und lichteren Höhen emporzusehnen. Die Aufführung des Deutschen Theaters hatte mit der Erinnerung an jene erste unter Brahm, über der die Namen Rittner (Glasbläser Huhn), Sauer (Wann) und Ida Orloff (Pippa) leuchten, einen schweren Kampf zu bestehen. Nur Emil Jannings als der noch halb im Tierzustand steckende alte Huhn und Herm. Thimig als der wandernde Handwerksbursche, in dem ein Stück deutscher Volksromantik lebendig wird, haben den unvergessenen Verkörperungen von damals Gleichwertiges, im Michael Hellriegel sogar Überlegenes entgegenzustellen. Der einheitliche, überzeugende Darstellungsstil, den Brahm — man meinte damals: aus allzu enger Befangenheit im Naturalismus — nicht hatte finden können, wollte sich auch unter Felix Hollaenders heimatkundiger Regie nicht recht einstellen. Wohl aber gelang es ihr, den buntrealistischen ersten Aufzug in der winterlichen Gebirgsschenke zu einer im besten Sinne dramatischen Bühnenwirkung zu bringen.

Auch sonst zeigte sich die Weihnachtszeit 1919 dem dramatischen Märchen hold. Selbst Strindberg gelüstet es, einen Augenblick das



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Rosa Bertens als Richterin in Strindbergs »Advent« (Kammerspiele in Berlin)

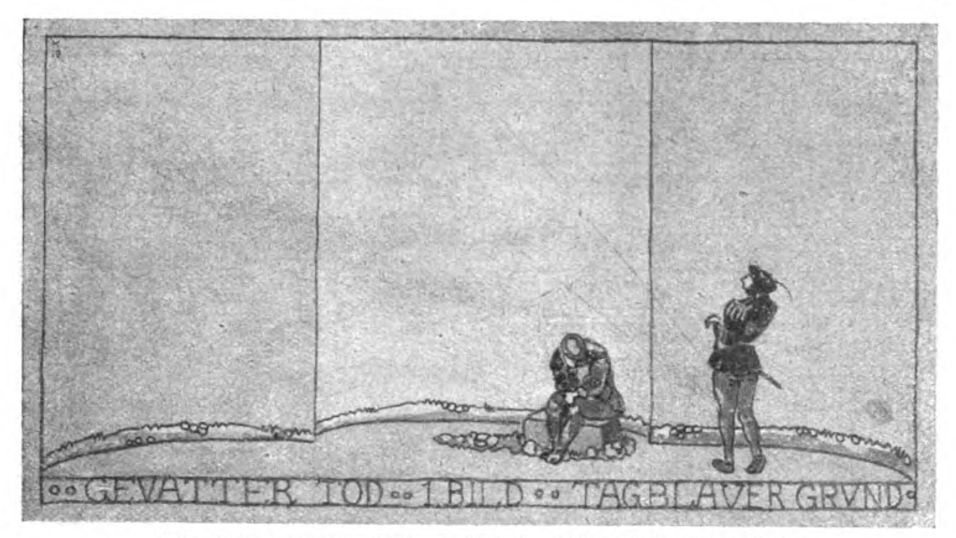


Aufn. Hermann Boll, Berlin

Willy ter Hell: Der Brocken im letzten Licht

Aus der Frühjahrsausstellung 1919 der Akademie der Künste zu Berlin

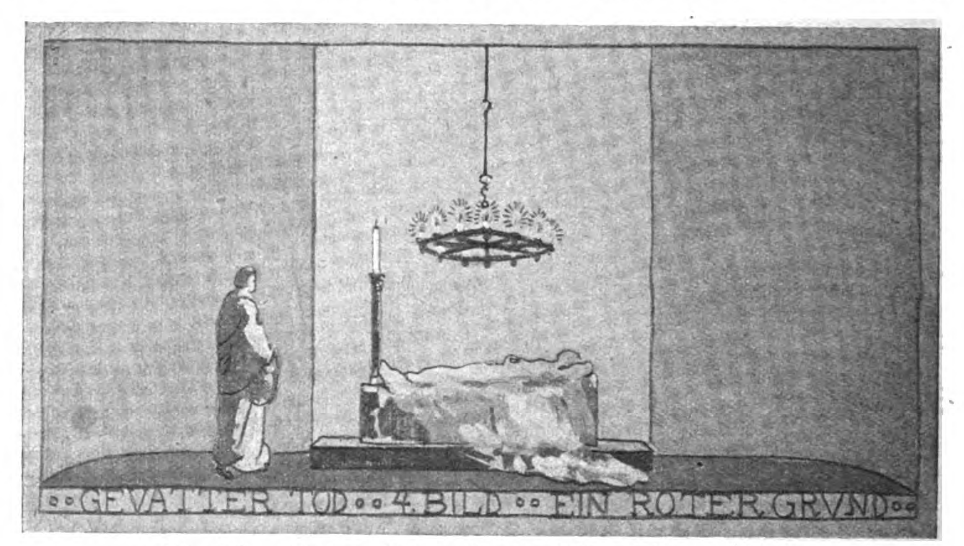




Bühnenbild zu Karl von Felners »Gevatter Tod« von Hermann Krehan

Äußerste seines Fingers in den kühlen Brunnen zu tauchen, aus dem der Kinderglaube die Märchenwunder holt, aber das bedeutet bei ihm nur so eine Gebärde, die nicht viel zu sagen hat; im Grund und Wesen ist sein Spiel »Advent«, eins seiner Stockholmer Altersdramen von der Jahrhundertwende, eine genau so grausame und selbstquälerische Abrechnung mit sich selbst wie der »Totentanz«. In den Gewissensqualen, die sein selbstgerechtes, heuchlerisches und verstocktes Richterpaar am Abend des Lebens durchmachen muß, da es glaubt, Frieden und Wohlbehagen genießen zu können, erstehen seine eignen Schuldgefühle und Sühnebedürfnisse, und jede Strafe, jede Züchtigung, jede Marter, die er den beiden zufügt, bohrt ihre giftigen Stacheln auch in seine Brust. Staunenerregend und bewundernswert mag sie sein, diese unerbittliche Bekenntnis- und Sühnewut eines von den Dämonen und Furien seiner Seele Gehetzten, aber nur wenn ein in sich stilreines Kunstwerk daraus geworden, sollte man uns mit solchen spukhaften Gebilden einer Flagellanten-Phantasie kommen dürfen, nachdem wir derlei selbstbiographische Pillen schon zur Genüge geschluckt haben. »Totentanz« ist ein solches Kunstwerk; »Advent« bleibt trotz einer an Goya gemahnenden Gestalterkraft, die für das böse Gewissen oder den Strafengel Gottes oder den Leumund der Nachbarn die unheimliche, realistisch-phantastische Verkörperung des »Andern« findet und den Missetätern aus ihren eignen Eitelkeiten und Verbrechen ein siedendes Höllenbad bereitet, eine Halbheit, die am Ende vor sich selber erschrickt und sich einen taftenen Weihnachtszauber zurechtmacht, um davor zu Kreuze zu kriechen. Zwar gelang es in den Kammerspielen der geist- und phantasiereichen Regie Ludwig Bergers, diese Spuk- und Schreckgestalten eines fiebernden Hirns, einer alpgequälten Brust auf der Bühne zu körperhaftem Leben zu zwingen, von dem süßlichen Weihnachtsmärchen aber, mit dem diese düstere Konfession aufgeputzt ist, konnte auch er, selbst mit Hilfe so erprobter Strindberg-Darsteller wie Paul Wegener und Rosa Bertens (Richterpaar), Werner Krauß (Der Andere) und Gertrud Eysoldt (Weihnachtsengel), den verstimmenden Eindruck einer leeren Tändelei nicht fernhalten. Es ist nicht einzusehen, weshalb uns mit solchen Höllenbrocken der ohnedies schon bittere Weg zur sechsten unsrer Leidensweihnachten gepflastert werden mußte.

An Einheitlichkeit kindlich-naiver Märchenstimmung fehlt es nun freilich der Legende vom Gevatter Tod nicht, die im Kleinen Theater die Deutsche Dramatische Gesellschaft an einem Adventsonntage dem Dichter Karl von Felner zu Ehren aufführte (Buchausgabe bei Axel Juncker in Berlin). Aber diese Einheitlichkeit grenzt manchmal näher an die Einfalt, als die Bühne vertragen kann. Der statt des lieben Gottes und des Teufels zum Gevatter gebetene Tod schenkt seinem armen Patenkinde ein heilkräftiges Kräutlein, das es bald zum wundertätigen Arzte macht, jedoch nur wirken soll, wenn eine an die Gabe geknüpfte, nebenbei bemerkt recht äußerlich ertüftelte Bedingung erfüllt wird. Zweimal läßt sich der Tod gutmütig hinters Licht führen, weil reines Mitleid, keine Selbstsucht im Spiele war; das drittemal, da der an das Sterbebett der schönen Königstochter gerufene Arzt die Kranke für sich selber retten möchte, kann er auch dem Opfermut der Liebenden und Geliebten nur das Glück eines gemeinsamen Erlöschens ihrer in eins verschmolzenen Lebenslichter gewähren. Vergebens späht man nach einer tieferen Bedeutung



Bühnenbild zu Karl von Felners »Gevatter Tod« von Hermann Krehan

oder lebhafteren Bewegung in dem Spiel der wohl poetisch zarten und anmutigen, aber auch etwas schwächlichen Bilder. Den Szenenentwürfen Hermann Krehans, von denen wir zwei Proben geben, hätte man dankbarere Vorwürfe und Aufgaben gewünscht, verraten sie doch selbst in der Bescheidenheit, zu der sie verurteilt waren, eine feinfühlige Mitempfindung und eine innige Ausdruckskraft auch für den leisesten Hauch solcher Märchenstimmungen.

Damit doch auch ein bißchen Revolutionsgeruch beim Adventsmärchen des Kleinen Theaters sei, ließ die Dramatische Gesellschaft einen Einakter von Wolfgang Götz folgen. Er spielt in den blutigen Märztagen des Jahres 1848 in Berlin. Ein junger, mit sich und der Welt unzufriedener Edelmann des altpreußischen Namens Meusebach ersehnt sich das »Wunder«, das ihm den Glauben an sich und sein Vaterland bestätigen soll. Das Wunder erscheint. Sogar in höchst reizender Gestalt: die hübsche Schauspielerin von gegenüber, Mademoiselle Viereck, die er längst im geheimen anbetet, flüchtet zu ihm ins Zimmer, gerad' wie sie aus der Badewanne vor den bei ihr eindringenden Ballonmützen davongelaufen. Da hätt' er ja das Wunder, brauchte nur zuzugreifen! Aber ach! es stellt sich bald heraus, daß der ganze Überfall erfunden, daß all dies von der Komödiantin listig vorgetäuscht und eingefädelt ist, um die Begegnung mit dem schmachtenden Seladon, nach der ihr längst gelüstete, endlich herbeizuführen. Der feurige Ungarwein, dessen Vertilgung dem Freunde die Offenbarung des Wunders anzeigen sollte, bleibt zur Hälfte ungetrunken. Und statt der Liebe muß das wahre Wunder von einer — Hosenschnalle bewirkt werden, an der die Herrn Meusebach zugedachte Barrikadenkugel abprallt. Nun hat er, was er braucht: den Glauben an seinen Wert, das Gefühl seiner Festigkeit und Selbstgewißheit. Die Anekdote wäre wohl Plauderei geblieben, wenn nicht Ida Orloff als keineswegs viereckige Liebhaberin dem flatterhaften Gebilde den höchst lebendigen Atem ihres Temperaments eingehaucht hätte. So gab es einen ansehnlichen Erfolg, die erste Stufe vielleicht zum Theaterruhm des dramatischen Anfängers.

Wir sind bescheiden geworden. Und dankbar, wenn mit weiblichen Reizen so artig umgegangen wird wie hier, während an derselben Stelle allabendlich die »Unberührte Frau«, das lüsterne Stück einer Polin, ihre entblößten Schamlosigkeiten treiben darf und anderswo Zirkusdämchen, Freudenmädchen und Kindermörderinnen zu tragischen Heldinnen emporgeschwindelt werden, nur um das Futter für das Vorstenvieh zu liefern, das sich jetzt auf den »Fohtölls« dieser Kunststätten herumflegelt.

Dabei gibt es Stücke genug, und auch die Kriegsnot hat Werke geschaffen, an denen sich die gebeugte Seele unsers Volkes aufrichten und neuen Mut des Lebens trinken könnte. Auf eins solcher unlängst entstandener Werke will ich wenigstens kurz aufmerksam machen, um denen das Maul zu stopfen, die ihre Bequemlichkeit oder Geschäftsmacherei hinter der faulen Ausrede zu verschanzen suchen, es fehle zur Zeit an »bedeutender dramatischer Produktion«.

Das Werk, das ich meine, führt einen erschreckend hohen Namen im Schild. Ferdinand Avenarius hat es gewagt, einen neuen Faust zu schreiben. Nicht um in kleistischer Anwandlung dem den Kranz von der Stirne zu reißen, der mit gleichnamigem Doppeldrama

Jugend und Alter eines beispiellos reichen Lebens und Dichtens gekrönt hat; auch nicht in dem törichten Wahn, Goethes Ewigkeitsdichtung verdrängen oder ersetzen zu können. Sondern in dem von reinster und höchster, weil tätiger Ehrfurcht erfüllten Glauben, daß der Faust unter dem Anhauch des Goethischen Geistes gleichsam in den Schoß der Natur zurückgekehrt, wieder zu einem Elementarstoff geworden sei, der dem schöpferischen Drange zur Gestaltung genau so freigegeben wie Menschen oder Götter aus der Bibel, dem Homer und der Edda. Sowenig Jesus den innersten Sinn der Jehova-Frömmigkeit angetastet hat, als er den Christengott schuf; sowenig Goethe selbst die Ilias und die Odyssee entweihte, als er seine Achilleis dichtete und seine Nausikaa entwarf; sowenig Hebbel und Wagner Brunhild und Siegfried zu erniedrigen trachteten, als sie ihre Nibelungenringe schmiedeten, so wenig braucht Avenarius einen Frevel darin zu erblicken, wenn er den ewig Unbefriedigten, ewig Strebenden zum Träger eines neuen Dramas macht, das den unvergänglichen Kern dieser Gestalt, den stets neu sich gebärdenden Sinn dieser Idee in den Boden neuer Gedanken und in das Gewand neuer Formen versetzt. Was ihm den entscheidenden Mut dazu gegeben, den unabweisbaren Zwang dazu auferlegt hat, ist die Wandlung, die der Erlösungsgedanke in unserm religiösen Empfinden seit Goethes Tagen erfahren hat. Stärker und allgemeiner als damals sind wir heute davon durchdrungen, daß der Sieg in diesem Kampfe, die Befreiung unsers Selbst nur in unsrer eignen Brust, aus unsrer eignen Kraft erfochten werden kann und darf. Kein Gott, »der nur von außen stieße«, hat hier mit dreinzureden. Neben diesem grundschöpferischen Sittlichkeitsgedanken, der allein für sich wohl stark genug erscheint, um den Kiel zu einem neuen Faustdrama zu strecken, wiegen die andern Beweggründe zu dem Wagnis: unsre neuen Erlebnisse in den Dingen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und Gesellschaft, nur gering. Wohl aber geben sie der neuen Dichtung den Gehalt ihrer Handlung und sorgen für die Verjüngung, für die Zeit- und Gegenwartsangleichung all der Kräfte, Züge und Anstöße, die in Goethes zweitem Faust wirksam sind, aber seiner eignen Zeit zu eng verhaftet bleiben, als daß sie ohne empfindliche Einbuße ihrer Lebenskraft auch für uns noch gültig sein könnten. Denn nur um ein Gegenstück zum zweiten Faust handelt es sich bei Avenarius; der erste gilt ihm als Voraussetzung und Grundlage für seine Dichtung, und mehr als einen Stein daraus hat er unverändert oder nur wenig umgemeißelt in seinen Bau aufgenommen.

Ich muß es mir hier versagen, das Werk ausführlich zu besprechen oder gar im einzelnen zu kritisieren. Auch ließe sich rechtes darüber wohl erst sagen, sobald die Dichtung aus dem Buch (München, Callwey) auf die lebendige Bühne gedrungen ist. Denn danach strebt sie mit allen Organen, genau wie Goethes zweiter Faust, auch wenn sich ihr Schöpfer bewußt sein mag, daß sie dabei manches Schmuckstück von ihrem Kleid verlieren wird. Das Wesentliche: Fausts, des »Suchers aus dem Norden«, äußerer und innerer Weg durch das päpstliche kultur- und kunstgesättigte Rom der Renaissance, durch den deutschen Humanismus sowie den Glaubens- und Volksaufruhr der Reformation, durch den verhängnisvollen Zwiespalt zwischen eroberungssüchtigem Weltmachtstreben und friedlicher Volkswohlfahrt, mit dem sich aufs engste sein persönlicher Kampf um Tat und Erlösung verkettet, ein Weg des unermüdlichen, unbeirrten Strebens nach Wahrheit, dies Wesentliche und Entscheidende, gipfelnd in dem erhabenen Gedanken, daß Faust, um seinen Brüdern zu helfen, selbst seine Ewigkeit wegschenken will, es wird und muß gerettet werden. Gerettet für unsre Bühne, die sich an diesem hohen Gegenstand selbst erhöhen könnte, und durch sie für die deutsche Volksseele, der hier ein lauterer Heiltrank geboten und ein in Höhenluft und Himmelslicht getauchtes Genesungsziel gezeigt wird, mag der Pfad auch manchmal noch von Nebel umhüllt und mit Schlacken bedeckt sein.

Seit dem Beginn dieser Spielzeit fehlt der mächtige weißumlockte Gelehrtenkopf Josef Kohlers bei den Berliner Shakespeareaufführungen. Lange Jahre hindurch schien er uns so unzertrennlich davon, namentlich von den Erstaufführungen im Deutschen Theater, wie der Schimmel bei Philipp Wouvermann. Kohler vertrat da sozusagen ein Stück deutscher Shakespeare-Forschung, und er erschien zugleich wie ein Abgesandter der Rechtswissenschaft, aber jener, die sich nicht etwa anmaßt, die Poesie zu meistern, sondern umgekehrt willig und weise genug ist, von ihr zu lernen. Das erste und schönste Zeugnis dieses fruchtbaren Bundes war wohl Kohlers Jugendwerk »Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz«, das die jüngere Generation zwar nur schwer zu Gesicht bekam, da es seit Jahren vergriffen war. Nur vom Hörensagen wußte sie von den heftigen Anfeindungen und den begeisterten Beifallsstürmen, die es bei seinem Erscheinen (1883) entfesselt hatte. Jetzt aber liegt das Werk wieder vor (neue bearbeitete Auflage; Berlin-Wilmersdorf, Verlag von Dr. Walther Rothschild; geb. 18 *M*), und man begreift noch heute, wie aufreizend es vor einem Menschenalter in der Rechtsgeschichte, der Rechtsphilosophie, der Rechtsvergleichung und nicht zuletzt in der Shakespeare-Forschung wirken mußte. Auch gehörte Kohler neben Ihering zu den ersten strengwissenschaftlichen Juristen, die es nicht verschmähten, einem Dichter seine innersten Rechtsgedanken abzufragen, nicht um sie zu ver-



werfen, wenn sie vor den Paragraphen der Gesetzbücher und den Lehrsätzen der Schule nicht standhielten, sondern bereit, auch neue Offenbarungen oder Erleuchtungen von ihm entgegenzunehmen. Auf Kohlers Schultern stand dann die ganze spätere Literatur, die von einer Jurisprudenz bei Goethe, bei Ibsen, bei Richard Wagner, bei Hauptmann u. a. handelt. Aber weit darüber hinaus ist sein Buch epochemachend geworden. Hier zuerst, in dem Abschnitt über die Gnade und Porzias Richterspruch im »Kaufmann«, hat sich die Freirechtsbewegung angebahnt, die auf nichts Geringeres hinauswill als auf die Anerkennung der freischöpferischen Tätigkeit des Richters bei Ausfüllung von Lücken des Gesetzes, und die in der Schweiz inzwischen schon in die Praxis vorgedrungen ist. Doch man glaube nicht, daß dies Buch nur dem Juristen etwas zu sagen hat. Es ist ebensogut, ja mehr noch, eine ästhetische Angelegenheit als eine juristische, und als solche weist es sich auch durch den Schwung seiner Gedanken, den kühnen Aufbau seiner Darstellung und die Schönheit der Sprache aus.

Das Shakespeare-Jahrbuch hat den Herausgeber und den Verleger (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Ko.) gewechselt, der Geist aber, jene von Humanität erfüllte Vereinigung von Wissenschaft und Volkstümlichkeit, ist der alte geblieben, und es scheint, nach dem ersten, von ihm allein besorgten Jahrgang (55. Jahrgang) zu urteilen, nicht so, als wolle der neue Herausgeber, Prof. Wolfgang Keller in Münster, der Volkstümlichkeit weitere Zugeständnisse machen, als es Brandl und Förster getan haben. Er selbst hat eine umfangreiche Sammelbesprechung der wichtigsten neuen Literaturerscheinungen beigesteuert, die zu dem Dichter und seiner Zeit irgendwie in Beziehung stehen, und dabei eine Fülle gediegenen kritischen Wissens sehen lassen; andre Mitarbeiter haben in größeren Aufsätzen den weiten Kreis des elisabethanischen Dramas auf das darin niedergelegte nationale Erlebnis untersucht, wobei sich aufs neue der aristokratisch-höfische Charakter der Shakespearischen Dramatik offenbart, haben Shakespeares Verhältnis zu Ovid dargestellt und untersucht, welche Verdienste sich Dingelstedt am Weimarer Theater um den Stratforder erworben habe. Damit sind aber auch, außer den Nachrufen auf drei verdienstvolle Shakespeare-Forscher (Emil Koeppel, Wilh. Viëtor und Alex. von Weilen) und der Zeitschriften- und Theaterschau, die allgemeinverständlichen Beiträge erschöpft; das übrige verlangt schon gelehrtere Vorbildung oder gar fachmännisches Interesse. Die Weimarer Goethegesellschaft macht gegenwärtig eine Krise durch, bei der es sich im wesentlichen darum handelt, ihre Bestrebungen auf eine breitere volkstümliche, volkserzieherische Grundlage zu stellen, und ihr Jahrbuch hat dem schon im voraus Rechnung getragen. Ich glaube fast, auch an die Tür der Shakespeare-Gesellschaft wird dieser Finger der Zeit heute oder morgen klopfen. Will man nicht auch hier Herein! rufen, will nicht auch hier das Jahrbuch voranschreiten?

Die letzten Jahrzehnte waren erfüllt von dem Kampf gegen die gesetzgebende Ästhetik und ihre kategorischen Formeln, in nichts war man sich hüben und drüben so einig — das Bedürfnis nach poetischen Rezeptbüchern, aus denen man das Dichten lernen könne wie von Henriette Davidis das Kochen, läßt sich dadurch nicht aus der Welt schaffen. Das wußte Freytag, als er seine »Technik des Dramas« schrieb; das wußte besser noch Avonianus (Robert Hessen), als er seine »Dramatische Handwerkslehre« — welch ehrlicher Titel! — zu Papier brachte, und darauf baut erst recht Dr. Hermann Schlag mit seinem beleibten, nun schon in zweiter, stark vermehrter Auflage vorliegenden Buche »Das Drama« (Essen, Fredebeul & Koenen). Da werden Wesen, Theorie und Technik des Dramas mit aller für die dichterische Praxis nur wünschenswerten Breite auseinandergesetzt, an vorbildlichen und abschreckenden Beispielen erläutert und den zu Thaliens und Melpomenens Tempel in heißem Bemühen aufstrebenden Jüngern mit hilfreicher Hand Krücken und Seile zugeworfen. Die unterschiedslose Ablehnung aller »Modernen«, mit der die erste Fassung auftrumpfte, hat sich in der zweiten eine gewisse Dämpfung und Abschattung gefallen lassen müssen, seiner gutbürgerlichen, um nicht zu sagen philiströsen Welt- und Kunstanschauung aber ist der Verfasser unentwegt treu geblieben. Möglich, daß der junge dramatische Anfänger aus dem Buche, wenn er es mit Fleiß und Schweiß studiert, trotzdem einige Handgriffe und Schnellerchen lernen kann: nur deshalb, und weil man als Kritiker von gutgläubigen Seelen immer wieder nach einem solchen »Lehrbuch« gefragt wird, sei es hier genannt.

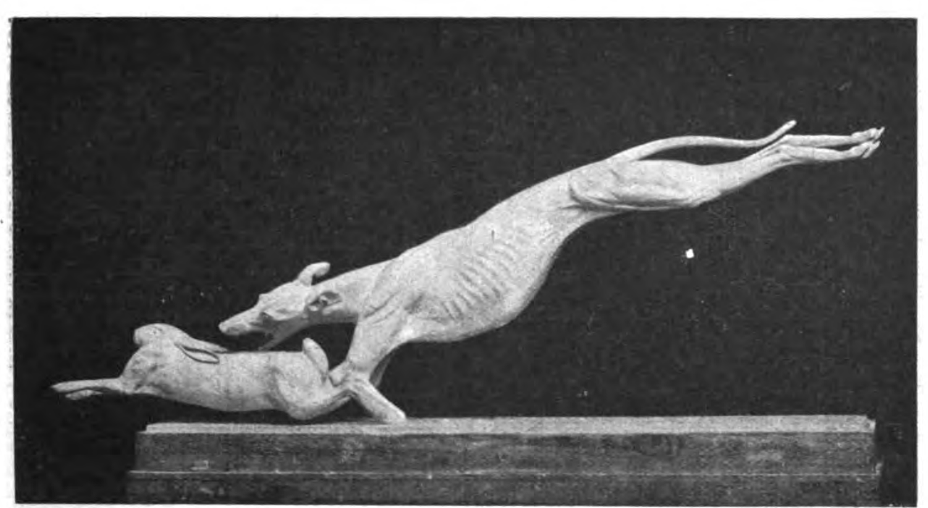
Vollendung

Oh, wie ich in den Frühling schaue,
Mit seinen goldnen Weidenschnüren
Im Winde peitschend, Laubdach vor den Türen
Und Blütenruten, biegend sich ins Blaue —

So laß auch dieser Hände Ringen,
Dem nichts genügt, was du nicht bist,
Einmal, mein Gott, etwas gelingen,
Was wie ein Blütenzweig vollendet ist.

Leo Sternberg





Reinhold Kübart: Windhund einen Hasen greifend — Schmuck für einen Zierbrunnen
Aus der Großen Kunstausstellung Berlin 1919

Von Kunst und Künstlern

Gerhard Graf: Königsberg — Wilhelm Wilcke: Aus der Mark — Otto Antoine: Am Leipziger Platz in Berlin — Hans Hartig: Am Haff — Willy ter Hell: Der Brocken im letzten Licht — Fritz Burger: Kinderbildnis — Arthur Lewin-Funcke: Bildnis — Hermann Moeller: Weibliche Figur — Reinhold Kübart: Windhund einen Hasen greifend

Unter unsern Kunstblättern überwiegen diesmal die norddeutschen Landschafts- und Städtebilder, und es sind durchweg jüngere Maler, die hier die Kunst ihres Sehens und Gestaltens üben. Zum erstenmal machen die Leser Bekanntschaft mit dem Berliner Gerhard Graf, dem wir das durch seine gedämpften und doch stimmungssatten Tonschönheiten auffallende Blatt »Königsberg« verdanken. Graf (geb. 6. Januar 1883) entstammt einer alten Künstlerfamilie. Ursprünglich für einen praktischen Beruf bestimmt, arbeitete er sich durch eigne Kraft und unermüdlichen Selbstunterricht an klassischen Vorbildern zur Malerei, und zwar zunächst zur monumentalen Kirchenmalerei durch. Größere Reisen durch Süddeutschland, Italien und Belgien, die vornehmlich dem Studium berühmter Kirchenbauten gelten sollten, weckten jedoch bald seinen Blick für die Schönheit der Landschaften und Städte, deren malerischer Darstellung er sich nun ausschließlich zuwendete. Das Malerische darf man hier betonen, denn es waren weniger die Form und die Architektur, die ihn reizten, als Farbe und Stimmung. Namentlich aus den norddeutschen Hafenstädten, aus Hamburg, Lübeck, Königsberg, Danzig, holte er sich immer neue Anregungen, und ihre schillernden Farben, ihre spiegelnden Lichter und wechselnden Tönungen konnten ihn stets von neuem begeistern. Den höchsten Zauber übte auf ihn ein regnerischer Novembertag bei hereinbrechender Dunkelheit, jenes »wunderliche Zwielicht«, von dem Gottfried Keller singt:

> Natur, halb warm und halb verkühlt,
> Sie lächelt noch und weint zumal.

Und das ist denn auch die Stimmung, die er in dem Königsberger Blatt mit so sicheren Mitteln und überzeugender Kunst zum Bilde gestaltet hat.

Von Wilhelm Wilcke haben wir erst kürzlich eine Potsdamer Stadtansicht gezeigt (Septemberheft 1919). Seine »Märkische Landschaft« hat schon mehr malerische Freiheit und Fülle. Vor allem aber dünkt uns erfreulich, daß die Befangenheit im Illustrationsmäßigen, die sich dort noch bemerklich machte, hier zugunsten einer bildhaften Komposition überwunden erscheint.

Otto Antoine ist der Maler des Berliner Straßenlebens. Sein im Jahre 1912 hier wiedergegebenes, inzwischen berühmt gewordenes Gemälde »Das große Wecken«, eine in den lebhaftesten Farben gehaltene Schilderung des Aufzuges der rotgebüschelten Spielleute vor dem beschneiten Schloßportal, wird bei den älteren Lesern noch in guter Erinnerung sein. Die letzte Große Berliner Kunstausstellung brachte drei neue Bilder dieser Art, darunter als wirkungsvollstes und echtestes das vom »Leipziger Platz«, genauer vom Übergang des Potsdamer Platzes zum Leipziger Platz. Wie vortrefflich ist da der Eindruck erfaßt, der uns beim Anblick dieses immer bewegten, immer wieder veränderten Verkehrsbrennpunktes überkommt! Hastendes Hin und Her der Fußgänger, eine lange Kette von Wagen, Omnibussen und Elektrischen — auch Antoines geliebter gelber Postwagen fehlt nicht —, leuchtende Blumen und Früchte, das alles im atmosphärischen Rahmen eines grauen, dunstigen, alles Farbige nur um so stärker betonenden Herbsttages. Man achte auf die Farbenzusammenklänge!

Der massige Bau des »Fürstenhofs« im Hintergrund — in wie ausgezeichnetem Verhältnis steht seine in trübe Bläue aufgelöste Fassade zu dem blassen Gelb der Säulenhallen und dem Grau des Pflasters. Die bodenständige Treue und Lebenswahrheit, die Antoine in all seinen Berliner Bildern beobachtet, ist nicht ohne öffentliche Anerkennung geblieben. So hat die Stadt Berlin vor einiger Zeit sein Bild »Die Schloßbrücke« erworben, und auch für staatliche Museumzwecke sind mehrere seiner Gemälde angekauft worden.

Wer Bilder von *Hans Hartig* kennt, der wird durch die reine, lichte Helle, durch die flächige Behandlung und die vereinfachte Form dieses »*Septembermorgens am Haff*« nicht wenig überrascht sein. Sonst liebten Hartigs Bilder die schweren und dunklen Farben, waren trüber und lastender in der Stimmung und massiger in der immer etwas wirkungsbewußten Raumverteilung. Vielleicht kündigt sich mit diesem Bilde ein entscheidender Wendepunkt in seinem künstlerischen Schaffen an. Vielleicht hat der einstige Brachtschüler jetzt erst seine eigne Art und seinen eignen Ton gefunden. Bisher bestand das Motiv, getreu der Schullehre, hauptsächlich in der Schwarzweißwirkung und im äußeren Aufbau, zu dem erst nachher die Farbe trat. Jetzt kommt die Leuchtkraft der Farbe, kommen Luft und Licht von vornherein zu ihrem Recht, und der Vortrag wird freier und lebendiger. Im engen Zusammenhang mit dieser Wendung steht es, daß die alte, dem Pommern Hartig eingeborene Liebe zum Wasser wieder in ihm auflebte, besonders die zu Oder und Haff, die ihm seit seiner Schülerzeit durch Studien und Zeichnungen bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut sind. Unser Bild ist 1918 in Neuwarp am Haff entstanden und vom Rathausturm des kleinen Fischerstädtchens aus gemalt worden. Man sieht über die Dächer, über den See auf das Haff und hinten die Insel Wollin aufsteigen; die Fischerboote laufen aus, von der Morgensonne beschienen — ein stiller, freundlicher Herbstmorgen mit warmem Licht und kühlem Schatten.

Auch *Willy ter Hell*, obwohl zehn Jahre jünger als Hartig, ist Brachtschüler, und sein »*Brocken im letzten Licht*« darf sich wohl mit den Gebirgsbildern des Meisters vergleichen. Denn auch hier begegnet uns die starke, nachdrückliche Betonung des Wesentlichen, die alles Nebensächliche und Kleinliche unterdrückt, um den einheitlichen Grundeindruck zu steigern. Es ist gewissermaßen eine Übersetzung der Natur ins Stilvolle, eine Ausprägung ihres innersten und reinsten Wesens; ein Expressionismus im besten Sinne des Wortes. Solche Bilder können unmöglich bis zum letzten vor der Natur gemalt werden. Naturalistische Genauigkeit ist nicht ihr Ergeiz; vielmehr treten sie der Wirklichkeit mit dem Rechtsbewußtsein einer selbständigen Schöpferkraft gegenüber. So darf man hier auch nur von einem Motiveindruck sprechen, empfangen im März vorigen Jahres in St. Andreasberg, festgehalten in einer flüchtigen Farbenskizze, nur eine Notiz gewissermaßen, die erst im Atelier zum Bilde ausgestaltet werden konnte.

Fritz Burgers Kinderbildnis, in Tempera gemalt, ist eins der frischesten und klingendsten Bilder, die je aus der Hand dieses jetzt ganz zum Bildnismaler gewordenen Künstlers hervorgegangen. Hier ist die Farbe, diese lichte Reinheit des Weiß, Blau und Rot, selbst zum ausdrucksvollen Mittel der Charakteristik, der Schilderung des Jungen, Frischen, Kindlichen geworden. Man braucht bei diesen Farben nicht an Hodler zu denken, aber etwas Schweizerisches haben sie, etwas von dem Firnenglanz der Schneeberge und dem sonnenbestrahlten Gletschereis, und man darf wohl sagen, daß sie Burger, der um die Jahrhundertwende längere Zeit in Basel gelebt und gemalt hat, aus der Schweiz mitgebracht hat in das großstadtdunstige Berlin.

Auch die *Bildwerke* des Heftes sind Berliner Ursprungs, so verschieden sie auch im Material, in der Technik, in der Auffassung und im künstlerischen Ausdruck erscheinen mögen.

Arthur Lewin-Funcke ist, seit wir seine damals im ersten jungen Aufblühen begriffene Kunst in einem zusammenhängenden Aufsatz dargestellt haben (Band 100), seinen Weg weitergegangen, den Weg der feinsten und innigsten Beseelung der plastischen Form. Sein *Bildnis* (op. 60), eine Zierde der letzten Großen Berliner Kunstausstellung, könnte wohl auch »Sehnsucht« oder »Erwachen« heißen, so blumenhaft sanft und lieblich erschließt sich das Innenleben dieser zarten Mädchengestalt vor unserm Auge.

Hermann Möllers »*Weibliche Figur*«, ausgeprägt in einer schlichten, klaren Form, ist um einen Grad »literarischer«. Sie »sagt« mehr und »bedeutet« mehr. Wir wissen, daß dem Künstler, einem Thüringer, der seine entscheidenden Eindrücke in Italien empfangen hat, die Gestalt des deutschen Frühlings vorgeschwebt hat, wie er hoffend und sehnend ins Land schaut und sich eben zu seinem fröhlichen, belebenden Siegeszuge anschickt. Mit Bedacht wählte der Bildhauer zu seinem Werke altes abgelagertes deutsches Birnbaumholz, wodurch der goldige warme Ton der Figur erzielt wurde.

Reinhold Kübarts Jagdgruppe »*Windhund einen Hasen greifend*« (S. 645) ist ein durch die Kühnheit seiner Umrisse verblüffendes Virtuosenstück, fast ein Witz, der den geheiligten Stilgesetzen der Plastik ein Schnippchen schlägt, dabei aber auch schon ein klein wenig ins Kunstgewerbliche hinübergleitet. F. D.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenaufnahme aus dem 1. Akt von Pfitzners »Palestrina«. Nach der Aufführung in der Staatsoper zu Berlin (Gruppe der Konzilteilnehmer)

Musikalische Rundschau

Von Joachim Beck

Das wichtigste Ereignis des vergangenen Opernjahres ist das Heraufkommen des Österreichers Franz Schreker. Das Verdienst, diesen bedeutendsten und im letzten Sinne einzigen nachwagnerischen Tondramatiker entdeckt zu haben, fällt den musikalischen Häuptern der Stadt Frankfurt a. M. zu, insonderheit dem Kritiker Paul Bekker und dem Kapellmeister Rottenberg. Berlin wird erst im Herbst 1920 die Bekanntschaft mit den »Gezeichneten« machen können; darum sei heute schon Grundlegendes über den Komponisten gesagt.

Betrachtet man die Erscheinung Schrekers, so soll man sich hüten, das elementare, das beginnende Genie mit dem absteigenden zu verwechseln. Auch die Müdigkeit des zweiten kann etwas Rauschhaftes haben. Und Schreker, so zukunftsvoll und stilbildend seine musikalische Form auch sein mag, ist eine solche absteigende Erscheinung: der Dämon, der diesen Menschen beängstigend erfüllt und ihn zu einem solchen unerhörten Kunstwerk, wie es die »Gezeichneten« sind, befähigt hat, täuscht nicht darüber hinweg, daß Schreker aus Sehnsucht und aus einer gewissen Schwäche seine Kräfte zieht.

»Ich gab nur die Sehnsucht«, spricht sein Held Alviano Salvago, und von dieser Sehnsucht spricht auch Schrekers glühende, bebende Musik in jedem Takt, in jedem Ton; von ihr spricht schon das phantastische Buch, das er sich schrieb, mit seiner bedeutungsvollen, beziehungsreichen, gedrängten, hin und wieder funkelnden Sprache und seiner starken, fieberhaft erregten, auf psychologische Grundlage gestellten Handlung. Schrekers dramatisches Grundmotiv, das, wie Bekker in seiner Musterstudie über den Wiener nachgewiesen hat, ein urmusikalisches ist — das Phänomen des Klanges —, erscheint diesmal verdeckt und gleichsam überstrahlt von der Fülle der dramatischen Anschauung. Wie in den früheren Werken des Meisters, so steht auch diesmal im ideellen Mittelpunkt des Geschehens das Weib, das die seelenverwandelnde Macht des Sinnenzaubers an sich erfährt und ihrer Geschlechtsbestimmung anheimfällt, aber der Dichterkomponist hat dieses Thema in den »Gezeichneten« verklammert mit einer Künstlertragödie, mit der Tragödie des Narren in Apoll, der der Welt die Schönheit schenkt, selbst aber ein Hungernder, ein Ausgeschlossener bleibt. Ein brünstig heißer Renaissancestoff bildet den Rahmen für die Ereignisse. Alviano Salvago, der Krüppel, der Gezeichnete, hat das Traumland Elysium geschaffen, die Stätte wilder Liebesfeste, deren er selber nicht teilhaftig wird. In Carlotta Nardi, der Tochter des Bürgermeisters von Genua, naht ihm zum erstenmal

eine Frau: sie, die Künstlerin, das zwiespältige, quälende und empfindliche Wesen, das den Grafen Tamare, den Frauenbezwinger, abgewiesen hat, lädt den Krüppel zu sich, um ihn, seine Seele zu malen. Auf dem Atelier gesteht sie ihm ihre Liebe und neigt sich, in einem Anfall ihrer Herzkrankheit hingesunken, ihm zum Kuß. In einer Liebesnacht auf Elysium erliegt sie dann der Männlichkeit Tamares. Salvago, der die beiden aufscheucht, ersticht den Nebenbuhler, als er von ihm erfährt, daß sich das Mädchen freiwillig dargeboten hat. Carlotta, aus einer Ohnmacht erwachend, legt sich mit dem Namen des Buhlen auf den Lippen zum Sterben. Alviano wankt geistesumnachtet ab.

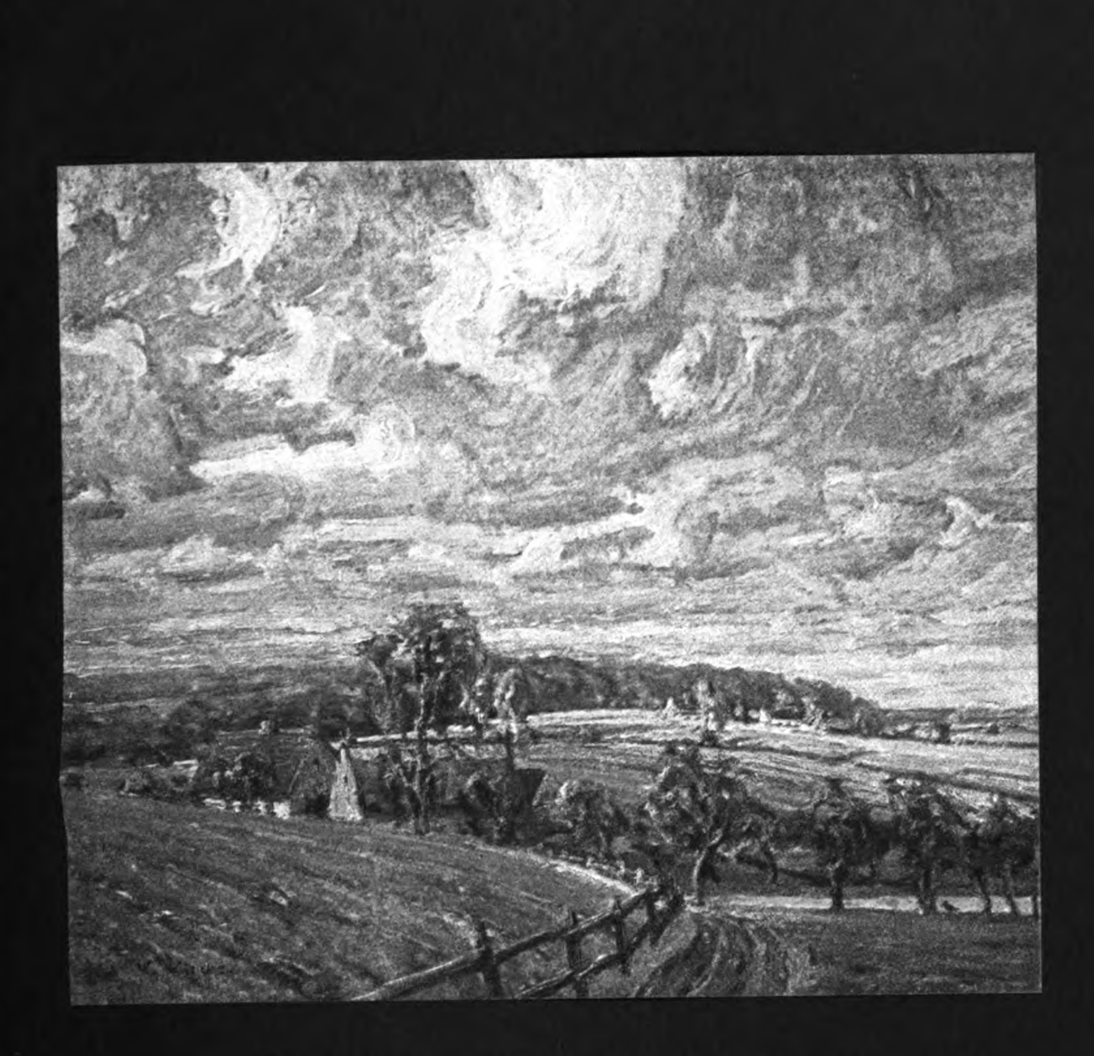
Dies Drama, das so reich an großen Gelegenheiten, kraftvollen Steigerungen, harten Kontrasten, warmen Gefühlen, feingestuften Seelenvorgängen ist, leidet nur an zwei »Mängeln«: an der Überfülle bunter Einzelheiten und daran, daß der sehr persönliche Charakter des Ganzen eine letzte Wirkung in die Breite auszuschließen scheint. Aber ist denn das, um nur die auffallendsten Beispiele heranzuziehen, im Ödipus, im Hamlet oder im Tristan anders? Dem Künstler ist es, in einem für einen Musiker bisher ungekannten Maße, gelungen, einen Frauentyp zu prägen, der trotz der geistigen Vaterschaft Otto Weiningers, trotz der Verwandtschaft mit neueren literarischen Gestaltungen in sich völlig neu ist. Bewundernswert und dramatisch in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist seine Technik, einen Charakter nicht zu erläutern oder ihn aus den schweren Entscheidungen, die er zu treffen hat, abzuleiten, sondern sein Bild lediglich aus dem H a n d e l n, den kleinen Lebensregungen zu gewinnen. Wenn dennoch das Drama beim Lesen etwas dunkel zu bleiben scheint, so darf man nicht vergessen, daß es erst durch den Ton zu völligem Leben gedeiht, ja, daß es überhaupt aus dem Ton geboren ist. Die Musik, die Schreker geschrieben hat, ist expressionistisch in einem volleren, bedeutenderen Sinne als die Literaturerzeugnisse unsrer Jüngsten. Hier herrscht eine unlösliche Verbundenheit von Text und Ton, wie wir sie seit dem Tristan nicht erlebt haben. So gewiß Richard Strauß den Wiener an Spannweite überragt, so hat er doch niemals in seiner (fast geschäftsmäßigen) Verbindung mit Hofmannsthal den Beruf zum Tondramatiker erwiesen: er komponiert von der Musik, nicht von der dramatischen Idee aus. Auch in der Salome hat er den »dekadenten« dichterischen Stoff mit einer so gar nicht dekadenten, höchst blutvollen Musik übergossen und zudem in diesen Grenzgebieten des Menschlichen keine tiefgreifende Innenwirkung erzielen können. In Schrekers Schaffen ist kein Strahl von Richard Straußens Licht nachzuweisen. Als ein Eigner steht der Schöpfer der »Gezeichneten« neben dem Münchner.



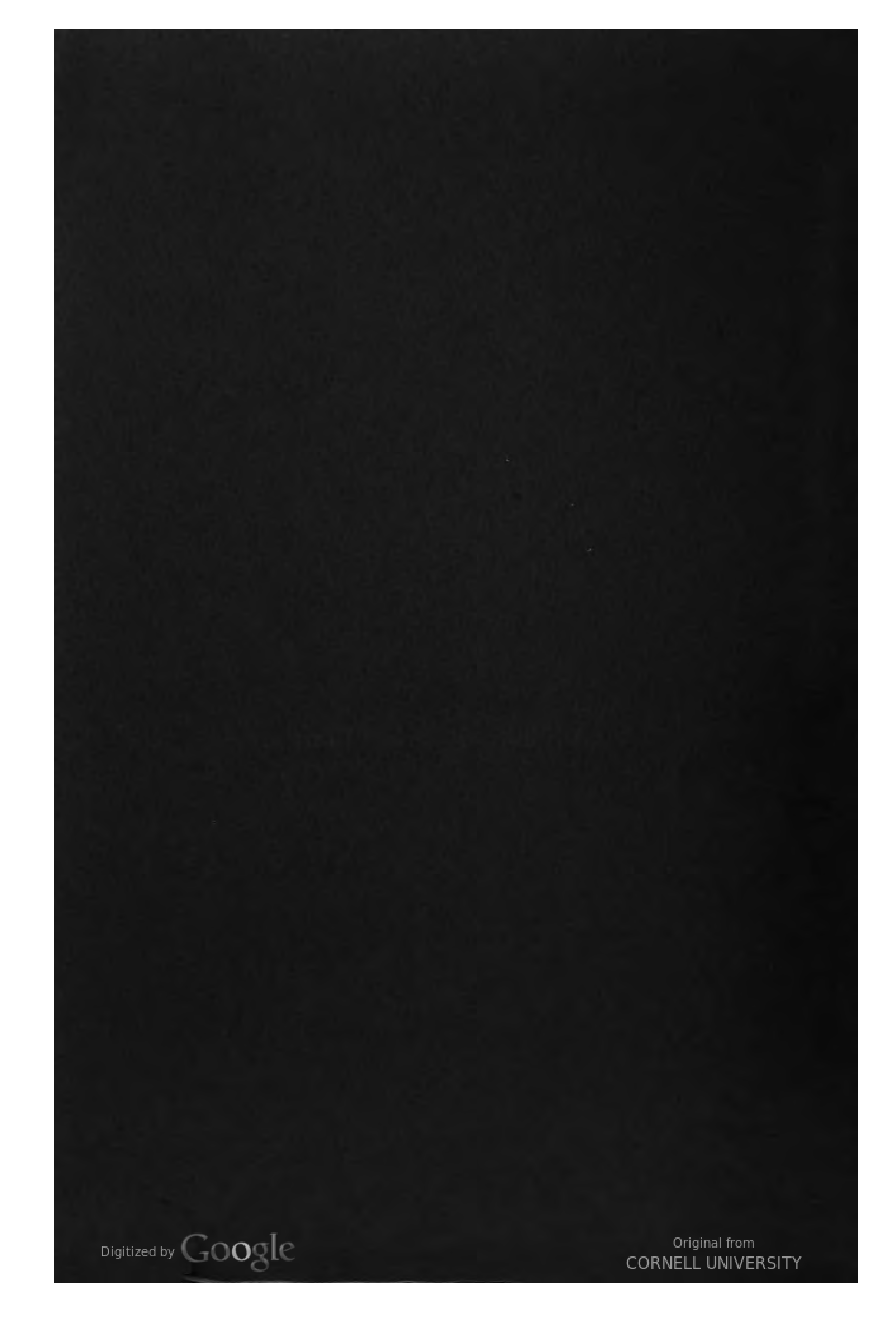
Aufn. Nini & Carry Heß, Frankfurt a. M.

Franz Schreker, Komponist der »Gezeichneten«

»Am liebsten male ich Seelen«, spricht einmal seine Heldin Carlotta Nardi. »Und könnt Ihr das?« fragt Alviano. Schreker kann es. Die psychologische Wahrheit seiner Tondramatik entschleiert Rätsel des Lebens, sie reicht bis ins Geheimnisvolle der Gehirnvorgänge, in die Untergründe der Geschlechtswelt. Die entscheidenden Begebnisse der Handlung, die seelischer Natur sind, werden auf ungeahnte Weise musikalisch durchsichtig. Wenn Carlotta, das halluzinatorische Mädchen, mit Alviano, dem Mißgestalteten, seltsame Zwiesprach hält, gibt es die intimste Seelenkunst, für die der Tondichter Mittel und Ausdruck hat. Nichts kommt an Bannkraft der genialisch durchblitzten Wahnsinnsszene gleich, wo der Komponist das Orchester verstummen läßt und nur den Tonfall der Alltagssprache musikalisch ausbeutet und überhöht. Noch aber sind wir nicht zum Mittelpunkt seiner Kunst vorgestoßen. Jene Urgewalten, aus denen Schreker schöpft, sind: Sinnlichkeit und — Schwäche. Alviano, der körperlich Geschlagene, stiefmütterlich Bedachte, der Mann, für den »nur in Träumen die kostbare Blume (die Schönheit) lebt«: das ist Schreker. Dieser Mensch mit seinen grenzenlosen Trieben und Sehnsüchten muß unsagbar unter dem Tage leiden. Längst wohl hätte er sich selbst verzehrt, wenn er nicht den Ausweg durch die Kunst, in der Kunst den Ausweg in die Phantastik hätte. Sobald er sich der Wirklichkeit zukehrt, wird er verlegen und banal, wie eine »komische« Bediensteten-Szene in ihrer Humorlosigkeit bezeugt. Aus der maßlosen, ob auch neurotischen Brunst



Wilhelm Wilcke: Aus der Mark



hat der Meister seine venezianische oder vielmehr genuesische Nacht geschaffen, einen hundertstimmigen Klangrausch, dessen Orchesterklang in seiner nebligen Verschwommenheit, seiner Flächigkeit nun freilich auch das Weiche seines Empfindens aufdeckt. Aber diese Schwäche Schrekers ist gerade das gestaltende Element seiner künstlerischen Eigenart. Müdigkeit und Inbrunst leuchten aus den Seiten seiner Partitur; sie geben schon dem formvollendeten, kunstvoll gebauten Vorspiel das Gepräge. Der wortreiche, exponierende erste Akt, der der Charakterisierung des »Gezeichneten« dient, weckt mit etwas krampfigen, überkommenen Naturalismen zunächst wenig Anklang. Erst in der Erotik spricht sich der Tondichter völlig aus. Die Art, wie er Carlottas Liebe ganz zag anlegt, entwickelt, steigert, wie er den Aufzug mit dem schmerzlichen Septimenthema, in dem so viel versinkende Schönheit ist, in lichten H-Dur-Höhen beschließt, zeugt von einem ungewöhnlichen Können. Der Mittelakt führt nach einer kürzeren, pathosschweren Einleitungsszene in Carlottas Atelier: wer diese Seelenmusik geschrieben hat, die die feinsten Beziehungen von Mensch zu Mensch bloßlegt, der ist ein Beweger! Auf Elysium verwandeln sich Instrumental-, Chor- und Solostimmen in ein uferloses, kochendes, wenn schon etwas untiefes Tonmeer, das, von einem Teufel aufgerührt, die Form wegzuschwemmen

Aufn. Nini & Carry Heß, Frankfurt a. M.

Else Gentner-Fischer als Carlotta in Franz Schrekers Oper »Die Gezeichneten«. Nach der Aufführung des Opernhauses in Frankfurt a. M.

droht und erst verebbt, wenn sich der Vorhang zum Schlußbild wieder öffnet.

Schreker hat hier Klänge in die Welt gesetzt, die vordem nicht bestanden. Wenn es in unsrer Zeit noch Schönheit gibt, so hat er sie festgehalten. Das feinste Ohr, ein undenklich ausgebildeter Tonsinn zeichnen ihn aus; der musikalische Ausdruck ist in der Tat durch ihn erweitert. So strebt er, ohne Absicht, vom alten Operntyp fort, um sich ihm wieder zu nähern, wenn er sich der Schilderung Tamares, des Idealbildes sieghafter Männlichkeit, und der Genueser Jugend zuwendet. Er macht nicht, wie Wagner, beschreibende oder szenische Musik, sondern spiegelt ins Innere, in die Verästelungen unsrer Seele, knüpft Verbindungen und zieht die verborgensten Fäden ans Licht. Weil er aber (ganz nebenbei) einer der größten Handwerker aller Zeiten ist, weil er den Eigenreiz der Tonarten ins Wesenlose zu verflüchtigen versteht, weil seine flimmernde Harmonik den Schein des bloß Spielerischen hat, nennt man ihn, wofern man ihn überhaupt ernst nimmt, einen »Meister der Farbe«, verwechselt man sein Schöpfertum mit der Kunst Debussys, hält man seine Begabung für abseitig und übersieht, daß sie im Mittelpunkt alles Schaffens: im Herzen sitzt. Schrekers Wagnisse sind nie Wirkungs-, immer Ausdrucksmittel. Seine Partitur, vor der wir staunend stehen, ist auf das feinste durchgearbeitet; in der tonartlichen wie in der



Aufn. Nini & Carry Heß, Frankfurt a. M.

Karl Ziegler als Alviano Salvago in Franz Schrekers Oper »Die Gezeichneten«. Nach der Aufführung des Opernhauses in Frankfurt a. M.


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenaufnahme aus dem 1. Akt von Pfitzners »Palestrina« (von links nach rechts: Karl Armster als Borromeo, Birgitt Engell als Ighino und Elfriede Marherr als Silla. Nach der Aufführung in der Staatsoper zu Berlin

rhythmischen Anlage ungemein frei, bietet sie instrumentale wie satztechnische Überraschungen der erlesensten Art. Das Orchester, in dem tausend Stränge schwirren, bewahrt trotz aller Vielstimmigkeit, trotz aller Siedehitze eine wundersame Klarheit, eine fast gläserne Durchsichtigkeit, die nun freilich wieder ein Abglanz der ermatteten Sinnlichkeit ist. Auffällig ist die häufige Verwendung der Celesta, der Harfe, all der elementaren Instrumente, die indessen bei Schreker kein nacktes Eigendasein mehr führen, sondern zu leuchtend warmem, schwellendem Zusammenklang gemischt werden.

Die zwei bedeutsamen Aufführungen des beispiellos schwierigen Werkes in Frankfurt und Dresden, die ich gesehen habe, ergänzen sich wechselseitig. In Frankfurt hatte man aus der Kriegsnot eine künstlerische Tugend zu machen versucht, indem man statt der naturalistischen Ausstattung Rollers, die dem Geist der Musik sowie den Absichten des Tondichters entspricht, die stilisierten, geschmackvollen, jedoch nicht allzu farbenfrohen Bühnenbilder Delavillas benutzte. Reichliches Gold betont dort die Renaissance. Rembrandtisch ist das letzte Bild gestellt, zu dem ein Vorhang von sattem Karminrot den Hintergrund abgibt. Die glühenden Gesichte des Tondichters sämtlich zu verwirklichen, wäre unmöglich gewesen: auf Eiland Elysium wird das Szenenbild geschickt vereinfacht; die Phantasie des Zuschauers beflügelt sich, da sie arbeiten darf. Unter einem unbewegten Nachthimmel stehen, von üppigen Blumendolden überwuchert, Terrassen, in die unterirdische Grotten eingebaut sind. Die Massenwirkung ist in Dresden stärker, wo der Chor zu wilder Raserei gepeitscht wird. Oberspielleiter d'Arnals, der nur mitunter eine überlebendig-ablenkende Regie führt, läßt auch die Gerüstlinien des Dramas klarer hervortreten, sondert den armen Narren schärfer ab und stellt die geistigen und bühnenmäßigen Höhepunkte der Handlung kenntlicher heraus. Dafür sind wieder die Kostüme wie auch die Dekorationen mit ihren verwaschenen Farben und der etwas überladenen, zergliederten Architektonik — die absichtsvoll grasse Sommernachtsvedute nehme ich aus — minder glücklich gewählt.

Wenn man von dem Frankfurter Darsteller des Alviano, Karl Ziegler, spricht, darf man mit dem höchsten Lob nicht sparen. So frei, so wahrhaftig wird man die Rolle kaum wieder gestaltet sehen. Zieglers Salvago ist ein grausam quälender und gequälter Mensch, ein Narr des Schicksals, ein »Gezeichneter«. Lichthungrig, zerrissen, selbstironisch, dabei so beseelt, von so zartem Wesen, daß die Liebe des Weibes zu dem Verkrüppelten glaubhaft wird. Erschütternd, wie er um eine verlorene Hoffnung bettelt: die Finger krampfen sich, die Augen stieren blöde, der Kerl ist wahnsinnig geworden. Man muß das gesehen haben, um seine Freude daran zu haben, wie maßvoll der Künstler bei alledem ist. Was aber auch Willensanspannung und Ausdrucksgewalt erreichen können, zeigt drüben Adolf Lußmann in einer schrekerähnlichen Maske. Carlotta Nardi, das doppeldeutige Geschöpf — sicherlich dermaleinst eine der umworbensten Frauenpartien unsrer Operndramatik —, wird in Frankfurt von Frau Gentner-Fischer bildkräftig, doch nicht so hoheitsvoll, so vielfarbig schillernd versinnlicht wie von Eva von der Osten, um die aller Zauber seltsamen Magd- und Bajaderentums ist, und deren gebrechliche Stimme hier einen merkwürdigen Lockreiz entfalten kann. Beide Aufführungen, die Dresdner von Hermann Kutzschbach, die Frankfurter von Dr. Rottenberg vorbereitet und geleitet, stehen musikalisch unantastbar da.

Das früher Königliche Opernhaus in Berlin hatte sich im Kriege zu einem glänzend gehenden Geschäftsinstitut, zu einem

Star-Theater entwickelt, in dem die Namen Jadlowker, Schwarz, Barbara Kemp, Claire Dux beherrschend waren. In der Tat konnten einige Aufführungen südländischer Werke, etwa »Carmens« oder derjenigen Verdis, unter der Leitung Leo Blechs in Rausch versetzen. Aber es blieb immer ein Theater der freien, unter keinen Regiewillen gezwungenen Sängerpersönlichkeiten, es lebte da keine Überlieferung im guten Sinne, es gab keinen einheitlichen Spielstil, keine überragende Kapellmeisterpersönlichkeit, keinen kulturvollen Spielordner und keinen zielsetzenden Direktor. Dies Haus, das müßig und unbekümmert um die Pflege der Lebenden, die Förderung der modernen Kunst oder auch nur einzelner Männer war, nahm seine Existenzberechtigung einzig aus dem Reichtum seines Ensembles her. Die Demokratie bekam ihm anfangs schlecht: es verödete, der Spielplan wurde immer eintöniger, die Mimenschar war innerlich zerrissen. Nach dem vergangenen Theaterwinter, dem leersten, dessen man sich entsinnt, darf man nun wieder Hoffnung schöpfen. Der Staatsoper insbesondere scheint unter der



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Barbara Kemp (Juana) und Josef Mann (Perez) in d'Alberts Oper »Der Stier von Olivera« (Staatsoper in Berlin)

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Michael Bohnen als General Guillaume in d'Alberts Oper »Der Stier von Olivera« (Staatsoper in Berlin)

Führung des durch seine reine Stuttgarter Bühnenleistung legitimierten neuen Direktors Max von Schillings Bestand, stetige Arbeit und kommende Blüte gesichert. Aber die Umstellung scheint schwierig und wird sich über Jahre erstrecken.

Die erste bemerkenswerte Tat, zu der sich die neue Direktion bekannte, war die Aufführung von Hans Pfitzners »Palestrina«. Über den Mann und das Werk ist an dieser Stelle schon ausführlich gesprochen worden, so daß sich eine eingehende Würdigung erübrigt. Eine »Sympathie mit dem Tode« — der Dichterkomponist hat es selbst einmal so genannt — liegt über diesem mild ergreifenden Abendwerk. Ein konservativer Geist, der wohl das Neue ahnt, für sein Teil aber dem Alten treu bleibt, spricht sich in ihm aus. Palestrinas Weg, der von faustischen Unruhen zum Frieden führt, ist auch Pfitzners Weg. Mit einem Erlebnis derart innerer Natur konnte der Dichter ein großes, abschließendes Bekenntniswerk nicht ausfüllen; er hat darum dem Künstlerschicksal ein Bild der Weltlichkeit gegenübergesetzt. Schopenhauers Satz, als Motto dem Werk beigegeben, daß neben der Weltgeschichte schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste gehe, hat in einer gewaltigen Konzeption seine

theatralische Veranschaulichung gefunden. Das Ganze ist aber aus dem Erlebnis einer einzigen bühnenmäßigen und zuinnerst musikalischen Szene herausgewachsen, aus der Szene, wo dem Meister Pierluigi die Empfängnis der Messe wird. Hier steigert sich Pfitzner zu der höchsten Höhe, die ihm erreichbar ist, zugleich zu einer objektiven Großtat der Musikgeschichte, wie sie nur ein Künstler von außerordentlicher Erlebnisfähigkeit verrichten kann.

Die Berliner Aufführung der »musikalischen Legende« steht nicht durchweg auf der Höhe der Münchner, die alles Gewicht von Karl Erb, einem mit dem Geniezeichen behafteten Spieler von erstaunlicher Einfühlungskraft, erhält. Herr Mann hat dawider sein ungleich größeres, sehr schönes Organ einzusetzen. Herr Armster stellt in Berlin einen herrischen Borromeo hin, der aber freilich noch nicht ganz die Konzentriertheit des Münchners Emil Schipper hat. Benders flutender Baß, der sich an der Isar der Partie des Papstes annimmt, hat nirgend eine Konkurrenz zu fürchten. Dagegen ist dem bayrischen Ighino, der kleinen Ivogün, die eine Leistung von zartestem Persönlichkeitswert bietet, Birgit Engell fast ebenbürtig.

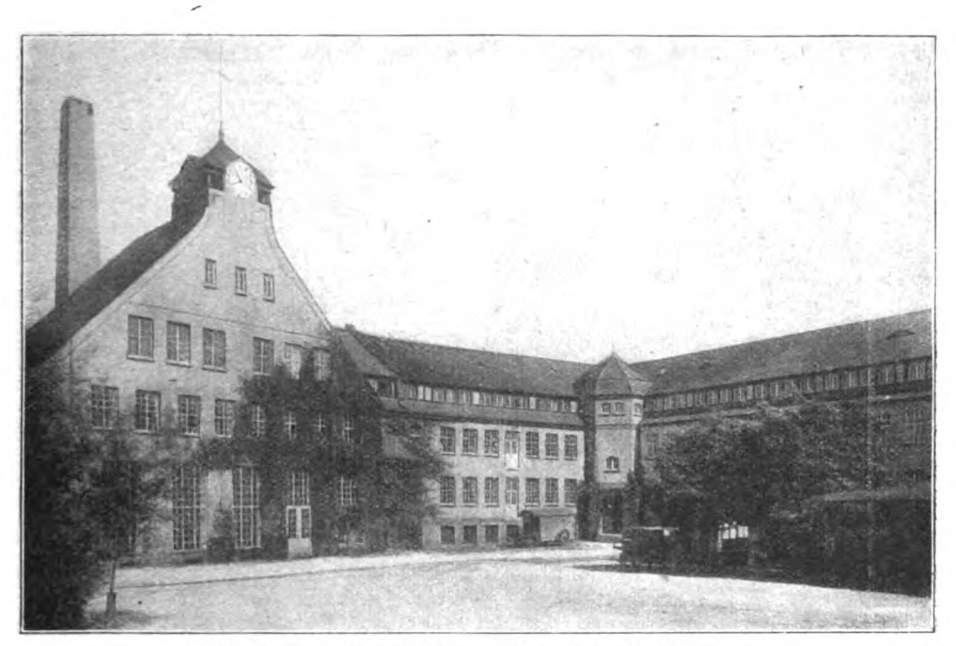
Die Sachlage zwingt, in diesem Zusammenhang von d'Alberts »Stier von Olivera« zu sprechen, der in der Staatsoper auf den »Palestrina« gefolgt ist und der sich in dieser Nachbarschaft eigentlich schämen muß. Aber man soll den Mann auch nicht unterschätzen, der der erfolgreichste Vertreter der »Theateroper« ist. Sein jüngstes Werk, die »Revolutionshochzeit«, soll seinen Ruf bestätigen, der »Stier von Olivera«, sein vorletztes, bestätigt ihn nicht oder doch nur teilweise. Wer die Publikumswirkung von »Tiefland« oder den »Toten Augen« einzig den brettergerechten Textvorwürfen zuschreiben wollte, der irrte; erfolgverleihend war die stürmische Kraft des Komponisten, der die Bühnenhandlung so fest anpackte. Diese Kraft scheint noch heute ungebrochen; ausschlaggebend für die Wertbestimmung ist vielmehr, daß d'Alberts formalistisches Gefühl diesmal versagt hat, daß er sich nicht durch seinen Stoff hat genugsam inspirieren lassen. Richard Batka hat das Textbuch aus einem Lilienfeinschen Drama mit plumper, niemals tieferritzender psychologischer Technik, aber mit kräftigen, vorwärtstreibenden Stößen gefertigt. In »Tiefland« hatten wir eine schöne musikalische Landschaft vor uns, im »Stier« steht dafür ein welthistorischer Fond, auf dessen Bildfläche zum Schluß Bonaparte sichtbar wird. Aus dem Gegensatz zweier Rassen, zweier Lebensalter wird der dramatische Reibungsstoff gewonnen: Juana, die lächelnd stolze Spanierin, wirft ihren Landesbedrücker, den frauenfremden General Guillaume, aus der Bahn, macht sich den kottwitzhaften Haubegen liebeshörig, betrügt ihn mit ihrem »Vetter« und wird von dem Alten in dem Augenblick erstochen, als ein Trommelwirbel den Kaiser anmeldet.

Der General Guillaume, in groben, aber deutlichen Umrißlinien hingesetzt, ist so recht die Figur, wie ein d'Albert sie liebt. Er hat die Partie naturgemäß ganz im Deklamatorischen gehalten, wie anderseits das Lokalkolorit, das Spaniertum, der Ernst des politischen Hintergrundes Farbigkeit und Empfindungsgröße verlangte. Hier aber wird die innere Lähmung des Autors spürbar. Nur einmal, wenn der Grande Marqués de Barrios auftritt, geht eine breite Welle durchs Orchester; sonst nimmt die Musik kaum die pastose Gebärde an, mit der sie agieren müßte. Sie hat, zieht man Äußeres, Triolen- und Bolero-Rhythmen ab, nicht viel Spanisches an sich, sondern setzt sich aus Carmen- und Tiefland-Repliken zusammen. D'Alberts heißes Temperament, seine leicht erreglichen Nerven geben seinen Opern ihre Bewegungskraft und ihren Aplomb; man soll die robuste Kraft, die ihnen innewohnt, nicht gering schätzen. Prometheisches Maß hat diese Kraft nun freilich nicht; der Eklektizismus des zwischen den Rassen stehenden Komponisten in der offenkundigen Mischung aus jungitalienischen und neudeutschen Stilelementen ist ja schon früh und oftmals erkannt worden. Verschiedenartige Kräfte sind bei diesem Manne eine Synthese eingegangen, die ihren internationalen Charakter gar nicht verleugnen will. Die Begrenztheit von d'Alberts »Fähigkeiten« spricht sich jedoch woanders, in einem Kernpunkt, viel bestimmender aus: seine Musik ist unwahrhaftig. Hinter dem Opernhaften tritt bei ihm nichts seelisch Berührendes hervor. Er dringt selten oder niemals in die Tiefe.

Stilistisch hat er sich nun wieder, nachdem er in den »Toten Augen« dem Zeitrahmen immerhin Rechnung getragen hatte, ganz seinem »Tiefland« verschrieben. Auch das Kompositionsschema ist wieder dasselbe wie in dem Frühwerk: die Handlung bewegt sich in raschem Tempo über lyrische Intermezzi, liedmäßige Einlagen dem Höhepunkte zu. Kurzatmige Motive reihen sich aneinander, werden moduliert, zu breitausgesponnenen, erinnerungsmäßig verwandten Leitmelodien erweitert und (nach dem Vorbild von Marthas Kirchgangszene) kontrapunktisch verstrebt. Die Orchesterzwischenspiele klingen recht gut, zeigen allerdings auch eine Abhängigkeit von den Carmenvorspielen. Der Dialog ist flüchtig skizziert und ohne besondere Feinheiten.

Die Staatsoper hatte das Werk in einer etwas nervösen Aufführung herausgestellt. So war man denn an diesem Abend gezwungen, sich ganz an die Einzelleistungen der Sänger, insbesondere an Michael Bohnen (General Guillaume) und an Barbara Kemp (Juana) zu halten.





Blick in den Hof der Deutschen Werkstätten in Hellerau

Handwerk und Kunstgewerbe

VII

Möbel und Hausrat aus den Deutschen Werkstätten in Dresden-Hellerau

Von Georg Schmitz

Auch der in harter, zielbewußter Arbeit von zwei Jahrzehnten aufgeführte Bau unsers Kunstgewerbes, eine der schönsten und stolzesten Leistungen deutschen Kulturschaffens, bebt unter den Stürmen der Gegenwart. Auf der einen Seite droht die Verarmung gerade der kulturtragenden Schichten unsers Volkes dem Kunstgewerbe den größten und verständnisvollsten Teil seiner Abnehmer zu rauben, auf der andern beginnt der zumeist aus der Tiefe jäh emporgestiegene neue Reichtum Forderungen an das Kunstgewerbe zu stellen, die weitab von den eben erst zu allgemeiner Geltung gelangten Richtlinien der Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit und Gediegenheit liegen. Diesen Gefahren gegenüber ist es Pflicht, das Errungene mit aller Kraft zu verteidigen und den Boden bereit zu halten für eine gesunde, den neuen veränderten Zeitverhältnissen angepaßte Fortentwicklung unsers Kunstgewerbes. Zu solcher Arbeit sind vor allem jene gewerklichen Unternehmungen berufen, die, auf gefestigter Überlieferung und gesicherter geschäftlicher Grundlage ruhend, im letzten Jahrzehnt durch praktische Tätigkeit der neuen deutschen Gewerbekunst zum wirklichen Erfolg und zu wahrhaft volkstümlicher Wirkung in die Weite verholfen haben.

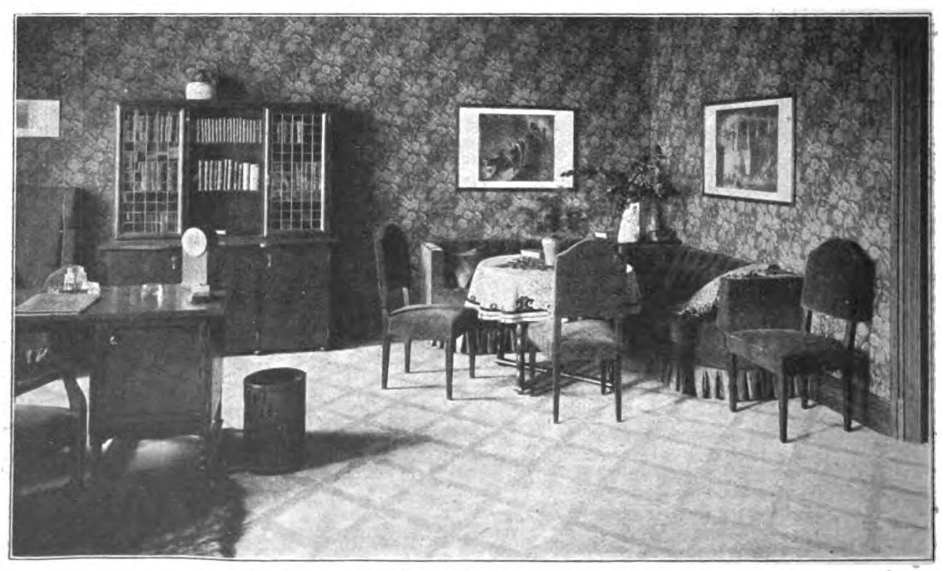
Als um die Wende des Jahrhunderts aus dem Moder einer entarteten Überlieferung der Sinn für Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit, Konstruktionsrichtigkeit und Stoffgerechtigkeit wieder auferstand, als man nach einer Zeit wurzelloser Fremdsucht sich zurückzufinden begann auf den gesunden Heimatboden des deutschen Handwerks, da gab es zwar eine große Anzahl von Architekten, Malern und Bildhauern — nur Obrist, Pankok, Riemerschmid, Olbrich, Paul und Behrens seien genannt —, die sich begeistert in den Dienst der neuen Bewegung stellten. Aber dieser Bewegung mußten der tiefe Widerhall und der volle Erfolg fehlen, solange sich zu ihnen nicht der werkgeübte, im Boden des Handwerks wurzelnde Arbeiter gesellte, der gewillt und fähig war, die ausgefurchten Gleise einer toten Überlieferung zu verlassen und auf die feste Grundlage heimischer Tüchtigkeit zurückzukehren. So galt es zunächst, die Fäden zu der alten handwerklichen Überlieferung wieder zu knüpfen, wie sie, zumeist in der wenig geachteten »Bauernkunst«, sich im Süden erhalten hatte, wäh-



Wohnzimmerecke. Entworfen von Karl Bertsch

rend sie im Norden Deutschlands so gut wie erstorben war. Im Süden gelang diese Anknüpfung daher auch am schnellsten, und daraus erklärt sich die reiche Befruchtung, die das neue Kunstgewerbe gerade von dort her, vor allem von Bayern, empfangen hat. Zugleich galt es aber auch, die alte Handwerkskunst mit dem Geiste der neuen Zeit zu erfüllen und durch sie die Mittel der Technik zu adeln, kurz: die Handwerkskunst mit der Maschine zu verbünden.

Es ist das Verdienst der Deutschen Werk-



Herrenzimmer. Entworfen von Lucian Bernhard

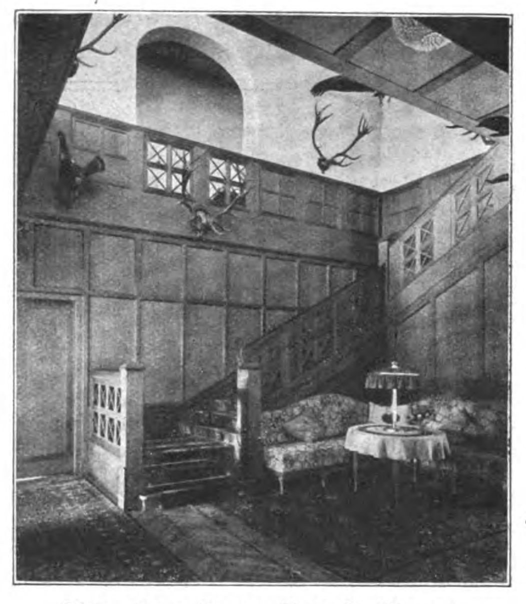


Musikzimmer. Entworfen von Prof. A. Niemeyer

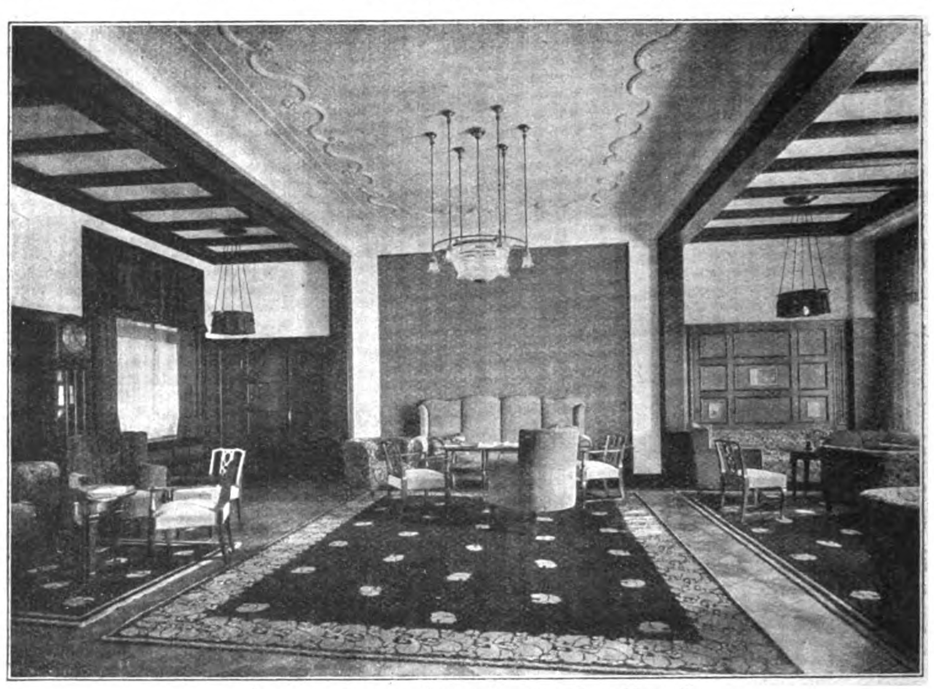
stätten zu Hellerau, zum erstenmal diese Verbindung von guter handwerklicher Überlieferung mit den Hilfsmitteln des technischen Großbetriebs ausgeführt und damit zuerst den neuen Gewerbestil zur Ausprägung gebracht zu haben, den wir in seiner schlichten, allem falschen Schein abholden Art als wahrhaft deutsch und zeitgemäß empfinden. Damit wurde das neue Kunstgewerbe, das bis dahin im wesentlichen einen aristokratischen Stempel getragen hatte, in den Kreis des Bürgerlichen und Volkstümlichen gerückt.

Schon in ihrem äußeren Bilde (Abbildung S. 653) prägen die Deutschen Werkstätten den neuen Geist der Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit aus. Richard Riemerschmid hat hier einen Zweckbau von echter Schönheit geschaffen und mit dieser Anlage als einer der ersten bewiesen, daß Fabrik und Schönheit ihrem Wesen nach nicht feindliche Begriffe sind, sondern sehr wohl sich miteinander vereinigen können, sofern nur der Architekt es versteht, die Form aus den besonderen Bedingungen der Aufgabe heraus erwachsen zu lassen. Der steile Giebelbau betont die hohe Halle der Kraftzentrale, während das eigentliche Fabrikgebäude sich breit hinlagert und schon in seinen zahlreichen Fenstern die prangende Helligkeit seiner weiten Säle ahnen läßt. Mustergültig wie die Arbeitsräume sind auch die Wohnungen der Arbeiter in der von dem Gründer der Deutschen Werkstätten angelegten Gartenstadt Hellerau.

Die Grundlage der Deutschen Werkstätten, die ihre Hauptaufgabe in der Herstellung von Möbeln nach den Richtlinien der Sachlichkeit, Stoffgerechtigkeit und Gediegenheit sehen, bildet das Handwerk, aber sie beschränken sich nicht auf einzelne, in mühsamer Handarbeit hergestellte und darum sehr teure und kostbare Möbelstücke, sondern sie pflegen vor allem auch die Massenherstellung, ohne dabei jedoch die schon gekennzeichneten Richtlinien zu vernachlässigen. Da gute Handarbeit teuer, heute in den Zeiten der hohen Arbeitslöhne und der gesunkenen Leistung sogar außerordentlich teuer ist, kann sie nur für auserlesene Stücke in Betracht kommen. Billige Handarbeit läßt sich immer nur auf Kosten der Güte erzielen. Daher wird in den Deutschen Werkstätten die stoff-, zeit- und arbeitsparende Maschine in weitestem Maße angewendet. Es ist heute wieder einmal zeitgemäß geworden, gegen die



Diele. Entworfen von Prof. A. Niemeyer



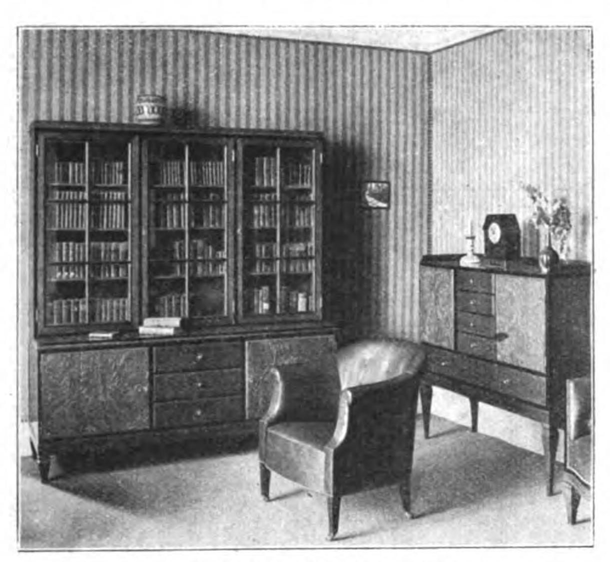
Empfangszimmer. Entworfen von Karl Bertsch

Maschine Sturm zu laufen, weil man die reine handwerksmäßige Arbeit gegen sie in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Ein aussichtsloses Beginnen, ebenso aussichtslos wie in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Kampf gegen die mechanischen Webstühle. Heute mehr denn je muß für uns die Forderung größtmöglicher Billigkeit maßgebend sein. Die Anwendung der Maschine braucht weder einen Verzicht auf Schönheit noch auf Güte zu bedeuten. Das zeigen die Gebrauchsmöbel der Deutschen Werkstätten aufs deutlichste. Es kommt nur darauf an, daß der entwerfende Künstler, wie es hier geschieht, seinen Entwurf der Arbeit der Maschine anpaßt, daß er ihre besonderen Bedingungen mitbestimmend für die Formengebung sein läßt. Da die Maschine am vorteilhaftesten bei einer möglichst großen Anzahl gleichförmiger Teile arbeitet, drängt sie aus ihrem inneren Wesen zur Ausprägung von Normalformen hin, ein Vorgang, der sich in andern Industriezweigen, z. B. in der Metallbearbeitung, bereits zum großen Teil durchgesetzt hat, zum Teil unter dem Zwang der wirtschaft-

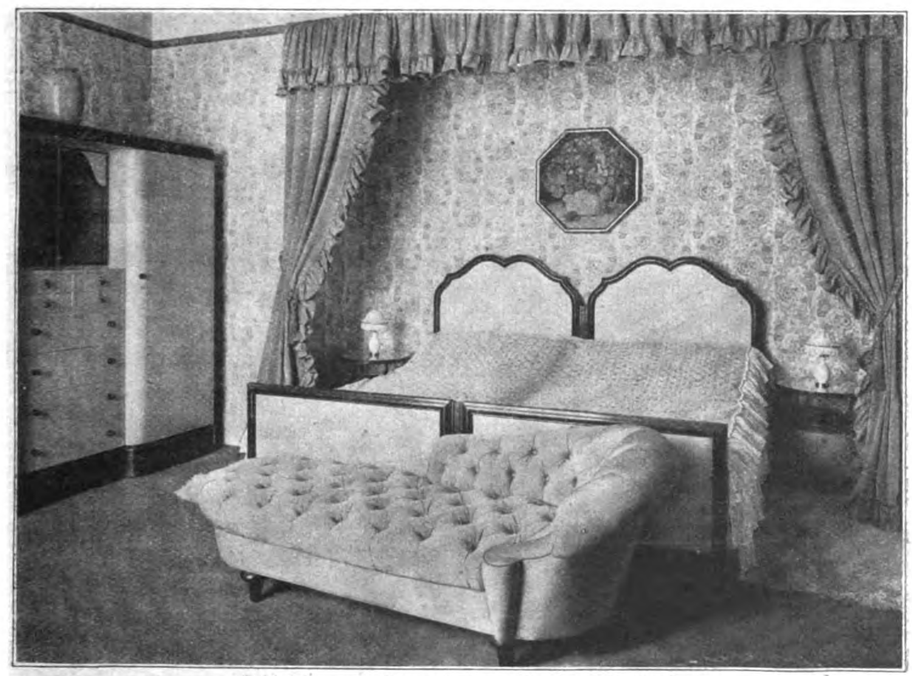


Geschirrschrank. Entworfen von Prof. A. Niemeyer

lichen Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit herbeigeführt werden wird. Zugegeben: noch sträubt sich in unserm Inneren etwas gegen den Gedanken der Typisierung der Möbel und des Hausrats, mit denen sich für uns eine Fülle von Gemütswerten verbindet, aber sie ist eine nationale Notwendigkeit geworden, der gegenüber die Stimme unsers Herzens zu schweigen hat. Eine große Aufgabe steht der deutschen Gewerbekunst hier noch bevor, und es kennzeichnet den frischen Gegenwartsgeist und die Zeittreue der Deutschen Werkstätten, daß sie sich bereits der Herstellung von Reihenmöbeln zugewandt haben. Auf diese Weise lassen sich Gediegenheit und Schönheit mit einer geradezu erstaunlichen Billigkeit vereinigen, wie z. B. der von Professor Riemerschmid entworfene, in Form und Ausführung gleich ausgezeichnete »Hellerauer Stuhl« beweist, der auf dem besten Wege ist, die minderwertigen Schöpfungen der gewöhnlichen Stuhlfabriken aus der guten Bürgerwohnung zu verdrängen. Nicht die Mittel der Bearbeitung, ob Handwerkzeug oder Maschine, entscheiden über den künstleri-



Bücherschrank. Entworfen von Karl Bertsch



Schlafzimmer. Entworfen von Lucian Bernhard



Anrichte. Entworfen von Karl Bertsch

schen Wert eines Gegenstandes, sondern bestimmend dafür ist das künstlerische Können seines geistigen Schöpfers. Ebensowenig ist der Stoff, also in diesem Falle das Holz, ausschlaggebend für den künstlerischen Wert. Auch mit herkömmlichem Material, wie es etwa das Fichten- oder Kiefernholz ist, lassen sich durch Behandlungsart, Farbengebung, Betonung der sachlichen Eigenart usw. starke Werte erzielen. Erinnern wir uns, daß in wirtschaftlich außerordentlich beengten Zeiten Schinkel seine Bauten errichtete, die wir als



Anrichte. Entworfen von Lucian Bernhard

letzte Offenbarungen eines Zeitstils schätzen, obwohl sie auf die einfachsten Baustoffe beschränkt sind.

Unter der großen Zahl der künstlerischen Mitarbeiter der Deutschen Werkstätten finden wir Namen wie Riemerschmid, Bernhard, Behrens, J. Hoffmann, Niemeyer, Bertsch und Gußmann. Sie allein sind Bürgschaft genug für den Wert der Schöpfungen dieser Werkstätten, von denen die Bilder dieses Heftes ein paar bescheidene Proben geben. All diese Möbel zeichnen sich durch ihre Gediegenheit und ihre Ehrlichkeit in Stoff und Form aus. Kein Blendwerk, sondern guter, haltbarer Hausrat, wie unsre Großeltern ihn ihren Kindern vererbten.



Damenzimmer. Entworfen von Lucian Bernhard

Die Deutschen Werkstätten, aus einem kleinen Handwerksbetrieb mit zwei Arbeitern erwachsen, sind heute das führende Unternehmen auf dem Gebiet der deutschen Wohnungskultur. Sie sind bahnbrechend für die schnelle und glückliche Entwicklung unsrer Gewerbekunst geworden, die nicht zuletzt durch ihre Arbeit zu einer Beglückerin des gesamten deutschen Volkes geworden ist.



Aus der Gartenstadt Hellerau

Literarische Rundschau

Ein paar Gesamtausgaben dichterischer Lebenswerke verdienen Beachtung und Empfehlung, schon weil sich der Wagemut deutscher Verleger, einst gerade auf diesem Felde so rege, jetzt manche Fessel auferlegen muß.

Zum zweitenmal kritisch durchgesehen und erläutert erscheinen Schillers Werke in Meyers Klassikerausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut). Ihr ursprünglicher Herausgeber, Professor Ludwig Bellermann, einer unsrer hervorragendsten Schulmänner, war bei sinkender Kraft allein dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, so bestellte ihm der Verlag ein paar jüngere germanistische Helfer: Albert Leitzmann als Bearbeiter der Geschichtswerke, Robert Petsch als Erläuterer der philosophischen Schriften, Wolfgang Stammler als Nachprüfer der Texte. Diese vier haben nun zunächst eine kleine Ausgabe in 9 Bänden besorgt (geb. in Halbleinen 63 M), in der nur noch die Lebensgeschichte des Dichters, die Einleitung und Anmerkungen zu dem Gedichtband und zu den wichtigsten Dramen Bellermanns eigne Arbeit sind, alles andre schon von den neu hinzugetretenen Kräften stammt. Darin liegt die Bürgschaft für eine gründliche und gewissenhafte Ausbeute der Schillerforschung auch der neuesten Zeit und der entferntesten Herkunft.

Derselbe Verlag bietet, gleichfalls in kritisch durchgesehener und erläuterter Ausgabe, Scheffels Werke in vier Bänden dar (in Halbleinen geb. 28 M). Da gibt es für den Herausgeber Friedrich Panzer viel zu tun. Denn fast überall mischt sich bei Scheffel in die naive Dichtung die Gelehrsamkeit, und was von ihr kommt, bedarf nun mal der sorgfältigen Erläuterung, soll es nicht den Genuß hemmen. Panzer besorgt das Nötige und Nützliche mit Maß, Geschmack und Klarheit und schickt dem Ganzen einen ausführlichen Lebensabriß, den einzelnen Dichtungen literarhistorische und kritische Einleitungen voraus.

Wäre Ernst von Wildenbruch nur der »Hohenzollerndichter« gewesen, so hätte der Sturz der Wilhelminischen Herrlichkeit unter ihren Trümmern wohl auch seinen Ruhm begraben. Aber er war mehr. Er war ein Verkünder des Preußengeistes und ein Verherrlicher des Deutschbewußtseins; nie hat sich seine Stirn in byzantinischer Schmeichellust vor Kronen und Thronsesseln gebeugt, oft hat er den Speer der Wahrheit auch gegen die »steile Höh'« geschleudert, »wo Fürsten stehn«. Freilich, mit großem Gepäck wird er kaum auf die Nachwelt kommen; die 17 Bände der von Litzmann besorgten Gesamtausgabe sind auf einen kleinen Kreis von Liebhabern und Gelehrten angewiesen. Deshalb war es ein glücklicher Entschluß des Groteschen Verlages, gerade jetzt, wo Deutschlands Not wieder nach einer Prophetenstimme ruft, Ausgewählte Werke Wildenbruchs erscheinen zu lassen: vier mittelstarke Bände, in denen das Wesentlichste und Dauerhafteste seiner Dramatik, seiner Lyrik und auch seiner Erzählungskunst beisammen ist. Nicht rein ästhetische Maßstäbe, sondern mehr inhaltliche und erzieherische haben diese Auswahl bestimmt. So überwiegt in den Gedichten das Vaterländische und Balladenhafte, in den Dramen das Geschichtliche und Soziale, in den Novellen das Problematische, die Auseinandersetzung mit dem Christentum, das Verhältnis zum Frauendasein, zum Kinderleben und zum Humor. Ein paar der starken Bekenntnisaufsätze machen den Beschluß. Es ist zu hoffen, daß diese von Hanns Martin Elster mit einem Lebensbild und einer literarhistorischen Würdigung des Dichters eingeleitete Ausgabe an ihrem Teile dazu mitwirken wird, die Seele der Deutschen, zumal der deutschen Jugend, wieder aufzurichten, so wie Wildenbruch es sich gewünscht hat: »durch großes, begeisterndes Wort, durch Hinweis auf die Taten der Väter, durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken«.

Die nächste Gesamtausgabe, der wir begegnen, gilt schon einem Lebenden. Zu Fritz Mauthners 70. Geburtstage (22. November 1919) hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart seine Ausgewählten Schriften in sechs Bänden erscheinen lassen (geb. 60 M). Sie umfassen das dichterische Lebenswerk Mauthners, wenigstens in denjenigen Werken, von denen seine eigne strenge Selbstkritik annimmt, daß sie das Beste und Dauerhafteste außerhalb seiner wissenschaftlichen Arbeiten darstellen. Ob dazu auch die bisher unveröffentlichte Dichtung »Narr und König«, eine bitterscharfe, in das Gewand eines »west-östlichen Märchens« gekleidete Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Wilhelms II. zählt, läßt sich bezweifeln, ein so tiefdringender psychologischer Scharfblick und hoher sittlicher Ernst darin auch walten mag. Daß bei Mauthner freilich nichts von jener erbärmlichen Deutschverleugnung mitspielt, die jetzt in gewissen Literatenkreisen wie der Aussatz umgeht, beweisen in demselben Bande die Gedichte und die »Totengespräche«, besonders aber die »Böhmischen Novellen« im vierten, aus denen so viel Liebe für deutsche Art und Kultur spricht. Den Meister der Satire und Travestie beglaubigen nicht nur die (hier leider nur in knapper Auswahl mitgeteilten) geist- und witzfunkelnden Parodien »Nach berühmten Mustern«, sondern mehr noch die anmutige Umdichtung der Ars poetica des Horaz (Dilettantenspiegel) und die beiden Romane »Xanthippe« und »Hypatia«. Auf der Höhe seiner Begabung steht Mauthner aber erst da, wo sich der Dichter mit dem Philo-

sophen paart, wie im »Tod des Gautama Buddha«, einer Dichtung, die an Tiefe der Empfindung und Freiheit des Geistes ihres großen Stoffes würdig ist. In die geistige Nachbarschaft dieses Werkes gehören endlich auch die Parabeln des »Märchenbuches der Wahrheit« oft farbenprächtige und witzsprühende, aber auch gemütvolle Gebilde dichterisch schauender Weisheit.

Eine ähnliche Ehrung, wie die Deutsche Verlagsanstalt dem Denker und Forscher von Meersburg zu seinem 70., hat der Verlag von S. Fischer in Berlin seinem literarischen Berater **Moritz Heimann** schon zum 50. Geburtstage erwiesen: durch die Herausgabe einer Sammlung **Prosaische Schriften** (3 Bände, geb. 30 ℳ). Sie gliedert sich in Politisches, Literarisches, Reinmenschliches. Diese Teilung nach den Gegenständen ist jedoch nur äußerlich; im Grunde mündet alles bei Heimann im Menschlichen, wie es dort entquillt. Ein feuriges und heiliges Gemeinschaftsgefühl lebt in diesem Schriftsteller; so egozentrisch, subjektiv und zuweilen abseitig seine Ausdrucksform erscheint, er will wirken, helfen, fördern, indem er nach der Wahrheit, nach dem fruchtbaren Kern der Dinge sucht oder sogar den Weg von dem Gedanken zur Tat zeigt. So unterscheidet er sich aufs vorteilhafteste von den übermodernen Literaten und Ästheten, die selbstgefällig nur ihren Geist leuchten lassen, um ihr liebes Ich in Szene zu setzen oder — was oft dasselbe ist — den »Bürger« zu verblüffen und herauszufordern. Dennoch überwältigt auch ihn öfters seine Geistreichigkeit. Man findet bei ihm zu oft das Besondre, selten das Notwendige, kaum je das ganz Einfache und Natürliche. Nicht daß er eitel wäre, nicht daß er um jeden Preis geistreich sein **wollte**. Aber er vergibt es sich nicht, das Nächstliegende auszusprechen, wohl weil es ihm zu bequem ist. Und bei all seinem Drang ins geistige Gemeinschaftsleben kommt er eigentlich aus dem Monologisieren nicht heraus. Gern hört man seiner leisen, weichen und zärtlichen Stimme zu, besonders wenn er über jüdische Themen spricht, und man geht nie ohne Bereicherung und Vertiefung des Lebensgefühls von ihm, ja, die kleinen Dinge des Alltags, sonst leicht verachtet, bekommen bei ihm einen eignen stillen und feinen Glanz. Der dritte Band, wo der Poet, ein keineswegs von der Großstadt, mehr vom dörflichen Leben genährter Poet spricht, ist mir der liebste: da ist man dem Menschen Heimann am nächsten, und vielleicht bedeutet das auch in den Augen andrer schon ein Lob, das zum Lesen der schmucken Bändchen lockt.

Die **Gesammelten Werke** des Dänen **Hermann Bang**, die uns S. Fischers Verlag jetzt wieder in vier starken Bänden vorlegt, sollten, wie uns Felix Poppenbergs aus dem Dezember 1914 datierte Einleitung verrät, schon vor fünf Jahren erscheinen. Der Grund, weshalb sie während der Kriegszeit zurückgestellt worden sind, liegt auf der Hand: diese müden Geschichten handeln alle von Menschen, die am Leben leiden und doch nicht sterben wollen, sie sind alles andre als Werke der Kraft und hätten sich mit dem Waffenklang des Krieges schlecht vertragen. Bang selbst hat einmal als das Leitmotiv seiner Bücher den Satz formuliert, sie schilderten Menschen, »die gleich einem langen düsteren Zug von Lasttieren langsam durch die Lebenstage dahin dem Grabe entgegentreiben«. Einen Heiltrank schlürft man aus seinen Werken gewiß auch heute noch nicht. Aber vergessen wir nicht: sie sind auch noch etwas andres als Taumelsäfte, sie sind Bücher der Güte, die zum Mitgefühl aufrufen, und sie verstehen sich auf die Beschwörungskunst der den Menschen hetzenden und quälenden Gespenster, indem sie »den Dämonen den Gorgospiegel vorhalten, daß sie versteinern«. Immer, von seinem ersten größeren Buch, den »Hoffnungslosen Geschlechtern« über das »Weiße« und das »Graue Haus«, über die Romane »Am Wege«, »Ludwigshöhe« und »Michael« bis zu seinem letzten, den »Vaterlandslosen«, hat Bang sich selbst geschildert, mit ihm aber zugleich ein gutes (oder böses) Stück von dem europäischen Menschen, wie er aus dem 19. ins 20. Jahrhundert hinübertaumelte. So wird diese Gesamtausgabe zu einem Spiegel der Erkenntnis für manche Schwäche, manche Verirrung, manche Verzerrung, die das Bild unsrer Zeit entstellt hat und, ins Groteske entartet, heute erst recht entstellt. Es wäre vielleicht nur eine neue Feigheit, wollten wir solchem Menetekel mit geschlossenen Augen zu entfliehen suchen. Und unsrer Sehnsucht nach einem Reineren, Höheren und Edleren antwortet das Werk dieses Dichters doch auch. Vor allem in seinen zarten, blumenhaften, vom Leben angefröstelten oder schon entblätterten Frauenseelen schwingt dieser feine Geigenklang einer weichen, wunden Sehnsucht. Auch wenn ihr keine Erfüllung, immer nur Entsagung oder Enttäuschung beschieden ist, sie hat doch etwas Emporziehendes, leise Lockendes, sanft Tröstendes. Am leichtesten wird man den Weg zu Bang in seinen Novellen finden, die denn auch, mit einer Auswahl von Skizzen und Essays, einen ganzen Band der Ausgabe füllen.

F. D.

Almanache, Kalender und Jahrbücher

Der **Almanach** war einst, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Ausdruck einer besonderen ästhetischen Kultur, einer auf das Schöngeistig-Literarische eingeschworenen Gesellschaft, und am liebsten hielt er sich im Damenzimmer oder, wie man damals allgemein sagte,



im Boudoir auf. Ja, es ist kaum zuviel behauptet, wenn man ihn den ersten und erfolgreichsten Erzieher der Damenwelt nennt, dem sie ihre vertrautere Bekanntschaft mit Wissenschaft, Kunst und Literatur verdankt. Freilich wurde diese Bildung sozusagen in Bonbonform verabreicht, verzuckert und vergoldet, verzierlicht und verwitzelt. Der politische Ernst der Zeit, der mit der Französischen Revolution heraufzog, hatte es deshalb auch nicht allzu schwer, dem Almanach das Lebenslicht auszublasen. Das Jahr 1848 galt als sein Todesjahr auch bei uns. Aber er stand wieder auf. Zunächst auf den Krücken der Modegeschichte, die in den zierlichen, mit farbigen Kupfern geschmückten Bändchen so viel Feines, Zartes, Intimes und Persönliches fand, dann auf eignen Füßen als Werbezeug einzelner Verlagshandlungen, die sich der alten Almanachform bedienten, um ihre Veröffentlichungen in einer feineren Reklameform bekannt zu machen und mit Kostproben an die volle Tafel ihrer Genüsse zu locken.

Ein Muster- und Meisterstück dieser Art ist der Almanach auf das Jahr 1920 des Verlages von Fritz Gurlitt (Berlin W 35). Da geben sich wohl ein halbes Hundert Schriftsteller und Künstler des Gurlittschen Verlages ein Stelldichein mit Novellen, Skizzen, Gedichten, kleinen Abhandlungen und Plaudereien, mit Studien, Zeichnungen und Wiedergaben von Gemälden und Bildwerken. Es sind meistens moderne »Geister«: Theodor Däubler, Kasimir Edschmid, Arno Nadel, Oskar Kokoschka, Willy Jaeckel, Renée Sintenis, Max Pechstein usw., die sich auf diesen Blättern zusammenfinden, aber es fehlt doch auch nicht an Vertretern der älteren Generation, die ein Stück Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft hinüberzuretten suchen, neben Corinth, Lesser Ury und Max Slevogt findet sogar der achtzigjährige Thoma sein Plätzchen, und die Historiker der schönen Künste, wie Osborn, W. F. Storck, Alfr. Rich. Meyer, Biermann und Meyer-Graefe, sind redlich bemüht, die Brücke zwischen einst und jetzt, zwischen frommer Ehrwürdigkeit und selbstherrlicher Frechheit zu schlagen. Ein Scherben nur vom Spiegel der Zeit, aber ihr nervöses, von tausend sich kreuzenden Gedanken, Stimmungen und Leidenschaften durchfurchtes Antlitz blickt auch aus diesem Splitter.

Wie die Schwester dem Bruder, so ähnelt diesem Gurlittschen Almanach das von demselben Verlage ausgegebene Damen-Brevier. Ein zierliches, einschmeichelndes Büchlein mit vielen hübschen Bildern und Zeichnungen, wie es Frauenhände und Frauenaugen gern haben. Für den bunten, manchmal etwas leichten und oberflächlichen Text ist aber doch bezeichnend, daß er starke Anleihen bei der Literatur einer galanteren Vergangenheit machen muß; Artigkeit und Schöntuerei sind doch wohl Gewächse, die im Wirtschaftsgarten der Gegenwart nicht mehr recht gedeihen wollen. Da werden mit Gedichten und kleinen feinziselierten Prosastücken nicht bloß Bettina von Arnim, Clemens Brentano, Jean Paul, Fürst Pückler-Muskau, Theodor Storm und Conrad Ferdinand Meyer zu Gaste geladen, da müssen sich auch Schiller, Goethe, Kotzebue, Wildenbruch, Poppenberg mit Ricarda Huch, Herbert Eulenberg, Toni Schwabe und Max von Boehn begegnen, um über die unsterblichen Themen der Liebe, der Mode, des Theaters, der Malerei, des Briefes, der Tafel, des Tanzes, der Puppe und des — Kinos zu plaudern. Kein Wunder, daß bei solcher Vielfältigkeit der Instrumente dem Herrn Kapellmeister himmelangst geworden ist. Oder warum hätte er sonst seinen Namen verschwiegen?

Wie ruhig wird es um und in uns, wenn wir nun den neuen Goethe-Kalender aufschlagen (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung). Da wird nicht etwa das flatternde Panier der Zeit, des so ganz anders gearteten Lebensgeschlechtes gegen den Alten von Weimar aufgeworfen, sondern der Herausgeber, Dr. Karl Heinemann, der Goethe- und Frau-Aja-Biograph, läßt ihn und die Seinigen, um deren persönliches und geistiges Zusammenleben auch dieser Jahrgang wieder kreist, hauptsächlich selbst reden: in Briefen, Tagebuchblättern, Gesprächen, Gedichten und bedeutsamen Einzelstellen größerer Werke, in denen dann freilich manchmal doch, wie es bei einem so allseitigen Geiste wie Goethe nicht anders sein kann, Not und Schmerz, aber auch Trost und Hoffnung der Gegenwart anklingen. Dem Herausgeber sind wir dankbar für ein paar kurze, das Wichtigste trefflich zusammenfassende Darstellungen der Nachkommen und Vertrauten des Dichters, wodurch das Mosaik der Zitate erst den rechten Zusammenhalt bekommt.

Von den vielen Landschaftskalendern seien wenigstens zwei als besonders gelungene Leistungen hervorgehoben. Die von Christian Rauch herausgegebene »Hessenkunst«, ein volkstümliches Jahrbuch für Kunst- und Denkmalspflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet, hat es schon bis zum 14. Jahrgang gebracht (Marburg, N. G. Elwert). Einen erlesenen Schmuck gewinnt dieser neue Jahrgang an den feinen Landschaftszeichnungen Heinrich Ottos, die den Kalender begleiten; aber auch ein paar literarische Beiträge stehen darin, die von dauerhaftem und allgemeinem Wert sind, z. B. der illustrierte Aufsatz über die jetzt hundert Jahre alte Willingshäuser Malerkolonie. — Ein echtes Volksbuch ist gleich beim ersten Ansatz dem Ulmer Lehrer und Schriftsteller Hans Reyhing in seinem »Schwäbischen Heimatkalender« gelungen (herausgegeben im Auftrage des Vereins für Förderung der Volksbildung; Stuttgart, Strecker & Schröder). Der weiß aus eigner



übung, was das Volk, der Bürger und Bauer, in so einem täglichen Gesellen seiner ernsten und heiteren Feierabendstunden sucht an Unterhaltung, Belehrung und Gemütserquickung. Wort und Bild fügen sich hier ohne Schulmeisterei zu einem klar erkannten, fest im Auge behaltenen volkserzieherischen Zwecke zusammen, und selbst das in diesem Wirkungskreise doppelt schwierige Gebot, den Leser ohne Bruch mit der alten auf die neue Zeit vorzubereiten, ja, die Versöhnung mit ihr anzubahnen, zeigt sich meisterhaft erfüllt.

»Selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermissen wir ungern«, heißt es in den »Wanderjahren«. Wieviel mehr das Angenehme! Meyers Historisch-Geographischer Kalender (Leipzig, Bibliographisches Institut) blieb eine Weile aus; da spürten wir erst, was er uns seit zwanzig Jahren war und alltäglich gab. Nicht nur, daß er uns jeden Morgen ein neues Bild, den Kopf einer berühmten Persönlichkeit, eine Landschaft aus Heimat oder Fremde, ein Stück Kunst, Volksleben, Gewerbe- oder Handelsfleiß zeigte, er erinnerte uns auch an Gedenktage, weihte uns den Tag mit einem nachdenklichen Spruch und berichtete über den Wandel von Sonne, Mond und Sternen. Für Tausende war es der selbstverständliche Anfang des Arbeitstages geworden, das neue Kalenderblatt zu lesen, wie man nach dem Wetterglas oder der Turmuhr sieht. Und nun fehlte das auf einmal! Doch jetzt ist er wieder da, der liebe Freund, etwas bescheidener im Ausmaß, aber sonst in der alten Art und Form. Auf gute dauerhafte Freundschaft!

Wenn Kalender nicht mehr wären als Gefäße für Zufallsbeiträge, hätten sie ihren Sinn und Zweck verfehlt. Der Dresdner Kalender, der nun zum zweitenmal in seiner neuen Form hinausgeht, trägt auch diesmal seinen Untertitel »Jahrbuch über das künstlerische, geistige und wirtschaftliche Leben Dresdens« mit Recht, ja, er lehrt uns, wie erhellend und klärend solche zusammenfassenden Übersichten sein können, wie er sie bringt: z. B. ein Bericht über Dresdens Stadtverwaltung nach der Revolution von 1918 (von Oberbürgermeister Blüher), ein Bild des politischen Dresden von 1918/19, eine Würdigung der Bauten Dresdens in den Kriegsjahren (von Prof. Dr. Paul Schumann), Sammelbesprechungen der Dresdner Schauspiel-, Oper-, Konzert- und Kunstdarbietungen im Laufe des letzten Jahres. Gewiß ist man auch für die andern Beiträge, Abhandlungen über einzelne Fragen, Persönlichkeiten und Ereignisse des Dresdner Vergangenheits- und Gegenwartslebens, dankbar, aber jene Übersichten erweisen erst den eigentlichen Beruf eines solchen Jahrbuchs: sie laden uns auf eine ruhige Insel im flüchtigen Strom der Zeit, sieben das fruchtbare Korn heraus und geben die Spreu den Winden preis. Dabei ist vom Papier bis zum Druck und Bildschmuck, für den diesmal hauptsächlich Prof. Otto Altenkirchs feine Kunst gesorgt hat, alles noch vom Besten, ein kleines Wunderstück in diesen verherten Zeiten des Stoffmangels und der Arbeitshemmungen, auf das der Verlag (Dresden, Oskar Laube) und der Herausgeber (Joh. Erich Gottschalk) stolz sein dürfen.

Die Neue Christoterpe, das von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur begründete, jetzt von Adolf Bartels und Julius Kögel geleitete Jahrbuch für das christliche Haus, ist mit dem 41. Jahrgang zu ihrem ursprünglichen Verlage (C. Ed. Müller, Paul Seiler, Halle a. d. S.) zurückgekehrt. Äußerlich hat der einst so gediegenen und glänzenden Erscheinung die Not der Zeit hart zugesetzt, Herz und Seele aber sind die alten geblieben. Christoterpe heißt: Christenfreude, Christenmuse, und so sucht dies Jahrbuch nach wie vor hauptsächlich dem christlichen Hause eine Quelle des Trostes und der Erbauung, aber auch des gemäßigten Genusses und der feinsinnigen Belehrung zu sein. Aufsätze wechseln da mit Novellen, Erzählungen mit Gedichten, Dichtungen mit Lebensbeschreibungen und Zeitbildern ab. Rechten Jahrbuchscharakter hat ein solcher Band zwar nicht; ob er die Zahl 1920 oder 1919 trägt, macht nicht viel aus. Es sollte doch versucht werden, die Aufgaben jedes neuen Bandes mehr aus der Zeit, ihren Besonderheiten, ihren Forderungen und Bedürfnissen zu schöpfen, auch wenn es hieße, wie Petrus das Schwert gegen sie zu zücken.

Das Beste zuletzt! Das Literarische Echo, unsre umsichtigste und vielseitigste kritische Zeitschrift, hat sich entschlossen, hinfort von Jahrgang zu Jahrgang das Wichtigste und Bedeutsamste ihres Inhalts in einem Jahrbuche zu sammeln, das seinen Titel »Ernte« als eine ernste Verpflichtung ebensowohl vor der zu sichtenden Mitwelt wie vor der zu unterrichtenden Nachwelt auffaßt (Berlin, Fleischel & Ko.). Der erste Band, geschmackvoll und dauerhaft ausgestattet, bringt eine Anzahl literarischer Charakterbilder neu hervorgetretener Dichter, zum Teil begleitet von selbstbiographischen Aufzeichnungen, ein paar allgemeine Aufsätze, die Schneisen durch den Hochwald, aber auch durch das Unterholz literarischer Kulturen legen, ferner zusammenfassende Berichte über die englische, französische, italienische und — besonders ausführlich — die deutsche Literatur des verflossenen Jahres. Den Beschluß machen Todesnachrichten (wobei nur manchmal die genauen Daten fehlen!), Ernennungen, Auszeichnungen, Denk- und Merkwürdigkeiten aus der literarischen Welt, die uns ein gutes Stück des eingegangenen Bettelheimschen Biographischen Jahrbuches und Nekrologes ersetzen. Der Literaturfreund wird sich an diese handlichen und hilfreichen Bände bald so gewöhnen, daß sie ihm als



Wegweiser durch die geistige Saat der Jahre hinfort unentbehrlich sind. Der Herausgeber Dr. Ernst Heilborn hat hier eine heute doppelt verdienstvolle, weil klärende und erhellende Kulturarbeit geleistet. Nur sein übergeistreiches Vorwort ist mir zu anspruchsvoll für den Zweck der Einführung und Zurechtweisung. Ein Pförtner, auch wenn er das vornehmste Haus betreut, sollte sich nicht in den Philosophenmantel kleiben und im Treppenflur so lästerliche und gefährliche Gedankenraketen abbrennen wie: »Nationalliteratur ist ein Buchbindereinfall.« F. D.

Verschiedenes

Die Stadt Hildesheim, vertreten durch den Stadtarchivar Dr. Gebauer, ist mutig genug, sich in dieser bedrängten Zeit eine eigne Zeitschrift zu gründen. Schon seit Jahren drängten allerlei heimische Bestrebungen, der Geschichtsvereine, der Kunstsammlungen, der Heimatpflege, Heimatkunde und Familienforschung auf dieses Ziel hin, zugleich aber drohte die heute doppelt bedenkliche Gefahr der Zersplitterung. Hier hat einmal die Not der Kriegsjahre klärend und einigend gewirkt. So sind denn nun all diese Wünsche und Bestrebungen in ein einheitliches Bett geleitet und zusammengefaßt in der Zeitschrift »Alt-Hildesheim« (Eine Zeitschrift für Stadt und Stift Hildesheim, im Auftrage der Stadt und in Verbindung mit einem Ausschuß von Fachmännern herausgegeben von J. H. Gebauer; Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig). Sie soll ein Spiegel sein des Hildesheimer Lebens und Strebens von seinen Anfängen her bis an die Schwelle der Gegenwart, und all das, was mit dem Werden der Stadt und ihrer Landschaft auf den Gebieten der Geschichte, der Kunst, der Heimatkunde und der Literatur in Zusammenhang steht, in den Kreis ihrer Betrachtung und Darstellung ziehen. Rein wissenschaftliche Aufsätze sollen nicht ausgeschlossen sein, im allgemeinen aber wenden sich die neuen Blätter, die als regelmäßige Halbjahrsschrift gedacht sind, vorläufig aber in freier Folge jährlich ein- bis zweimal erscheinen werden, an die größere gebildete Leserwelt aus allen Ständen. Nach den Darbietungen des uns vorliegenden ersten Heftes (88 Seiten in Großquart mit reichem Bilderschmuck) darf man hoffen, daß sich dieses Programm erfüllen und daß die Teilnahme an der Zeitschrift keineswegs auf den Stadt- und Landschaftskreis Hildesheims beschränkt bleiben wird. Denn der Ehrgeiz all solcher Heimatszeitschriften muß es sein, für die von ihnen gepflegten Dinge auch Freunde zu gewinnen, die außerhalb dieses Kreises stehen. Erst daran bewährt sich ihre Fruchtbarkeit und Förderungskraft; ein Eigenbrötlertum hat bei uns heute weniger denn je Berechtigung. Aus dem Inhalt des ersten Heftes heben wir hervor eine Veröffentlichung des Herausgebers aus dem Briefwechsel des Kardinals Fürstbischofs Kopp mit dem Senator Dr. Roemer in Hildesheim, eine Darstellung des Hildesheimer Aufruhrs vom 17. und 18. April 1848 (von H. Kloppenburg), eine kunstgeschichtliche Würdigung der Laurentiuskapelle am Dom zu Hildesheim (von R. Herzig), zwei illustrierte Aufsätze von Direktor E. Sandtrock über Alt-Hildesheimer Metallkunst und das Knochenhauer-Amtshaus, den Bericht des Museumsdirektors Prof. Dr. Roeder über das Pelizaeus-Museum (ägyptische Sammlungen), eine eingehende heimatkundliche Darstellung der Hildesheimer Vogelwelt (mit Bildern) und endlich eine kulturgeschichtliche Abhandlung über die heiligen drei Könige von Adolf Vogeler, der sich auch hier als ein Schriftsteller von feinem Geschmack und dichterischer Begabung zeigt.

*

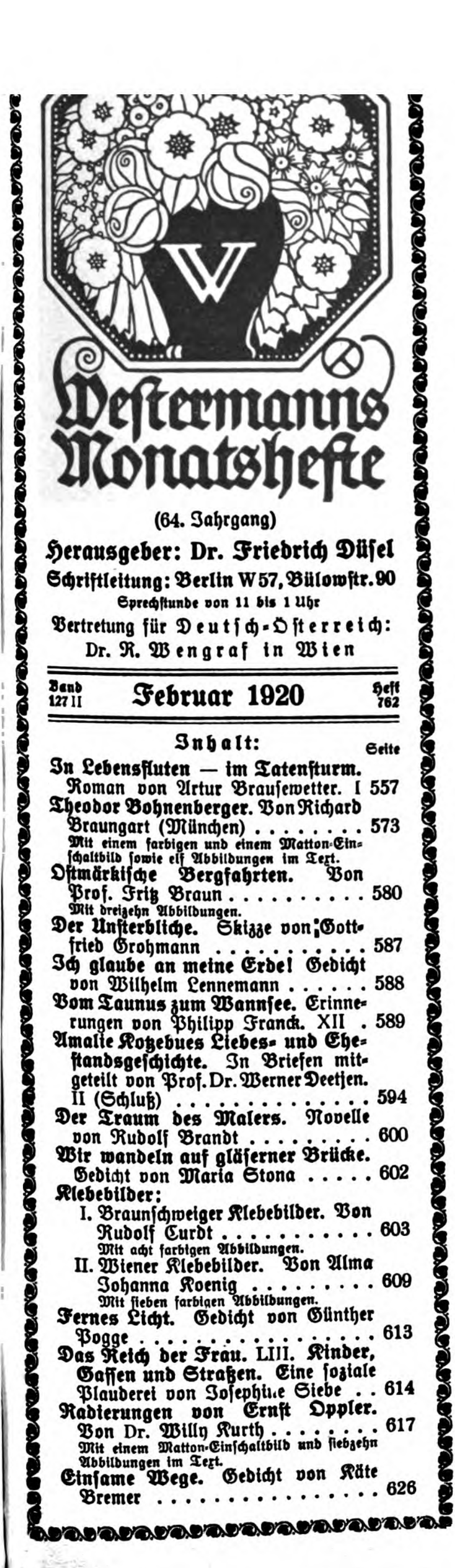
Ernst Heilborns Fontane-Buch (Berlin, S. Fischer) huldigt dem Andenken eines, dessen kürzlich gefeierter hundertster Geburtstag seinen Ruhm nicht erst künstlich zu erneuern brauchte, dessen Werk und Persönlichkeit noch lebendig unter uns wirken. Der Herausgeber selbst eröffnet das Buch mit einem gedankenreichen, vieles neu und eigen sehenden Aufsatz über Fontanes Persönlichkeit, der leider nur den vollen, freien Fluß der Darstellung vermissen läßt und sich vor unsern Augen aus frischgeschürften Steinen etwas mühselig mosaikartig zusammenbaut. Thomas Mann stellt, durchleuchtet von eignen schriftstellerischen Erfahrungen, den alten, d. h. den eigentlichen und wertvollen Fontane dar; Pniower entwirft ein zärtliches Charakterbild Emilie Fontanes, der Dichterfrau. Dann erst folgt das Köstlichste: Unveröffentlichtes aus Fontanes Nachlaß, Novellen-, Roman- und Erinnerungsentwürfe, ein die Jahre 1884—1898 umfassendes Tagebuch und eine Sammlung von Bekenntnissen und Aussprüchen des Dichters über sich selbst und seine Werke.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I. Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





(64. Jahrgang)
Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Berlin W 57, Bülowstr. 90
Sprechstunde von 11 bis 1 Uhr
Vertretung für Deutsch-Österreich:
Dr. R. Wengraf in Wien

Band 127 II — Februar 1920 — Heft 762

Inhalt:



Kunstblätter und Einschaltbilder:

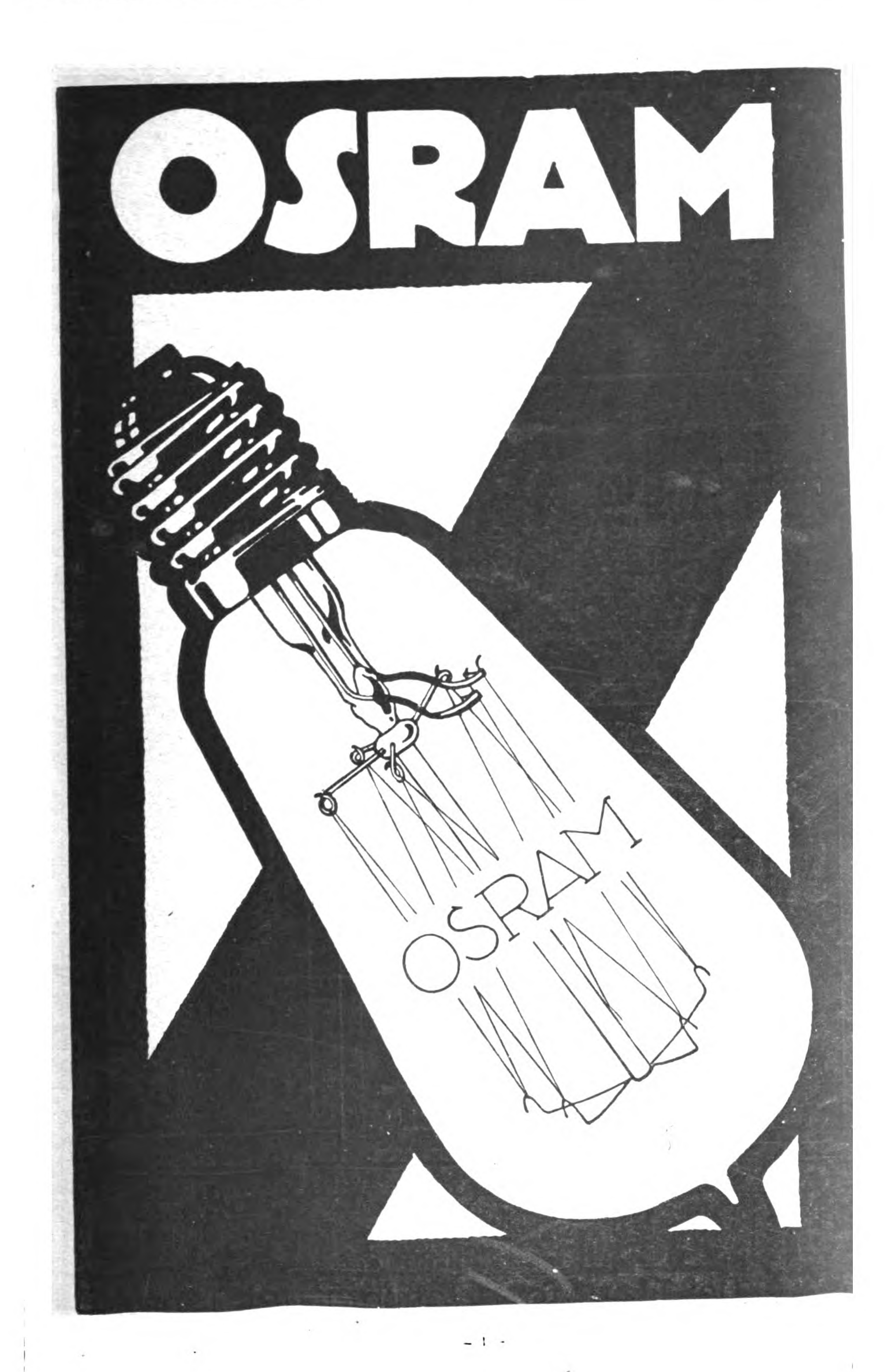
Jährlich 12 Hefte. Einzelheft 4½ M. Preis des ganzen Jahrgangs 54 M.

Umschlag u. Ausstattung von Lucian Bernhard

Einsendungen (bitte erst nach Anfrage!) an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90

Rückſendungen und Antworten nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt





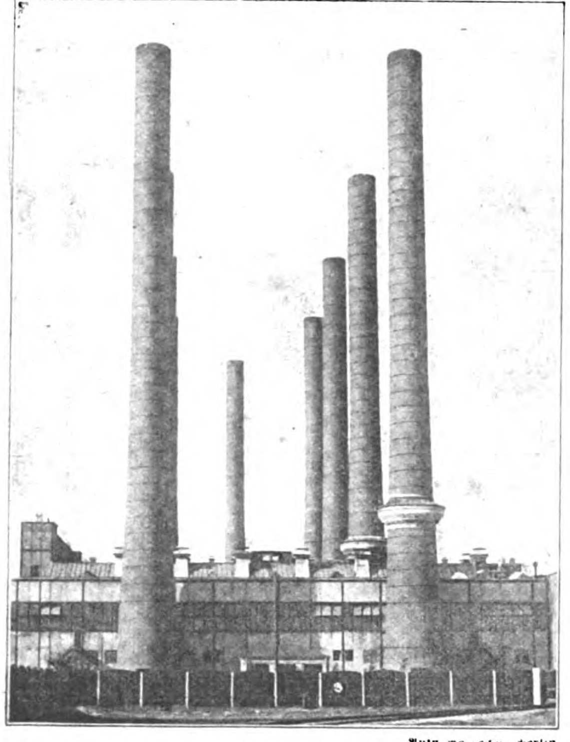
OSRAM
OSRAM

Bilder aus der Zeit

Friedrich Schaper †

In Berlin ist vor kurzem, 78 Jahre alt, der bekannte Bildhauer Friedrich Schaper gestorben. Schaper, am 31. Juli 1841 in Alsleben (Reg.-Bez. Merseburg) geboren, erhielt seine künstlerische Ausbildung an der Berliner Akademie. Er trat zuerst 1866 mit einer Gruppe „Bacchus, die Ariadne tröstend" hervor. Später wandte er sich hauptsächlich der Denkmalskunst zu und entfaltete auf diesem Gebiet eine so fruchtbare Tätigkeit, daß zahlreiche Orte Deutschlands Monumentalwerke seiner Hand aufweisen. Wir nennen hier nur das Goethe-Denkmal in Berlin, das Lessing-Denkmal in Hamburg, das Luther-Denkmal in Erfurt, das Reiterdenkmal Wilhelms I. in Aachen und das Standbild des Großherzogs Ludwig IV. in Darmstadt. Von 1875 bis 1890 wirkte Schaper als Lehrer an der Akademie der Künste in Berlin.

Aufn. Alice Matzdorf, Berlin W



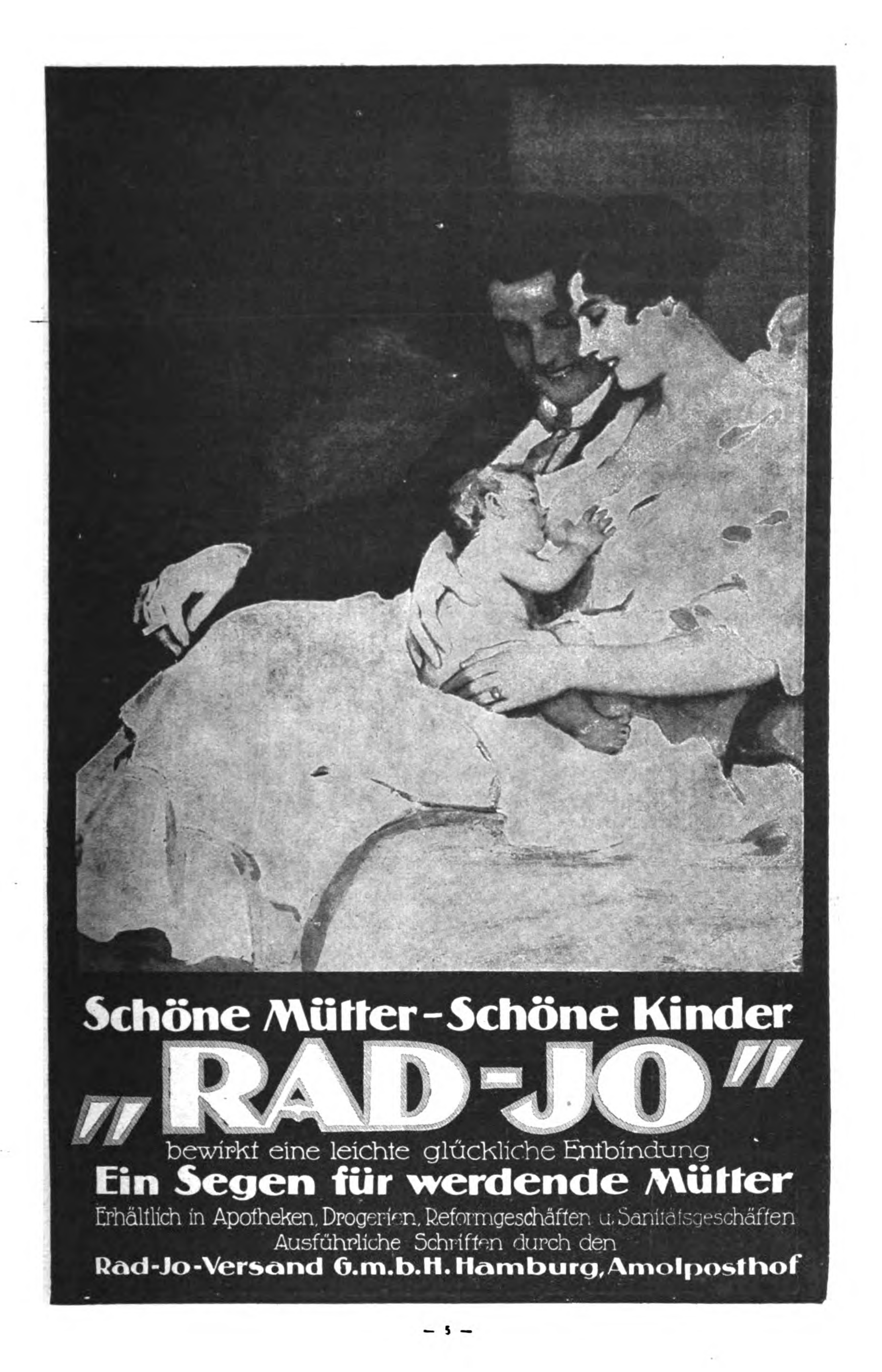
Aufn. [illegible], Berlin

Bilder aus der Zeit

Das größte Dampf-Kraftwerk der Erde

In der Nähe von Bitterfeld, inmitten eines gewaltigen Braunkohlenfeldes, erhebt sich das größte durch Kohlen gespeiste Kraftwerk der Erde. Neun Riesenschornsteine von je 100 Meter Höhe lassen die während des Kriegsjahres 1915 in dem erstaunlich kurzen Zeitraum von neun Monaten errichteten Anlagen schon von weitem erkennen. Es ist schwer, sich von der Leistungsfähigkeit dieses Werkes, das u. a. den größten Teil der für Berlin erforderlichen elektrischen Kraft liefert, eine zureichende Vorstellung zu machen. Am ehesten ist dies noch möglich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß hier unter 64 Kesseln täglich nicht weniger als 600 Eisenbahnwagen Braunkohle zur Dampferzeugung verbraucht werden. Die Kohle wird durch Förderbahnen von den Gruben aus unmittelbar den Kesseln zugeführt. Acht gewaltige Turbinen von je 20 000 Pferdestärken verwandeln den erzeugten Dampf in elektrische Kraft. Durch Fernleitungen wird der elektrische Strom den Verbrauchsstellen zugeführt. Den Hauptanteil erhält Berlin, so daß die dort vorhandenen Elektrizitätswerke zum größten Teil nur noch

(Fortsetzung siehe Seite 6)


Schöne Mütter - Schöne Kinder
„RAD-JO"
bewirkt eine leichte glückliche Entbindung
Ein Segen für werdende Mütter
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformgeschäften u. Sanitätsgeschäften
Ausführliche Schriften durch den
Rad-Jo-Versand G.m.b.H. Hamburg, Amolposthof

(Fortsetzung von Seite 4)

zur Zeit des abendlichen Höchstverbrauchs tätig zu sein brauchen. Außerdem werden neben einer Reihe kleinerer Städte und Ortschaften des Kreises Bitterfeld die großen Stickstoffwerke in Piesteritz mit elektrischer Kraft versorgt, die mit Hilfe der hochgespannten elektrischen Ströme täglich etwa 8000 Zentner Stickstoff als Düngemittel aus der Luft erzeugen. Trotz dieser hohen Leistung werden in dem Bitterfelder Kraftwerk insgesamt nur 750 Arbeiter beschäftigt, denen im wesentlichen nur die Bedienung der die Arbeit ausführenden Maschinen obliegt. Die Arbeiter sind in einer vorbildlichen, reizvoll angelegten Kleinhaussiedlung untergebracht. Die besondere Zeitbedeutung des Bitterfelder Kraftwerkes liegt darin, daß es den Weg zu einer erschöpfenden wirtschaftlichen Ausnutzung der in unsern ungeheuren Braunkohlen- und Torfvorräten schlummernden Kräfte und damit zu einer aussichtsreichen Bekämpfung der Kohlennot weist.

Blick in die Turbinenhalle — Aufn. Boedecker, Berlin









GOERZ TENAX-PLATTEN

Sauberer Guss
Gleichmässiges Fabrikat
Grösste Haltbarkeit
Weiter Belichtungsspielraum
Hohe Empfindlichkeit
Vorzügliche Abstufung

Erhältlich in den Photohandlungen

FABRIKANTEN:

GOERZ PHOTOCHEMISCHE WERKE, G.M.B.H., STEGLITZ

GENERAL-VERTRIEB:

Optische Anstalt C. P. GOERZ Aktiengesellschaft

BERLIN-FRIEDENAU 28

J·Pohlig A·G·Cöln





Modernes Tanzlehrbuch

mit vielen Abbildungen M. 3,35. Guter Ton und feine Sitte, Geschenkwerk, 5,50. Die Gabe d. gewandten Unterhaltung 3,20. Bekämpfung der Schüchternheit 3,25. Die Kunst des Gefallens 6,40. Liebesbriefsteller 3,20. Moderner Weg zur Ehe 3,35. Jede Dame ihre Friseurin 3,10. Traumbuch 2,65. Klavierschule 7,40. Violinschule 6,50. Zeichenschule 2. Schönschreibschule 4. Privat- und Geschäftsbriefsteller 5,50. Rechtschreibung Duden 6,50. Aufsatzschule 5,75. Fremdwörterbuch 5,75. Richtig Deutsch 5,75. Englisch 5,75. Französisch 5,75. Italienisch 5,75. Böhmisch 5,75. Ungarisch 5,75. Polnisch 5,75. Russisch 5,75. Spanisch 5,75. Buchführung 5,75. Handelskorrespondenz 5,75. Kontorpraxis 5,75. Bankwesen 5,75. Rechtsformularbuch 5,75. Reklamelehrbuch 5,75. Handbuch für Kaufleute 15. 1000 chem. techn. Rezepte zu Handelsartikeln 6. Gartenbuch 5,75. Schlipf's preisgekröntes Lehrbuch der Landwirtschaft 13,35. — Gegen Nachnahme L. Schwarz & Co, Berlin H. 14, Annenstraße 24.







Wer die Heimat liebt wie Du Roman von Art. Brausewetter. Ein stattlicher Band. 417 Seiten. Geb. M. 9,50. 41. bis 70. Tausend. — Verlag Georg Westermann, Braunschweig u. Hamburg.



Aachener

Kaiserbrunnen  **Kaiserquelle**

kohlensäurehaltiges bestes Tafelwasser — *natürliches Thermalwasser zu Haustrinkkuren,*

abgefüllt unter Kontrolle der Stadtverwaltung wirkt vorbeugend und heilend bei

Rheuma, Gicht, Katarrhen

der Verdauungs- und Atmungs-Organe etc. Brunnenschriften durch Aachener Thermalwasser „Kaiserbrunnen" A. G. Aachen-Nord 43



Erzählung aus der Zeit und dem Leben Christi.

Das neueste gewaltige Buch

von

Walter Hans Strelow.

Kein frommer Roman! Die neuen 10 Auflagen sind erschienen.

Ein Werk aus Weltgeschichte und Bibel.

Germanien, Roms Paläste, Ägyptens Sonne, Jerusalems heilige Stätten grüßen uns. Christi erhabene Menschengestalt gewinnt Fleisch und Blut. Ein kerndeutsches Buch

Ein Geschenkwerk für jeden, das zehnmal gelesen wird.

Das Organ des Preußischen Rektoren-Vereins schreibt:

„Es ist das Hohelied des felsenfesten Glaubens, der unentwegten Liebe und der unerschütterlichen Treue. Über dem Ganzen liegt die Sehnsucht nach der Heimat. Die Handlung ist äußerst spannend, daß man am liebsten an einem Abend das Buch verschlingen möchte. Die Sprache ist klar, knapp und schön. Das bedächtige Alter wird angeregt zum Nachdenken über den Wert der Religion. Die begeisterungsfähige Jugend wird mit fortgerissen zu den Höhen der deutschen Ideale."

Geb. 8 M. In vornehmst. Geschenkeinbd. 9,25 M. 200 Expl. in Luxuseinband, vom Autor gezeichnet, 25 M. Sämtliche Preise mit 10 % Teuerungszuschlag.

In allen Buchhandlungen!

West-Buchhandlg.-Charlottenburg
Wilmersdorfer Straße 40.
Tel.: Steinpl. 8640.





Harmoniums mit edlem Orgelton. Katalog umsonst.
ALOIS MAIER, Hofl., FULDA.



Gänzlich neue Wege zur unbedingt sicheren Heilung
enthält meine Gratisbroschüre F.
Lehmann's Institut München, Liebigstr. 28.



Geflügel-, Schweine-, Ziegställe, tragb. Futtermaschinen, Brutöfen usw. Preisl. frei.
Geflügelhof i. Mergentheim 51.

Gummi-

Strümpfe, Bandagen, chirurg., hygien., elektrische Apparate billig. Preisl. gratis.
Josef Maas & Co., G.m.b.H., Berlin 33,
Jerusalemer Straße 57.



Rachitis = deutsche ~~englische~~ Krankheit



Die aufsehenerregenden Statistiken der Regierung zeigen unverhüllt die entsetzliche Zunahme der Knochenkrankheiten als Folge der Hungerblockade. In allen Teilen Deutschlands Knochenweiche, Knochenbrüche, Rachitis in beunruhigend zahlreichen Fällen. Es gibt eine neue Heilweise, die in tausenden Fällen und gerade bei Rachitis glänzende Erfolge zeitigte. Lesen Sie darüber sofort das soeben erschienene Buch Dr. med. Stupels „Der Salzhunger", das zahlreiche Berichte erster Aerzte enthält. Gegen Einsendung von 60 Pf. zu beziehen vom **Corania-Verlag. Berlin SW 47. Abt. F. 14.**





„Exquisit"
Echter alter deutscher Cognac

† St. AFRA †
Die Perle der Liköre



Cognacbrennerei
E. L. KEMPE & Co.
Aktiengesellschaft
OPPACH i/SA.

Neue liter. Erscheinungen.

Bis Ende Dezember sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Achilles, Friedr.: Präludien. Das lichtgrüne Buch. Gedichte. Kart. 6 M. — Präludien. II. Das lichtrote Buch. Dichtungen. Kart. 6 M. Berlin-Charlottenburg, Verlag der Freunde.

Altösterreichische Erzähler: Schreyvogel, Grillparzer, Seidl, Halm, Stelzhamer. Geb. 5 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Amelung, Heinz: Deutsche Heldensagen. Lebensbücher der Jugend, Bd. 30. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

Antiquariatsverzeichnis Nr. 80: Neuerwerbungen, hierin u. a. ein weiterer Teil der Bibliothek des Romantikers de La Motte Fouqué. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe.

Behrens, Marie Marg.: Vom Morgen zum Abend. Aus lieber Kinder Tageslauf in Schattenbildern. Gotha, Friedr. Andreas Perthes, A.-G.

Beusch, Dr. Paul: Die Neuordnung des deutschen Finanzwesens. Drei Vorträge. Brosch. M. 1,80. — Das Staatsschuldenwesen. Brosch. 60 Pf. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Birt, Theodor: Aus dem Leben der Antike. Geb. 10 M. — Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Geb. 6 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Bohner, Theod.: Kwabla. Magdeburg, Carl Peters, Verlag.

Brauneck, Agnes: Vom Franzel und seinem Ahnele. Geb. 4 M. Gotha, Friedr. Andreas Perthes, A.-G.

Bruggen, C. J. A. vom: Das Reich Gottes in Sibirien. Roman. Brosch. 5,50 Fr. Zürich, Max Rascher, Verlag.

Claus, Eleonore: Von Natur und Schönheit. Gedichte. Brosch. 1 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Cüppers, Adam Joseph: Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Geb. 7,20 M. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Dickmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei. Halle a. d. S., Heinrich Dickmann, Verlag.
- Bd. I: Engelbrecht, Kurt, Die Liebe. Geb. 7 M.
- Bd. II: Meisel-Heß, Grete, Die Ehe. Geb. 7 M.
- Bd. III: Rehm, Herm. Siegfried, Der Humor. Geb. 7 M.
- Bd. IV/V: Zell, Dr. Th., Das Tier. Geb. 12 M.

Die neue Reihe. Kart. je 2 M. München, Roland-Verlag.
- Nr. 13: Zech, Paul, Gelandet. Dramatisches Spiel.
- Nr. 14: Müller, Robert, Das Inselmädchen. Novelle.
- Nr. 15: Kaiser, G., Juana. Einakter.
- Nr. 17: Studer, Claire, Der gläserne Garten. Novelle.

Dimmler, Emil: Franz von Assisi. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 1. Bd. Geh. 2,40 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Duhmal, Georges: Leben der Märtyrer 1914—16. Brosch. 3,50 Fr. Zürich, Max Rascher, Verlag.

Dürre, Walt.: „Schweig stille, mein Herze." Gedichte. Brosch. 1 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Düsel, Friedr.: Der abenteuerliche Simplizissimus. Lebensbücher der Jugend, Bd. 29.

— — **u. Sergel, Alb.:** Tausendschön. Lebensbücher der Jugend, Bd. 9. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

Endres, Franz Carl: Die Ruine des Orients (Türkische Städtebilder). Geb. 11 M. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.

Engel, Ed.: 1914/18. Ein Tagebuch. 51. und 52. Lieferung, je 70 Pf. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

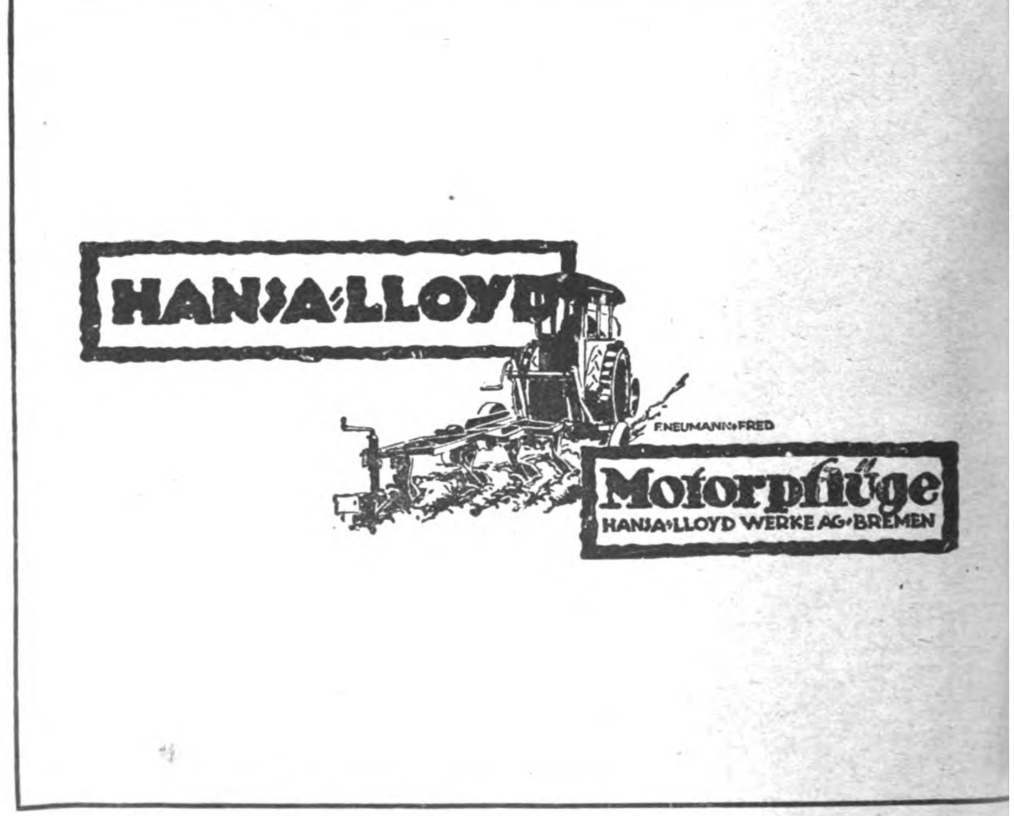
Flaskamp, cand. phil. Franz: Linien und Winkel, Flächen. 1. Teil des 11. Heftes von „Raumlehre", Hilfsbücher für Volksunterrichtskurse. Preis 3 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verl., G.m.b.H.

Wer seinen Kindern etwas Gutes, Schönes und Bleibendes geben will, der wähle die „Lebensbücher der Jugend".



Das reinweiße Licht


DIE MARKE DIE SIE SCHLIESSLICH DOCH WAEHLEN!
ROMACO
Zahncreme Puder Hautcreme
Robert Marchand Chemische Fabrik Hamburg 39.
Zweig-Niederlassung Romaco G.m.b.H. Berlin S.W. Charlottenstr. 7-8.


HANSA-LLOYD
F. NEUMANN-FRED
Motorpflüge
HANSA-LLOYD WERKE AG. BREMEN


Deutliches Sehen
in jeder Blickrichtung
gestatten dem Brillenträger
die
NG-
MENISKEN
Zu beziehen nur durch optische Geschäfte
Druckschriften kostenlos
NITSCHE & GÜNTHER · RATHENOW

Aus Bädern und Kurorten



Dr. Lahmann's Sanatorium
in Weißer Hirsch
bei Dresden.

Anwendung d. physikalisch-diätetischen Heilfaktoren.

Neuzeitliches Inhalatorium.
Luft- und Sonnenbäder.

Stoffwechselkuren.

Für Herbst- und Winterkuren besonders geeignet.

Eigenes großes Gut mit besonders ausgedehnten Obstplantagen und Milchwirtschaft, das seit 20 Jahren dem Sanatorium angegliedert ist.

SANATORIUM SCHATZALP

Heilanstalt I. Ranges für Lungenkranke. — Unvergleichliche Lage. — Höchste Sonnenscheindauer. — Modernste Einrichtungen.

1865 m ü. M • 300 m über DAVOS-PLATZ. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion.**

Leitende Ärzte: Dr. Lucius Spengler und Dr. E. Neumann.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Seit 35 Jahren bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

Einzelgabe 75 ccm = 1 g Bromsalze. Diese 2 bis 3 mal täglich. Größere Gaben auf ärztliche Verordnung. In den Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer oder direkt durch Vermittelung von

Dr. Carbach & Cie. in Koblenz 6 a. Rh.





Gegen Katarrhe





Bei Anfragen wird um gef. Bezugnahme auf Westermanns Monatshefte gebeten.

Wo wohne ich während der Reise?

Sanatorium Guardaval
Davos

Erstklassiges Haus für Lungenkranke. Höchste Sonnenscheindauer.

Leit. Arzt: **Dr. F. Bauer.** Hausarzt: **Dr. O. Weber.**



Anfragen nach den Aufnahmebedingungen für diese Rubrik wolle man richten an die Anzeigenverwaltung von Westermanns Monatsheften, Berlin SW 19.

Friedrichshafen a. Bodensee · Kurgarten-Hotel

(Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin.)
Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen.
Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parkes gelegen.

Das ganze Jahr geöffnet. .... Man verlange Prospekte.

Partenkirchen (Oberbayern)
Dr. Wigger's Kurheim

Sanatorium f. Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürft.
Auskunftsbuch **Wintersport.**

Sanatorium Hochstein
Ober-Schreiberhau (im Riesengebirge)

Leitender Arzt:
Dr. Winter

Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Landschulheim Am Solling
bei Holzminden
Reformschule auf dem Lande. Lehrplan der Oberrealschule m. Lateinkursen in Ob.-Sekunda bis Ob.-Prima. Ausführl. Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Lähn i. Riesengb. **Pädagogium**
Ländliche Schulanstalt
bei Hirschberg. **Gegründet 1874.**
Kleine Klassen, real, realgymn. und gymn. Ziel: Einjähriges und Vorbereitung auf Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizinische Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

Kaufmännische Privatschule f. Damen von Frau Elise Brewitz
Berlin, Potsdamer Straße 90, **Höhere Handelsschule. Handelsschule.** Ausbildung zur Sekretärin und Korrespondentin.

Pädagogium **Neuenheim-Heidelberg**
Seit 1895: **808 Primaner** (Einj. 7./8. Kl.) u. **Abiturienten.** Erfolgreiche Überleitg. in **alle Gymnasial-** und **Real-**Klassen. Familienheim. Sport.

Bad Suderode / Harz
Töchterheim Opitz
Schöne, geschützte Waldlage. Haushalt und Wissenschaft, Musik, Anmutsstunden. Zeitgemäße Erziehung.



Anfragen nach den Aufnahmebedingungen für diese Rubrik wolle man richten an die Anzeigenverwaltung von Westermanns Monatsheften, Berlin SW 19.

Bublitz (Pommern) **Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.- und Abitur.-Prüfung.** Sonderkurse f. Kriegsteilnehmer. Schnelle Förderung (Dorfschüler ohne sprachl. Vorbildg. bestand. schon n. 1 J. d. Einj.-Prüfung). Internat. Beste Verpfl. Prosp.

Reformschule Schloß Kirchberg
Landerziehungsheim
a. d. Jagst (Württemberg). 400 m ü. M. — Luftkurort. Herrliche, gesunde Lage.
Vorschule bis Prima aller höheren Schulen. Gedieg. Unterricht. Kleine Klassen. Streng gereg. Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Anerkannt vorzügl. reichliche Kost. Beste Empf. Prosp. Jahrespreis 1500 M., Oberklasse 1800 M. u. 25% Teurungszuschl. Geschwister u. Kriegswaisen 20% Ermäßigung.

Davos **Hochalpine Handelsschule**
Internat u. **Externat** für erholungsbed. Schüler von 12-18 Jahren. Lehrplan der deutschen Höh. Handelsschulen. Grdl. Ausbildung durch **dipl. Lehrkräfte.** Ständige **ärztliche Aufsicht.** Prosp. durch den Leiter: **Dr. Fritz Fuchs.**

Höhere Knabenschule im Hochgebirge!
Kräftigung der Gesundheit durch Sport und **reichliche Ernährung.** Schularzt. Aufnahme vom 9. Jahre ab. Gymn., Realgymn., Oberrealschule. Reifeprüfung. Akad. Lehrkräfte. **Engadin** (Schweiz) 1730 m ü. M.
Lyzeum Alpinum Zuoz.

Detmold **„Haus Holzer"** **am Papenberg.**
Töchterheim I. Ranges für häusliche, gesellschaftliche u. wissenschaftl. Ausbildung. Geprüfte Lehrkräfte i. Hause. Sommer- u. Wintersport. **Beste Verpflegung.** Prosp. durch Frau H. Holzer.

Sorgf. Pflege, Erziehung, Unterricht u. Vorbild. z. einem Lebensberuf finden geistig **Zurückgebliebene** in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873. Dresden-N., Oppelstr. 44. Prosp. Hyg.-Ausst. Dresden. Silb. Med.

Erziehung in Amerika
deren Wirkung und Folgen.
Privatdruck. Prosp. u. Subskript.-Liste durch **Rekord-Verlag, Dortmund O 13,** Westenhellweg 125.

Erstklassige
Rindleder-Möbel
Klubsessel
direkt vom Hofpolsterer einer Provinzstadt. Ernsthafte Interessenten belieben sich zu wenden sub. **„Nur Qualitätsware" M. E. 4075** an **Rud. Mosse, München.**



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Flesch, Hans: Baltasar Tipho. Roman. Geh. 7,50 M. Wien, E. P. Tal & Ko., Verlag.

Frisch, E. u. Hausenstein, W.: Herausgeber der Monatshefte „Der neue Merkur." 3. Jahrgang, Novemberheft 1919. Einzelheft 2,75 M., vierteljährlich 7,50 M. München, Verlag „Der Neue Merkur".

Gnauck-Kühne, Elisab.: Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Brosch. 2,70 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Griepenkerl, Robert: Bella. Novelle. Mit einem Nachwort neu herausgegeben von Kurt Meyer-Rotermund. Geb. 1,80 M. Braunschweig, Verlag von A. Graffs Buchhandlung.

Hambsch, Johanna: Ans dem Wunderlande der suchenden Seele. Skizzen. Geb. 4,20 M. — Von den singenden Brunnen des Lebens. Gedichte. Geb. 4,20 M. Calw/Schwarzwald, Paul Olpp, Verlagsbuchhandlung.

Heinen, Anton: Sozialismus — Solidarismus. Brosch. 1,80 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Herbert, M.: Das Erbe der Lößlyn. Geb. 6,40 M. — Die Römerin. Geb. 4 M. Köln a. Rh., J. P. Bachem, Verlag.

Hertel, Betty: Das Geheimnis des Stadttores. Geb. 5 M. Gotha, Friedr. Andreas Perthes, A.-G.

„Ich und die Großstadt." Neue illustr. Wochenschrift. 1. Jahrg., Heft 1. Einzelheft 2 M. Berlin SW 19, Geschäftsstelle der Wochenschrift „Ich und die Großstadt."

Iskra-Permsky, Maxime: Das Elend in den deutschen Gefangenenlagern Frankreichs. Leipzig, Otto Wiegand, Verlag.

Kindermann, Wilh.: Der Turm von St. Jakob. Geh. 1 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Lißmann, Friedrich. Eine Sammlung seiner Werke, Auswahlmappe, erscheint in 6 Lieferungen. Jede Lieferung 25 M. Hamburg 36, Hanseatischer Kunstverlag.

Löns, Herm.: Aus Forst und Flur. Tiernovellen. Geh. 5 M. — Wasserjungfern. Geschichten von Sommerboten und Sonnenkündern. Geh. 3,50 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Miethe, Dr. A., Geh. Reg.-Rat: Die Technik im XX. Jahrhundert. Band V. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann.

Mühlberg, Martin: Achaia. Dramat. Gedicht. Geh. 2 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Müller, Herm.: Die Befreiung der Liebe. Nachdenkliches für reife Menschen. Altona, Hammerich & Lesser, Verlag.

Neuburger, Albert: Die Technik des Altertums. Geh. 21 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Opitz, Walter: Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Geb. 5 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Pohlmann-Hohenaspe, A.: Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft. 7. Aufl. Kart. 4,50 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Pohlmann-Hohenaspe, A.: Werde- und Wanderjahre in Südamerika. Geb. 7,50 M. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung.

Rhoden, D. Dr. G. von: Grundlagen der christlichen Sittlichkeit. Geh. 2,80 M. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer.

Rikki — Tikki — Tavi. Ein europäisches Geheimnis in Tibet enthüllt. Brosch. 2 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Ritter, Emil: Die Volksbildung im deutschen Aufbau. Geb. 2,70 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Schmidt, Dr. phil. Hans Walt.: Wie schreibe ich für die Jugend? Geh. 2 M. Berlin N 113, Kribe-Verlag.

Schnee, Dr. Heinr.: Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Geb. 20 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Schöler, Herm.: Helden der Arbeit. Geh. 9 M. Berlin, Otto Elsner, Verlagsgesellschaft m. b. H.

Schulte-Vaërting, Dr.: Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus. Geh. 19,50 M. München, Verlag von Ernst Reinhardt.

Schwaderer, Rich.: Nachdenkliche Randbemerkungen. Gedanken und Einfälle. Geh. 1,20 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Semerau, Alfred: Die Männer der Freiheit. Berlin W 57, Bong & Ko., Deutsches Verlagshaus.

Solidarismus, Im Geiste des. Zum Aufbau der neuen Gesellschaft. Brosch. 90 Pf. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Straten-Sternberg, Eleonore, van d.: Erntekranz. Geb. 20 Kr. Wien u. Leipzig, Carl Fromme, Verlag.

Storm, Theod.: Am grauen Strand, am grauen Meer. Mit Einleitung von Adolf Bartels. Geh. 5 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Stüber-Günther, Fritz: Gottsmann, der Egoist. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Ko.

Stuhrmann, Dir. P. Heinr.: Schauen und Schaffen. Deutsches Evangelisches Volksbuch für das Jahr 1920. Kart. 4,50 M. Godesberg, Deutsche Evangelische Verlagsgesellschaft, E. G. m. b. H.

Sturm, Aug.: Neuland. Die Lieder von Gott, die Lieder vom Tode, die Lieder von der Welt und die Lieder vom Vaterland. Geb. 3 M. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Vogelweide, Walter von: Minnelieder. In der Urschrift und in der Nachdichtung von Adalbert Schröters. Geb. 3 M. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Voigtländers Quellenbücher. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.
- Bd. 95: Schäffer, Jul., Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Missions- und Forschungsreisen in Afrika. Geb. 1,80 M.
- Bd. 96: Malsch, Dr. Rudolf, Aus den Schreckenstagen der französischen Revolution. Geb. 2,50 M.
- Bd. 97: Hartwig, Wilh., u. Stelzer, Karl, Spartakus und der Gladiatorenkrieg 73—71 v. Chr. Geb. 2 M.

Wiesebach, Wilhelm: Begegnungen. Reisegeschichtchen. Geb. 3,50 M. — Werdende Kraft. Erzählung. Geb. 4 M. Regensburg, Friedr. Pustet, Verlag.

Wildling, Otto: Über alles die Pflicht. Geb. 8 M. Leipzig-R., Aug Hoffmann.

Westermanns Monatshefte



Dezember 1919

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


Winkelhausen
Winkelhausen
Winkelhausen
Deutscher Cognac
Winkelhausen
Cognacbrennereien
H. A. Winkelhausen
Preussisch-Stargard



Asbach „Uralt"

alter deutscher Weinbrand

Weitere beliebte Marke: **Asbach „Privatbrand"**

Brennerei: Rüdesheim am Rhein



Westermanns Monatshefte



Januar 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

64. Jahrg. Preis: 3½ Mark Heft: 5



